Die Weltbühne

Der Schaubühne XV. Jahr

Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

15. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1919

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg / Dernburgstraße 25

Sachregister

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummer, die magern die Seiten

---

*) A = Kammerspiele, B = Schauspielhaus, C = Kleines Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, E = Metropol-Theater, G = Deutsches Künstler-Theater, K = Kleines Theater, L = Lessing-Theater, M = Theater in der Königgrätzer Straße, O = Komödienhaus, R = Residenz-Theater, T = Tribüne, V = Volksbühne, Z = Großes Schauspielhaus.

Autorenregister

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

Friedenssabotage von Heinrich Ströbel

Der Friede, dem sich die deutsche Regierung nach langem Zerren und Zaudern unterwarf, ist schwer, so schwer, daß er in seiner jetzigen Form nicht dauern kann. Doch muß, gerade den nationalistischen Wut- und Haßausbrüchen gegenüber, umso ruhiger festgestellt werden, daß sich die deutschen Regierer die Schwere dieses Friedens zum guten Teile selbst zuzuschreiben haben. Sicher ist, daß Deutschland in jedem Falle harte wirtschaftliche Bedingungen auferlegt worden wären. Dennoch hätte ein Deutschland manche Milderung erwirken, manche Demütigung sich ersparen können, das den Kaiserismus nicht nur äußerlich abgestreift, sondern mit den Traditionen des Cäsars-Militarismus auch innerlich gebrochen gehabt hätte. Dazu gehörte, daß man nicht nur die Hohenzollern entthronte und dem deutschen Volke die „freieste Verfassung der Welt" gab, sondern daß man sich auch in seiner seelischen Verfassung von der brutalen Machtreligion des zusammengebrochenen Kaiserismus befreite. Daß man vor allem die ungeheure Kriegslüge des deutschen Militarismus zerriß, die Kriegsschuld der alten Machthaber rücksichtslos bekannte und bis in ihre Schlupfwinkel hinein entlarvte, alle Mitschuldigen aus dem politischen Vordergrund entfernte und durch jede Einzelhandlung und den ganzen Geist des neuen Systems die Tatsache einer wirklichen Umwälzung glaubhaft machte.

Man weiß, daß nichts von alledem geschah. Wir kriegten das demokratischste Wahlrecht, aber zugleich eine Nationalversammlung, die genau so aussah, wie der Reichstag, der Wilhelm den Burgfrieden gelobt, siebenmal Kriegsanleihe bewilligt, allen Zerschmetterungsdrohungen zugejubelt und die wenigen Gewissensmahner niedergeschrieen hatte. Wir bekamen, sechs Wochen nach Ausrufung der Republik, eine Regierung, in der nicht ein Kriegsgegner, nicht ein einziger Mann von bewährt pazifistischen Grundsätzen saß, dagegen der ganze Klüngel der Schuldhehler. Wir erlebten den Wiederaufbau des alten Militarismus unter Führung der kaiserlichen Paladine, die Niederwerfung der inneren Gegner nach den in Belgien geübten Methoden, die Niedermetzelung wehrloser Gefangener, die Ermordung sozialistischer und kommunistischer Führer, die Neuentfachung des Nationalismus, den unsinnigen Konflikt mit den Polen, den reaktionären Handstreich im Baltikum, die Hetze gegen Eisner und die Schuldbekenner, die Unterschlagung des von Kautsky zusammengestellten Aktenmaterials, das nationalistische Liebäugeln mit dem Bolschewismus, die unverhohlene Freude über jedes Ententezerwürfnis, die gierige Hoffnung auf die Revolution in den alliierten Ländern. War es da nicht be-

greiflich, daß die Entente einem solchen Deutschland, das nichts gelernt und nichts vergessen hatte, Bedingungen stellte, wie sie ihm gegenüber einem kaiserlichen Deutschland notwendig gedünkt hätten?

Das nationalistische Toben, die Widerstands- und Revanchedrohungen brachten auch die Strategie Brockdorff-Rantzaus zum Scheitern. In den Antwort-Noten der deutschen Friedensdelegation steckte viel tüchtige Arbeit, ein nicht geringes Maß politischer Vernunft. Aber die Voraussetzung zur Annahme der deutschen Vorschläge wäre das Vertrauen zur ehrlichen Friedensliebe des neuen Deutschland gewesen. Woher aber sollte dies Vertrauen kommen, dieser Regierung, dieser Volksvertretung, diesen Heerführern und dieser unbußfertig-nationalistischen Geistesverfassung gegenüber? So blieb es bei dem harten Diktatfrieden. Und dessen Bedingungen wollte sich das neue Kabinett und die Mehrheit der Nationalversammlung trotz aller Härte schließlich unterwerfen — nur den „Ehrenpunkten" nicht, nur nicht dem Schuldbekenntnis und der Auslieferung Wilhelms und der Offiziere. Erst in letzter Minute fügte man sich knirschend, aus Furcht vor dem Einmarsch der Ententetruppen und dem Abfall West- und Süddeutschlands.

Man hätte sich manches Bittere erspart, wenn man beizeiten Einsicht bewiesen hätte. Hätte man rechtzeitig getan, was Ehrlichkeit und Gewissen geboten: das die alten Machthaber belastende Material veröffentlicht und die Schuldigen vor ein deutsches Volksgericht gestellt, so wäre man niemals in die peinliche und demütigende Lage versetzt worden, widerwillig den Namen unter ein von fremder Hand formuliertes Schuldbekenntnis setzen und Staatsangehörige einem Entente-Gericht ausliefern zu müssen. Und hätte Scheidemann sich nicht durch nationalistische Raserei das törichte Wort abpressen lassen, daß die Hand verdorren müsse, die einen solchen Gewaltfrieden unterschriebe, hätte die Regierung, wie es ihre Pflicht war, Nationalismus und Militarismus mit fester Hand gebändigt, so wäre ihr die ganze Tragikomödie der letzten Tage, der klägliche Zusammenbruch erspart geblieben. Aber ungewarnt durch die Lehre des Krieges, entfesselte man noch einmal die Geister des Jahres 1914. Und wie dieser Geist unfehlbar zur Novemberkatastrophe 1918 führen mußte, so endete er mit derselben grausamen Logik in dem Friedensdébâcle des 23. Juni 1919.

*

Wenn dies Débâcle nun wenigstens das letzte wäre! Aber da der Geist von 1914 noch immer lebt, sich in all den Reden in Weimar und in den Kundgebungen der Heerführer von neuem trotzig offenbart hat, ist es keineswegs sicher, daß die Unterzeichnung des Friedens uns auch wirklich den Frieden bringen wird.

Die Tat von Scapa Flow könnte von übelster Vorbedeutung werden. Sie war die Auflehnung des Militarismus gegen die Zivilgewalt der Republik. Die deutsche Presse hat diese militaristische Sabotage des Friedens eine „heroische Tat deutscher Seeleute" genannt. Sollte es nicht heroischere Taten geben, als das Versenken toten Schiffsmaterials? Aber wie dem immer sei: sind einmal Waffenstillstand und Frieden geschlossen, so wird soldatischer Heroismus, der Verträge als Fetzen Papier zerreißt, zum Staatsverbrechen. Die Marinemannschaften selbst mochten das nicht wissen; der kommandierende Admiral mußte sich klar darüber sein, daß seine Tat die Insurrektion gegen die deutsche Regierung war. Und Kontreadmiral von Reuter hat ja auch selbst erklärt, daß er die Schiffsversenkung als die Vollstreckung eines kaiserlichen Befehls betrachte!

Wird es bei diesem einen Akte militärischer Rebellion bleiben? Der Friedensvertrag enthält Bestimmungen über die östlichen Landesteile, die ja selbst von den mehrheitssozialistischen Landeskommissaren Hörsing und Winnig als völlig unerträglich ausgeschrieen worden sind. Winnig hat in einer Bekanntmachung gerade heraus erklärt, daß er das von der Entente für Polen beanspruchte Gebiet niemals preisgeben werde, gleichviel, welchen Beschluß eine deutsche Regierung fassen werde. Wie nun, wenn Winnig zu seinem Worte steht und auf die Friedensabmachungen des Kabinetts Bauer pfeift? Oder wenn die Generale gleich dem Admiral die Fahne der Rebellion aufpflanzen und auf eigne Faust den Krieg gegen die Polen organisieren? Etwa in der kindlichen Annahme, man brauche ja nur eine unabhängige Ost-Republik zu proklamieren, um Deutschland jeder Mitverantwortung für die Taten der im Osten konzentrierten Freiwilligenkorps zu entbürden! Nichts wäre kindlicher, als eine solche Annahme, und nichts könnte verhängnisvoller für Deutschland werden. Denn die Entente würde ein solches Vorgehen sicher für ein längst abgekartetes, sorgfältig vorbereitetes Intriguenspiel halten, den Friedensvertrag für schnöde gebrochen erklären und Deutschland in vollster Schwere zur Verantwortung ziehen. Wir bekämen dann die Besetzung des Ruhrreviers, den Vormarsch im Westen, alle Schrecken und politischen Folgen der Okkupation genau so, als wenn die Regierung am 23. Juni die Unterzeichnung des Vertrags abgelehnt hätte. War es schon ungeheuerlich, daß das Kabinett Scheidemann-Noske eine Entwicklung der östlichen Verhältnisse (die enormen Truppenzusammenziehungen, die Proklamation Winnigs undsoweiter) duldete, die eine solche Desperado-Politik möglich machte, ja begünstigte, so wäre es vollends eine Ungeheuerlichkeit, wenn das Kabinett Bauer-Noske nicht von der ersten Sekunde seiner Existenz an alles unternommen hätte, was eine Insurrektion der Generale verhindern könnte!

Aber nicht nur wegen Ostpreußen und Oberschlesien drohen Gefahren, sondern auch wegen der Auslieferung der Offiziere und Beamten, die von der Entente schwerer Verstöße gegen Kriegsbrauch und Völkerrecht geziehen werden. Noch kennt man nicht die Namen derer, die von der Entente vor Gericht gestellt werden sollen. Aber es wäre möglich, daß sich darunter bekannte und selbst heute noch sehr einflußreiche Männer befänden. Wie nun, wenn sich die Führer der Freiwilligencorps (deren Herabsetzung auf 200 000 Mann binnen drei Monaten ja auch eine höchst kitzlige Sache ist) mit diesen Männern solidarisch erklärten? Wenn sie die Auslieferung zu verhindern suchten? Hätten wir dann nicht gleichfalls den Konflikt? Und die Kundgebung des Generals von Lüttwitz klingt doch bereits wie eine Kampfansage an die Regierung, keineswegs wie eine Loyalitätserklärung. Die Reichswehr, heißt es in dieser auffälligen Proklamation, habe der Regierung rechtzeitig erklärt, daß sie die Auslieferungsbestimmungen des Vertrags und das Schuldbekenntnis mit ihrer und des Vaterlandes Ehre für unvereinbar halte. An diesem Standpunkt halte er — trotz der Zustimmung zum Friedensvertrag! — unbedingt fest, ihn werde er dem Reichswehrminister und dem preußischen Kriegsminister gegenüber erneut aufrecht zu erhalten wissen! General von Lüttwitz will sich also der loyalen Durchführung des Friedensvertrags widersetzen! Auf die Gefahr hin, daß uns die Entente als Vertragsbrecher behandelt, daß der Krieg von neuem aufflammt! Allerliebste Aussichten das, nur freilich keine Ueberraschungen! Denn daß diese Auflehnung des Noske-Militarismus gegen die Noske-Regierung kommen würde, spätestens in dem Augenblick, wo es diesem Militarismus nach den acceptierten Bestimmungen des Friedenstraktats an den Kragen gehen sollte, mußte ja ein Stockblinder sehn!

*

Ueberhaupt: die Glocken, die diesen Frieden in Deutschland einläuten, hallen gar nicht wie Friedensgetön. Während die Faust den Frieden unterzeichnet, geifern die Lippen vor Wut. Die Kreuz-Zeitung sagt, die Feinde hätten Haß gesät und Deutschland werde dies Samenkorn pflegen, bis der Tag der Befreiung schlage. Daß die Deutsche Tageszeitung sich nach einer neuen Flutwelle des Nationalismus sehnt, ist selbstverständlich; jammervoll dagegen, daß auch der Vorwärts chauvinistisch wird und von der Schmach spricht, die eines Tages auf die Gegner zurückfallen werde. Begreifen die Hetzapostel noch immer nicht, daß ihnen in dieser Schicksalsstunde nur Eines ansteht: zu schweigen? Jawohl, es wurde Haß gesät, und diese Hassessaat ist zur Ernte gereift; aber der Säemann war der deutsche Cäsaro-Imperialismus, und der Ernteertrag ist der Welthaß gegen

Deutschland, ist der Entente-Frieden, den die Machthaber sich selber zu danken haben! Die Schmach, die man den andern Völkern antun wollte — man denke nur an Erzbergers Annexionsprojekt vom Oktober 1914, an die Denkschrift der fünf Wirtschaftsverbände, an die Friedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest — ist auf die deutschen Welteroberer selbst zurückgefallen. Nur das betörte und betrogene, bis zur Stunde betrogene Volk ist das schuldlose Opfer dieser Welttragödie. Aber sein Tag der Erlösung kommt, und er kommt umso eher, je rücksichtsloser das deutsche Volk, die deutsche Arbeiterklasse mit dem ganzen Wahnsinn des Nationalismus aufräumt!

In seinem Entlassungsschreiben an Ebert wies Brockdorff-Rantzau dem deutschen Volke die Weltmission zu, als Vorkämpfer einer Politik der demokratischen Selbstbestimmung und der sozialen Gerechtigkeit seine Daseinsberechtigung zu beweisen. Wir acceptieren das Wort, in unserem Sinne, ohne seinen pharisäischen Beigeschmack und seinen gegen die Entente gerichteten Offensivcharakter. Nur das glühende Bekenntnis zur Demokratie und zur sozialen Gerechtigkeit kann Deutschland noch retten! Demokratie: das ist die Läuterung von dem verruchten nationalistischen Gifte, das man dem Volke jetzt wieder arglistig einflößt, ist die Befreiung von der Junker- und Offizierskaste, sowie eine byzantinernden, chauvinistischen Gelehrtenzunft, von dem Troß der Geschäfts- und Konjunkturpolitiker, kurz die Emanzipation von all den Schädlingen, die Deutschland in Krieg und Verderben hineingetrieben haben, und die in dieser Stunde schon auf neuen Krieg, neue Kulturvernichtung, neue Menschheitsschändung sinnen! Und soziale Gerechtigkeit ist nicht das Schmähen auf den Entente-Kapitalismus und die Ausbeutung durch das fremde Finanzkapital, sondern, zunächst und vor allen Dingen, die sozialistische Auskehr und Neuordnung im eigenen Hause! Nicht der Splitter im Auge des Nächsten soll es uns antun, sondern der Balken im eigenen Auge. Haben wir erst in Deutschland die letzte Burg des Chauvinismus gebrochen, haben wir hier erst Oeffentlichkeit und Presse, Schule und Volk mit dem Geiste internationaler Brüderlichkeit erfüllt, haben wir erst durch Ausbau des Rätesystems und methodische Sozialisierung der Privilegienwirtschaft des deutschen Ausbeutertums ein Ziel gesetzt, so wird uns der Kampf gegen den Entente-Nationalismus und -Kapitalismus umso leichter fallen. Das allein ist demokratische und sozialistische Strategie! Das Eifern gegen die Ausbeuter und Unterdrücker im Ausland ist nur der alte, perfide Kriegsschwindel, der gründlich und für immer abgetan sei!

Alt und neue Zeit von Hans Natonek

Bei diesem neuen Kampf um die politische Herrschaft wird der Sieg zuletzt dort sein, wo die größere Idee ist, und der Widerstand dort am heftigsten, wo es das gröbste Interesse zu verteidigen gilt.

*

Die Schuld des herrschenden Bürgers war nichts andres als dies: das bewußte und gewollte und halb unbewußte Profitieren aus einer Schicksalskonjunktur. Er nahm die Tatsache befriedigt hin, daß Menschen besitzlos geboren werden, in Dumpfheit und Unwissenheit aufwachsen, für ihn arbeiten und sterbend dieses Los den Kindern vererben. Hätte dem herrschenden Bürger jemals solch tragische Willkür des Schicksals daß er als Besitzer, jene als Lohnsklaven in die Fabrik hineingeboren wurden, ans Herz gegriffen: niemals wäre dieser Aufstand gegen ihn losgebrochen. Ihm war Güte fremd — darum werden auch die Unterdrückten ohne Erbarmen sein.

*

Von den Tagen des Thomas Münzer bis heute ist Instinkt doch gewaltig zur Idee gewachsen. Damals war das Eigentum nur Antrieb für die Besitzlosen, jenes zu teilen: heute ist das Kapital das erkannte Weltübel, das ausgerottet werden muß, damit Keiner daran profitiere und Keiner darunter leide.

*

Bolschewismus ist die Sintflut über die vielhundertjährigen Todsünden des Kapitalismus. Mehr noch als dieser Untergang erschüttert die Frage: Wie wird der neue Bund aussehen?

*

Wäre der Besitz eine Privatangelegenheit, dann wäre die sozialistische Enteignung gemeiner Raub. Aber der Besitz maßt sich an, Weltordnung zu sein: er verleiht Rechte über die Besitzlosen und wird zum Raube an ihnen. Wenn das Proletariat den Besitzenden die Betriebsmittel nimmt, durch die es in das Schicksal einer hoffnungslosen Klasse hineingestampft werden sollte, so nimmt es ihnen bei weitem noch nicht das, was ihm genommen wurde.

*

Sozialismus war einst der methodische und soll jetzt der praktische Beweis werden, daß der Besitz keine gottgewollte Ordnung ist.

*

Dem Menschen, auch dem besitzlosen, ward die Kraft der Idee gegeben, daß er Schicksale wende. Der Kapitalismus ist ein solches Schicksal. Der Krieg ist eines, die Sklaverei — aber der Kapitalismus scheint der größte, ursächlichste Erzeuger aller bösen Schicksale. Er versklavt nicht nur Die, die ohne Teilhaberschaft

am Kapital dieses Erdental betreten, sondern auch die Nutznießer des Kapitals. Aber nun mögen auch sie von ihm befreit werden, auf daß es keine Sklaven in der Welt mehr gebe.

*

Den starken, unabhängigen Menschen, die nie in eine der tausend Schlingen des Kapitalismus geraten sind, die nie an einer schmählichen Abhängigkeit gelitten haben, die lieber in Freiheit entbehren als sich unter die allgemeine Schicksalsmacht ducken: ihnen mag der Haß gegen den Kapitalismus fremd und unfaßlich sein. Aber die seine versklavende Gewalt verspürten, die ihm in die Fangarme gerieten, die Armen aller Kategorien, die er schuldig werden läßt — sie wissen, was Haß ist. Und dieser Haß ist gut.

*

Gegen den Aufstand der Sklaven erhebt sich — nicht etwa das Recht der Besitzenden, das das Recht der Gewalt ist, sondern der Geist des Christentums, der Gehorsam, Ergebung, Demut verlangt und die Armen und Leidenden selig preist. Ich möchte um nichts in der Welt, daß die Reichen und Herrschenden in die Lage kommen, selig gepriesen zu werden.

*

Das Bollwerk des Bürgertums ist deshalb schwer zu erschüttern, weil seine Grundfesten tief in die Arbeiterschaft hinunterreichen: sie fühlt bürgerlich, wiewohl sie noch weit davon entfernt ist, es zu sein. Das Bürgertum hat eine Taktik, die gewalttätiger ist, als die Gewalt: das ist der Appell an das Interesse, an den Vorteil, also an unterwertiges Menschentum.

*

Es sei zugegeben, daß die Weltanschauung der mittlern (bürgerlichen) Linie, die dem sozialistischen Welterlösungsgedanken durch Krankenversicherung gerecht wird und den Zustand der herrschenden Macht parlamentisiert, etwas ungemein Lockendes hat, etwa so, daß man sagen könnte: es ist alles in Butter (in Butter aber sind nur diese bürgerlichen Reformer). Das Bürgertum ist in der Mitte, und auch das verleiht ihm seine starke Stellung.

*

Ein Querschnitt durch den Gesellschaftskörper ergibt, daß Bürgertum und Herrschende, Die in der Mitte und Die ganz oben, sich immer recht gut verstehen. Bei allen kritischen Sticheleien des liberalen Bürgertums, bei allem Mißtrauen der Herrschenden gegen die Demokratie waren sie noch stets heimlich Verbündete gegen Die von ganz unten; das hielt sie zusammen. Soweit das Bürgertum nicht selbst kapitalistisch ist, hält der Kapitalismus die Bürger durch die Fesseln der Interessen doch in seinem Bann.

*

Auf jede Art läßt sich leben und läßt die Welt sich denken: konservativ-feudalistisch, mittelparteilich-bürgerlich-liberal-demokratisch, und in allen Nüancen des Liberalismus. An jedem dieser politischen Weltbilder hat die Welt sich schon erprobt — nur an dem sozialistischen noch nicht. Die Linie nach rechts ist endlich, aber die Linie nach links ist — wiewohl die Sozialdemokratie als linke Grenzpartei sich breit aufpflanzt — unendlich. Die äußerste Linke ist noch lange nicht der Abschluß, noch viel weniger die, die in den Parlamenten an der äußersten Linkswand stehen. Hinter dieser Wand geht es weiter, endlos, unbekannt. Nach Utopia? In die Hölle, in das Paradies? Jedenfalls ist der Blick nach links der einzige, der die unendliche Perspektive und die großen Verheißungen für sich hat.

*

Was ist es, das so viele Menschen zwingt, die Partei der Unterliegenden zu ergreifen, die für eine verlorene Sache gegen unabänderliche Gewalten kämpfen? Es ist das Unrecht der Schwachen, in dem ein höheres Recht lebt als in dem Recht des Stärkern.

*

Die Ordnung dieser Welt ruht auf dem Herrenverhältnis der Starken zu den Schwachen, der Erfolgreichen zu den Erfolglosen, des Besitzes zur Armut, der Tüchtigen zu den Ohnmächtigen. Diese Ordnung ist so alt wie die Welt selbst, also daß man fast annehmen könnte, sie sei gottgewollt. Wer an diese Ordnung rührt, ist ein Verbrecher oder ein Gott. Wer diese Grundlage zerstört, bereitet das Chaos vor oder das Paradies. Beides soll nicht sein; also geht aus all den wahnwitzigen Versuchen letzten Umsturzes die alte Ordnung gefestigt hervor.

Vom Hochmut der Ritterkaste

von Heinrich Eduard Jacob

Das Gempei-Seisui-ki ist ein japanischer Ritterroman. Im dreizehnten Jahrhundert entstanden, teilt es der menschlichen Seele nichts mit und ist von einer so üblen Kopfjägerromantik erfüllt, daß man sich wundern muß, es weder in Deutschland noch in Montenegro als Jugendschrift verbreitet zu sehen. Das Zeitalter der großen Adelskriege war damals für Japan angebrochen. Vergessen waren die lächelnden und zärtlichen Erzählungen des neunten Jahrhunderts, verschollen der Dichter Okura, der um Siebenhundert lebte, und der den Buddha und die Reinheit der Armen begriff. Verlustig alles milden Gelb, das mit den sanftern Winden des Chinesentums einst Japan überströmt und gebildet hatte, erstrahlte jetzt die Literatur in einem düstern und stinkenden Rot.

Daß Blut von den Göttern als eine zu sparende Summe und ausgezählt bis zum letzten Tropfen einem Jeden verliehen wurde — was wußte man noch davon? Daß das künstliche und zu verehrende Geflecht der Adern dem Menschen unter die Haut gelegt worden war, hatten jene Dichter und ihre Leser vergessen. Auf jeder Seite, in jedem Satz, in jeder Zeile des Gempei fast erscheint der Lebensbrunnen angeschlagen. Aus Hälsen, Augenhöhlen, Lenden und Armen springt das verschwendete Blut, gelockt, von Spießen und Schwertern herausgezaubert.

Die Episoden des Gempei sind gleichmäßig triefend, und es wäre kein Grund, bei einer Mitteilung diese oder jene vorzuziehen. In einer aber stößt die Unmenschlichkeit mit der Grammatik zusammen — und wie in einem Gleichnis enthüllt sich dabei der Hochmut der Ritterkaste: „. . . Auf raschem Pferd rettete sich der Herr Tomomori. Da er aber der Statthalter der Provinz Musashi war und unter seinen Feinden es einige aus dieser Provinz gab, erkannte man ihn. Alsbald verfolgten ihn drei bannerschwenkende Ritter. Schon waren sie dicht hinter dem Feldherrn: da schnellte Yorikata, des Feldherrn Vasall, der herrliche Bogenschütz, einen Pfeil von dem männlich gespannten Bogen. Der eine der feindlichen Fahnenträger ließ sich durch diesen Pfeil den Knochen am Schultergelenk durchschießen und stürzte vom Pferde . . .“

Merkt nur: er ließ sich durchschießen! Er ließ. Der feindliche Bannerträger ritt also vor Yorikata, den Schützen, hin, entblößte vielleicht das Schultergelenk, hielt still, ja, redete gar auf den Pfeil ein, daß er nicht fehlen möge — wie? — und ließ sich, ließ sich also durchschießen?

Das weigern wir uns zu glauben. Nein, so wirds nicht gewesen sein. Der Fahnenträger wäre ganz froh gewesen, wenn er dem Yorikata mit seinem gebogenen Schwert den Kopf hätte nehmen können, nach Ritterart, nach Menschenart, die in Notwehr gestellt ist — ehe der Pfeil abgeschossen war. Sicherlich; und überhaupt ist das falsch übersetzt. Es heißt, es muß heißen: wurde durchschossen. Nicht: ließ sich durchschießen. Es müßte — aber es heißt dennoch: ließ sich durchschießen. Denn, staunt: von einem japanischen Ritter ist es verboten im Passiv zu sprechen. Es verstößt wider die Adelssitte. Ein Samurai wird nicht getan: er tut. Und selbst wenn man ihm den Arm abhaut, den Bauch mit dem Speer öffnet, ihm mit der Keule den Kopf auftrümmert, so wird all das nicht an ihm getan: so läßt ers an sich tun. Nach seinem Willen.

Das ist der Hochmut der Ritterkaste. Das ist das Gas, das ihre Brust bläht. Das ist das Gras, das sie stopft. Sie schreitet. Sie befiehlt. Sie ist das Aktiv, das sausende Handeln, das Aus-sich-selbst-her. Sie muß nicht. Sie will!

Der Mensch aber ist kein Aktivum. Er ist das Passiv, er ist die Leide-Form. Wie klein brennt in dem riesigen Bau des Müssens der Stern seines Wollens! Weinend erscheint er hier und hat sichs nicht bestellt. Aechzend verscheidet er und ist nicht Herr des Wann. In die Wiege wird er gelegt, in den Sarg wird er gelegt, und in jede Straßen zwischen beiden wird er gelegt. Angewiesen auf das Gestein der Berge, das Wasser der Flüsse und auf das Sprießende aus der Erde, ist er nur eine Hieroglyphe für Erdulden. Abhängig von der Staude, die ihn nährt, vom Pferd, das ihn trägt, von der Wurzel, die ihn gleiten macht, vom Stock, der ihn stützt (o freundlicher Stock, Dank gebührt dir!) — abhängig von diesem allen ist der Mensch hilflos und armselig: ein Gemachtes, ein Getanes, ein Gelenktes. Der Mensch ist die Leidensform Gottes — und nur vom Samurai dürft Ihr im Passivum nicht sprechen. Das verstößt wider die guten Sitten.

Ließ sich durchschießen: sagt das von Menschen, und es ist eine Fälschung, begangen am Gewissen und durch das Mittel der Grammatik. Ließ sich durchschießen! Das ist aller Lügen Lüge. Ließ sich durchschießen: das ist im Spiegel der Schrift entsetzlicher als im blutigen Bottich der Wirklichkeit.

Ließ sich durchschießen: fragt Adam, den Menschen, wie sichs damit verhält. Fragt Adam, den Menschen, den bei Marathon der wagenmächtige Großkönig vor die Hoplitenlanzen schmiß. Fragt Adam, den Bauern, der von den Kreuzrittern ausgehoben wurde, für sie in Palästina zu rauben. Fragt Adam, den Deutschen, als er ausgeschickt war, um mit dem Mörtel seines Blutes einen Königstron in Finnland zu erbauen. Fragt Adam, den Neger, Adam, den Inder dieses Krieges, fragt Adam, den Karpathenkämpfer. Und millionenfach heults zurück: Nein, wir wurden durchschossen!

Ließ sich durchschießen: das ist nicht japanisch, das ist rittermäßig. Das wispert aus allen Gräbern hervor, wo Ritter schlafen, das räuchert als Lügenwolke süß über den Erbbegräbnissen hin. Normannen, Gallier, Piemontesen und Preußen! Ueber den Trümmern des ‚Avanti', des ‚En avant', des ‚Vorwärts' schwängert noch der Triumph eurer Lüge! Ritterschaft, du wolltest heraustreten aus dem adamischen Bund? Du wolltest mehr sein als der Gelenkte und der Getane? Du wolltest selber lenken und tun? Ja, es ist dir gelungen, du bist herausgetreten — aber du wurdest weniger.

Einer freilich, heraustretend, trat höher als der adamische Bund. Das war jener Eine, von dem Petrus schrieb, „daß er nicht widerschalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt". Vom Adligen aber soll niemand reden als einem Märtyrer: der läßt sich nicht töten — der tötet selber. Und wird er schließlich dabei getötet, so wars ein Unfall und nicht sein Wille. Vom

Menschen auch soll man nicht reden als einem Märtyrer: er läßt sich nicht töten — er wird getötet. Nur von Einem sollt Ihr im Medium sprechen — Ihr Gauner und Falschmünzer der Grammatik! Von ihm, der sich retten konnte ins Gold, zu Wolken und sichern Gotteslüften, und der doch liebend hierblieb und mit sich geschehen ließ. Nur einmal, nur dieses eine Mal dürft Ihr das große Wort „Lassen" wagen. Denn erkennend das große Passiv des Daseins ließ Jener sich Hände und Füße durchspeeren und leibte sich aktiv dem Leiden ein. So hängt er zwischen Handeln und Leiden, die ewig handelnde Form des Leidens, die immer leidende Form des Handelns — ein Medium — und wird drum Mittler genannt.

Ein untergehendes Land von Peter Panter

Wenn wir Raabe und Storm und Keller und Fontane lasen, so bemerkten wir, uns umsehend, wie wenig doch das neue Deutschland noch mit diesem vergangenen guten da zu tun hatte: die alten Herren erzählten von Zügen feinster Menschlichkeit, und über den staubigen Asphalt der Gegenwart kullerten wild gewordene Petroleumschieber und solche, die es werden wollen. Stetigkeit? wir haben keine Zeit; Charakter? wenn darunter die Zähigkeit verstanden werden mag, Geld und unter allen Umständen Geld zu verdienen, dann ja — und Boden unter den Beinen? eine Mietswohnung, und alle paar Jahre eine andre. Und das Elend war fertig.

Es ist nun ganz merkwürdig, zu beobachten, wie die Deutschen, die die Geschichte und der Zug der Welt vom Vaterlande abgesplittert hatten, sich im Ausland alles oder nichts bewahrten, sich zu immer bessern Deutschen fortentwickelten oder ganz und gar in den fremden Volksteilen aufgingen. Verloren wir sie, so war das kein Wunder bei einer Politik, die in den Landsleuten nur Untertanen und Objekte zum Regieren sah — behielt sie auch das Land nicht, so zogen sich doch hie und da spinnewebdünne Fäden vom Mutterboden zur fremden Kolonie, die auch die Jahrhunderte nicht zu zerstören vermocht hatten.

Kurland. Was wußten wir von Kurland? Bis zum Kriege nicht eben viel. Daß da, ein paar hundert Meilen von uns fort, Deutsche der edelsten Art lebten und litten, mit hartnäckiger Zähigkeit an einem Deutschland und zu einem Deutschland hielten, das es längst nicht mehr gab — wer wußte das? Sie hätten sich nicht schlecht erschrocken, die deutschen Balten, wenn sie das deutsche Kaiserreich Wilhelminischer Prägung in seinen Bund aufgenommen hätte: die Rohen die Feinen, die Hastigen die Stillen, die Oberflächlichen die Sorgfältigen. Und als der Krieg das Land in den Bereich der Zeitungsleser rückte —

Man braucht sich nur vorzustellen, wie der verstorbene Dichter Eduard Graf Keyserling in einem neupreußischen Offizierkasino gewirkt hätte, so kann man sich diesen Zusammenklang von Preußen und Kurland denken. Ich möchte nun hier einfügen, daß ich mich in diesem Aufsatz ausschließlich mit der kulturellen Seite der baltischen Frage beschäftige: meine Kollegen von der hohen Politik mögen ergründen, was dort politisch vor sich geht. Es ist das nicht ganz einfach. In die zwei großen Strömungen, die im Lande auf- und niederwogen, hat der deutsche Okkupationsoffizier mit harter Hand eingegriffen: er unterstützt natürlich die baltischen Barone, die durchaus nicht immer zweifelsfrei zum Deutschtum gehalten haben, sondern auch ein wenig Opportunisten gewesen sind. Sie sind weder so engelsrein, wie sie das Auswärtige Amt im Kriege hinmalte, noch solche erzreaktionären Ketzer, wie die Unabhängigen von heute in ihnen sehen. Aber freilich: es sind Konservative, oder wir würden sie wenigstens so nennen.

Ja, aber wie ging es nun mit den einrückenden Deutschen in Baltenland?

Wir wurden mit offenen Armen aufgenommen. Aber ich muß doch sagen, daß ich schon anfangs das Gefühl hatte: Flitterwochen. Hier verstanden sich zwei nicht ganz. Wir hatten sie von den Russen „befreit" — nun, mit diesen Befreiungen ist das so eine Sache; man begrüßt oft den neuen Mann schon aus lauter Freude über die Abwechslung . . . Allerdings, die Russen hatten es, besonders seit dem Jahre 1905, sehr toll im Lande getrieben, sie hatten eine groß angelegte Russifikation mit allen Kräften ihrer verwaltungstechnischen Rücksichtslosigkeit durchgeführt, und die Balten sehnten sich nach ihrer alten Ruhe. Auch nach uns? Das wird sich zeigen.

Als Riga im Jahre 1917 von den Deutschen besetzt wurde, stand die Stadt vor lauter Glückseligkeit auf dem Kopf. Ein Jahr später war sie wieder in ihre normale Lage zurückgekehrt: wir hatten kolonisiert — und mit dem gewohnten Erfolg.

Der Deutsche kanns nicht. Ob ers überhaupt nicht kann, oder ob es nur an der Mustersammlung seiner übelsten Typen lag, die wir da in unserm Offiziercorps den Fremden vorführten: genug, wir waren nach einem Jahr Reglementierens, Paragraphierens, Regierens reichlich unbeliebt, so unbeliebt, daß man die deutsche Okkupationsmacht zwar politischen Zwecken nutzbar zu machen versuchte, sie aber — und das ist natürlich — nur noch grade dem Bolschewismus vorzog.

Diese Dinge muß man wissen, wenn man das kleine Büchlein ‚Baltische Bilder' von Hans Vorst (erschienen im Verlag Der Neue Geist zu Leipzig) recht verstehen will.

Ueber Kurland ist viel und vielerlei in diesem Kriege geschrieben worden; es gibt hübsche Bildersammlungen und Feuille-

tons und dicke Wälzer — aber keines ist so unmittelbar aus dem Herzen geschrieben wie dieses Buch eines Balten. Der ganze Reiz einer unrettbar verlorenen Kultur dieses Grenzvolkes ist in dem Büchelchen eingefangen — es war, als ob sich an einem toten Ast noch einmal eine herrliche Blüte entfaltete. Wie die Siebenbürger Sachsen die besten Seiten des guten alten Deutschtums, das hierzulande längst untergegangen ist, fortentwickelt haben, so gab es in Kurland noch das deutsche Landleben aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Nur ist der Landbewohner niemals ein „Onkel aus der Provinz“, weil er mit den großen Städten, wie Riga und Dorpat, in reger Verbindung stand, und weil er sehr viel las und sehr viel wußte. Das Buch über den großen Chirurgen Ernst von Bergmann, auf das sich auch Vorst bezieht, erzählt mehr von diesem eigenartigen Leben auf dem baltischen Lande. (Es ist von A. Buchholtz verfaßt und bei F. C. W. Vogel in Leipzig erschienen.) Man war ein bißchen spießig, aber sehr solide und in allen Dingen des äußern Lebens von einer erstaunlichen Kultur, wie sie auf dem Lande fast nur noch in England zu finden ist; man war beharrend (ich möchte absichtlich das Wort „konservativ“ vermeiden), aber doch auch rege und voll Interesse für alles, was Kunst und die Wissenschaften hergaben — man war fromm, dabei frisch und stark und gleich weit entfernt von diesem entsetzlich altjüngferlichen Protestantismus mit den zusammengekniffenen Lippen wie von dem frechen Monismus der großen Städte, in denen der Koofmich „uffjeklärt“ war und alles besser, viel besser wußte . . . Mit einem Wort: es waren Menschen. Richtige lebendige Menschen.

Das ist dahin. Die Deutschen, die in den Okkupationsjahren das Land bereisten, sahen es als zukunftsreich an, und es mag ihrem Urteil überlassen bleiben, ob es ein politischer Segen für das Land geworden wäre, wenn die dünne Oberschicht der sechshunderttausend Balten ihren früher aussichtslosen Kampf gegen die bäurischen Letten und gegen die Russen in einen Sieg verwandelt hätte. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß der feine Reiz des Landes endgültig dahin ist, wenn die fade Reichssauce sich über Felder und Auen ergießen wird. O, gewiß! da ist „noch so viel zu machen“: Kattunreisende und Lokalredakteure, brave Theaterdirektoren und Städtebauer, Organisatoren (solche, die immer und überall ein „Amt“ gründen müssen) und Truppenlagerkommandanten — sie alle hätten ein bequemes Auskommen in diesem Lande gefunden, das seine Bewohner nicht zur Hälfte ausgenutzt hatten. Was lag da alles brach!

Was aber nun wird, das weiß kein Mensch. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, ist vielleicht in großen Zügen entschieden, wer einmal da oben sitzen wird. Wir? Die Slaven? Wer weiß es.

Und haben sie auch die Kultur fast entzwei geschlagen: eins können sie nicht morden, und das ist die landschaftliche Schönheit des Landes. Es ist, wie wenn der liebe Gott einmal hätte zeigen wollen, wie man es machen muß: alles ist so klar und sauber und eindeutig und so unsagbar deutsch. Es ist fast, als sei Deutschland eine Skizze, und Kurland, das sei erst das fertiggestellte Werk. So blau der Himmel und grün die großen Wälder und klar die Luft — weit wellt sich das Land, Städte siehst du auf Meilen und Meilen nicht, nur hier und da Gehöfte, kaum Dörfer, und dann und wann eines dieser herrlich einfachen, vornehmen, versonnenen kleinen Schlösser . . . Das ist Kurland.

Wieviel sie aber auf der Welt dadurch zerstören, daß sie die Ruhe zerstören, das sieht man aus dem Kapitel „Kinderglück". Das Leben, das da bei Hans Vorst vom kleinen Peter geschildert wird, wünschte ich uns allen, aber es ist wohl schon zu spät . . . Wie ausgeglichen ist da alles, wie fundiert, wie ein für allemal bestimmt und wie hübsch! Da ist Ostern noch ein richtiges Fest mit bunten Eiern, da ist Mittagessen noch eine bedeutsame Angelegenheit — und schließlich ist es, wie Tantchen zu Mama sagt: „Mathildchen, bei Ihnen ist alles so soigniert!"

Und du? Wo magst du jetzt sein? Damals, als ich dich kennen lernte, wolltest du mit aller Gewalt aus Riga fort und aus diesem Lande, das dir so klein erschien und so eng. Und ich lächelte und sagte, du wüßtest gar nicht, was du da an Kurland hättest. Steck einmal die runde Nase in unser Deutschland, und du wirst erschrocken zurückprallen. Weißt du, was du an deinem Heimatlande gehabt hast, kleine Dame? Komm und laß es dir von dem alten Bauerndichter Christian Wagner sagen, der Kurland nicht gekannt hat, aber wohl den Segen eines stillen Jugendlandes:

Was kündet dir von ihrem Baum Frau Holle?
Das reinste Glück hängt an der Heimatscholle.

Aus diesem Baume sprechen deine Ahnen,
Sie wollen dich zum Bleiben hier gemahnen.

Das Vaterhaus, von Holder übersponnen,
Wird bergen dir den reichsten Liebesbronnen.

Dies niedre Dach, verhängt von Blütendolden,
Gerät dir wohl zu einer Halle golden.

Denn nicht die Arbeit birgt sich drin von heute,
Auch des Vergangenen ferne Siegesbeute.

Es haust ein Ahnherr drin, ein grauer Alter,
Es wohnen Geister drin als Hausverwalter.

Was das Geschlecht zusammen sich gewoben,
Dir, ihrem Enkel, ist es aufgehoben.

Das war einmal, Blonde, und über all das hinweg geht eine neue Zeit.

Von Karl Kraus von Willi Wolfradt

Ehe es uns noch dämmerte, wußte und kündete Einer: es sei finster. Prophet ist, wer nachts sehen kann, daß Nacht ist. Wir sahen die Hand vor Augen nicht, so daß die rechte nicht wußte, was die linke tat; wir begegneten vielen Füchsen, die sich zu der Tageszeit beglückwünschten; wir fühlten uns wohl etwas müde und wurden mißtrauisch des drohenden Sausens gewahr, das apokalyptisch über uns hinzutanzen schien. Aber man muß nicht gleich schwarz sehen, wenn ein paar Wolken aufziehen. Erst als das scharfe Flackerlicht einer Fackel einigen von uns unsanft blendend ins Auge fiel, als glutäugiger Eulenflug uns jäh in das Bewußtsein einer beklemmenden Finsternis aufscheuchte, von der bisher bei der tadellos funktionierenden Technik nichts zu bemerken gewesen war, erst als die Sterne erblichen und es schrecklich tagte: erst da erkannten wir, was die Glocke geschlagen habe.

Ihr wollt es nicht glauben? Lest, lest das Tagebuch, das Nachtbuch des Einen, der wach war („Nachts", im Verlag der Schriften von Karl Kraus zu Leipzig, Kreuzstraße 3 b)! Erschreckt doch endlich einmal vor dem steilen Monument der Warnung, das Ruhelosigkeit des flammenden Geistes in eure Veröstheit rammt! Mit der ganzen Indolenz der Revolution habt Ihr euch, bestenfalls, begnügt, euch plump von der rechten auf die linke Seite eures Schlafes herum zu wälzen. Mobilisiert endlich, endlich das Gewissen des vielgerühmten geistigen Menschen, laßt diese spitzen Flüche mit der ganzen Schnellkraft ihres Witzes euch ins Mark brennen, daß noch immer Nacht ist. Das feurige Nocturno dieses Buches scheint grade zurecht zu kommen, denn schon will das bißchen Frühlicht schwinden, das der Zusammenbruch alter Starrheiten heraufführen zu wollen schien. In den alten Reigen der Lichtscheuen hat nur manch neuer Tänzer sich gemengt, und nur aus andern Ecken kriecht das Ungeziefer hervor. Alle guten Stimmen, die euch warnen, überhellt dieses stolze Fanal. Laßt euch führen: vor den Spiegel! Grauen vor dieser Nacht allein wirkt Tagesgrauen.

Ob Karl Kraus schon längst Sprüche und Widersprüche pro domo et mundo aus seiner Fülle grub und zwanzig Jahre lang seine geniale Kraft dem Werk zuführte, uns heimzuleuchten mit Brand und Feuerwerk: die zähe Nacht, die der Wille ist, uns selbst zu belügen, klebte fest. Nein, es ist nicht das erste Mal, daß die Elementargewalt seines prophetischen Ingrimms sich zum Hagel zugeschliffenster Aphorismen drängt und ein funkelndes Gewitter blendenden Hohns als ein Strafgericht des Wortes am Wort, des Geistes am Ungeist prächtig auf uns entlädt. Und wie jeder Große eigentlich immer wieder das Selbe sagt, so kommen uns auch die Hiebe, die diese Nacht zer-

teilen, bekannt vor. Aber wenn das Memento dieser hammerharten Sätze — deren Ethos im Dreck des Draußen und im Schlamm des Hinterlandes unser fast einziger Trost gewesen ist, an deren ehernen Geistklang wir uns, seit wir ihn vernahmen, mit inbrünstiger Sehnsucht nach einer minder stickigen Atmosphäre klammerten — sich heute neu versammelt und die Trägheit, die noch immer nicht ihr Gewissen entdeckt hat, anspringt: nun, so ist es wahrhaftig nicht überflüssig. Da steigt, getroffener denn je, die heuchlerische Fratze jener Gottverlassenheit wieder empor, die man nicht selten „moderne Kultur" nennen hört, und an deren nächtiger Häßlichkeit wir samt und sonders ja so beteiligt sind. Ach, unser Gewissen ist lange noch nicht böse genug — ist Der nicht unser Schutzengel, der es in Tiefen erschreckt, die eigner Einsicht verriegelt sind?

Ob Kraus die wunderbare Sicherheit seines kritischen Blicks gegen unsern Eros, unsre Gemütlichkeit, unsre Seellosigkeit, ob gegen unser triviales Verhältnis zu allem Geheimnis, zu aller Uebernorm, gegen die Lügen unsres kümmerlichen Alltags richtet: er meint immer das Eine, das in der Presse wie im Kriege, im Psychologengetue wie im Wienerischen, im Bildungsbetrieb wie im Druckfehler sein Symptom findet, und das zu benennen sich hüten wird, wer nur etwas von jener Ehrfurcht vor dem Wort gelernt hat, die den Gestalter Kraus erfüllt, der noch sein charmantestes Wortspiel weicht, die als Forderung seinem ganzen Werk zugrunde liegt und das geheime Pathos seiner Lehre ist. Kraus konnte nicht mehr viel Neues sagen, denn er ist immer universal gewesen und hat das Letzte schon in der Oberfläche der Erscheinungen gesichtet, die seinen Spott herausforderten. Seine Universalität, die die Gabe ist, allem ungerecht zu werden, umzirkt auch diesmal nicht weniger als den ganzen Umkreis dieser Nacht. Er ist Person: das Stöhnen der Verhältnisse und Geschehnisse selbst tönt nur durch ihn, den Sprecher, das Instrument der geistigen Not hindurch, um in seinem Munde den Elan des Lachens zu bekommen. Sein immenses Verantwortungsgefühl spannt sich wie eine Stahlseite zum präzisen Klang einer schwebenden Wortkunst, die ihresgleichen überhaupt nicht hat. Ueber einem Untergrunde notvollen Bewußtseins, berufen zu sein zur Reinigung des Augiasstalles, blühen kristallen und kristallinisch verschlungen und verkreuzt die rapiden Satzarchitekturen eines Stils, dessen Paradoxie unter dem Diktat der webenden Urkräfte der Sprache steht. Jeden einzigen dieser Sätze hat eine Formkraft geprägt, die bezwingend den ethischen Willen zur Weltformung symbolisiert, und zu einem Witz geschärft, der zum unmittelbaren Ausdruck der aller Meinung, aller Wissenschaft, aller Geistreichigkeit gleichermaßen überlegenen Position des Sprache zeugenden Geistes wird. Jeder dieser Sätze kürt sich durch seine bis zur

Unverdaulichkeit gehärtete Form diejenigen Leser, die sich den Unbequemlichkeiten eines wachen Gewissens zu unterziehen gesonnen sind, zur Gefolgschaft. Jeder dieser Sätze fängt in seinem Tonfall den Lebensrhythmus der Persönlichkeit ein, deren dämonischer Wille zum Unwillen die Hochspannung einer überschwänglichen Dialektik zeugte, die so gedichtet und gekürzt das Sprachliche mit einem Maximum latenter Energien belastet. Die Schöpferkraft der selbstherrlichen Assoziation ist wiederum aufgedeckt, und ein verwirrender Reichtum des Wortwitzes auf sie gestellt. Wie hier das Urteil über ein Zuständliches sich mit dem Einfall kreuzt, wie dieser Einfall dem urteilenden Wort entsteigt und das neu entstandene Wort sich äußerlich dem urteilenden Wort angleicht, um dem Sinne nach umso paradoxer davon abzustechen, welche Gedankentiefe das ganze Gebilde unversehens dann entriegelt, so daß eine Handvoll dieser Aphorismen ein ganzes philosophisches System markiert: das ist und bleibt einzigartig in aller Wortkunst. Wäre es noch, wenn es herrliche Zeiten vorausgesagt, die Presse als das Heil der Welt gepriesen und sich zur Gunst der Intellektuellen bekannt hätte. Aber das alles hat es keineswegs getan; alle diese Worte sind während der Kriegsjahre in der ‚Fackel' erschienen, gegen Zensur, Staat und Volkswut durch nichts geschützt als durch ihren Rang der künstlerischen Verkleidung. Sie haben mit höchstem, nie lahmendem Mut diese Nacht gelockert; nun sollen wir alle sie uns einverleiben und mit ihnen weiterwirken gegen die Nacht des Geistes.

Grade weil diese kühnen, ironisch bezähmten Worte so gar nicht die eines politisch Rasenden, sondern die letzte Filterung eines souveränen Geistes sind, weil sie ihre Angriffsfront so weit greifen, daß ihr attackierender Charakter oft genug in einer lächelnden Weisheit aufgeht und bebender Zorn in dionysischem Spaß: deshalb werden sie ewiglich bestehen und mit ihrem heldischen Hochmut und unbeirrbaren Klingen die Geistsüchtigen stärken. Ewig wie die Nacht ist dieses Buch.

Berliner Musik von Siegmund Pisling

Um es nur gleich herauszusagen: wenn neue deutsche Musik durch die Festkonzerte repräsentiert wäre, die wir in Berlin auf der Tonkünstler-Versammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins hörten, so müßte man an der Zukunft verzweifeln. Denn neue Kunst geht mit einem neuen Pathos einher, indes unsre ehrsame Tonkünstlergilde, in der minutenweise und wie versehentlich junge Farben aufleuchten, das neudeutsche Pathos unverdrossen weiterkopiert, als wenn chromatische Rückungen mit explodierendem Quartsextakkord das Neueste vom Neuen wären. Man faßt es nicht, wie ein Könner vom Range Georg Schu-

manns, dessen Bach-Variationen in die Breite eines durchaus musikantischen und griffsichern Eklektizismus fallen, von seinem Stilgefühl so im Stich gelassen werden konnte, daß er das leichte Ständchen ‚David und Absalon' von Uhland auf einen pathetischen Wagner-Ton stimmte. Wie sich das spreizt! Wie das die Backen aufbläst und prustet! Hat denn das deutsche Ohr die Stille zu hören verlernt? Da lärmen sie, lärmen ohne Ende und hören vor Lärm die Stimme in der eignen Brust nicht ... Obwohl noch zu literarisch und technisch nicht ausgereift, behorcht doch Heinz Thiessen sich selbst, spricht eigenwüchsige Melancholien in Liedern mit seelischem Widerklang aus. Sind die Orchesterlieder von Paul Stuiber nicht mit wohlfeilen Mitteln schlicht — die Schlichtheit des kleinen Mannes —, so empfinden sie Hugo Wolf, ‚Salome' und Schönberg auf eine verzwickte und langweilige Art nach. Straußens neue Brentano-Lieder versäumt zu haben, mag Dienstfertige reuen, die jedes Nießen des Meisters mit entzücktem Ohr belauschen. Zuverlässigen Beurteilern gelten die Lieder als Ruhe-Stationchen des Genies und als Randbemerkungen zu dem einigermaßen veralteten Zerbinetta-Kapitel. Unserm Lendvai scheint das Interesse am „Satz" die Unbefangenheit und den magyarischen Klangsinn mehr und mehr zu unterbinden. Sollte Berlin dem grundtüchtigen Manne schlecht bekommen? In dem neuen Streichtrio spürt man märkischen Sand. Selbstquälerisch besorgt um ein gerechtes Urteil, suchte man wieder den Weg zu Prohaskas groß angelegtem Chorwerk ‚Frühlingsfeier'. Man fand ihn so wenig wie früher, fühlte sich trotz bedeutenden Einzelheiten außerstande, den im Kern schulmeisterlichen, aus Altklassik und modernem Chroma pedantisch gemischten Frühling mitzufeiern, auf den Heines Wort vom grün angestrichenen Winter paßt. Aus den sinfonischen Variationen von Hausegger spricht der ideale Geist, der Franz Liszt bei der Begründung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins beflügelte, Jahrzehnte bevor sein Werk unter Philisterhänden zerfiel. Um so peinlicher, Hausegger sagen zu müssen, daß auch seinem jüngsten Werke, trotz interessanten Würfen zwischen Wagner und Reger, der Segen echter Ursprünglichkeit fehlt. Nichts bezeichnender für das frostige Grau dieses „Festes", als daß Hauseggers warmherzige Kapellmeistermusik wie ein Labsal empfunden wurde.

*

Wann endlich, fragen wir mit Tamino, wird das Dunkel schwinden, das über den Beschlüssen einer wohlweisen Opernleitung liegt? Wenn es schon nichts nützt, der Vorsehung in den Arm zu fallen, die den Niedergang der Staatsoper beschlossen zu haben scheint, so sollte man doch das Zerstörungswerk nicht durch eine übel angebrachte Geschäftigkeit fördern, wenn anders man das, was fällt, nicht auch noch stoßen will.

Die Ironie ist weniger auf unsrer Seite als auf der eines wohlweisen Kollegiums, das dem nicht unbegabten, aber unfertigen Herrn Urack öffentliche Dirigierproben an Mozarts ‚Zauberflöte‘ abzuhalten gestattet. Wir haben einmal im alten Hause einen neurasthenischen Mozart erlebt. Wir bitten heute Herrn Stiedr die Nerven ab. Besser Nerven als Leder. Die ‚Zauberflöte‘ ist ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman. Leider drückte sich dieser Kampf auch in dem Gegensatz zwischen mozartnahen und mozartfremden Sängern aus. Frau Dux war eine ausgezeichnete Pamina, der man von den sieben Fehlern des Merkers bloß die allerliebste kleine Unterlassungssünde in der G-moll-Arie vorzugeben brauchte, Schlusnus ein vorzüglicher Sprecher, Hutt ein etwas grobkörniger, aber stimmfrischer Tamino, Henke ein Monostatos mit züngelndem Rhythmus, Bronsgeest ein brauchbarer Papageno ohne die Liebenswürdigkeit des deutsch-oesterreichischen Menschen, die Escher eine gute Papagena. Frau Schultheß-Hansen gab als Gast eine engbrüstige Königin der Nacht mit sauber gehäkelten Koloraturen. Der Sarastro des Herrn van Sande teilte sich mit Herrn Urack brüderlich in die Kompromittierung des Hauses, eine Kompromittierung, die mit den Bassistennöten zusammenhängt und ihre Fortsetzung in den Bühnenbildern fand, von denen nur die magisch besonnte Palmenschlucht den Märchenton trifft; während sich an den andern das Wort Montaignes bewahrheitet, daß unsre Welt für ein klobiges „Aufgeschaut!“ gemacht ist.

*

„Ein Weib tut wenig, plaudert viel“ — ist da nicht ein Brückchen von der ‚Zauberflöte‘ zu Offenbachs ‚Schwätzerin von Saragossa‘? Mozartisch die göttliche Heiterkeit dieser Musik, der rhythmische, jede Situation und Figur ins Schwarze treffende Wurf. Neugierig schlagen wir vergilbte Musikzeitschriften nach. Die belle compagnie von Baden-Baden, wie man die schöne Welt damals nannte, ergötzte sich anfangs der sechziger Jahre an den ‚Bavards‘, die dann zu dauerhaftem Triumph nach den Bouffes parisiens abwanderten. Man lag dem Roland der fabelhaften Ugalde zu Füßen. Direktor Hartmann steigt auch in das Haus Offenbachs durchs Bearbeiterfenster ein. Aus der Hosenrolle des Roland, der die Schwätzerin mit der Zunge niederdrischt, ist ein Tenor geworden. Auch sonst ist manches geändert. Wir wollen hoffen: ohne nennenswerten Schaden für die Partitur, in der sich eine Köstlichkeit an die andre reiht. Wie allerliebst sprühen Rossinismen und Offenbachsche Rhythmen durcheinander! Wie geistreich aufgebaut das erste Finale! Ein pointierteres Decrescendo läßt sich nicht ausdenken. Wenn wir alle Nummern nennen, so weiß der freundliche Leser, welche die beste ist. Suppé und Millöcker haben auf dem Felde dieses Reichen Aehren gelesen. In dem

unfestlichen Deutschen Opernhause — einem Opernhause ohne Gold und Rot — leuchteten für eine kurze Stunde die muntersten Farben. Indem wir Allen danken, wissen wir, daß wir niemand vergessen haben. Offenbach tilgte einen verdrießlichen Nachgeschmack. Man vergaß das Tonkünstlerfest. Das Tonkünstlerfest im Spiegel Offenbachs! Es ist, als würfe ein zierlichstes venetianisches Spiegelchen das Gesicht eines bebrillten Pedanten zurück.

Die Sorina von Alfred Polgar

Das Verhältnis des Burgtheaters zur neuen dramatischen Dichtung offenbart sich: es ist ein erzwungenes, seufzendes, gequältes. Ein Verhältnis contre coeur, gegen den eignen Geschmack und die eigne Meinung. Dem durchaus schauspielerisch orientierten Geist des Burgtheaters ist die neue Literatur Pein und Beschwernis. Er gewährt ihr mit bitterer Höflichkeit Quartier, wie die budapester Bürgerlichen den oktroyierten Proletariern. Ein Muß macht man sich am erträglichsten, indem man es will. Also beißt das Burgtheater, einen Degout bezwingend, mit Appetitmiene in den sauren Apfel der Modernität.

Wär' es anders, bestünde ein wirkliches Interesse an der neuen Dichterart, Welt und Menschen zu sehen und zu gestalten, so hätte man von den etwa zwanzig Stücken, die Georg Kaiser geschrieben, nicht grade ‚Die Sorina' gewählt, sein schwächstes, unpersönlichstes, mindestwertiges. Ein Stück, an dem nichts modern ist als der Name des Verfassers; und dessen literarische Bedeutung nur von der letzten Seite der Buchausgabe herkommt, auf der die andern Werke des Autors verzeichnet stehen.

‚Die Sorina' nennt sich Komödie, ist aber eine Posse. Spielt im Grotesk-Rußland des ‚Revisors' und des ‚Liebestranks'. Der kleinstädtische Polizeiinspektor hat es auf den Star der Theatergruppe abgesehen, die Sorina. Er verbietet, in eifersüchtiger Prophylaxe, alle Stücke, in denen sie eine Rolle hätte. Auch das Stück eines jungen Dichters, der wegen dieses Verbotes ins Wasser gehen will. Die ältliche Frau Polizeiinspektor hat es auf den Dichter abgesehen. Sie arrangiert, für solche Hilfe Liebeslohn erwartend, seinen Schein-Selbstmord: der Polizeiinspektor, von Gewissensbissen benagt, würde nun, meint sie, das Stück zulassen. Ueberraschende Wendung: der Inspektor, dem listige Schwanktechnik das Manuscript des Dramas in die Hand gespielt und dort gelassen hat, gibt es als sein eignes Werk aus. So wird Er mit der Sorina, in des Direktors verschwiegenem Privatzimmer, probieren! Dazu kommt es nicht. Die Sorina probiert mit dem Dichter in dessen heimlichem Hotel-Exil, und am Abend der Premiere, die vollen Erfolg hat, fahren Beide nach Petersburg. Herr und Frau Polizeiinspektor bleiben, ein

geprelltes dummes Paar, zurück, ausgeliefert dem Hohn der Gerechten.

Das alles wäre recht lustig, wenn es lustig wäre. Aber es ist nur, mit einer Art verbissener Energie, zur Lustigkeit entschlossen: und bei solchem Entschluß bleibt es auch. Der Humor trägt eine Tarnkappe; immerzu schreit er: Ich bin da! und nie sieht man ihn. Die Witzigkeit ist nicht scharf und nicht gemütlich, sie kratzt wie ein stumpf-schartiges Messer. Die Figuren des Spiels haben viel Körper, wenig Gesicht. Das Karussell, in dem sie sich um einander drehen, läuft nicht innerer Schwung-Notwendigkeit gehorchend, sondern scheint mit Handkraft betrieben. Die Possenverwirrung wird mit steifen Fingern aufgerührt und mit der Faust erledigt. Zauber der Theater-Athletik waltet (Schweres nach Bedarf rückend, hebend, schiebend), nicht das Gesetz der Un-Schwere, das lichte Fundamentalgesetz aller komödischen Heiterkeit.

Die wahre, feine Lustigkeit der Komödie liegt außerhalb ihrer: in der Tatsache, daß und wie sehr und wie leicht der Dichter Georg Kaiser auch anders kann. Er beherrscht, erquicklicherweise, das Idiom der gemeinen Verständlichkeit so gut wie die expressionistische Muttersprache seines Talents. Die visionäre Welt seiner Dichtungen ist kein Unentrinnbares, sondern wie ein Nebelvorhang wegzuziehen: klein und platt, in messinggelber Sonne, liegt die Landschaft da! Das zyklopische Deutsch, das er in seinen Tiefen-Dramen redet, ist Wille seiner Zunge, nicht Zwang eines naturwunderlich geformten Sprechapparats. Er, der Meister aller „Ballung“ muß nicht ballen, sondern kann strecken, daß es eine qualvolle Freude ist. Ein Sätzchen walkt er hier zu zwanzigen aus, statt Querschnitten gibt es behaglichstes Rundherum, statt Extrakt wässerige Lösung, statt hochatmenden Tempos asthmatischen Schlendergang, statt Steilpfaden Serpentinen, statt einer echt Kaiserschen Komödie ein echtes Wald- und Wiesenstück unter mittlerer Qualität.

Ueberraschend ist noch eines an diesem Spiel: der vollständige Mangel irgendwelcher neuer Humor-Werte. Man hätte, wenn solch exponierter Geist sich schon ins Niedere herabläßt, doch einen Versuch erwartet, den trüben Dunst der Welt mit einem neuen Lachen reinigend zu durchblitzen. Zumindest die Geste eines solchen Versuchs. Nichts oder fast nichts dergleichen geschieht. Um die Figur des Dichters wetterleuchtet sekundenlang bizarrer Schein; und etwas Ironie zum Quadrat hat sich in die szenischen Bemerkungen geflüchtet: das ist alles. Im übrigen wird die Komik der Sache aus Quellen gespeist, an denen schon Generationen von Possen-Knaben gesessen haben: die Liebesbrunst einer miesen Alten, die plumpe Roheit eines Tyrannen, der dumm-pfiffige Diener, geprellte Niedertracht und ins Leere schnappende Lüsternheit.

Das Stück soll Rache am Zensor sein. Aber diese Rache trifft nur eine angedichtete burleske Oberfläche, keinen erspähten Kern der Figur. Sie trifft nicht tiefer, als Schülers Rache den Lehrer, dem sie ein Papierchen mit „Esel" an den Rockschoß heftet.

Das Burgtheater haspelt, tückisch, den umständlichen Schwatz der Komödie strichlos ab: so wird der ganze Schatz an Langweile ohne Rückstand gehoben. Herr Marx gibt dem ekelhaften Polizeiinspektor kräftige animalische Farbe, Frau Senders der girrenden Polizeiinspektorin einen muntern Hüpf- und Watschelgang und das lebhafte Gezwitscher einer sinnlich aufgeregten Matrone. Es ist sehr spaßig, wie sie auf den hübschen Dichter nicht nur ein Auge, sondern auch ein Gezappel von Gliedmaßen wirft.

Bleibt die Frage offen, ob der ganze Vorfall als mißglückte Attacke der Moderne auf das Burgtheater oder als mißglückter Defensiv-Ausfall des Burgtheaters gegen die Moderne zu deuten ist.

Die Schweigende von Kaspar Hauser

Erst haben wir davon gesprochen
— du hörtest freundlich zu —,
ob unsre alten Männerknochen
sich jemals in den Hörselberg verkrochen . . .
Und du?

Er sagte: „Ach, ich bin ein böses Luder!
Die Frauen fehlen mir.
Ich fresse jedes Jahr ein halbes Fuder,
wild tobt mein Herz, stäubt nur ihr weißer Puder . . . "
Was klopft denn dir?

Er sagte: „Rausch! Nur Rausch vor allen Dingen!
Vor dem Verstand verblich
schon manche Göttin mit den Strahlenschwingen —
Mich packt es jäh, wenn meine Sinne singen . . . "
Und dich?

Ich sagte: „Rausch ist eine schöne Sache,
deckt er uns zu.
Doch geben Sie mir auch die eine wache
Sekunde nur, in der ich rauschlos lache . . ."
Und du?

Du sprichst kein Wort. Du siehst nur so auf jeden
von uns — und während alles weit verklingt,
und während wir voll Männerweisheit reden:
blitzt auf in einem dunkeln Garten Eden
dein sieghafter Instinkt.

Der Religionsunterricht von Schopenhauer

Niemals hat es an Leuten gefehlt, welche auf jenes metaphysische Bedürfnis des Menschen ihren Unterhalt zu gründen und dasselbe möglichst auszubeuten bemüht waren; daher es unter allen Völkern Monopolisten und Generalpächter desselben gibt: die Priester. Ihr Gewerbe mußte ihnen jedoch überall dadurch gesichert werden, daß sie das Recht erhielten, ihre metaphysischen Dogmen den Menschen sehr früh beizubringen, ehe noch die Urteilskraft aus ihrem Morgenschlummer erwacht ist, also in der ersten Kindheit: denn da haftet jedes wohl eingeprägte Dogma, sei es noch so unsinnig, auf immer. Hätten sie zu warten, bis die Urteilskraft reif ist: so würden ihre Privilegien nicht bestehen können.

*

(Von Religionssystemen.) Denn ihnen gibt die sicherste Bürgschaft für den fortdauernden Besitz der Köpfe ihr unschätzbares Vorrecht, den Kindern beigebracht zu werden, als wodurch ihre Dogmen zu einer Art von zweitem angeborenen Intellekt einwachsen, gleich dem Zweige auf dem gepfropften Baum.

*

O, wenn es auf Einsicht gegründete Ueberzeugung wäre! Der wäre mit Gründen beizukommen, und uns stünde das Feld zum Kampfe mit gleichen Waffen offen. Allein die Religionen wenden sich ja eingeständlich nicht an die Ueberzeugung, mit Gründen, sondern an den Glauben, mit Offenbarungen. Zu diesem letzteren ist nun aber die Fähigkeit am stärksten in der Kindheit: daher ist man, vor allem, darauf bedacht, sich dieses zarten Alters zu bemächtigen. Hierdurch, viel mehr noch als durch Drohungen und Berichte von Wundern, schlagen die Glaubenslehren Wurzel. Wenn nämlich dem Menschen, in früher Kindheit, gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin von ihm noch nie gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen oder aber nur berührt wird, um darauf als den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten, da wird der Eindruck so tief ausfallen, daß, in der Regel, das heißt: in fast allen Fällen, der Mensch beinahe so unfähig sein wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz zu zweifeln.

So stark demnach ist die Gewalt früh eingeprägter religiöser Dogmen, daß sie das Gewissen und zuletzt alles Mitleid und alle Menschlichkeit zu ersticken vermag.

*

Durch stetes Vorsagen, von Jugend auf, kann man jeden Aberglauben dem Menschen als fixe Idee einpfropfen. Aber was mehr ist: solche eingepfropfte Idee wird, wie die Abrichtung der Jagdhunde, am Ende erblich, wenn lange Zeit von Geschlecht zu Geschlecht die Einpfropfung wiederholt wird: und dann wird sie wirklich eine angeborene Idee. So ists erklärlich, daß die eine Hälfte der Welt einen gewissen Begriff für angeboren und notwendig erklärt, während die andre ihn perhorresziert.

Ja, nicht allein auf die Mitteilung der Gedanken, sondern auf das Denken selbst erstreckt sich jener Zwang, den die privilegierte Metaphysik ausübt, dadurch, daß ihre Dogmen dem zarten, bildsamen, vertrauensvollen und gedankenlosen Kindesalter, unter studiertem, feierlich

ernstem Mienenspiel so fest eingeprägt werden, daß sie, von dem an, mit dem Gehirn verwachsen und fast die Natur angeborener Gedanken annehmen, wofür manche Philosophen sie daher gehalten haben, noch mehrere aber sie zu halten vorgeben.

*

Gewisse Leute möchten gern die Deutschen jetzt dahin zurückbringen, wo Friedrich der Große und Joseph der Zweite sie gefunden haben.

*

Wenn die Welt erst ehrlich genug geworden sein wird, um Kindern vor dem fünfzehnten Jahr keinen Religionsunterricht zu erteilen, dann wird etwas von ihr zu hoffen sein.

Rundschau

Germanisches und Slavisches im Preußentum

Sollte es Zufall sein, daß — abgesehen von den Hansestädten, wo durch Schiffahrt und Handel, und von München, wo allerlei Einflüsse der Kunst und des Kapitalismus wirksam sind — die Brandherde der spartacistischen Bewegung dort liegen, wo das slavische Element eine gewisse Stärke besitzt? Also hauptsächlich in Preußen.

Zwar ist der Germane im allgemeinen geneigt, die Kraft des eignen Wollens anzubeten; doch die geringe Ausdehnung und Kargheit seines Landes, verbunden mit relativ hoher Wohndichtigkeit, haben ihn zu einem peinlichen Abwägen der tatsächlichen Verhältnisse und zu geduldigem Sichbescheiden erzogen. Ganz anders der Slave. Der Unbegrenztheit seines Reiches entspricht die Schrankenlosigkeit seiner Bewohner. In ihnen ist etwas Weites und Weitsichtiges, das ihnen gestattet, äußerm Druck auszuweichen, wenn er nicht zu hart andrängt; dann aber werfen sie alle Rücksichten ab und sind so unduldsam, wie sie bis dahin duldsam gewesen sind. Beiden gemeinsam indes ist ein kindgläubig-sehnsüchtiges Träumen und eine Zartheit des Gefühls, die gern aus der Wirklichkeit ins Märchenland flüchtet, die toten Dinge belebt und an ihnen sich zu freuen vermag.

Der Preuße aber kennt nur eine Freude: den Erfolg. Denn die historisch bedingte Blutmischung erzeugte in ihm, der germanische Zielstrebigkeit mit slavischer Schrankenlosigkeit verbindet, ohne die gemütvolle süddeutsche Genügsamkeit, die geistige Gewandtheit des Russen zu besitzen, jene engstirnig-eisenköpfige Schneidigkeit, von deren kräftiger staatsbildender Energie die preußische Geschichte ein beredtes Zeugnis ablegt, die den Preußen aber gleichzeitig unlustig oder unfähig macht, fremde Einflüsse in sich aufzunehmen und zu assimilieren. An dem, was er hat, und an dem einmal gefaßten Vorsatz — weil er ihm nicht nur richtig, sondern allein richtig scheint — hält er mit verbissener Zähigkeit fest. Denn da ihm die reiche Gefühlsgrundlage der Phantasie fehlt, die der Germane wie der Slave besitzt, fällt ihm nichts ein, und er begnügt sich damit, methodisch weiterzubauen. Nie so vorsichtig langsam, wie der Süddeutsche, doch auch nie so großzügig, wie der Russe, tut er, was ihm nötig scheint, um zu erkennen, daß es schon in der nächsten Minute nicht mehr befriedigt. Darum wächst ihm aus allen seinen Anstrengungen kein bleibender Gewinn, kein frohes Selbstgenügen.

Er kommt nie zur Ruhe, nie ans Ende. Denn immer wieder steht ihm die eigne Zielstrebigkeit als fordernde Gläubigerin gegenüber. Und aus allen seinen Erfolgen wird kein Erfolg, der ihm zu moralischen Eroberungen verhelfen könnte.

Kaum je hat ein Preuße die Kunst zu ihren ragendsten Gipfeln getragen, noch Menschen bezaubert. Etwas Starres, Abstoßendes ist in seiner zur Schneidigkeit entarteten, allzu bewußten Tüchtigkeit. Die Starrheit des preußischen Volkscharakters wie das autoritative Staatsprinzip des offiziellen Preußens hat etwas von der selbstherrlichen Eigenwilligkeit des mongolischen Hordenführers bewahrt, die undeutsch ist. Denn der Germane ist so anpassungsfähig, daß er fast aufhört, er selbst zu sein. Der Slave dagegen findet sein Glück darin, ganz er selbst zu sein. Wie es für ihn nur das eine Rußland gibt, das ihn nie losläßt, so bleibt er trotz seiner Sozialität durchaus Individualist, der wild und weich, Hammer und Amboß sein kann.

Beider Rassen Vorzüge und Mängel in sich vereinend, ist der Preuße beiden verwandt und beiden fremd. Seine Nüchternheit, die ihn von ihnen trennt, läßt ihn sich nur an den greifbaren Erfolg halten. Erringt er ihn nicht, so bleibt ihm nichts, als sich aufzugeben. Wie Kleist, der Durch-und-durch-Preuße, aus dem Zwiespalt der äußern Lebensgestaltung und seiner genialen Selbstsucht keinen andern Ausweg wußte, als in der alternden Henriette Vogel die Todesgenossin zu finden.

Daher führte die jähe Erkenntnis des Spätsommers 1918 zu dem Harakiri der Revolution, darum ließ die alte Macht die neue sich widerstandslos an ihren Platz setzen, darum drängt heute Spartacus, rücksichtslos den einmal betretenen Weg rasch bis zu Ende zu gehen.

Denn die alte preußische Schneidigkeit war nicht Uniform: sie ist Blutmischung.

Paul Kullmann

Na, mein Sohn?

Besinnt ihr euch noch auf die Inspektionen eurer Truppenteile bei den Militärsoldaten? Wenn da die hohen und höhern und höchsten und allerhöchsten Offiziere durch die starren Reihen gingen und hier und da ein leutseliges Wort an die Kerls richteten? Erinnert ihr euch daran? „Na, mein Sohn, wo hast du dir denn das Eiserne Kreuz verdient?“ Und der also Angeredete nahm die Nase noch steifer gradeaus und gab eine brave und leere Antwort, grade so dumm und leer wie die interesselose Frage, und der Inspizierende ging befriedigt weiter, und alles war gut . . .

War wirklich alles gut? War es die Aufgabe und der Lebenszweck der Führer, mit dieser falschen und gemachten Loyalität, die so viel Herablassung mit ebenso viel Menschenverachtung verband, zu dem niedern Volke herunterzusteigen? Es schien so. Denn sie hatten ja allesamt in diesem Kriege nicht begriffen, daß sie nicht mehr, wie in seligen Friedenszeiten, unter ihren Bauernjungens standen, unter denen der Leutnant so eine Art Gott war, weil er fließend lesen und schreiben konnte — (meist das Einzige, was er konnte). Diesmal aber stak unter den grauen Kitteln ein gut Teil der Intelligenz des Landes, und wie hat es die berührt, wenn irgendein bunter Popanz ihnen leutselig und ganz von oben herunter die Frage stellte: „Na, mein Sohn?“

Wir verzichten auf diese Soldatenväter. Sie sind nicht ausgestorben. Es gibt immer noch

viele unter den bürgerlichen „Vorgesetzten", die annehmen, sie seien so etwas wie der alte Fritz und wir Andern seien die braven potsdamer Rekruten, die sich stundenlang über ihren König unterhalten. Vorbei, vorbei —. Wir wollen Sachlichkeit im Betrieb und verzichten gut und gern auf diese kleinen menschlichen Kniffe.

Die Deutschen sind noch lange nicht dazu erzogen, miteinander zu arbeiten. Sie können nur wirken, wenn man sie Einen über den Andern stellt. Das kommt uns zum Halse heraus. Zusammenarbeiten! ist die Losung, nicht: Unterstellen! Hand in Hand arbeiten heißt es, nicht: Ueberordnen. Damit ist gar nichts geschafft; das nutzt nichts, sondern schadet nur: diese Kompetenzstreitigkeiten, dieses Raufen, wer nun mehr zu sagen hat, und wer am allermeisten zu sagen hat. Das führt uns nicht weiter, sondern treibt nur von der Arbeit ab. Und vielleicht erleben wir doch noch einmal die Zeit, wo sich kein Deutscher mehr zu dem eigenen Landsmann leutselig und ohne innere Anteilnahme herabläßt, und ihm gutmütig auf die Schulter klopft und kopfnickend zu fragen geruht: „Na, mein Sohn?"

Ignaz Wrobel

Die Kunst

Die Kunst, vor 1914 davon bedroht, an der Ruhe zu sterben, die das emsige Rüsten des die unseligste Stunde der Menschheit durchwaltenden Kommerzialismus, das Rüsten zum Massenmord begleitet hat, — sie ist heute, 1919, daran, an der Unruhe zu sterben, die den Bankerott des Mörders Menschheit begleitet. Sie hatte sich damals in wenige Herzen verkrampft, die sich selbst ausnahmen aus dem zeitlichen Getriebe; sie hat dann dem großen Sterben zugesehen und aus der zerschmetterten, verendenden Brust schlugen ihre Rufe zum Himmel. Heute steht es schlimmer um sie als je. Völker politisieren sich. Es geht laut her, um und um. Der gewaltige Auftrieb des Proletariates hält die Erde in Atem. Die Dinge stehen Kopf: was nebenhergehen soll, die Organisation der Völkerherden, die Staatlichkeit, der Erwerb und die Ernährung, das drängt sich vor und drängt sich über alle Wesenheit der Völker empor. Um diese Wesenheit ist es schlecht bestellt: Politisierung bedeutet das Bekenntnis zum Menschen als Herdenwesen. Politik und Kunstfeindschaft sind eines. Wieder einmal „stirbt die Kunst". Sie aber ist befähigt, zeitauf und zeitab zu sterben, und trotz diesem Zustand des Absterbens ihr zartes, ewiges Leben fortzuführen. Sie ist mit dem Tode innig verschwistert, wohl wissend, daß er ihr Freund ist. Der Tod hat der Kunst nie etwas anhaben können. Ihr Sterben, dem Weltuntergang gleich, ist kein Ereignis, sondern ein Zustand. Der Weltuntergang war immer da, oder er wird niemals kommen. Die Kunst mag an der Ruhe sterben oder an der Unruhe, welche die Erde erfüllt: man bespeie die Kunst so oder so, oder man halte sie hoch in Ehren; wie immer sie umgebracht wird: uns will scheinen, daß sie immer umgebracht wird und daß sie aus jedem Tode immer wieder zur Un-Zeit aufersteht. Das ist die Ewigkeit. Wie die Zeit sie niederschlägt, so schlägt sie die Zeit nieder. Im Durcheinander stürzender Staatenformen und im trüben Wirrwarr, der zwischen zwei Gesetzgebungen liegt; im brausenden Auftrieb der Hungernden in die Speisekammern des geborstenen Kapitalismus, dessen Macht gebrochen ist, und der nur noch sein nacktes Leben verteidigt: in solchem Hexensabbath losbrechender und zusammenbrechender Ener-

gieen sollte die Kunst ihre leise Stimme vernehmen lassen? Sie liegt am Boden, und die Tritte der roten Masse gehen über sie hinweg. Sie blutet aus tausend Wunden und verröchelt unter den Exzessen der Habenden und der Darbenden. Jeder Atemzug, den sie tut, ist ihr letzter. Und wie sie zu sterben nie endet, so hebt sie stets von neuem zu leben an. Ja, die Kunst stirbt; also bedarf es des Beweises nicht, daß sie lebt! Laßt uns ihr Sterben feiern, wenn jubelnd rings die Republiken gefeiert werden und die großen Dinge, die der Mörder Menschheit nun von seiner Befreiung erwartet! Laßt uns das Absterben und Aufleben der Kunst betrachten, wenn man sich ringsumher politisiert, demokratisiert, radikalisiert! Man randaliere drauf los; uns laßt auf die leisere Stimme horchen, die aus der lebendigen, ewigen Lebens lebendigen Sterbenden zu uns dringen wird!

Hans Janowitz

Antworten

Alfred H. Fried. Auch Sie sind Keiner, dem man zu Hilfe zu kommen braucht. Aber ich muß doch aus Ihrer Entgegnung an den Erfinder des deutschen Pazifismus (‚Auf hartem Grund' im Pfadweiserverlag zu Hamburg) die Worte zitieren, mit denen Sie vor den Konjunkturpazifisten warnen. „Es gibt nämlich sehr viele Leute in Deutschland, die den Pazifismus jetzt als einzigen Rettungsanker für sich und das Land betrachten, ihn mit süßsaurer Miene als Notbehelf, aber nicht aus ehrlicher Ueberzeugung annehmen, mit dem Hintergedanken, bis zur Wiedererstarkung Deutschlands das friedliche Lammskleid als eine Art Mimicry anzulegen." Und Sie fügen aus dem Brief eines deutschen Theologen als Beweis die Sätze hinzu: „Ich gehöre zwar zu der Liga für Völkerbund, vermag aber die religiöse Begründung des Pazifismus mir schlechterdings nicht anzueignen, da ich aus den Tatsachen heraus Gott nicht als einen Gott des Friedens und den Pazifismus nicht als eine Forderung des Christentums anerkennen kann. Ich kann nur der Ueberzeugung leben, daß für uns Deutsche auf Grund unsres militärischen Zusammenbruches der Völkerbund die einzige Rettung ist, die wir darum auch als Patrioten ergreifen müssen." Sie haben recht: man muß zwischen dem Nationalismus und dem Pazifismus wählen. Wir haben gewählt. Wir hatten lange vor dem Kriege gewählt.

Wilhelm Bölcke. Gewiß, Ihre Schrift über ‚Deutschlands neue Wehrmacht' (im Verlag Neues Vaterland) ist voll des besten Willens. Und doch glaube ich, daß es heute nicht so sehr darauf ankommt, wieder und wieder neue Organisationen aufzubauen, deren wir nun schon übergenug haben, sondern erst einmal dafür zu sorgen, daß die guten Deutschen erkennen: ein Heer ist ein Notbehelf und kein Selbstzweck einer Nation. Mit neuen Paragraphen ändern wir garnichts — mit neuen Köpfen sehr viel. Aber wo wären die?

Fritz G. Sie wollen von mir hören — oder wollten, denn Ihre Frage fiel noch in die ‚Saison' —, was ich zu der endlosen Reihe der Vortragsabende in Berlin sage, zu der „schrecklichen Plage", daß sich für berufen jeder Schauspieler erachtet, allerhand Literatur vorzulesen. Ich kann mich nicht einmal dann dazu äußern, wenn sichs um gute Literatur handelt, denn ich gehe nicht hin. Die Sache liegt ja doch so. Entweder trägt der Schauspieler gute Literatur, die er verstanden hat, auch gut vor. (Diesen Fall gibts garnicht. Doch: Ludwig Hardt immer,

die Eysoldt manchmal und drittens Ernst Deutsch.) Oder aber er trägt gute Literatur vor, die er nicht verstanden hat. Oder aber er trägt gar keine Literatur vor, sondern trägt nur vor. Wozu lauft Ihr da hinein? Nehmt euch das Buch, das Ihr lesen und genießen wollt, vom Bücherbrett und setzt euch in eine stille Ecke — so werdet Ihr viel mehr Genuß haben als von einem polternden und flüsternden Mimen, der dem Zuge der Mode folgt. Die beste Kammermusik wird seit jeher im Hause gemacht.

Historiker. Nicht vergessen! Niemals vergessen! Der Krieg ist nicht erledigt, weil es in manches Mannes Interesse liegt, daß nicht mehr darüber gesprochen wird. Man kann nicht oft genug darüber sprechen, über ihn und über alles, was die Soldaten gelitten haben. Das möchte den Herren so passen: bestraft wird keiner von ihnen, aber sie wollen nicht einmal, daß ihre Straftaten überhaupt erwähnt werden. Zum Glück hat das Herrn Karl Vetter nicht gehindert, den ‚Zusammenbruch der Westfront' (im Verlag für Volksaufklärung Koch & Jürgens zu Berlin, Burgstraße 29) so zu schildern, wie er nach menschlichem Ermessen wirklich vor sich gegangen, also vollständig anders, als ihn der Oberst Bauer — bei Scherl; wo denn sonst? — geschildert hat. Wie der die Geschichte gefälscht hat, erfahren Sie aus dem ersten Morgenblatt der Frankfurter Zeitung vom achten Juni; und wenn Ihnen darüber nicht die Haare zu Berge stehen, so kann der Grund nur sein, daß Sie keine mehr haben.

Reichsverband Deutscher Presse. Wo waret Ihr? Als die Spartacisten die bürgerlichen Zeitungen mit keinem andern als dem Recht der Revolution an der Ausübung ihrer verlogenen Tätigkeit hinderten: da habt Ihr Zeter und Mordio geschrien — und es soll hier gewiß nicht die Gewaltpolitik an sich verteidigt werden, so erfreulich in diesem Falle ihr, ach, wie kurzlebiger Erfolg war. Aber als General Noske die Leipziger Volkszeitung durch seine Truppen unterdrücken ließ und die Neue Zeitung in München — wo waret Ihr da? Hat man euch da protestieren hören? Wir warten nicht auf Antwort, dieweil wir keine Narren sind, arbeiten weiter und denken uns unser Teil. Aber kommt ja nicht wieder mit euern Protesten, sobald den Geldsäcken Unheil droht.

Marianne S. Wenn ich euch, denen meine „spartacistischen Ideen" nicht in die eigne Ueberzeugung passen, nun zum Quartalswechsel wieder verliere, so frage ich mich: Was habt Ihr eigentlich bei mir gelesen? Ich träume als Kind mich zurücke, blättere bis in die ersten Jahrgänge meiner ‚Schaubühne' und frage mich und euch: Wann habe ich jemals auf das gehört oder gar das erfüllt, was meine Lesermajorität von meinem Blatt forderte? Niemals. Ich denke, das eben ist der entscheidende Unterschied zwischen der ‚Weltbühne' und der Presse: daß diese ängstlich lauscht, was die Abonnenten murmeln, zu lauschen gezwungen ist, gezwungen zu sein sich einbildet — während hier immer nur nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit gesagt worden ist. Das eben scheint mir an der Presse so trostlos, daß sie garnicht unabhängig ist, sondern nach der Leserschaft schielt, statt in die Welt zu sehen — daß die Leser winken, und der Leu stürzt aus dem Käfig oder bleibt darin hocken, wie's jeweils gewünscht wird. Sie tun also gut, gnädige Frau, sich für Ihre Ueberzeugungen eine willfährige Tageszeitung zu halten. Gelüstet Sies nach der Wahrheit: die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Katastrophenpolitik von Heinrich Ströbel

Zwischen Regenschauern eine sonnige Spätnachmittagsstunde. Das Stahlblau der Außenalster, die sich, ein schmucker See, zwischen dem stolzen Baumschlag üppiger Villenparks, zwischen den glitzernd herübergrüßenden Häuserreihen und Türmen Hamburger Vororte in koketter Anmut dehnt, schneiden glänzend weiße Fährdampfer, spielerisch silberne Segelboote, die hin und wieder der schmale Pfeil eines Ruderbootes überholt, den in rhythmischem Gleichtakt die nackten Arme der sportgebräunten Mannschaft durch das gischtende Kristall treiben. Auf dem hügelan schwellenden Uferhang ein parkartiger Garten am andern, und zwischen den alten Ulmen, Eichen oder Linden herab schauen, über leuchtende Blumenbosketts oder über den kurzrasierten Sammet englischer Rasenflächen hinweg, schloßartige Villen stolz abwehrend und ein wenig gelangweilt in die prachtvolle Szenerie. Nur ein paar Flaneure schlendern behaglich vorüber, trotz des gewohnten Anblicks gefesselt durch das malerische Strandbild, durch das feudale Wohnidyll, durch den Zusammenklang von Naturschönheit und raffinierter Kultur. Da läßt ein fremder Laut sie stutzen: von der Stadt herüber, aus der Gegend des Rathausmarktes, dringt matt, aber deutlich, das Geräusch von Gewehrschüssen. Und jetzt eine ganze Kette von Schüssen, wie der Wirbel eines hämmernden Spechtes das Feuern eines Maschinengewehres. Ach ja, hier draußen im Alsterviertel vergißt man es ganz: da drinnen in Hamburg ist ja wieder einmal Revolution — — —. Was die Kerle nur wollen! Sie haben doch jetzt das gleiche Wahlrecht, sitzen in Massen im Senat und in der Bürgerschaft! Und trotzdem diese fortwährende Unruhe, diese ewige Hetze. Und was sie jetzt wohl für Dummheiten vorhaben? Ob sie, wie in Moskau und in Budapest, Ernst mit dem Kommunismus machen werden? Ob die kommunistischen Horden sich am Ende hier in den Villen von Harvestehude und Uhlenhorst einquartieren? Und ein unbehagliches Frösteln überläuft die Großkaufleute bei dem Gedanken, daß schmutzige Proletarierstiefel demnächst ihre Perserteppiche stampfen könnten . . .

Ja, was die Kerle nur wollen! Hamburg stand im Zeichen des Derbys. Elegante Welt und Halbwelt, der ehrbare Kaufmann und das Schiebertum gaben sich auf der Horner Rennbahn ein Stelldichein. Die Hôtels waren überfüllt, im Sportteil der Zeitung las man nichts als Tips für die Wetten. Die Millionen sollten am Toto roulieren — da kam diese blöde Geschichte mit der Katzen- und Rattensülze dazwischen . . . Da

gibt es neben dem Hamburg der Villenparks und des Geldsacks noch ein anderes Hamburg, das Hamburg der engen Hafenviertel, der lichtlosen Gänge und Terrassen, das Hamburg der öden Proletarierquartiere. Von ihm erfuhr der deutsche Spießer zuerst, als 1892 die Cholera aus diesen scheußlichen Proletarierbehausungen heraus auch die Wohnviertel der Reichen und ganz Deutschland bedrohte. Schaudernd wurde man damals gewahr, daß das Dorado der Rheder und Importeure auch die ungeheuerlichste Brutstätte der Armut und des Elends war. Seitdem hat man die grauenhaftesten Viertel niedergerissen. Aber noch blieb genug des Abschreckenden. Man braucht nicht das East End in London zu durchstreifen, wenn man, als Maler, Romancier oder Sozialpolitiker, ergiebigste Elendstudien machen will.

Und da kam nun diese blöde Geschichte mit der Katzen- und Rattensülze. Irgendwo platzte beim Abladen ein Faß, und heraus quoll ein unbeschreiblich aussehendes und stinkendes Gemengsel von Hunde-, Katzen- und Rattenkadavern. Und der sich rasch sammelnde und in das Haus eindringende Volkshaufe stellte fest, daß dies Aas das Material für eine Sülzefabrik war. Und als das Volk, mißtrauisch gemacht, auch in andern Stadtteilen eine Razzia nach ähnlichen Nahrungsmittelfabrikanten vornahm, entdeckte man noch eine ganze Anzahl von Sülzefabriken, die aus gleich appetitlichem Rohmaterial Delikatessen für die minder Zahlungsfähigen herstellten. Selbst die Beefsteakesser von Harvestehude und Uhlenhorst würgte der Ekel, als sie das Schauderbare in der Zeitung lasen. Die Proletarier aber, von denen manche solche Sülze gegessen hatten, packte die Wut. Die Wut gegen die infamen Nahrungsmittelfälscher, gegen die Duldung solchen Skandals durch die Behörden, gegen die Korruptionswirtschaft, die Proletarier durch Bestechung zu Hehlern und Helfern solcher Verbrechen gemacht, die dumpfe Wut gegen die ganze, trotz Revolution und Republik noch immer andauernde kapitalistische Schandwirtschaft. Und als dann obendrein aus unbegründeter Nervosität die Gewehre eines Soldatentrupps losgingen und sechs Tote und zwanzig Verwundete liegen blieben, machte das Hamburger Proletariat seine zweite Revolution.

*

Trotz des aufgespeicherten Proletariergrolles kostete diese Hamburger Revolution wenig Blut. Die Volkswehr verhielt sich passiv, die Einwohnerwehr desgleichen, so daß den Massen die Macht eigentlich ohne Widerstand zufiel. Die Ausschreitungen waren minimal. Man öffnete Gefängnisse und vernichtete Strafakten. Und man plünderte einige Läden und Villen. Das waren törichte und beklagenswerte Exzesse, für die

man aber die Volksmassen selbst nicht verantwortlich machen darf, noch weniger die Führer der politischen Gruppen, die an der ganz spontan ausgebrochenen Erhebung völlig unbeteiligt waren. Erst als die Massen die Herren waren — gewannen die Parteileitungen wieder die Führung. Und sie waren, bis zu den Kommunisten, einsichtig genug, diese Elendsrevolte völlig unberatener Massen nicht politisch ausmünzen zu wollen. Man proklamierte keineswegs die „Räterepublik" (von der man gleichwohl in der Presse, selbst im „Vorwärts", faselte), man dachte nicht an kommunistische Experimente, man vermied alle Münchener Torheiten, man sorgte vielmehr mit anerkennenswerter Tatkraft für Wiederherstellung der Ruhe und der staatlichen Ordnung.

Trotzdem schickte Herr Noske sofort ein Freiwilligencorps unter Führung Lettow-Vorbecks. Ihr erster Einmarsch mißglückte, da Teile der Mannschaften mit dem Hamburger Proletariat fraternisierten. Aber nachdem man Verstärkungen herangezogen, erfolgte dennoch am 1. Juli die Besetzung. Auf dem Rathausmarkt steht jetzt ein großer Artilleriepark. Motorzüge und Panzerautos sind allerorts verwendungsbereit. Ueberall drohen die dem Berliner so bekannten Plakate: „Halt!" „Wer weiter geht, wird erschossen", „Nicht stehen bleiben, es wird scharf geschossen". Kurz, wie der Korrespondent eines Berliner Blattes meldet: „Hamburg bietet das Bild eines Feldlagers."

Hoffentlich bleibt es bei der kriegerischen Parade! Denn es gibt ja kein Räteregiment niederzuwerfen, keine Geiselmorde zu rächen. Für die paar Plünderungen kann man das Hamburgr Proletariat selbst und seine Führer nicht verantwortlich machen, erlebten wir doch erst in den gleichen Tagen solche Plünderungen auch in Berlin, das doch durch Noske-Truppen mehr als ausreichend gesichert ist. Und statt nach kommunistischen Verschwörungen zu spüren, ergreife man lieber eine herzhafte Offensive gegen die Nahrungsmittelverfälschung, gegen das Schiebertum, gegen die kapitalistische Korruption. Wollen General von Lettow-Vorbeck und sein Stab die tieferen Ursachen der Hamburger Volkserhebung erfahren, so unternehmen sie besser eine Streife durch die Hamburger Proletarierquartiere, neben denen ihnen dann die brutale Vornehmheit der Villenviertel umso aufreizender erscheinen wird.

*

Die Hamburger Zustände illustrieren zugleich die Vorgänge im ganzen Lande: Die Unruhen in Landsberg, Frankfurt a. O., Bielefeld, die Streiks der Eisenbahner, der Berliner Straßenbahner, der Holzarbeiter, Metallarbeiter, der Bankbeamten und was sonst noch kommen mag. Alle diese Schichten sind durch Entbehrungen erbittert, sind empört über das kapitalistische

Schiebertum, das sich auf Kosten der arbeitenden Klassen bereichert wie zu den schlimmsten Zeiten des Krieges, sind aufs äußerste enttäuscht von der Regierungspolitik, die noch vor jedem operativen Eingriff in das verfaulte System zurückschreckte. Wer nicht in der Straßenbahn oder im Vorortzug die Ohren mit Wachs verschloß, vernahm die Ausbrüche tiefsten Unwillens: „Was hat denn die Gesellschaft in Weimar für uns getan? Sie hat die Kriegsgewinnler ungestört ihre Milliarden ins Ausland verschleppen lassen und denkt weder an eine radikale Besteuerung der Reichen noch an eine wirkliche Sozialisierung. Stellen die Staatsarbeiter Lohnforderungen, so treibt das den Staat zum Bankerott; aber für die Freiwilligencorps sind anderthalb Milliarden im Monat nicht zuviel! Die schützen ja auch die Geldschränke der Kapitalisten. Wir aber wollen, daß mit dem Kapitalismus und seiner Ausbeutungswirtschaft ein Ende gemacht wird. Wenn der Klassenstaat unsre Forderungen nicht erfüllen kann, wenn der Kapitalismus dabei zugrunde geht: umso besser! Wir wollen ihn nicht wieder galvanisieren, sondern auf dem vom Schutt des zusammengebrochenen Alten gereinigten Grunde eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen."

Die Regierung kämpft verzweifelt gegen diese fatalistische Selbstvernichtungswut an, die breite Volksmassen befallen hat. Aber, wie seit acht Monaten schon, mit den verkehrtesten und hoffnungslosesten Mitteln. Noskes Streikerlaß war Oel ins Feuer. Er verschärfte den Ausstand der Eisenbahner und wurde zurückgezogen. Aber statt seiner kam, als der Streik andauerte, die Entlassungsandrohung des Verkehrsministers. Kam die Verhaftung des Führers der Bankbeamten wegen kommunistischer Umtriebe. Solche Gewaltakte setzen vielleicht der Ausdehnung des Feuers zunächst eine Schranke, aber sie steigern nur seine Glut, die schließlich alle Hindernisse überspringt. Was Gewalt erreicht, beweist München, wo die Stimmen der Unabhängigen von 15 000 auf 78 000 emporschnellten, beweist das rapide Anschwellen der sozialistischen Linken im ganzen Lande, beweisen all die Symptome einer unaufhaltsamen Auflösung unsres ganzen Staats- und Wirtschaftslebens. Mit den Maschinengewehren der Offiziersgarde bändigt man nicht die Wirtschaftsanarchie. Retten kann nur noch der kühne Versuch, dem Proletariat selbst mit der politischen Macht auch das volle Maß der politischen Verantwortlichkeit zu übertragen!

*

Die Regierungssozialisten müssen, wollen sie Deutschland retten, ihre Politik gründlich revidieren. Sie müssen sich fortan, statt auf Bürgertum und Offiziercorps, einzig auf die revolutionären Volksschichten stützen. Aber auch die Unabhängigen müssen

endlich Farbe bekennen! Sie müssen ein klar umrissenes politisches Wirtschaftsprogramm präsentieren. Das hohle Schlagwort von dem Rätesystem und der proletarischen Diktatur reicht nicht aus. Die klügeren der unabhängigen Führer hehlen selbst gar nicht, daß das russische System, das selbst den primitiven Zuständen der Sowjetrepublik gegenüber versagte, für deutsche Verhältnisse nicht paßt. Sie wissen, daß eine radikale Sozialisierung, eine „Vollsozialisierung", weder heute, noch übers Jahr möglich ist. Sie wissen nicht minder, daß die Sozialisierung auf manchen Gebieten eben nur den Charakter der Verstaatlichung und Kommunalisierung tragen kann, wie unser Eisenbahnwesen ja schon längst, die Berliner Straßenbahn wenigstens letzter Tage in Gemeinbetrieb übergegangen ist. Und neben diesen staatlichen Betrieben werden auf Jahre, vielleicht Jahrzehnte hinaus ansehnliche Reste der kapitalistischen Privatwirtschaft bestehen bleiben müssen. Gilt das schon von der Industrie, so erst recht vom Handwerk, vom Handel, von der Landwirtschaft. Die Bauern kann man nicht im Handumdrehen sozialisieren, und auch der Großgrundbesitz wird sich erst allmählich genossenschaftlich bewirtschaften lassen. Stehen wir aber solchen wirtschaftlichen Notwendigkeiten gegenüber, so ist auch das Rätesystem nicht die schlechthin geeignete Repräsentativ- und Verwaltungsform.

Die intelligenteren und gewissenhafteren Führer der Unabhängigen begreifen das so gut wie wir. Sie wollen auch keineswegs eine sklavische Nachahmung des russischen Rätesystems. Aber diese private Einsicht genügt nicht; es ist höchste Zeit, sich auch öffentlich dazu zu bekennen, sie der primitiveren Auffassung ihrer Anhängermassen entgegenzusetzen. Nichts wäre verhängnisvoller, als wenn die unabhängigen Führer sich einbildeten, sie könnten ruhig abwarten, bis die Regierungsgewalt ihnen eines Tages in den Schoß falle, und sich dann erst mit ihren Anhängern über das politische und soziale Programm verständigen. Schon stecken wir allzutief in der Wirtschaftsanarchie, als daß man sich dann noch unsichern Experimenten ergeben dürfte. Zudem könnten dann die Führer leicht erleben, daß die Massen, wenn man nicht jedem ihrer Wünsche und Illusionen zu Willen wäre, über sie einfach zur Tagesordnung übergingen.

Daß in den Volksmassen dumpfe Unzufriedenheit gährt, ist begreiflich. Daß sich der Durchschnittsproletarier die Aufhebung der Klassenunterschiede weit einfacher vorstellt, als die ökonomischen Bedingungen das zulassen, ist verständlich. Daß die Methoden der Noske-Regierung den Masseningrimm steigern, ist kein Wunder. Aber aus dem Chaos reißt nur die Regierung, die es ehrlich meint mit der Demokratie und sich weder auf den militärischen, noch auf den kommunistischen Terror verläßt!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXVII.

Luise Zietz

Ein revolutionärer Typus. Bleiche, poröse, käsig gelbe Wangen, die von Entbehrung und schlechter Wohnung erzählen. Ein wild flackerndes Auge. Nur beim Sprechen, beim agitatorischen Reden vor einer Versammlung huscht ein Strahl des Geistigen über ihr Antlitz. Dann glühen ihre Augen wie elektrische Flämmchen. Der Gesichtsausdruck bekommt etwas Unheimliches, Megärenhaftes. Eine Hinterhaus-Atmosphäre strömt von ihr aus. Alte Häusergiebel, kleine Fenster, dunkle Gänge, die Arbeitermassen: Männer, Frauen und Kinder, auf die Straße speien, treten vor unsre Phantasie. Die Rednerin hat sich inzwischen in Ekstase geredet. Barrikaden türmt sie. Handgranaten schmeißt sie. Auf zum Sturm gegen den Todfeind Kapitalismus.

In Bargteheide wurde sie einst, am fünfundzwanzigsten März 1865, geboren. Eine Holsteinerin. Ihre Jugend verlief durchaus eintönig. Tagaus, tagein dasselbe stille und gedrückte Wachstum im proletarischen Rahmen. Zuerst ging sie auf die Volksschule und besuchte dann die Fröbelschule, um sich als Kindergärtnerin ausbilden zu lassen. Mit siebenundzwanzig Jahren trat sie zur Sozialdemokratie über. Die Kleinkindererziehung genügte ihr nicht mehr. Sie wollte fortan die großen politischen Kinder: die Frauen erziehen. Denn in jenen Tagen, 1892, steckte die politische Frauenbewegung noch in den ersten Anfängen. Vom eigentlichen politischen Leben waren die Frauen ausgeschlossen, da sie politischen Vereinen und Organisationen nicht angehören durften. In der Partei legte sie nun los. Auch hier war zu jener Zeit das Interesse für die Frau nur recht mäßig. Kräftig wurden die Ellenbogen gebraucht, um sich, und seis mit Gewalt, durchzusetzen. Reden und wieder reden. Schreiben und wieder schreiben. Die Frauen mußten aufgerüttelt werden. Ihre (geistig und stilistisch überaus bescheidenen) paar Flugschriften sind Zwiegespräche. In einfachster, mütterlich zuredender Form appelliert sie hier an das soziale und politische Gewissen der Arbeiterin. Eine kleine Stichprobe aus der Schrift: ‚Die Frauen und die Reichstagswahlen‘, und Ihr habt ihres Wesens Kern erfaßt:

Frau Arndt: Denken Sie, gestern war ich in der Zentrumsversammlung, was sagen Sie dazu?

Frau Berndt: Ach, gehen Sie, da läßt man doch gar keine Frau herein.

Frau Arndt: Ja, ich war auch nicht als Gast da, sondern habe der Wirtin am Büffett helfen müssen, und da habe ich vieles hören können. Da ist aber auf die Sozialdemokratie geschimpft worden, und

Redefreiheit gab man nicht, die Sozialdemokraten konnten deshalb nicht antworten. Ein junger Kaplan redete zum Schluß und behauptete, die Sozialdemokratie wolle Ehe und Familie zerstören und die freie Liebe einführen.

Frau Berndt: Ich kann es immer gar nicht fassen, daß gebildete Leute solch blödsinnige Verleumdungen fortgesetzt wiederholen und — daß es noch immer Dumme gibt, die das glauben. Wo grade Sozialdemokraten alles tun, um dem Arbeiter ein Familienleben zu sichern, ihm ein Stück Familienleben wiederzugeben, während der Kapitalismus es ihm raubte.

So, in diesem Jargon gehts weiter. Kleinstes Niveau. Aber darin lag auch gar nicht ihre Stärke. Rednerin und Organisatorin wollte sie sein. Und darin leistete sie auch etwas. Als die politische Vereinssperre für die Frauen fiel, als das Reichsvereinsgesetz vom Bülow-Block beschlossen war, ging sie mit großem Elan an die Organisation der Frau in der sozialdemokratischen Partei. Ein steiniges Feld, das beackert werden mußte. Nur langsam konnten die Früchte reifen. Aber sie ließ sich nicht entmutigen. Mit Klara Zetkin, die radikaler noch als sie war, geriet sie heftig aneinander. Die Erde hatte nicht Platz für zwei so selbstbewußte, so draufgängerische Geister wie diese Beiden. Rosa Luxemburg nahm für die Zetkin Partei. Aber Luise Zietz war nicht unterzukriegen. Ihr Haß brannte, in seiner weißen Glut, der Zetkin Löcher in die Seele. Lest in Lily Brauns ‚Memoiren einer Sozialistin' die Charakteristik der Beiden, die unter Decknamen auftreten, nach und ergötzt euch dran.

Das Vertrauen der Massen berief sie bald in den Parteivorstand. Sie und Haase vertraten den linken Flügel. Während des Krieges gab es hier fortwährend heftige Auseinandersetzungen zwischen links und rechts, und, weiß Gott, Luise Zietz war nicht zahm. Mit Dreschflegeln schlug sie auf ihre zahmern Parteigenossen ein. Die Furie der Partei. Und dann kam der große Krach. Die Linken marschierten ab, um eine besondere Arbeitsgemeinschaft zu bilden, aus der sich nachher die Unabhängige Sozialdemokratie entwickelte. Luise Zietz vorneweg. Jetzt wurde ihr Sinnen und Trachten ausgesprochen revolutionär. Anders als durch eine Revolution, sagte sie sich, kann der schreckliche Krieg nicht überwunden werden. Aber der Militäroberbefehlshaber langte nach ihr und steckte sie eine Weile in Schutzhaft. Als im Sommer 1917 der erste Matrosenputsch mißlang, in dem auch sie ihre Hand stecken hatte, schrieb sie ganz entrüstet an die zaghaften Führer der Partei: „Ihr Parteimänner seid Schlappschwänze und Scheißkerle. Die Matrosen, das sind ganze Kerle . . ."

Am neunten November 1918 schien sich ihr Traum zu erfüllen. Die Revolution war da. Aber sie verlief nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Die Mehrheitssozialdemokratie

„sabotierte" sie. Also neue Kämpfe. Neue Eroberungen. Luise Zietz war mit Leib und Seele dabei: Immer feste druff! Kampf den Mehrheitssozialisten bis aufs Messer. Die Unabhängigen des dritten berliner Wahlkreises wählten sie in die deutsche Nationalversammlung. Hier, in der linkesten Ecke, ist sie der andauernd aus dem Häuschen schnellende Hund, der in immer neuen Zwischenrufen jeden Redner ankläfft. Schmeichelworte sinds nicht, die sich von ihren Lippen lösen. Noske, ihr Parteigenosse von vorgestern, bekam einen „Lügner", einen „Lump", einen „Mörder" von ihr an den Kopf geworfen. Aber man kann schließlich nicht verlangen, daß ein Krater Schlagsahne von sich gibt.

Die Presse von Hans Landsberg

Woher kommt es trotz der stattlichen Anzahl begabter Journalisten, die aus den verschiedensten Berufskreisen in das Zeitungswesen einströmen (nach dem Satz, daß ein guter Journalist seinen Beruf verfehlt haben muß, um ihn zu erfüllen), — woher kommt es, daß die Presse als solche in so geringem Maße ein journalistisches Instrument geworden ist, daß sie gegenüber dem Uebergreifen des Technischen, der handfertigen Komposition, der tüchtigen Mache, der routinierten „Aufmachung" so wenig von der grundsätzlichen Inspiration des Tagesschriftstellers verrät? Die deutsche Presse ist mehr und mehr, zumal in den letzten zwanzig Jahren, ein verlegerisches Unternehmen geworden. Man kann sie mit all dem Lobe füttern, das sie verträgt: sie ist unbestechlich (insofern sie kein Geld nimmt), korrekt, von rascher Zuverlässigkeit. Aber es fehlt ihr letzten Endes doch an einem entscheidenden Merkmal: an Bedeutung im höhern Sinne. Woher kommt es, daß heute jeder Spießer sich erdreistet, über dieselbe Presse abzusprechen, die er beim Ausbleiben seiner Magenzeitung doch händeringend herbeisehnt? Wie erklärt sich, daß Gelehrte, Staatsmänner, Heerführer, Könige, bei aller Neigung, die Presse als das brauchbarste Propagandamittel zu benutzen, sie andauernd mit innerer Abneigung betrachten? Fast alles, was über die Presse im allgemeinen gesagt und geschrieben worden ist, stammt entweder von grundsätzlichen großen Verächtern, die, wie Schopenhauer, Bismarck, Nietzsche, den Tagesgeist überhaupt nicht anerkennen, oder von fleißigen Kompilatoren, die den unendlich empfindlichen und nervösen Organismus der Presse, ohne ihn persönlich in sich aufzunehmen, als Objekt wissenschaftlicher systematischer Kleinarbeit betrachten. Diese wissen Bescheid über Pressebüros, Korrespondenzen, kopflose Zeitungen, Kabel und Telefunken, Matern und Linotypes und haften an dieser äußerlichen

Technik des Pressewesens, ohne von dem Begriff und dem Beruf des Journalisten — dessen Unglück heute ist, daß er gar nicht mehr die Zeitung macht, sondern fast willenlos in ihren Betrieb eingestellt wird — auch nur die leiseste Ahnung zu haben. Der aber berufen wäre, zur rechten Stunde ein kritisches Wort über die Presse zu sagen, abseits der vielbeschrieenen Zeitungskonzerne, die mit ihren Tagesorganen, Zeitschriften und Büchern schlechthin alle Bildungsstufen und Stände vom Hauswart und Rosselenker bis zum hochgradig Intellektuellen und zum Gelehrten in einer Art Warenhausbetrieb mit Lesematerial versorgen — der wird rasch genug das Stigma des Verfemten erhalten, ja von den Berufskollegen mit tödlicher Sicherheit als Einer, der „das eigne Nest zu beschmutzen" wagt, bezeichnet werden. Läuft denn — was man wieder nur im Kreise engster Kollegenschaft bekennen darf — die durch die Macht der Verhältnisse erzwungene Entwicklung des Journalisten nicht darauf hinaus: der Zeitung, für die er schreibt, und die letzten Endes nur von ihren Abonnenten geleitet wird, sich unter Verleugnung seiner eigensten Gedankenwelt zu verkaufen? Man sollte meinen, die Idee schaffe sich die Materie, der Schriftsteller, der, ähnlich wie der Schauspieler im Drama, unter dem ungeheuern Druck der Tagesereignisse steht, doch sich wieder erregt und bewußt über sie erhebt, werde eben dadurch zum Journalisten, daß er ein politisches Ereignis, ein Bühnenwerk, einen Raubmord, eine Feuersbrunst, ein Tanzgenie im eigenen Blut, in der persönlichen Bildungssphäre verarbeitet. Die Zeitung prägt heute den Schriftsteller, sowie er vordem in den Tagen eines Gentz, Görres, Kleist sie geprägt, ihr schaffendes Subjekt gewesen ist. Sie zwängt den Autor in das Bagno ihrer traditionellen Ueberlieferungen, ihrer schwachmütigen Rücksichtnahme auf den Inseratenteil, der sich anscheinend so harmlos an den Text anschlängelt, in der Tat aber das stumme Leitmotiv jeder Art Tagespresse ist. Gewiß: es gibt einzelne Autoren, die auch in der Tagespresse Ellenbogenfreiheit besitzen, die sich einen Weg gebahnt haben durch die tausend geheimen Zensurbestimmungen unsrer Redaktionen und derart zu jener persönlichen, geistigen Macht geworden sind, für die die Presse, wenn sie ein Kulturelement sein will, das eigentliche Tätigkeitsfeld darstellt. Die große Mehrzahl der Journalisten aber kommt über kurz oder lang unter die Räder und liefert von vorn herein fertige Journalisten-Gebrauchsware, allerhand Aktuelles, Premiers, Stimmungsbilder, Hors d'oeuvres, Entrefilets, oder sie gibt erbittert und entmutigt den Kampf auf, um in einen mehr bürgerlichen Beruf überzuwandern.

Hat man noch immer nicht entdeckt, daß der Deutsche von heute ein physisch äußerst tapferer Mensch ist, mutig, entschlossen,

draufgängerisch und doch wieder in moralischer Hinsicht das grade Gegenteil der Bekenner, wie Luther, Hutten und Nietzsche es waren? Ahnt man noch immer nicht, daß es für uns in diesem furchtbaren Zusammenbruch des politischen und wirtschaftlichen Systems kein andres Mittel gibt als den großen geistigen Aufstieg, wenn man will: auf sozialer Grundlage, den geistigen Terror der Maßgebenden, der Berufenen? Daß wir Kritik zu üben haben, positive, schöpferische, bahnweisende Kritik! Der Sozialismus kann in seiner heutigen Zusammensetzung, dank seiner historischen Vergangenheit, nur die Materialbasis einer neuen Gesellschaft liefern. Sein notwendiges Korrelat, seine eigentliche Beseelung, muß der Individualismus freier, aber zugleich disziplinierter Geister sein, der ihn mit innerm Leben erfüllt. Dieser Individualismus darf nicht länger unterbunden werden durch die Presse. Das wird, da der geistige Arbeiter in höherm Sinne unfähig ist zu einer Organisation, die den Streik und andre Mittel des Widerstandes möglich macht, erst anders werden, wenn der Kapitalismus als Brotherr der Presse die ungeheuer werbende Macht des Geistes, die Sinnlosigkeit einer systematischen Unterbindung des freien Journalismus durch ausdrücklich dazu angewiesene Angestellte erkennen wird, wenn er zwölf, aber kein Dutzend begeisterter Jünger um sich schart und ihnen zuruft: „Macht die neue Zeitung!"

Wie soll, so lautet der Einwand beleidigter und empörter Gemüter, eine Zeitung entstehen ohne eine Zentralleitung, ohne die redaktionellen Hinweise, daß die Zeitung, bei allem Respekt vor dem Verfasser, sich keineswegs vollständig mit seinen Auffassungen deckt, ohne die scharfen Striche und Ueberarbeitungen einer gewissenhaften Redaktion? Ich denke mir das so, wie wenn ein genialer Dirigent sich sein Orchester heranbildet. Fällt es dem ein, von der Violine ein paar Saiten herauszubrechen, das Fagott um ein paar Klappen zu schmälern? Wird er nicht alles in eine größtmögliche Intensität jeder einzelnen Leistung setzen, über der gewiß ein wirkender Wille schweben muß, aber nicht ausgerechnet der Wille des Kassierers, der jeden neuen Konzertzahler gierig erspäht? Hat man denn eine Ahnung, wie viel geistiges Gut Tag für Tag in unsrer Presse versandet und zerbricht, um nur ausnahmsweise in die freiere Welt der Bücher, die ja auch längst mehr gemacht als geschrieben werden, zu flüchten? Wann endlich wird man die alberne Furcht ablegen, daß die echten Funken des Geistes, die man in der Gesellschaft, auf der Szene, auf der Tribüne duldet, eine Brandstiftung der Abonnenten herbeiführen werden! Man träumt heute von neuen Zielen der Presse-Organisation. Das deutsche Kabelnetz muß erweitert werden, die Kenntnisse des Aus-

landes müssen erhöht, die Völkerbeziehungen vertieft werden. Das sind aber letzten Endes doch nur technische Fragen, die durch ihr ungeheures Uebergewicht den Geist der Presse, der eben durchaus der Geist des Schriftstellers sein muß, unterdrückt haben. Die Freiheit der Presse wird nicht durch die Aufhebung der Zensur erreicht, sondern ihr Atem, ihr Leben, ihre Werbekraft und damit eine Hauptquelle des notwendigen deutschen Aufstieges hängt nur von einem ab: von der Freiheit des Schriftstellers.

Die Politik des Unpolitischen von Julius Bab

Auf der dreiundzwanzigsten Seite des großen, über sechshundert Seiten dicken Bandes, den Thomas Mann unter dem Titel ‚Betrachtungen eines Unpolitischen' (im Verlag von S. Fischer) veröffentlicht hat, finden sich die Sätze: „Der Zivilisationsliterat wird nicht die débâcles des deutschen second empire zu schreiben haben, das keinesfalls. Er wird froh sein müssen, wenn Deutschland nicht allzu auffällig siegt". Das Buch, Anfang 1918 abgeschlossen, ist im Herbst 1918 erschienen — ungefähr gleichzeitig mit dem Zusammenbruch des zweiten deutschen Kaiserreichs. Es ist also just nicht schwer, festzustellen, daß es, wie viele andre Bücher der Gegenwart, von dem rasenden Zeitlauf der Ereignisse gründlich überholt worden ist. Aber es wäre sehr oberflächlich, es deshalb auch erledigt, widerlegt und entwertet zu nennen. Nicht nur, weil Tatsachen im Streit geistiger Meinungen keineswegs ein so endgültig beweisendes Moment sind, wie der Dilettant des Denkens glaubt; nicht nur, weil ihre höchst unberechenbare Natur, wie eben Thomas Manns Beispiel zeigt, nur allzubald zurückspringen kann auf Jeden, der sie vom Bogen seines Triumphes abschnellt; nicht nur, weil das „Rechtbehalten", wie Thomas Mann selbst einmal sehr schön sagt, für jeden anständigen Menschen überhaupt etwas Beschämendes, Rohes hat — sondern vor allem deshalb, weil Bücher eines bestimmten Niveaus durch das Recht oder Unrecht der These, die in ihnen etwa verfochten wird, überhaupt nicht zu werten sind. Ihr Wert steckt nicht im Ziel, sondern im zurückgelegten Weg, nicht in ihrem formulierbaren Resultat, sondern in der unformulierbaren Lebenskraft, die von ihnen ausstrahlt. Auf diesem Niveau aber — dem künstlerischen, dem aesthetischen Niveau in einem sehr weiten Sinne, in dem alle von persönlicher Leidenschaft geformte Geistesarbeit künstlerisch ist — auf diesem Niveau steht das Buch von Thomas Mann ohne Zweifel.

Keineswegs um seiner rein formalen Werte willen; obwohl natürlich der Liebhaber von Thomas Manns Sprachmeisterschaft durchaus auf seine Kosten kommt. Da ist, im

Gegensatz zu der modischen Schwülstigkeit brutal hingejagter nackter Hauptsätze, die sichere Kunst des Periodenbaus, die Klarheit und Bewegtheit so belebend vereint; da ist jene merkwürdige Verhaltenheit des Temperaments, jene ironische Umständlichkeit, jene kunstreiche Pedanterie des Stils, die mir von jeher Thomas Manns charakteristischstes Merkmal schien; da ist jener lässige Reichtum an faszinierenden Bildern und Wortschöpfungen, der von Nietzsche stammt und doch in der gemäßigten Zone dieses Temperaments ganz eigenartige Blüten treibt. Aber solche artistischen Werte treten doch ganz zurück bei der Betrachtung dieses Buches, von dem der Autor selbst sogleich betont, daß es kein Kunstwerk, sondern ein „Schreib- und Schichtwerk", ein bloßes „Bleibsel" dreier qualvoller Kriegsjahre sei, Entladung eines Künstlers, Künstlerwerk, aber durchaus nicht künstlerische Komposition, nicht ein einheitlich Gestaltetes. In der Tat, das ist es nicht. Wenn diese sechshundert Seiten eine gewisse Steigerung und Zuspitzung haben, so weniger deshalb, weil ihre Kapitel planvoll einem Ziel zuführen, als weil sich die Leidenschaft des Schreibenden in zahllosen Wiederholungen und neuen Variationen des gleichen Themas immer mehr erhitzt, immer ansteckender formuliert. Eine einheitliche Komposition aber ist diese endlos ungefüge Mischung von Tagebuch, Pamphlet, Anthologie, philosophischem Erguß gewiß nicht. Lange Memoiren-Abschnitte, die nicht nur für die künftige Biographie Thomas Manns, sondern überhaupt für die deutsche Geistesgeschichte von hohem Wert sind, vom Zufall hereingebrachte und mit sanftem Druck dem Hauptthema verbundene Essays über Eichendorffs ‚Taugenichts' oder Pfitzners ‚Palaestrina' haben ihren Sonderwert, belasten aber das Ganze des Buches mehr, als sie es fördern. Wenn trotzdem die unendliche und unübersichtliche Kette dieser Paraphrasen niemals langweilt, wenn dieser ganze Band uns in eine heftige innerliche Spannung versetzt, ja, wenn er mich wenigstens mit einer tiefern und anhaltendern Aufregung erfüllt hat als irgendein deutsches Buch seit sehr viel Jahren, so kann das nur daher kommen, daß eine sehr starke zentrale Leidenschaft diesem äußerlich zerflossenen Werk innere Form und überwältigende Notwendigkeit garantiert. Daß ein äußerlich ungeformtes Buch von einem geheimnisvollen Zentrum aus gewaltig packt, ist in Deutschland nicht so beispiellos. (Man denke etwa an Friedrich Theodor Vischers ‚Auch Einer', diese unglaubliche Mischung von psychologischer Humoreske, Schauerroman, Bierulk und hinreißend persönlicher Aphoristik.) Und die Kraft, die da aus der Mitte wirkt, hat Thomas Mann wohl selbst beim richtigen Namen genannt, wenn er von einer „Gewissenhaftigkeit" spricht, die ans Hypochondrische und Pedantische streift, aber zugleich als leidenschaftlicher Trieb zu sittlicher Rechenschaftsablegung, zu geistiger Klärung,

zu künstlerischer Rundung von schöpferischer Art ist. Aus solchen Kämpfen, ja Krämpfen des Gewissens ist Thomas Manns Buch entstanden. Es galt: den Standpunkt zur politischen Welt, auf den ihn, den vorher außerpolitischen Menschen, die Erschütterung des Krieges geworfen hätte, zu behaupten, zu befestigen, zu erkennen und zu erklären.

Freilich hat das Bedürfnis nach so gründlicher, so rastlos umherspürender Rechtfertigung einen stark äußern Anreiz gehabt. Dieser Anreiz, der das Buch geschaffen hat und ihm mit seiner fortdauernd schmerzhaften Spannung, mit seiner unterirdisch bittern Allgegenwart wohl zur eigentlichsten Kraftquelle wird, kann deutlich genannt werden, nachdem ihn Thomas Mann selbst bis auf den letzten, keinem Kenner irgend etwas verschleiernden Wortschall ausgesprochen hat. Es ist der sehr haßvoll, sehr persönlich zugespitzte Angriff, den Heinrich Mann Ende 1915 in seinem großen Essay über Zola gegen Thomas Mann gerichtet hat, gegen den Bruder, der geraume Zeit vorher in seinem Essay über Friedrich den Großen und in andern Aufsätzen zur Kriegsfrage Stellung genommen hatte. Die Sätze, die Heinrich Mann damals gegen die Nutznießer des Patriotismus, die „Verräter am Geist", die „elegant hergerichteten Feinde von Wahrheit und Gerechtigkeit", die „unterhaltsamen Schmarotzer der Machthaber" abgeschossen hat, gehen in verbissener Unermüdlichkeit durch diese sechshundert Seiten. Sie waren mit gewissen Wendungen eindeutig auf das Haupt des Bruders gezielt, und Thomas Mann — „da stehe ich im Erdgeriesel, Eisenhagel, gelbem Stickqualm einer Giftgasbombe und weiß nicht, ob ich noch lebe" — Thomas Mann wehrt sich seines Lebens. Dies nämlich: daß kein gekränkter Autor, sondern ein im Kern seines Gewissens bedrohter Mensch sich zur Wehr setzt, dies ist es, was dem Bruderzwist, der als Literatengezänk unerträglich wäre, dramatische Wucht und tragische Würde gibt. Thomas Mann hat vollkommen recht, wenn er gleich zum Eingang erklärt, daß auch dieser intime Konflikt „genug symbolische Würde habe, um ein Recht auf Oeffentlichkeit zu besitzen". Daß diese äußerste Spannung des deutschen Geisteslebens in einer von weltgeschichtlichen Entscheidungen überfrachteten Zeit durch den Kampf zweier Brüder von bedeutendem literarischen Ruf und Rang seinen Ausdruck finden mußte: das hat so überzufälliges Gepräge, so tiefsinnige Form, daß der peinliche Eindruck eines veröffentlichten Familienzanks Mitlebender kaum aufkommt. Und wenn (natürlich!) das allzu Persönliche nicht ganz ausgeschaltet ist, wenn die literarische Gekränktheit Dessen, dem man nachgesagt hat, daß sein Talent „früh vertrocknen sollte", über das sinnbildlich Bedeutsame hinaus eine Rolle spielt, wenn jene Eitelkeit, mit der nach Schiller die Natur stets das Hohe und Niedre im Menschen verbindet, nicht ganz fehlt — so wollen

wir wahrhaftig von solchen psychologischen „Entdeckungen", die heutzutage wohlfeil wie Brombeeren sind, kein Aufhebens machen. Vielmehr wollen wir ausdrücklich anerkennen, daß hier um das Große und das Ganze ein Kampf geführt wird, so wichtig und so tragisch verstrickt, daß die Augen der Oeffentlichkeit auf ihm ruhen dürfen und müssen — nicht obwohl, sondern grade weil er zwischen Brüdern ausgefochten wird.

Dies aber ist der Streit. Thomas Mann hatte in seinen ‚Gedanken zum Kriege' sich für das Recht Deutschlands gegen die Entente eingesetzt und auch den Einmarsch in Belgien (mit Hilfe der friderizianischen Parallele) verteidigt. Heinrich Mann also hat ihn daraufhin in jenem großzügigen und weitschichtigen Essay der ‚Weißen Blätter', der Zola, als ein Gegenstück menschlichen Heldentums, wider Thomas Manns Friedrich stellte, einen Verräter am Geist, einen Liebediener der Gewalt gescholten. Nun antwortet Thomas, indem er nach Heinrichs Ebenbilde den Typus des „Zivilisationsliteraten" schafft. Er schildert ihn als den Kern- und Wesenslosen, immer nur „Meinenden", den Virtuosen der bloßen schönen Geste, den Fanatiker der leeren Begriffe, den Rhetor rein französischen Geblüts, den Widerdeutschen von Grund auf. Und er hämmert den Begriff des Zivilisationsliteraten so unermüdlich mit immer neuen Schlägen fest, daß dieser Begriff jedenfalls in den Bestand unsres höhern Sprachgebrauchs so sicher eingehen wird, wie etwa Nietzsches „Bildungsphilister". Gar keine Frage scheint mir, daß Thomas Mann mit seiner Polemik in vieler Beziehung und wider vielerlei Zeitgenossen vollkommen recht hat. Er hat vor allem dort recht, wo er von der Kunst, und wo er als Künstler spricht.

Wahr ist es, daß eine Generation auf dem Marsche ist, die als sehr bedenklichen Ersatz für die liebevolle künstlerische Versenkung in die einzelne Gestalt eine bequem großartige Rhethorik über den Begriff reiner Menschenliebe pflegt. Wahr ist, daß eine jungdeutsch politische Kunstkritik aufzukommen droht, die Kunstwerte von Ewigkeitsgehalt an ihrer politisch fortschrittlichen Brauchbarkeit mißt. Wahr ist, daß all diese Erscheinungen höchst lächerlich, ärgerlich und bekämpfenswert sind, weil der Künstler es immer nur mit der sinnlich faßbaren Gestalt zu tun haben kann, weil er tausend einzelne Menschen, aber niemals den Begriff der Menschen-Menge erleben und lieben kann. Und wahr ist, daß seine Möglichkeit, diese sinnliche Welt zu erhöhen, zu durchgeistigen (durch Aufdeckung ihrer ewigen, unabänderlichen Tragik oder Komik nämlich!) notwendig andre Formen annehmen muß als die Möglichkeit des Politikers, der die sinnliche Welt erhöht, indem er sie zivilisiert, sie Ordnungsbegriffen unterwirft — deren wichtigster als die Idee des „Fortschritts" alles hervorkehren muß, was an freien, beweglichen, veränderlichen Elementen im menschlichen Wesen steckt. Der

Künstler als solcher ist in der Tat das Gegenteil eines politischen Fortschrittsmanns und muß vom Standpunkt eines solchen schwer verkannt werden.

Aber es ist zwischen Beiden — und darin steckt die tragische Größe des Konflikts! — ein „Bruder"-Zwist. Und Thomas Mann vergißt über dem Zwist die Bruderschaft auf die Dauer fast so sehr, wie Heinrich Mann das für sein Teil getan hat. Das ist nicht oder doch nur ganz nebenher im persönlich-moralischen Sinne gemeint. Diese Beziehung darf uns ja überhaupt nur so weit interessieren, wie sie symbolischen Charakter zeigt. Der Literat aber, der als Arbeiter mit dem Wort sehr viele, beinah alle Mittel des Dichters (die letzten ausgenommen) zu anderm, etwa sozialpolitischem Ziel richtet — er ist eben doch ein Bruder des Dichters. Seine Leidenschaft kann so echt und tief sein wie eine künstlerische, kann ihr in einem allerletzten Grunde, im Willen nach schöpferischer Erhöhung des gegebenen Lebens — als Wille, „im Weinberg des Herrn zu arbeiten", wie die Frommen sagen — geschwisterlich verwandt sein. Ob Heinrich Mann nicht etwa ein solcher Literat größten Stils ist, und ob sich der schwer gereizten brüderlichen Kritik nicht Sinn und Recht dieser Erscheinung hinter den gewiß auch hier vorhandenen menschlichen Eitelkeiten ungerecht tief verbirgt, ist eine Nebenfrage. Die Hauptsache ist, daß der Typus, dessen Kehrseite Thomas Manns Zivilisationsliterat so böse und so erschöpfend darstellt, auch in idealer Reinheit gedacht werden kann. Mit Recht wehrt Thomas Uebergriffe des politisch-literarischen Geistes ins künstlerische Bereich ab: aber wäre es ihm nicht vorstellbar, ihm als dem Künstler, dem auch der eigne Kampf Schauspiel sein muß, daß sich mit ähnlichem objektiven Recht der politische Geist die Einrede des Künstlers in sein Gebiet verbittet? Freilich hatte Heinrich Mann in des Bruders politischem Einspruch persönliche Streberei, unsachliche Eitelkeit gesehen und damit seiner Subjektivität schweres Unrecht getan. Aber vielleicht hat Thomas Mann doch mit edelstem Willen und aus persönlich zureichendem Grunde einer schlechten Sache gedient? Vielleicht muß es sogar dem von Beruf Unpolitischen so ergehen, wenn er dennoch politisiert! (Fortsetzung folgt)

Zeitgenosse Heine von Inquit

Ueber Heinrich Heine zu schreiben, ist offenbar unmöglich: man kann nur für oder gegen ihn schreiben. Wer sich mit ihm einläßt, den zwingt er zu leidenschaftlicher Parteinahme: Zeichen seiner lodernden, dreiundsechzig Jahre nach seinem Tode noch nicht gedämpften Lebendigkeit.

Wir sind gewöhnt, Heines Leben in den Händen der Historiker zu finden, der literarischen von Strodtmann bis Bartels,

oder der politischen wie Treitschke, die, bei aller Tendenz und mit viel oder wenig Geist, ihre Aufgabe als eine Sache des Geistes angreifen und Heines Schaffen und Wirken als Teil der geistigen Bewegung betrachten. In Hermann Wendels Lebens- und Zeitbild ‚Heinrich Heine' (erschienen im Verlag von Kaden & Co. zu Dresden) nimmt das Wort ein Mann der öffentlichen Praxis, sozialdemokratischer Abgeordneter des verstorbenen Reichstags, und sein Grundthema heißt: Sozialpolitik. Und nachdem wir uns hatten einreden lassen, daß der Journalist und Publizist, der Verfasser der ‚Reisebilder' und des ‚Salon' und der rührigen Zeit- und Streitschriften sachte zu veralten beginne, wird uns hier zu unsrer grenzenlosen Ueberraschung klar gemacht, wie sehr der Kämpfer Heine uns gehört, wie nahe er grade den Heutigsten unsrer ringenden Generation verwandt ist, und in wie hohem Maße Das, was wir erleben, die Hoffnungen, Drohungen und Verheißungen fortsetzt und erfüllt, von denen Heines Vers- und Prosa-Bücher voll sind. Wieder einmal verfaßt hier Jemand über Heine eine Tendenzschrift, ergriffen von Liebe zu dem Manne, der die französische Revolution von 1789 hinübergeführt hat zu der deutschen von 1918 (die übrigens, während Hermann Wendel schrieb, noch nicht da und kaum zu ahnen war), der als einer der ersten unter den Deutschen den Instinkt hatte für die gesellschaftliche Umschichtung, die sich vorbereitete, und der die proletarischen Massen am Horizonte heranrücken sah, lange bevor sie sich zu kampfbereiten Bataillonen formiert hatten.

Von einem intensiv auf das Politisch-Oekonomische gerichteten Kopf, wie es dieser Heine-Biograph ist, wird man nicht erwarten, daß er im Aesthetischen Offenbarungen vermittle. In der Tat ist über Heine den Poeten, über seine Verskunst und seine Stilmittel schon Aufschlußreicheres gesagt worden; wenngleich Wendel Geschmack genug besitzt, um das populäre Buch der Lieder und die sentimentalen Kompositionen daraus weit hinter die Neuen Gedichte und das Romanzero zu rangieren. Auch die Charakteristik der Menschen um Heine ist nicht Wendels starke Seite, und die Psychologie seines Helden selbst erfüllt die letzten Forderungen kaum. Die Vieldeutigkeit dieser problematischen Natur, über die wir Andern in Verzweiflung geraten, beirrt ihn nicht; die Flecke auf seinem Bilde übersieht er keineswegs, weiß sich aber mit ihnen abzufinden; und indem er seine leidenschaftliche Bewunderung und seinen enthusiastischen Glauben dem sozialrevolutionären Kämpfer widmet, hat er das Zentrum gefunden, darin sich alle Widersprüche vereinen, mit denen Andre sich vergeblich abquälen.

Warum erschien uns der politische Heine überholt? Weil das deutsche Kaiserreich ihn schlagend zu widerlegen schien. Wer

in Deutschland, der sich mit Literatur abgab, glaubte noch an Revolutionen, an ihre Möglichkeit und Wünschbarkeit? In diesem Buche wird — wohlgemerkt: ein paar Jahre vor dem neunten November 1918! — die Tradition von Achtundvierzig wieder aufgenommen, der Weg von Versailles nach Versailles als ein Umweg aufgezeigt. Mit Staunen lassen wir uns daran erinnern, wie Heine das Purzeln sämtlicher deutscher Kronen visionär voraussieht; wie er sich recht besinnt, daß wir gar keinen Kaiser brauchen, zu einer Zeit, da er erst gemacht werden sollte; wie er die Webernot zu ein paar Monumentalstrophen zusammenhämmert; wie er der Bourgeoisie mit den Kommunisten Angst macht — in Wendungen, denen nur der Name Bolschewismus fehlt, voll Schadenfreude, da er den übersättigten Kaffern um sich her die Katastrophe gönnt, voll Grauen, da er selber ein Bourgeois ist und ein kultiviertester Genießer dazu. Verwundert und belehrt zugleich finden wir die bekannten Taten dieses Lebens und Schaffens in der sozialistischen Umgebung wieder. Wird doch sogar der Weltschmerz oekonomisch abgeleitet und die Form der Reisebilder auf die wirtschaftliche Lage zurückgeführt.

Mit Heines Uebersiedlung nach Paris kommt das Buch erst eigentlich zu sich selber. Von nun an werden die Zusammenhänge ins Große gezeichnet und Aufschlüsse über Wesen und Entwicklung des Sozialismus gegeben, wie sie aus manchem dickleibigen Spezialwerk nicht zu gewinnen sind. Mit Engels wird Heines genialer Scharfblick gepriesen, der die staatstreue Hegelsche Philosophie in ihren Wurzeln und in ihren Konsequenzen als revolutionär erkannte, und das Wintermärchen, „der Höhepunkt der politischen Dichtung der Deutschen", stellt sich in eine überraschende Parallele zu Marxens Kommunistischem Manifest.

So werden wir Wendel glauben müssen, wenn er uns berichtet, daß Heine, der die Kaiserin Elisabeth, Metternich und Bismarck unter seine Verehrer zählte, zum Dichter der Arbeiterklasse geworden sei. „Der junge Arbeiter sitzt mit heißen Wangen über seinen Werken, die Arbeiterblätter bringen wieder und wieder seine Gedichte und schmücken ihre Spalten mit Stellen aus seinen Schriften, die Arbeitergesangvereine schmettern seine kecken Revolutionslieder hinaus, in den Arbeiterversammlungen wirkt oft einer seiner schlagkräftigen Sätze wie eine Handgranate gegen Junker und Pfaffen", und Bebel selber gab im Reichstag von 1893 mit einem Zitat aus dem Wintermärchen den Himmel den Engeln und den Spatzen preis.

Dies gilt für Deutschland. Und wie steht es in der Welt? Nicht ohne Grund hat Nietzsche von Heine als von einem europäischen Ereignis gesprochen. Vor allem in Frankreich wird

er bekanntlich als einer der paar repräsentativen deutschen Dichter gerühmt und gelesen, reicht sein Einfluß in die Breite und Tiefe, entsprechend seiner selbstgewählten Aufgabe, zwischen den beiden Völkern zu vermitteln. So wenigstens war es vor dem Kriege. Und hier haben wir einen der Gründe, warum Hermann Wendel sich mit frohem Bekenntnis zu dem Juden gesellt, der am Rhein geboren und auf dem Montmartre begraben ist, getrieben von der alten Sehnsucht so vieler der besten Deutschen, die glücklichern Brüder im Westen aus sogenannten Erbfeinden zu Erbfreunden und Kampfbrüdern des Geistes zu machen. Bis 1914 fehlte es drüben nicht an gleichgesonnenen Einzelnen, die ihr Revanchegelüst tapfer bezwangen und die offene Hand herüberstreckten. Seit fünf Jahren hören wir so gut wie nichts mehr von ihnen. Sind sie sämtlich gefallen? Ahnen sie garnichts davon, daß wir hinüberhorchen und von Tag zu Tag auf ihre Stimme warten? Schließlich kann ja doch die Rechnung nicht zwischen Bismarck und Clemenceau, sondern sie muß zwischen Rolland und Heine beglichen werden.

Revolutionäres Theater von Rudolf Kurtz

Die Ventile für die revolutionären Kräfte mehren sich täglich: während ich von einer Substanz für sie nichts entdecke. Stoff und Problemstellung haben damit nichts zu tun und sind, unter uns, Konjunktursache. Da ich aber nicht um mein Revolutionsdrama kommen möchte, erlaube ich mir, die eifrig gewordenen Bühnenleiter von ihrer Jagd nach jungen Talenten einen Augenblick abzulenken und Stimmung für ein Bühnenwerk zu machen, das mit der Konjunktur nichts und mit der Revolution alles zu tun hat. Keine Kritik von Zuständen, sondern Verhöhnung einer peinlichen „Mentalität". Abgebaut wird die bürgerliche Projektion der Welt, mit ihren faulen Kennermanieren, mit ihrem lichtlosen Sensationsbedürfnis, mit ihrem fatalen Glauben an den Imperialismus des gesunden Menschenverstandes. Abgebaut wird das preußische Gottesgnadentum und der wohltemperierte Liberalismus. Das Werk ist tantiemefrei, heißt ‚Der gestiefelte Kater' und ist von Ludwig Tieck. 1844 ist es auf der Bühne des berliner Schauspielhauses in Gegenwart des Dichters mit Pauken und Trompeten durchgefallen; geschrieben ist es an einem Abend des Jahres 1797. Schuld an dem Durchfall, besser: schuld an der Aufführung ist die mangelnde Orientiertheit des Dichters über die Explosivkraft seines Werks, das halbwegs unter Umgehung des magern Tieckschen Bewußtseinslebens von dämonischen Kräften diktiert ist — schuld ist das Fehlen revolutionierter Geister, die von der Schwingungskraft des Dialogs eine ausreichende Vorstellung gehabt hätten. Wir müssen es neu interpretieren, ohne Rück-

sicht auf den Dichter, mit Strichen, Abtötungen, Verwundungen, brutalen Verdichtungen. Ich lasse eine Inhaltsangabe folgen.

Im Bühnenausschnitt präsentiert sich das Publikum: als eigentlicher Gegenstand des Dramas. Die Vorgänge sind nur die Stichworte, auf die hin das bürgerliche Parterre sich in Bewegung setzt. ‚Der gestiefelte Kater — Ein Kindermärchen.' Wie reagiert der Bürger? Er lehnt es ab, sich mit dem Jenseits seiner Vierzimmerwohnung zu befassen. „Wir wollen kein Stück — wir wollen guten Geschmack. Familiengeschichten — Entführungen!" Die Verlegung des Schauplatzes aus seiner entgeistigten Welt in die menschliche Seele hält er „für einen Pfiff, Gesinnungen, Winke unter die Leute zu bringen. Ein Revolutionsstück, soviel ich begreife." Die Vermutung besteht zu Recht. Wenn die Bühne sich dem Geist gegenüberstellt, statt den aus dem ungesetzlichen Beischlaf, aus einseitiger Lohnverteilung, aus Nahrungsmitteldebatten entwachsenden Komplikationen: dann wird sie unabwendbar revolutionär. Es ist zur Reinigung der Atmosphäre wichtig, daß der Bevölkerung diese Mitteilungen aus dem verunstalteten Raum des Theaters heraus gemacht werden. Und es ist nur selbstverständlich, daß der Dichter das Publikum, dem er durch ungeschnittene Haare bereits mißfällt, durch eine dezidierte Anpassung an Suppentopf, Vaterschmerz und Kindesreue versöhnlich stimmt. Ende des Vorspiels.

Folgt das Märchen: gelockert, geistig durchsetzt, dauernd in strahlende Materie zerfallend (deren Leuchtwirkung amüsant auf den holzigen Dickschädeln des Parterres zu beobachten ist).

Das Parterre ist ratlos. Ein Kater, der spricht? Ein Kater, der Stiefel trägt? Wie ist es dann mit dem Einmaleins? Wie verhält es sich, in dieser Beleuchtung, mit dem berliner Bürgerbrief? Instinktive Scheu der Bedrohten, Kenntnis zu nehmen von Ereignissen, Phantomen, Möglichkeiten, die die moralischen und staatlichen Gegebenheiten als fragwürdig erscheinen lassen könnten.

Tritt auf der König mit Zepter und Krone und seine wunderschöne Tochter. Der König: schwitzend von Gottesgnadentum, ein wahrer Volkskönig, gemästet mit Sentenzen. Das Parterre ist gerührt: leise Bedenken, warum der König mit der Krone herumstolziert. Weiter. Die Prinzessin dilettiert in Poesie: unorthographisch zwar, aber der Hofgelehrte glättet leise Bedenken über Sprachfehler: „Kehren Sie sich nicht daran, Unvergleichliche! Die lassen sich leicht herausstreichen!"

Wann war, im Wilhelminischen Zeitalter, ein Hofgelehrter so mutig? Als der Imperator mit einem Blick auf den ihm vorgelegten Bauplan einer Kirche das technische Abschlußzeichen der Turmspitze, einen Stern, wohlgefällig bemerkt — greift der Hofgelehrte nicht verbessernd ein, sondern baut den Stern mit.

Er höhnt, vor meinen Augen, hoch auf der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

Spielt eine Szene in einem Wirtshaus an der Grenze. Gäste plaudern über den Nachbarkönig: er heißt Popanz. Man lacht, aber ein Informierter berichtigt: „Wenn er die Edikte ausgehen läßt, so heißt es immer: Zum Besten des Volkes verlangt es das Gesetz — ich glaube daher, das ist sein eigentlichster Name." Die landeskinderliche Unterhaltung wird durch einen Deserteur unterbrochen, der jenseits der Grenze eilig Platz nimmt. Verfolgende Husaren erstarren vor der Grenze: man stößt — durch die heilige Landesgrenze gegenseitig befriedigt — mit dem vollen Glase an. Der Wirt treibt praktische Psychologie des Soldatenherzens. „Wirt: Werdet Ihr hierbleiben? Soldat: Nein, ich will fort, ich muß mich ja beim benachbarten Herzog wieder anwerben lassen. Wirt: Sprecht mir doch wieder zu, wenn Ihr desertiert. Soldat: Gewiß — lebt wohl!"

Das Parterre ist verwirrt. Einerseits fragt es nach dem Kater, dem König, überhaupt nach den Forderungen des gesunden Menschenverstandes — und, andrerseits, wiederum, kann es seinen Beifall nicht zurückhalten. „Die Husaren gefielen mir besonders — wissen Sie nicht, von welchem Regiment sie waren?" Dazwischen steigt meterhoch das Geseich des Kenners, der von Bildungsreminiszenzen überläuft.

In einer Seitenszene wird einiges zum Thema bürgerlicher Erotik verabreicht: dann tritt der König mit einem wahrhaft regentenhaften Erguß hervor. Spricht zum Koch: „Wem, frag ich, liegt es so nahe, in wessen Gewalt steht es wohl so sehr, die Laune eines Monarchen zu erhalten, als eben in den Händen eines Kochs? Sind Kaninchen nicht sehr unschuldige Tiere? Mein liebstes Essen — durch diese Tierchen könnte ich dahin kommen, es garnicht überdrüssig zu werden, mein Land glücklich zu machen — und an diesen Kaninchen läßt Er es ermangeln!" Nachdem er, echt friderizianisch, einen Disput zwischen Hofnarr und Hofgelehrten trefflich geschlichtet hat („Er ist Hofgelehrter und der Andre Hofnarr — Ihr steht in Einem Gehalte. Der Narr macht dummes Zeug bei Tische, und Er führt einen vernünftigen Diskurs bei Tische: beides soll mir nur die Zeit vertreiben und machen, daß mir das Essen schmeckt. Wo ist nun der große Unterschied?" Ist es nicht, als ob Voltaire potsdamer Erinnerungen zum Besten gäbe?) — nach dieser echt preußischen Entscheidung erhält er von Hintze, dem Kater, selbstgefangene Kaninchen geliefert: als Spender, im Hintergrund, der brave Gottlieb, vom Kater in kluger Kenntnis höfischer Bedürfnisse als Graf von Carabas frisiert. Man spürt, wie selbstverständlich, die herannahende Verlobung mit der Prinzessin. Vorerst noch ein Zwischenfall: ein Kaninchen ist angebrannt, der König, in Zepter und Krone, sinkt schluch-

zend zusammen — das Parterre spürt die Verulkung, zischt und tobt und findet sein Gleichgewicht erst wieder, als ein Ballet mit Vögeln, Bären, Löwen improvisiert wird und Kater und König in einer Quadrille mit tanzen.

Tritt der König Popanz auf: das Gesetz. Fähig, auf metallisch begründete Wünsche vom Elefanten bis zur Maus alle Gestalten anzunehmen, mit hohen und tiefen Tönen zu sprechen. Mit einer gefüllten Brieftasche verlockt ihn Hintze, der Kater, in die Gestalt einer Maus — und verspeist ihn mühelos. Lehrreiches Symbolum vor fragwürdigen Gesetzen und Methoden zu ihrem radikalen Abbau. Die Folge: „Freiheit und Gleichheit — das Gesetz ist aufgefressen! Nun wird ja wohl der tiers état Gottlieb zur Regierung kommen!"

Sieghafter Aufstieg des dritten Standes: ein paar Fortschrittler klatschen. Andre spüren sich von allen Seiten verhöhnt: man zischt und tobt. Wieder, als letzte Rettung: die herrliche Dekoration aus der ‚Zauberflöte' wird aufgebaut. Wird sinnlos mit der Handlung verkoppelt. Macht nichts: alle bürgerlichen Wünsche schweigen, wenn Rotfeuer auf der Bühne abgebrannt wird. „Das Publikum rast vor Begeisterung. Vorhang fällt. Tobender Applaus: Die letzte Dekoration — die letzte Dekoration noch einmal!"

Der Dichter konstatiert den Erfolg der letzten Dekoration, ferner den Durchfall seines Stücks. Spritzt ein Distichon ins Parterre, indem er das Verständnis anzweifelt. Und tritt in einem fulminanten Hagel von faulen Aepfeln und verdorbenen Birnen still hinter den Vorhang.

Dargestellt ist der Zustand einer Klasse, die das Gleichgewicht verloren hat. Heut wie immer: das Bürgertum ist in einer Situation, die alles ablehnt, was nicht greifbar, tatsächlich, sozusagen eßbar ist. In einer revolutionären Zeit hängt es in der Luft. Es ist wichtig, das auszusprechen: nicht zur Besserung des Publikums, nicht um eine fortschrittliche Renaissance zu erzeugen — sondern um einigen Ausgestoßenen, Abseitigen, Verirrten Mut und tröstliche Versicherung zu geben. Bedauerlich, daß die geistige Spiegelung der Revolution in der deutschen Geistigkeit vor dem Kriege zu suchen ist: die bürgerliche Kunst von heut ist innerlich stecken geblieben und der proletarischen fehlt das Instrumentar. Hoffen wir auf die nächste Generation.

Inzwischen wollen wir den ‚Gestiefelten Kater' aufführen. Bearbeitet und auf die Bühne gebracht von Menschen, die gar keinen Sinn für das literarische Juwelengeschäft haben, die, deutlich gesagt, dem Parterre am liebsten ihr Hinterteil zukehren würden. Es geht nur mit Schwefelsäure — Lavendelgeruch und Biedermeierparfum machen aus dem Stück eine Museumsangelegenheit, für die es heut noch zu schade ist.

Ludwig Hardt von Else Lasker-Schüler

Seiner Heimat Erde ruht
An keiner Bergwand aus;

Ein weiter, weiter Schemel —
Friesland.

Ungehemmt wettern die Wetter
Und die stürmenden Gemüter dort.

Im lüttchen Städtchen Weener
Hockt Ludwigs zottigsteinern Elternnest.

Da einmal flog Er mit den Herbstvögeln
Fort über die Ems.

Von hoher Vogelreinheit inbrünstig
Ohne Makel klopft sein Herz.

Und geharnischt ist seine Nase,
Seidene Spenderinnen die feinen Lippen,

Wenn sie die Verse Maria
Rainer Rilkes gastlich reichen;

Werden Rittersporn
In Liliencrons Balladengesängen;

Flattern wie Möven auf,
Lauter „Emmas“, wenn er entzückend

Uns mit Morgensterns
— frei nach Hardt — „kosmischer Meschuggas“ beschenkt.

O, Ludwig Hardt liebt seine Dichter,
Die er spricht.

Und vermählt sich mit den Gedichten,
Die er schlicht zu sagen versteht.

Nie deklamiert er!
Das ist es eben.

Von Hasenclever von Alfred Polgar

'Antigone' heißt ein Drama in fünf Akten von Walter Hasenclever. An die Wiedergabe dieses, uralten poetischen Kredit für die Geltendmachung seiner eignen schwanken Werte nützenden Dramas hat das wiener Deutsche Volkstheater ein gewaltiges Maß von Anstrengung, Fleiß, Aufwand gesetzt. Zum Produkt solcher Riesenmühe kann der Kritiker nur ein gerührtes Amen sagen. Das ganze Personal mit höchstem Eifer bei der Sache. Massenszenen von wilder Bewegtheit. Eine hundertköpfige Statistenschlange zu Gewoge, Erstarrung, Aufruhr, Todesangst wunderbar dressiert. Volkesstimme vom Säuseln bis zum Gebrüll in vielen Nuancen abgestuft. Das Reinhardt-Spiel der tausend gereckten Hände mannigfach abgewandelt. Licht von oben, unten, der Seite: das ganze Spektrum eine

lautlose Dienerschar, gehorsam den Stimmungen des dramatischen Augenblicks. Fäulnis-Violett, gespenstisches Grün-Blau, Erlösungs-Weiß. Gefühlswert der Farbe herrlich genützt. Blutrot dominiert. Musik hilft, die Seele des Zuschauers locker schaufeln. Eine Bühnenarchitektur von hieratischer Wucht, sinnvoll gegliedert. Die Solisten mehr als zulänglich: jeder und jede ein treuer Helfer an der großen geistigen und materiellen Arbeit, die der Direktor Bernau hier geleistet.

Was müssen erst die Darsteller gelitten haben! . . . sagt der Zuschauer, zerprackt und zermürbt durch die dreistundenlange Attacke von Ton, Farbe, Bewegung.

Dennoch, dennoch . . . aber an diesen Dennochs trägt vermutlich nicht das Theater die Schuld.

*

Hasenclever, Dichter, Jüngling: das ist kein Meisterwerk!

Die Tragödie des Sophokles aufgetrennt, gewendet und der alte Dramenstoff mit einem neuen Ethos gefüttert. Liebet euch untereinander! Gesetz, das ich im Busen trage, höchstes Gesetz! Nieder mit den Fürsten! Aber das steht schon alles in der klassischen ‚Antigone‘ (die wahrlich auch in tyrannos zielt!), nur starr, groß, in Symbolen, die über die Jahrtausende allen Wettern politischer und aesthetischer Stimmung trotzen.

Hasenclevers ‚Antigone‘ ist ein Gelegenheitsstück. Das Tageszeichen brennt auf seiner Stirne. An Ewigkeitszeichen nur jene merkbar, die übernommen wurden, als in den alten Stoff unlöslich hineingewirkt. Gesinnung adelt das Werk und entformt es. Es ist obstipiert von lauter Lebendigkeit. Es bläst mit vollen Backen Sturm aus zarten Lungen. Wie Gepfeife klingt das.

Zu dem „. . . mitzulieben bin ich da“ gesellt sich das Motiv: Nieder mit den Reichen! Hasenclevers Volk hungert, der König schröpft es. Not begründet (logisch) wohl besser die Empfänglichkeit für das neue Liebe-Evangelium, trübt aber seinen herzdurchhellenden Strahl, schwächt das Mysterium der Wahrheit. Revolte des Magens hilft der Revolte des Geistes, solcherart dessen Triumph so sichernd wie verkleinernd. Man müßte die Bekehrung eines satten, irdisch zufriedenen Volkes zu den Ideen der Menschlichkeit sehen, um an die Siegkraft dieser Ideen zu glauben.

Hasenclever gibt von der Seele seines Volkes, obzwar er es an die Spitze der handelnden Personen stellt, wenig. Eine dumpfe, amorphe Masse wälzt sich her und hin, von jedem Schrei entzündet, von jedem Stoß getrieben, von jedem Rhythmus verführt. Wes Fuß in sie tritt, dessen Spur hält, bis sie breiig zerfließt. Mit den Worten: „Neuem Aufgang zu!“ schließt die Dichtung. Das Volk ist dem Guten gewonnen. Weil grade jetzt der Vorhang fällt.

Antigone ist bei Hasenclever eine christliche Heilige. Sie kennt die Bergpredigt. Sie hat durchaus den Stil einer Heilands-Braut. Uebrigens scheint die ganze Materie der Dichtung wie in Taufwasser ausgewaschen: alle heidnische Farbe ist fort. Nie werden Götter angerufen, stets nur Gott. Und Kreon spricht vom „jüngsten Gericht" und dessen Posaunen. Aber ohne das antik-religiöse Moment verliert der dramatische Grundstein der Dichtung: das Verbot, den toten Polyneikes zu begraben, seine Tragkraft. „Begraben will ich ihn, nicht um ihn weinen", sagt Antigone. Das wird verständlich im Munde einer orthodoxen Alt-Griechin. Der vom Geist erleuchteten Jungfrau, die Hasenclever gedichtet, entspräche besser: „Beweinen will ich ihn, nicht ihn begraben."

Wo der griechische Tragiker endet, stückt Hasenclever an: eine Feuersbrunst, die Theben verzehrt. Hier wird das Drama schlechtweg hilflos. Hetzt, nach Größe haschend, ein paar Mal auf dem Fleck um die eigne Achse, taumelt, fällt ab, statt sich zu steigern.

Theaterschnack spielt sich infernalisch auf. Eine Mumie bekriecht des Palastes Stufen und krächzt etwas gespenstigen Humor der Verwesung. König Kreon hat eine höchst schaudervolle Vision: Tote und Krüppel des Krieges umdrängen ihn wie den dritten Richard die Gemordeten. Es ist Shakespearisch gemeint, aber leider nur Hasencleverisch gekonnt. Es ist Cliché-Spuk. Es ist phantastisch ohne Phantasie. Es ist hinzugetan, nicht gedichtet. Es ist Mache.

Der Zucht und Weihe eines strengen Versmaßes hat sich diese ‚Antigone' entrafft. Die Sprache: schlicht bis zur Banalität. Solche Einfachheit müßte schon Blüte höchsten Reichtums, sollte sie nicht Armut sein. Gegen Krieg und Tyrannei hämmern harte Worte. Ueber Wendungen wie: „Lebt wohl, ihr Toten" ließe sich streiten.

Immerhin: es ist eine Bild- und Wortfolge, aus echtem Schmerz und echter Sehnsucht geboren. Und Solches mag mehr sein als ein Kunstwerk, das diese ‚Antigone' nicht ist.

Aber warum, Dichter, für Dein neues Pathos nicht neue Zeichen? Warum nicht aus der Hitze Deines neuen Gefühls neue Symbole hervorgeglüht? Warum dem hohen Sophokles auf die Schultern geklettert? Um den mühevollen Weg ad astra ein bißchen abzuschneiden? So wenig Ehrfurcht, Künstler, vor dem Künstler? Ich zweifle nicht, daß Dein Herzblut Dir Farbe war. Aber warum mit ihm heiligen alten Marmor indianerhaft bemalen?

Nieder mit den Reichen! Und da ist auch schon der Sophokles enteignet. Nieder mit den Fürsten! Und da liegt auch schon die Majestät der antiken Dichtung in Stücken, Knaben zu neuem Bildner-Spiel.

Die blonde Dame singt von Kaspar Hauser

Für Gussy Holl

Ich habe mir mein Deutschland angesehen
in seiner großen, in der kleinen Zeit.
Ich sah den Kaiser in die Oper gehen;
der Hermelin war diesem Mann zu weit.
Und dann die Schranzen! und die Generäle!
Grau an Humor, am Rock indianerbunt . . .
Und leicht enttäuscht fragt meine liebe Seele:
„Na und . . . ?"

Das wühlt und wimmelt in den großen Städten.
Der Proletarier schuftet wie ein Tier.
Der deutsche Bürger läßt sich ruhig treten;
er macht Geschäfte und schluckt biedres Bier.
Und Kunst und immer diese selben Jungen,
nur Not und Kummer hält die Brut gesund.
Erfolg? Dann haben sie bald ausgesungen.
Ich frage mich, wenn all der Lärm verklungen:
„Na und . . . ?"

Dann gab es Krieg und hohe Butterpreise.
Es deliriert das Land. Revolution!
Dem ganzen deutschen Bürgerstand geht leise
der Stuhl mit Grundeis, nun, man kennt das schon.
Es rufen hier und da Idealisten,
sie gründen Räte, Gruppen, einen Bund . . .
Ich sehe Bolschewiki, Spartacisten —
Na und . . . ?

Und steh ich einstmals vor dem Weltenrichter,
(der liebe Gott ist schließlich auch ein Mann),
streckt er sein Flammenschwert steil hoch und spricht er:
„Dich böses Mädchen seh ich nicht mehr an!
Hinweg! du sollst ins Fegefeuer pultern!
Werft sie mir in den tiefsten Höllenschlund!"
Dann sag ich leis und hebe müd die Schultern:
„Na und . . . ?"

Rundschau

Zur Kritik der deutschen Intelligenz

Alle Jene, die die deutsche Schuld als ihre eigne sittlich-geistige Angelegenheit mitfühlen, seien auf das Buch von Hugo Ball: ‚Zur Kritik der deutschen Intelligenz' (erschienen im Freien Verlag zu Bern) aufmerksam gemacht. Es trennt durchaus auf. Es zerschlägt, was Vielen allzu gewohnt war. Ball steht selbst dieser Zeit des Zusammenbruchs und der identischen Ahnung weit voran. Er hat, wie niemals ein Deutscher bisher, die geheimern Causalitäten des blasphemischen Staates an sich begriffen. Ball müht sich daher nicht nur um die Ereignisse der Zeit, so stachlich und voll Lästerung — aus Selbstleid, Mitverantwortlichkeit —

auch seine Sprache streckenweise figuriert. Sondern das alles rückt dem bald tiefer ergriffenen Leser zur Seite. Die deutsche Schuld wird auf Jahrhunderte zurückverfolgt und derart über alle ephemeren Tagesbegriffe hinaus auf ihre Quellen und Ursprünge gebracht. Man sieht mit Balls Augen die Ludendorffs und erkennt an ihnen Bismarck und Metternich mitspielend und diesen Beiden nicht immer so weit entfernt, wie man denken möchte, Karl Marx zur Seite und dahinter Hegel und schließlich Luther, das sanft lebende Fleisch von Wittenberg, eine urpreußisch gewordene Instanz des Gewissensverrats, der Absetzung des Geistes zugunsten der Fürstenmacht, der Verdrängung des Funkens in die Sphäre einsamer, unpolitischer Innerlichkeit und Abstraktion. Aber zuletzt taucht der mittelalterliche Gottesstaat selber empor, als Original all solcher Verjüngungen und als grundlegende Methode, sich um Jesus, um die christliche Demokratie, um Freiheit und Heiligung auch des Geringsten betrügen zu lassen. Ball gibt hierin eine Querschau von eindringlichster Sicherheit des Blicks. Aufs Deutlichste erscheinen die mancherlei Wege des Tiers, der Machtsucht, des soeben erst besiegten Römischen Reichs, der babylonischen Hure: mit der preußischen Staatskirche so gut wie vordem mit dem deutschrömischen Kirchenstaat Christus zu vereiteln, nochmals zu begraben, Untertanen mittelst des fertigen Gnadenschatzes weiter formierend.

All dieses ist vielleicht tatsächlich bekannt. Es wurde aber zusammenhängend völlig neu gesehen. Auch ist in Balls Buch leichter das Nein als das visionäre Ja anzutreffen. Indeß forscht man genauer, so zeigt sich in dem Nein das Ja zumeist durchleuchtend enthalten, ein leidenschaftlicher, unbetrüblicher Instinkt führt darauf zu. Einzelnes am Negierenden mag verstimmen, und dieses nicht nur den bequemen, seßhaften Leser, dem nicht Besseres wünschbar ist. Sondern auch Diejenigen werden auszusetzen haben, denen der Gedankengang selber durchaus adäquat ist. Mancherlei Schiefes und auffällig Ungerechtes in Einzelurteilen und deren Belegen läuft mit unter; so bei Kant; weniger in der Distanz vergriffen, aber ebenfalls noch ziemlich unberufen bei Marx. Brillenwischen sagt Lichtenberg, ist kein Syllogismus: also auch der textliche Apparat, der viel Zufallsliteratur mitenthält, kann den Eindruck gewisser kenntnisloser Animositäten nicht mildern. Jedoch eben, erfaßt man grade auch am Einzelnen das System all dieser Schlagschatten und Lichtmagneten: so melden sich nicht nur Tatsachen, niemals derart im Zusammenhang der Vision begriffen, sondern vor allem auch tritt eine fast vollkommen vergessene unterirdische Verabredung der edelsten deutschen Menschen an die Oeffentlichkeit dieser Zeit. Münzer statt Luther, Baader statt Hegel, Weitling statt Marx stehen auf und bringen Deutschland der Welt zu, der aufblühenden Welt Rousseaus, Péguys, Tolstois, der unaufhaltsamen „Konspiration in Christo". Ball, ein Deutscher erstaunlichster Prägung, hat das grobe, abseitige, dem Satan offene, paradoxale Winterland moralisch zerschlagen; und grade dadurch gewinnt der limbus patrum Raum. Man möge hier also dankbar und im richtigen Maßstab verstehen. Man möge Ball mancherlei Hilfskonstruktionen der Geburt weder als Jud noch als Germane schärfer anrechnen, als die Schatten der Tugenden verdienen. Der Leser erfahre, wie kräftig diese Publikation zu reinigen und zu festigen berufen ist, aber auch, welch ein unvertrautes, allernächst vertrautes Deutschland dem wahlverwandten

Blick noch zum Vorschein kommen konnte. „Moral ist Libertinage, gefesselt durch Armut und Mitleid" — als bestätigter, wirksam gelöster Mensch wird man ein Buch weitergeben, in dem solch befreite Fanatismen erscheinen und ein großes Stück weiter daran die einzig mögliche menschliche Zukunft besitzen.

Ernst Bloch

Kinodämmerung

Der ganze Filmbetrieb, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist heute eine Vergewaltigung der Volksseele. Reichste Möglichkeiten werden verschleudert und Gelegenheiten an den Haaren herbeigezogen, um diesem labilen, wachsweichen, von Empfänglichkeit strotzenden Etwas: Masse banale oder wirklichkeitsfremde Belanglosigkeiten oder aber „Aufklärung" übelster Sorte aufzutischen, die in dem wütendsten Bekämpfer jeder Zensur den innigen Wunsch nach ihrer Wiedererweckung aufkommen lassen.

Und doch ist das Lichtbild fast das einzige wirksame Mittel zur Hebung von Geschmack, Sitte und Bildungsniveau der Massen. Warum wird jeder, der ein Kino betritt, gezwungen, irgend eine idiotische „Humoreske" mit irgend einem Karlchen als Helden anzusehen oder ein Hintertreppen-Produkt, darin sich Grafen und Barone in den berühmten „Briefen" die orthographischen Schnitzer eines Sextaners leisten, vom Stil ganz zu schweigen?

Warum scheiden sich die Lichtspieltheater nicht, wie die Sprechbühnen, in Qualitätstheater und andre? Wenn ich heute Lust auf einen Theaterabend habe, so kann ich für mein Geld entweder Shakespeare und Goethe hören oder mir im Residenz- und Trianon-Theater die fein-feinsten Genüsse leisten. Das Kino, dessen Preise sich denen der Sprechbühnen bedenklich nähern, ermöglicht diese Wahl nicht. Gewiß gibt es ein breites Publikum, und wird es immer geben, das im Film Kitsch zu sehen wünscht. Warum aber wird von der Filmindustrie die Menge all Derer bedeutend unterschätzt, die sich für das Zustandekommen einer Telefonverbindung, für die Zusammensetzung eines Klaviers, für die Entstehung einer Skulptur, vom unbehauenen Stein bis zum Ausstellungsraum, kurz: für die Herstellung all der Dinge, mit denen wir trotz täglichem Umgang teilweise so unvertraut sind, mehr interessieren als für die blödsinnigen Schicksale fingierter Barone?

Gewiß: längst haben Gelehrte und Fachleute sogenannte Lehrfilme vorgeführt; neuerdings ist die Rede von Wanderfilmen, die hygienische Belehrung aufs flache Land hinaustragen sollen; auch die Volksschulen nehmen sich erfreulicherweise in viel ausgedehnterm Maße als früher dieses idealen Anschauungsunterrichts auf der Leinwand an. Aber man muß zugeben, daß von diesem in bewußt engen Grenzen gehaltenen Pogramm bisher immer nur ein beschränkter Kreis von Intellektuellen, in Schule und Hörsaal, profitierte, während der eigentliche Zweck solch „gehobener Kinos", die Massen sehen zu lehren, sie vom Ballast der Vortragstheorie zu befreien und ihnen kraft der ungeahnten Entwicklungsfähigkeit dieser unvergleichlichen Methode Wissen zu vermitteln, damit noch längst nicht erreicht werden konnte.

Der starke Zulauf zu den wie Pilze aus der Erde wachsenden Volkshochschulen beweist, wie tief das Bedürfnis nach Weiterbildung wurzelt. Jeder aber, der dort lehrt, muß gestehen, daß bei den so unkontrollierbaren Vorkenntnissen, die mitgebracht werden, der größte Teil des Lehrstoffes unver-

daut bleibt, also nichts nützt, wenn nicht gar schadet. Der hier drohenden Halbbildung vorzubeugen, halte ich den Anschauungsunterricht durch den Film über ganz nahe liegende, aus dem Alltag gegriffene Dinge und Begebenheiten für sehr viel fruchtbarer als die rein theoretischen Vorlesungen noch so großer Lehrtalente. Ein ganz sicheres Taktgefühl wird dann schon die richtige Anleihe bei den sogenannten Lehrfilmen medizinischer, naturwissenschaftlicher, technischer Art zu machen wissen. Vorerst aber tut eine „Aufklärung" über die zunächst uns umgebenden, uns täglich dienenden Dinge not, die in ein Spezialkino gehören, ebenso wie ihr Gegenstück: der Kitsch.

T r o l l

G e s c h i c h t e n

sind doch das Allerschönste, und ich kann stundenlang zuhören, wenn einer welche erzählt. Diese beiden habe ich von Gussy Holl gehört.

Als der Graf Stürgkh von Friedrich Adler beim Mittagessen in dem Restaurant Meisl & Schaden erschossen worden war, da begab sich — schweren Herzens, und bibbernd, wie ers dem greisen Kaiser beibringen sollte — ein Graf aus dem Gefolge hinaus nach Schönbrunn und traf dort den alten Herrn im Garten. Der winkte schon von weitem und war guter Laune. „Ah, grüß Gott, grüß Gott —!" Ein schwerer Fall — aber es mußte sein. Nach dem üblichen Hinundher entschloß sich der Graf. „Majestät! Ich muß Eurer Majestät eine traurige Mitteilung machen." „No, was denn?" „Majestät, der Graf Stürgkh, der Graf Stürgkh — ist erschossen worden!" „Der Stürgkh? Aber der war ja gar nicht an der Front!" „Nein, Majestät, er war gewiß nicht an der Front! Er ist bei Meisl & Schaden erschossen worden!" Und darauf der Kaiser, langsam und nachdenklich: „Meisl und Schaden? Ja — is denn das noch in unserm Besitz?"

Die andre Geschichte spielt viele Jahre vorher, in der Zeit, wo der alte Kaiser Franz Joseph noch galanten Abenteuern nachgehen konnte. Da war eine Hofdame, die er mit seinem Besuch beehrte; auch als sie dann später an einen Grafen von Soundso verheiratet worden war. Der Kaiser pflegte abends um halber Neun zu kommen, plauderte oben zwei Stündchen oder drei und ging spätestens um halb Zwölf wieder nach Hause. Kleine Uniform, strenges Incognito. Nun weiß jeder gebildete Mensch, daß Wien, die Stadt der Lieder, ihren Einwohnern keinen Hausschlüssel anvertraut; sondern Jeder, der nach neun Uhr ins Haus oder wieder heraus will, muß sich durch ein Sperrsechserl beim Hausmeister auslösen. Der Kaiser gab nie ein Sechserl, die Frau Gräfin schickte allmonatlich ein paar Gulden an den Hausmeister hinunter, und soweit war die Sache in Ordnung. Nun traf es sich, daß ein neuer Hausmeister in das gräfliche Haus einzog, der von diesem Abkommen nichts wußte, und als der fremde Offizier das erste Mal ins Haus und wieder hinaus wutschte, da wunderte sich der Neuling und sprach zu seinem Weib in der Hausmeisterloge: „Also bittä! Es kommt da ein Generalischer, der niemals nicht keinen Sperrsechserl geben tut. Bittä, wenn der Generalischer noch einmal zum Haus hinausgeht, so bittä ihm zu sagen: wo ist der Sperrsechserl?" Gesagt, getan. Punkt halb Zwölf steigt der Offizier mit hochgeschlagenem Kragen die Treppe herunter und klingelt nach dem Hausmeister. Es erscheint die Frau: in Babuschen,

mit wirren Haaren, im Nachtjäckchen, und in der Hand eine kleine, matt leuchtende Lampe. Sie öffnet die Tür, sie krümmt die Hand . . . Der General tut nichts dergleichen. Da faßt sie sich ein Herz und spricht: „Bitte, Herr Generalischer! Also wo ist —" Der Sperrsechserl, wollte sie sagen. Aber da leuchtet sie näher hinzu, ihr Blick fällt auf die so oft geschauten Züge, die Lampe zittert in ihrer Hand, und, eingedenk des fast begangenen crimen laesae maiestatis, singt sie mit Stimme Nummer drei, meckernd und doch loyal melodisch: „Gott erhalte — Franz — den Kaiser —!"

Gussy Holl hat schön gelacht, als ich sie gefragt habe, ob diese Geschichten auch wahr seien.

Peter Panter

Antworten

Alfred Tirpitz. „Es erschien mir als Pflicht, meine Erinnerungen jetzt niederzuschreiben, weil ich den Nachweis bringen kann, daß unser altes Staatsgebäude nicht morsch und veraltet war, sondern für jede Fortbildung die volle Fähigkeit besaß, daß ferner die politische Legende, eine rücksichtslose Autokratie und eine kriegslüsterne Militärkaste hätten diesen Krieg entfesselt, die Wahrheit ins Gesicht schlägt. Um verständlich zu sein, muß ich nach bestem Wissen die Wahrheit sagen. Dafür muß ich aber die Handlung noch Lebender in meiner Auffassung darstellen, die von der ihrigen voraussichtlich abweichen und daher vielleicht schmerzlich empfunden wird. Nichts liegt mir ferner, als ihnen unedle Absichten oder Schuld in gewöhnlichem Sinne vorzuwerfen. Nur die verzweifelte Lage Deutschlands zwingt mich gegen meine persönliche Neigung bei Lebzeiten zu dieser Veröffentlichung." Geheftet zwanzig, in vornehmem Einband fünfundzwanzig Mark.

Königlicher Handelsrichter a. D. R. Chr. Kinder, nun laßt doch diese Briefe und offnen Sendschreiben und all das Zeugs! Wer liests denn? Das ist der Weg nicht. Es ist höchstens lehrreich, zu erfahren, daß der alte Kriegervereinszylinder noch genau so speckig erglänzt wie in seinen besten Tagen. Die Scheidefrauen sitzen hübsch zwischen zwei Stühlen: erst haben sie ihre Prinzipien verraten, und dann bekommen sie nicht einmal einen Lobstrich von euch Nationalen. Im Gegenteil, Herr Königlicher Handelsrichter a. D., Sie und Ihresgleichen werfen den armen umgefallenen Sozialdemokraten vor, Sie seien an unsrer ganzen Misere schuld. Und wir sagens auch — nur andersherum. Ach, es ist schon ein hartes Brot, und Ihr taugt alle zusammen nichts.

Walter Z. Wenn Sie die Presse Neutraliens nicht lesen, dann werden Sie wohl wenig von dem erfahren, was Ihnen in den vier großen Jahren verschwiegen worden ist, und was uns in der gesamten Welt so über die Maßen beliebt gemacht hat. Was haben wir denn in unsern Zeitungen von dem großen schweizer Bombenprozeß gehört? Beinah nichts. Höchstens die Tatsache wurde erwähnt und mit den geistreichen Gänsefüßchen der Reporter aus der Schule des Kriegspresseamts versehen. Worum es sich handelt? „Im Herbst 1917 haben sich die Angeklagten Jores und Young, Agenten des terroristischen Dienstes des deutschen Generalstabs, mit den italienischen Anarchisten Monanni und Gino Andrei in Verbindung gesetzt, um durch deren Vermittlung Sprengstoffe, Waffen, Munition und revolutionäre Propagandaliteratur nach Italien zur Entfachung und Unterstützung der Revolution in jenem

Staate zu schaffen. Die beiden Italiener bezogen von den deutschen Agenten Geldbeträge, aus dem deutschen Generalkonsulat in Zürich erhielten sie eine Kiste mit 50 Handgranaten, 7 Kistchen mit 102 Revolvern und einige tausend Patronen." Glauben Sie, daß auch nur einer der Anstifter, die sicherlich noch heute in allen Ehren sitzen, bestraft werden wird? Einer mehr der totgeschwiegenen Prozesse. Die großen Männer der großen Zeit bleiben unangetastet, und das demokratische Deutschland wundert sich baß, wenn die Welt es immer noch nicht — trotz Weimar — für voll nimmt. Ein nervöser Schauer, der ein Volk schüttelt, ist keine Revolution. Heute sitzt der Michel wieder mit einer Kompresse auf dem Bauche da, raucht sich sein Pfeifchen und dankt dem Himmel, daß Sommer ist. Nein, der lernts nie.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Wo bist du? Vor tausend Jahren hat Herr Hans Kyser einmal einen Anlauf genommen, um zu verhindern, daß mit den angesammelten Geldern der Schiller-Stiftung Mißbrauch getrieben werde. Aber wie das in Deutschland so zugeht: es wurden drüben sehr schlechte und hüben sehr witzige Artikel geschrieben, und dann — dann blieb alles beim alten, und nach wie vor entscheiden über die Verteilung von recht respektabeln Summen Gevatter Schneider und Handschuhmacher meist aus dem Professorenstande, die von der Literatur so viel verstehen wie von der Wohltätigkeit. Wir Alle, die wir die Literatur machen, vorwärtspeitschen und lieben, haben ein Recht, dabei mitzuwirken, wie diese Gelder, die das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zusammengebracht hat, verteilt werden. Widerstreitet das den Statuten, dann müssen sie eben umgeworfen werden. Es geht den Teufel um den lächerlichen Apparat: es geht um die wirtschaftliche Förderung von Künstlern. Hat Maecenatentum immer schon einen Beigeschmack, so müssen eben hier doppelt kluge und taktvolle Leute am Werke sein, aber nicht brave Philister, die Heimburgs Mops unterstützen und wertvolle Menschen dem Hunger aussetzen. Steck deine Nase da hinein, Schutzverband, und blase, daß die Staubwolken fliegen! Pfeife sie an mit ihrer Wichtigtuerei und ihren Titeln und ihrem Paragraphengehabe! Schutzverband Deutscher Schriftsteller, wo bist du?

Franz H. In den zwingenden Antworten der Frankfurter Zeitung (vom achten Juni und spätern Tagen) auf die Scherliteratur des Obersten Bauer, der noch heute probiert, den Mund für die alte Herrschaft aufzureißen — in diesen Aufsätzen findet sich wieder bestätigt, daß die Oberste Heeresleitung bis zum letzten Moment gewissenlos hasardiert hat. Wer einen Krieg, von dem der Feldmarschall Haeseler nach sechs Wochen den Eindruck hat, daß er verloren sei, und daß man ihn schleunigst beenden müsse, noch über vier Jahre hinschleppt und dann jählings von heute auf morgen Waffenstillstand erbettelt: der ist ein Verbrecher. Und alle Spießgesellen dieses Verbrechers, große und kleine, gehören vor ein Gericht und verdienen .... Bei uns verdienen sie an ihren Büchern.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Radikale Tat von Heinrich Ströbel

Die politische Entwicklung vollzieht sich im schärfsten Widerstreit gegensätzlicher Tendenzen. Auf der einen Seite die Kommunisten und Links-Unabhängigen, denen die „formale Demokratie" des gleichen Wahlrechts nur noch ein unverfrorener Bourgeois-Schwindel und die Rätediktatur das einzig Wahre und die sichere Entwicklungsphase von morgen ist. Drüben aber eine zähe und listige Reaktion, die nicht nur der Träume von der kommunistischen Weltrevolution spottet, sondern bereits aus dem rasch gezimmerten Gefüge der jungen Demokratie einen Stützbalken nach dem andern entfernt. Dort der verstiegene Machtrausch fanatischer Revolutionsphantasten, hier das unverwüstliche Vertrauen auf die alterprobte, pfäffisch-plutokratische Ränkepolitik. Denn wie unverwüstlich muß das Vertrauen sein, wenn man in einer Zeit des gärenden Revolutionarismus, der den Parlamentarismus überhaupt auf den Kehrichthaufen fegen will, die Legislaturperiode auf fünf Jahre zu verlängern wagt! Provozierender fast noch ist der dreiste Zentrumsversuch, die Confessionsschule, ja sogar die geistliche Ortsschulaufsicht im „freien Volksstaat" Preußen zu verewigen. Das „demokratischste Land der Welt" soll die verrottetsten Schulzustände behalten, die Jugend soll der Bevormundungswut der Geschorenen und Gescheitelten ausgeliefert bleiben, wie in den finstersten Tagen der Dreiklassenschande! Das Zentrum, dem das lächerliche Sträuben der Demokratie gegen die Unterzeichnung des Friedensvertrages willkommenste Gelegenheit geboten, sich als den Retter aus schwerster Not aufzuspielen, fordert jetzt als Gegenleistung den Verzicht auf eine Kulturpolitik, mit der die kapitalistischen Entente-Demokratieen längst vorangegangen. Selbst Herr Haenisch sträubt sich gegen so unerhörte Zumutungen, selbst den Hirsch, Heine und Südekum dünken sie unerträglich anmaßlich; aber das Zentrum hat seine Trümpfe im Spiel. Es droht mit einem katholischen Rheinbund, der in der Entente umso freundwilligere Gönnerschaft finden würde, als ihr Preußen zwischen Militarismus und Bolschewismus hin- und herzutaumeln scheint. Wie der Conflikt auch enden mag: die Reaktion wird dabei ihre Linien merklich vorschieben.

Ein Triumph des alten Klassen- und Kastengeistes ist auch die Aufhebung des Erlasses der ersten preußischen Revolutionsregierung, der die Orden und Titel beseitigte. Der Erlaß war damals von den Ministern beider sozialistischer Richtungen einmütig beschlossen worden. Und nicht, ohne daß zuvor die Bedenken der Bürokratie ausführlich gehört worden wären. Aber nichts hinderte, bis zur Neuregelung des gesamten Beamten-

wesens, das von Grund auf eine Umwälzung und Vereinfachung des Apparates bringen mußte, zwar die Amtsbezeichnungen zu belassen, das hohle Titularwesen aber, das Deutschland seit Jahrhunderten zum Gespött für politisch gereiftere und zu stärkerem Bürgerbewußtsein erwachsene Nationen gemacht, im Orkus verschwinden zu lassen. Und nun ist auch dies erste Schrittchen zur demokratischen Neuordnung in Preußen wieder zurückgetan, damit auch die heimkehrenden Kriegsgefangenen mit Orden und Kreuzen beklunkert und alle angehenden Staatshämorrhoidarier mit Titeln behängt werden können. Da glaubten die revolutionären Volksmassen, glaubten in den Maientagen ihres Amtens selbst die mehrheitssozialistischen Minister, daß es die Aufgabe der jungen Republik sei, mit dem Commißgeist zu brechen und die Beamten zu freiem demokratischen Pflichtgefühl zu erziehen. Ein paar Monate später entdeckten dieselben Minister, daß die Sehnsucht der Opfer unsres schuldbeladenen Militarismus nach Orden und Kriegsdenkmünzen schreit, und daß in der Beamtenkarrière die freie Bahn dem Tüchtigen am sichersten dadurch entriegelt wird, daß man die drei großen Rangklassen der Unteren, Mittleren und Höheren, die indischer Kastengeist unerbittlich scheidet, noch durch ein ebenso raffiniertes wie scurriles Titularwesen in schier unzählige Unterklassen und Rangabstufungen spaltet!

Der muffigste Commiß- und Bürokratengeist, die stockigste, kulturwidrigste Borussenwirtschaft sind wieder in breitester Front auf dem Vormarsch. Zur selben Zeit, wo den kommunistischen Titaniden die ganze Demokratie als armseliger Bettel erscheint, um den es keinen Finger zu rühren lohnt, dieweil die Rätediktatur und die Weltrevolution die ganze bürgerliche Welt mit Stumpf und Stiel hinwegwischen werden. Solcher Hochmut kam, der zerschmetternde Sturz der deutschen Imperialisten beweist es erst wieder, noch stets vor dem Fall. Und wenn die einsichtigen Elemente der Arbeiterklasse nicht baldigst alle Tatkraft daran setzen, den klugen und zähen Manövern der Reaktion mit ebenso tauglichen Kampfesmitteln zu begegnen, so wächst die Gefahr ins Riesengroße, daß nicht nur alle die phantastischen Blütenträume des Kommunismus, sondern selbst die bescheidensten Hoffnungen der Demokratie schmählich geknickt werden!

*

Soll der Sieg der Reaktion, von deren Schlauheit unsre kommunistischen und kommunistelnden Revolutionsphantasten keinen blassen Schimmer haben, noch in elfter Stunde vereitelt werden, so ist der Zusammenschluß des deutschen Proletariats die erste Voraussetzung. So oft ich das schon gesagt habe: die Mahnung muß immer wieder in die tauben Ohren geschrien werden, bis sie sich Beachtung ertrotzt hat oder die Rettungs-

frist unwiderruflich zerronnen ist. Und die Einigung der deutschen Sozialisten wäre so leicht möglich, trotz des hoffnungslos scheinenden Verlaufs des Weimarer Parteitags und trotz der jammervollen Compromisselei der rechtssozialistischen Regierungsstatisten. Sie wäre da in dem Augenblick, wo die Linkssozialisten ein vernünftiges, realisierbares Programm präsentierten! Der Unabhängigen Sozialdemokratie erwächst aus der gespannten, ja verzweifelten Lage die Gewissenspflicht, die geistige und politische Führung zu übernehmen. Die Unfähigkeit der Regierungssozialisten, dem reaktionär verpesteten Sumpfe Deutschland demokratisches Neuland abzugewinnen und in diesem Neuland die ersten Furchen für die Aussaat des Sozialismus zu ziehn, ist längst evident geworden. Ihre agilsten Männer, die Noske, Landsberg, Heine, waren nur die Platzhalter und Wegebereiter für Militarismus und Kapitalismus, und selbst ihr wohlmeinendstes Regierungsmitglied, Wissell, travestierte mit dem gewerkschaftsbürokratischen Projekte seiner Planwirtschaft nur die wirkliche Sozialisierung. Die Kommunisten und Spartacisten aber haben durch ihr kritikloses Nachplappern des bolschewistischen ABCs, das nicht einmal für die primitiven Wirtschaftszustände Rußlands ausreichte, jeden Anspruch verwirkt, als Träger der politischen und sozialen Neugestaltung in Frage zu kommen.

Nur dann freilich würden die Unabhängigen Kopf und Rückgrat des geeinten Sozialismus und Schicksalsgestalter des neuen Deutschland werden, wenn sie mit der kommunistischen Phraseologie in ihren eignen Reihen ein Ende machten. Es ist allerhöchste Zeit, daß die Leiter der U. S. P. D. dem Massengerede entgegentreten, das kapitalistische System sei so hoffnungslos zusammengebrochen, daß jeder Versuch des Wiederingangsetzens verlorene Liebesmüh sei, und sofortige radikale Abtragung und sozialistischer Neuaufbau durch das Rätesystem die einzige Rettung. Diesen pseudoradikalen Unsinn vernimmt man nicht nur auf der Straße und in Versammlungen, man liest ihn auch häufig genug in der unabhängigen Presse. Von dieser grobkörnig-plumpen oder fahrlässig gedankenlosen Agitationsphrase ist es dann leider nur ein Katzensprung bis zu der confusen Vorstellung, daß die heutige Wirtschaft mit allen Mitteln sabotiert werden müsse, damit der Kapitalismus nicht neue Lebenskraft gewinne und sich allen Sozialisierungsversuchen entziehe. Gerade diejenigen Führer der Unabhängigen, die etwas von Volkswirtschaft verstehn, rücken weit ab von solcher Afterweisheit. So Rudolf Hilfferding, der Chefredakteur der „Freiheit", auf dem Gewerkschaftscongreß. In seinem vor dieser Körperschaft gehaltenen Vortrage über Sozialisierung sprach er mit Nachdruck von der organischen Entwicklung des Wirtschaftslebens zu sozia-

listischen Formen, verwarf er entschieden die ökonomische Katastrophentheorie. Nicht einen Augenblick dürfe die gewaltige Wirtschaftsmaschinerie ins Stocken geraten, weil jede Unterbrechung über Millionen von Arbeitern Hunger und Elend verhänge. Auch dagegen wandte sich Hilfferding, von der Sozialisierung eine sofortige materielle Besserstellung zu erwarten, überhaupt die soziale Umwälzung nur als eine Messer- und Gabelfrage zu betrachten.

Diese Ausführungen stammen, wie gesagt, vom leitenden Redakteur des führenden Organs der Unabhängigen und decken sich völlig mit den Ansichten Kautskys, dessen überlegene Klarheit man in der Presse der Unabhängigen sonst allzu sehr vermißt. Selbst in der „Freiheit" vermag sich die Einsicht ihres Chefredakteurs nicht immer durchzusetzen, sodaß der „Vorwärts" leider nicht unrecht hat, wenn er den Unabhängigen vorwirft, zwischen der Theorie ihrer besten Köpfe und ihrer Agitationsmanier klaffe ein bedauerlicher Widerspruch. Dieser Widerspruch muß verschwinden, will die U. S. P. D. das Vertrauen des Gesamtproletariats gewinnen und die Fähigkeit, das Staatsschiff mit fester Hand zwischen Scylla und Charybdis, zwischen Reaktion und Bolschewismus hindurchzuführen. Auch ihre Tagesagitation unter den breiten Massen muß gewissenhaft nach der Erkenntnis ihrer klarsten Köpfe eingestellt sein. Sonst geht die Geschichte, wie beim Friedensschluß, wo wir die Folgen der Selbstausschaltung ja voraussagten, auch bei der Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Reaktion über sie einfach zur Tagesordnung über.

*

Einen inneren Widerspruch hat vor allem die U. S. P. D. zu überwinden: wenn sie die ökonomische Katastrophenpolitik verwirft, warum klammert sie sich da, ihren kommunistischen Nachbarn zuliebe, an die dogmatische Formel von der Diktatur des Proletariats? Wenn die Sozialisierung nur eine allmähliche, stufenförmige sein kann, warum sollen da Demokratie und Parlamentarismus nicht zur Durchführung dieser progressiven Entwicklung ausreichen? Sollte man nicht vielmehr folgern: gerade weil die ökonomische Evolution zum Sozialismus ein ununterbrochener, mit peinlichster Sorgfalt zu regelnder Prozeß sein muß, ist auch die Demokratie die ihm einzig entsprechende Form? Denn nur das gleiche Wahlrecht gewährleistet das Höchstmaß der gesellschaftlichen Controlle und des allseitigen Arbeitseifers, die für die Continuität und die produktive Ergiebigkeit dieses Prozesses notwendig sind. Der Aufbau des Sozialismus hängt nicht nur von der Arbeitsfreudigkeit der Arbeiter, sondern auch von der der Betriebsleiter, ja von dem guten Willen aller Gesellschaftsschichten ab. Die einseitig proletarische Dikta-

tur, die Wahlentrechtung der Unternehmer aber reizen die bürgerlichen Schichten zur Sabotage an, wie das russische Beispiel hinlänglich bewiesen hat.

Darauf gibt man die Antwort: „Die proletarische Diktatur soll ja kein Dauerzustand, sondern nur ein kurzer Uebergang sein. Sie soll nur so lange währen, bis die Obstruktion der kapitalistischen Elemente gebrochen ist, die, wie wir doch heute wahrnehmen, jede ehrliche demokratische und kulturelle Politik, geschweige jeden ernsthaften Sozialisierungsversuch vereitelt. Die Diktatur der Arbeiterklasse soll lediglich dem Sozialismus die Bahn frei machen und die reale Basis für die Demokratie schaffen. Ohne Diktatur kommen wir nie zu einem soliden Anfang.“ Das klingt ja ganz nett, und die Absichten mögen die besten sein — wer aber garantiert uns, daß die gemäßigten Unabhängigen, die so sprechen, das Instrument der Diktatur auch in der Gewalt behalten? Die Diktatur hat ihre eignen Gesetze, die aller guten Vorsätze spottet. Der Bolschewismus und der Noskismus sind dafür schlagende Beweise! Käme wirklich die proletarische Diktatur, so wälzte sie sich über die Haase und Hilfferding nicht nur, sondern wahrscheinlich auch über die Däumig und Richard Müller hinweg und mit Elementargewalt ins kommunistische Strombett. An die Stelle der organischen Sozialisierung träte dann der überstürzt-dilettantische Versuch der „Vollsozialisierung“ mit seinen unausbleiblichen Folgen von Wirtschaftszerrüttung und Massenelend. Der Diktatur entspränge dann der Terror, der Bürgerkrieg, die unabsehbare Kulturverwüstung.

Die Diktatur ist ein unheimliches Ding, mit dem man nicht leichtherzig spielen soll. Zumal dann nicht, wenn man der Demokratie und dem Parlamentarismus zu Unrecht den Vorwurf der Sterilität macht. Denn wenn diese Nationalversammlung und die gegenwärtige Regierung nichts taugen, was beweist das! Sechs Prozent sozialistische Stimmen mehr, und die Zusammensetzung des Parlaments und der Regierung sind ganz anders! Zumal, wenn die sozialistische Minderheit, wozu ja die schönste Hoffnung besteht, zur Mehrheit geworden ist. Man bediene sich also nur einmal ernsthaft der Waffe der Demokratie, bevor man sie kleinmütig von sich wirft. Und wenn man entgegnen sollte: „der parlamentarische Versuch würde uns Jahre kosten“ — ja, würde denn irgend ein anderer Versuch der Sozialisierung rascher zum Ziele führen? Darum können wir der U. S. P. D., dem zukunftsreichsten Kern des deutschen Sozialismus, nur immer wieder raten: Schluß mit dem Phrasenradikalismus und eine Politik der klug die Erfolgsmöglichkeiten abwägenden, erfolgsicheren und darum wahrhaft radikalen Tat!

Johann Giesberts von Johannes Fischart

LXVIII.

Johann Giesberts

Die fünf Friedensdelegierten hatten gespeist. Die Zigarren wurden angezündet, und man machte es sich bequem in den Sesseln. Man plauderte und, ich weiß nicht, wie es kam, man begann, sich seine Lebensgeschichte zu erzählen. Graf Brockdorff-Rantzau pfefferte hin und wieder einen trockenen spitzen Witz dazwischen, und von den Wänden lächelten aus schweren goldenen Rahmen Ludwig der Vierzehnte und die Marquise de Pompadour. Denn in dem illustren Hotel des Réservoirs befand man sich auf historischem Boden.

„Nun hören Sie, wie mirs gegangen ist", begann Giesberts, trank in einem Zuge sein Glas Wein aus und strich sich durch den etwas struppigen Schnurrbart. „Mein Vater war Bäckermeister. In Straelen kam ich zur Welt, einem Städtchen des rheinischen Kreises Geldern. Das väterliche Geschäft, das ursprünglich ganz flott gegangen war, ließ später zu wünschen übrig, als die Hausindustrie in Band und Seiden vom Großbetrieb in den Städten kaput gemacht wurde und die Arbeiterfamilien anfingen, abzuwandern. Ich wurde in die Volksschule geschickt und lernte schlecht und recht. Dann, mit dem vierzehnten Lebensjahre, nahm mich der Vater in die Lehre. Ich sollte auch Bäcker werden. Aber, als ich die Lehrzeit beendet hatte, sah ich, daß damit nichts zu verdienen war. Und so suchte ich denn anderswo Arbeit. Eine Ziegelei nahm sich meiner an. Das war, so um die Mitte der achtziger Jahre, eine Zeit! Raubbau wurde damals an den Menschen getrieben, Raubbau . . . Davon können Sie sich heute gar keine Vorstellung mehr machen. In jenen Tagen wurden erst die allerzartesten sozialpolitischen Samenkörner gestreut. Um tausend Ziegel mehr am Tage herstellen zu können, wie es der Inhaber und sein Meister wünschten, mußten wir sechzehn-, siebzehnjährigen Bengels fortwährend zur Schnapspulle greifen. Wir mußten uns doch anfeuern und arbeitsfähig erhalten.

Meine drei Militärjahre diente ich im düsseldorfer Infanterie-Regiment 139 ab. Das war eine ganz nette Zeit. Knüffe und Püffe. Strammer Dienst. Aber es war doch etwas Schönes um die Kameradschaft und um alles, was um das Kasernenleben so drum und dran hing. Das Leid fing erst wieder an, als ich aus dem Gamaschendienst entlassen wurde und mir wieder Arbeit suchen mußte. Es ist ein deprimierendes Gefühl, arbeitslos zu sein. Und dazu noch ohne jedes eigene Verschulden. Ich wurde auf der Suche nach Arbeit reisender Handwerksbursche. Hier klopfte ich an und da. Meist vergebens. Schließlich kam ich zu einer Bierbrauerei in Köln-

Nippes und fragte den Portier, ob hier nicht ein Plätzchen für mich vorhanden sei. Der ließ mit sich reden und war nicht abgeneigt, mir den Weg zu ebnen. In diesem Augenblicke aber trat der Inspektor hinzu: ‚Was', schrie er den Portier an, ‚mit einem Vagabunden lassen Sie sich ein! Runter mit ihm vom Hof!" Vagabund, das Wort wollte mir nicht mehr aus dem Ohr. ‚Vagabund!' hatte er gesagt. Wie ein Schlag trafs mich. Gott, wenn ich so an mir selber heruntersah, wie ein Gentleman schaute ich mit den zerrissenen Stiefeln und den ausgefransten Hosen allerdings nicht aus. Aber den Vagabund ließ ich mir nicht gefallen. ‚Was, Herr', begehrte ich auf, ‚ein Vagabund bin ich nicht. Ich habe eben erst drei Jahre in des Königs Rock gedient, habe mir nie was zu schulden kommen lassen und suche nun Arbeit. Vagabund, Vagabund — nehmen Sie das Wort zurück.' Der Inspektor horchte auf. Er schien sich in dem Menschen, der vor ihm stand, geirrt zu haben, und, indem er sich einen Ruck gab, sagte er plötzlich, weniger barsch: ‚Na, dann kommen Sie mal näher. Dann werd ichs mit Ihnen versuchen.'

So fand ich wieder Arbeit. Ich heiratete. Und unsre Ehe war reich mit Kindern gesegnet. Allzu reich. Zwei Mark dreißig Pfennige verdiente ich am Tag und hatte damit eine fünfköpfige Familie zu ernähren. Unsre Wohnung war eine armselige Lehmhütte auf einer naheliegenden Ziegelei. Ein Herrgottsleben war es nicht. Wir machten alle Leiden eines Proletariers durch. Hungern und darben, und meine Frau war nicht in der Lage, die kleinen Kerle, stillend, durch die heißen Sommer zu bringen. Denn sie selbst hatte zu wenig Kraft. Und so ging uns ein Kind nach dem andern wieder schlafen. In dieser Zeit wurde uns ein Tröster und Helfer, wenn der Himmel sich gar zu sehr verfinstern wollte. Der Herr Kaplan kam, trostspendend nicht nur, sondern auch Hilfe bringend, zu uns und führte uns immer wieder zur Mutter Maria, und wir wußten, daß sie wie den kleinen Jesuknaben auch unsre kleinen Lieblinge in ihren Arm nehmen würde . . .

Weiß Gott, das war die schmutzigste Zeit meines Lebens."

„Bis auf die Minister- und Delegiertenzeit", fiel der Graf ihm sarkastisch ins Wort.

Alle lachten. Der katholische Himmel war verflogen. Giesberts fuhr fort: „Dann fand ich in den Königlichen Zentralwerkstätten Anstellung und wurde später Kesselheizer. Ich hatte Zeit, über mich selbst nachzudenken, über mein Schicksal, über die Lage der Arbeiter, und ich beschäftigte mich allmählich mit den sozialen Fragen. Ich besuchte die Versammlungen der christlichen Gewerkschaften, sprach auch hin und wieder, und mit einem Male wurde ich als Arbeitersekretär und als Redakteur der Westdeutschen Arbeiter-Zeitung nach München-Gladbach, dem politisch-literarischen Hauptquartier des Zentrums berufen.

Mein Aufstieg begann. 1899. Ich war vierunddreißig Jahre alt. Wir bezogen ein eignes Häuschen mit einem kleinen Garten drum — ach, Sie können sich garnicht das Glück vorstellen, in dem ich und meine Frau damals in unsern eignen vier Pfählen schwelgten. Die Sonne schien uns. Die Sonne ...

Bereits ein Jahr danach tat ich den ersten Schritt ins sogenannte öffentliche Leben. Man stellte mich als Kandidaten für die Stadtverordnetenwahlen auf. Oder, richtiger, man wollte mich aufstellen. Aber die Honoratioren des Zentrums protestierten: Man könne doch einen Arbeiter nicht ins Stadtparlament delegieren. Das würde dem Renommee der Partei schaden. Na, die Arbeiter setztens aber doch durch, und ich wurde gewählt. Zwei Jahre drauf entsandte mich Essen auch in den Reichstag. Soziale Fragen waren mein Element. Bei den Etatsspezialberatungen bekam ich später auch das Postalische zugewiesen. 1906 kam ich ins Preußische Abgeordnetenhaus und wurde als Parlamentarier und Arbeitervertreter des Zentrums so nach und nach in alle möglichen Ehrenstellen hineinbugsiert. Vorstandsmitglied der Zentrumsfraktion, der christlichen Gewerkschaften, des christlichen Metallarbeiterverbandes, der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz und so weiter.

Das parlamentarische System brachte mir neue Möglichkeiten. Graf Hertling berief mich am Neujahrstage 1918 als sozialpolitischen Beirat ins neue Reichswirtschaftsamt. Der ehemalige Bäckerlehrling und Kesselheizer hatte steife Ministerialdirektoren und noch steifere Vortragende Räte in langen schwarzen Röcken unter sich. Ja, und als aus der Nationalversammlung in Weimar das neue Koalitionskabinett der Sozialdemokratie, des Zentrums und der Demokratie hervorging, wurde ich zum Reichspostminister anstelle des Herrn Rüdlin ausersehen."

Man brach auf und wünschte sich eine gute Nacht. Man war müde geworden. Auch Giesberts. Sein Kopf neigte sich etwas nach vorne. Seine gedrungene, untersetzte Gestalt schleppte sich schlürfend fort. So ging er immer, als wenn irgend etwas Bleischweres ihm ein Ritardando auferlegte. Ueber sein poröses, wenig gepflegtes Gesicht mit den paar blonden Haarbüscheln auf dem Haupt huschte irgend ein genialischer Abglanz, als ob ihm die politische Muse ganz leicht, ganz von weitem lächelnd streichelnd über die Wange gefahren wäre. Ein Hauch, nichts weiter, und doch dies bißchen Etwas, das ihm, in all den Jahren seines wechselvollen Lebens, von unten herauf den Pfad nach oben gezeigt hatte.

In der Friedensdelegation war er der Wildesten einer, als die feindlichen Bedingungen herauskamen. Mit schwerem Kopfe stürmte er abends ins Zimmer des Grafen hinein, schlug in einemfort wütend mit der Faust auf den Schreibtisch und schrie: „Niemals, niemals!" Und der Graf schenkte ihm nach jedem

Schrei, um ihn äußerlich zu beruhigen, einen Cognac ein. Der Graf dachte . . .

Graf Brockdorff-Rantzau blieb fest. Die Friedensbedingungen waren ihm auch nach der Abänderung völlig unannehmbar. Alle Delegierten pflichteten ihm bei. Auch Giesberts.

Nichtsdestoweniger gestattete Giesberts es sich nicht, als seine Ministerkollegen und das ganze Zentrum umfielen, allein aufrecht auf seinem ablehnenden Standpunkte stehen zu bleiben und konsequent, wie Scheidemann und Landsberg, aus dem Kabinett zu scheiden.

Der Mittelstand von Hartmuth Merleker

Der Mittelstand steht der Revolution und ihren bisherigen Ergebnissen immer noch ahnungslos und fassungslos gegenüber. Er sieht nur die Dinge, die für ihn unangenehm sind, sieht, wie die Arbeiter sich ihm allmählich in der Lebenshaltung und Lebensführung nähern, und fühlt instinktiv, daß es mit seiner alten gesellschaftlichen Stellung ein für alle Mal vorbei ist. Sie, die früher zwischen der kapitalistischen, geistigen und Deszendenz-Blüte des Volkes und den Arbeitssklaven standen und aus ihrer Stellung ihre Stärke holten, sind entwurzelt. Statt nun die einzige Folgerung zu ziehen, die man daraus ziehen kann, nämlich, daß für sie eine Rettung nur im Volke selbst liegt, predigen sie ihre alte Absonderung, ihre alten selbstkonstruierten Vorrechte als ewiges Dogma und stehen nun wurzellos schwankend im Sturm der Revolution. Ihre lächerliche Besitzangst trennt sie von Denen, die den Besitz als solchen verachten, ihr Dünkel auf ihre angebliche Bildung, ihre sogenannte bessere Familie, ihre gute Kinderstube verbietet es ihnen, in Menschen, die dieser Vorzüge entbehren, ihre natürlichen Brüder zu sehen. Unser jetziges Elend kommt nur von unsrer Klassifizierung der Menschen. Die Familie bestimmt die Zugehörigkeit zur Kaste, wer sich dem früher nicht fügte, wurde ausgestoßen und als Paria behandelt. Die Strenge der Gesellschaft war aber nur auf äußern Schein begründet, innerlich faulte das Gesellschaftsleben, Korruption, Sittenlosigkeit, geistige Trägheit waren die Merkmale ihrer Angehörigen. Faule Genußsucht kennzeichnete die jeunesse dorée, zu der sich jeder Ladenschwengel, jeder Geheimratssohn ebensogut zählte wie der kleine Baron und der siebente Sohn eines reichsunmittelbaren Freiherrn. Im arbeitenden Sklaven ihrer Väter sahen sie Alle nur die ihnen das Geld produzierende Maschine, der man eine solche Wartung zukommen ließ, daß sie reibungslos arbeitete. Zugestanden, daß gearbeitet werden muß, um die Produkte zu schaffen, von denen die Menschen leben, so muß man nicht vergessen oder übersehen, daß ein bis ins Kleinste geregelter Ausgleich zwischen Arbeit und Lebenshaltung da sein muß. Der

Direktor eines großen Werkes bezieht beispielweise eben so viel Gehalt wie seine gesamten Angestellten zusammen. Der Tag hat für beide Kategorien Arbeitender aber nur vierundzwanzig Stunden. Wenn auch den Direktor eine gewisse Verantwortlichkeit drücken mag, so ist doch, selbst wenn er die doppelte Leistung liefert, eine so horrende Bezahlung ein Unding. Wenn nun heute die Arbeiter in gerechtem Zorn über die ihnen jahrelang zuteilgewordene ungerechte Behandlung sich dieselben Rechte nehmen, die die Gesellschaft seit Jahrhunderten besaß, so kann billigerweise niemand darin ein Unrecht sehen. Dem Angehörigen der Gesellschaft stand die Berufswahl frei, denn die Bildung, die man ihm mit ins Leben gab, ob er nun ein Idiot oder ein geisteswertvoller Mensch war, befähigte ihn nach der alten Gesellschaftsordnung zu jedem Beruf. Der Arbeiter kam aus der Volksschule so klug heraus, daß er grade zur Not die Sachen begriff, die man ihm aufzwang zu tun. Er konnte nur in einem von tausend Fällen aufsteigen, wenn nämlich sein Geist und seine Spannkraft noch nicht in den Generationen der Sklaverei zerbrochen worden waren. Aeußerlich sah allerdings manchmal das Bild des Arbeiters ganz freundlich aus: man fing langsam an, die Maschine besser zu stellen, man trieb innere Mission, baute ihnen kleine Arbeiterkolonien und gab ihnen Brosamen in Gestalt von Stipendien, die einzelnen wenigen die Möglichkeit eines Aufstieges geben mochten. Daran dachte aber keiner in all den andern Klassen, daß all diese Mensch-Maschinen aller Unterdrückung zum Trotz eine Seele hatten, die unsäglich darunter litt, daß alle schönen Seiten dieses Daseins nur den mühelos in den Besitz des Geldes Gekommenen offen standen, daß Wissen und Bildung der Seele, Kunst und Denken Vorrechte einer Kaste waren, die über ihnen stand. Wer wäre so vermessen, zu behaupten, daß die Arbeiter keinen Wissens- und Bildungsdrang besitzen! Ihr Geistessatten habt noch nie die erschütternden Schreie der Seele eines Menschen vernommen, der nach Wissen und Erkenntnis tobt und in ohnmächtiger Wut sehen muß, daß Millionen seiner Brüder keine Macht haben, den Hohenpriestern des Geistes die ihnen anvertrauten Güter zu entreißen. Diese satten Angehörigen der Gesellschaft, die mit gespreiztem Stolz erzählen, wie sie Bettlern zehn Pfennige geschenkt, einem Straßenbahner gesagt, es sei ein schöner Tag heute, die beim Gruß an einen sozial unter ihnen Stehenden nur mit zwei spitzen Fingern den Hutrand berühren, aber vor dem ehemaligen Kaiser den Rücken zu einem Halbkreis bogen — diese Menschen sind Geistesproletarier, die durch ihre bloße Existenz die Seelen von Hunderten Andrer täglich und stündlich tödlich verletzen. Das wissen die stolzen Menschen nicht, daß Gutestun uns ein alltägliches Gefühl sein muß oder werden müßte, daß wir immer dies herrliche beschwingende Gefühl haben können, das uns erfüllt, wenn wir etwas absolut Gutes getan

haben. Aber ihre Unproduktivität in Herzenswerten, ihre Selbstgefälligkeit, ihr geistloses Pochen auf die althergebrachte Ordnung ist der beste Beweis für ihre Hohlheit, ihre Existenzunberechtigung. Die Revolution ist eine Bewegung, deren Ziele scheinbar materieller Art sind, weil die sichtbaren Ursachen materiell waren. In Wahrheit aber ist die Revolution eine geistige: sie will die konventionellen Lügen der bestehenden Gesellschaftsordnung fortfegen und allen Menschen wieder das Gefühl der Gleichheit geben. Alle sollen wieder die Arbeit lieben lernen als Mittler, als Führer zu dem, was das Leben lebenswert macht, zur physischen und psychischen Befriedigung. Daß dazu auch ein materieller Umschwung nötig ist, liegt auf der Hand, denn da wir seit Jahrhunderten alle Güter, ob geistige, ob Waren, mit Wertmessern messen, die den Waren entnommen sind, so muß notgedrungen die Revolution des Geistes diese materielle Wandlung mit in Kauf nehmen. Von den bedauerlichen Auswüchsen der Revolution sehe ich ab: die wird es geben, solange nicht die Menschheit durch ihre geistige Homogenität das Tier in sich tötet; sonst aber ist die Revolution imstande, uns in allerdings langsamem Fortschreiten dahin zu bringen, wohin wir kommen wollen und müssen: daß alle Menschen in der Lebenshaltung und Lebensführung gleich sind und ihren Ansporn zur Unterscheidung des einen Individuums vom andern nur auf dem Gebiete der geistigen Betätigung suchen und finden. Das ist eine Arbeit von Jahren, vielleicht von Generationen: aber wir müssen sofort, und zwar alle sofort, damit anfangen, denn die geistig nicht disziplinierten Kräfte der Millionen Freigewordenen müssen lernen, müssen nachholen, weil sonst dem materiellen Chaos das geistige Chaos folgt. Und das wäre das Ende unsrer Kultur.

Die Kerle von Arno Voigt (Miles)

„. . . ja, aber leider, Exzellenz, Kerle gehen nicht vorwärts. Kerle plündern, machen Pakete . . .“ Ludendorff legt die Hörmuschel fort und spricht dann, mit dem Anhauch eines Schauders in der Stimme: „Der Krieg ist verloren.“

Ueber die organische und geistige Struktur der Armee braucht man nicht viele dicke Bücher zu schreiben. Das Wort jenes Generalstäblers, der ein sehr hoher Herr gewesen sein muß, denn sonst hätte er nie gewagt, im Dienstgespräch mit Ludendorff ein psychologisch wertendes Wort wie „leider“ zu gebrauchen, besagt alles. Die deutsche Armee bestand aus „Kerlen“. Diese Bezeichnung konnte man an der Front von aktiven Offizieren täglich hören. Sie sagten: „Die Kerle“; der hohe Generalstäbler aber läßt natürlich den letzten Rest, der irgendwie nach Individualisierung klingen könnte, fort und sagt schlechtweg: „Kerle gehen nicht vorwärts.“ Das ist von seinem

Standpunkt durchaus ehrlich und richtig; denn es bedeutet die Entpersönlichung der militärischen Massen, wie sie bei hohen Stellen Sitte, einziger Maßstab, und zwar allein brauchbarer Maßstab war.

Wer waren „die Kerle“? Es waren die Frontsoldaten. Was stellten sie Denen, die sie so nannten, dar? Eine robuste, ungelenke, sture, harte Kraft. Eine Kraft, die nur Kraft ist und nicht nachdenkt. Die neben der mechanischen Kraft der Todeswerkzeuge als die vom Staat mit Beschlag belegte animalische steht. Soweit die Kerle Menschen waren, standen sie in der Fürsorge des Offiziers der alten potsdamer Schule unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung und des Kreislaufs der Kraft. Wer mag bestreiten, daß das logisch war?

„Die Kerle“ erschienen stets im Plural. Sehr richtiger Weise; denn erst in der Zusammensetzung bildeten sie eine Kraft. Von den Kerlen waren unerheblich die geistigen Funktionen; auch die seelischen hatten es natürlich zu sein. Könnt Ihr euch vorstellen, daß „die Kerle“ über die Vorzüge und Mängel eines Programms des Kultusministeriums debattierten? Die Kerle waren angestellte Energie; aus Fleisch wurden Prellböcke. Nach zweitausend Jahren wurde der Satz: „Das Wort ward Fleisch“ rematerialisiert, entmenschlicht.

Der freie Wille hatte nichts zu tun mit „den Kerlen“. Die Kerle mußten antreten, stillstehn, warten. Die Art des Stehens war für Fußspitzen, Hacken, Kniee, Oberkörper, Nacken, Kopf und Arme genau geregelt. So und so viele Paragraphen sprechen im Exerzier-Reglement hierüber. Während die Kerle stramm, das heißt also: mit Kraftaufwendung dastanden, konnten Andre sich bewegen. Das waren „die Herren“.

Für die Herren galt alles Das, was für „die Kerle“ nicht galt. Die Kerle waren Kraft, Werkzeugmaschinen — die Herren waren Geist, Motoren. Eine andre Beziehung gab es nicht, weil es das nicht brauchte. Seele war Luxus, unmilitärisch. Die Kerle waren Objekte, die Herren hatten allein das Recht des Handelns (wenigstens in der Theorie; praktisch standen wieder eine Unmenge Herren als Kerle unter ihren Herren!) Das war die deutsche Armee, in der auf „selbständiges, durchdachtes Tun“ gesehen wurde.

Zwischen Herren und Kerlen war ein Trennungsstrich wie in keinem sozialen Verhältnis der ganzen Weltgeschichte. Der Herr hatte ein andres Quartier, andre Kost, andre Stellung. Wehe dem Kerl, der auf die „feine“ Abörtlichkeit ging, die nur den Herren gebührte! Im September 1914 begruben wir bei Rethel dreiundneunzig Tote und bezogen einen Anpfiff, weil wir „die beiden Herren“ mit ins Massengrab gelegt hatten. Wir mußten sie in ein Offiziersgrab umbetten.

Die Front und die Heimat waren zwei Stellen, die nichts verband. Dort „Kerle“ — hier „Helden“, „wackere Feldgraue“.

Die dankbare Heimat hielt für Persönlichkeiten, was willenlose Masse war. Was willenlose Masse sein mußte, zu sein hatte! Die Heimat sah in Entzücktheit sich aufopfernde Männer — der Herr der Herren sagte sich: sie müssen urteilslos, nichtsahnend sein, sonst gehen sie mir aus der Hand. Die Heimat sah ein einziges, zusammenhängendes, organisches tapferes Heer — der Diktator „setzte" die Truppenteile „an". Die Heimat legte ihre Seele in die Männer, die sie verteidigten — der Generalstäbler kannte nur „Truppenmaterial". Dieses waren nicht Materialien für Truppen: Minierbretter, Drahtrollen, Gasflaschen — es waren organische Leiber, denen der Wille eines Andern eingeblasen werden konnte. Mit einem Wort: Die Heimat sah Volksgenossen — der Diktator benutzte „Kerle".

Die deutsche Armee war durch und durch undemokratisch: sie bestand aus Herren und Kerlen. Wir hatten kein Volksheer: wir hatten ein Standesheer. Ein Kerl, der zuhause hinter dem Ladentisch stand, ein Kerl, dessen Vater womöglich gar Röllchen trug, solch ein Kerl konnte nie Aufnahme finden in der Freimaurerschaft der „Herren".

Und es kam der Tag, da die Kerle die Fesseln zerrissen. „Kerle gehen nicht vorwärts, Kerle plündern, machen Pakete." Das alte System hatte für die Berechtigung seiner Existenz uns immer mit der Versicherung umbuhlt, daß es verantwortungsvolle, opferfreudige, selbständig handelnde Krieger umschließe. Und nun? Sie machten sich frei, erklommen also menschlich eine höhere Stufe. Und wo standen sie da? Auf der Stufe der alten Landsknechte. Sie machten Pakete. Das war die Tat, mit der die Kerle reagierten auf vier Jahre Knechtung, Bevormundung und Verdummung. Sie machten sich frei. Aber nach Ueberwindung des Kerle-Herren-Systems konnte es zunächst nur eine Freiheit allergeringster Sorte sein, die sie an sich rissen.

Es war Freiheit immerhin. Ludendorff wird bleich wie eine Kalkwand und legt die Hörmuschel weg. Kerle stehen auf. Herrendämmerung.

Die Politik des Unpolitischen

von Julius Bab

(Fortsetzung)

Thomas Mann nämlich treibt ein etwas leichtsinniges Wortspiel mit dem verteufelt realen und eindeutigen Begriff Politik. Politik, sagt er (und er meint dabei Kult, Herrschaft, Höchstwertung des politischen Interesses!) ist gleich Demokratie; und Demokratie ist gleich Rhethorik und Literatur. Nur die westlichen Länder, England so gut wie Frankreich, Italien so gut wie Amerika, haben von Natur aus diesen dreieinigen Kult von Politik, Demokratie und Literatur. Deutschland aber ist das musikalische, das dichterische, religiös protestantische Land und deshalb stumm, unliterarisch, undemokratisch. Bis zu diesem

Punkt ist in Thomas Manns These ein großes Stück Wahrheit. Sein alles beherrschendes Wortspiel aber wird in dem Augenblick wahrhaft lebensgefährlich, wo er die Folgerung zieht: die politischen Formen, in denen Deutschland bis dahin lebte, müßten in ihrem Gegensatz zu den westlichen Demokratien berechtigt, naturgemäß und mindestens für Deutschland die bessern sein. Die unheilvolle und sicherlich unbewußte Begriffsverschiebung, die Thomas Mann begeht, stammt daher, daß leidenschaftlicher Kult des politischen Lebens erstens nicht mit Demokratie identisch ist — der starre, monarchische Kastenstaat der alten Aegypter ging in einem zur Religion erhöhten politischen Interesse auf. Zweitens und vor allem aber heißt eben Politik überhaupt nicht Vorherrschaft politischen Denkens und Fühlens, es ist kein Maximalbegriff; sondern „Politik" bedeutet die Sorge für die äußere Form, Organisation und Erhaltung der Gesellschaft, die Sorge, deren Minimum unerläßliche Lebensbedingung ist. Grad und Art spielen zunächst keine Rolle; aber ein Volk ganz ohne politisches Interesse wäre — wenn nicht mehr, so doch ebenso sehr und auf einem sichtbarern und schnellern Wege des Todes wie ein Volk ohne künstlerisch-religiöses Interesse. Wenn also tatsächlich bei den Deutschen das politische Interesse hinter andern sehr zurücksteht, so ist dies keine Kraft, sondern eine Schwäche, das Laster einer sehr hohen Tugend. Denn politisch geformt werden muß das Leben des Volkes ja doch! Und Thomas Manns entscheidender Irrtum ist: für das Gegenstück einer leidenschaftlich gewollten Politik eine unwillkürliche, dem deutschen Volke zugewachsene Politik zu halten. Das aber gibt es nicht. Politik ist immer eine Sache des Willens und der Macht. Und ein Volk, das nicht selber den Willen zur politischen Macht hat, empfängt seine politische Existenzform vom Willen der Machthabenden, der innern oder äußern. Thomas Mann hat das Ungeschick (das Mißgeschick eines Künstlers!), sich einmal auf Schopenhauers Verteidigung der Monarchie zu berufen: das Linnésche Pflanzensystem könne durch kein andres vernünftigeres ersetzt werden, weil dieses mit seiner natürlichen Grundlage die Festigkeit des künstlichen Linnéschen nie erreichen würde. Tatsächlich aber hat in der Botanik die der Natur nachgehende Systematik der Vernunft längst vollkommen gesiegt und den Linné zum alten Eisen geworfen! Ordnung, Organisation ist eben durchaus eine Sache der Vernunft, und nur unter deren Herrschaft werden die lebensdienlichsten Formen auf die Dauer erkannt, vorgezeichnet und erreicht. Es war der höchst verhängnisvolle Irrtum, den Thomas Mann mit so vielen guten Deutschen teilte, zu glauben, daß die Politik, weil sie sich nicht um sie kümmerten, ihnen schon von allein so zuwachsen würde, wie sie den Deutschen gut und angemessen sei! Sie übersahen, daß, da Politik immer gemacht wird, die deutsche Politik nun eben von dem ganz kleinen Kreise gemacht wurde, in dem durch un-

mittelbares Eigeninteresse doch politischer Wille war. Es ist ein politischer Irrtum und eine Kurzsichtigkeit, zu glauben, daß für die preußische Landrats- und Offizierskaste die Politik in der ihr eignen Form nicht mindestens so in des Lebens Mittelpunkt gestanden hätte wie für den französischen Advokaten oder den englischen Volksredner seine Art Politik. Thomas Mann aber gerät durch den Irrtum, die mit zähester Interessenanspannung gemachte Politik dieser Klasse für das unwillkürliche Produkt des deutschen Volksgeistes zu halten, in die Gesellschaft der allernaivsten deutschen Professoren, deren bequemer, halbbewußt praktischer Mangel an Wirklichkeitssinn doch sonst durchaus unter seinem Niveau ist. Er bekommt es dann etwa fertig, einen nur im allerprivatesten Sinne achtenswerten Politiker wie Bethmann Hollweg, dessen unfrei schwankende Schwäche zwischen den Phrasen der kleinen Herrscherschicht und der Wirklichkeit des großen Volkes doch der volle Ausdruck (wenn auch nicht Anlaß) von Deutschlands Katastrophe war, für einen repräsentativen deutschen Bürger zu halten. Er bekommt es dann fertig, der leichtsinnigen, augenblicksnützlichen Behauptung eines liberalen Tagespolitikers nachzusprechen: in Deutschland seien Heer und Volk eins, „keine Spur eines Gegensatzes bestehe zwischen ihnen" — er hat also wirklich nichts gehört und gesehen von der namenlosen Erbitterung, mit der etwa achtundneunzig Prozent der zehn Millionen Deutschen, die in diesen vier Jahren Uniform trugen, sich als totes, brutal gebrauchtes, entwürdigend mißbrauchtes Instrument in der Hand der Klasse empfanden, die skrupellos ihr Machtinteresse mit dem Willen und Bedürfnis des deutschen Volkes identifizierte; hat nichts bemerkt von dieser namenlos harten Spannung, dieser Ueberspannung, deren Zerreißung ja der entscheidende Vorgang der Revolution gewesen ist. Er bekommt es dann fertig, mit einer schon beinah strafbaren, einer nahezu närrischen Naivität ein paar offiziöse Parade-Auslassungen einiger Generäle als Beweis der in der deutschen Herrscherschicht heimischen Kultur anzuführen. Als ob er nicht genau wüßte, wie ungeheuer unbeweisend für die Religiosität einer Klasse die zur Schau getragene Sonntagsfrömmigkeit eines Einzelnen ist. Er bekommt es dann fertig, den großen Zulauf der „Vaterlandspartei" für eine tiefgründig echte Volksbewegung zu erklären, als ob seine Dichterpsychologie wirklich nichts von den hundertfach verschiedenen und verschieden fein abgestuften Korruptionen der Macht wüßte, und als ob ihm wirklich die schlichte Tatsache unbekannt geblieben wäre, daß mindestens sechs Millionen Deutscher zwischen zwanzig und fünfundvierzig Jahren ihre leidenschaftliche Gegnerschaft gegen die Vaterlandspartei — wörtlicher und mehrfach bewiesener Weise — bei Todesstrafe nicht äußern durften. Er bekommt es dann fertig, das deutsche Staatswesen der Wilhelminischen Aera gegen die Demokratie als ein Staatswesen zu rühmen, „worin für

die Bekleidung eines Amtes besondere Kenntnisse und Begabung, eine berufsmäßige Vorbereitung als unerläßlich erachtet wurde" — als ob er wahrhaftig nie etwas von dem beispiellosen Bankrott der deutschen Diplomatie mit ihrer reinen Adels- und Geld-Auslese gehört hätte, nichts von der unerläßlichen Corpsbruderschaft der höhern deutschen Beamten, nichts von der überaus begrenzten Oligarchie der preußischen Regierungsfamilien. Nein: der Glaube, daß die deutsche Politik von der innern Natur dieses Volkes und nicht von dem Willen einer sehr kleinen Oberschicht gemacht worden sei, widerspricht der schlichtesten Tatsachenkenntnis. Der Glaube aber, daß nur ein westlich verblendeter Zivilisationsliterat das Wesen dieser Herrscherkaste brutal, widergeistig, kulturfern nennen könne — der Glaube messe sich an solcher Tatsache: am dreiundzwanzigsten Januar 1914 sprach im deutschen Reichstag Friedrich Naumann, über dessen politische Qualitäten man ja streiten kann, der aber jedenfalls einen so starken Einschlag nationaler, aesthetischer und religiöser Elemente besitzt, daß ihn Thomas Mann gewiß nicht als Typ einer Zivilisationsliteraten hinstellen würde, die Worte: „Alle Paragraphen in Ehren, aber wir brauchen Achtung vor den Menschen. Es ist die Frage, ob die Gewalt mit Verstand und Menschlichkeit gepaart ist, ob das deutsche Volk außer der Macht auch noch Gemüt in sich hat." Bei dem Worte Gemüt brach auf den Bänken der Rechten, dort, wo die herrschenden Politiker des Wilhelminischen Deutschland saßen, stürmisches Gelächter aus. Ich bin der Meinung, daß es dieses Gelächter war, an dem das alte Deutschland zugrunde gegangen ist; ich bin der Meinung, daß dieses Gelächter es ist, an dem Thomas Mann und jeder scheitern mußte, der es unternimmt, zwischen der herrschenden Politik des alten Deutschland und den Bedürfnissen und Forderungen deutschen Wesens innerliche Verbundenheit zu behaupten. Dieses Gelächter bildete das zusammenfassende Epigramm der Zabern-Affäre, die Thomas Mann bei seiner Abneigung gegen politische Affären im westlich-demokratischen Stil so geringschätzig behandelt. Aber sollte ein Künstler seines Ranges wirklich ohne Gefühl sein für das Recht und die Größe einer sittlichen Leidenschaft, die auch eine geringe Sache um ihrer sinnbildlichen Bedeutung willen mit allerletzter Anspannung ergreift und in der Affäre des Hauptmanns Dreyfus etwa einen Kampf um die sittliche Würde eines ganzen Volkes, ja der ganzen Menschheit spürt? Läßt sich das Große der Menschheit denn überhaupt je anders ergreifen als in relativ geringen Einzelschicksalen, mögen es nun die des König Lear oder des Hauptmann Dreyfus sein? Und überdies: war denn die Affäre von Zabern an sich so gering? War sie nicht der offenbare Ausbruch eines ganz innerlichen Mißverhältnisses zwischen dem Lebensgefühl eines Volkes und den, privatestem Bedürfnis entstammenden, Ehrbegriffen einer militärisch organi-

sierten Herrscherkaste? „Ich will nicht Politik, ich will Sachlichkeit, Ordnung und Anstand", sagt an späterer Stelle Thomas Mann. Aber wenn das, was Thomas Mann — o gefährliches Wortspiel! — Nicht-Politik nennt, und was eben nur die andre, die nicht-demokratische, die feudal-kapitalistische Politik des neuen Deutschland war, wenn das wirklich nichts als Sachlichkeit, Ordnung und Anstand bedeutete: warum hat dann diese undemokratische Politik so ungeheuern Haß nicht nur bei Polen, Dänen und Franzosen, sondern auch bei den Elsässern erregt? Und warum ist die ganze Welt, durch die vier Jahre lang siegreiche Waffen die deutsche Herrschaft trugen, so schnell einig geworden im Haß gegen das deutsche Regiment? Warum verwünscht man den deutschen Militärbeamten von Wyborg bis Bagdad, von Lille bis Libau? Warum haben die Juden von Bialystock und sogar die Deutschen in Riga, die den Einmarsch der deutschen Truppen unter Begeisterungstränen bejubelten, nach ein paar Monaten nur noch leidenschaftlichen Haß gespürt und sich vielfach nach der russischen Korruption zurückgesehnt, die vielleicht weniger Sachlichkeit und Ordnung, aber vom Anstand doch jener menschlich-brüderlichen Haltung einen Hauch besaß, ohne den ein Geschöpf von einiger Würde, einigem Selbstbewußtsein das Leben nicht ertragen mag! Glaubt denn Thomas Mann wirklich, daß die Türken in Syrien, die Juden in Litauen, die Finnen und die Flamen alle ihrem klaren äußern Vorteil zum Trotz einen so unwiderstehlichen Haß gegen das deutsche Regiment verspürt haben, weil sie von den demokratischen Ideen des Zivilisationsliteraten verseucht waren, weil das unliterarische, das seelisch-musikalische Wesen der Deutschen ihnen so feindlich fremd war? Sieht er denn nicht, daß dies bürgerlich romantische, dies stumm musikalische Deutschland sich (aus politischer Interesselosigkeit!) ein politisches Regiment hat aufprägen lassen, das seinem innersten Wesen ganz fremd und vielleicht fremder als irgendeine französische Demokratie war?! Mit dem Heere Wilhelms des Zweiten hätte eben etwas völlig andres gesiegt als der Geist Beethovens und Goethes. Und Thomas Mann trifft deshalb doch mit einer recht artistisch-unpolitischen Kurzsichtigkeit mehr einen farbigen Vordergrund als das Wesen der Sache, wenn er diesen Krieg den großen Weltanschauungsstreit deutschen und westlichen Wesens nennt. Dieser an sich tiefe Gedanke wird, an den politischen Realitäten gemessen, in die er nun einmal gehört, flach. Solche kulturell geistigen Differenzen haben in diesem Kriege höchstens die publizistische Kampfform, die literarische Ausdrucksart bestimmt, nicht das Wesen der Sache. Denn um das deutsche Regiment der Wilhelminischen Aera zu hassen, brauchte man durchaus kein Westler, kein Demokrat von pariserischer Rhethorik, kein Zivilisationsliterat zu sein.

(Fortsetzung folgt)

Die Gezeichneten von Joachim Beck

Julius Bab hat hier einmal vor der Verwechslung des elementaren, des „beginnenden" Genies mit dem absteigenden gewarnt und festgestellt, daß auch die Müdigkeit des zweiten etwas Rauschhaftes haben kann. Der Wiener Franz Schreker, der sich durch seine Oper ‚Die Gezeichneten' für mein Gefühl als der stärkste und einzige nachwagnerische Musikdramatiker ausgewiesen hat, ist eine solche Erscheinung: der Dämon, der diesen Menschen beängstigend erfüllt und ihn zu einem solchen, im Wortsinn unerhörten Kunstwerk befähigt hat, täuscht nicht darüber hinweg, daß Schreker aus Sehnsucht und Morbidezza seine Kräfte zieht.

„Ich gab nur die Sehnsucht" spricht sein Held Alviano Salvago, und von dieser Sehnsucht spricht auch Schrekers fervente Musik in jedem Takt, in jedem Ton; von ihr spricht schon das phantastische Buch, das er sich schrieb, mit seiner bedeutungsvollen, beziehungsreichen, gedrängten, hin und wieder funkelnden Sprache und seiner starken, fieberhaft erregten, auf psychologische Grundlage gestellten Handlung. Ein brünstig heißer Renaissancestoff bildet den Rahmen für eine Künstlertragödie, für die Tragödie des Narren in Apoll, der der Welt die Schönheit schenkt, selbst aber ein Ausgeschlossener bleibt. Alviano Salvago, der Krüppel, der Gezeichnete, hat das Traumland Elysium erschaffen, die Stätte orgiastischer Liebesfeste, deren er selber nicht teilhaftig wird. In Carlotta Nardi, der Tochter des Podestà von Genua, naht ihm zum ersten Male eine Frau: sie, die Künstlerin, das sadistische und mimosenhaft empfindliche Wesen, das den Grafen Tamare, den Frauenbezwinger, abgewiesen hat, lädt den Krüppel zu sich, ihn, seine Seele zu malen. Auf dem Atelier gesteht sie ihm ihre Liebe und neigt sich, in einem Anfall ihrer Herzkrankheit hingesunken, ihm zum Kuß. In einer Liebesnacht auf Elysium erliegt sie dann der Männlichkeit Tamares. Salvago, der die Beiden aufscheucht, ersticht den Nebenbuhler, als er von ihm erfährt, daß sich das Mädchen freiwillig dargeboten hat. Carlotta, aus einer Ohnmacht für Augenblicke erwachend, legt sich mit dem Namen des Buhlen auf den Lippen zum Sterben. Alviano wankt geistesumnachtet ab.

Zu diesem Drama mit seinen großen Gelegenheiten, kraftvollen Steigerungen, harten Kontrasten, intensiven Gefühlen, differenzierten Seelenvorgängen, das nur an zwei Mängeln leidet: an der Ueberfülle krauser Details und daran, daß der sehr persönliche, hypertrophische Charakter des Ganzen eine letzte Wirkung in die Breite ausschließt — zu diesem Drama hat Franz Schreker eine Musik geschrieben, die expressionistisch ist in einem vollern, bedeutendern Sinne des Wortes als die Literaturprodukte unsrer Jüngsten. Hier herrscht eine Reziprozität von

Text und Ton, wie wir sie seit dem „Tristan' nicht erlebt haben. So gewiß Richard Strauß den Wiener an Radienweite überragt, so hat er doch niemals in seiner (fast geschäftsmäßigen) Verbindung mit Hofmannsthal den Beruf zum Tondramatiker erwiesen: er komponiert von der Musik, nicht von der dramatischen Idee aus. Auch in der ‚Salome', dieser blendenden Impressionistik in Tönen, hat er das „decadente" dichterische Sujet mit einer so garnicht decadenten, höchst blutvollen Musik übergossen und zudem in diesen Grenzgebieten des Menschlichen keine tiefgreifende Innenwirkung erzielen können. In Schrekers Schaffen ist kein Strahl vom Lichte Richard Straußens nachzuweisen. Als ein Eigener steht der Schöpfer der ‚Gezeichneten' neben dem Münchner.

„Am liebsten male ich Seelen", spricht einmal seine Heldin Carlotta Nardi. „Und könnt Ihr das?" fragt Alviano. Franz Schreker kann es. Die psychologische Wahrheit seiner Tondramatik entschleiert die Metaphysik des Lebens, sie reicht bis ins Mysteriöse rätselvoller Gehirnvorgänge, in die Geheimnisse der Sexualwelt. Die entscheidenden Begebnisse der Handlung, die seelischer Natur sind, werden auf ungeahnte Weise musikalisch transparent. Wenn Carlotta, das halluzinatorische Mädchen, mit Alviano, dem Mißgestalten, seltsame Zwiesprach hält, gibt es die intimste Seelenkunst, für die der Tondichter Mittel und Ausdruck hat. Nichts kommt an Bannkraft der genialisch durchblitzten Wahnsinnsszene gleich, wo der Komponist das Orchester verstummen läßt und nur den Tonfall der Natursprache musikalisch ausdeutet und überhöht. Noch aber sind wir nicht zum Zentrum seiner Kunst vorgestoßen. Jene Urgewalten, aus denen Schreker schöpft, sind: Sinnlichkeit und — Schwäche. Alviano, der körperlich Geschlagene, stiefmütterlich Bedachte, der Mann, für den „nur in Träumen die kostbare Blume (die Schönheit) lebt": das ist Schreker. Am Pathos fühlt man seine tragische Natur; dieser Mensch mit seinen grenzenlosen Süchten und Sehnsüchten muß unsagbar unter dem Tage leiden. Längst wohl hätte er sich selbst verzehrt, wenn er nicht den Ausweg durch die Kunst, in der Kunst den Ausweg in die Phantastik hätte. Sobald er sich der Wirklichkeit zukehrt, wird er verlegen und banal — wie eine „komische" Bediensteten-Szene in ihrer erschreckenden Humorlosigkeit bezeugt. Die lechzende, verschmachtende Begierde, die erschlaffte Sinnlichkeit, die sich geschlechtlich als Scham, als Impotenz, als Hemmung vor dem Genuß äußern mag: sie ist es, die seiner tondichterischen Imagination Riesenschwingen, den Zug ins Ungemessene verleiht. Aus der maßlosen, ob auch neurotischen Brunst hat der Meister die Phantasmagorie seiner venezianischen oder vielmehr genuesischen Nacht geschaffen, einen hundertstimmigen Klangrausch, dessen orchestrophones Bild in seiner nebulosen Verschwommen-

heit, seiner Flächigkeit nun allerings auch das sensitiv Weiche seines Empfindens aufdeckt. Diese Wahrnehmung, die mich nach der frankfurter Uraufführung zur Ablehnung der Oper und zu den kategorischen Sätzen: „Genie ist Kraft; Franz Schreker besitzt keine" hinriß, wiegt indessen wenig, sobald man erkannt hat, daß Schrekers physische Schwäche grade das fermentierende Element seiner künstlerischen Eigenart ist. Müdigkeit und Inbrunst leuchten aus den Seiten seiner Partitur; sie geben schon dem formvollendeten, kunstvoll gebauten Vorspiel das Gepräge. Der wortreiche, exponierende erste Akt, der der Charakterologie des „Gezeichneten" dient, weckt mit etwas krampfigen Naturalismen eingangs wenig Anklang. Erst in der Erotik spricht sich der Tondichter völlig aus. Die Art, wie er Carlottas Liebe ganz zage anlegt, entwickelt, steigert, wie er den Aufzug mit dem schmerzlichen Septimenthema, in dem so viel versinkende Schönheit ist, in seraphischen H-Dur-Höhen beschließt, zeugt von ungewöhnlichem kompositorischen Können. Der Mittelakt führt nach einer kürzern, pathosschweren Einleitungsszene in Carlottas Atelier: wer diese Seelenmusik geschrieben hat, die die delikatesten Beziehungen von Mensch zu Mensch bloßlegt, der ist ein Beweger! Auf Elysium verwandeln sich Instrumental-, Chor- und Solostimmen in ein uferloses, kochendes, wennschon etwas untiefes Tonmeer, das, von einem Dämon aufgerührt, die Form wegzuschwemmen droht und erst verebbt, wenn sich der Vorhang zum Schlußbild wiederöffnet.

Franz Schreker hat hier Klänge in die Welt gesetzt, die vordem nicht bestanden. Wenn unsre Zeit noch Schönheit besitzt, so hat er sie festgehalten. Das feinste Ohr, ein undenklich ausgebildeter Tonsinn zeichnen ihn aus; die musikalische Ausdruckspsychologie ist in der Tat durch ihn erweitert. So strebt er, ohne Absicht oder Programm, vom alten Operntyp fort — um sich ihm, aesthetisierend, wieder zu nähern, wenn er sich der Schilderung Tamares, des italienisch-theatralischen Idealbildes sieghafter Männlichkeit, und der genueser jeunesse dorée zuwendet. Sonst macht er nicht, wie Wagner, dekorative, beschreibende oder szenische Musik, sondern spiegelt ins Innere, in die Untergründe, die kapillaren Verästelungen unsrer Psyche, knüpft Verbindungen und zieht die verborgensten Fäden ans Licht. Weil er aber (ganz nebenbei) einer der größten Handwerker aller Generationen ist, weil er den Eigenreiz der Tonalitäten ins Wesenlose zu verflüchtigen versteht, weil seine flimmernde, fluoreszierende Harmonik den Schein des bloß Spielerischen hat, nennt man ihn, wofern man ihn überhaupt ernst nimmt, einen „Meister der Farbe", verwechselt man sein Schöpfertum mit der Atelierkunst Debussys, hält man seine Begabung für abseitig und übersieht, daß sie im Mittelpunkt alles Schaffens: im Herzen sitzt. Schrekers Wagnisse sind nie Wirkungs-, immer Charakteri-

sierungsmittel. Seine Partitur, vor der wir staunend stehen, ist vertikal auf das Minutiöseste durchgearbeitet; in der tonalen wie auch in der rhythmischen Anlage ungemein labil, bietet sie instrumentale wie satztechnische Ueberraschungen der erlesensten Art. In der Horizontalführung muß zu Anfang manchmal eine mühsame motivische Arbeit die Kontinuität sichern, später hält das schmelzende Melisma alles im Fließen. Das Orchester, in dem tausend Stränge schwirren, bewahrt trotz aller Vielstimmigkeit, trotz aller Siedehitze eine wundersame Klarheit, eine fast gläserne Durchsichtigkeit, einen Perlmutterglanz, der nun freilich wieder Reflex der ermatteten Sinnlichkeit ist. Die Instrumente führen bei Schreker kein nacktes Eigendasein mehr; indem er sie solistisch zerlegt, in überraschender, schlechthin geniehafter Weise mit einander kombiniert, entzieht er ihnen das Stoffliche zum Vorteil einer sublimen, unbestimmbaren Klangwirkung. Auf Besonderheiten der Handschrift: die Synizese verschiedener Tonarten, das spektrale Geglitzer der neuartigen Akkordverbindungen, die Bildsamkeit und Plastizität der sorgsam ausgefeilten Themen, die, wiewohl von logischer Gesetzmäßigkeit in Behandlung und Verwertung, den affichierenden Leitmotivcharakter Richard Wagners abgestreift haben — auf all Das könnte man nur in einem Fachblatt eingehen.

*

Die zwei hochbedeutsamen Aufführungen des beispiellos schwierigen Werkes in Frankfurt und Dresden, die ich gesehen habe, ergänzen sich komplementär. In Frankfurt hatte man aus der Kriegsnot eine künstlerische Tugend zu machen versucht, indem man statt der naturalistischen Ausstattung Rollers, die dem Geist der Musik sowie den Intentionen des Tondichters entspricht, die stilisierten, geschmackvollen, jedoch nicht allzu farbenfrohen Bühnenbilder Delavillas benutzte. Reichliches Gold betont dort die Renaissance. Rembrandtisch ist das letzte Bild gestellt, zu dem ein Gobelin von sattem Carminrot den Hintergrund abgibt. Die glühenden Gesichte des Autors sämtlich zu verwirklichen, wäre unmöglich gewesen: auf Eiland Elysium wird das Szenarium geschickt vereinfacht; die Phantasie des Zuschauers beflügelt sich, da sie arbeiten darf. Unter einem unbewegten Nachthimmel, inmitten einer toten Natur stehen, von üppigen Blumendolden überwuchert, Terrassen, in die unterirdische Grotten eingebaut sind. Räumlich ist das Problem weniger gut gelöst: der Monsteraufzug allegorischer Darstellungen aus der Antike wird durch Platzenge behindert. Dies ist auch der Punkt, wo die gewaltige Aufgabe über die Kraft des Spielwarts Christian Krähmer geht, eines Regisseurs älterer Schule, der Auge und Ohr offengehalten hat und stets voll Künstlertakt hinters Werk zurücktritt. Hier aber sollte er das

Stilprinzip nicht dadurch durchbrechen, daß er Glühwürmchen kreuzen läßt. Die Massenwirkung dieser Szene ist in Dresden stärker, wo der Chor zu bacchantischem Rasen gepeitscht wird. Oberspielleiter d'Arnals, der nur mitunter eine überlebendig-ablenkende Regie führt, läßt auch die Gerüstlinien des Dramas klarer hervortreten, isoliert den armen Narren schärfer und stellt die geistigen und bühnenmäßigen Höhepunkte der Aktion kenntlicher heraus. Dafür sind wieder die Kostüme wie auch die Dekorationen mit ihren verwaschenen Farben und der etwas überladenen, zergliederten Architektonik — die absichtsvoll grasse Sommernachtsvedute nehme ich aus — minder glücklich komponiert.

Wenn man von dem frankfurter Darsteller des Alviano, Karl Ziegler, spricht, darf man keine Superlative scheuen. So frei, so wahrhaftig wird man die Rolle kaum wieder spielen sehen. Zieglers Salvago ist ein grausam quälender und gequälter Choleriker, ein Narr des Schicksals, ein „Gezeichneter". Lichthungrig, zerrissen, selbstironisch, dabei so beseelt, von so grazilem Wesen, daß die Liebe des Weibes zu dem Verkrüppelten glaubhaft wird. Erschütternd, wie er um eine verlorene Illusion bettelt: die Finger krampfen sich, die Augen stieren blöde, der Kerl ist wahnsinnig geworden. Man muß das gesehen haben, um seine Freude daran zu haben, wie maßvoll der Künstler bei alledem ist. Was aber auch Willensanspannung und Ausdrucksgewalt erreichen können, zeigt drüben Adolf Lußmann in einer schrekerähnlichen Maske. Carlotta Nardi, das dualistische Geschöpf — sicherlich dermaleinst eine der umworbensten Frauenpartieen unsrer Operndramatik — wird in Frankfurt von Frau Gentner-Fischer einpräglich an Bildkraft, doch nicht so hoheitvoll, so vielfarbig schillernd versinnlicht wie von Eva von der Osten, um die alle Gloria zaubervollen Magd- und Bajaderentums ist, und deren gebrechliche Stimme hier einen seltsamen Lockreiz entfalten kann. Beide Aufführungen, die dresdner von Hermann Kutzschbach, die frankfurter von Rottenberg, Schrekers getreuem Anwalt, dem der Komponist zutiefst verpflichtet ist, vorbereitet und geleitet, stehen musikalisch unantastbar da.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Der brave Rößler hat im Kriege den Humor verloren. Sein neues Lustspiel ist ein schlaffes, knieweiches Ding, das nur mit Müh' und Not den dritten Abschluß erreicht. Die ‚Eselei' wiederholt den symmetrischen Grundriß der ‚Fünf Frankfurter'. Auch hier eine kolorierte, weitverzweigte Familie, die auf einem Lustspielfleck zusammentrifft. Geld spielt keine Rolle, und Amor schabernackt. Eine gespenstisch unwirkliche „Patrizier"-Welt liebt, frißt, plaudert, grimassiert, heiratet oder heiratet nicht, er-

gießt ihr Herz, in dem nichts drin ist, und freut sich ihres Lebens, das nicht vorhanden. Auf der Bühne geht es satt und behaglich zu, aber dem Zuhörer legt sich der Moderduft abgestorbener Vergnüglichkeit schwer auf die Lunge. Und das ganze gequältneckische Hin und Her des verrunzelten Lustspiels wirkt auf ihn so peinlich wie matronaler Bauchtanz.

*

‚Der Ruf des Lebens', ein Schauspiel von Arthur Schnitzler, ist in dem Jahrzehnt, seit man es zum ersten Mal gesehen, poetisch recht sehr abgemagert. Unter der schlaff gewordenen dichterischen Polsterung zeichnet sich das theatralische Skelett mit erschreckender Schärfe ab. Der Aufwand an Tod und Mord hat was nestroyisch Splendides. Schwindsucht, Ehre, Melancholie, Liebe, Gift und Revolver, Zapfenstreich und Blüten im Haar: es wird üppig gewirtschaftet in diesem bürgerlichen Trauerspiel. Larmoyantes versteckt sich hinter Brutalitäten, Theatereffekt hinter Wortgezärtel, das heutigen Ohren so dünn und schnörkelig klingt, als käm' es aus einer alten Spieldose. Und was ist das Produkt solcher Paarung von Kraft und Milde? Stimmung! Traurige, schöne, genußreich-wehmütige Stimmung. Bei Schnitzler duften die Friedhöfe, und der Ruf des Lebens hat Viola-Timbre.

*

„Szenen aus einem Schicksal" nennt Walter Eidlitz sein Hölderlin-Spiel. Es sind ein paar flüchtig konturierte Bilder aus dem Leben des schwermütigen Ekstatikers, mit fingerdick aufgelegter lyrischer Farbe. Sozusagen: ein Erdenwandeldiorama. Der Held bleibt stehen, sein Passionsweg rollt unter ihm ab. (Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit!) Der hellenischste Deutsche, wie ihn das Stück zeigt, ist zur Hälfte ganz melancholisch, zur Hälfte ganz schwärmerisch. Zwischenfarben fehlen seiner Gemüts-Dreß. Daß er ein Dichter, wird zwingend, wird unkeusch offenbar: sein Atem schlägt an der atmosphärischen Luft augenblicklich in Versen oder zumindest in halbsteifer Prosa nieder. Tatsachen seines äußern und Hypersinnliches seines innern Lebens fließen zu einem sonderbaren Brackwasser ineinander, über dessen peinlicher dramatischer Unbewegtheit ein Nebel von Visionen dampft. Geistiges Fieberklima herrscht. Aus lyrischen Hitzen wirft es diesen Hölderlin in frostigste Abstraktionen; und retour. Er spricht Sänge, er redet Geschriebenes; des öftern, erfreulicherweise, von ihm selbst Gesungenes und Geschriebenes. Edler Rauch von Worten — die Linie der Erscheinungen verwischend — füllt die Bühne. Denkt, das Spiel hieße nicht ‚Hölderlin', sondern X Y, die ganze Stimmungs-Hilfe der dem großen Namen assoziierten Begriffe wäre ausgeschaltet, die ganzen Gefühls-Zuschüsse aus dem Hinter-

land des Literatur-Bewußtseins fielen weg: wie unerträglich dann der Schwall und Schwulst! Dennoch, trotz der Muskelschwäche dieser Szenen, trotz ihrer Unerlöstheit aus der lyrischen Zweidimension, trotz des Geruchs vieler Küchen, der an ihnen haftet, trotz der naiven Süße ihrer Bitterkeiten: es steht ein Schimmer dichterischen Glanzes über der jungen Arbeit; nicht Hölderlinscher, sondern Eidlitzscher Herkunft. Stärker als die Anziehungskraft der Theatererde wirkte auf das Werden dieses Un-Dramas die Anziehungskraft des Geistes. An diesem Mißverhältnis ging es zugrunde. Aber das ist ein hoffnungsvoller Tod, aus dem es Auferstehungen gibt.

Herr Onno ist Hölderlin. Da kann das Pathos seines Herzens ausströmen, überströmen. Da darf er in Deklamationen einer schönen Seele zitternd schwelgen. Mit den ersten Worten erspricht er sich den geistigen Kredit, dessen der Darsteller eines Genies nicht entbehren kann. Man glaubt ihm die Person und die Persönlichkeit. Sehr schön die leidenschaftliche Klage: Gott hat kein Herz. Sehr fein, mehr als das: groß die Gebärde, mit der er, zum Schluß, seine Augen deckt, wegwischend die üble Welt. Ich liebe diesen Schauspieler, der, ohne Kothurn, immer eine Spanne über der Gemeinheit des Theaters schwebt. Frau von Wagner spricht die Diotima, das Land der Griechen mit der Seele suchend und es mit dem Antlitz findend.

*

Eine gut gemeinte ‚Räuber'-Aufführung der Neuen Wiener Bühne zeigte Herrn Moissi als Franz Moor, der auf seine Art, aus einem andern Winkel her, doch auch, gleich dem Bruder, für die Freiheit, gegen das Sittengesetz und eine zuinnerst verlogene göttlich-menschliche Ordnung protestiert. Moissi glückt, seinem ganzen artistischen Wesen naturgemäß, besonders die Glätte des Schurken. Die entfesselte Satanerei weniger. In den Augenblicken, in denen das Ur-Böse wild vorbricht, in denen der Schwarz-Albe sich in seiner Schwärze spiegelt, wird er sonderbar schwach. Sehr fein die Meditationen, die Zwiesprache mit dem Dämon, die Wort werdende kühle Verstandesarbeit. Ein Zusatz von Koketterie stört nicht weiter. Moissis Figuren sind nun einmal mit Seide gefüttert. Man hört sie rascheln. Die Zuhörer waren mißgelaunt. Es schien fast, als ob gegen den Künstler wegen seiner politischen Ansichten Verstimmung herrsche. Man nimmt es ihm, heißt es, übel, daß er leidenschaftlicher deutscher Krieger gewesen und jetzt leidenschaftlicher Revolutionär sei. Aber zweitens wäre das nur eine Wandlung in melius, drittens geht die politische Meinung des Schauspielers den Zuschauer einen Schmarrn an, und erstens wäre es mehr als dumm, Mimen, Volk und Literaten die wollüstige Hingabe an ein Pathos zum Vorwurf zu machen; indem doch eben dies ein Grundzug ihrer Art, ja gradezu ihres Wesens Wesen ist.

Kammerspiele von Kaspar Hauser

Und vor mir saß ein dicker Mann.
Der schlürfte mit der Unterlippe
die Konstantin, die auf der Kippe
dem Bett entgegenrann.

Er schnauft behaglich voller Lust.
Und neben ihm grollt seine Olle . . .
Das ist mal eine Bombenrolle
für eine runde Brust!

Die Konstantin schmeißt ihren Kram.
Du hörst sie locken, pfeifen, balzen,
die liebe Frau spielt alle Walzen —
bis ach! das Unglück kam:

Sie wirft sich auf ein Ruhebett.
Der Held — Herr Loos — versetzt in Eile
ihr ihre längst verdiente Keile.
Und sie stöhnt: „Ei! wie nett!"

Dies ist uns aber doch zu dumm!
Das Sofa stäubt vor dicken Hieben —
So also soll man Frauen lieben?
Laut lacht das Publikum.

Und doch: wie eminent sie spricht!
Sie murmelt finster, zwitschert Frohsinn —
ich fühl: welch eine Virtuosin!
Das will ich aber nicht.

Ist außer Kleidern noch was da?
Und kurz und gut: wir haben Sommer
und — immerhin — noch andern Kommer . . .
Es war soso lala.

Finanzwirrwarr von Alfons Goldschmidt

Jetzt erst wird etwas gegen die Steuerflucht versucht, da es zu spät ist. Die Anzeige- und Auskunftpflicht der Banken ist eine unzulängliche Sache. Es ist eine halbe Sache, eine Gutwilligkeitssache, aber keine Radikalsache, keine Zwangssache. Ohne Radikalismus, ohne Zwang gehts hier nun einmal nicht. Man siehts an der Wut gegen den Wucher, gegen die Lebensmittelschweinereien, gegen diese furchtbare Blutegelei am armen Volke Deutschlands. Man hat Militärmilliarden ausgegeben, unproduktive, nutzlose, verwirrende, zerstörende Militärmilliarden. Man hätte Nahrungsmittelmilliarden ausgeben sollen — das wäre vernünftiger gewesen. Im Frühling 1918 wurde hier gefordert: Ein Dach für Jedermann, genügend Nahrung für Jedermann, genügend Arbeit für Jedermann. Man hat Mittelschäbigkeiten begangen, man hat Innen-Kriegskassen gefüllt, Außen-Kriegskassen gespickt, aber Wiederaufbau-Kassen hat man halb leer gelassen. Das rächt sich. Militärgeld: das

ist unproduktives Geld, denn Soldaten arbeiten nicht, sie kosten nur. Man erlebt ja jetzt die Folgen der Unproduktivität, der Riesenunproduktivität des Krieges. Alles Elend ist Resultat der Millionen-Arbeitslosigkeit, die man viereinhalb Jahre lang mit Hurra beschrien hat.

*

Herr Erzberger will Herrn Dernburg ersetzen. Es scheint ein Tempo-Unterschied zu sein. Matthias ist rascher als Bernhard, aber origineller als Bernhard ist Matthias nicht. Schleunigst ist Matthias mit den von Dernburg befohlenen Entwürfen herausgekommen. Eine Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs, die außerordentliche Vermögensabgabe für 1919, eine Vergnügungssteuer, eine sogenannte Rayonsteuer (Gott, wie gebildet und altpreußisch), eine reichsvereinheitlichte Grundwechselsteuer, eine sogenannte Erbschaftssteuer, eine Tabaksteuer und noch einige Steuern dieser Art. Die „Krönung" soll die große Vermögensabgabe sein, das Rahm-Abschöpfen, das Hineinfingern in die Milliarden, das Bergabtragen, das uns nun schon acht Monate lang verkündet wird. Das heißt: acht Defraudationsmonate lang, acht Verpulverungsmonate lang, acht Versteckmonate lang. Jetzt kommen sie damit raus — nachdem die Händereiber schon längst ihre Sahne konserviert haben.

*

Es ist ein trauriges Konglomerat, eine klägliche Heterogenität, ein Mischmasch von direkten und indirekten Steuern, ein Mangel an Steuerradikalismus, der jammervoll ist. Was ist mit diesen Steuern gewonnen? Es sind fiskalische Steuern, es sind nicht einmal soziale Ausgleichssteuern — sozialistische Steuern sind es gewiß nicht. Es ist eine Buchungstransaktion, denn es ist völlig gleichgültig, ob das Geld auf der einen oder der andern Seite ist. Auf der einen Seite ist es zusammengefaßter als auf der andern Seite, aber grundsätzlich ist es gleichgültig. Alle Steuern waren bisher Transaktionen, vom Volk auf den Staat. Es waren also Einbildungen — Besserungen waren es nicht. Nehmen wir irgendeine Steuer heraus, etwa die Vergnügungssteuer. Die Theaterkarten sollen besteuert werden; die Folge ist: eine Verteuerung des Theaterbesuchs. Der Mehrwert des befreiten Festungsgürtelgeländes soll besteuert werden. Die Folge wird sein: eine rasche Erhöhung der Grundstückskosten. Der Tabak, die Zigarren, die Zigaretten sollen heftiger besteuert werden. Die Folge wird sein: eine Verteuerung der Zigarren und Zigaretten. Immer wird die Folge eine Verteuerung sein. Privatpersonen und Gesellschaften werden sagen: Bei den hohen Steuern müssen wir die Verkaufspreise heraufsetzen, sonst können wir nicht existieren. Wir können nicht so und so viel von unserm Vermögen abgeben und so und so viel von unserm Einkommen, wir können nicht unsern Konsum um so und so viel höher bezahlen, ohne daß wir unsre Forderungen heraufsetzen.

*

Es ist ein Zirkel, es ist auch eine Art Milliardenkreislauf. Ein Ausweg ist es gewiß nicht. Was ist das für eine Unsinnigkeit: faktisch ist das ganze Privateigentum aufgefressen, aber man macht immer noch Steuern, als ob das Privateigentum noch bestände. Glaubt man

etwa, die heftig besteuerten Arbeiter würden für die Privatwirtschaft, beim Anblick gesteigerter Preise, beim Anblick der ganzen Unerhörtheiten dieser kapitalistisch irrsinnigen Zeit, Arbeitsnerven und Arbeitsmuskeln derartig anspannen, daß die Produktion sich versechsfacht? Dann ist man schief gewickelt. Diese Steuerentwürfe sind höchst charakteristisch. Sie beweisen, daß die Republik Deutschland noch keine Systemänderung bedeutet. Sie bedeutet nur eine Spitzenänderung. Das Wesen der Revolution hat man immer noch nicht erkannt.

Rundschau

Noch immer...

Noch immer werden in den deutschen Schulen Schlachten gelehrt und Kriegsberichte der Ludendorffe aller Zeiten, und es wird den Kindern gesagt, daß Das: Blutvergießen und Generalsanmaßung das Leben und die Geschichte sei.

Noch immer regiert in den Aemterstuben der hochfahrende Ton abgetakelter Militäranwärter, die hier ihre kleine Herrschsucht austoben. Noch immer kollern brave, sonst geduckte Bürger größenwahnsinnig, wenn sie das „Regieren" überkommt.

Noch immer blähen sich Dienststellen auf, die keinen andern Beruf haben. Sie machen uns Schwierigkeiten und hemmen das ohnehin nicht leichte Leben bis zum Ueberdruß mit ihren leeren und machtlosen Verordnungen. Noch immer werden Lappalien reglementiert, und ohne ein Reichsamt für . . . gehts nicht.

Noch immer herrschen in den kleinen Kommunen die finstersten Patrone, und kein Hauch einer Aenderung, geschweige denn einer Revolution dringt bis nach Klein Piepen-Eichen. Es ist alles beim alten.

Noch immer sind die widerlichsten und übelsten Paragraphen in Geltung: der von der widernatürlichen Unzucht — der Hexenhammer kann ihn nicht scheußlicher ausgebrütet haben — und der von der Kuppelei, der die Mitmenschen die Nasen in fremde Betten stecken heißt — und der von der Gotteslästerung und der — und der — und der

Noch immer beherrschen Sittlichkeitsfanatiker das öffentliche Leben in den kleinen Städten.

Noch immer thronen in den Alumnaten und in den Erziehungsheimen und in den Arbeitshäusern und überall, wo unglückliche junge oder alte Menschen gehorchen müssen, die alten schlechten Häuptlinge: Kerle, die von nichts wissen als von ihrem finstern Drang, zu herrschen, zu befehlen, zu knuten und zu treten.

Noch immer ist der Deutsche in allen kleinen Angelegenheiten des äußern Lebens unfrei, ein harmlos randalierender Tropf, so lange er nicht selbst ein Aemtchen sein eigen nennt, und hat ers: auch er ein Kaiserchen.

Was habt Ihr gespielt? Revolution?

Kinder. Politische Kinder.

Ignaz Wrobel

Der Gefangene, der sang

„Peer, du lügst!" Ja, mein Gott, man kann es auch lügen nennen, obgleich dazu eigentlich recht viel trockner Philistersinn gehört. Er erzählt Geschichten, weil sie ihm Freude machen. Ach, sie machen ihm so viel Freude . . .

Der neue Peer Gynt heißt Andreas „und war ein roter, draller, kleiner Bursch mit blondem Haar

und geflickter Hose". Und er ist der Held der Geschichte von Johannes Bojer: ‚Der Gefangene, der sang' (bei Georg Müller in München). Es ist eine ganz merkwürdige Geschichte.

Sie fängt fast so an wie die seines großen Bruders Peer — Andreas; träumt und phantasiert in die Wolken und betrügt dann auch wohl so ein bißchen ... Aber dann packte ihn doch eine ganz andre Gier als nur die nach Geld, ja. „Gesetzt den Fall, daß ein Mann kommt und dir anbietet, Pfarrer zu werden? Ja, für ein Jahr. Aber ein ganzes Leben — — huf!" Er sah nicht ein, daß es nicht möglich sein sollte, morgen Missionar und im nächsten Jahre Sergeant zu sein ... Und er ist es.

Unterhaltsam und nachdenklich ist nun in der Geschichte erzählt, wie er das alles nach einander ist: ein Schauspieler und ein Missionar und ein Bankbote und ein Ingenieur und ein reisender Engländer ... Er kostet die Seligkeit dieser Leben aus, er ist vielfältig ein Mensch, er ist alle diese Menschen, solange er sie spielt ... und das Spiel wird Ernst, und einer fühlt plötzlich den Zusammenhang aller Menschen, und wie das doch alles nur eines ist. Er durchschaut das principium individuationis, würde der Weise sagen — und als er so weit ist, da sperren sie ihn ein. Und es gehört zu den feinsten Szenen des kleinen Buches, wie nun der Gefängnispastor zu ihm kommt und ihn bessern will. Ja, er will sich bessern — aber wen? Den Reisenden oder den Ingenieur oder den Pastor ...? Der Geistliche verbittet sich die Witze. Aber ihm sinds keine. Er war alle diese Leute, er hatte sie nicht nur gemacht und sich ihre Bärte angeklebt. Er hat, so erklärt er, die verschiedenen Dinger personifiziert, die da in Einem herumspucken, auftauchen, verschwinden und auch wer weiß, ein gesondertes Leben führen können ... Ja, das hat er getan. Auch hat einer dieser Schemen die Liebe eines reinen Mädchens gewonnen, die sich nun härmt ... Denn die liebte doch einen, dens gar nicht gab. Das ist schlimmer als Tod. Und als der Pastor herausgegangen ist, sinnt der Gefangene noch lange nach, die Wände der Zelle weiten sich, er träumt sich in Lebewesen und andre Menschen, in die, die gewesen sind, und in die, die kommen werden ... Er denkt an den und an jenen ... „Wie wird er aussehen? Kannst du seine Gestalt annehmen?" Und nun haben sie seinen Erdenkörper hier eingesperrt, er kann jetzt nicht heraus und ist hier im Gefängnis ja nun unleugbar nur Einer. Und dennoch:

„In den Nachbarzellen hörte man in dieser Zeit einen glücklichen Gefangenen, der hin und her ging und sang."

Peter Panter

Antworten

Politiker. Man fragt sich doch immer wieder, wie's möglich ist. Lernt dieses Volk es nie? Ziehen die Leute aus den gigantischen Blamagen unsrer Größen der großen Zeit nicht die einzig vernünftige Konsequenz: da alles, was Jene damals auftischten, hanebüchener Unsinn war, ihnen heute nicht über den Weg zu trauen? Es scheint keineswegs, denn sonst könnte eine Nummer wie Otto Ernst nicht existieren, ohne

beim ersten Versuch, den Mund aufzusperren, von einer Lachsalve weggefegt zu werden. Dieser freundliche Knabe hat noch Ende August 1918 — also acht Wochen vor dem Zusammenbruch — in den Berliner Lokalanzeiger folgende Sätze geschrieben: „Alles half nichts; alles war vergeblich, auch die tiefste Selbsterniedrigung und Selbstentwürdigung, die bei Winkelstaaten und Operettenfürsten Hilfe suchte — alles, alles war umsonst: England mußte sich besiegt erklären.“ Und „Dieser Teller“ — aus irgendeiner Anekdote, von der zum Glück niemand mehr weiß — „wird sprichwörtlich werden in der Welt Geschichten, denn die Zertrümmerung des deutschen Tellers ist die spontane Ohnmachtserklärung Englands.“ August 1918. Und einen solchen Schriftsteller druckt ein Verlag, der ernst genommen werden will, lesen Deutsche, die ihm damals geglaubt haben, ihm heute glauben, ihm immer glauben werden, ohne jemals auf den Einfall zu komen, nun auch einmal zu prüfen, was er sagt. Nein, ein Volk, das geistige Führer dieses Kalibers hat und sie sich um keinen Preis rauben läßt, von dem ist nicht wahrscheinlich, daß es bessere verdient.

V. O. Die Schwatzereien über die Edelanarchisten hab' ich nun aber gründlich satt. Der berechtigte Haß schlecht bezahlter Schmöcke auf die „Intellektuellen“ — die Anführungsstriche sollen bedeuten, daß der Schmock das Fremdwort nicht übersetzen kann — dieser Haß greift in seiner Not zu kindlichen Trugschlüssen, die doch wohl nur noch bei Spießern verfangen. Ist der Idealist arm, so sagen sie: „Ach! ein einflußloser Mensch, der es nicht einmal zum Erfolg für sich selber gebracht hat!“; ist er aber reich, dann heißt es: „Warum gibt er sein Geld nicht ab?“ Und damit sind sie dann glücklich bei der Sorte von Argumenten angelangt, auf die man sich nicht mehr einlassen kann.

Julius Bab. Sie schreiben mir: „Im Oktober 1918 machte ein Lump namens Eberhard König in der unsäglichen Deutschen Zeitung Verse auf das deutsche ‚Lumpenvolk, das nicht zu sterben weiß'. Damals wurde hier erwähnt, daß diese blutgierige Tintenbestie den Winter 1917 zu 18 in Allenstein als ein gewaltsam eingezogener Drückeberger beim Militär verbrachte und als Querulant und Simulant einigen Ruf genoß. Man glaubte ihn damit für alle saubern Menschen auf immer erledigt. Statt dessen berichten jetzt die Zeitungen, daß eben dieser Eberhard König soeben von der ‚Langhans-Stiftung des Deutschbundes in Gotha zur Ehrung pfälzischer Dichter und Künstler' den diesjährigen Ehrenpreis von 1000 Mark erhalten hat. Vermutlich für die obenerwähnten Lumpen-Verse. Denn was seine Dramen betrifft, so braucht man nicht zu befürchten, daß die Natur einen unmöglichen Sprung gemacht und gewissenlosem Maulheldentum schöpferische Gaben gesellt hat: sie sind traurigster Dilettantismus.“ Aber was wollen Sie: so sind sie fast Alle, und ich hoffe, nächstens ein andres Exemplar der Gilde aufspießen zu können, gegen das Ihr König wie einer von Lippe-Detmold wirken wird.

Gottfried K. Wer die deutschen Pressevertreter in Versailles gebührend lächerlich machen wollte, der müßte Seite auf Seite mit dem Abdruck ihres Geschwafels füllen; denn dies Geschwafel war seine eigene Parodie. Und die Schlußkomödie? Selbst wenn das Malheur der Scheuerfrau ernst zu nehmen gewesen wäre, selbst wenn man nicht gleich gewußt hätte, daß es ein Schreckschuß war, gerichtet auf einen Schreibtischhelden, der im sichern Port den Tod von Millionen Menschen besungen

hatte und nun auch einmal kennen lernen sollte, was es heißt, seines Lebens nicht sicher sein; kein Auge blieb trocken, als die Kollegen des eifrigsten Aufkäufers alter Möbel in den besetzten Gebieten mit ihren Repressalien herausrückten. Sie drohten — man denke —, ihre Tätigkeit einzustellen. Welch ein Schlag für Deutschland und gar — man denke — für Frankreich! Entsetzlich die Aussicht, nicht ausgemalt zu kriegen, sondern sich mit dem eignen bißchen Vorstellungsvermögen ausmalen zu müssen, wie es war, als Clemenceau sich erhob, und wie das war, was dann weiter geschah. Keiner von diesen Schmöcken, die sich immer da „solidarisch erklären", wo allenfalls die völlige Lossagung ihre Berufsehre wahren könnte, hatte genug Verstand, Phantasie und Gerechtigkeitssinn, um den umgekehrten Fall zu setzen: daß Deutschland gesiegt und die Feinde zur Friedensverhandlung nach Potsdam geladen hätte. Welche Strafe hätte dasselbe Blatt, das morgens und abends den hysterischen Geifer seines Reporters wider den ekelhaften Franzmann auf uns ausspie, für den pariser Journalisten gefordert, der in Potsdam ungefähr ebenso scheuermännlich mit den Deutschen verfahren wäre! Ich hab' hier am fünfzehnten Mai gefragt, wie es möglich sei, daß die Regierung die übelsten Burschen der Aera Ludendorff nach Versailles gelassen habe, und resigniert geantwortet, daß einen von dieser Regierung allerdings nichts wundert. Auch von dieser Presse nichts. Nein, man sollte schnellstens mit einer Institution aufräumen, die die Seelen vergiftet und die Völker verfeindet, und die keinen Nutzen hat als . . . Ach! es leben so Viele von ihr! Und doch wird sie eines Tages sterben müssen, damit die Welt zu Ruhe und Frieden komme.

H. K. In spät vorgerückter Stunde pflegen Sie Dieses zu erzählen. „Eines Abends saßen wir in der münchner Odeon-Bar um einen runden Tisch herum, und mit uns — eheu! — Joachim Friedenthal, den es wirklich gibt, und der nicht etwa eine lustige Erfindung Ludwig Thomas ist. Und wie ein Bach in der Sonne Blinken glitt das Gespräch zwischen Scherzen und Trinken, man sprach über dieses, man sprach über jenes, man sprach über Nützliches, über Schönes und kam über Unfälle und Verbrechen schließlich auf Degas zu sprechen. ‚Der ist tot', sagte Friedenthal. ‚Nein,' sagte ich, ‚Degas lebt.' ‚Nein, der ist lange tot!' stritt Friedenthal. ‚Nein, der lebt!'" sagte ich. Und Friedenthal: ‚Als ich das letzte Mal bei ihm war, war er tot!' Und ich: ‚Das kann ich mir nur auf Eine Weise erklären. Als Sie das vorletzte Mal bei ihm gewesen waren, sprach er zu seiner Tochter: Wenn der Reporter wiederkommt, sagst du: Papa ist tot!'" Und nachdem wir uns satt gelacht und Sie noch schnell eingefügt hatten, daß Väterchen Rößler eines Tages an Roda Roda eine Karte geschrieben habe: Herrn Roda Roda, Schriftstellereibesitzer in München — legten Sie mit der nächsten Geschichte los, und die war so: Max Adalbert erhielt seine erste Einberufung anno 1915. (Gottlob ist er aus dem Kriege heil hervorgegangen — er blieb, wie er sagte: d. ü., dauernd überzählig.) Es war im Konversationszimmer des Deutschen Künstler-Theaters, und Adalbert entfaltete jenen großen Brief. Und las laut vor: „Morgen früh um acht Uhr auf dem Bezirkskommando in der General-Pape-Straße!" Und legte still ein Bein übers andre und sagte gemessen: „Das wird sich zerschlagen!" Und es zerschlug sich.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Bethmanns Verteidigung von Heinrich Ströbel

Daß auch Bethmann Hollweg, der verantwortliche Lenker des Staates, der Rußland und Frankreich den Krieg erklärt hat, Betrachtungen zum Weltkrieg schreiben würde, war selbstverständlich. Niemand in Deutschland (und Oesterreich!) steht unter härterer Anklage, unter gravierenderm Schuldverdacht. Der Flüchtling von Amerongen könnte auf ihn, seinen Kanzler und verpflichteten Berater, auch dann einen gewichtigen Teil der Verantwortungsbürde abwälzen, wenn Herr v. Bethmann sich inzwischen nicht selbst der Entente als Sündenbock angeboten hätte. Die in den Entscheidungstagen zum Losschlagen drängenden Militärs könnten sagen, daß die politische Entscheidung ja nicht bei ihnen, sondern beim Kanzler gelegen habe. Und selbst die am schwersten belasteten oesterreichischen Komplicen hätten jederzeit die Entschuldigung, daß Oesterreich-Ungarn ohne das Deutsche Reich und seine Gutheißung der Kriegserpressungspolitik gegen Serbien ein Nichts gewesen sei, unfähig, auch nur den kleinsten Schritt zu tun. Wenn ein Mensch der Verteidigung bedarf, so der Kanzler des Weltkriegs; nur hätte sein verzweifelter Fall eines bessern Verteidigers bedurft als des aus der ihm unnatürlichen Kraftpose ins Larmoyante zurückgefallenen Philosophen von Hohenfinow.

Aber so unzulänglich der Reinwaschungsversuch Bethmanns ist: er dient wenigstens der Aufrollung der Schuldfrage, er hilft, sei es noch so unfreiwillig, zur Gewissensschärfung, und schon das bedeutet Etwas in diesem Deutschland, das von der ungeheuern Bedeutung der Entsühnung durch ein Schuldbekenntnis noch immer nichts begriffen hat. Noch beherrscht die Mehrheit der Nation jene grenzenlose moralische Stumpfheit, die in dem zynischen Wort des Mehrheitssozialisten Kummer von dem „Wahrheitsfimmel" ihre klassische Ausprägung gefunden hat, und von der nicht minder beschämend das schmachvolle Wort eines Fedor v. Zobeltitz zeugt, die deutschen Schuldforscher verrichteten „widerliche Hyänenarbeit". Allen Schuldigen an dem Zehnmillionen-Mord, diesem gigantischsten Verbrechen aller Weltgeschichte, seien es Einzelpersonen, seien es Cliquen und Klassen, könnte ja nichts Erleichternderes geschehen, als wenn sich der Sargdeckel des Schweigens über den Massengräbern schlösse. Aber diese Wohltat wird ihnen vom Schicksal nicht beschieden sein. Nicht nur, daß die Entente-Länder rücksichtslos auf Enthüllung und Sühnung der Schuld dringen werden: vor allem das deutsche Volk selbst wird, sobald ihm erst Selbstbesinnung und Verantwortlichkeitsgefühl zurückgekehrt sind, Klarheit und Rechenschaft verlangen. Daß die Helfer der Kriegspolitik, die heute Nationalversammlung und Preußische Landesversamm-

lung beherrschen, auch leidenschaftliche Fehler der Kriegsschuld sind, ist nur natürlich. Aber die Unabhängige Sozialdemokratie wenigstens hat am Tage der Friedensratifikation erklärt: „Auch heute klagen wir vor der Weltgeschichte die Monarchen, die Staatsmänner und die Militaristen an, die den Ausbruch des Krieges unmittelbar herbeigeführt, den Krieg verlängert und ihn in Grausamkeit geführt haben." Sie sprach dabei als Vertreterin lawinengleich schwellender Arbeitermassen. Und sie huldigte dabei den besten Traditionen des deutschen Sozialismus, handelte ganz im Geiste Wilhelm Liebknechts, der einst die nicht minder dreiste borussische Kriegslegende von 1870 durch seine unerbittliche Streitschrift zerstört hatte: ‚Die Emser Depesche, oder wie Kriege gemacht werden'. Die Schuldfrage wird nicht von der Tagesordnung verschwinden, sondern mit jedem Monat, mit jedem Jahre eindringlicher an allen wachen Geistern und allen menschlich schlagenden Herzen rütteln!

*

Der Methode Bethmann Hollwegs freilich wird die ehrliche Prüfung des nationalen Gewissens nicht folgen. Sie ist nicht die Methode des Wahrheitsforschers, sondern des diplomatischen Anekdotenerzählers. Der Exkanzler gibt Weltgeschichte, wie er sie sieht. Selbst wenn es sich nicht um den Reinigungsversuch des Schwerstbeschuldigten handelte: sein enger preußischer Bürokraten- und Militaristenhorizont sperrt ihm jede Perspektive. Hinter einem Objektivität vorspiegelnden leidenschaftslosen Kanzleistil, hinter biedermännischem Gehaben, hinter Anläufen zur Selbstkritik birgt sich der alte Junkerhochmut und Preußenwahn, der den aggressiven deutschen Imperialismus gebar, den jede Anzweiflung dieses Wilhelminischen Welt-Evangeliums schnödes Verbrechen deuchte. So spricht Bethmann zwar von König Eduards „Einkreisungspolitik", nicht aber von den Wilhelminischen und alldeutschen Provokationen, die England zur Bündnispolitik mit Frankreich und Rußland gedrängt haben. Die schweren Sünden der deutschen Regierung und der deutschen Regierungsparteien, die vor dem Jahre 1909 liegen — mit diesem Jahr beginnt Bethmann seine Betrachtungen —, werden verschwiegen. Der brutalen Obstruktion gegen die Haager Konventionspolitik wird mit keiner Silbe Erwähnung getan. Und doch war grade sie es, die, neben dem ununterbrochenen Land- und Seerüsten, dem ewigen alldeutschen Säbelrasseln und den unaufhörlichen Renommistereien und Drohungen Wilhelms, das Ausland am schwersten beunruhigte und England aus seiner splendid isolation an die Seite seiner ehemaligen Rivalen Frankreich und Rußland trieb. Schon 1891 hatte der Erste Lord der Admiralität Goschen für eine vertragsmäßige Regelung des Rüstungswesens plädiert. Als 1898 das Friedensmanifest des Zaren erschien, begegnete es bei der Regierung und Oeffent-

lichkeit Englands der lebhaftesten Sympathie, während die deutsche Regierung gegen diese wie alle spätern Völkerverständigungsanregungen eisige Kälte zeigte. Im Jahre 1903 bekannte sich Chamberlain, 1905 Campbell-Bannermann zu den Ideen der Abrüstung und des Schiedsgerichts. Im März und dann wieder im September 1906 warb der damalige englische Kriegsminister Haldane für den Gedanken der Rüstungsbeschränkung, ein Jahr später brach wieder Campbell-Bannermann im Unterhaus dafür eine Lanze — nur Deutschland und Oesterreich blieben ihm feindselig. Nicht allein der alldeutsch-antisemitische Abgeordnete Liebermann nannte im April 1907 die heranrückende zweite Friedenskonferenz eine — Friedensgefahr, sondern auch der Chef der Nationalliberalen, Herr Bassermann, hieb in die gleiche Kerbe. Und nicht nur Herr Liebermann prahlte: „Sie mögen kommen", sondern auch der preußische Kriegsminister betonte demonstrativ die Kriegsbereitschaft Deutschlands. Und Fürst Bülow drohte ganz einfach mit dem deutschen Boykott der Friedenskonferenz, wenn das Rüstungsproblem überhaupt auf die Tagesordnung gesetzt werde. Ist es da ein Wunder, daß England, gegen das sich doch Deutschlands Flottenrüstungen und kolonialer Expansionsdrang offensichtlich richteten, nach Bundesgenossen ausblickte?

Erstaunlich ist auch, beispielsweise, die Leichtherzigkeit, mit der Herr v. Bethmann von dem „Panthersprung nach Agadir" spricht. Diese tolle Improvisation, die damals schon den Weltkrieg in drohende Nähe rückte, war auch ihm nur eine „nicht zu übersehende Annoncierung unsres Wunsches nach gründlicher Aussprache". Der Erfolg dieser Bluff- und Pressionspolitik, durch die man damals einen Zipfel von Französisch-Congo ergatterte, verführte leider zu immer verwegenern Versuchen auf diesem Gebiet (zuletzt zu dem Ultimatum an Serbien). Aber den Bassermann und Heydebrand war dieser Ausgang des ruchlosen Abenteuers viel zu mager, sie fuchtelten wieder einmal fürchterlich mit dem „geschliffenen Schwert". Herr Bassermann beklagte es von der Reichstagstribüne herab, daß die Regierung nur den ‚Panther' nach Marokko, nicht aber deutsche Armeecorps an die Westgrenze geschickt habe! Herr v. Bethmann selbst mußte damals abwiegeln und greint noch heute über die Beute- und Konfliktslüsternheit der Industriellengruppe, die Herrn Bassermann damals vorgeschickt hatte. Wenn er aus diesem warnenden Vorgang wenigstens gelernt und sich vor ähnlichen Abenteuern, die unsern Kriegstreibern das Heft in die Hand gaben, gehütet hätte! Aber er wurde im Gegenteil der immer willigere Schrittmacher unsrer Welteroberer.

*

Sofort nach der Marokko-Krise des Jahres 1911 setzten die englischen Verständigungsversuche wieder mit Hochdruck ein.

Nicht weil England dem kontinentalen Vetter aus Herzlichkeit gern um den Hals gefallen wäre, sondern um des ruinösen Weltrüstungszwangs und der ewigen Kriegssorge ledig zu werden. Aber diese nüchterne Realpolitik Englands hatte die politische Vernunft auf ihrer Seite, war der Vorteil und die Rettung ganz Europas. Grey erklärte am siebenundzwanzigsten November 1911 ostentativ, daß die bestehenden Freundschaften Englands kein Hindernis seien, noch neue Freundschaften zu schließen. Und im Februar schickte er Lord Haldane nach Berlin, um eine Rüstungsverständigung, ein Bündnisabkommen zu betreiben. Aber Bethmann Hollweg hielt ebenso an der strittigen Flottennovelle fest wie an der Bedingung, daß England sich zu unbedingter Neutralität verpflichte, falls Deutschland ohne seine Schuld in einen europäischen Krieg verwickelt werde. Nun, England kannte die Geschichte der Emser Depesche, wußte, wie Kriege gemacht werden, und bequemte sich nicht dazu, seine Verbündeten im Stich zu lassen. Die deutsche Regierung aber, die der Idee einer europäischen Vertragspolitik, einer Politik der gemeinsamen gütlichen Verständigung mißtrauisch gegenüberstand und nur von der brutalen Machtpolitik etwas hielt, beantwortete den neuerlichen Abrüstungsvorschlag mit der kolossalen Heeresvorlage des Jahres 1913.

*

Zu Anfang des Krieges, als Deutschlands schlagbereiten Armeen der Sieg sicher schien, bekannten sich seine Politiker ungeniert zum Präventivkrieg. So Paul Rohrbach, der am siebenundzwanzigsten August 1914 in der ‚Hilfe' schrieb, daß ein für den Augenblick gewahrter Friede nur den Krieg unter schwerern Verhältnissen bedeutet hätte. Deutlicher noch war Herr Pachnicke, der im September 1914 in der Vossischen Zeitung bekannte: „Nein, jetzt war die rechte Stunde." Und ferner: „Den brutalen Gegnern kam der Krieg zu früh . . . All das sprach auf unsrer Seite gegen die Vertagung des entscheidenden Entschlusses." Herr v. Bethmann besitzt nicht die (damalige) Aufrichtigkeit der Rohrbach und Pachnicke. Nach ihm trägt Rußland die Schuld am Kriegsausbruch, weil es — Serbien nicht einfach der Exekution Oesterreichs preisgegeben hat! Man traut seinen Augen nicht, wenn man solchen Argumentationen begegnet! Obendrein dicht neben Partien, die — gleich den entsprechenden Stellen des deutschen Weißbuchs — verraten, wie auch ein Bethmann sich von vorn herein darüber klar war, daß Rußland seine Balkan-Interessen von Oesterreich nicht einfach mit Füßen treten lassen würde.

Diese Idee der Lokalisierung des Konflikts, an die Bethmann sich noch heute klammert, ist der frivolste Unsinn, den sich je ein Diplomat geleistet hat. Dabei spricht Bethmann es selbst aus, daß im serbischen Konflikt Oesterreichs und Rußlands Balkan-Ansprüche aufeinanderprallten. Beiden lagen imperia-

listische Anmaßungen zugrunde. Aber daß dieser latente imperialistische Konflikt akut wurde, in der Katastrophe, der schauerlichsten Kriegskatastrophe der Weltgeschichte, sich entladen mußte: daran trug Oesterreichs rücksichtsloses Draufgängertum die Schuld, für das hinwiederum die deutsche Regierung die volle Verantwortung trägt! Denn während alle Entente-Staaten zum Aufschub der oesterreichischen Exekution, zu Verhandlungen, zum Austrag vor dem Schiedsgericht der Nationen rieten, blieben Deutschland und Oesterreich für alle Vorstellungen taub. An diesem schmählichen Faktum, das neuerlich durch die Geheimberichte v. Schöns und Szögyenyis erhärtet wurde, ändert weder das Leugnen Bethmans noch seine eifrige Anschwärzung Sasanows das Geringste. Auch die Entente-Diplomatie hat der Sünden genug begangen; aber in der Behandlung des serbischen Konflikts sind ihre Bemühungen um Erhaltung des Friedens unverkennbar. Daß Sasanow für eine nicht ferne Zukunft einen europäischen Krieg erwartete, beweist, soviel sich Bethmann auch auf diese bolschewistische Enthüllung zugute tut, nicht das Geringste für Rußlands Schuld in den kritischen Tagen des Jahres 1914. Denn die Unabwendbarkeit, die Notwendigkeit dieses Krieges predigten ja die so mächtigen Alldeutschen seit Jahr und Tag! Von der Unvermeidlichkeit dieses Krieges hatte, nach Jules Cambon, Wilhelm selbst bereits 1912 in Gegenwart des deutschen Generalstabschefs zum belgischen König gesprochen. Warum schließt Herr v. Bethmann, der diese Aeußerung Wilhelms nicht zu bestreiten wagt, nicht grade hier aus der Kriegserwartung auf den Kriegswillen? Zumal Deutschlands Verhalten seit dem fünften Juli 1914 eine einzige Kette von konfliktschürenden Handlungen war, von seiner ersten Billigung der oesterreichischen Desperado-Politik bis zur Kriegserklärung. Aber freilich, wie sollte man vom Angeklagten die Selbstbezichtigung erwarten!

Bethmanns ohnmächtiger Verteidigungsversuch wäre mit dem Fluch der Lächerlichkeit geschlagen, wenn man dem deutschen Publikum bis jetzt nicht die Anklageliteratur durch Gewalt, durch offenen und geheimen Boykott vorenthalten hätte. Wer kennt in Deutschland auch nur Grellings „J'accuse", von dem dreibändigen ‚Verbrechen' garnicht zu reden! Aber auch in den künstlich verfinsterten deutschen Hirnen wird es einst Tag werden!

Die Marketenderei von Arno Voigt

Wenn die furchtbaren Entrüstungen über die harten Friedensbedingungen und vor allem über die Heuchelei, mit der die Feinde ihre Grausamkeit als Recht, als das Recht hinstellen, zu meinen Ohren dringen: dann muß ich immer an die Geschichte von der Marketenderei denken. Nicht, weil es in mittelbarem Zusammenhang damit stand, daß ich den Verdienst-

orden, für den ich dran war, nicht bekam und mich mit der Allerhöchsten Anerkennungs-Urkunde begnügen mußte — das war mir sogar angenehm; denn die A. A. U. stellte sich dort als höchst brauchbar ein, wo im Quartier ein Fenster zerbrochen war, und auch heute benutz' ich sie noch als Schreibunterlage. Also hieraus ergibt sich für mich nur Befriedigung und keine Ideenassoziation zur Entrüstung. Vielmehr verhilft mir die Marketenderei zu einem Rückblick in die psychische Struktur nicht nur unsres alten Regimes, sondern auch der hohen Führerschaft in diesem Kriege.

Das war so gewesen. Herbst 1916 lagen wir bei Bapaume an der Somme. Blut, Schlamm und Dreck. In diesen drei Dingen versanken wir immer mehr. Da es keine Laufgräben gab, mußten die Träger das Essen nachts über das freie Feld herbeiholen. Meistens wurden sie dabei ab- oder wenigstens angeschossen. Das Essen verfaulte dann in irgendeinem Trichter. Der Träger mit. Mein Kamerad Schindler sagte mir, er könnte seinen Bruder ermorden, wenn der erstens da wäre, und wenn er zweitens ganz genau wisse, daß er eine Zigarette habe. Schon neun Tage keine Zigarette! Als wir den vierten Tag ohne Brot waren, ließ ich die eisernen Zwiebackportionen anreißen. Oder vielmehr: gab die Erlaubnis hierzu. Das Anreißen hatten die Ratten bereits besorgt. Der Grenadier Wüstemann stierte bös vor sich hin und erzählte am sechsten Tage von seiner Tochter, die in die Suppe geschnitten worden sei. Dabei lachte er immer.

Als wir aus diesem Schlamassel heraus und in Ruhe waren, bekamen wir zufällig einen Kriegsberichterstatteraufsatz zu Augen. Der Schreiber war auch an der Somme gewesen. Die Soldaten hatte er natürlich als die alten Musterknaben angetroffen, und die Verpflegung? Prachtvoll! „Wie gut an der Somme die Verpflegungsverhältnisse geordnet sind, ersieht man daraus, daß in der ersten Linie Marketendereien eingerichtet sind."

Das ärgerte mich, und ich schrieb einen Aufsatz gegen das Berichterstatterunwesen. Ueber jenen Skribifax schrieb ich: „Ich für meine Person habe an der Somme in der vordersten Linie ebensowenig eine Marketenderei gesehen wie Herr Skribifax. Nun muß ich mich auch noch verschreiben — wollte sagen: wie Herrn Skribifax."

Darob große Wut. Der Schreiber teilte mir mit, er werde mich wegen Beleidigung verklagen. Ich wartete. Vergebens. Eines Tags aber kam der ganze Divisionsstab in Mobilität (was bei diesem selten passierte). Nämlich: der Gekränkte hatte von einer Privatklage abgesehen und seinen Kummer der Obersten Heeresleitung unterbreitet. Es zuckte, blitzte, donnerte. Ich wurde bestraft. Die Strafe tat mir nicht weh. Weh aber tat mir die Erkenntnis, die ich über unsre hohe Führung gewann; denn ich erkannte die Lüge und die Notzucht.

Das Gespräch, das ich in dieser Angelegenheit mit Seiner Exzellenz hatte, gehört in Bronce gegossen meinem Gedächtnis an.

Exzellenz: Sie haben einen Kriegsberichterstatter lächerlich gemacht. Wie kommen Sie dazu?

Der Sünder: Exzellenz, dieser Mann schreibt Tag für Tag Unzutreffendes. Was uns Leiden ist und Dulden, das stellt er hin, als ob es für uns eine Spielerei sei. Dieses Renommieren mit unserm Tun beleidigt uns, weil es unser schwerstes Innere in unkeuscher Weise ans Tageslicht zerrt und zur Schau stellt.

Exzellenz: Ach was, Sie mit Ihrer verfluchten Schreiberei! Und noch dazu stets in Hetz- und Judenblättern! Was der Mann schreibt, schreibt er im Einverständnis mit der OHL, und das ist alles wahr.

Der Sünder: Aber es hat doch nie und nimmer an der Somme in erster Linie Marketendereien gegeben. Jeder Soldat, der das liest, lacht doch einfach. Eine Marketenderei fände doch dort gar nicht Platz, es gab ja gar keine Unterstände. Und dann der Verkauf! Der hätte doch Ansammlung von Leuten bedungen, der Feind hätte das sofort gesehen und sein Feuer darauf gelegt. Es ist doch eine elementare Regel, jede Ansammlung zu vermeiden.

Exzellenz: Es hat Marketendereien gegeben und zwar ganz vorn.

Der Sünder: Aber, Eure Exzellenz bitte ich ganz gehorsamst —

Exzellenz: Es hat Marketendereien gegeben! Sind nicht manchmal mit dem Essen Zigarren, Zigaretten und Kunsthonig nach vorn gekommen? Ja —? Na also! Wo Marketenderwaren verteilt werden, dort ist eine Marketenderei. Von Ihnen aber, Herr Leutnant, ist es gradezu unverantwortlich, diesen Herrn, der Organ der OHL ist und eine verantwortungsvolle Tätigkeit hat, öffentlich anzugreifen. Es hat Marketendereien ganz vorn gegeben. Und selbst hätte es keine gegeben, so hätte Der, der es schreibt, doch recht; denn —

Der Sünder (kriegt eine Ohrenverlängerung um zwei Zoll).

Exzellenz: — in der Heimat, im neutralen Ausland und beim Feind muß man glauben, daß es bei uns in der vordersten Linie Marketendereien gibt.

Das ist das Wesentlichste aus dieser Unterhaltung. Unwesentlich ist, daß Herr Scheuermann Das, womit er mir gedroht hatte, durch seine Anzeige bei der OHL in einer für ihn viel weniger mühsamen Weise erreichte: ich wurde bestraft.

Ich nahm die Strafe hin. Beschwerde wäre eine Farce gewesen, und die Presse war mir verschlossen. Die Strafe war übrigens nicht schlimm. Aber seitdem stieg in mir wie ein bitterer Strom das Gefühl auf: Mögen wir ruhig besiegt werden — wir fußen auf der Lüge und der Gewalt. Die werden

sich, wenn wir siegen, nur um so feister aufblähen. Und was ist das dann unserm deutschen Volk für Gewinn?

Jetzt tragen wir sicherlich den Gewinn, daß unser Hirn sich herbeilassen muß, die Scheidung zwischen Recht und Unrecht überhaupt erst einmal anzuerkennen. Sie ist bei uns der Angelpunkt der Diskussion. Und es läßt sich tapfer schmälen, wenn die Fehle bei Andern steht. Der Friede setzt die Methode des Krieges fort. Man konstruiert eine Zweckmäßigkeitsrechtschaffenheit. Diese tritt nicht etwa herrisch auf — nein: sie ist über und über vermummt in Ethik. Auch nach innen hat sie sich so vollgefressen an Ethik, daß wir tagtäglich mit ansehen müssen, wie ihr der überstehende Mageninhalt in ekler Weise aus dem Schlunde tropft. Genau wie einst bei uns. Keine Marketenderei war doch eine Marketenderei. Und wer nicht glaubte, dem ward das Autodafé bereitet. Auch der liebe alte Gott wurde fleißig herbeigerufen. Was mag er manchmal ausgestanden haben, wenn zwischen Poularde und Rehrücken ein Dank erst an ihn und dann an das entsagungsvoll durchhaltende Volk aufgesetzt wurde! Für alles, was vom Ordentlichen abwich, hatten die Soldaten die Bezeichnung „Eigentums-". Es gab Eigentumsuniformen, Eigentumsmützen, Eigentumsurlaub, ein jedes bedeutete ein Lizenz. Die ganze Stimmungsmache stand unter dem Begriff der „Eigentumswahrheit". Es wurde so lange an den Dingen herumgezerrt, gebastelt, gefüllt, gestrichen, bis aus zwanzig Zigaretten, die ein Essenträger nachts zerknüllt mit in die erste Linie brachte, eine Marketenderei gemacht war, die dann dem flotten jungen Manne zum Dekorieren der Fassade übergeben wurde. Das zeigte man sogar den Soldaten und drillte ihnen ein: „Das seid Ihr. Was seid Ihr?" „Wir sind wackere Feldgraue, wir sind Helden, Exzellenz!" „Ihr seid Helden!" Von allen Zweigen zwitscherte es, niemand konnte sich dagegen wehren, nach und nach schlich es sich ein, umgarnte die harmlose Seele, füllte sie mit Bombast, und nun fühlten sie sich als Helden. Als Helden mit Anspruch auf Dank, auf Ruhe, uferlose Ruhe und Staatsstipendiatentum. Weil man die Marketenderei, die gar keine gewesen war, um des schönen Bildes willen dazu gemacht hatte, sahen die Helden, die alles andre als solche waren, den Staat jetzt als Riesenmarketenderei an mit Ausverkaufspreisen. Da forderten sie, da traten sie auf.

So rächte sich das Luderspiel, das man mit der Ethik getrieben hatte. Und wie dürfen wir zetern, wenn die Entente von uns jetzt verlangt, für eine Marketenderei anzusehen, was re vera nur einige zerknüllte, nackte Zigaretten sind, von denen einem schlecht werden kann! Höchstens dankbar dürfen wir sein, daß wir jetzt arm und hüllenlos sind und uns nicht das schwere Gewand einer Prunkethik die Atmung beklemmt. Wie wären nach einem „deutschen Sieg" allenthalben die Marketendereien

in die Höhe geschossen! Dieses Odium trägt jetzt die Entente. Bei uns aber mag eine Regierung sich bewußt bleiben, daß der Grad ihrer Sittlichkeit davon abhängt, ob sie vermag, ein paar Zigaretten als einen Dreck anzuerkennen, oder vielmehr glaubt, sie zur Marketenderei erhöhen zu müssen.

Deutschtum und Pazifismus

von Victor Eschbach

Nein, wirklich: leicht hats der „deutsche" Pazifismus bisher nicht gehabt. Es war ein ziemlich bescheidenes Dasein, das er im kaiserlichen Deutschland führte. Die hohen und höchsten Stellen, die in ihrer angeblichen Friedensliebe und Friedenspolitik seinen Bestrebungen doch so nah hätten stehen müssen, sie haben ihn grade noch geduldet, die national empfindlichen Kreise haben ihn aus Schärfste bekämpft, die „Realpolitiker" haben über ihn gelächelt, und die große Masse mit ihrer Talent- und Interesselosigkeit in allen Fragen der äußern Politik hat ihn einfach ignoriert. Wenn man die Friedensliebe eines Volkes nach der Zahl seiner Pazifisten, nach ihrem Ansehen und Einfluß im nationalen Leben einschätzen wollte, so wäre es um die so oft und so hoch beteuerte Friedensneigung des deutschen Volkes vor 1914 herzlich schlecht bestellt gewesen. Nun mag es allerdings manche Friedensfreunde gegeben haben, die, ohne offen zum Pazifismus zu schwören oder Mitglieder einer Friedensgesellschaft zu sein, sich zweifellos ehrlicher pazifistischer Gesinnung rühmen durften. Aber den politisch national denkenden Deutschen war der Pazifismus ein Greuel, und es ist noch keineswegs erwiesen, ob diese Antipathien etwa nur gegen die Form der Organisation und gegen gewisse, nicht immer stilgerechte Begleiterscheinungen, oder ob sie nicht gegen den Geist und die Ziele des Pazifismus selbst gerichtet waren.

So war es vor dem Krieg. Dann kam er im Sommer 1914, der „Erwecker des Menschengeschlechts". Dann kam der gewaltige „nationale Aufschwung", die „große Zeit", die herrliche Zeit, wo es eine Lust war, zu leben. Eine Lust vor allem für Generäle, Munitionsfabrikanten, Kriegslyriker und etliche andre nationale Menschenkategorien, eine Qual aber für alle Friedensfreunde. Mars regierte die Welt, der Pazifismus war durch „den ehernen Tritt der Geschichte" praktisch ad absurdum geführt worden. Sein schmähliches Fiasko in allen kriegführenden Ländern hatte ihn um den letzten Rest seines Kredits in der Welt gebracht. Sein klägliches Versagen in der kritischsten Stunde der modernen Geschichte mußte alle Freunde der Friedensbewegung aufs Schmerzlichste enttäuschen. Allerdings nahm er schließlich nur teil an dem gemeinsamen Schicksal aller internationalen „völkerverbindenden" Mächte und Organisationen. Haben nicht Wissenschaft und Kunst, Akademien, christliche Kirchen, Freimaurertum und Sozialismus in jenen ewig schmach-

vollen Wochen schändlich versagt? Immerhin hätte man von einer Organisation, die sich die Erhaltung des Friedens und die Bekämpfung alles imperialistischen Geistes in der Politik und im nationalen Leben als einziges und höchstes Ziel gesetzt hätte, trotz ihrer unverkennbar schwierigen Lage doch ein charakter- und eindrucksvolleres Verhalten erwarten dürfen. Insbesondere vom deutschen Pazifismus wäre eine viel schärfere Kritik der Regierungspolitik sowohl wie des herrschenden nationalen Geistes zu fordern gewesen. Er hätte etwas mehr auf der Höhe seiner selbst bleiben müssen und weniger Konzessionen an die „Größe unsrer Zeit" machen dürfen. Diese Konzessionen haben seinen Kredit bei den eignen Volksgenossen wahrhaftig nicht gestärkt, dafür aber im Ausland, selbst bei den engern Gesinnungsgenossen, ernstlich erschüttert.

Nun hätte man allerdings annehmen sollen, daß die Schrecken des Krieges, das namenlose Elend und der unermeßliche Jammer in seinem Gefolge, nachdem der allgemeine Kampf- und Blutrausch verflogen war, den größten Teil des Volkes zur Besinnung bringen und es in Massen dem Pazifismus in die Arme treiben würde. Wenn der Kriegsbeginn den Bankrott des pazifistischen Gedankens bedeutete, so brachte das Kriegsende den Bankrott des militaristischen Gedankens. Mußte da nicht ein Aufschwung des pazifistischen Geistes von nie gesehenem Umfang und unerhörter Stärke eintreten?

Aber auch diese Hoffnung erfüllt sich nicht. Ist etwa der Pazifismus seit der Revolution eine „Macht" im nationalen Leben Deutschlands geworden? Wohl sind die Massen des Proletariats pazifistisch; doch sie haben mit ihren wirtschaftlichen Forderungen und innerpolitischen Aufgaben zu viel zu tun, um dem Pazifismus die nötige Stoßkraft sichern zu können. Und überdies wollen sie von dem „bürgerlichen" Pazifismus nicht viel wissen. Das Bürgertum aber hat von dem Geist seiner imperialistischen und nationalistischen Vergangenheit noch so wenig abgelegt, daß von einer nennenswerten Entwicklung des pazifistischen Denkens kaum zu reden ist. Der rege Besuch und die lebhafte Zustimmung der Zuhörer des Achten Deutschen Pazifistenkongresses, der vom dreizehnten bis zum fünften Juni in Berlin tagte, werden niemand darüber hinwegtäuschen dürfen.

Nein, der Geist, der aus diesen Reden und Rednern zu uns sprach, das ist nicht der Geist des deutschen Bürgertums, auch nicht im revolutionären Deutschland! Wie anders als in deutschen Bürgerköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt: in dem Kopf eines Nicolai, eines Quidde, eines Gerlach! Wie selbstverständlich, bis zur Banalität selbstverständlich waren fast alle die hier geäußerten Gedanken und Ansichten über Krieg und Frieden, über die Vergangenheit unsrer Politik, ihre Zukunft und ihre Zukunftsaufgaben, über die Schuld an der Katastrophe und über die Mittel, sie zu überwinden! Und wie weit, wie

weltenweit ist der Durchschnittsdeutsche, ist unser gebildetes Bürgertum, ist unsre Intelligenz heute noch, genau so wie vor fünf Jahren, von dieser Denk- und Betrachtungsweise entfernt! Freilich wundert das keinen Kenner unsrer Zeit. Die Grundvoraussetzung, das erste Erfordernis der pazifistischen Bestrebungen ist ehrlichste Selbstbesinnung und schonungslose Selbstkritik. Mit erfreulicher Offenheit und erfrischender Rücksichtslosigkeit wurde allen eignen Halbheiten und Inkonsequenten der letzten Jahre der Prozeß gemacht. Nur wer so mutig und radikal Kritik an sich selbst zu üben vermag, hat die moralische Berechtigung, auch an Andre den kritischen Maßstab anzulegen.

Freilich: Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis sind wenig beliebte Tugenden. Dem traditionellen nationalen Denken erscheinen sie vollends als logisch absurd und ethisch verwerflich. Der deutsche Philister protestiert hundertmal lieber gegen die Bosheiten und Gemeinheiten unsrer Feinde. In Protestversammlungen und in den Protestartikeln unsrer philisterhaften, günstigstenfalls philisterhaften Presse lebt er sein politisches Leben aus, tobt er seine nationalistische Leidenschaft aus, erbaut er sich an dem unverminderten Vertrauen auf seine „gerechte Sache", genießt er die Wonnen seines welthistorischen Märtyrertums; hier liegen „die starken Wurzeln seiner Kraft", vor allem seiner Widerstandskraft gegen den neuen Geist im Denken und Fühlen, im Wollen und Handeln. Deutlicher denn je haben die Vorgänge im Deutschland der letzten Monate gezeigt, wie mächtig der nationale Philister das politische Leben nicht nur im allgemeinen Bewußtsein des deutschen Volkes beherrscht, sondern auch im Wirken und Schaffen der Staatsmänner und Regierungen bestimmt.

Auf dem Pazifistenkongreß gelangte diese Einsicht zum deutlichen Ausdruck: bildete doch einen der Hauptprogrammpunkte die nationalpädagogische Aufgabe des Pazifismus. Um nichts Geringeres geht es dabei als um die Erziehung des deutschen Volkes zu einer neuen Ethik im politischen Denken und Handeln. Wer aber die Erziehung so stark in den Vordergrund rücken zu müssen glaubt, setzt voraus, daß das Volk eben der Erziehung noch bedarf, daß es noch nicht die intellektuelle Reife und sittliche Höhe erreicht hat, um die großen Aufgaben einer neuen Zukunft zu erfüllen, der gesteht damit gleichzeitig zu, daß zwischen den neuen Idealen und der geistigen und seelischen Verfassung seiner Volksgenossen noch eine tiefe Kluft gähnt. Daraus machte Frau Kirchhoff aus Bremen in ihrem ausgezeichneten Vortrag über die Jugend und den Pazifismus kein Hehl.

Wenn wir einst, sagte die tapfere Frau, unsern Kindern von Versailles erzählen werden, von diesem furchtbaren Friedensschluß, dann sollen wir nicht unterlassen, die vergangnen Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest zu erwähnen, und wenn wir von dem unermeßlichen, entsetzlichen Haß einer ganzen

Welt gegen das deutsche Volk berichten werden, dann werden wir den Einfall in Belgien und den U-Boot-Krieg nicht vergessen dürfen. Sind das nicht Selbstverständlichkeiten jeder wahrheitsliebenden Pädagogik? Und nun sehe man sich über den kleinen Kreis der Pazifistengemeinde hinaus im deutschen Publikum um und frage sich, wo ein solcher Geist der Wahrheit und Aufrichtigkeit zu finden ist, wo in der Schule, wo im Hause? Kennt man da etwas andres als den alles erklärenden „Neid" des Auslandes auf den deutschen Fleiß, den deutschen Geist und die deutsche Tüchtigkeit? Da wir doch nun einmal zur Ohnmacht verurteilt sind, äußerte kürzlich ein Familenvater zu mir, so werde ich wenigstens meinen Kindern einen unauslöschlichen Haß gegen diese ganze Gesellschaft (also so ziemlich gegen alles Nichtdeutsche) einpflanzen. Als ob nicht der Haß weit mehr der Seele des Hassenden als dem Gehaßten Schaden zufügte! Aber ist das nicht die Durchschnittsgesinnung des deutschen Bürgertums? Ist nicht unsre gesamte bürgerliche Presse und ein großer Teil der sozialdemokratischen, ist nicht fast die ganze historische und politische Literatur unsrer Tage auf diesen Ton gestimmt, und läuft nicht ihre tägliche „volkspädagogische" Wirkung auf diese traurige Völkerverhetzung und Seelenvergiftung hinaus?

Auch aus den übrigen Reden und Ansprachen des Kongresses, aus den hochsinnigen Ausführungen des unerschrockenen Bekenners und Wahrheitsforschers Nicolai, aus den eindrucksvollen Schilderungen von Frau Helene Stöcker, aus der seelenstärkenden, wuchtigen Rede Hellmuts von Gerlach fielen grelle Schlaglichter auf die geistige Lage der Gegenwart. So wurde dieser Pazifistenkongreß vielleicht mehr, als er selbst beabsichtigt hatte, eine scharfe grundsätzliche Kritik an unsrer ganzen bürgerlichen, will sagen: spießbürgerlichen „Mentalität". Aller Voraussicht nach wird die Arbeit der deutschen Friedensfreunde in der nächsten Zeit sich leider keineswegs so friedlich gestalten. Es gilt einen schweren Kampf gegen generationenalte Lieblingsideen und tief eingewurzelte nationale und politische Vorurteile und „heilige" Ueberzeugungen. Kein Zweifel: die Widerstände des alten Systems haben sich in der jüngsten Zeit unverkennbar verstärkt, die Gegensätze zwischen den beiden Welten haben sich sehr verschärft. Immerhin ist das Erdreich gelockert, die Erstarrung des politischen Lebens in Kriegspsychosen und die Lähmung jeder geistigen Arbeit durch entwürdigende Militärdiktatur hat aufgehört, die Dinge sind in Fluß und Gärung geraten. Gewiß: der Friede von Versailles wird keine pazifistische Atmosphäre in Europa schaffen. Aber grade diese Geistesverfassung der europäischen Staaten macht die Arbeit des Pazifismus in allen Ländern, nicht zuletzt in Deutschland dringender nötig denn je. Eine mühe- und dornenvolle Arbeit erwartet ganz besonders den Pazifismus in Deutschland. Er wird sie aufnehmen müssen, auch wenn ihm noch auf lange Zeit das Schicksal zuteil wird, das

nicht den geringsten unter den Menschenkindern beschieden ist: den Toren ein Rätsel zu sein und den Klugen ein Aergernis. Einst jedoch wird der Tag kommen, wo der Pazifismus sich selbst auflösen wird, weil er zum selbstverständlichen Gemeingut aller Erdenbewohner, zum weltpolitischen Einmaleins geworden ist. Es wird dann der „deutsche" Pazifismus verschwinden, weil er im pazifistischen Deutschland, der Weltpazifismus, weil er in einer pazifistisch gewordenen Welt ganz und gar überflüssig geworden sein wird.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXIX.

Hermann Müller

Gewöhnlich um halb drei Uhr nachmittags versammelten sich im weimarer Residenz-Café, dem Café Knutsch, wie der Volksmund sagt, schräg gegenüber dem Schloß an einem runden Tisch der Glasveranda die Otto Wels, Heinrich Schulz und Hermann Müller, die führenden Männer des sozialdemokratischen Parteivorstandes. Es war die Zeit, da in Weimar der sozialdemokratische Parteitag abgehalten wurde. Schweres Geschütz war wochenlang vorher in Presse und Versammlungen gegen die Scheidemann, Noske und Heine aufgefahren worden. Der sozialistischen Regierung drohte ein Mißtrauensvotum, und über die Köpfe an der Spitze hinweg strebte man zu einer Einigung der beiden sozialdemokratischen Parteien. Das Barometer stand also auf Sturm, als der Parteitag begann. Aber schon die Begrüßungsrede Hermann Müllers, die in Ton und Färbung sehr geschickt gehalten war, glättete die Wogen einer Erregung, die, bei Licht besehen, nur in der Einbildung einiger Journalisten bestanden hatte. Nie ist ein sozialdemokratischer Parteitag hirnloser, spießiger verlaufen als der Weimarer. Menschen waren in Masse da. Parteibeamte. Funktionäre. Kleine und kleinste Leute. Aber keine Köpfe. Die auch nur ein wenig über den Durchschnitt hinausragten, konnte man an den Fingern einer Hand abzählen. Die Opposition schrumpfte auf ein Bäckerdutzend zusammen, und alle andern schwenkten ein wie die Unteroffiziere. Die Parteileitung hatte ein leichtes Spiel. Einige beschwichtigende Worte, und alles duckte sich.

Der aus diesem Menschenbrei hervorragte, war Hermann Müller. Nicht, daß er ein Mann mit genialischer Geste und hinreißender Sprache wäre. Nein. Er schaut im Gegenteil recht harmlos und beinahe nichtssagend aus. Ein lang aufgeschossener, schlanker Mensch, der trotz seiner dreiundvierzig Jahre etwas Jünglingshaftes hat. Nachlässige Haltung. Wie ein schlenkernder Primaner. Anflug von Schnurrbart. Kurz geschnittenes, etwas hochgekämmtes Haar. Rundes Gesicht. Zwei Perlenaugen hinter uneingerahmten Brillengläsern. Freund-

lich im Wesen. Behutsam beim offiziellen Sprechen. Fähigkeiten im Organisieren. Das ist alles.

Badenser. Mannheimer. Aber bald nach Sachsen, vom Rhein an die Elbe verpflanzt. In Dresden-Neustadt besuchte er das Realgymnasium. Kam aber nur bis an die Pforten der Prima. Dann wurde er in die kaufmännische Lehre nach Frankfurt am Main und nach Breslau geschickt. Tieferes Interesse vermag ihm dieser Beruf nicht abzugewinnen. Zum Kaufmann ward er nicht geboren. Aber zum Menschen-Organisieren. Er stürzt sich in seinen freien Stunden in die Handlungsgehilfenbewegung. Ende der neunziger Jahre. Die Handlungsgehilfen fangen an, das patriarchalische Verhältnis zum Prinzipal, der damals der Organisation der Angestellten meist selbst angehörte, zu lösen. Das Stehkragenproletariat ist im Werden. Müller wächst über seinen kaufmännischen Beruf hinaus. Da ist kein Bleiben für ihn. Er wird Sozialdemokrat und wird, dreiundzwanzigjährig, als Redakteur an die Görlitzer Volkszeitung, ehedem ein Kopfblatt der Schlesischen Volkswacht in Breslau, versetzt. Berühmt ist Müller aber auch als Journalist nicht. Höchstens Durchschnitt. Ihm fehlte der spiritus actualis. Dieses Etwas, das man als Journalist haben muß. Er hat auch nur wenig geschrieben. Einige Reiseskizzen. Sonst, von gelegentlichen Aufsätzen späterer Zeit, wüßte ich nichts.

Müller stand auf dem linken Flügel der Partei und gehörte zum engern Kreise August Bebels, war gradezu dessen Protégé. 1905, auf dem Jenaer Parteitage, wollte Bebel ihn in den Parteivorstand bugsieren. Aber der Vorstoß mißlang. Friedrich Ebert wurde an Müllers Stelle von den Gewerkschaften vorgeschoben und durchgedrückt. Erst ein Jahr darauf, auf dem Mannheimer Parteitage, kam Müller in den Vorstand. Hier wurden ihm die Pressesachen zur Bearbeitung überwiesen. An die Spitze des Pressebureaus berief er einen so anfechtbaren Charakter wie Emil Eichhorn. Ein großer Menschenkenner war er nicht. Glücklicher war sein Griff, als er sich Konrad Haenisch aus Dortmund holte und ihm die Leitung der Flugblattzentrale übertrug. So floß sein Leben eintönig dahin. Bureauarbeit.

Nur hin und wieder kam er aus der parteipolitischen Amtsstube heraus. Als Singer gestorben war, hatte man kaum einen wirklich Sprachenkundigen im Parteivorstande. Molkenbuhr konnte ein bißchen englisch. Aber sonst — alle hatten sich mit ihrer Muttersprache begnügt. Nur Hermann Müller beherrschte das Französische leidlich. Las und sprachs. Wurde dann auch zur Pflege der internationalen Beziehungen wiederholt ins Ausland, vornehmlich nach Frankreich, entsendet. Hielt auf internationalen sozialistischen Kongressen wohl auch Ansprachen.

Als der Krieg wie ein ungeheuer schweres Gewitter sich über Europa zusammenzog, wurde er von der Partei, gewisser-

maßen in der allerletzten Stunde, nach Paris gesandt. Am 28. Juli. Als er die Grenze passierte, ward schon der Kriegszustand vorbereitet, und als er auf dem Gare du Nord in Paris eintraf, war Jaurès soeben ermordet worden. Die Wogen des Chauvinismus gingen hoch. Müller verzweifelte fast. Dennoch kamen in einigen Stunden Verhandlungen mit den französischen Sozialisten zustande. Aber man konnte sich nicht über eine gemeinsame Formel zur Ablehnung der Kriegskredite einigen. Müller mußte, im letzten Augenblick, Paris unverrichteter Sache verlassen. Seine Mission war gescheitert. Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Beide sozialdemokratischen Parteien, diesseits und jenseits der Vogesen, stimmten nun den Kriegskrediten ihrer Regierungen rückhaltlos zu. Müllers Heimreise war eine Kette von Abenteuern. Der Krieg war inzwischen ausgebrochen. Kaum, daß er über die Grenze kam. In Maubeuge hätte ihn fast das Geschick ereilt, interniert zu werden. In Belgien nahm sich seiner Henry de Man an, der ihn durch den aufgeregten Pöbel glücklich nach Deutschland dirigierte. Man tat später als Offizier Dienste in der belgischen Armee. Erst am 3. August traf Müller wieder in Berlin ein.

Während er früher zum linken Flügel der Partei gehört hatte, hielt er sich jetzt, in der Kriegspolitik, zu Ebert und Scheidemann. Eine weite Kluft trennte ihn von den Haase und Zietz. In den Reichstag kam er erst 1916, bei einer Nachwahl in dem niederschlesischen Wahlkreise Reichenbach-Neurode. Irgendwie hervorgetreten ist er im Parlament nicht. Er war einer unter vielen. In demselben Jahre gabs den Stank mit dem ‚Vorwärts'. Die Radikalen versuchten, das Blatt ganz in ihre Hände zu spielen. Das Oberkommando in den Marken, der strenge Herr von Kessel, griff einmal und noch einmal ein. Verbote prasselten auf den ‚Vorwärts' nieder. Es half alles nichts. Die Ströbel, Hoffmann, Stadthagen waren nicht zu bändigen. Da verlangte das Oberkommando neue Garantie des Parteivorstandes dafür, daß das Blatt hinfort den Burgfrieden nicht mehr störe, und Hermann Müller wurde von der Polizei als Vertrauensmann der rebellischen Redaktion auf die Nase gesetzt. Später, als die Mehrheitssozialdemokratie das Blatt wiedererobert hatte, schied er, nicht ohne Differenzen mit Friedrich Stampfer, wieder aus und zog sich in das Bureau des Parteivorstandes zurück.

Die Revolution kam. Die sozialdemokratischen Führer übernahmen die leitenden Regierungsämter. Die Parteiorganisation sah sich plötzlich all ihrer Köpfe beraubt. Müller war einer der wenigen, die zurückblieben. Mit straffer Hand versuchte er die auseinanderfließende Organisation zusammenzuhalten. Während des Bruderkampfes mit den Unabhängigen wanderten viele Zehntausende nach links und noch weiter ab. Hätte die Mehrheitssozialdemokratie nicht auf dem Lande in den Revolutionsmonaten so viel Nachwuchs bekommen: der Mit-

gliederschwund in den Groß- und Fabrikstädten, in Berlin, Leipzig, Braunschweig und so fort, hätte ihre ganze Existenz in Frage gestellt. Der Weimarer Parteitag berief Hermann Müller an die Spitze des Parteivorstandes: er wurde der Nachfolger der Bebel, Haase, Ebert. Wenige Tage danach wurde ihm eine weitere Aufgabe. Das Kabinett Scheidemann, das sich demonstrativ auf eine Ablehnung des Friedensvertrages mit der Entente festgelegt hatte, war nicht mehr zu halten. Die Demokraten schieden aus, und mit ihnen Graf Brockdorff-Rantzau, der Minister des Aeußern, der die Bedingungen des Gegners wiederholt als völlig unannehmbar bezeichnet hatte. Als ein charaktervoller Mann ging er, nachdem das Parlament, in erster Linie die Soizaldemokratie und das Zentrum, umgefallen war und den Friedensvertrag zu schlucken sich bereit erklärt hatte.

In diesem Moment mußte Hermann Müller in die Bresche springen. Er mußte, ob er wollte oder nicht, das Auswärtige Amt übernehmen. Es fand sich kein andrer, der in dem letzten kritischen Augenblick zwischen Krieg und Frieden die Bürde sich auf den Rücken geschnallt hätte. Und dann trat die Frage, wer den Friedensvertrag in Versailles unterzeichnen solle, an das Kabinett heran. Der in Versailles von der Friedens-Delegation bei der Rückkehr nach Deutschland zurückgelassene Herr von Haniel weigerte sich. Das Kabinett beriet tagelang. Keiner wollte diesen schlimmen Gang tun. Schließlich mußte sich Müller auch dazu bequemen, und mit ihm Doktor Bell, der Zentrumsminister für Kolonial — waren. In Versailles benahm sich Müller schlicht und würdig. Kein Interview. Keine „Aufmachung". Nichts. Er trat zusammen mit Bell in den prunkenden Spiegelsaal, wo alle die illustren Häupter der Entente zu einem Schaugericht versammelt waren, lehnte mit einer unauffälligen Geste die Paradefeder der in den Schoß Frankreichs zurückgekehrten Elsaß-Lothringer vor dem Tintenfaß ab, zog aus seiner Tasche einen Füllfederhalter und setzte hurtig seinen Namen unter das Dokument. Das wird nun als der Friedensvertrag Müllers, schlechtweg Müllers, durch die Weltgeschichte laufen.

Die Politik des Unpolitischen von Julius Bab

(Fortsetzung)

Thomas Mann hat vollkommen recht, wenn er in der Einleitung zu seinen so ausführlichen und so persönlichen Bekenntnissen den Vorwurf der Unbescheidenheit und der Indiskretion ablehnt; nicht Bescheidenheit, sondern Hochmut ist es, wenn man den tiefpersönlichen Charakter, den auch nach gewissenhaftester Sachprüfung unsre Stellungnahme zu so zentralen Lebensdingen behält, zu verschleiern sucht. Bei Dingen von so entscheidender Schwere ist nur das allersicherste Beispiel gut genug,

und das ist für uns Menschen nun einmal immer das Selbsterlebte. So sei mir denn in der Kritik dieses großen Bekenntnisbuches auch ein bekennendes Wort gestattet.

Ich bin Jude und bin Deutscher, und auf dem Niveau, auf dem sich eine Unterhaltung mit Thomas Mann bewegen darf, brauche ich nicht erst zu beweisen, daß diese beiden Tatsachen sich nicht zu hemmen brauchen, sondern sich oft, zum Beispiel bei mir, gegenseitig befruchten und leidenschaftlich steigern. Ich bin also Deutscher in einem durchaus leidenschaftlichen Sinne. Daß ich heute den Weg zu Goethe gefunden habe, bei dem sich Deutschtum ins Uebernationale steigert, beweist nicht viel; aber ich bin ausgegangen, ich habe denken, fühlen, ja im bessern Sinne des Wortes leben gelernt von Männern wie Hebbel, Karl Lebrecht Immermann, Friedrich Theodor Vischer, Theodor Storm — Persönlichkeiten also, die so ganz und gar, so nichts als deutsch sind, daß sie ein Westler niemals wird erleben oder auch nur begreifen können. Ich habe es jahrelang als das beste Glück betrachtet, das mir der sonst recht problematische Beruf eines Vortragsreisenden brachte, deutsches Land, deutsche Städte und deutsche Menschen vielfach und gründlich und besser als aus Büchern kennen zu lernen; mein Kennenlernen ist eine immer wachsende, zuweilen mich in der Heftigkeit ihres Immer-Neu-Werdens selbst überraschende Zuneigung gewesen, und nirgends auf der Welt war ich, bin ich und werde ich „heimisch" sein als in Deutschland. Unbekümmert um das in gewissen Literatenkreisen ja schon so lange übliche hochmütige Achselzucken gegenüber solchen Gefühlsäußerungen habe ich diese Liebe oftmals bekannt, und die letzte Achtung aller Zivilisationsliteraten habe ich endgültig verwirkt, als ich einem von ihnen einmal öffentlich erklärte, daß es mir durchaus und gründlich unanständig schiene, die deutsche Sprache wesentlich zu benutzen, um sich in ihr zu beklagen, daß man nicht in Paris geboren sei.

Und dennoch! Dennoch bekenne ich, von meiner Geburt an oder, um unrednerisch wörtlich zu sein: von den ersten Tagen meines bewußtern Fühlens und Denkens an, eine ganz unbedingte, ganz untheoretisch elementare Feindschaft gegen das neudeutsche Reichsregiment und seine repräsentative Menschenklasse empfunden zu haben. Wenn ich überhaupt genau weiß, was Haß ist, Nahgefühl einer unbedingt entgegengesetzten, die eigne feindlich ausschließenden Lebensart, so weiß ich das hundertmal mehr als aus privaten Erlebnissen aus dem Gefühl, das mir von Kindheit an jedes blitzende Monocle, jeder Haby-Bart, jede blankgeputzte Uniform, jede „patente" Bügelfalte, jedes schneidig gekrähte „kolossal" einflößte. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich in jedem gutgeschnürten Gardeleutnant, jedem karrieregemäßen preußischen Referendar und jedem schneidigen Schalterbeamten meinen persönlichen Feind — Feind in einem völlig

überprivaten, metaphysischen Sinne — empfunden habe. Und ich füge hinzu, daß ich diesen Krieg schon im ersten Augenblick, und dann trotz der zeitweise betäubenden Einsicht in die ja wirklich vorhandene gemeinsame Lebensgefahr aller Deutschen immer wieder und in steigendem Maße als den Krieg dieses Leutnants, dieses Assessors, dieses „abfertigenden" Beamten empfunden habe und deshalb nicht als meinen Krieg und nicht als den des deutschen Volkes. Des deutschen Volkes — denn es ist mir ganz gewiß, daß an der kalten Wut, die mir der stündlich erneute Anblick dieser entseelten neureichsdeutschen Schneidigkeit einflößte, gewiß auch mein Judentum mit seinen uralten ethischen Instinkten teil hatte, daß aber im mindesten gleichen Grade mich alles zu dieser Feindschaft trieb, was deutsche Luft, deutsche Sprache, deutsche Kunst und nicht zum wenigsten deutsche Geschichte in mich gelegt hatten. Mit dieser Wahrheit persönlichster Erfahrung muß ich gegen Thomas Mann erklären, daß man nicht ein innerlicher Franzose, ein aesthetisch exaltierter Revolutionsredner, kurzum: ein Zivilisationsliterat zu sein braucht, um allerbitterste Feindschaft gegen die Machthaber des Wilhelminischen Deutschland empfunden zu haben, und daß der von ihnen geschaffene politische Zustand nicht, wie Thomas Mann wähnt, der notwendige Ausfluß, sondern im Gegenteil: eine rohe Vergewaltigung grade des eigentlichen deutschen Wesens war.

Auch noch so weit will ich mich allerdings mit dem Dichter der ‚Buddenbrooks' verständigen, daß es einen psychologisch gemeinsamen Ausgangspunkt des alten großen deutschen Wesens und jenes unleidlichen neudeutschen Größenwahns gibt. Schließlich stammte ja auch die Herrenschicht der Wilhelminischen Aera aus Deutschland, und sie stammte (wenn auch nicht viel anders als die Pfaffen von Christus) von Bismarck her. Von Bismarck aber führen Wege nicht bloß zu Goethe (denn welche Wege führen nicht nach diesem Rom unsrer Kultur?), sondern grade und kurze Pfade zu Kleist, zu Kaspar David Friedrich, ja zu Beethoven, an das Herz des stummen, singenden, des genialen Deutschland. Das Gemeinsame, was zwischen deutschem Wesen und jenen neudeutschen Ministerial- und Bankdirektoren, Marine- und Industriekapitänen noch aufzufinden war, war allerdings eine vehemente „Sachlichkeit", eine Fähigkeit, ohne sentimentale und rhetorische Abblendung die Wirklichkeit zu sehen und zu ergreifen. Diese unbedingte Hingabe an das Wirkliche ist aber Quell der Erneuerung, Grund des Schaffens, Ausgangspunkt großer Persönlichkeitsbildung immer nur dort, wo sie einer überpersönlichen Leidenschaft, einem geistigen Schöpferwillen dient — wo, mit einem Worte, noch religiöse Kraft lebt. Religion ist nach Friedrich Theodor Vischers genialem Wort „tragische Freude, zu dienen", und für diesen Dienst kann die unbedingte

Sachlichkeit deutschen Wesens eine unvergleichliche Voraussetzung bilden. Sie kann — aber wo dieser Wille zum geistigen Dienst fehlt, wo das religiöse Bedürfnis zur Phrase verblaßt ist, die Ideale mit dem privatesten Standesvorteil völlig zur Deckung gebracht worden sind, wo alles Ueberpersönliche aufhört: da wird die bloße Sachlichkeit zur Roheit, das Fehlen der sentimentalen Phrase wird aus einem Plus zu einem Minus! Denn Richard Dehmel sagt sehr richtig, daß noch des Heuchlers Fratze „für den Gott zeugt, den sie entstellt". Die nackte Brutalität beweist gegenüber der verhüllten keinen höhern Anstand, sondern nur einen völligern Gewissensmangel! Zu dieser nackten Brutalität aber hatte die preußische Junkerkaste deutsche Sachlichkeit entwickelt, seit sie, der von je das reine Dienen schwer wurde und nur in einzelnen großen Individuen ganz gelang, sich mit der modernen Industrieritterschaft, dem wüsten „Amerikanismus", der skrupellos aufblühenden neudeutschen Kapitalswirtschaft gepaart hatte. Die völlige Entseelung, der reine Ungeist, der das Produkt dieser Kreuzung war, ward offenbar in ihrer vollkommenen kulturellen Unfruchtbarkeit, in der stillosen Gleichgültigkeit, mit der sie zu ihren Dekorationszwecken (und die rein egoistische Macht braucht dort Dekoration, wo die Kulturmacht Kunst braucht), bei den Formen und Ideen der entgegengesetztesten Kulturen ihre Anleihe machte, in der Art, wie sie sich von ihrem kaiserlichen Repräsentanten, diesem dilettantischsten aller Menschen, abwechselnd die Kostüme von Kreuzfahrern, Rokoko-Despoten und modernen Werftdirektoren umhängen ließ. Daß die scheußliche Sprache, die aus der Schneidigkeit des Gardeleutnants und aus der Schnoddrigkeit des Börsenschiebers geboren wurde, diese Sprache einer völlig entseelten Sachlichkeit ohne Biegung, Bindung und Schmuck, grade der Jargon gewisser Expressionisten geworden ist und von ihnen zur Polemik für „entschlossene Menschlichkeit" benutzt wird: das ist der Humor davon. Daß aber Thomas Mann um der gemeinsamen Verwurzlung in stummer Sachlichkeit willen die neudeutsche Machthaberschaft mit der altdeutschen Geistigkeit gleichsetzt: das ist das Tragische davon. Unverwirrte Wirklichkeitserfassung ist immer eine bedeutende Kraftquelle, gewiß. Aber das ist das Dynamit auch — und die Möglichkeit, sittliche Wertunterschiede zu machen, beginnt erst, wenn ich den Sprengstoff zur Herstellung eines völkerverbindenden Tunnels oder einer menschenvernichtenden Höllenmaschine benutze. Die Herren der Wilhelminischen Epoche hatten die deutsche Sachlichkeit in solch eine Höllenmaschine geladen; sie waren es, die das schneidige Gelächter anstimmten, wenn man ihren Machtbetrieb mit einem Wort wie Gemüt zu kreuzen wagte — was ja wohl ein deutsches Wort ist! Die ungeheure Entfremdung, die zwischen dem wahren deutschen Wesen und dem Wesen dieser unbedingt Regierenden bestand, diese innere

Not allein bildete den Zündstoff, in den nur der Funke der äußern Not zu fallen brauchte, um die Revolution zu entladen.

Von der Religion, der tragischen Freude, zu dienen, dem reinen Gottesdienst eines Schöpferwillens war nichts in Denen, die Deutschland bis 1918 beherrschten; statt dessen trieben sie einen Götzendienst ihrer Ehre, ihrer Macht, ihres Reichtums. Es war nach der Zabern-Affäre und jenem Gelächter, als ich inbezug auf jene schneidigen Männer das Bibelwort zitierte: „Wohl Denen, die gerecht sind und keine Götzen haben, sie werden nicht zum Spott." Sie sind nun zum Spott geworden, weil sie nicht gerecht waren und sehr viele Götzen hatten. Ist es nicht ein wahrhaft gründlicher Irrtum, wenn Thomas Mann dieses Regiment in Schutz nehmen zu müssen glaubte um jenes alten lebensfrommen, zum reinen Menschen- und Gottesdienst willigen, auch ohne den Ansporn großartiger Phrasen sachtreuen und hingebenden Deutschtums willen, das noch immer den unendlich ehrwürdigen Kern unsres Volkstums bildet? Wenn er glaubte, über den persönlichen Anlaß und den ihm nächsten Fall hinaus Stellungnahme gegen das regierende und kriegführende Deutschland nur mit einer grundundeutschen, von westlichen Begriffsräuschen trunkenen Gesinnung erklären zu können? Gewiß: der Zivilisationsliterat, wie Thomas Mann ihn zeichnet, ist ein scheußlicher Typus; die gründlich lieblose Art, wie er die deutschen Menschen mit grundfranzösischen Begriffen von Menschenliebe vergewaltigt, ist abscheulich. Aber wir wollen doch nicht verkennen, daß hier ein vom Genie des Hasses abgemalter Grenzfall, ein Aeußerstes ist, und daß es auf der andern Seite, wo nicht mehr die Leidenschaft deutschen Gewissens wie bei Thomas Mann tragische Irrwege geht, sondern vorteilhafteste Dummheit es sich einfach bequem macht, einen Typus deutsch-vaterländischer Dichter gab, der es an Ruchlosigkeit wohl mit jedem Zivilisationsliteraten aufnehmen konnte — und der für das Wesen des deutschen Dichters doch genau so wenig repräsentativ war wie jener Zivilisationsliterat für Wesen und Möglichkeit eines wahren politischen Schriftstellers.

Denn noch einmal: es bleibt ein Bruderzwist, ein Zwist ebenbürtiger Brüder! Wenn der politische Schriftsteller Bernard Shaw seinen Willen zum Sozialismus begründet sieht in einem „Gefühl für die Heiligkeit des Lebens, das einen Mitmenschen ohne Rücksicht auf seinen sozialen Rang oder seine geistige Klasse achten heißt" — so ist wohl offenbar, daß die Abstammung des wahren Dichters und des wahren Politikers die gleiche ist. Denn das Gefühl für die Heiligkeit des Lebens ist es, das diesen wie jenen auf seine Bahn zwingt, und ob er den Weg des ordnenden Geistes oder den der gestaltenden Phantasie einschlägt, ist dann erst eine zweite Frage. Wenn aber auf dem Wege des politischen Redners die Gefahr liegt, in das Netz wesenloser

Phrasen zu geraten — „die Freiheit und eine Hure sind die kosmopolitischsten Dinge von der Welt", zitiert Thomas Mann mit großem Vergnügen oft aus Büchner —, so gebietet die Gerechtigkeit, zu sagen, daß diese Fähigkeit, grenzenlos überall mißbraucht zu werden, nicht grade dem politischen, sondern jedem einzigen „Begriff", ja jedem Wort der menschlichen Sprache anhaftet, und daß etwa der reine Lebensbegriff des Künstlers nicht weniger kosmopolitischer Schändung ausgesetzt ist als der Freiheitsbegriff des Politikers. Wenn aber der Dichter sich darauf zurückzieht: er brauche eben keine Begriffe, er rede in Gestalten, so ist zu sagen, daß auf seinem Wege die nicht minder große Gefahr liegt, in bloßen Spieltrieb zu verfallen, mit bloß reizvollem Leben ohne Gefühl für dessen Heiligkeit zu hantieren. Der Politiker, der den Dichtern als Gegenrechnung für alle leeren politischen Phrasen alle überflüssige artistische Bastelei aufmachen wollte, würde wahrhaftig nicht zu kurz kommen. Aber wozu führt es, den Blick auf diese Unterwelten zu heften, statt jeder Erscheinung ihr Recht zu geben, das Recht, das darin besteht, in ihren höchsten und reinsten Entfaltungen erkannt und gewertet zu werden. Erkennt, daß der Künstler etwas andres als bequeme Unterhaltung will, daß er unter Schmerzen ringt, das Leben zu heiligen! Erkennt aber auch, daß das Fortschrittsstreben des Politikers nicht mit der Schopenhauerschen Grobheit als der Wunsch Aller, „ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren zu können", erklärbar ist, daß auch hier ein oft genug allem persönlichen Behagen ganz entgegengesetzter Wille, das Leben zu heiligen, sich entfaltet! Ein Wille, in dem die Worte Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Freiheit, ehe sie tausendmal Phrasen wurden, einmal feurig gefühlte innerste Not, prophetisches Gewissen waren. Ein Wille, der, um hingebend am Fortschritt der Menge zu arbeiten, nicht einmal die philosophische Naivität zu haben braucht, die an diesen Fortschritt glaubt; man kann, wie, zum Beispiel, Bernard Shaw, sehr gut wissen, daß aller Fortschritt „Illusion" ist, aber doch erkannt haben, daß das Arbeiten in der Richtung dieser Illusion eine Form der menschlichen Existenz ist, eine soziale Vorstellungsnotwendigkeit, aus der herauszuspringen so sicher zu politischem Wahnsinn führen würde, wie ein Aufgeben des höchst illusionären Raum- und Zeitdenkens zu individuellem Wahnsinn führen muß. Auch wer genau weiß, daß es von Perikles zu Bismarck, von Sophokles zu Gerhart Hauptmann keinen „Fortschritt" gibt, kann Politik nur treiben, als ob es diesen Fortschritt gäbe, und er wird Politik treiben müssen, wenn sein Gefühl für die Heiligkeit des Lebens sich mit geistigen Ordnungskräften und sozialem Organisationswillen paart. Es bleibt der Zwist zweier sehr edler, ebenbürtiger Brüder.

(Schluß folgt)

Die Schule von Kaspar Hauser

Wer die Schule hat, hat das Land.
Aber wer hat die bei uns in der Hand!

Du hörst schon von weitem die Schüler schnarchen.
Da sitzen noch immer die alten Scholarchen,
die alten Pauker mit blinden Brillen,
sie bändigen und töten den Schülerwillen.
Und lesen noch immer die alte Fibel
und lehren noch immer den alten Stiebel:

Wie in alten Zeiten die wichtigen Schlachten
die großen Völkerentscheidungen brachten,
wie die Fürsten und die Söldnerlanzen
den großen blutigen Contre tanzen,
und ohne die heilige Monarchie
sei die Hölle auf Erden — und schließlich, wie
die Völker nur eigentlich Statisten seien.
Man müßte ihnen die Dumpfheit verzeihen.
Könnten eben nichts weiter dafür . . .

Und sie lernen vom Kupfercyanür.
Und von den braven Kohlehydraten.
Und von den beiden Coordinaten.
Und von der Verbindung mit dem Chrome.

Lernen auch allerhand fremde Idiome.
Ut regiert den Konjunktiv.
Polichinelle ist ein Diminutiv.
Und was so dergleichen an Stoff und an Wissen.

Himmelherrgott! ist die Schule beschmissen!
Seelenmord und Seelenraub!
Unter die Kruste von grauem Staub
drang auch kein Luftzug der neuen Zeit.
Der alte Schulrat im alten Kleid.
Wundert euch nicht! Was kommt aus dem Haus
schließlich nach Oberprima heraus?

Ein nationalistischer langer Lümmel.
Gut genug für den Aemterschimmel.
Gut genug für die alten Karrieren —
als ob die heute noch notwendig wären!

Türen auf und Fenster auf!
Lege deine Hand darauf,
lieber Herr Haenisch, und zeige den Jungen,
wie die alten Griechen sungen —
aber ohne die Philologie
und ohne die Kriegervereinsmelodie!

Wer die Jugend hat, hat das Land.
Unsre Kinder wachsen uns aus der Hand.
Und eh wir uns recht umgesehn,
im Handumdrehn,
sind durch die Schulen im Süden und Norden
aus ihnen rechte Spießbürger worden.

Schönbrunn von Alfred Polgar

Das Schönbrunner Schloßtheater ist ein entzückendes Theater. Der Zuschauerraum, von lachend Rot und Gold überflossen, ein Gleichnis pretiöser Heiterkeit und spielerischer Grazie. Ein Raum in C-dur, unzeitgemäß wie Erdennot-Ferne, durchatmet von Luxus, Sinnlichkeit, genießerischer Laune. Ein unvergleichliches Bühnchen für zartest-heitere Musik, für subtile Kleinliteratur, für lieblichen Spuk aus Ariels schwerloser Welt.

Diesem koketten Mozart-Etui jedoch zuzumuten, das Ueberinventar des Burgtheaters zu bergen, aus diesem Schächtelchen oekonomische Rettung für den wankenden Prunkkasten auf dem Franzensring gewinnen zu wollen, wäre eine Bieridee, eineIerersatzidee lächerlichster Art. Durch einen Stacheldraht hoher Billettpreise unzugänglich gemacht, zu Stunden spielend, deren Anfang noch der Werktag schneidet, deren Schluß schon jenseits des Augenblicks, in dem alle gemeinen Möglichkeiten der Fütterung enden, weitab vom Stadtkern gelegen (heute, da Lohnfuhrwerk eine Theorie, und der armen, ihr Tagespensum abkeuchenden Straßenbahn, schief und krumm vor Alter und Ueberarbeit, jeden Augenblick für kürzer oder länger der Atem ausgeht): wie kann ein so bedingtes Luxustheater auf Gedeihen hoffen? Was soll überhaupt ein Luxustheater in dieser zerbrochenen Stadt und Zeit, an diesem Ort der Krätze, des Hungers, der sauer gewordenen Witzigkeit, der Angst und der hoffnungslos zerrissenen Stiefel?

Nach langem höfischen Schlaf ist das Schönbrunner Schloßtheater wieder zum Leben, zu ‚Tristans Tod', erwacht. Mit einem ähnlich pappigen Schmatz ist noch nie ein Dornröschen geweckt worden. Wenn es klug ist, legt es sich auf die andre Seite und schläft weiter.

*

‚Tristans Tod' ist ein Versdrama von Maja Loehr. Fünf Stück Akte, die der Burgtheater-Dramaturgie (zu deren Ehre hoffe ich das) wohl durch eine vis major, an Unabweisbarkeit einem Hofdiktat von ehemals gleich, aufgezwungen wurden.

Die Geschichte von Tristan und seinen beiden Isolden, ungefähr so, wie sie Gottfried von Straßburg erzählt hat. Viele Bühnendichter, von der Fülle dramatischer Urmotive verlockt, haben sich bemüht, die Fäden des Epos dramatisch zu verknoten, unter Einschlingung ein oder des andern subtilern Fädchens aus der eignen Hirnspinnerei. Wagners Musikdrama, das Spiel vereinfachend, um die Idee des „Liebeszwangs" dichterisch und philosophisch zu vertiefen, hat die zweite Isolde, die langweilige Weißhand, ganz vernachlässigt. Die Dramatikerin Maja Loehr bringt sie auf die Bühne. Leider. Wir lernen ein kümmerliches Pensionatsfräulein kennen, das nicht weiß, wie

ihr geschieht, und wieso sie dazu kommt. Isolde Blondhaar hat ganz recht, daß sie, von Tristans Sterbenslager, die Namensvetterin, „ohne sie sonst zu beachten, mit einer Bewegung wegschiebt".

Nun ist aber diese Puppenfigur das einzig sozusagen Neue an dem platten Theaterstück. Der alte Stoff mit einer weichen, süßlichen Schicht von fünffüßigen Jamben überzogen. Aus jeder Zeile schimmert das Wasserzeichen des Dilettantismus vor. Durchaus das, was der Kleinbürger unter „Poesie" versteht. „O süßer Mai!", „O sel'ge Nachtigall im Lindenhag", „Hörst du die Nachtigall im Garten singen?", „Auch meine Stunde wird dereinst noch klingen — Und solch ein holder Frühling wird sie bringen!" „Kindfrohes Lachen", „Jungfrischer Ruhm". Wenn das Metrum widerspänstig ist, ein Superlativ sich nicht gutwillig über drei Silben strecken will, entstehen Worte wie: „Tieftiefste Angst . . .", „Allalles Denken . . .". Manchmal wird die Diktion volkssängerisch, zum Beispiel: „Denk' ich in meinem Sinn". Kilometerlange Bänder solcher Oeldruck-Poesie abraschein zu hören, und kein Wort, kein Gesicht, kein Menschenlaut, kein Dichterlaut, die den Hörer aus der Lethargie rissen, in die ihn das Gejambe versenkt: — nein, so Rokoko kann ein Theater gar nicht sein, daß der Einfall, derlei Dichtung in ihm zu spielen, nicht barock wirkte.

Zwischen Dekorationen in neuem Bilderbuchstil — dem Auge wohlgefällig, dem Geiste nichts sagend — wurde rechtschaffenes, konventionelles Theater gemacht. Herr Siebert, König Marke, mischte Weisheit, Hoheit, Verliebtheit zu einer satt-grauen Charakterfarbe, die ihn gut kleidet. Jeder dritte Zoll ein Könnig. Isolde Blondhaar: Else Wohlgemut. Ihrer Kunst gelingt nur halbe Erlösung der dargestellten Figur aus Leblosigkeit und Gleichgültigkeit. Es bleibt ein unentzauberter, steinerner, steinkalter Rest. Das dramatische Temperament der Frau Wohlgemut kennt wenig Uebergänge zwischen Asche und Flamme. Es produziert sich oder es ist nicht da; kein drittes. Den Tristan — nur ein kurzes Weilchen aufrecht, sonst, infolge Verwundung, durchaus horizontal — spielt Herr Gerasch. Auch das umgelegt Heroische macht ihm keine Schwierigkeiten. Die große Liebessehnsucht, die Todeswunde durch Amors Fidschipfeil, ist ihm allerdings schwer zu glauben. Als Isolde Weißhand deutete Fräulein Danegger an, daß sie begabt sei. Gern geglaubt, obzwar an dem Spiel des schmalen Fräuleins noch alles grün und holzig und Theaterschule ist. Wenn diese Isolde sich ihrem Helden leidenschaftlich nähert, hat man den Eindruck, daß sie ihn gleich um ein Autogramm bitten wird. Der Frühling ist ja eine liebliche Erfindung, aber „Tristan und der Backfisch" doch mehr lächerlich als lieblich. Denk' ich in meinem Sinn.

Wissell und Erzberger von Alfons Goldschmidt

Das kommt davon, wenn man nicht zugreift, wenn man irgendeine Gemeinschaftelei fabriziert, die keinen Arbeiter und Angestellten befriedigt, für die keine Arbeiter und Angestellten kämpfen, wenn man zusammen mit Herrn Moellendorf eine sogenannte Organisationsidee des Herrn Rathenau aufs Papier bringt. Wenn man eine „Planwirtschaft" fabriziert, in der weder ein brauchbarer Plan noch eine brauchbare Wirtschaft zu erkennen ist.

Gut an dieser Planwirtschaft sind einige Einleitungssätze. Schlecht an dieser Planwirtschaft ist der Plan. Rathenau-Moellendorf-Wissell will „räumlich gegliederte Selbstverwaltungskörper", „fachlich gegliederte Selbstverwaltungskörper" und oben darüber einen Reichswirtschaftsrat. Betriebsarbeiterräte — Bezirksarbeiterräte — Bezirksunternehmerräte. Bezirksarbeiterräte und Bezirksunternehmerräte zu Bezirkswirtschaftsräten vereinigt, Bezirksarbeiterräte und Bezirksunternehmerräte zu einem Reichsarbeiterrat und einem Reichsunternehmerrat vereinigt. Dann Fachwirtschaftsbünde von den Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen der Wirtschaftsgruppen, vom Handel und von den Verbrauchern beschickt und geleitet und alles hineingeworfen in einen Reichswirtschaftsrat.

Die Betriebsarbeiterräte, die Bezirksarbeiterräte, die Bezirksunternehmerräte, der paritätische Bezirkswirtschaftsrat haben Limonadenaufgaben, sozial-politische Aufgaben. Ein bißchen Produktionsbeaufsichtigung, etwas Arbeitsverhältnisbeaufsichtigung, etwas Hygienebeaufsichtigung, etwas Statistik. Darüber als Oberbeaufsichtiger der Reichsarbeiterrat für die Bezirksarbeiterräte und der Reichsunternehmerrat für die Bezirksunternehmerräte. Dann die Wirtschaftsbünde: Regelung der Rohstoffbeschaffung und Verteilung, Bedarfs- und Dringlichkeitsprüfung, Preis-Senkung, Absatzregelung, Fachforschung, Lastenaufbringung, und ganz darüber, ganz oben, als Zentrale mit Rathenau und Moellendorf, der Reichswirtschaftsrat, „die oberste Leitung der deutschen Wirtschaft im Zusammenwirken mit berufenen höchsten Organen des Reiches". Außerdem noch eine Reichsvermögensbank, von der man nicht recht weiß, weshalb sie geplant wird, ein Reichsfonds und ein Arbeitsfriedensentwurf zur Behinderung des Klassenkampfes.

Was ist das alles? Das ist eine Gewerkschaftelei, irgendeine Konstruktion, ein erzwungenes Hineinarbeiten der Räte in irgendeine Verfassung, ein Zusammensetzen der Arbeiter und Arbeitgeber, der Feinde des Kapitalisten, mit dem Kapitalisten an einen Tisch, wie einst im Mai. Es ist das eine Art von Syndizierung mit Benutzung alles Daseienden und Gewesenen, mit Benutzung der Formen und Kompetenzen, der Syndikate, Kartelle, der Gewerkschaften, der Tarifpolitik, also alles dessen, was schon überlebt ist. Und mit dieser Fehlgeburt, mit dieser sozialpolitischen Waschlapperei will man den Klassenkampf auffangen, das heiße Streben von unten abkühlen, damit will man die Arbeiter befriedigen, den Unternehmern Honig ums Maul schmieren und sie gewinnen. Selbstverständlich wird die Rentabilität aufrechterhalten, das Schaffen von Kapitalsgewinnen. Um etwas zu tun, um etwas zu zeigen, wird eine Beschneidung auf dem Papier veranstaltet, eine Gewinnbeschneidung, die aber keine ist. Rathenau-Moellendorf-Wissell nennt das eine „gebundene Planwirtschaft". Ich sagte schon: es ist kein brauchbarer Plan und keine brauchbare Wirtschaft, aber gebunden

ist der Plan und gebunden ist die Wirtschaft, nämlich an den Kapitalismus. Mit solchen Scherzen soll man doch im Grunewald bleiben. Die Leute haben niemals eine Arbeiterseele gerochen, sonst würden sie wissen, daß heute eine Arbeiterseele nach Schwefel riecht und nicht nach matter Limonade.

Nun hat es eine Wissell-Krise gegeben, und man weiß überhaupt nicht mehr, was man machen soll. Am liebsten ließe man den Kapitalismus laufen, rein und raus laufen, und so wird es zunächst wohl werden. Schon stürmt er rein ins Land, über die Grenzen weg, der verrückt gewordene Importkapitalismus. Man nennt das: Preis-Senkung; in Wirklichkeit ist es: Verarmung des Landes. Diese Preis-Senkung ist überhaupt eine hübsche Sache. Sie zeigt, daß die Leute, die man auf die obersten Stühle gesetzt hat, oder die sich selbst darauf gesetzt haben, begriffslos wie ein ausgeblasenes Ei sind.

Und nun Herr Erzberger. Matthias hat ein Steuerprogramm heruntergerasselt vor der Nationalversammlung mit dem Gehrock und dem Schwung, die ihm eigen sind. Das ist aber einmal ein Werk. Hier ist endlich einmal die große Finanzreform, die Umwälzung, das Radikale, das Durchgreifen bis unten in die Kassen der Ramscher. Hier ist Rücksichtslosigkeit. Nein, lieber Matthias, hier ist nichts davon. Auch hier ist Limonade, und es bleibt Limonade, wenn man sie auch wie aus dem Flammenwerfer herausspeit.

Zunächst ist dieses Entwurfswerk nicht das Kind des Herrn Erzberger, sondern das Kind von zwei Vätern, den Herren Schiffer und Dernburg. Es werden direkte und indirekte Steuern eingebracht. Aber das Privatkapital bleibt bestehen. Es wird nach oben gestaffelt, aber es wird nicht verhindert, daß entsprechend mehr hereingeramscht wird, daß die Preise entsprechend klettern, daß die Akkumulation des Kapitals entsprechend rast. Die berühmte Erbschaftssteuer, die herbeigesehnte, die von Herrn Erzberger mit Gerechtigkeitspomp verkündete, die sogenannte große Vermögensabgabe: was ist das andres als ein Danebenschießen, als eine neue Defraudationsermöglichung im weitesten Sinne? Herr Erzberger hat Angst vor dem Staatsbankrott. Die Anleihen will er nicht annullieren, die Zinskupons will er gar nicht oder nur wenig beschneiden, er will also alle die Lasten, unter denen Deutschland schwitzt, auf Deutschland lassen. So will er den Kredit Deutschlands beim Auslande retten. Er sieht nicht, daß Deutschland nur als lastenfreies Land Kredit gewinnen kann, denn nur als lastenfreies Land wird es arbeitsfriedlich, preisangemessen, produktionsfrei, förderungsintensiv. Das sieht Herr Erzberger nicht. Dagegen macht er einige unmögliche Bemerkungen über den Bolschewismus, den er garnicht kennt, vergleicht einen Rentier mit hunderttausend Mark Kapital mit einem Telegraphisten, der ein unsicheres Einkommen hat, und schätzt den Telegraphisten wirtschaftshöher als den Kapitalisten. Er will keine unproduktiven Ausgaben machen; aber er läßt das Privateigentum bestehen und muß also die Riesensteueraufbringungen der Privatwirtschaft in den Rachen schmeißen, die sie wahrhaftig nicht produktiv verwenden wird. Er will eine Abkehr von Selbstsucht, Eigennutz und Luxus und will damit eine soziale Brückenpolitik; aber er läßt den Privatkapitalisten bestehen, der doch nichts andres ist als Selbstsucht, Eigennutz und Luxus, und der von Brückenpolitik nur so lange was wissen will, wie die Kröten über die Brücke zu ihm kommen. Er will, daß nur Der ißt, der arbeitet; aber es sollen immer noch die einen Arbeiter, nämlich die Kapitalisten,

die keine Arbeiter sind, mehr essen als die andern Arbeiter, die wirklich Arbeiter sind. Er erzählt unmögliche Dinge von der Valuta, widerspricht sich, wenn er das Preisproblem beleuchten will, macht eine Bedarfsdeckungsdisposition auf und wirtschaftet mit irgendwelchen Schätzungen in die Luft hinein. Nein, Matthias, Du bist nicht der Finanzheiland. Auch Du wirst vom Sessel des Finanzministers verschwinden. Du machst in Allem, in Waffenstillständen, in Kulturen, in Ohne-Portefeuille, in Finanzen. In was machst Du nicht? In dem, was brauchbar ist.

Rundschau

Den jungen Schiller

sollt Ihr in Millionen Exemplaren verbreiten, sollt Ihr auf die Bühnen bringen, wo Ihr irgend Einfluß habt, Ihr, denen an den Früchten der Revolution irgendetwas gelegen ist! Glaubt Ihr denn immer noch, mit ein paar Streiks und Putschs und Protesten seis getan? Fühlt Ihr nicht, wie rührig die Andern am Werke sind? Wie sie langsam wieder die Hand aufs Steuer schieben? Wie sie klug und zäh sich an die Jugend ranmachen; merkt Ihrs nicht, wie die Lehrer und Oberlehrer eure Kinder in den Schulen bearbeiten? Habt Ihr im Bilder-,Tag' bewundert, wie der Herr General von Plettenberg die Veteranen des Garde-Jäger-Regiments „besichtigte"? Saht Ihr nicht, mit welchen Wonneschauern diese Regimentsangehörigen selbst auf der Photographie die Hacken zusammenreißen, wie einst im Mai? Saht Ihr den Herrn General in Helm und Schärpe und goldgewirkten Epaulettes, wie einst im Mai? Jene, die Andern, verstehen offenbar mit dem Instrument umzugehen, auf dem Ihr nicht mehr spielen könnt, seit sie euch die Luxemburg und den Liebknecht und den Eisner gemeuchelt haben: mit der Seele Eurer Landsleute, mein' ich.

Ja, glaubt Ihr denn, Ihr schaffts auf die Dauer mit der Lohnquetscherei? Oder damit, daß Ihr die Miete schuldig bleibt? Soll denn die ganze Herrlichkeit nur ein Jahr oder zwei dauern? Oder meint Ihr, die Erbitterung vom Krieg her könnte langen für die Erhaltung jener seelischen Temperatur, die zur Sicherung der revolutionären Erfolge (wenig genug sinds grade!) nun einmal not tut? Wollt Ihr nicht davon lernen, wie Jene zu rechnen, psychologisch zu arbeiten wissen?

Sollt es euch nicht möglich sein, jenes Excelsior der Seele, jenes Drängen nach einer Vollendung, das ja letzten Endes Trieb und Wurzel jeder Revolution ist, zu kräftigen, für euch groß zu ziehen, in eure Dienste zu stellen? Wo bleibt das Wichtigste: das Lied — ,das' Lied der Revolution? Sollte unter euch keiner sein, der euch singen lehren kann? Wahrhaftig, bevor Ihr nichts habt, was die ,Wacht am Rhein' mindestens aufwiegt, wird der Herzschlag des Volkes nicht in euerm Rhythmus gehen.

Bis dahin aber sollt Ihr es, auf breitester Grundlage, mit dem jungen Schiller versuchen. Wißt Ihr nicht, daß ,Kabale und Liebe' heut noch das vielleicht revolutionärste Werk der Weltliteratur ist? Natürlich haben wir keine intriganten Schurken von Präsidenten oder noch gemeinere Sekretäre oder gar edle Buhlerinnen mehr zu bekämpfen: aber wie leicht ist das alles zu übertragen in die Sprache unsrer Zeit! Und der Schrei, der ungeheure Schrei in diesem Ewig-

keitswerk kann überhaupt nicht übersetzt werden; denn er ist wortlos, ein Urlaut, hervorgebrochen aus titanisch sehnender Brust. Diesen Schrei nach humanitas nach dem Rechte des Menschen an seinen Bruder und auf seine Mutter, die Erde — den wird der Stumpfeste, wenn er nur will, verstehen. Und dieser Schrei kann die Flauesten aufjagen zum Protest, zum Kampf, zur Vernichtung alles Abgefeimten, Vergreisten, Vergifteten, mit einem Worte: Neupreußischen. ‚Räuber', ‚Fiesco', ‚Don Carlos' selbst noch dazu, viele von den Gedichten: spannt diesen Pegasus in euer Joch, gebt ihm Einen, der ihn lenken kann (an solchen fehlt es nicht) — und Hunderttausende werdens in ihrer Brust fühlen, daß sie für Menschheitsziele kämpfen und nicht für Lohnerhöhung. Schillers Schrei muß durchs ganze Land klingen! Denn höchste Zeit ist, daß auch die Seele revolutioniert werde.

Victor Goldschmidt

Lachkabinett

Das war wieder einmal ein Fest. Märchen Pallenberg trat in einem neuen Schwank umher, am Zwerchfell jedes Besuchers war eine Strippe befestigt, die Kordeln liefen vorn an der Rampe zusammen, und wenn Max zog, wackelte das Haus in Seligkeit und Lachen. Gewiß, er hats nicht mehr schwer und macht sichs mitunter leicht — aber schließlich wirft es einen doch immer wieder um, und das ist die Hauptsache.

Von seiner Rolle ließ er nicht viel übrig: sie war aufgeplatzt wie eine Pellkartoffel. In diesem Meisterwerk ‚Auch ich war ein Jüngling . . .' spielt er gleich zwei Rollen: einmal einen jüngern Herrn, mit keck-schiefem Strohhut, mit zwei hingeklatschten roten Flecken auf den Backen, als welche die Jugend anzudeuten bestrebt sind — und einen ältern Herrn mit einer sehr unangenehmen Frau: „Mutter", sagt er zu ihr, „Mutti" zittert seine brüchige Stimme . . . Und die Schleusen seiner Beredsamkeit ergießen sich: „Nur über deine Leiche geht meine Leiche". und: „Ich ging auf und etwas ab". und „Walter von der Vogelwiese" erscheint — es geht sehr heiter zu. Er schwatzt, wie ein Regierungsvertreter, der eine Interpellation beantworten soll — sehr wortreich, aber am Schluß der Rede ist gar nichts. Er schwatzt und hat wirklich gute Züge erfunden: da ist, zum Beispiel, eine berliner Reflexbewegung, wie er in der höchsten Not ans Telephon springt und zunächst einmal den Hörer abnimmt — das hilft auf alle Fälle, und man kann nie wissen.

In dem Stück ging es zu wie in einem mittelkräftigen Irrenhaus (dieses schöne Wort stammt von Auburtin) — es spielte in einem richtigen deutschen Schwankhaus: der Kunstmaler Schneegans ist garnicht der Kunstmaler Schneegans, sondern der Sohn, der sich aber als Diener des Grafen von Monte Christo verkleidet, aber der ist gar kein Graf, so wie seine Frau nicht seine Frau ist, sondern nur die unverheiratete Nichte des Onkels aus Holland —: und dazwischen wird Pallenberg herumgestoßen und pultert einher und tut, was von ihm verlangt wird, und hängt mit seinen blanken leeren Augen in der Finsternis des Parketts und begreift nicht, was es da zu lachen gibt. Die andern waren auch nicht übel: Friedrich Kühne, braun und grün angestrichen, sah aus wie ein Holzschnitt aus den Fliegenden Blättern, so: „Unter Mimen" — und Wolfgang Heinz tremolierte mit der Stimme wie ein erwachsener Moissi, das Publikum raste, Einer

zischte sogar, weil er dachte, es sei ein Sakrileg. und der Geist des Gewaltigen schwebte segnend über der Stätte seiner winterlichen Triumphe.

Zum Schluß aber trudelte sich doch Märchen ganz allein auf die Szene und nahm die spontane Huldigung seines Volkes entgegen und die fröhliche Quittung, daß ers wieder einmal ganz famos gemacht habe.

Peter Panter

Antworten

Einsender von Manuscripten. Als brave Deutsche zerfallt Ihr in zwei Gruppen: die Einen werden akzeptiert, die Andern nicht. Und diese — nimmts euch Wunder? — kann man wieder in zwei Gruppen teilen: den Einen legt man einen schön gedruckten Dank bei, den Andern schreibt man ein paar Worte. Je nach Zeit und Lust. Jetzt kommen aber meine ‚Formulare' und greinen etwa so: „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so gar kein Interesse für mich haben und mich mit einem gedruckten Wisch abspeisen." Und meine ‚Briefe' kommen und werden schon energischer: Ich habe Ihnen eine Ware übersandt. Sie hatten zu meiner Offerte Ja oder Nein zu sagen. Keinesfalls aber hatten Sie das Recht, die Ware zu kritisieren." Nun steh ich da, ich armer Tor, und da euch das Cliché nicht gefällt und nicht die individuelle Antwort, so werde ich mir wohl ein individuelles Cliché, eine persönliche Schablone zulegen müssen.

B. M. Sie äußern den Wunsch, den Porträtisten Wolfgang Heines zu ergänzen, dieweil er ein paar nicht unwichtige Züge weggelassen habe. Aber immerzu. Wie ich Fischart kenne, wird er sie mit Vergnügen in die zweite Sammlung seiner ‚Politischen Köpfe' übernehmen. Also los: „Ignatz Auer hatte ihn für die Partei entdeckt und gewonnen. Ach, wenn der schlaue ‚Nazi' geahnt hätte, welch Kuckucksei seiner Partei damit ins Nest geriet: er hätte die Finger davon gelassen. Auer war es auch, der Heine 1898 zur Kandidatur in Berlin III verhalf. Damals bestand in den Augen der Bonzen, also auch Auers, die Gefahr, daß Ledebour in diesem Kreise auf den Schild gehoben würde. Und Auer verachtete Ledebour, den ehemaligen Zeichner des ‚Kladderadatsch'. Auer haßte nie — er ging weiter: er verachtete! Weil Auer zeitlebens die Menschenverachtung zum Axiom erhoben hatte, war ihm die congeniale Natur Wolfgang Heines so ungemein sympathisch. Nach dessen ersten Kandidatenrede wackelten alle Partei-Perücken. Nur waren die Primadonnen zu —vorsichtig, zu schlau, nein, zu feige, um Heine sofort zu beseitigen. Vielleicht konnte man den rauflustigen Studenten doch mal gebrauchen! In der ersten Kandidatenrede von 1898 hatte Heine es für möglich erklärt, Kanonen gegen Volksrechte einzuhandeln. Gleich in dieser Versammlung, die übrigens an einem der nächsten Tage fortgesetzt wurde, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Heine wich, nach Fechterart, einen Schritt zurück, und fünf Wochen später war er M. d. R. Seitdem kam Berlin III nicht mehr zur Ruhe. Sein Auftreten war in jeder Frage provokatorisch und darauf berechnet, den Gegner zu kapern, und wenn das mißlang, ihn zu kränken, zu verachten — nach Auers Vorbild! Grade der Arbeiter hat für diese Methode ein scharfes Auge. Woraus sich Wolfgang Heine nichts machte. Er war ja mit dem berüchtigten Grafen Kleist-Loß zusammen erzogen.

worden, war Erster Präside des stockantisemitischen Vereins Deutscher Studenten, ja, sogar Reserve-Offizier gewesen. Man konnte ihm . . . Das Nationale liegt ihm im Blut — ein rötlicher Chauvin! Als Heine in Berlin ‚abgegessen' hatte, berief ihn Peus, der sanfte Heinrich von Dessau, nach Anhalt. Dort wurde er 1912 gegen Preuß mit Hilfe der antisemitischen Nationalliberalen unter Führung Norths in den Reichstag gewählt. Nach Fischart ist er achtundvierzig Jahre, nach seinen eignen Angaben neunundfünfzig. Ein Sozialdemokrat, wie er im Buche steht, war er nie, wirds auch nie werden, noch viel weniger ein Sozialist, bei dieser Veranlagung, dieser Erziehung und dem Milieu, das er selbst gesucht hat. Seiner engern Partei bereitete er stets allerlei Pein, hingegen ‚vergöttern' ihn die Unabhängigen, dieweil er ihnen schier unerschöpflichen Agitationsstoff liefert. Boshafte Menschen verbreiten die Mär, er läse allabendlich die Reden Bismarcks und Puttkamers gegen die Sozialdemokraten, und zwar bevorzuge er die Jahrgänge 1878 bis 1890."

Franz H. „Solange es noch deutsche Fäuste gibt zum Dreinschlagen für Recht und Ehre, so lange wird auch das Grab in Radebeul nicht ohne Beschützer sein", behauptet eine hamburger Zeitung. Mit solchen Scherzen beschäftigen sich deutsche Leser und Schreiber in großer Zeit. Einer bricht, aber nicht einfach so, sondern eine Lanze für Karl May. Wenn sie nur endlich den alten Herrn ruhen lassen wollten! Ob er im Zuchthaus gesessen hat oder nicht — weder dies noch das macht seine Sätze besser. Aber bei Winnetous Vater — dafür haben sie Pathos und Zeit und Papier und Arbeitskraft. Gott segne mein Deutschland!

Martin B. Ein republikanischer Führerbund soll diejenigen Führer und Unterführer der Reichswehr umfassen, die nicht monarchistisch gesinnt. Das wird sich zerschlagen, würde Max Adalbert sagen, nämlich aus Mangel an Mitgliedern garnicht zustande kommen. Nun rächt sich die Nachgiebigkeit gegen die Offiziere des alten Schlages, die man, voll Angst, nicht entbehren zu können glaubte. Die er rief die Geister, wird er nicht mehr los, und die konservative Offizierskaste hat glücklich ihre alten Betätigungs-Rieselfelder in eine neue Zeit hinüber gerettet.

Emil Schering. Sie erlassen an die deutschen Buchhändler einen Aufruf, worin Sie sich über die unautorisierten Uebersetzer Strindbergs beschweren und sie samt allen hehlenden Verlegern warnen, diese Diebesware zu verbreiten. Juristisch haben Sie vollständig recht. Sie sind — leider — der einzige autorisierte Uebersetzer Strindbergs, und einen bestehenden Rechtszustand soll man achten, auch wenn er zu noch so widersinnigen Ergebnissen führt. Strindberg habe, schreiben Sie, Ihre Uebersetzungen „providentiell" genannt. In meinem Fremdwörterbuch lautet die Uebersetzung von „providentiell": vorsichtig, fürsorglich, verhängnisvoll. Verhängnisvoll sind Ihre Uebersetzungen in der Tat, denn es ist Ihnen gelungen, Strindberg ins Scheringsche zu übersetzen. Gott schenke uns Einen, der die Uebertragung ins Deutsche vornimmt.

Abonnent. Sie finden in der Ankündigung einer Zeitschrift ‚Freie Deutsche Bühne' den Satz: „Siegfried Jacobsohn und ein Teil seines Stabes wird darin zu Worte kommen", und ersuchen um Aufklärung. Was ein Teil meines „Stabes" tut, ist seine Sache. Von mir weiß ich jedenfalls bestimmt, daß ich nicht in der ‚Freien Deutschen Bühne', sondern auch weiterhin nur in der ‚Weltbühne' zu Worte kommen werde.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Einkehr von Heinrich Ströbel

Der Friedensvertrag ist ratifiziert, die Blockade aufgehoben. Der Kreislauf der Weltwirtschaft beginnt auch in Deutschland wieder zu pulsieren. Wenn nicht raserische Selbstzerstörung den Genesungsprozeß hindert, wird das abgestorbene Glied der deutschen Wirtschaft neue Lebenskraft gewinnen. Und mit der Güterzirkulation wird der geistige Austausch wiederkehren, wird sich auch der Ring der internationalen Kulturgemeinschaft wieder schließen. Nicht plötzlich wird sich die Wiederannäherung vollziehn, nicht morgen schon werden die fremden Nationen Deutschland wieder versöhnt in die Arme schließen. Das Leid, das der Krieg über die ganze Welt gebracht, ist zu ungeheuer, die Erbitterung zu tief eingefressen. Als Maubeuge fiel, mußten mit den vierzigtausend Franzosen auch ein paar hundert Engländer kapitulieren. Gemäß ihrer Sportsitte wollten sie, nach entschiedenem Kampfe, dem Gegner, den deutschen Soldaten, zum Zeichen der Versöhnung die Hand schütteln. Aber unsre Feldgrauen, an solche Sitte nicht gewöhnt, stießen die Tommys ärgerlich zurück, und die deutsche Presse hatte nur beißenden Hohn für die dreisten Briten, die blutigen Ernst mit leichtem Spiel verwechselt hätten. Das war noch ganz zu Anfang des Kriegs, wo, im Verhältnis, erst ein Bächlein des Bluts geflossen war! Und, statt vieler Exempel, nur ein Beispiel noch. Bereits im September 1914 schlug Professor Schwalbe in der Medizinischen Wochenschrift vor, die Vorbereitungen zu dem für 1917 nach München einzuberufenden Internationalen Medizinischen Kongreß einzustellen, weil bis dahin die Gefühle gegenseitiger Erbitterung noch nicht geschwunden und man noch nicht wieder in der Stimmung sein würde, „in Ruhe die üblichen Begrüßungsreden von der völkerverbindenden Kraft der Wissenschaft über sich ergehen zu lassen". Wie sollte sich da jetzt, nach solchen Opfern, solchem Völkerruin, solcher Hasses-Saat, die Entente-Menschheit über Nacht mit Deutschland ausgesöhnt fühlen! Zu Wiedergutmachungen materieller Art haben wir uns vertragsmäßig verpflichtet. Nicht minder wichtig für die Völkerversöhnung sind die moralischen Wiedergutmachungen! Deutschland muß sich endlich zur Wahrheit bekennen! Es muß die alten Götzen zertrümmern, muß aller Gewaltanbetung entsagen, wenn es je wieder als Gleicher in die Gesellschaft der Nationen aufgenommen werden will. Der ruchlose Geist, dem die Pöbelexzesse gegen die Soldaten der französischen Legation, dem die feige Mordtat in der Friedrich-Straße entsprossen, muß geächtet und mit glühendem Eisen ausgebrannt werden, sollen wir nicht der gemiedene Paria unter den Völkern bleiben!

*

Grade jetzt, an dieser Wende der Zeiten, ziemt Deutschland strengste Einkehr. Es gilt, die betrogenen, auch von den heutigen Regierern und ihrem Anhang in unehrlichster Selbsttäuschung erhaltenen Volksmassen endlich erkennen zu lehren, daß der Weltkrieg durch den preußischen Militarismus, durch den alldeutschen Machtwahn über die Menschheit gebracht worden ist. Und es gilt nicht minder, zu bekennen, daß die Kriegsverlängerung und der ungeheuer verwüstende Charakter dieses Krieges der militaristischen und imperialistischen Verblendung der deutschen Machthaber aufs Konto zu setzen sind. Nicht, weil dies allzu späte Bekenntnis für Geschehenes noch Pardon zu erwirken oder eine Friedensbedingung zu mildern vermöchte, sondern weil nur der offene und rücksichtslose Bruch mit der blutbesudelten Vergangenheit die Gewähr für die geistige und sittliche Erneuerung Deutschlands bietet.

Der Geist, der das Ultimatum an Serbien inspirierte und guthieß, der die Kriegserklärung an Serbien, an Rußland und Frankreich vorbereitete und tückisch abschnellte, hat seine brutalste, aber auch ehrlichste Offenbarung gefunden in den Schriften Bernhardis. Während der Pazifismus, der Abrüstungs- und Schiedsgerichtsgedanke in den Entente-Ländern immer tiefere Wurzeln schlug und immer machtvollere Gestaltung annahm, lehrte ein Buch wie ‚Deutschland und der nächste Krieg‘, daß der Krieg „ein unentbehrliches Mittel der Politik und der Kultur“ sei, und daß die Presse immer wieder die Notwendigkeit des Krieges betonen müsse. Wie die alldeutsche Presse diese Mahnung schon vor dem Kriege beherzigte, haben Professor Nippold und Kurt Eisner in reichen Zitatensammlungen nachgewiesen; und wie fast die ganze deutsche „Intelligenz“ nach Ausbruch des Kriegs in ruchlosester Kriegsverherrlichung schwelgte, dafür mögen im nächsten Abschnitt einige Pröbchen zeugen. Bernhardi wollte aber nicht nur die Erhaltung des kriegerischen Geistes, sondern den wirklichen, den baldigen Krieg mit den Nachbarn, vor allem mit England und Frankreich. Daß es nicht schon wegen des Marokko-Streites mit Frankreich zum blutigen Konflikt gekommen, war ihm bitter leid; aber zu seinem Trost hatte das Marokko-Abkommen den „Vorteil“, „daß es zahlreiche neue Reibungsflächen mit Marokko schaffe“. Desgleichen dürften Annäherungsversuche Englands höchstens dazu benutzt werden, „den notwendigen und unvermeidlichen Krieg so lange hinauszuzögern, bis wir meinten, ihn mit einigem Erfolg führen zu können“. Weder Frankreich noch Rußland noch England hätten es nötig, Deutschland anzugreifen, um ihre Interessen durchzusetzen. Darum müsse man „die Karten so mischen, daß wir von Frankreich angegriffen würden“. „Wollen wir einen Angriff unsrer Gegner herbeiführen, so müssen wir eine politische Aktion beginnen, die, ohne Frankreich anzugreifen,

doch dessen oder Englands Interessen so schwer verletzt, daß diese beiden Staaten sich ihrerseits zum Angriff gezwungen sehen; Möglichkeiten zu einem solchen Vorgehen bieten sich sowohl in Afrika wie in Europa selbst."

Aber nicht nur ein preußischer General spielte so den Machiavell des Imperialismus, sondern auch der künftige Träger der Krone bekannte sich leidenschaftlich zur Lehre von der Unentbehrlichkeit und Herrlichkeit des Krieges. In seiner Einleitung zu dem Buch ‚Deutschland in Waffen' werden „die schwärmerischen Träume von der Möglichkeit eines ewigen Weltfriedens" schroff verworfen: „Diese Auffassung ist undeutsch und steht uns nicht an." Und: „die Sympathien der Kulturvölker gehen auch heute noch, wie in den Tagen der Antike, mit dem forsch und tapfer kämpfenden Heere." Den Schluß macht dann die Gemütsexplosion des kronprinzlichen Totenkopfhusaren: „Donnerwetter, wenn es doch ernst wäre!" Und während man so ein Volk von ehedem hoher geistiger Kultur in ein Volk von chauvinistischen Betrügern und stupiden Landsknechten zu verwandeln suchte, schuf man, in Beantwortung der englischen Einladung zur engen Alliance, im Jahre 1913 durch die plötzliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um 140 000 Mann und eine außerordentliche Wehrsteuer von einer Milliarde Mark die letzten Vorbedingungen zum welterschütternden Dreinschlagen mit der gepanzerten Hohenzollernfaust. Schon im März 1913 hatte ja, nach Giolittis Enthüllungen, Oesterreich Serbien den („Verteidigungs-") Krieg erklären wollen. Italiens kategorischer Einspruch verzögerte damals noch einmal die Katastrophe. Aber im November 1913 stimmte in Gegenwart des Belgierkönigs Wilhelm der Zweite seinem Generalstabschef lebhaft zu, als dieser erklärte, daß der Krieg unvermeidlich sei, und daß das Volk dem das Schwert ziehenden Kaiser mit unwiderstehlichem Enthusiasmus folgen werde. Aus den Verabredungen von Konopischt und Potsdam ging dann das Ultimatum an Serbien hervor, und die dummpfiffige Diplomatie der Bethmann und Jagow bemühte sich, durch die verrückte Lokalisierungsforderung „die Karten so zu mischen", wie es Bernhardi in seiner erwähnten Anweisung für die Kriegsanzettelung empfohlen hatte.

*

Und als nun der Krieg da war, fand ihn die herrschende Klasse, fanden ihn die deutschen Intellektuellen „bildschön". Das Berliner Tageblatt gehörte doch wenigstens nicht zu den Hetzblättern. Aber am einundzwanzigsten September 1914 erzählte Paul Block in einem Bericht über ‚Ostpreußen im Krieg', daß der Maler Dettmann über die Wirkungen des Krieges voll Begeisterung gewesen sei. Der Krieg habe ihm erst wieder charakteristische Modelle für Schlachtenbilder beschert: „Schöner sind diese Männer geworden, auch wenn sie sich ein paar Tage

nicht waschen konnten! Wie die Philosophen darüber denken, weiß ich nicht, aber den Künstlern gibt die Größe des Krieges Großes." Und so blamierten sich nicht nur die Männer des Pinsels, sondern auch die Helden der Feder: Hauptmann, Dehmel, Sudermann, Fulda, Lissauer und so weiter in infinitum. Und die Philosophen, darüber konnte Dettmann ganz beruhigt sein, fehlten unter den Kriegsverherrlichern so wenig wie unter den Unterzeichnern der ahnungslosesten Proklamationen für die deutsche Kriegsunschuld. Selbst ein so feiner Humanist und wackerer Kantianer wie der greise Hermann Cohen blieb nicht ganz gegen die nationalistische Psychose gefeit. Und der ehemalige Pazifist Ostwald, der früher den Krieg als Energievergeuder verworfen hatte, nannte in seinen Monistischen Sonntagspredigten den deutschen Militarismus „den höchsten Grad der bisher entwickelten Kultur". Häckels chauvinistischer Zornerguß gegen Hodler gar lebt ja noch in allgemeiner Erinnerung. Wenn deutsche Wissenschaftler von europäischem Ruf vor dem kläglichsten Chauvinismus kritiklos die Waffen streckten, so braucht man sich nicht erst zu wundern, daß der mit leichtem Gepäck ins Feld gerückte marburger Völkerrechtslehrer Bredt in frivolem Siegeswahn den Satz veröffentlichte: „Der deutsche Militarismus ist doch wertvoller als das ganze Völkerrecht."

In dem vortrefflichen Kriegstagebuch Alfred H. Frieds sind diese und viele andre Dokumente des deutschen Kriegswahnsinns gesammelt. Es reproduziert auch die Stelle einer Kriegspredigt des hamburger Hauptpastors Hunzinger, die mitleidig von „den durch den Krieg Verarmten und Entwurzelten" spricht — „das sind Die, die auch jetzt noch nichts merken von dem Wehen des göttlichen Geistes". Diesen Erguß christlichen Mitleids hatte der Herr Hauptpastor dem verarmten und entwurzelten Fried rot angestrichen zugesandt. Aber der Herr Hunzinger war doch nur ein Waisenknabe gegen den Herrn Pastor Traub und so manchen andern Diener am Worte. Und der kriegerischen Theologenzunft entsprungen war ja wohl auch Herr Rohrbach, der Anfang 1915 auseinandersetzte, daß Deutschland jetzt „gründlich" siegen müsse — „oder wir müssen noch einen zweiten Krieg führen". Auch in China müsse Deutschland den ihm gebührenden Einfluß erringen. Hoffentlich glücke das, „und sollte es nicht der Fall sein, dann — beim nächsten Mal sicher". Um dieselbe Zeit etwa renommierte in der Deutschen Jägerzeitung ein „Hochwildjäger": „Wir wollen weiterdreschen, weiterdreschen, daß die Schwarte knackt." Und er schloß seinen Artikel mit dem Satze: „Und Das kann ich euch sagen, Ihr Waldgenossen daheim: als ich den ersten Franzosen mit dem Karabiner niederschoß, da schoß ich so ruhig, als ob ich meinen Feisthirsch, der hoffentlich dafür heute noch lebt, vor mir gehabt hätte."

Das war der Seelenzustand der deutschen Militaristen vorm Kriege und breitester Schichten unsrer Intellektuellen im Kriege. Wars da ein Wunder, daß der Krieg mit schonungsloser Brutalität und beispielloser Vernichtungswut geführt wurde? Deutschland war ja das auserwählte Volk, die Krone des Weltalls, ohne dessen Sieg die Menschheit verfiel und verarmte. So organisierte man sofort, um ohne Hemmnis den vernichtenden Flankenstoß gegen Frankreich führen zu können, den Terror in Belgien; so suchte man, als es Artillerie und Maschinengewehre nicht schufen, die zähen Gegner aus den Schützengräben durch die neuerfundenen Giftgase auszuräuchern; so bombardierte man unverteidigte Hafenstädte und Orte weit hinter der Front; so versenkte man Passagierschiffe mit dem Tauchboot; so führte man den Krieg in Formen, die längst vom Völkerrecht verpönt waren oder niemals von einem modernen Kriegsrecht für zulässig erklärt worden wären. Und die deutsche Presse, die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kirche, die deutschen Parlamente schluckten das Alles ohne Schlingbeschwerden, hießen das Alles gut, priesen das Alles als Kulturdienst und Patriotenpflicht! Sogar die Mehrheitssozialisten richteten vier Jahre lang ihren Abscheu und ihre Tatkraft nicht gegen den deutschen Militarismus und seine Kriegsmethoden, sondern gegen die bürgerlichen und sozialistischen Friedensmahner und Kriegsgegner, die zu zivilisierterer Kriegführung und zu raschestem Verständigungsfrieden rieten!

Solch sinnlose Gewaltpolitik, die auch nach dem neunten November den neuen Regierern noch Trumpf war, konnte dem deutschen Volke leider nur den Gewaltfrieden von Versailles eintragen. Und wenn der Rüpelsinn eines alkoholisch entflammten „patriotischen" Rowdytums sich auch ferner noch im Niederknüppeln und Niederstechen einzelner, waffenloser Entente-Soldaten austoben sollte, so könnte sich das für das deutsche Volk noch durch manche schwere materielle Buße, durch bittere und dann leider verdiente politische Demütigung rächen. Und doch gibt es Narren und unverbesserliche Verbrechernaturen, die von neuer Gewalttat träumen, über neuem Weltunheil brüten. Mit Italien möchte man gegen die franco-angelsächsische Entente konspirieren, im Balkan neue Minen legen, mit Japan und China ein abenteuerliches Komplott anstiften. Diese Catilinarier des Militarismus und Imperialismus gehören, wenn sie nicht anders zu bändigen sind, als gemeingefährliche Irre ins Tollhaus. Auf alle Fälle aber muß das deutsche Volk gegen solche Verhetzung geschützt werden.

Ueberorganisation von Ernst Friedrich

Wir haben während des Krieges eine Potenzierung der Reichsämter und Staatsstellen erlebt, wie sie zur Vorkriegszeit einfach unmöglich gewesen wäre. Jeder weiß, daß der Reichstag um jeden Beamten, der neu angefordert wurde, feilschte, daß die Uebersparsamkeit gradezu ein Kennzeichen des preußischen und deutschen Behörden-Apparats war. Dieser kleinlichen Sparsamkeit verdankten wir, daß es uns nie gelang, zur richtigen Zeit den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen, daß wir vertrotteten im alten Dreh, im Mechanismus der Ueberlieferung Erst der Krieg warf dieses Herkommen über den Haufen, und wie jede Institution, der eine gesunde Entwicklung versagt bleibt, bei einer plötzlichen Vorwärtsbewegung unter die eignen Räder gerät, so ist es auch dem deutschen Behörden-Apparat ergangen.

Das „preußische" Beamtentum war das ehrlichste der Welt. Ist es das während des Krieges geblieben? Ist es das noch? Diese Fragen stehen hier nicht zur Entscheidung, aber es ist doch eine allgemeine Erfahrung, daß durch den Zuzug der vielen Unberufenen, die während der Kriegs- und Revolutionsepoche in die früher abgeschlossene Kaste eindrangen, die Bande erheblich gelockert worden sind, die wie ein schützender Ring der Ehrfurcht den Beamtenkörper umgaben. Was auf der einen Seite dem Beamtentum zur Befreiung, zur Erneuerung, zur Vergrößerung des Gesichtsfeldes verhalf, wuchs ihm doch auf der andern Seite zur Eigennützigkeit, Parteilichkeit, ja: zur platten Gewinnsucht aus.

Einen überall sichtbaren Ausdruck fanden diese ins Beamtentum eingedrungenen Untugenden in der Ueberorganisierung, die in höchst verderblicher Form während des Krieges bei uns aufgekommen ist. Anfangs pries man bei uns diese Gabe, dieses Talent des deutschen Volkes, stets und an allen Orten organisiert aufzutreten. Aber wieviel falsche Einschätzung, wieviel Enttäuschung verbarg sich nicht hinter dieser unsrer vermeintlichen Kraft. Grade unsre Ueberorganisierung hat nicht zuletzt dazu beigetragen, uns den Todesstoß zu versetzen. Die Wissenden häuften immer mehr Personal um sich an, Einer war immer dem Andern verbunden und verpflichtet, und Jeder hielt es für sein Recht, daß auch er zur Vergrößerung des neugeschaffenen Apparates sein Teil beitrug. So erwuchsen an der Peripherie des deutschen Reichsmechanismus neue gewaltige Behördenkörper auf, über die keine Kontrolle mehr möglich war, die auf eigne Faust Politik, Wirtschaft, Recht und Gesetz machten, die, unter sich ohne Zusammenhang, nicht selten gegen einander agierten und so diese Schlagkraft der Gesamtheit aufs empfindlichste untergruben, die Siege unsrer militärischen Macht illu-

sorisch machten und unser wirtschaftliches Durchkommen gefährdeten. Die Folge davon war eine grenzenlose Zersplitterung. Wo Organisation, planvolle Zweckmäßigkeit und geordnetes Wirken auf ein gewolltes Ziel hin sein sollten, da entstand Desorganisation, Unübersichtlichkeit, Unkontrollierbarkeit, Zersetzung. Das war der Endeffekt unsrer glanzvollen Ueberorganisation, mit der wir bis zuletzt geprunkt haben, ja: die heute noch in denselben Maßen und Wirkungen fortgesetzt wird.

Wer einen Blick hinter die Kulissen unsrer Kriegsgesellschaften, unsrer Okkupations- und Etappenverwaltungen getan hat, weiß, wie es kam. Die psychologische Verständlichkeit entschuldigt den Einzelnen wohl, der in den Kriegsämtern gesessen hat, aber nicht die Spitzen, die sie gegründet und ausgebaut haben. Viele von diesen mögen einen begründeten Ehrgeiz vorschützen, der sie antrieb, im Krieg, wo ihnen gestattet war, ihre Fähigkeiten zu entfalten, diese auch im Interesse des Vaterlandes zu entwickeln. So bauten sie ein Verwaltungszentrum um sich auf, das langsam immer weiter griff und seine Kreise hinausschob. Sie arbeiteten ja nicht mit eignem Kapital, sondern mit den Spargroschen der Millionen, und sie arbeiteten ja für einen Sieg und eine herrliche Zukunft. Aber wie oft wurde aus diesem größern Gedanken ein kleines, ein ganz kleines selbstsüchtiges Motiv. Wie oft hielt man sich auf seinem Platze, nachdem man seine Arbeit längst getan hatte, selbst wenn man erkannte, daß man nur noch Schlimmes für das Ganze heraufbeschwor. Diese Selbstsucht hat uns um den wertvollsten Kredit in den von uns besetzten Ländern gebracht, hat die von unsern Militärs geübte herausfordernde Haltung unsinnig gesteigert, hat uns gehindert, jede moralische Eroberung, die möglich war, auszuwerten, uns vielmehr den „Vorteil" eingebracht, sie auf Kosten unsrer Weltgeltung ins Gegenteil zu verkehren. Und im Reiche? Da haben uns die Kriegsgesellschaften die innere Verwirtschaftung aller ausnutzbaren Möglichkeiten beschert, haben jenes entnervende In-die-Arme-Fallen aufgebracht, das jeden gesunden Fortschritt unsres Wirtschaftslebens durch ein Gesetz ertötete. Diese Verhätschelungen der Drückebergerei haben uns den innern guten Geist ruiniert, haben den deutschen Wirtschaftsprozeß an den Rand des Versagens gebracht, so daß jetzt nur noch die äußersten Konsequenzen zur Wahl stehen: entweder ganze Freiheit oder ganze Gebundenheit, entweder freie Wirtschaft oder Sozialisierung.

Die Bevormundung ist in eine derart verwüstende Form ausgeartet, daß man nicht schnell genug ganze Arbeit herbeiwünschen kann. Aber wann wird das sein? Denn noch ist nicht abzusehen, wann die alte Ueberorganisierung dem Tode verfallen soll. Nicht nur die alten Kriegs-Gesellschaften und -Organisationen und -Institutionen bestehen noch weiter: es

sind auch neue Reichsämter entstanden, deren Apparat sich von Stunde zu Stunde vergrößert. Die alten Reichsämter wachsen einander ebenfalls über den Kopf. Kompetenzen greifen in einander, statt Einheitlichkeit überall Zersplitterung und Doppelarbeit. Das Seltsamste aber stellt unzweifelhaft die Tatsache dar, daß selbst die alten Etappen noch nicht tot sind. Mitten in Berlin leben die deutschen Okkupationsgebiete weiter: Abwicklungsbehörden nennt sich hier ein Apparat, der mit einem keineswegs kleinen Stab eigentlich Beschäftigungsloser operiert. Fragt sie einmal, was sie zu tun haben, die Abwicklungs-Damen und -Herren der Kriegs-Stellen und -Aemter. Das Regieren hat ihnen anscheinend so gut im Krieg und in der Fremde gefallen, daß sie es noch eine Weile weiterspielen möchten. Nur ist mittlerweile das Objekt ein andres geworden; denn das Objekt sind zweifellos wir Düpierten, die es mitansehen müssen, daß sich Scharen von Organisationswütigen an die Staatskrippe heranmachen, um sich satt zu halten.

Man sage doch nicht, daß nur der Arbeiter die Gelegenheit ausnutzt und sich einen höhern Lohn aus den verwirrten Zuständen der Gegenwart zu erpressen sucht; nein: auch hier im Bürger- und Beamtentum, in der Vorhalle des Kapitalismus, gibt es Schmarotzer genug, die nun am Zusammenbruch ebenso verdienen wollen, wie sie ehedem am Krieg verdient haben. Allerdings heißt es in den beteiligten Kreisen gern, das Beamtentum habe durch sein treues Aushalten dafür gesorgt, daß der Zusammenbruch nicht schon viel früher eingetreten sei. Für diese Pflichterfüllung dürfen wir unbesehen danken. Wie ist es denn anders, als daß die tausende Beamten jetzt in den Büros sitzen und den Tag ausrechnen, wann Deutschland kaput ist? Vermehren sie nicht für ihr Teil die Größe unsres Niedergangs, wenn sie jetzt mit dem zerberstenden Reichskörper noch unnütz viele Experimente anstellen, wenn sie über dem absterbenden Wirtschaftsorganismus Tag für Tag, Stunde für Stunde, zu Gericht sitzen und allen Andern ihre Schuld vorrechnen? Nur sie selbst sind ohne Schuld, weil sie sich ohne Verantwortung fühlen. Sie bedecken den toten Leib des deutschen Volkes mit ihrem Wust verschimmelter Papiere.

Ist es noch Zeit, in diese Organisationsüberlastung, wo Einer dem Andern hindernd im Wege steht und eigentlich keiner mehr weiß, welche Zuständigkeit er hat, welches Ziel er verfolgt, Ordnung zu bringen? Können unsere Nationaloekonomen noch helfen? Oder gehören auch sie bereits zu den Kriegsüberbleibseln wie unsre Militärs, die sich zwar auf allen Stühlen der Aemter noch recht breit und wichtig machen, deren Sitzenergie aber dem deutschen Vaterlande nicht nützt, sondern schadet? Müssen wir untergehen, weil die zur Führung Berufenen Verführte geworden sind?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXX.

Gustav Bauer

Die Abgeordneten hatten sich auf einen telegraphischen Ruf des Präsidenten wieder in Weimar versammelt. Die deutsche Nationalversammlung sollte zu den endgültigen Friedensbedingungen der Entente Stellung nehmen. Aber ein Tag nach dem andern verging, ehe der Viererrat in Paris mit dem Friedensinstrument herausrückte. In Berlin und anderswo wurde wieder einmal gestreikt. Die Zeitungen erschienen nicht. Es schien sich von Neuem über Deutschland ein schweres politisches Gewitter zusammen zu ziehen. Endlich wurde der deutschen Friedensdelegation das folgenschwere Dokument überreicht. Graf Brockdorff=Rantzau packte mit seinem Friedensstabe die Koffer, und in zweimal zwölf Stunden kehrte man von Versailles nach Weimar zurück, um dem Reichskabinett und dem Parlament die letzte Entscheidung zu überlassen. Während der Fahrt im Expreß wurde fieberhaft gearbeitet. Die Friedensdelegation legte in einem längern Schriftstück ihre einmütige Stellungnahme zu den gegnerischen Friedensbedingungen fest: Strikte Ablehnung. Die sachverständigen Finanziers, Wirtschaftskenner, Reeder, alles erste Namen, kamen zu dem gleichen Resultat, und so sehr banden sie sich die Hände, daß sie gemeinsam erklärten, zurücktreten und jede Mitarbeit an der Ausführung der Friedensbedingungen ablehnen zu wollen, wenn, wider alles Erwarten, Regierung und Nationalversammlung sie schlucken sollten. In dieser völlig einheitlichen Stimmung kam die Friedensdelegation am frühen Morgen im Salonzug auf dem weimarer Bahnhof an. Eigentlich hatte man ihn schon um Mitternacht erwartet, und wie Hyänen hatten nachrichtenhungrige Journalisten von Stunde zu Stunde den Bahnhof umschlichen. Aber der Zug wollte und wollte nicht einlaufen. Einige Journalisten kampierten auf den Bänken des Bahnhofs, andre hatten ein gemütliches Nachtlager von Granada in den Hotels bezogen: Bereit sein war alles. Endlich kam der Zug. Im Nu war ein Rudel Hyänen auf dem Perron. Inländer und Ausländer: Italiener, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Holländer, Schweden, Dänen und Oesterreicher. Aber es war wieder nichts. Denn die Friedensherrschaften, die bis tief in die Nacht gearbeitet hatten, wollten wenigstens ihre Morgenruhe haben. Erst gegen acht Uhr öffneten sich die Türen. Die Schaffner räumten die Betten in den Schlafwagen weg, und nun begann ein Tuscheln und Flüstern, ein Erzählen und Berichten, ein Dozieren und Politisieren. Die Sensation war da: Die Friedensdelegation erklärte, vom ersten bis zum letzten Mann, vom größten bis zum klein=

sten Schreibfräulein: Deutschland muß, Deutschland wird diesen Friedensvertrag ablehnen. Das war der journalistische „Tip" des Tages, oder richtiger: der Stunde von Acht bis Neun. Ging man dann in die Stadt und kam in die Gegend, wo die Hauptquartiere der Parteien waren, der Fürstenhof, das Hotel Chemnitius und all die andern parteipolitischen Hochburgen, dann stieß man so nach und nach auf ganz andre Ansichten. Die meisten, die noch vor ein, zwei Wochen in wilden Massendemonstrationen gegen die ungeheuerlichen Friedensbedingungen, gegen „Versklavung des deutschen Volkes" und wer weiß was noch alles protestiert hatten, waren jetzt kleinmütig geworden und gestanden sich unter vier Augen: Man müsse doch aber berücksichtigen . . . man könnte doch nicht . . . wer wollte die Verantwortung tragen — kurz: die große Stunde Matthias Erzbergers war gekommen.

Das Reichskabinett hielt ein, zwei, drei Sitzungen mit der Friedensdelegation ab. Brockdorff-Rantzau kam, sah und siegte — nicht. Das Kabinett war völlig gespalten. Sieben zu sieben. Den tiefsten Eindruck machte Noskes Erklärung, daß er im Falle einer Friedensablehnung nicht Herr der für diesen Augenblick angesagten Revolution werden würde. Die Fraktionen liefen wie Ameisenhaufen zusammen. Eine Sitzung folgte der andern. Ein Kommen und Gehen. Ein Beschließen und wieder Beschließen. Da spielten die Demokraten den stärksten Trumpf aus. Mit großer Mehrheit legten sie sich auf die Ablehnung des Friedensvertrages fest. Der Sozialdemokratie wurde es heiß im Kopf. Dem Zentrum lief es unter der schwarzen Soutane eiskalt über den Rücken. Der Block der Mehrheitsparteien hatte einen Riß bekommen. Neue Kabinettssitzungen. Abermals und wiederum. Die demokratischen Minister mußten nun die Kabinettsfrage stellen oder sollten es wenigstens. Brockdorff-Rantzau hatte von vorn herein erklärt: Entweder — oder. Bernhard Dernburg schwankte eine kleine Weile, Georg Gothein nicht einen Augenblick und Hugo Preuß, der Verfassungsminister, wurde dringend zu Fritzchen Ebert, dem Reichspräsidenten, gerufen. Fritzchen war selbst in der größten Verlegenheit. In schimmernden Worten hatte er wieder und wieder die feindlichen Friedensbedingungen als völlig unannehmbar bezeichnet. Und nun? Anfangs wollte auch er den Krempel hinschmeißen und nicht unters kaudinische Joch sich beugen. Aber sämtliches offizielles und offiziöses Gebein klapperte hörbar bei diesem Gedanken. Das, sagte man Fritzchen, würde das Chaos bedeuten, und vor dem Chaos hatten sie alle einen höllischen Respekt. Auch Fritz. So blieb er im Amte. Und nun stand Hugo Preuß vor ihm. Unter Tränen beschwor ihn Ebert, zu bleiben und nicht alles zu nichte zu machen. Die Sozialdemokratie könnte die Massen nicht mehr halten, wenn die Partei

den Frieden ablehnen wollte. Das Zentrum sei glibberig wie eine Qualle und folge dem Diktator Erzberger. Wolle da die Demokratie alles verderben? Aber Preuß blieb fest, auch als der Reichspräsident ihn beschwor, doch wenigstens für seine Person unter allen parteipolitischen Kautelen zu bleiben, um wenigstens die Verfassungsarbeit zu Ende zu führen. Auch dieser Appell fruchtete nicht. Was tun? Inzwischen hatte Erzberger fieberhaft gearbeitet. Hatte eine Denkschrift ausgearbeitet und darin sich zwar zur Annahme des Friedens bereit erklärt, aber einige Ehrenklauseln eingefügt, nachdem die Abänderungsbedingungen, die die Demokratie an die Annahme des Friedens geknüpft hatte, als zu weitgehend abgelehnt worden waren.

Jedes Moment dieses wechselvollen Hin und Her wurde sofort von Abgeordneten und von Regierungsvertretern auf die Gasse getragen. Immer neue Kombinationen tauchten auf, die Gerüchte überschlugen sich fast. Und in diesem Wirrwar einer erregten Massenphantasie tummelten sich die ausländischen Journalisten, die französischen und englischen Agenten und nahmen schmunzelnd an diesem Hexensabbath, selbst in dem Foyer der Nationalversammlung, teil. Was in diesen Tagen Regierung und Parlament in Weimar trieben, war ein politischer Exhibitionismus.

Währenddessen verrannen die Stunden, die Frist, die die Entente für die endgültige Aeußerung über Zustimmung oder Ablehnung zum Friedensvertrage gewährt hatte, wurde kürzer und kürzer. Die Rat- und Kopflosigkeit stieg ins Groteske. Das Kabinett trat in später Abendstunde mit der Friedensdelegation und den Führern der Mehrheitsparteien zusammen. Graf Brockdorff-Rantzau nahm nicht mehr daran teil. Eine Mitarbeit an dem mit dilettantischer Fingerfertigkeit aufgesetzten diplomatischen Schriftstück für die Annahme des Friedens hatte er ironisch lächelnd abgelehnt. Nun trat Erzberger offiziell damit vor das Kabinett. Philipp Scheidemann, der Ministerpräsident, sah, daß hinter Erzberger das Zentrum und in einigem Abstande auch die sozialdemokratische Fraktion stand, und erklärte in kurzen Worten den Rücktritt des Kabinetts. Er, der emphatisch einige Wochen vorher in großer Rede vor der Nationalversammlung gerufen hatte: Dem müsse die Hand verdorren, der diesen Vertrag unterzeichne — Scheidemann mußte als aufrechter Mann zurücktreten. Ein Uhr zehn Minuten nachts ward die Demission gegeben. Weimar lag völlig im Dunkeln. Infolge der Gassperre brannte auch nicht eine einzige Laterne. Dunkel war auch die Zukunft der allernächsten Tage. Einstweilen führte Herr Scheidemann bis zur Bildung des neuen Ministeriums die Geschäfte weiter.

Neue Irrungen, neue Wirrungen entstanden. Was sollte man tun? Sollte man ein allgemeines Koalitionskabinett bilden

und die Rechte zur Beteiligung auffordern? Auch das Gespenst eines Diktators tauchte auf. Aber alle die Pläne wurden aufgeworfen und wieder verworfen. Die Deutschnationalen waren nicht abgeneigt, durch die Türritze wieder zu den Stühlen der alten Macht zu schleichen. Vorbei. Dann wurde als Premier Noske genannt. Doktor Eduard David. Schwierigkeiten. Der Reichspräsident indessen wandte sich an Gustav Bauer, den Arbeitsminister, dem er herzlich befreundet ist. Und Bauer nahm, obwohl auch er, gleich Scheidemann, gegen den Friedensvertrag der Entente war, das Angebot an. Schweren Herzens. Aber es mußte sein. Viele Worte wurden nicht gemacht. Das ist nicht seine Art. Einer mußte das Opfer bringen, und so tat er es. Die Beiden schüttelten sich die Hände. Sie verstanden einander. Um den völligen Zusammenbruch Deutschlands zu verhüten, mußte man drinnen und draußen unters Joch, das Joch des feindlichen Schwertes und das Joch des schwarzen Rockes. Elefant und Tiger hatten sich gepaart. Der schwarz-rote Block stand da. Und nun?

Sonntag, am zweiundzwanzigsten Juni, sechsunddreißig Stunden vor Ablauf der Unterzeichnungsfrist, trat die Nationalversammlung um die Mittagsstunde zusammen. Zentrum und Sozialdemokratie hatten sich auf eine gemeinsame Annahmeformel geeinigt. Zwei Ehrenklauseln hatte man eingefügt. Das war alles. Aber als die Unabhängigen Sozialdemokraten, auf deren Zustimmung zum Friedensvertrag man nicht verzichten wollte, Einwände erhoben, setzte man eine neue Formel auf, die der Regierung in verschleierter Form Blankovollmacht zur Unterzeichnung jedes Friedens gaben.

Gustav Bauer begründete den schweren Gang nach Canossa. Eine Hünengestalt. Massiv. Breitschultrig. Ein Stelzfuß. Großer blonder Schnurrbart. Kurz geschnittenes, hochgekämmtes Haupthaar. Blond. Ostpreuße, mit einem leichten Dialekteinschlag. Ruhig und sicher ist seine Sprache. Ein wenig vor innerer und äußerer Erregung zitternd. Die Worte der Demütigung kommen ihm nur schwer über die Lippen. Und doch, seine Rede ist würdig und ernst. Das Haus hört sie schweigend an. Kein Mund öffnet sich zu Zwischenrufen. Keine Hand regt sich zum Beifall. Endlich ist auch das vorüber: eine Leichenrede. Der schwarzrote Block und einige demokratische Splitter, samt den Unabhängigen, nehmen die Friedensformel an. Die Mehrheit ist da. Als Bauer um das Vertrauen für das neue Kabinett bittet, schrumpft sie ein bißchen zusammen, da die Unabhängigen wieder ihre eigenen Wege gehen.

Neue Enttäuschungen. Auch die winzigen Hoffnungen, die das Kabinett Bauer am Grabe des alten Deutschland aufgepflanzt hatten, sanken um. Der Feind lehnte die Ehrenklauseln kategorisch ab und verlangte bedingungslose Unterzeichnung des

Friedensvertrages. Wiederum Wirrwarr. Die Militaristen schlugen klirrend an ihre Säbel. General Maercker und Major von Gilsa nahmen ein Auto und fuhren von Fraktion zu Fraktion. Die Generäle, die Offiziere würden niemals einer Auslieferung des Kaisers und der Heerführer zustimmen. Wenn dieser bedingungslose Frieden unterzeichnet würde, müßten sie zurücktreten. Dann würde auch das Schicksal der Freiwilligen-Armee besiegelt sein. Auf der andern Seite drohte Aufruhr an allen Ecken und Enden, wenn der Friede nicht endlich zu Stande kam. Die Kommunisten und Unabhängigen hatten alles für diesen Moment vorbereitet. Das Kabinett schwankte von Neuem. Die Zentrumsfraktion fiel um und trat unter dem Druck der Militaristen mit großer Mehrheit nunmehr für die Ablehnung des Friedensvertrages ein. Jetzt schlug abermals Erzbergers große Stunde. In wenigen halben Stunden mußte vom Parlament die Zustimmung zur bedingungslosen Unterzeichnung des Friedens gegeben sein, da die Entente eine Verlängerung der Frist abgelehnt hatte. Und er stimmte das Zentrum richtig um. In vertraulichen Verhandlungen mit den Rechtsparteien und der Demokratie hatte er eine Erklärung von ihnen erzwungen, die sie im Parlament abzugeben bereit sein sollten. Auch wer für die Annahme des Friedens sei, sollten sie sagen, handele aus vaterländischen Motiven. Und so geschah es: In einer rasch anberaumten neuen Sitzung der Nationalversammlung mußte Gustav Bauer als Chef der Regierung den zweiten Gang nach Canossa antreten. Er tat, bedrückten Herzens, auch das und erhielt vom Hause ganz wenige Stunden vor Ablauf der Frist die Ermächtigung, den Friedensvertrag ohne jede Einschränkung zu unterschreiben.

Das war Bauers erste große Amtshandlung im Kabinett. 1870, im Jahre des deutsch-französischen Krieges, ward er einst, tief in Ostpreußen, in Darkehmen, geboren. 1919, auf der Höhe seines Lebens, schloß er im Namen des Deutschen Reiches den Wiedergutmachungsfrieden mit Frankreich. Zwei Anfänge. Damals und jetzt. Damals — nach dem Friedensschluß — der Anfang des parvenühaften bismärckisch-junkerlich-großkapitalistischen Kaiserreichs, jetzt der Anfang einer demokratisch-halbsozialistisch-kleinbürgerlich-proletarischen Republik. Bismarck und Bauer. Zwei körperlich robuste Erscheinungen. Germanischer Erde entsprungen. Der eine titanenhaft genial. Der andre passiver Wille, zurückhaltend, still, schlicht und gradezu. Und um ihn wirbelt Erzberger herum, der alles als Vizepremier macht, die ungeheuern Finanzschwierigkeiten zu meistern versucht, die Fäden der innern und äußern Politik spinnt und selbst die Reichsmoraltrompete von Säkkingen bläst. Ein Stehaufmännchen, das sich nie und niemals umstülpen läßt.

Gustav Bauer kam aus ganz kleinen Verhältnissen herauf. In Königsberg, der Stadt Kants, besuchte er die Volksschule. Mit vierzehn Jahren mußte er sich sein Brot selbst verdienen gehn. Er wurde Schreiberlehrling im Rechtsanwaltsbureau. Mit dreiundzwanzig Jahren hatte ers bereits zum Bureauvorsteher gebracht. Aber mit dem engen Bureaudienst begnügte er sich nicht. Ihm lag das Organisatorische, das nach Entfaltung rief. Mit der Organisation der Bureauangestellten fing er an. Ward der Mitbegründer des Verbandes und später, 1905, ihr ehrenamtlicher Vorsitzender. Gab mit der Zeit auch das Verbandsorgan ‚Der Bureauangestellte' als Redakteur heraus. Dann ging er weiter, nahm sich der Ortskrankenkassenbeamten an und gliederte sie in die Organisation ein. Inzwischen war die Partei, die sozialdemokratische, aufmerksam auf ihn geworden. Seine bureaukratischen und formal-juristischen Kenntnisse, seine sozialpolitischen Interessen wußte sie nutzbar zu machen, indem sie ihn, 1903, zum Sekretär des Zentral-Arbeitersekretariats ernannte. Seine Stellung als Bureauvorsteher hatte er inzwischen aufgegeben. Zuletzt war er bei dem berliner Anwalt Fritz Friedmann gewesen, dem blendenden Redner, Spieler und Bankerotteur. Als Friedmann verurteilt und eingelocht wurde, spottete der berliner Volkswitz, auf seine Frau, die Sängerin, anspielend: „Sie singt, und er brummt." Später, nach der Strafverbüßung, trat Friedmann, plaidoyierend, in Variétés auf, und ein bunt zusammengewürfeltes Publikum spendete ihm rauschenden Beifall.

Friedmann glitt abwärts. Bauer stieg, ruhig und sicher, aufwärts. Vor der Rampe der großen Politik bewegte er sich selten. Wohl stellte er sich in den Wahlkämpfen, redend und organisierend, der Partei zur Verfügung. Aber lange kandidierte er nicht. Erst 1912 ließ er sich aufstellen und wurde in den Reichstag gewählt. Inzwischen war er, 1908, in die Generalkommission der freien Gewerkschaften berufen worden. An der Seite Legiens war er an ihrem Ausbau rastlos tätig. Keine eigentliche Kampfnatur. Eher ein Aufbauer. Während des Krieges bestimmte er die Politik der Gewerkschaften: Burgfrieden, gemeinsame Front aller gewerkschaftlichen Richtungen, Mitarbeit mit Regierung und Unternehmertum, kurz: „Politik des vierten August 1914". Als Deutschlands Niederbruch nicht mehr aufzuhalten war, sprang er gleich Scheidemann in die Bresche und trat, als Staatssekretär des Reichsarbeitsamtes, ins Kabinett des Prinzen Max von Baden. Der revolutionäre Rat der Volksbeauftragten beließ ihn im Amte. Die Arbeitsgemeinschaften entstanden, die gemeinsame Plattform von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, in den einzelnen Industriezweigen war der Klassenkampf eingestellt. Die soziale Revolution, die unaufhörliche Streikbewegung ließ diesen Traum rasch zerrinnen. Der

Acht-Stunden-Tag wurde verwirklicht. Die Maifeier wurde offizieller Nationalfeiertag. Dem Rätesystem machte Bauer Konzessionen. In der Verfassung wurde es „verankert". Arbeiterräte und Wirtschaftsräte entstanden. Neue Organisationsformen, anfangend beim Betriebsarbeiterrat über den Bezirksarbeiterrat bis zum Reichsarbeiterrat, kamen auf. Bezirkswirtschaftsrat und, als Spitze, Reichswirtschaftsamt traten hinzu und bildeten eine große arbeitskonstitutionelle Pyramide. Sozial- und wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe von grundlegender Bedeutung sollten fortan von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung dem Reichswirtschaftsamte, dem obersten gemeinsamen Gremium der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zur Begutachtung vorgelegt werden, und der Reichswirtschaftsrat erhielt das Recht, solche Gesetze beim Reichstage zu beantragen, die dann ebenso wie Vorlagen der Regierung zu behandeln sind. Aus vielen Arbeitskämpfen waren diese Zugeständnisse der Regierenden schließlich hervorgegangen. Immer wieder hatte das Arbeitsministerium, voran Gustav Bauer, dämpfend und vermittelnd eingreifen müssen.

Nun hat er dieses Amt aufgegeben, um eine Sprosse höher zu klettern. Rein war seine Freude über diesen Schritt nicht. Denn die Ehe mit dem Zentrum war ein gefährlicher Pakt. Schon in der Brautnacht präsentierte das Zentrum seine Rechnung. Die Schule sollte ihm ausgeliefert werden. Die konfessionelle Schule sollte erhalten bleiben. Kämpfe entspannen sich zwischen Zentrum und Sozialdemokratie im Brautgemache. Aber der Schwarzrock faß seinem Bettgenossen an der Kehle. Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt und öffne die Pandorabüchse der klerikalen Loslösungsbestrebungen in Ost und West.

Nie trat ein Ehegemahl schweißtriefender nach der Hochzeitsnacht aus dem Brautgemach als Gustav Bauer.

Die Politik des Unpolitischen

von Julius Bab

(Schluß)

Die Brüder Mann stammen beide aus der deutschen Romantik (Thomas selbst berichtet seine Herkunft von Wagner, Schopenhauer und Nietzsche; von einem andern Nietzsche und von einem andern Wagner stammt aber auch Heinrich Mann ab). Die deutsche Romantik nun war die Zersetzung der großen, von Goethe schon einmal gefundenen, Lebenseinheit von Kunst und Politik, der Fähigkeit: Fühlen und Begreifen, Ordnen und Gestalten zu einem einheitlichen Lebenswerk zu verbinden, zu einem einzigen rastlosen Bauen an der Persönlichkeit und an der Gesellschaft. Von dem großen Erbe des achtzehnten Jahrhunderts, dem praktisch wirkenden Weltverstand der „Auf-

klärung" hatte Goethe nichts aufgegeben, als er in der Glut seines Weltgefühls das Leben neu schmiedete. Erst seine romantischen Erben vertaten den Besitz, stürzten das neunzehnte Jahrhundert in den Abgrund zwischen Schwärmerei und Materialismus, zwischen Chiliasmus und Journalismus — als deren Ueberbrückung Moritz Heimann einmal die „Politik" sehr gut bezeichnet hat. Der Ueberschwang des Gefühls sprengte zunächst die Goethische Einheit, führte den Künstler in hoffnungslos private Abgründe der eignen Seele, in politikloses Traumland. Des Romantikers Reich war, wie Novalis dichtete, Friedrich Schlegel erkannte und Thomas Mann aufs neue bestätigt, überhaupt nicht das Leben, sondern der Tod. Wenn der romantische Dichter auf die Erde blickte, hielt er die Kronen, die durch seinen Nebel blitzten, und die oft genug die Zeichen brutaler Zufallsgewalten waren, für die Sinnbilder des wahrhaft Edlen, das er sich in solchem Schmuck erträumt hatte, und huldigte ihnen, huldigte aus purer Seelenhaftigkeit der seelenlosesten Macht, war aus Unkenntnis, aus mangelndem Wirklichkeitswillen „reaktionär". In unvermeidlicher Gegenwirkung erhob sich dann ein „junges Deutschland", das nichts als politisch war, das dem weltbewegenden Goethe mangelnde Fortschrittlichkeit vorrechnete und beim Alpenglühen nur Revolutionsbrände assoziierte.

Aus der romantischen Zerrissenheit, aus dem Konflikt zwischen gestaltetem und geordnetem Leben kommen Thomas und Heinrich Mann. Sie kommen aus einem letzten Stadium, aus dem fin de siècle, darin der romantische Dichter schon von der psychologischen Skepsis, von sozialer Kritik beunruhigt und zersetzt, der politische Literat von aesthetischer Reizbarkeit und künstlerischer Phantastik gestachelt war. Sie waren von Anfang an sozial-kritische Träumer und phantastisch-poetische Sozialliteraten. Und weil in Beiden sittlicher Ernst, genug ursprüngliches Gefühl für die Heiligkeit des Lebens war, um diesen zersplitterten Zustand unerträglich zu finden, aber nicht genug gesunde Lebensfülle, um zu der Goethischen Einheit zurückzufinden, so suchten sie als Ersatz für die allseitige Fülle zu einer vollen Einseitigkeit zu kommen. Thomas Mann ging in seinem ‚Tonio Kröger', seinem „Eigentlichsten", bewußt darauf aus, den Literaten durch unbegrenzte Hingabe an das vernunftüberlegene heilige Leben zum Dichter zu erziehen. Er nährte seine Ironie, diesen „Selbstverrat des Geistes zugunsten des Lebens", er brachte das Opfer des Intellekts. Ein geduldloseres, heftigeres, steileres Temperament treibt Heinrich Mann auf den entgegengesetzten Weg. In den weltentrückten Sinnlichkeiten seines Anfangs klingt von vorn herein der Haß auf die häßliche sinnliche Enge des Philisters mit. Indem er diesen Haß nährte und politisch deutete, wurde er ein rein polemischer Literat, ein

Satiriker. Er wurde es, wie sein Roman ‚Der Untertan‘ beweist, gemäß der Größe seines Temperaments und seinen artistischen Fähigkeiten, in einem quantitativ imposanten Maß: er wurde es aber auch, da der unmittelbare Nährboden seiner Satire nicht die Liebe zum deutschen Menschen, sondern der Haß auf den deutschen Philister war, in einer so kalten und bösen Qualität, daß die bruderfeindliche Kritik des „Zivilisationsliteraten" bedenklichste Einsatzpunkte fand.

Aber nicht viel geringer als die Gefährdung des Künstlers Heinrich Mann erscheint die des Politikers Thomas Mann, der da glaubt, es gäbe eine Politik des Unpolitischen, des Unbewußten, des romantischen Gefühls. Es gibt Politik nur als Sache des bewußt angespannten Ordnungswillens, des vernünftigen sozialen Formtriebes. Thomas Mann meint, „daß der viel verschriene Obrigkeitsstaat die dem deutschen Volke angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist und bleibt" — aber diese Staatsform war doch das angestrengt gewollte und mit deutlichen äußern Machtmitteln der Nation auferlegte Produkt einer moralisch durchaus geschlossenen Herrscherkaste. (Der oft gehörte Einwand, daß nicht selten Leute bürgerlich-bescheidener Herkunft den Weg zu den großen Machtämtern des Kaiserreiches gefunden haben, ist sehr oberflächlich: nicht bloß, weil dabei von den neunzig Prozent deutschen Volkes proletarischer Herkunft geschwiegen wird, sondern vor allem, weil der Preis für den Aufstieg dieser paar Bürgersöhne regelmäßig die völlige Kapitulation vor dem Geist der junkerlich-kapitalistischen Aristokratie war. Sie haben auf die Dauer Keinen geduldet, der nicht ganz ihres gleichen war, sie haben Jeden, der nur durch ein Zucken seine andersartige Abkunft verriet, mit erstaunlich gleichmäßiger Energie eliminiert.) Und Thomas Mann meint, aus der Tiefe seines unpolitischen Weltgefühls heraus, daß die Kultur auch ohne Zivilisation noch in den gewaltsamen Entladungen des Krieges Gedeihen finden könne — aber diese Gewalt zerstört doch nicht nur die Zivilisation, sondern jene tiefste Lebensschicht, auf der alle Werte, auch die kulturellen, wachsen. So gewiß das zivilisatorische Streben ohne religiös kulturellen Inhalt zu einer toten, rednerisch verbrämten Mechanik führt, so gewiß führt eine der zivilisatorischen Ordnung entlaufene Kultur zu den abscheulichen hysterischen Rasereien der Phantasie, zu Hexenprozessen, Inquisition und allen Greueln des Götzenkults. Gewiß, die Guillotine Saint Justs, des Rousseau-Schülers, und die Noyaden sind keine erfreulichern Erscheinungen der Menschengeschichte; aber das beweist nur, daß jede Auseinandersprengung von Kultur und Zivilisation, jede Absolutierung von Gefühl und Vernunft überhaupt den gefährlichsten aller Irrtümer darstellt. Schon im November 1914 habe ich auf Thomas

Manns allzu positive, allzu irrationelle, allzu blutgläubige ‚Gedanken zum Kriege' geantwortet: „Ueber dem, was Thomas Mann kulturelle und was er zivilisatorische Arbeit nennt, schwebt der Geist der Menschheit in einem höhern gemeinschaftlichen Sinne, den wir mit armen Worten wie Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Liebe umschreiben. Und Thomas Mann wird mir vielleicht zustimmen, daß alle großen Leistungen der Kultur, genau so wie der sozialen Zivilisation, diesem Sinne zustreben, während der Krieg zunächst all diesen Werten feindlich gegenübersteht, weil er — wenn auch vielleicht um einer Liebe willen und für eine Liebe — doch den Haß, die Vernichtung, den Tod fordert." Und wenn der Dichter weiß, daß der Kampf ewig und unlösbar in jeder Menschennatur gesetzt ist, so weiß der Politiker, daß seine Ordnung, seine Vergeistigung, seine Zivilisierung als tiefst bauende Leidenschaft in aller Menschengeschichte wohnt, und daß die Menschheit, wenn die Beseitigung eine Illusion ist, ohne fortgesetztes Streben in der Richtung dieser Illusion sich aufreiben und zum Raubtier in die Wüste zurückkehren müßte.

So kommt ein Deutscher von edelstem und reinstem Willen, ein Dichter von gewissenhaftestem Weltgefühl dazu, den Krieg für eine Kulturmacht und das alte deutsche Regiment für lebenswert zu erklären. So geschieht es, wenn ein romantischer deutscher Bürger, wie Thomas Mann es von sich selbst bekennt, aus „tiefer politischer Verschlafenheit" aufwacht und diese rein rationale politische Welt, diese Welt der notwendigen Illusionen von seinen künstlerisch absoluten metaphysischen Ideen aus zu beurteilen unternimmt. Es ist und bleibt die Aufgabe des Menschen, sich in Kultur und Zivilisation, im künstlerisch Absoluten und im politisch Relativen, in der Ewigkeit des Individuums und in der Begrenztheit der Sozietät gleichzeitig zu entfalten. Gleichzeitig, aber nach zwei völlig verschiedenen Gesetzen. Wer die Maßstäbe des Unendlichen an das Endliche anlegt, der versündigt sich nicht anders als Der, der ewige Kunst an tagespolitischer Zweckmäßigkeit mißt. Das ungeheuer Aufregende des Buches von Thomas Mann stammt daher, daß er immerfort die Maßstäbe der einen Daseinsordnung auf die andre anwendet und deshalb zu jedem tief überzeugenden Vordersatz einen Nachsatz hat, der heftigsten Widerspruch nötig macht. Dies dankenswert aufwühlende Buch eines großen Bruderzwistes ist deshalb eine prachtvolle Bestätigung für einen deutschen Künstlermenschen, aber ein sehr ernstes warnendes Beispiel für den deutschen Politiker. Wir sind zu dem Zusammenbruch von 1918 gekommen, weil die Romantik (ganz im Gegensatz zu den Stimmen unsrer Klassiker) die deutsche Seele entpolitisiert hatte, und weil dadurch die deutsche Politik seelenlos geworden war. Das Paradox wurde Ereignis, daß ein Volk grade um seiner Weltabgewandtheit willen in die weltlich brutalste Politik ver-

fiel. Wenn aber der unpolitische Deutsche, der heute durch die ungeheuern Stöße des Schicksals doch in das Reich der bewußt zu ordnenden Wirklichkeit geschleudert wird, sich darauf vertrotzt, aus der Not eine Tugend zu machen und seine einfach schlechte, lebenswidrige, geistlose Politik für eine Politik des absonderlich deutschen Geistes zu erklären — so werden wir dem Kreislauf der gefährlichen Irrungen, der entkräftenden Krisen nie entrinnen. Wenn wir aber erkennen, daß Politik ganz ausschließlich eine Sache der praktischen Vernunft und aus keiner Tiefe des reinen Gemütes zu formen ist, daß die in ihren Relativitäten wahrhaftig leicht zu erkennende und zu bespottende Demokratie deshalb doch unentbehrliche Vorzüge für die Fortentwicklung jedes und auch unsres Volkslebens hat — wenn diese nüchterne Erkenntnis, wenn dieser rein praktische Wille da ist: dann werden wir die Aussicht auf eine Entwicklung haben, indem wir dem unvermeidlichen Schema der Demokratie vielleicht gewisse Variationen abgewinnen können, die der besonderen Lebensart des deutschen Volkes entsprechen. Eben weil die Deutschen im Grunde ein unpolitisches Volk sind, weil ihnen niemals, wie Angelsachsen und Franzosen, die zivilisatorische Leistung, die rein soziale Moral zuhöchst stehen wird: eben deshalb darf man ihnen nicht ihre Schwäche als Tugend ausdeuten, muß man sorgen, daß ihr politisches Wachsein wenigstens jenen Grad erreiche, ohne den der jeder kulturellen Entwicklung unerläßliche Lebensschutz nicht organisiert werden kann. Daß der Deutsche sich deshalb seiner Eigenart begebe und ganz und gar ein „politisches Tier" werde, das scheint mir nach den Erfahrungen von zwölf Jahrhunderten eine sehr geringe Sorge. Sorgen aber müssen wir für eine wirklich politische Politik, für eine Politik gleichmäßiger Druckverteilung, beweglicher unabgeschlossener Machtverteilung, für eine kluge, nützliche, wahrhaft anständige Erledigung der Aufgaben Deutschlands in der zeitlichen Ebene. Und eine solche Politik des Politischen allein wird den Deutschen eine Zukunft verbürgen, in der sie auf zeitloser Ebene die hohen Gaben werden ausleben, die einzigen Tugenden werden entfalten können, um derentwillen wir dieses Volk, unser Volk, so unsagbar lieben.

Erinnerung an Landauer

von Auguste Hauschner

Als eine von den Frauen, die sich zu Gustav Landauers Schülerinnen zählen durften, will ich, Abschied nehmend, unsres Meisters gedenken. Er war uns mehr als ein Lehrer: er hat den Reichtum seines Wissens über uns verschwendet, wie der Sämann den Ueberfluß der Körner unbekümmert in die Furchen streut. Vor Beginn seiner Kollegien hat stets ein seltsam wehmütiger Gegensatz zwischen ihm und seinem Auditorium be-

standen. Er kam immer wie vom Berge Sinai zu uns herunter — wir kamen zu ihm aus den Niederungen der Alltäglichkeit, beladen mit der Sorge um die Dinge. Nicht ohne Bitterkeit mag er die Fahnenflucht so mancher Dame wahrgenommen haben, die ihre geselligen und wirtschaftlichen Pflichten zwangen, die der Bildung zugedachte Zeit zu kürzen. Nach Beendigung der Rede pflegten sich die Unterschiede etwas auszugleichen. Die Luft war so getränkt mit Geistigkeit, daß es schwer gewesen wäre, festzustellen: ob sie vom Rednerpult herunterströmte, ob sie aus den Reihen der im Saal Vereinten stieg.

*

Es gab Gütige, die Landauers Vorlesungen wie eine Wohlfahrtsveranstaltung besuchten. An Andern aus seiner stetig wachsenden Gemeinde bewahrheitete sich das von ihm geprägte Wort: Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Geist empfangen werden. Den von Schwung und Bildkraft seiner Sprache Hingerissenen steigerte sich die innere Bereicherung noch daheim, bei der Versenkung in erlesene Werke, von Landauers Verständnis der Vergangenheit entrissen, durch seinen heißen Atem neu belebt. Und doch: die von ihm am unbegrenztesten Beschenkten verdammten ihn am heftigsten, als es sich offenbarte: Landauer hat die Zeit für reif gehalten zur Erfüllung seiner Ideale. Wenn sie sich von ihm getäuscht fühlten — trug er die Schuld? War es die ihre? Man denke sich an Stelle von Frauen und Mädchen höherer Stände eine Schar von männlichen Studenten. Hätten die der Wurzel von Landauers Eigenart nicht nachgegraben? Seinem Werdegang nicht nachgeforscht? Seine Romane, seine Novellen hätten sie in sich aufgenommen, seine Bekenntnisse zur Mystik, die Monographie über die ‚Revolution‘ hätten sie gekannt, dieses Dokument völkerphysiologischer Bedeutung, den von Zorn aufgepeitschten, wie von Tränenkrampf durchbebten ‚Aufruf zum Sozialismus‘. Sie wären am ‚Sozialisten‘ nicht vorbeigegangen, an der Zeitschrift Landauers, deren Inhalt er fast ganz allein bestritt. Aufschreie der Empörung, von den größten Dichtern und Denkern aller Nationen gegen Tyrannei und Ungerechtigkeiten ausgestoßen, hat er darin angesammelt. Sie hätten den Rebellen in Landauer erkannt. Je nach ihrer eignen Weltanschauung hätte sie das von ihm abgeschreckt oder ihm inniger verbunden.

*

Unter den Frauen wußten die wenigsten von ihm. Die meisten gaben sich mit einer augenblicklichen Erschütterung zufrieden, wenn dieser Abseitige, in keinem Herkommen Behauste sein Herz vor ihnen aufriß, und sie versuchten nicht, darin zu lesen. Hörten sie nicht in jedem seiner Worte die Quellen seines Denkens rauschen? Spürten sie nicht in allen Nerven: die Flamme, die aus seiner Rede schlägt, springt aus dem Brand

einer beherrschenden Idee? Zum Sozialismus hat er sie mit jedem seiner Sätze aufgerufen, mochten sie der Erklärung eines philosophischen Systems, der Erforschung eines Dichters, einer Geschichtsepoche gelten. Durch viele Stunden waren sie seine geistigen Gefährtinnen. Sie wurden von ihm gelehrt, die Psyche einer Iphigenie zu begreifen, eines Gretchen, einer Cordelia, einer Isabella — und sie konnten ihn der Verunglimpfung der Frauenehre für fähig halten? Erinnert sich keine mehr an die Vortragsreihe: ‚Goethe und seine Beziehungen zu seiner Zeit'? Goethe, in dem Landauer so fest ruhte, Heimat und Nahrung seines Geistes, ihm in jeder Dunkelheit und Feinheit tief vertraut. Wie kühn und überraschend er in dem von vielen Deutschen des Quietismus verdächtigten Poeten den Politiker ausspürte, ihn als Kronzeugen für die Heiligkeit des sozialistischen Gebots in Anspruch nahm! Klingt keiner mehr der Ton noch in den Ohren, mit dem Landauer, der Romantiker, das Wesen der Romantik untersuchte? Die Romantik nicht als etwas Aesthetisches betrachtet, sondern als der Wille, das Starre aufzulösen, als Tendenz, Revolution zu sein. Nicht für die Revolution als Selbstzweck hat Landauer gestritten — nur für sie als Vorbereitung und Uebergang zu dem idealen Zustand, den er als Sozialismus träumte. Der Sozialismus, die Befreiung des Volks aus Not und Knechtschaft, aus dem Zwang des Staats und Kapitals, die Erneuerung der Menschheit in Brüderlichkeit und in Liebe: das war die Dichtung, an der er Zeit seines Lebens baute. Und nun wähnte er eine Bühne von ungeahnter Größe aufgerichtet, meinte ihre ersten Freudenchöre zu vernehmen. Unter Mitwirkung von Millionen wollte er sie der Menschheit offenbaren. Fortsetzung des göttlichen Fragments der Lehre Christi. Hat der Rauschgedanke einer nahenden Erfüllung ihn dafür blind gemacht, daß er an einem Abgrund stand, in den er Die, so er beglücken wollte, mitzureißen drohte?

*

Als Landauer sich von Gewalttaten zurückzog, die zu verhindern es ihm an Kraft gebrach, und doch die Mitverantwortung nicht niederlegte — tat er das aus Rittertreue, oder weil er nur an eine kurze Unterbrechung seines Festspiels glaubte? Als die Soldaten kamen, um ihn abzuholen, und er nach dem Rucksack griff, um auf die Reise in das Unbekannte seine besten Freunde mitzunehmen, seine Bücher — geschah das, weil er der ursprünglichen Güte der Männer aus dem Volk vertraute, war es die müde Geste der Entsagung? Niemand wird den Schleier heben von den letzten Vorgängen in seiner Seele. Eins nur weiß man: er teilte Goethes Glauben an die Dauer der besondern Persönlichkeit. So wird auch, was in seinem Wesen unvergänglich war: sein Bekennermut, seine Geistigkeit, sein Idealismus mit seinem Martertod nicht untergehen.

Brief an den Herausgeber von Carl Meinhard

Sie fragen mich, lieber Herr Jacobsohn, nach meiner Meinung über die Künstler-Räte. Nun, darüber ist schon viel in der Oeffentlichkeit gesagt worden. Sehr geschickt (und sicherlich in gutem Glauben) hat man versucht, das Wirtschaftliche vom Künstlerischen zu scheiden. Wie unmöglich aber die Trennung ist, das belege eine Erfahrung aus der kurzen Zeit meiner Schiedsrichtertätigkeit. Ein Direktor setzt ein Stück an, das für sein Gefühl große künstlerische Qualitäten hat. Die Ausstattungskosten sind beträchtlich, der erwartete Erfolg bleibt aus, und nun klagen die an dem finanziellen Fortgang des Unternehmens beteiligten Mitglieder darüber, daß „ein so teures Stück eines unbekannten Autors angenommen und aufgeführt worden" sei. Beweist dies nicht deutlich genug, daß der Direktor die Bewegungsfreiheit verliert und verlieren muß, und daß das Mitglied nicht nur bei Annahme von Stücken unerprobter Autoren und beim Engagement von uneingeführten Schauspielern (bekanntlich ist grade das Genie, bevor es populär wird, spröde und oftmals abstoßend), sondern auch bei der Besetzung der Rollen garnicht in böser Absicht durch seinen Einspruch die künstlerischen Dispositionen des Direktors kreuzt, indem es wirtschaftliche Einwendungen erhebt?! Ist aber ein derartiges wirtschaftliches Einspruchsrecht nicht an sich schon kunstfeindlich?

Die Besonderheit der Arbeit des Bühnenkünstlers ist, daß er verzweifelt nach Selbständigkeit und Originalität ringt und dennoch abhängig bleibt vom Mitspieler, Autor, Regisseur, Dekorationsmaler, Souffleur und Publikum. Das ist eine Binsenweisheit, die aber immer wiedergekäut werden muß, damit nicht länger auf Möglichkeiten einer Organisation von der Art, wie sie in handwerklichen und sogar andern künstlerischen Berufen angebracht sein mag, hingewiesen werde.

Man braucht dabei garnicht so scharf die Eigenartigkeit, die Einzigartigkeit der Schauspielerpsyche zu betonen, die außerstande ist, objektiv über Andre zu urteilen. Es würde zu weit führen, wenn Einer, der selbst die kleinsten Schauspieleranfänge hinter sich hat, nachweisen wollte, daß er unter der Obhut von Künstler-Räten schwerlich zu einer leitenden Stellung durchgelassen worden wäre, ganz einfach, weil der bedeutendere oder gar ältere Bühnenkollege die unausbleibliche Kritik des jungen Führers an fremden Leistungen als Anmaßung betrachtet und nach Kräften einer Laufbahn hinderlich gewesen wäre, zu der grade Jugend und unverbrauchte Nerven gehören. Aber es muß endlich einmal von einem Bühnenleiter dem unstillbaren Rollenhunger, dem maßlosen Ehrgeiz des Bühnenkünstlers zum Munde gesprochen werden, um die Unmöglichkeit einer Schauspieler-Republik darzutun. Ja, noch mehr: auch zum wirk-

lichen oder vermeintlichen Größenwahn hat der Bühnenkünstler nicht allein die Berechtigung, sondern sogar die Verpflichtung! Dies ist nicht Spiegelfechterei — ich wiederhole: die Verpflichtung! Der unbedeutendste oder älteste Darsteller müßte ja ein gradezu grauenhaftes Dasein führen, wenn er nicht noch die Hoffnung haben sollte, das Höchste zu erreichen. Das Mindeste, was er nach jahrzehntelangem Schattendasein mit sich herumtragen muß und herumträgt, was die Ausübung eines solchen Berufs überhaupt möglich macht, ist das Bewußtsein, ein verkanntes Genie zu sein. Und diese wirkliche oder scheinbare Unterdrückung würde der Bühnenkünstler niemals von der Kollegenschaft dulden. Er duldet sie nur mit geballter Faust in der Tasche oder durchaus nicht in der Tasche von dem verständnislosen, dem „idiotischen" Direktor, der aus dem Schauspielerstande hervorgegangen sein, der sogar noch spielen mag, der aber „der Direktor" sein muß. Diese stille, automatische und notwendige Feindseligkeit des Bühnenkünstlers gegen den Bühnenleiter ist das Einzige, was der Bühnenbetrieb an Gegenströmung im eignen Hause grade noch ertragen kann (oder auch manchmal nicht ertragen kann). Eine Arbeit mit dem verbrieften Recht des Schauspielers, Kritik zu üben, ist nicht nur von vorn herein unmöglich: es ist erstaunlich, daß die maßgebenden Herren der Genossenschaft eine derartige Erörterung überhaupt zugestehen, um sich erst von den besonnenen Elementen im eignen Lager mit Mühe auf den einzig gangbaren Weg wieder zurückführen zu lassen. Ich kann aber in einer derartigen prinzipiellen Bekämpfung der gesunden Vernunft, bloß weil sie auf der einen Seite der Gesamtheit der Schauspieler vermeintliche Rechte gibt, auf der andern Seite die Theater zum mindesten künstlerisch unweigerlich vollständig zu Grunde richtet, keine politische Klugheit sehen. Ich halte es vielmehr mit dem Staatsanwalt, der im gegebenen Augenblick auf Freisprechung des Angeklagten plädiert und nicht um des lieben Prinzips willen eine Verurteilung des Beklagten unbedingt durchdrücken will.

Sehr verlockend klingt der Vorschlag: „weniger zu theoretisieren und mit praktischen Versuchen zu beginnen". Vielleicht hat man auch die Freundlichkeit, uns Privat-Theater-Direktoren, die wir ohne Subvention, mit Aufopferung unsrer Nervenkraft arbeiten, uns, die wir gegen den beteiligten Kapitalisten — der, mindestens in den Anfängen der Direktionsführung, nicht zu den Geldgeberaristokraten zählt (weil diese ihr Geld weniger riskant und nutzbringender anzulegen wissen) —, die wir gegen Voreingenommenheit und Mißtrauen des vermietenden Hausbesitzers, gegen die Zurückhaltung von Bühnenkünstlern, Autoren, Presse und Publikum zu kämpfen hatten, also uns einmal kurz und bündig zu sagen: wie wir wieder zu unserm Unternehmen gelangen für den Fall, daß der Versuch mißglückt?! Wer gibt

uns die verloren gegangenen Rechte auf Theatergebäude, Stücke, Ensemble wieder zurück? — ganz abgesehen von der Herkulesarbeit, das künstlerisch und materiell heruntergebrachte Unternehmen wieder hochzukriegen. Freilich wird grade der Direktor, der hier nützlich und nötig wäre, der nämlich einen eignen Kopf und halbwegs Persönlichkeit besitzt, sich rechtzeitig zurückziehen.

Ich kann nicht schließen, ohne den mißtrauischen Bühnenkünstlern zuzurufen: Haltet euch, die Ihr diese Ausführungen erwägt, ausnahmsweise nicht daran, daß sie von einem Theaterdirektor stammen. Beratet euch ruhig mit Schauspielern, aber versucht, euch auch als Schauspieler zu sehen, als Bühnenkünstler, nicht als Angestellte im allgemeinen Sinne oder als Handwerker. Seid aber ganz ehrlich unter einander und gegen euch selbst, und dann gebt, wenn Ihr noch könnt, eure Stimme für einen Künstler-Rat — also für eine Instanz, die immer nur ganz selbstlos das Wohl des Unternehmens, niemals die eigne künstlerische Stellung, niemals die eigne Rolle in Betracht ziehen darf!

Jaákobs Traum von Alfred Polgar

Jaákobs Traum' ist das Vorspiel zu einer geplanten Trilogie: die Historie von König David. Der Autor Richard Beer-Hofmann hat über sechs Jahre an diesem Vorspiel gearbeitet.

Dessen erster Teil begibt sich in Jaákobs Vaterhaus. Edom-Esau, dem die Frauen Botschaft nachgesandt, daß den ihm zugedachten väterlichen Segen der Bruder empfangen, kehrt heim, sein Erstgeborenenrecht zu fordern. Die Mutter wehrt seinem Toben. „Was soll der Segen dir? Auf Erden wächst deine Lust! Nimm du dein irdisch Erbe!“ Sie begründet dann des weitern, warum rechtens Jaákob und nicht Edom des Vaters Segen teilhaftig worden sei. Aus ihrem stark redenden Mund erfahren wir, daß Edom ein simples Weltkind, Jaákob hingegen eine komplizierte Natur, dunkler Fragen und Träume voll, Einer, der täglich mit dem Ewigen ringe, aller Wesen Leid verspürend, eingeschlossen in den tiefen Zusammenhang, der Mensch, Gott und Natur aneinanderkettet. Um Edoms Haupt leuchtet es erdblond, um Jaákobsgeistern die Zeichen hoher Bestimmung. Er ist das Talent in der heiligen Familie. Ein paar Jahrtausende später wäre es so, daß Jaákob studieren dürfte, indes Edom ins Geschäft müßte. Rebekka, die Stammmutter, präzisiert den mystischen Tatbestand: „. . . weil auf ihm Gnade ist — und auf dir keine!“ Edom gibt sich damit nicht zufrieden. Er stürzt ab, Mordplan gegen den Bruder im neidzerstochenen Busen.

Der zweite Teil des Vorspiels ist sehr lang und inhaltsreich. Er enthält über 1200 Verse. Sorgfältigst durchgearbeitete Verse, denen jedes Quentchen pathetischen Fetts wegmassiert scheint.

Die Herausbildung solches sehnig-biegsamen leichtathletischen Sprachakts war offenbar Hauptinhalt der sechsjährigen Mühe. Ein schönes Aneinander ungreller und doch kräftiger, penibelst abgestimmter Klangfarben schmeichelt dem Ohr. Nur unterm Ueberschliff des Reims weicht der vornehm exklusive Mattglanz dieser Verse des öftern einem Hochglanz, der nach Lack riecht. Zum Beispiel: „Und immer hofftst du: letzte Prüfung wär' es — Gott hätte nur noch einmal dich versucht — Sag dich doch los! Kein Richter thront dort droben — der deine Martern, sie zu sühnen, bucht." So ein reimforciertes „bucht" tut weh. Flunker-Worte sind vermieden. Durch reiche Gliederung und Hochbau schlichten Redematerials soll das Sprachhaus den Aspekt eines Sprachtempels bieten.

Dieser zweite Teil spielt auf einsamer Höhe, in alttestamentarisch „wonniger Oede". Es entwickelt sich dort auch eine Art Jakobsidyll. Eine lange, lange Szene mit Knecht Idnibaal macht den Anfang. Jaákobs feine, tiefe, von Fragezeichen durchflochtene, faustisch beunruhigte Seele wird aufgeblättert. Er äußert Kluges über die problematischen Beziehungen zwischen Schöpfer und Geschöpf, dessen Determiniertheit, als Wesen-gewordene Schöpferlaune, aller Zweifel unversiechlicher Urquell. Weniger interessant sind Idnibaáls Erzählungen, Klagen, Historien- und Legenden-Bruchstücke; der Zuhörer ist froh, wenn endlich der Brave zu Tal klettert und Jaákob sich wieder dem jungen Lamm zuwendet, das er mit Muttersorgfalt betreut. (Nebenbei: für Vers 817 würde ich statt: „Nun wird es Nacht! Vergaß ich ganz an dich?" die Variante vorschlagen: „... vergaß ich deiner ganz?") Jaákob, das Lamm im Arm, steht in der Dämmerung. Da bricht Edom vor. Der Pfeil, den seine Wut auf den Bruder losschnellt, verzittert in des Lämmchens Leib. Den Dolch, den er gegen Jaákob zückt, läßt er schauernd fallen: Wehen von Engelsschwingen fühlt er um den Bedrohten. Kurz: Edoms Tat scheitert, Edoms böser Wille bricht in der Sphäre des gesegneten Bruders. Als der dem Dürstenden zu trinken reicht, weigert Edom den Trank. Ihn bindet sein Gelübde, nicht zu trinken, eh' er nicht Jaákobs Blut gesehen. Da ritzt Jaákob seinen und des Bruders Arm, daß ihrer Beider Rot zur Erde träufelt: Edoms Eid ist also erfüllt. Sonderbar erinnert diese Szene, in der der Geist eines Gelübdes durch den Wortlaut des Gelübdes überlistet wird, an Shylocks Schein. Der innerlich entwaffnete Edom geht. Jaákob lagert sich auf sein Bett von Ysop, Minthe und Thymian. Er schläft ein.

Kurzes Naturweben. Der Quell murmelt, der Stein grollt Artikuliertes. Sie bekennen sich als Kantianer: weil Jakob sie hört, sind sie. Sie schieben ihm ihr Weh und Wünschen zu: das Motiv des Auserwähltseins klingt zart auf in dem pantheistischen Zwischenspiel.

Dann erscheinen die Engel. Erst nur etwas Engel-Komparserie, Engelvolk. Später die großen Solisten des göttlichen Personals, die Erzengel, Gabriel, Rafael, Uriel, Michael. Des Ewigen Kraft und Milde ward in ihnen Erscheinung, Stimme. (Die Allmachtfarbe in vier Schattierungen.) Gleich werden sie anheben: „Die Sonne tönt nach alter Weise . . .“ Sie sagen das, aber mit andern Worten. Sie verkünden Jaákob seine Erwählung. Mit ihnen kam auch Samael, der dunkle Engel, „das Leid“, die wichtige Komponente in des Herrn unerrechenbarem Kräfteparallelogramm. Samael ist „Gottes ewiger Schatten“. Er hat etwas von einem sentimentalen Mephisto, sein Trotz schmeckt nach verbitterter Liebe, sein Verneinen nach gekränkter Sehnsucht zu bejahen. Indes die Erzengel Jaákob und seinem Samen Heil und Größe künden, kündet ihm Samael Schmach und Demütigung, weissagt die Diaspora und ruft: „Laß ab von Ihm!“ Von den englischen Stimmen so bedrängt, schreit Jaákob, die Mittlerschaft von Gottes Boten durchtrotzend, zu Gott auf. Ihm wird der unmittelbare Kontakt! Des Ewigen Lippe redet ihm: „Wahr ist Samaels Wort.“ Wahr ist auch das Wort der Engel. Und zwischen beiden Wahrheiten ein rätselvoll-tiefer Zusammenhang, den Gott, in höchster Prägnanz, also faßt: „Ich will ja nur, mein Sohn, mich dir so tief verschulden, daß ich, zur Sühne, dich erhöh'n vor allen darf!“

Es klingt sehr schön und sinnvoll, bedeutet indes doch nur eine Wendung mehr in der unendlichen dialektischen Schraube, die das Traumspiel in Bewegung setzt. Nicht ohne Befremden hören wirs, daß Gott Rechtfertigungen seines Waltens braucht, daß der Allmächtige einer sittlichen Kausalität untertan. Das ganze Drama leidet an solcher Anthropofizierung Gottes, an solchem Bemühen, mit dem Dietrich der Gedanklichkeit an einer Pforte zu stochern, die doch nur dem Sesamwort „Ich glaube“ sich öffnet. Aus jeder Frage quillt neuer Frage Samen. Das setzt sich in einer geometrischen Progression fort, die niemals endet. Ueber ein religiöses Mysterium logische Helle verbreiten wollen, heißt es verfinstern: denn hier kann mit Menschenzungen nur gefragt, nie geantwortet werden. Darum macht auch die Debatte der Engel mit Jaákob, so hoch ihr Niveau, doch letzten Endes einen kleinen, spielerischen Eindruck. Ihr Tiefsinn hat etwas gewunden Talmudistisches, zuweilen auch Talmidistisches.

Als Bühnendichtung offenbart ‚Jaákobs Traum‘ manche Schönheit. Der Fluch-Segen der Auserwähltheit wird in starken Worten kommentiert, Jaákob zum Typus des geistigen Menschen vertieft, der mit Unseligkeit die Seligkeit seiner Gottnähe zahlen muß. Mit den weisheithältigen Wässern der heiligen Schrift ward da eine starke Theater-Bouillon gekocht, deren

Geruch und Würze die Seele mild erwärmt. Sehr gut sind die Verschränkungen historischen und theosophischen Stoffes geglückt, Realität und Irrealität schließen fugenlos ineinander, den sterblichen Figuren ist, mit lapidarem Strich, ein Zug ins Ueberlebensgroße angezeichnet, der die Spanne zwischen ihnen und der Geisterwelt um einiges zu verringern scheint: so findet die Jakobsleiter guten Stützpunkt. Als Weihefestspiel, als alttestamentarisches Mysterium hat die Dichtung Rang und Wert. Aber nicht verstärkend, sondern schwächend, nicht Glanz mehrend, sondern mindernd steht hinter dem dramatischen Aufwand, hinter dem schwellenden Gefühl, hinter dem rastlosen, dunkle Materie nie durchdringenden, sie nur zerwühlenden Tiefbohrwerk, hinter der großräderigen Denkmechanik, steht hinter dem ganzen zerebralen Luxus dieser anderthalbtausend Verse: die kostbare Einfachheit des Bibeltextes.

Krieg und Friede von Kaspar Hauser

Während des Krieges verboten gewesen

Die fetten Hände behaglich verschränkt
vorn über der bauchigen Weste,
steht Einer am Lager und lächelt und denkt:
„'s ist Krieg! Das ist doch das Beste!
Das Leder geräumt, und der Friede ist weit.
Jetzt mach ich in andern Chosen —
Noch ist die blühende, goldene Zeit!
Noch sind die Tage der Rosen!“

Franz von der Vaterlandspartei
klatscht Bravo zu donnernden Reden.
Ein ganzer Held — stets ist er dabei,
wenn sich Sprecher im Saale befehden.
Die Bezüge vom Staat, die Nahrung all right
laß Stürme donnern und tosen —
Noch ist die blühende, goldene Zeit!
Noch sind die Tage der Rosen!

Tage der Rosen! Regierte sich je
so leicht und bequem wie heute?
Wir haben das Prae und das Portepee
und beherrschen geduckte Leute.
Wir denken an Frieden voll Aengstlichkeit
mit leider gefüllten Hosen —
Noch . . .
Noch ist die goldene, die blühende Zeit!
Noch sind die Tage der Rosen!

Rundschau

Zwei Tänzer

Dicke schimpfen: Tanzwut! Wo denn? Leider nicht! Nicht einmal in diesem noch im Terror, ja noch nach der Befreiung köstlichen München. Wir dürfen allenfalls mit den Augen tanzen; wir: eine Gemeinde — ich wette: „landfremder Elemente", die wir alle Sonntag früh in den Kammerspielen die schmale Anmut Lala Herdmengers, die bunten Glieder und Gewänder all der springfrohen, rhythmischen Mädchen, die Verrenkungen und Verzückungen der Tänzer bestaunen. Das ist nicht pantomimische Dressur, serviert von irgend einem Manager: das ist heiterer Dienst an einer noch ungeborenen Festlichkeit, deren die Atmosphäre selbst schwanger ist.

Wolf-Ferrari gehört ganz in diese Sphäre, der er tänzerisch nicht aequivalent ist, deren spielerischem Geist er jedoch die parodisch-robuste Ballastplombe anhängt und damit erst Substanz gibt. Nicht verzerrt grotesk, sondern gesund komisch, offenbachisch. Wortloser Schauspieler, der zwar sich und seiner Gliedmaßen Puppenmechanik an Musikrhythmen bindet, aber grade als Mimiker ergötzt. Er kann technisch just so viel, um seine unter einer ulkigen Zwangsläufigkeit bewegten Posituren akkurat und mit allen witzigen Varianten durchzuführen. Ausgerechnet zu einer Banalität von Lincke tanzt er einen siamesischen Schwerttanz, in Goldblech gehüllt, verkappt in eine blöd götzenhafte Gesichtsmaske. Wie er da aus dem Kontrast von Sakralität und Trivialität heraus einen vom Zeremoniellen immer mehr ins Schwipsige rutschenden Bewegungsspott entwickelt, wie ein plötzlich ganz frivoles Bauchzucken mit einem Male den Humbug verrät, wie die Stiche des Schwertes immer kitzelnder, meckernder, linckischer werden: das zeigt den Spaßmacher vom Rang eines Waßmann, nur mit andern Mitteln . . . Das dümmlich verliebte Zappeln eines seligen Bauernlümmels, die Hackenpolka einer Holzfigur mit steifer Halskrause und unbeirrlich glotzenden Augen über Emailbacken und stets halboffenem Mund, aber auch eine phantastisch langbeinige Mazurka, traumhaft sensend: das alles ist er unübertrefflich, Tänzer mehr durch einen geistreich zu Gelenkexerzitien ausgebeuteten Gehorsam vor der Musik als durch sein raumgieriges Blut.

Das hat nun der Zweite, Peter Pathé, echtester Tänzer, unwahrscheinlich echt für eine nur in Worten trunkene Zeit. Lang, schmal und frauenhaft biegsam, doch nicht jener feminine, dekadente Sacharoff-Typus, sondern akrobatisch erregt. Hat noch nicht völlig die Sicherheit seiner eignen Zumutungen, aber umso begeisternder, wie er aus Bühnenfiebern sprudelt. Golliwog, der Debussys dudelnden Cakewalk tanzt, ist bei ihm ein Lausbub aus englischen Witzblättern, mit einem das ganze Gesicht verschüttenden blonden Schopf, jagddreßrotem Jäckchen und knappen gelben Höschen, die sich bis an die Brust ziehen. So pendelt er mit scherenförmig verschränkten Bummelbeinen einen frech schlängeligen Körper herum, um rasend wirbelnd und mit laut knallendem Trampsen sein exzentrisches Dösen zu zerreißen. Der typisch britische trockene Humor ist da Bewegung geworden, nicht ohne das Rätsel einer Irrealität aufzunehmen. Da ist kaum Mimik, alles Furor und dazu der Kontrast

eines schaukelnden Phlegmas. Dann aber eine Mozartsche Groteske, eine contradictio in adiecto, und grade als solche tänzerisch gestaltet. Eine große grüne Nase gibt dem komisch stoßenden Kopf einen Schnabel, Arme und Hände spreizen sich grellrot, pludrig wirbeln weiße Hosen um federnde Knöchel. Ein Tanz in Callots Manier, italienisches Rokoko und dazu grausam. Man vergißt dieses Herumjagen des Vogelmenschen mit den schaurig-lächerlich greifenden Händen so wenig wie seine fabelhaften Pirouetten. Ein malvefarbener Spitzentanz, Nachtfalter, schwirrend und von kranker Kostbarkeit; ein sprungtolles, bodenaufwühlendes Bacchanal — mehr sah ich nicht. So verschieden alles: jedes wuchs fühlbar aus heißem Erleben hervor, jedes glänzte in virtuosem Willen, jedes war in die Abstraktion der Sinnbildlichkeit gesteigert. Rasender Applaus, und hier gehört er hin — Pathé springt glorios, armebreitend an die Rampe, sein Atem jauchzt ins Parkett, und alles geht in Rausch auf. Richtiges großes Theater bricht da herein in unser freundliches Tändeln. Gibt erst letzte Sicherheit menschliche Anmut zurück, wird dieser Pathé unwiderstehlich sein. Löwensprung in den Beifall! Er will erobern, alles an ihm ein begeistertes: Hall

Willi Wolfradt

Ueber die Cacteen

Die Zeiten des guten Bierulks sind ja längst dahin. (Apropos: dahin — aber das ist ein langes Kapitel . . .) Ja, diese guten Stammtischwitze gibts garnicht mehr, weil der heutige Biertisch sich in dummen Schimpfereien über die neue Zeit ausgibt, die er nicht versteht und nicht verstehen will. Die Behaglichkeit ist zum Teufel.

Nun hat Einer aber das Glück und die Geduld gehabt, sich mit solch einem alten Spaß befassen zu können und hat ihn ausgegraben: ‚Ueber die Cacteen (de cactibus) von Dr. H. W. Nach dem hinterlassenen Original-Manuscript herausgegeben von A. König' (im Verlage Johann Georg Holzwarth, Bad Rothenfelde, Teutoburger Wald). Das ganze Buch ist nur zehn Seiten stark — aber man lacht für hundertunddreiundzwanzig.

Derlei Späße sind sonst nicht recht erträglich, weil das erotische Bedürfnis bei dem Bürger, versetzt und unterdrückt, meist sehr übelriechend entweicht. Bezeichnend ist zum Beispiel, daß in unsern guten braven Witzblättern ein kräftiger geschlechtlicher Spaß stets auf entrüstete Ablehnung stößt, dagegen ein Witz von den P. P.-Oertlichkeiten mit großer Heiterkeit aufgenommen zu werden pflegt. Weil dieses aber hier eine entzückende Travestie auf deutsche Gründlichkeit ist, weil es von herrlichen Einfällen strotzt, weil es mit einer unerschütterlichen Ernsthaftigkeit vorgetragen ist — deshalb bestellt euch für die paar Pfennige das Heftchen, laßt es eurer Frau nicht in die Hände fallen (Frauen mögen dergleichen nicht, außerdem kommen auch so viele lateinische Namen drin vor) — und wenn euer Papa noch lebt, der vielleicht in Tübingen studiert hat oder in Jena, dann schenkt ihm ein Paket anständigen Tabak und das Buch. Ihr sollt sehen, wie er auf dem Sofa sitzt und, leise lachend, den Rauch von sich stößt und brummelnd liest: „Die Semi- oder Halbcacteen. Ein kleines, aber sehr bedenkliches Geschlecht. Zu demselben gehören: a) cactus necessarius interruptus' . . . ". Viel Vergnügen!

Peter Panter

Antworten

Süddeutscher. Finis Germaniae! schreien die Alldeutschen. Aber meines Erachtens ist der Untergang Deutschlands nur dann unvermeidlich, wenn man nicht endlich beginnt, statt der alldeutschen die großdeutsche Idee zu propagieren. Dieser krankhafte Partikularismus richtet das Land ja wirklich zugrunde. Man lese nur, mit welchem Furor und welcher Wichtigkeit eine „konstituierende Landesversammlung" des Freistaates Danzig ausposaunt wird, und man weiß, wohin diese Kegelbrüder steuern. Es ist in den meisten Fällen nichts weiter als die Wichtigmacherei der örtlichen Skatklubs. Man rechne einmal zusammen, wie viele Minister Deutschland eigentlich hat, und welche Summe das kostet. Es ist eine Schande, daß die Sozialdemokratie, des Stimmenfangs halber, die Bundesstaaten überhaupt respektiert. Neulich hat Einer ganz ernsthaft gesagt: „Wir bayrischen Sozialdemokraten"; was ungefähr so klingt wie: „Wir allumfassenden Menschenfreunde aus Neukölln-Süd". Nein, es kann nicht besser werden, bevor nicht diese komischen Schranken gefallen sind, und bevor nicht den Leuten klar geworden ist, daß man zunächst einmal über die württembergischen und badischen Grenzen hinwegsehen muß, um die Welt zu verstehen. Das hat mit dem Gedanken der Zentralisation garnichts zu tun. In allen lokalen, in allen kleinwirtschaftlichen Fragen mag die weitestgehende Dezentralisation statthaben: in den Grundfragen ist Uebereinstimmung nötig. Weg mit dem sinnlos komplizierten, teuern und überflüssigen Apparat, den jedes kleine Bundesstaatchen sich schafft, weil die Herrschaften Aemter, Stellen und Posten brauchen!

K. F. Hören Sie Schopenhauer: „Wenn wir eben einen großen Schmerz erfahren haben, verwundet es uns, daß die Welt um uns herum ohne Teilnahme bleibt und ihren gewohnten Gang fortgeht. Aber noch mehr! es wird uns unerträglich, daß wir selbst sogar den mechanischen Gang des täglichen Treibens fortsetzen sollen und tausenden unsrer eigenen Handlungen der Schmerz fremd bleiben soll, der im Innern tobt." Und hören Sie Storm: „Das aber kann ich nicht ertragen, Daß so wie sonst die Sonne lacht, Daß wie in deinen Lebenstagen Die Uhren gehn, die Glocken schlagen, Einförmig wechseln Tag und Nacht, Daß, wenn des Tages Lichter schwanden, Wie sonst der Abend uns vereint, Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden, Schon andre ihre Plätze fanden, Und nichts dich zu vermissen scheint." Schöner haben wohl selten Denker und Dichter, Philosophie und Poesie, Erkenntnis und Gefühl ineinandergegriffen und zusammengeklungen.

Egon H. Ich danke Ihnen für die streng vertrauliche Denkschrift über die militärische Verwendbarkeit des „elektrisch hochgespannten Fernwirkers". Ein offenbar geisteskranker Pensionist hat sich da einen Apparat ausgedacht, der ganze Armeen auf elektrischem Wege vernichtet. Das hat uns gefehlt. „Deshalb wende ich mich an reiche deutsche Patrioten, damit unter dem Schutze des treuen Militärs die Apparate gebaut und ohne jeden Gewinn dem Vaterlande zur Verfügung gestellt werden, damit wir endlich herauskommen aus dieser furchtbaren Schmach." Bei Geisteskranken fällt die letzte Hemmung weg, und an einer Karikatur sieht man manchmal mehr als auf der Photographie. Dieses Kuriosum zeigt, wovon Alldeutschland träumt, und was man von einem siegreichen Deutschland zu erwarten gehabt hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Das neue Reich von Heinrich Ströbel

Nach so vielen Monaten revolutionärer Zuckungen und einer blind zutappenden Augenblickspolitik sollte nun wirklich die Zeit des systematischen, vom stärksten Enthusiasmus getragenen Neuaufbaus beginnen. Daß nicht der alte Staat, die alte Gesellschaft wiederherzustellen sind, darüber herrscht bei allen wahrhaft Kulturellen nur eine Meinung. Noch freilich haben große Parteien die politische und geistige Restauration auf ihre Fahne geschrieben. Daß die Junker und antisemitischen Kleinbürger mit allen Fasern ihres Herzens in den bürokratisch-monarchistischen Obrigkeitsstaat zurückstreben, verraten ja ihre täglichen Kundgebungen mit einem zähen Bekennermut, der einer besseren Sache würdig wäre. Die Politik des Zentrums ist nichts als klerikal gefärbter Konservatismus. Aber selbst die Demokraten stehen mit beiden Füßen im Gestrigen. Für all diese Elemente ist der Aufbau nur die Restitution der Zustände, die bis zum August 1914 herrschten. Die Wiederherstellung des kapitalistischen Systems. Wenn es nicht anders sein kann, ohne Monarchen, ohne den militärischen Riesenapparat, mit allerlei Konzessionen an die lästige Demokratie und das über Nacht so selbstbewußt gewordene Proletariat. Aber selbst hinter dieser momentanen Bescheidung der anpassungsfähigsten Ultramontanen und Demokraten birgt sich ungestüme Sehnsucht nach der Vergangenheit, von deren Wiederaufrichtung man heimlich träumt. Das Alte hat noch zahllose Anhänger, übt noch eine unheimliche Macht. Es ist noch lange nicht tot, trotz des Weltkriegs, trotz des Friedensvertrags, trotz der Revolution. Das neue Reich, das die wahrhaft Fortschrittlichen aufrichten wollen, die Vorwärtsdrängenden unter den Intellektuellen und die proletarischen Massen, muß erst in hartem Kampfe erobert werden!

Soll das neue Reich der Kultur Wirklichkeit werden, so muß sich das deutsche Volk zuerst vom Militarismus befreien. Heute stehen, trotz der Revolution, bei uns mehr Soldaten unter den Waffen, als jemals vor dem Kriege. Und der Geist dieser Truppe ähnelt mehr dem eines volksfremden Landknechtstums, als je zuvor. Wir dürfen auch nicht hoffen, daß uns der Friedensvertrag schmerzlos dieser Landplage und ärgsten Kulturgefahr entledigen wird. Die Söldnerscharen, die aus den Freiwilligenkorps ausscheiden, werden vielleicht nur in Polizeikorps gesteckt. Sie hätten dann nur die Uniform gewechselt, nicht aber ihren Charakter als Noske-Gardisten. Das deutsche Volk muß deshalb selbst darüber wachen, daß die Abrüstungsbestimmungen des Friedensvertrags buchstäblich und sinngemäß

durchgeführt werden. Nicht nur, um bösartigen Konflikten mit der Entente vorzubeugen; nicht nur, um die frevelhafte Vergeudung von Milliarden zu verhüten; sondern vor allem, um mit dem brutalen Landknechtsgeist des preußischen Militarismus endlich aufzuräumen.

Solange in Deutschland noch eine starke bewaffnete Macht existiert, wird sie auch die Pflanzstätte des militaristischen Geistes sein, die Erzeugerin des imperialistischen Machtwahns. Wer Offiziere und Mannschaften ungeniert sich aussprechen hörte, erschrak über die trotzige Verblendung dieser seelisch noch gänzlich unveränderten Militärkaste. Daß Deutschland auf neuen Wegen zur Höhe streben müsse, geht in keinen echten preußischen Kommißschädel. Man müsse, wähnt man, heimlich rüsten, wie nach Jena, im Stillen wieder Bundesgenossen werben und losschlagen, sobald im Entente-Bund verräterische Sprünge klafften. Sei man schlau und zäh auf dem Posten, so werde man seine Revanche holen, sei es in zehn, sei es in zwanzig oder dreißig Jahren. Dieser Militarismus und dies militaristische Denken müssen mit Stumpf und Stil ausgerottet werden, soll die Idee der dauernden Völkeraussöhnung im deutschen Volke Wurzel schlagen. Nicht minder rücksichtslose Bekämpfung verdient die Marotte einer Kontinentalpolitik, die nicht nur in den Köpfen mancher Mehrheitssozialisten spukt, sondern erst recht in bürgerlichen Kreisen viele Anhänger zählt. Hinter dem einleuchtenden Gedanken, daß man mit Rußland und den Balkanvölkern ehestens enge wirtschaftliche Beziehungen anknüpfen müsse, um deutsche Industrieprodukte gegen osteuropäische Landwirtschaftserzeugnisse und Rohmaterialien auszutauschen, steckt das fanatische Projekt einer germanisch-slawischen Gegenentente gegen den „anglo-amerikanischen Weltbeherrschungs- und Weltausbeutungstrust". Die alte imperialistische Phraseologie und Ideologie beherrscht noch völlig diesen ganzen Vorstellungskreis. Die weltpolitischen Rivalitäten sind danach ewig und unausrottbar, und aus dem Mißerfolg dieses Weltkriegs ist nur die Lehre zu ziehen, daß der unvermeidliche nächste Weltkrieg noch sorgfältiger vorzubereiten ist . . . Wir aber, die wir diesen Imperialismus für den grausigsten Wahnsinn und den abscheulichsten Fluch der Menschheit halten, die wir die Ueberwindung des anglo-amerikanischen Imperialismus zuversichtlich von den Mächten der Demokratie und des Sozialismus erwarten, kennen keine nähere und dringlichere Aufgabe als die Austilgung des gefährlichsten Brutherdes des deutschen Imperialismus, des Militarismus!

*

Die Vernichtung des deutschen Militarismus muß positiv ergänzt werden durch den Aufbau der sozialistischen Gesellschaftsform in Deutschland. Der Kapitalismus ist in Deutschland überlebt und niemals wieder herzustellen. Manche Schichten hangen noch leidenschaftlich an ihm, halten ihn für das einzig mögliche Wirtschaftssystem. Zunächst natürlich die Kapitalisten selbst; aber auch viele Kleinbürger und viele Beamte und Intellektuelle. Gleichwohl ist das kapitalistische System unhaltbar geworden. Seine möglichst rasche Umwandlung in die sozialistische Wirtschaft hat Zweck und Inhalt unsrer ganzen Politik zu bilden. Jede Verkennung dieser Notwendigkeit setzt den Staat den schwersten Erschütterungen aus, bedroht die Wurzeln unsrer gesamten Kultur. Die proletarischen Massen sind in ihrem tiefsten Empfinden derart aufgewühlt, daß sie sich durch kleine Konzessionen, mit denen man sie ehedem mühelos beruhigen konnte, nicht mehr abspeisen lassen. Sie fordern die völlige Gleichstellung mit den andern Gesellschaftsschichten. Die Gleichstellung vor dem Gesetz genügt ihnen nicht mehr, sie verlangen die materielle Gleichstellung durch die gründliche Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, durch die Umwandlung der Produktionsweise. Die Arbeitermassen besitzen ökonomische Erkenntnis genug, um zu begreifen, daß eine wirkliche Gleichstellung und durchgreifende materielle Besserstellung nur durch eine Sozialisierung der Produktionsmittel zu ermöglichen ist. Die Sozialisierung bedeutet nicht nur den gemeinsamen Besitz der Produktionsmittel, des Grund und Bodens, der Fabriken, nicht nur die möglichst gleichmäßige Verteilung des Arbeitsertrags unter Alle, sondern auch möglichste Rationalisierung der gesamten Gütererzeugung. Sozialistische Wirtschaft ist durchdachteste Plan- und Bedarfswirtschaft, durch die jede Vergeudung der Arbeitskraft durch unproduktive Arbeitsmethoden oder die Erzeugung überflüssiger und unsinniger Luxusgegenstände verhütet wird.

Der verflossene Reichswirtschaftsminister Wissell war mit seiner Planwirtschaft auf der richtigen Spur; nur täuschte er sich darin, daß diese Planwirtschaft sich einfach dem kapitalistischen Betriebe aufpfropfen ließe. Sie ist undurchführbar ohne gleichzeitige großzügige Inangriffnahme der Sozialisierung, ohne Ueberführung der wichtigsten und vorgeschrittensten Industriezweige in die Gemeinwirtschaft, ohne Durchdringung des ganzen politischen und Wirtschaftslebens mit sozialistischem Geiste. Daran gebrach es in der Reichsregierung, die ja nur ein Kompromiß- und Verlegenheitsprodukt ist, und darum mußte Wissell gehn, darum fiel mit seiner Planwirtschaft jeder Ansatz zur ernsthaften Sozialisierung. Aber diese Sozialisierung bleibt darum eine unausweichliche Notwendigkeit. Sie wird sich in jedem Falle durchsetzen. Wenn nicht als organische

Entwicklung, so unter stürmischen und schmerzhaften Konvulsionen. Denn die Arbeitermassen in Stadt und Land, in der Privatindustrie und in den Staatsbetrieben, die Proletarier in der Bluse und im Stehkragen fordern mit gleicher Entschlossenheit die Sozialisierung als Mittel zur Aufhebung der Klassenherrschaft und der Privilegien des Besitzes.

Wer will, daß die aus der Balance gebrachte Welt wieder ins Gleichgewicht kommt, wer wünscht, daß an die Stelle der brutalen Gewaltanwendung von rechts und von links ein friedlicher sozialer Kräfteausgleich tritt, muß mit allen Kräften an der Durchführung der sozialistischen Wirtschaftsprinzipien mitarbeiten. Die Zeit der sinnlosen Zufallsproduktion für einen unbekannten Markt ist vorüber. Abgelaufen ist das kapitalistische Zeitalter, wo jedes aberwitzige und verbrecherische Luxusbedürfnis einer herrschenden Klasse auf Kosten der Lebensnotdurft breiter Proletarierschichten befriedigt werden konnte, wo die Volksmasse mit stumpfen Sinnen oder mit nie gestillter Lebensgier dahinvegetierte, während bei einer übersättigten Minderheit durch die raffiniertesten Genüsse kaum noch ein Lustempfinden geweckt wurde.

*

Im sozialen Neuaufbau wird sich umso ruhiger und stetiger Stein an Stein fügen lassen, je williger alle einsichtigeren Volksteile die Unvermeidlichkeit der konstruktiven Veränderungen anerkennen. Und der neue Organismus wird umso einwandfreier funktionieren, je rascher man sich zu energischer und systematischer Hebung der geistigen Volkskultur entschließt. Die Umgestaltung des Schul- und Bildungswesens steht dabei an erster Stelle. Leider hat die Nationalversammlung auch hier vollständig versagt. Hat sie doch nicht einmal die volle Weltlichkeit der Schule, die Trennung von Schule und Kirche ausgesprochen! Durch den unseligen Pakt der Mehrheitssozialisten mit dem Zentrum hat man selbst der Elementarforderung einer auch nur liberalen Schulgesetzgebung ins Gesicht geschlagen. Aber die Entkonfessionalisierung der Schule wäre nur der erste, bescheidenste Akt einer pädagogischen Reform gewesen. Unsre neue Gesellschaft verlangt gebieterisch die Einheitsschule, den einheitlich gegliederten Aufbau des gesamten öffentlichen Bildungswesens. Die Beseitigung der Vorschulen ist nur eine Bagatelle. Auch die Schaffung einer gemeinsamen Unterstufe, aus der den Begabten der Uebertritt zu den höheren Schulen freisteht, ist nur ein erster Anfang. Unser heutiges Bildungswesen mit seiner Teilung in Volksschulen und höheren Schulen war der Ausfluß und die Abprägung der kapitalistischen Klassenscheidung. Die Vorstellung, daß die höheren Schulen für die Begabteren existierten, war nichts als eine kapitalistische

Fiktion. In einer vernünftig organisierten, einer sozialistischen Gesellschaft muß es die Regel werden, daß jeder normal Begabte sich auch das normale Höchstmaß der Bildung aneignet. Die höheren Schulen dürfen nur noch Oberstufen der allgemeinen, der Volksschule bilden, von deren Besuch nur die zweifellos Minderbegabten ausgeschlossen sind. Auch die Handarbeiter müssen, und zwar nicht nur in Ausnahmeexemplaren, der höchsten Bildung teilhaftig werden, wie denn überhaupt die kapitalistische Klassenscheidung zwischen Handarbeitern und Kopfarbeitern allmählich verschwinden muß.

Die Angst vor der Züchtung eines geistigen Proletariats, diese Angst, die bisher unsre Schulpolitik beherrschte, muß verschwinden. Die Aneignung eines Höchstmaßes von Kenntnissen und Fähigkeiten muß aus einem Zweckmittel zum Selbstzweck werden. Wenn man heute studiert, um durch Ablegung der erforderlichen Examina die Qualifikation für ein höheres Staatsamt oder die Ausübung eines freien Berufes zu erlangen, so hat künftig schon die reine Freude an der geistigen und wissenschaftlichen Betätigung jedes Studium zu legitimieren. Von einer geistigen Ueberproduktion kann keine Rede mehr sein, denn die Gesellschaft kann gar nicht Intelligenzen genug besitzen, um die sozialistische Betriebsform auszubauen und die demokratische Selbstverwaltung in Staat, Provinz, Kreis und Gemeinde vollständig durchzuführen. Erst der ideale Ausbau des Bildungswesens wird den bürokratischen Obrigkeitsstaat wirklich zu überwinden vermögen.

*

Von der Hebung der geistigen und sittlichen Kultur ist die Lösung des Wohnungsproblems untrennbar. In Rußland und Ungarn hat man das proletarische Wohnungselend durch radikalste Mittel, durch rücksichtsloseste Ausquartierung der besitzenden Schichten zu lindern versucht. Will man in Deutschland Maßnahmen von ähnlicher Schärfe vermeiden, so werden Staat und Gemeinden schleunigst die durchgreifendste Wohnungspolitik in Angriff nehmen müssen. Milliardenausgaben dürfen nicht schrecken. Die Proletarierquartiere müssen entvölkert, die Massen gleichmäßiger in den vorhandenen Wohnräumen verteilt werden. Die Besitzenden werden zusammenrücken müssen, damit das Proletariat sich auszudehnen vermag. Nicht nur die Gebote der Hygiene, sondern auch aesthetische Ansprüche müssen Berücksichtigung finden. Ob man Etagenhäuser bauen, ob man Einfamilienheimen den Vorzug geben mag: Licht und Luft müssen auch die Behausungen der Arbeiterklasse durchdringen und umfluten. Die Steinwüsten der heutigen Großstädte müssen durch grüne Oasen durchlüftet, die starren Grenzen zwischen Stadt und Land niedergerissen werden.

Das Ideal der Rousseau=Schwärmer und Tolstojaner, unser Maschinenalter mit seinem komplizierten Produktionsapparat und seinen differenzierten Kulturbedürfnissen durch eine primitivere, überwiegend auf die Landbebauung sich stützende Kultur zu ersetzen, entspricht nicht dem Ideal des Sozialismus. Auch der Sozialismus verachtet die Pseudozivilisation unsres kapitalistischen Zeitalters, die Talmi=Kultur der Kinos und der Warenhäuser. Auch er will die Vereinfachung der Genüsse, der Lebensgewohnheiten, soweit die Vereinfachung eine Vertiefung ist. Aber er weiß auch, daß das Primitive zuweilen nur eine Verflachung ist, daß der urwüchsige Landbebauer häufig ein Barbar ist. Nicht der Naturmensch, der bedürfnislose Wilde kann der Endpunkt der Kulturentwicklung sein, sondern der zu stilvoller Einfachheit geläuterte Kulturmensch. Und das Mittel zu solcher Läuterung soll der Sozialismus sein, der ebenso die Exzesse des Reichtums und der Ueberfeinerung, wie die Stumpfheit und die Barbarei des Elends ausschließt.

Die Menschheit ist an der Zeitenwende angekommen, wo sie die Produktionsmittel, die bis dahin mit dämonischer Gewalt die Gesellschaft unterjocht hatten, in wohltätige Diener und Werkzeuge verwandeln will. Der proletarische Teil der Menschheit, der bisher nur der Sklave der kapitalistischen Wirtschaftsmächte war, will jetzt als bewußter Beherrscher des Wirtschaftsprozesses sein Los selbst bestimmen. Der unendlich verschlungene und verästelte Wirtschaftsapparat aber wird sich umso leichter und vollkommener beherrschen und in den Dienst der Massenwohlfahrt und des Kulturfortschritts zwingen lassen, je bewußter und eifriger sich alle verständigen Glieder der Gesellschaft dem Aufbau des neuen Reiches widmen.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXI.

Robert Leinert

Der Saal des Preußischen Abgeordnetenhauses war rot drapiert. Der erste deutsche Rätekongreß war in Berlin zusammengetreten. Arbeiter und Soldaten in buntem Gemisch. Oben auf dem Präsidentensitz thronte Robert Leinert, von wo aus früher die feudalen Herren das Dreiklassenhaus gelenkt hatten. Rechts von ihm, auf der Regierungsbank, die Volksbeauftragten: Ebert, Barth, Haase, Landsberg, Scheidemann, Dittmann, und in der zweiten Reihe saß, etwas zusammengekauert, Karl Kautsky, der große Dogmatiker und Siegelbewahrer des Marxismus. Ein kleines gedrungenes Männchen mit einem weißbärtigen Professorengesicht und einer goldenen Brille auf der Nase. Seine rosig=blanke Glatze leuchtete weithin wie die

aufgehende Morgensonne des Sozialismus. Auf der Linken der Regierungsreihen hatte, vornan, Georg Ledebour Platz genommen. Mit großer Geste saß er da. Quecksilbrig rutschte er auf seinem Stuhle hin und her. Ein kochender Vulkan. Neben ihm reihten sich die andern Mitglieder des Vollzugsrates der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte an: Richard Müller, genannt der Leichenmüller, ein Radikalismus gemildert durch Stehkragen und Röllchen, Max Cohen, der feldgraue Kontinentalpolitiker mit dem flackernden Auge, e tutti quanti. Und zu Füßen dieser Revolutionsgötter aus dem November-Dezember des bedeutsamen Jahres 1918 die Schar der Namenlosen, der Delegierten, der Räte. Ein buntes Gewimmel. Ein Durcheinander. Ein Parlamentarismus im Werden. Ein brodelndes Etwas. Ein Reden für einander, mit einander, durch einander, mit tausend Zungen. Sachliches und Persönliches fließt durcheinander. Ehe man zum Thema der Tagesordnung kommt, gibts stundenlange Geschäftsordnungs-Debatten. Jeder meldet sich zu Wort. Jeder will etwas sagen. Und sie sagen doch alle nichts. Sie reden nur. Sie müssen reden. Revolutionärer Pfingstgeist. Fraktionen gibts noch nicht. Parteidisziplin kennt man noch nicht. Alles ist eine Partei. Es sind aber auch gleichzeitig vier- bis fünfhundert Parteien. Geraucht wird zwanglos. Die Eintrittskontrolle ist mangelhaft. Alle möglichen Leute kommen in den Saal, die dort nichts zu suchen haben. Kurz: ein politischer Jahrmarkt. Zwischenrufe prasseln in einem fort dazwischen. Lärm folgt auf Lärm. Nur Einer behält in diesem Chaos seine Ruhe: Robert Leinert, der Präsident.

Mit einem Male stürmt einer von draußen herein und schafft sich mit kreischender Stimme Gehör: „Sie wollen rein!!"

„Wer?"

„Eine Liebknechtsche Deputation! Arbeiter mit roten Fahnen und Schildern voll Aufschriften."

Leinert schwingt die Glocke: „Nur Delegierte haben Zutritt. Sonst niemand."

Radau entsteht: „Es sind Genossen. Brüder. Das Volk will sprechen. Sie sollen hereinkommen."

Andre: „Wir wollen ihnen eine Abordnung entgegenschicken. Laßt uns mit ihnen friedlich verhandeln."

Leinert betritt rasch diese Brücke der Verständigung, als er die orkanartig anschwellende Opposition gewahrt.

Eine Abordnung geht ab. Man hält die Angelegenheit für einstweilen geordnet. Ein Fehlschluß.

An der Tür entsteht ein Gedränge. Ein Rufen, Stoßen, Schieben, Lärmen. Die Liebknecht-Garde läßt sich nicht abspeisen und platzt nun mitten in die Verhandlungen des Rätekongresses hinein.

Blutigrote Revolutionäre? Schreckhafte Bolschewisten?

Alle recken die Hälse. Einige schnellen verstört von ihren Plätzen.

Die Liebknecht-Garde zieht durch den Mittelgang auf und strebt nach dem Rednerpult. Eine Gruppe von zehn, zwölf Menschen. Jeder hat ein Schild. Die Arbeiter der Knorr-Bremse: „Nieder mit dem Kapitalismus, es lebe die Weltrevolution!" Die andern tragen ähnliche feierliche Sprüche herum. Zwei, drei entrollen rote Fahnen, und einer hebt an zu reden, während Leinert ihn mit der Glocke, Ordnung haltend, niederzuklingeln versucht. Aber das hilft nichts. Die Versammlung hat sich von ihrem ersten Schreck erholt, sieht, daß diese blutigroten Robespierres kleine, gebückte, gekrümmte, gebuckelte, im Grunde genommen harmlose Menschen sind, die plötzlich bloß von einer unklaren Idee erfaßt und aus den dunklen Ecken und Winkeln ihres Alltags von einer unsichtbaren Hand in das grelle Rampenlicht der Oeffentlichkeit vorgestoßen worden sind.

„Ach, man soll sie reden lassen . . ."

Und Einer redet. Krauses Zeug. Phrasen. Durcheinander gequirlte Aufmunterungsworte. Und schließt: „Es lebe die Weltrevolution!"

Dann rollen sie die Fahnen wieder zusammen, und langsam trottend gehen sie wieder, schief und krumm, ab durch die Mitte. Das Zwischenspiel von ‚Pyramus und Thisbe': „Wenn Löwe, rauh von Wut, läßt sein Gebrüll heraus, so wißt, daß ein gewisser Schnock, der Schreiner, ich, ein Löwenfell nur bin, und sonst kein Löwe nicht . . . ."

Leinert hat sich ins Unvermeidliche gefügt. Schließlich regt sich in seinem Herzen auch so etwas wie proletarische Sympathie mit diesen armen Teufeln, die wie Drahtpuppen aufgezogen zu sein scheinen. Er denkt zurück. Auch er ist aus der Sphäre, aus der diese Leute plötzlich herausgeschleudert wurden, heraufgekommen. Nie hat er, als schlichter aufrechter Volksmann, seine Vergangenheit verleugnet. An einem trüben Dezembertage wurde er im Jahre 1873 zu Striesen bei Dresden in einem evangelischen Hause geboren. Das ist recht euphemistisch ausgedrückt. Denn ein Familienleben hat er nie gekannt. Vater und Mutter lebten getrennt. Robert kam ins Armenhaus. Eine bittere Jugend hat er durchzumachen. Hunger und Prügel. Als er einmal mit andern ausgestoßenen Kindern in den Wald geht, um Heidelbeeren zu pflücken und sich ein bißchen Geld zu verdienen, wird er hart von dem Vorsteher des Armenhauses bestraft, und das Geld wird ihm abgenommen. Mit dem vierzehnten Lebensjahr kommt er in die Lehre. Er soll Anstreicher, soll Maler werden. In diesen drei Jahren wird er von seinem Lehrherrn nach jeder Richtung hin ausgenutzt. Er muß allerhand Hausarbeiten verrichten, muß der Meisterin das „Mädchen für alles" sein. Als Malergehilfe wandert er nach Hamburg

und Hannover. Der Sozialismus tuts ihm an. Ein brennender Lerneifer überfällt ihn. Es geht ihm aber so dreckig, daß er einmal seine letzte Hose verkauft und sich notgedrungen ins Bett legen muß, um sich den ‚Vorwärts‘ zu halten.

Allmählich bricht die Sonne durchs Gewölk. Leinert kommt in die Parteibewegung, tut sich hervor und wird, um die Jahrhundertwende, Arbeitersekretär in Hannover, drei Jahre danach Redakteur des ‚Volkswillens‘ und übernimmt 1906 die Leitung des sozialdemokratischen Parteisekretariats für die ganze Provinz. Unter den Sozialdemokraten, die als Erste, zwei Jahre später, ins preußische Dreiklassenparlament einziehen, ist auch er. Anfänglich spricht er hier über Schulfragen. Eigentlich wider seinen Willen. Denn so recht lag ihm das Thema nicht. Aber, mein Gott, sie waren im Ganzen sechs Männeken. Dann wurde er „Spezialist" für Eisenbahn- und Bergwerksfragen, bis Hue, bei den nächsten Wahlen, ins Abgeordnetenhaus kam. Als kurz vor dem Kriege der Umbau des berliner Opernhauses beraten wurde, stimmten selbst die Liebknecht, Adolph Hoffmann und Haenisch dafür. Leinert war dagegen. Solange das Volk darbe, sagte er begründend, dürfe man kein Geld für Prunkbauten zu höfischen Zwecken übrighaben.

Im Kriege machte er „die Politik des vierten August 1914" durch alle Phasen mit. Die Revolution brachte ihn vollends hoch. Die Arbeiterschaft Hannovers verjagte ihren alldeutschen Oberbürgermeister, den vielgeschäftigen Herrn Stadtdirektor Fromm, und setzte Leinert an seine Stelle. Plötzlich war er in eine große repräsentative Position gekommen. Er mußte sein bescheidenes Drei-Zimmer-Heim aufgeben und in die statiöse Dienstwohnung des Stadtbaues einziehen. Seine Frau meinte: „Nun ist unser stilles Glück aus!"

Rasch führte ihn das Geschick die Stufen aufwärts. Er trat, nach dem Rätekongreß, an die Spitze des Zentralrats der gesamten Arbeiter- und Soldatenräte und ward, als die preußische Landesversammlung sich konstituierte, ihr Präsident, die höchste politische Persönlichkeit Preußens, die, wie ein Staatspräsident, noch über dem Ministerkollegium in einsamer Höhe thront.

Mit der Friedensdelegation ward auch er nach Versailles gesandt . . .

Zu diesem Frieden von Philipp Otto Runge

Was sagt Ihr zu dem Frieden, und wie wird es bei Euch werden? Sollte jetzt unser Auge nicht wacker sein, und sollten wir nicht gelernt haben, daß die alte Form nichts mehr gilt und an allen Enden knackt und zusammenbricht? Wenn die Preußen jetzt noch so rasend sein wollen, in ihrer ganzen Wirtschaft die alte Leier fortzuspielen und fortzuspielen den Popanz von Militärstaat — wie sollen die Menschen in einem solchen Staate zur Besinnung kommen, wenn, nach dem, was geschehen ist, der Höchste im Staate nicht ahnen sollte, was natürlich ist? (1807)

Deutschland —! von Julius Bab

Nach fünf Jahren abermals

Und liebst Du Deutschland? Frage ohne Sinn!
Kann ich mein Haar, mein Blut, mich selber lieben?
Ist Liebe nicht noch Wagnis und Gewinn?!
Viel wahllos tiefer bin ich mir verschrieben
und diesem Land, das ich, ich selber bin.

Du Boden bists, aus dessen Brot ich wuchs —
Du armer Boden, furchtbar nun durchschüttert.
Du Stadt, Ihr Städte, die Ihr irren Flugs
erschreckt an dieser Tage Küste zittert,
Ihr bleibt mein Sichres in der Welt des Trugs.

Ihr Menschen, die auf Straßen wild geschrien,
verstört, verhetzt, in Elend und Verbrechen,
die man bespien hat, die sich selbst bespien —
ich kann mit Gott nur Eure Sprache sprechen!
Ich kann vor keinem andern Gotte knien!

Ihr, die Ihr wahnsinnkreischend um Euch schlagt,
ich weiß von jener stummen großen Güte,
die Ihr geduldig wirkend in Euch tragt —
so klug, so kühn, so gotteins im Gemüte,
daß meine Ehrfurcht kaum zu folgen wagt.

Der Böse, dem sie alle heut gehörten,
hat Euch aus allzutiefem Traum geschrien,
zu blutigen Schrecken folgtet Ihr Verstörten,
nun tragt Ihr Schuld der ganzen Welt für ihn —:
und bleibt mir besser als die Hochempörten.

Du Kreideküste, Heide, Kiefernwald,
Schwarztannensee, geliebter Ackerboden,
Du Lied, das über Wanderstraßen hallt,
Du Dorf, bedeckt von süßem Lindenoden,
Du Stadt in Münsterschatten hingeballt,

Du Gang durch Herden über grüne Weiden,
Du Buch, das um der Dinge Anfang ringt,
Du gütiges Lachen, das verstandenes Leiden,
Gebet, das um die breite Erde schwingt —
Mein Geist, mein Leib! wie wollten wir uns scheiden?!

Du meine Heimat — hohes Gut der Welt!
Heut doppelt mein, vom Unglück ausgespieen.
Von Leid und Laster heute noch entstellt —
neu reine Kraft wirst Du aus Krankheit ziehen
und stehst den Völkern köstlich zugesellt:
wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen!

Weimar 1919

Der Heiligenhof von Arnold Zweig

1.

Rangverleihend für den Roman ist die Tiefe, in der seine Menschen und seine Geschehnisse gründen, beide, Seelen und Erlebnisse, Kreaturen und Taten. Ob sie bloß in der Sphäre der interessanten Charaktere, der fesselnden Begebenheiten sich abspielen, ob sie die hellen und rationalen Felder psychologischer Darstellungen erwählen, ob sie die Flutungen und magischen Höhen der Seele und ihrer dunkelhellen Aura erreichen oder zu den Müttern hinabsteigen, zu den menschenformenden, imperativischen Kräften, die allgemeiner sind als die Seele, früher da, drohender und furchtbarer, verewigend und maßgebend: zu den religiösen Antrieben — das zunächst, diese Feststellung allein schon gibt dem Werk eine erstmalige Einreihung und dem Urteil über das Werk die Perspektive, dem Dichter aber seinen Rang. Was er wie selbstverständlich zu sehen vermag, was ihn unwiderstehlich entzündet, die Fülle und Ganzheit seiner Vision, die Feinhörigkeit für das Quellen der wahrhaft bestimmenden Richtungen, die Feinfühligkeit für das Poröse und Kosmische jedes angepackten Steines, jeder berührten Oberfläche: das sagt über den Dichter Entscheidendes aus. Es versteht sich, daß „religiös" und jede Art Kirchlichkeit hier einander ausschließen. Religion antwortet auf zwei Fragen: Was ist die Welt?, und: Was sollen wir tun, um menschlich zu leben? Vermag der Dichter, in der Gegenwart dieser beiden ungeheuern Fragen ein Schicksal zu erschauen, es zu empfangen, seinem Fortwachsen zu folgen, seine Bahn vorwegnehmend zu wissen und Empfängnis, Wachstum, Ende mit zuströmenden Worten wiederzuerzählen, die dieser ungeheuren Gegenwart auf natürliche Art gerecht werden: schlicht wie sie, großartig wie sie; vermag er sich in dieser Gegenwart der Seele zu halten (die mit der Psyche des Psychologen nichts mehr zu tun hat, von der die Mystiker und großen Theologen wissen): so wird er das Leben eines Schusters, das Leben eines Bauern erzählen dürfen und eine schlechthin religiöse Weite damit umreißen.

2.

Hermann Stehr hat es im ‚Begrabenen Gott' zum ersten Male, im ‚Heiligenhof' zum vorläufig letzten Male unternommen. Er ist die stärkste dichterische Kraft, die heute in Deutschland am Werke ist, eine erdbestellende, waldvertraute, menschenhörende, eine singende und lehrende, eine seelenbauende Dichterkraft. (Seine Bücher erscheinen bei S. Fischer.)

3.

Im ‚Heiligenhof' ringt ein Bauer Andreas Sintlinger um den Sinn des Lebens, den Sinn des Menschen und der Welt. Aber er ringt nicht in abstraktem Denken, sondern im Dasein,

im vollen arbeitenden Leben eines Bauern. Hier ist der Mensch, der das Rätsel Welt nicht auf dem theoretischen Wege erdacht und im Umweg des geistigen Denkens erfaßt hat, sondern in der unmittelbaren und ungelehrten Schau des ganz aufgeschlossenen Menschen erschaut hat. Daß wir sind; daß dies Sein einen Sinn haben muß, einen andern Sinn als monomanische Arbeit, ingrimmige Feindseligkeit, unversöhnliche Einsamkeit; daß wir bezogen sind auf ein Großes außer uns von notwendig geistiger Beschaffenheit, und daß allem Sein, auch dem jenes Großen und Allgemeinen, eine Richtung innewohnt, ein und dieselbe allem Bewegten, und daß alles Bewegung ist und verbundene Bewegung: Das und nichts Geringeres ist das Thema dieses Romans — gelöst, wie spätgeborene Menschen sie nur lösen können, diese Aufgabe, die so unaufhörlich sich erneut, wie Menschen, sehende, geboren werden; gelöst auf ergreifende Art von diesem Dichter Stehr, diesem demütigen, irrenden, reinen Menschen. Das Leben des Andreas Sintlinger, sein ganzes Leben ist jene Nacht, die unser Ahnherr Jaakob mit dem Engel rang; ein Ringen, in welchem Siege und große Ereignisse Beiläufigkeiten werden und Hauche aus der Tiefe der Seele den Weg eines Menschen wenden. Das erschütternde und dennoch kritisch nachweisbare Wunder der dichterischen Kraft Stehrs ist die Art, wie er diesem Bauern, ohne daß er darauf je hindeutet, menschliche Größe verleiht, indem er ihn nur immer vor uns leben läßt, in Wildheit und Zartheit, in Verzagen und Triumph, in Sicherheit und Ohnmacht, in Glauben, Verzweiflung, Versagen und Bewährung: immer nur leben, sinkend und wieder aufstehend — mit seinem Selbst und seinen Liebsten, mit Nachbarn und Dingen, mit Wiese, Wald, Zeit, Stern und All. Nur weil dieser Bauer in jeder Lage des Ablaufs ganz rein aus einem naiven, unabläßig denkenden, unabläßig hörenden und antwortenden Wesen lebt, wird uns jede seiner Phasen erschütternd, jede seiner Handlungen bedeutend. Wenn er in seiner Not die Glocke im Giebel läutet, schreit der Mensch, nicht ein abstrahierter oder expressiver, sondern der auf dem Erdboden sich mühende Mensch; wenn er mit seinen Pferden hinrast, mit seinem Schwiegervater rechtet, einen Knecht verjagt, einem Beamten begegnet: immer tut er es aus der Fülle des Seins heraus, erstmalig gleichsam und ebenso schlicht. Es sind die erneuenden Augen des Dichters Stehr, es ist sein redender neuer Mund, die dieses Erstaunliche vollbringen; und wäre in unsrer Zeit ein solches Buch das Ereignis, das es wirklich ist, so müßte man über das Wie dieser Schöpfung allein ebenso viel schreiben dürfen, wie in diesem Aufsatz insgesamt gesagt werden kann.

Drei Begegnungen hat Andreas Sintlinger: seinem Weibe begegnet er, seinem Kind und dem Revolutionär Faber, einer Gestalt größer als er selbst ist, ohne daß er es weiß — nicht

ohne daß ers ahnt. Wunderbar nun, wie sie Alle, Jeder aus dem Gesetz, wonach er angetreten, bald Förderung, bald Hemmung in sein Leben bringen und immer doch, vom Ende her gesehen, Hilfe und Segen. Sein Weib, eine ganz einige, zum Guten willige und holde Seele, irdisch bestehend und kindhaft fromm, am Anfang des Buches ein schönes Mädchen, an seinem Ende eine stille, aufgelöste und alte Gefährtin, vermag zwar weder in die Höhen mitzusteigen, die sein Weg überwindet, aber sie stürzt auch nicht in dessen Abgründe; sie verwirrt ihn und hemmt ihn durch ihre Bemühungen um seine Gleichmäßigkeit, aber sie tröstet ihn doch auch immer wieder durch ihre stete tätige Existenz. Diesen beiden Menschen wird ein Kind geboren, ein blindes Mädchen mit blauen glänzenden Augen. „Es war das Sehen eines Lauschens in ihnen, ein umgekehrter Blick, so, als breite sich die Welt nicht draußen vor ihnen aus, als zöge alles durch die Tiefen ihres Innern vorüber." Und nun, während Johanna nur ein schönes blindes Kind zu besitzen glaubt und sich an die Möglichkeit des beratenden Arztes klammert, es werde eines Tages sehend werden, weil diese Augen keinerlei faßbare Unvollkommenheit haben, erlebt der Vater die Gewißheit, daß dies Kind wahrhaft sehend ist, eine sehende Seele. „Ich habe kein Kind, ich habe einen Engel": das ist seine Ueberzeugung nach einem ganzen Tage des Wirbels und Fragens. Gott hat ihm ein Pfand gegeben, daß sein Weg der rechte ist — das Wesen Helenens entfaltet sich so beseligend rein, so erratend, so voll der zartesten Weltliebe, daß er von Stund an das Leben des sichern und gesegneten Menschen zu leben und den „Gottesstreiter der Rechtlosen" Faber und seine menschenführende Gewalt ingrimmig abzulehnen vermag, weil er diesen Mann einen falschen Weg gehn zu sehen glaubt, den Weg der Verstrickung in fremde Leben. Diese Ablehnung aber wird, ohne daß er weiß warum, nie fertig; sie brodelt in ihm und wankt an seine Sicherheit, ohne sie doch erschüttern zu können, mit leisen steten Wellen an — so groß ist der Eindruck, den der flüchtige verfolgte Apostel der Menschenwürde bei den streikenden Bergarbeitern, der menschlichen, sieghaften Gewaltlosigkeit, in seine Seele gepreßt hat: ein, wie er ahnt, verwandter Mensch, ebenso gewiß seines Weges wie er, und auf einem Wege doch so lotrecht verschieden von dem seinen, daß nur einer richtig sein kann: der seine, der in den ruhenden, schaffenden, in sich beschlossenen Menschen führt, oder der andre, zur Not der Menge treibend und von ihr getrieben. Aber Helene wird sehend durch Liebe zu einem Menschen aus feindseligem Geschlecht, und Andreas steht mit einem Schlage vor einer Wand; Helene endet ihr Leben in einem Teich, weil es an der Seite des Geliebten in heilloser Verminderung enden würde, und Andreas ist in jener Not des Menschen, der weder Ziel noch Umkehr, weder Rat noch Heil weiß. Und da ist

es endlich Faber — eine Gestalt von der heiligen Art Gustav Landauers, des ungerächt Ermordeten, und, um es gleich zu sagen, eine Gestalt, deren Darstellung nicht so rein und stark gelungen ist wie ihre Konzeption, die aus allen Wurzeln religiösen Urantriebs sozialer Kämpfe aufgestiegen ist — Faber, der ihm das Wegwort des Lebens sagt, in Sätzen, die hier nicht hingeschrieben werden können, weil sie zu ihrer vollen Größe der Berghöhe dieses ganzen langen kämpfenden Lebens bedürfen, weil sie Weisheit erst werden durch das von uns angeschaute Leben, dessen Wissen und Frucht sie sind.

4.

Im Grunde vermag man mit solchem Herausheben einer Linie so gut wie nichts zu geben. Denn was die Magie dieses Werks ausmacht, ist die ungemeine Unablösbarkeit seiner Gestalten aus der Atmosphäre des Ganzen, bei aller ihrer selbstherrlichen Lebendigkeit. In dieser Atmosphäre leben sie ebenso unabscheidbar, wie die Menschen aus der atembaren Luft zu scheiden sind; und es ist die Atmosphäre der Erde, die sie umgibt — der ewig jungen, ewig leuchtenden, noch in der Vernichtung und dem Grauen des Krieges strahlenden Erde. Jener Glanz, mit dem der Frühling uns nach grauenvollen Elendswintern, uns mühseligen und feuertodbedrohten Soldaten, den strahlenden Protest der Erde gegen das vom Menschen erzeugte Grauen zujubelte, jenes unendliche Jubilieren der Natur ist hier. Weder der junge Goethe noch Gottfried Keller hat den Goldglanz über dem Irdischen herrlicher gegeben als Stehr in diesem Buche. Das „hübelheilige Mädchen" Helene ist von der Süßigkeit der Wiesen und des blauen Himmels ebenso unablösbar wie die kleinen Müttermadonnen auf den Bildern früher Meister; und nur dort, nirgendwo in der Dichtung hat sie Schwestern. Ihr Wesen wahrhaftig zu sehen, ist die erste übermenschliche Erkenntnis ihres Vaters. Denn sie ist wirklich nur blind nach außen, weil alles um sie sich unmittelbar in ihrer Seele abbildet, geheimnisvoll und rührend. Vergebens sucht man im heutigen Schriftwerk eine Gestalt, die ihr verwandt ist; das Beste, was Jakob Wassermann gelang: der junge Kaspar Hauser, langt nicht an sie. Sie braucht die Körperaugen nicht. In ihr ist das ungeschiedene Ineinander von Menschenseele und Außenwelt, wie im wesentlichen Dichter; in ihr ist das paradiesische Wunder und Glück eines Wesens, dem sich alles Nahende ohne Irrtum zu erkennen gibt. Und da sie so ungeteilt und wundervoll beschaffen ist, wirkt sie nicht anders auf die Wesen: Schmetterlinge ruhen auf ihr aus, und zerbrochene Menschen werden an ihr heil; in gemischten Naturen hebt sich das Gute ihr entgegen, und verdorrte müssen vor ihr fliehen. Vielleicht ist das magische Ereignis der Liebeserkenntnis einer Seele nicht schöner und stärker darstellbar, als es von ihr erlebt und ausgedrückt wird:

so wie ihre Finger das Gesicht des Peter abtasten, so tastet die liebende Seele je und je das geliebte Gegenüber ab: blind und wiedererkennend, überwältigt und zweifelnd. Und wie sie ohne Bruch und ohne Nebel ihr Wesen hinlebt, lebt der geringste Knecht, der engstirnigste Pfarrer, die tolpatschige Magd; leben hunderte von Menschen ihr durchleuchtet-rundes Dasein in langhingezogenen, bedeutungsvoll verflochtenen Bahnen. Diese Dichtung ist von Individualitäten bevölkert wie die echte Erde, von Mengen bevölkert wie sie. Ein Querschnitt scheint durch diese Gegenwart gezogen, und Schicht um Schicht der mühevollen Wesen hebt sich empor. Die Welt der frommen, der alt und geheim echten Christlichkeit, wie sie im Volke sektenhaft lebt; die Welt der Lehrer und Geistlichen, der Beamten und Studenten, der Arbeiter und Revolutionäre, der Landstreicher und Leiermänner entsendet ihre Boten zu Andreas Sintlinger und seiner Tochter; und indem diese Beiden jedem dieser Menschen von ihres Wesens reiner und milder Art zwanglos mitteilen oder verwehren, was sie müssen, enthüllen die Boten ihr zartestes und geheimstes Sein. Erschütternd zu sehen, wie in all diesen Armseligen und Beladenen der gute Wille und die simple unverderbliche Menschlichkeit lebendig ist; ein tieferer Glaube an das Gute im Menschen, in jedem Menschen, den nicht Machtwahn und Behördentum entehrt, ward nie enthüllt. Dabei ist diese Dichtung ganz frei von falscher triefender Begütigung; vielmehr ist ebenso stark wie der gute Wille die Feindseligkeit in diesem Buche gesetzt; das Wissen um die unversöhnbare Befeindung der absichtslosen Menschen durch die zweckbesessenen hat gradezu die Achse und den Knoten der Dichtung geschaffen: die beiden Fremdhöfe der Sintlinger und Brindeisener liegen wie Ebal und Garizim einander gegenüber; Peter Brindeisener vernichtet Helenens Leben und das seine, weil er gegen das Gesetz seiner geschlechteralten Zweckhaftigkeit aus der ganzen prachtvollen Männlichkeit seiner wilden Jugend aufsteht, und Andreas Sintlinger siegt über das Gesetz der Feindschaft selbst, indem er sich überwindet und, der ewigen Herausforderung durch das Uebel nach wilder Vernichtungs-Anfechtung müde, den Hof seiner Väter um dieser Nachbarschaft willen aufgibt.

5.

All das ist gesehen; es ist mit liebend-unbestechlichen Augen gesehen; noch die geringste dieser Gestalten ist ebenso eindringlich gesehen wie der Held in jedem seiner Augenblicke; das Unabreißende dieses Lebens ist die stärkste Qualität des erstaunlichen Romans, der so viele und vielerlei hat. Nur von einer kann hier noch kurz geredet werden, mit einem Hinweis nur: von der Märchen-Luft der Dichtung. Aus dieser Art von Anschauung ist das deutsche Märchen gewachsen; hier liegt eine von Stehrs Quellen bloß. Wie die Erzähler von Elfengeschichten,

wie die Erzähler von Legenden der jungen Heiligen, wie die Erzähler von Erlebnissen mit Kobolden und unheimlich-selbstverständlichen Dämonen berichtet Stehr von seinen Gestalten. Nicht allein das Mädchen Helene, die heilige Elfe, zeugt davon: Kindergestalten stehen auf und vergehen in Märchenluft; verwirrte Findlinge, entflohene Irre werden zu albhaften Dämonen, Landstreicherinnen zucken durch den Wald, kräutersuchende Männer wachsen durch das Leid ihres Lebens zu Einsiedelgestalten empor, der Rebell Faber ist manchmal fast ein Wind, der den Wald anfällt oder aus ihm vorbricht. Aus diesem wundervollen Glauben an das Gesehene, aus dieser nahezu bewußtlosen Mitarbeit des Berichtenden am Bericht, der nur erlebte Elemente steigert und reinigt, wächst Stehr die Kraft, Begebenheiten zu schildern wie den Tod des alten Klim, wie das Sterben und das Begräbnis des Vanlyßender, die Wiedergeburt des Singens in der Schwerdtner-Josefa, das Zerbrechen des Kummers in dem Scherenschleifer Liebeneiner. Verloren in das Gedichtete wie der erzählende Mensch ins Märchen, spricht er es aus: und aus seinen einfachen und gläubigen Worten kommt die Unbezweifelbarkeit des Erzählten in seinen Bericht, jene Wahrhaftigkeit und jenes Wunder der Distanz bei unverletzter Einheit mit der erzählten Gestalt, die das Kennzeichen aller echten Epik ist. Das Geschehende geschah; und wenn es sich in der Leser eignem Leben nie so zutrug, wenn dem modernen Menschen mit dieser Kunst etwas Fremdartiges und Widerspänstiges gereicht wird, so ist in diesem Gefühl nur der Entseelung und Erbarmungslosigkeit das Urteil gesprochen, jener Entleerung des modernen Lebens, die aus dem lebendigen Menschen Entwicklungsprodukte und aus dem Märchen den psychologischen Roman gemacht hat. Denn es fragt sich noch, wer das Menschenwesen wahrhafter sieht: der Psycholog oder der märchenäugige Dichter; nur eines ist gewiß: mit dem Bürger mußte auch die ihm adaequate Art der Gestaltung lebendig werden; diese aber ist der ‚Untertan‘.

6.

Rangverleihend für den epischen Dichter ist zum andern das Gelingen seines Formens. Ihm ist die ungehemmte Seligkeit Dessen verwehrt, der sich im Schauen entzückt, ihm ist das Stammeln des notvoll Verzagenden verwehrt und der beschwörende Gesang des Zauberers; von ihm erwartet wird Gestalt: Gestalt des Menschen, Gestalt des Geschicks; erwartet wird von ihm die feste Bildung eines erschütterten Augenblicks, eines Menschen, der sich entscheidet, eines Gesprächs, in dem es um Das geht, was not tut — und dazu die Weite der Nacht, die Helle des Tags, in dem dies, auf entrollender Erde, in unzerteilbarem Menschen, geschieht; ja erwartet wird von ihm das Führen und Binden all dieser ganz ausgelebten Einheiten in die große Einheit, in die Form, die Abbild des uns aufgegebenen Kosmos

ist. Hier ist der Ort des tragischen Ringens für den Deutschen. Ihm ist die Form Aufgabe in einem Sinne, der ihm jede Naivität und Sicherheit nimmt. Wo der Russe, schlechthin aussprechend, wovon er überquillt: das Menschliche, ein Problem überhaupt nicht anerkennt; wo der Romane nur ein schwer zu erreichendes, aber doch erreichbares Endziel sieht, das seinem Genius zugehörig ist, und für das er die Tiefe und Welthaftigkeit des einzelnen Blickes sogleich opfert, weil das ihm nicht gemäß ist: dort steht der Deutsche als epischer Künstler mit fast tragischer Haltung mitten inne, wissend, daß ihm ein Ziel im Unbekannten gesetzt ist, und wissend, daß er den Nebel, der ihm dies Ziel verhüllt, in seiner eignen Seele und überallhin mit sich trägt. Es gibt keinen deutschen Roman von der wundervollen Freiheit des russischen, von der wundervollen Rundheit des ‚Don Quixote' und der ‚Education sentimentale'; ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' sind ein Torso, der schönste, den es gibt; Hölderlins ‚Hyperion' ist ein Seelen-Fresko. Und so ist es kein Erliegen, wenn Stehr das Gestalten des Ganzen nicht so machtvoll gelingt wie das Schauen der Menschen, wie das Sagen einzelner Schicksale. Immer treten ihm breite, herrliche Episoden zwischen die Führung der Geschicke. Die Jugend des Peter Brindeisener, des Geliebten Helenens, steht organisch im Andern, seine Jünglingszeit bricht in völlig unnötiger Farbfleckigkeit aus. (An dieser Stelle ist schön zu sehen, warum Stehr diesen Roman aus Schlesien, seiner innern Atmosphäre, ins westfälische Rheinland transponiert hat: aus Gründen der Künstlerschaft. Ohne den Verlust des Naturhaften gelang ihm in dieser fremdern Tonart das großlinige Leben besser; die Anfechtungen des Naturalismus waren hier leichter zu bestehen.) Helene selbst, eine Seelengestalt von so angeschauter gnadenvoller Reinheit, leuchtend und linienfest wie ein Kristall, die Blinde, in der Naturgeist und Frühlingsseele sich selbst zur Anschauung kommen, ein Kind des Menschen, der nie aus dem Paradiese vertrieben ward, umleuchtet von der ganz unsäglichen Vertrautheit und Unbefleckbarkeit des Kindes — Helene selbst verliert in dieser Liebesbegegnung etwas von ihrer Außerordentlichkeit, mehr, als der Dichter will. Es ließe sich noch Einiges derart sagen, was den zweiten Band des außerordentlichen Werkes beschwert — wenn das der Mühe wert wäre.

7.

Ueber die Sprache dieser Dichtung aber ist noch etwas Prinzipielles festzustellen. In einer Zeit, die innerhalb der Moderne gradeswegs zum Ideal der Groteske hinweist, deren Wortgesetz Ballung um jeden Preis, deren Ziel wilde Drastik der Anschaulichkeit jedes Satzteils heißt; in einer Zeit der hart gerissenen Linie, der antimusikalischen, anti-syntaktischen Rassigkeit richtet Stehr ein Deutsch auf, das wie aus der Erde wächst — eine

Sprache, die Zeit hat, Breite besitzt, zu fließen versteht, die in ihrer Ruhe leuchtet und in ihrer Sanftheit klingt; ein Deutsch, aus Mundarten genährt, in dem der körnige, kräftige Zauber und das unliteratisch zeugende Sprachgesetz dieser Wortweise lebendig sind, ergriffene aber feste Sprache eines Ergriffenen und doch Ruhenden — und eine Sprache von so volkspoetisch quellender Anschauung, wie sie einem Werke geziemt, das in der epischen Anschaulichkeit beheimatet ist. Sehr wahr, daß in den ersten Kapiteln, fast nur in den ersten Seiten gelegentlich ein Vergleich weniger stehen könnte; aber was für einen Kontur hat, grade in diesen ersten Kapiteln, jede Gestalt, jeder Absatz, jeder Satz! In spätern Teilen, verstrickt ins Leben des Geschehenden, mag man dergleichen nicht mehr so merken: nicht mehr die unabnützbare Neuheit jedes Bildes, nicht mehr die reine kräftige Farbe jedes Wortes, das Verborgene der Satzgesetze und das Gemeisterte der Satzverbände. Aber am Anfang steht man wie in einem baumbestandenen Felde nach kurzem Regen mitten in der Sonne: rundum die wiederhergestellte Schöpfung funkelnd und maiengrün, unsägliche Bestimmtheit jedes einzelnen Blattes, leuchtende Leichtigkeit der Luft und bei alledem ein so unbändig natürliches und verbundenes Wachstum, daß man wieder einmal den tiefen Trost der unerschöpflichen Erde im Herzen spürt. Hier aber ist das Prinzipielle: daß Schönheit daseiend ist; daß das Sanfte stärker ergreift als das Erregte; daß die richtig vorgetragene, männlich beherrschte Erzählung nicht nur länger besteht, nachhaltiger ergreift, tiefer überzeugt als die weitmaschig-buntklotzige Raserei der Jugend — das versteht sich von selbst —, sondern daß sie auch jugendlicher ist, reiner, unbedingter und überquellend sanghafter. Es ist die heroische Jugend in dieser Sprache, von der man heute nichts wissen wird, weil sie nicht um sich schlägt noch auch Kommandos zur Massenliebe mit sehr eunuchischen Stimmbändern ausstößt, die heroische Jugend, noch einmal, die keineswegs mit „gesinnungshaftem Glauben an ideale zeitgemäße Ziele" erwächst, sondern die von sich, leise vor sich hin singt:

Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt ich
Unter den Blumen.
Im Arme der Götter wuchs ich groß.

8.

In Zeiten politischer Ergriffenheit wird jedes Werk von dichterischer Größe noch etwas andres bedeuten als sich selbst, noch etwas über sich selbst geben: kein Mehr im Sinne des Wertes, denn wie könnte der übertroffen werden, wo er doch das Seelenformende, Seelenaufrichtende selber ist, sondern ein Mehr der Art. Dieser ‚Heiligenhof', ein Roman, den das deut-

sche Volk nur sehr spärlich lesen wird, wird zum Wegweiser der Erneuerung in dieser von wahrhaft metaphysischer Dummheit und Dunkelheit verworrenen Zeit, oder er kann es werden. Er kann den Deutschen wieder zu sich bringen. Er kann ihm, der von einer gutgewohnten Presse nach Wahl auf Zerrbilder des Kommunismus, des Russentums, der Entente oder der Polen (jawohl, auch der Polen, und das sagt im Jahre der Massenpogrome ein Jude!) verwiesen wird, damit er sich in sie versehe und starr, verhext, blöd und lenkbar nur ja nicht in sein Inneres, nur ja nicht auf seine Entstelltheit, nur ja nicht auf seine verstoßene und versehrte Seele blicke, die Augen wieder nach innen lenken, milde, langsam, unabwendbar wie das Weiche, so das Härteste überwindet. Dies war einmal deutsches Wesen; solche Gewalten der Seele und Bindung, des lebendigen Ringens mit dem lebendig an der Brust gefühlten Gotte bestanden; mit so unabwendbarem Willen, aus dem Trotze seiner kochenden Triebe und Stöße, suchte der Deutsche einmal das Eine, das nottut. Im frühen Mittelalter war es greifbar, in den Aufständen der schwäbischen und fränkischen Bauern erhob sichs und raste gegen fremde Lebensordnung und fremde, romäische Herrenwillkür; in Sekten und Bewegungen des Volkes hier und dort kams nie zur Ruhe. Unablässig zuckten durch den Volksleib die religiösen Ströme, unaufhörlich verdammte sie die Zeit zur Ohnmacht. Nur das „Deutsche Reich" vermochte von diesem Geiste auch nicht eine ärmlichste Ahnung zu empfangen. Nie war ein Volk von seinem eignen Wesen entfremdeter als das deutsche, das in den Krieg ging, und das aus dem Kriege kam, besiegt ohne die Frucht der Niederlage; nie gab es ein Bürgertum, das so sehr alle befruchtenden Quellen aus sich strömen ließ, ohne selbst befruchtet zu werden. Der ‚Heiligenhof' wird von Bürgern gelesen werden — ob auch gefühlt? ob auch befolgt? Ich verneine diese Frage, sobald ich sie stelle. Nicht, als ob davon viel abhinge. Die Gestalten des Dichters und die Aura seines Werkes stammen aus tiefern Gesteinen als die mürbe Schicht gegenwärtigen Bürgertums. Und wenn das Wort des Dichters Seherwort ist, wenn die Realität, die er schaut, die wahre Realität ist, wenn im deutschen Wesen noch heute die Möglichkeit zu solchen Konzeptionen liegt: so mögen Diejenigen im zerbrochenen Volke, die den Weg zu neuen Zielen wahrhaftig suchen, dem Sintlinger zuhören, und die redlichen Menschen außerhalb der Grenzen, die auf die Erneuerung lebendiger Deutschheit warten, sich dieses Werks von Hermann Stehr annehmen: hier redet nicht „der deutsche Gott" und nicht „das deutsche Wesen", an dem zu genesen die Welt sich mit aller Kraft gewehrt hat, sondern menschlicher Kampf und menschlicher Wohlwille in deutscher Gestalt.

Strindberg in Wien von Alfred Polgar

Mit dem „Abreagieren" durch die Kunst ist es bei Strindberg nichts. Er, der immer beichtet, bekennt, von Scham des Redens geschüttelt, von Wollust des Nichtmehr-Schweigen-Müssens dunkel strahlend: er wird nie frei, leicht, nie erlöst. Seine Kunst ist nicht sublimiertes, sondern potenziertes Leben. Seine Anklagestücke: nicht ein Entfernen, sondern ein vergrößerndes Spiegeln eigener Qual.

In ihnen erscheint das Weib als Inbegriff der bindenden, einengenden, in jeder Beziehung: nach dem Mittelpunkt zerrenden Kräfte, der Mann als das zentrifugale Prinzip: alles Weitende, höher, ferner Zielende ist in ihm. Im Widerspiel dieser beiden Kräfte flicht sich das Netz, darin Mann und Weib verzappeln (bei Strindberg schlechtweg „die Ehe" genannt). Und im ewigen Kreis dreht sich die erotische Logik: wer das Weib liebt, hat Grund, es zu hassen.

Solchem falschen Zirkel sucht der Dichter die Quadratur. Ihm entläuft er zur Wissenschaft, in die Welt der Pflanzen und Steine, wo die Tatsachen keine moralischen Schatten werfen; in die Natur, wo das Wechselspiel von Fressen und Gefressen-Werden seinen beglückenden Rhythmus hat; in die Historie, wo die großen Brücken gespannt sind über das brodelnde Sumpfmeer von Blut, Schweiß und Tränen.

*

Im ‚Band' wird die Virulenz der Seelengifte aufgezeigt, die im Zusammenleben von Mann und Weib frei werden.

Die Unmöglichkeit, zu richten zwischen beiden, hat Strindberg hier in einem leibhaftigen „Richter zwischen Mann und Weib" verkörpert, einem jungen Mann, noch nicht abgenützt vom Automatismus des Rechtsprechens, noch nicht in der judiziellen Kunst geübt, „Menschenleben zu zerschmettern wie Eier".

Sehr schön die dreimalige Steigerung in diesem Akt, das dreimalige Sich-Ducken der Haß-Bestie, die im Namen aller menschlichen Heiligkeiten zur Ruhe beschworen wird und doch immer wieder jedem Zauberspruch trotzt. In der Erörterung des dunklen Zwanges, der Mann und Weib an einander bindet und jeden Versuch einer Lockerung nur mit tieferer Verstrickung enden läßt, gibt sich der Dichter als Unparteiischer. Gewissermaßen: ich kenne — im Kampf gegen ein Gott-verhängtes Schicksal — keine Geschlechter mehr, nur Menschen. Aber die bessere Dialektik bleibt doch dem Manne; und die schiefer sitzende Maske doch dem Weibe.

*

‚Vorm Tode': ein Akt reiner, schlackenloser Manomanie. Arge Kinder — Töchter natürlich — der toten Mutter strindbergisch' Wesen dreieinig fortwirkend — quälen ihren Erzeuger

zu Tode. Erschütternd und burlesk, wie hier scharfsichtige Psychologie von blinder Logik in den Abgrund geführt wird.

Strindberg ist Gehirn-Pessimist. (Er mußte schließlich nach Damaskus kommen.) Erkenntnis bedeutet ihm nicht Erlösung vom Uebel, sondern Erschwerung des Uebels. Erkennen festigt seine Menschen nicht, sondern knickt sie vollends. So bringt auch das beste Ende ihrer Kämpfe doch immer nur die Niederlage.

Durchschauen hilft nicht. Ob verstanden, ob mißverstanden: in der Chemie der Dinge steckt ihre Tragödie.

* * *

‚Die Kameraden' von August Strindberg sind: eine Anprangerung weiblicher Minderwertigkeit. Zwei Stündchen im praktischen Seminar über: die Frau als Parasit des Mannes. Sie, die sich anmaßt, des Mannes Kamerad zu sein, ist, bestenfalls, sein Affe. Gelehrig, aber boshaft, störrisch, schmutzig, eitel und symptomatisch kurzgestirnt. Unter der Gleichheit, die die Dame anstrebt, versteht sie keineswegs ein Sich-Erheben zum Partner, sondern ein Ihn-Herabziehen auf ihre Ebene. An ganz kleinen Anlässen — ausreichend, eine Debatte, zu gering, ein Drama zu treiben — entzündet sich Prinzipienkampf. Der Spezialzwist zwischen Herrn und Frau Albert, Malersleuten, hat zu versinnbildlichen: Urkrieg der Geschlechter. So will es der Dichter-Dozent. Schwer fällt es, ihm den Willen zu tun: diese kleinlichen Betisen, die Frau Berta gegen Herrn Axel verübt, tragisch zu nehmen, und dem pauvren Zank zwischen beiden Donner der Dämonenschlacht zu enthören. Das ‚Kameraden'-Schauspiel ist voll Wahrheit: aber ihre Argumentation läuft klein und schief. Es ist ergreifend durch das schmerzliche Pathos seines: ecce mulier! und fast skurril in der Zeichnung des Schmähbildchens, über das es jene Worte setzt. Nirgends brennt die Strindbergsche Genieflamme so trüb, flackig gelb wie grade in der Stickluft seiner Ehepechdramen.

Die zuwidere Berta: Fräulein Maria Orska, als Gast der Neuen Wiener Bühne. Alles an ihrem Spiele ist kalte, kleine, schlaue Absicht. Wie sie „Innerlichkeiten" entblößt, das ist . . . das ist so, wie sie Aeußerlichkeiten entblößt. Sie schiebt ihr Kleidchen von der Achsel, simulierend, es sei hinabgerutscht. Ueber die Maßen aufdringlich, wie sie unterstreicht, daß sie nicht unterstreicht. Aber sie ist sehr geschickt und schlägt meisterlich die Volte und redet besser Seele als Nadragée, der vortreffliche Ventriloquist, Bauch. Wie sie sich auf Stühlen und Ottomanen räkelt, das ist nun zum Entzücken gar. „Bin ich nicht ein graziöses Kätzchen?" fragt Fußspitze, Fingerspitze und Alles, was dazwischen. Ja, das ist sie. Und, richtig gesehen, eine überzeugende Strindberg-Darstellerin, wahrscheinlich sogar dann, wenn sie nicht Strindberg spielt.

Ilka Grüning von Kurt Tucholsky

Nein, und was Sie für ein schönes, neues Kleid anhaben, Frau Hummelpummel! Und wie es Ihnen aber auch steht, so helegant, so direkt vornehm! Nur natürlich, es is 'n bißchen teuer, und wenn man so viel Kinder hat wie Sie — ja —!" Und watschelt, befriedigt, diese kleine Bosheit angebracht zu haben, zu einem ungeheuern Makartstrauß, den sie liebevoll abstäubt . . .

Wenn es eine Seelenwanderung gibt, so hat diese Frau in ihrer vorigen Existenz jahrelang Zimmer vermietet. Welch ein Horizont! Welch eine Atmosphäre: ein wenig muffig, ein wenig schlecht gelüftet, aber doch bürgerlich, im Aspekt der berühmten „bessern Tage" immer auf tenue bedacht und doch ein ganz, ganz kleines bißchen Kuppelmama. Die blanken Fettaugen kugeln aufmerksam und flink im Kreise herum und sehen alles, was auf derselben Etage liegt und sogar noch eine darunter: das neue Kleid der Frau Portier, die Möglichkeit, daß der Zimmerherr mit der Schneidermamsell von nebenan ein kleines Verhältnis anfangen könnte, den Kehricht in Nachbars Garten und die Splitter in aller Andern Augen. Und Das muß man sagen: ordentlich ist sie. Und schön bedachtsam und ein wenig niederträchtig, denn man will doch im Leben weiter kommen, nicht wahr?

Die Witwe Truelsen, bei der Paul Alfred Abel von Zwei mal Zwei bis Fünf zur Miete wohnte, war solch ein kleines Meisterstück, wie diese seltene Frau uns viele geschenkt hat. Wie sie da herumschlurchte, packschierlich gekleidet, einen Schmelzskalp auf dem Kopf und bestimmt am Hals eine Brosche mit dem bunt kolorierten Bild ihres Seligen, eine Henne ohne Küchlein, ohne Eiernest, aber doch eine Henne, eine ewig besorgte, gluckernde, gackernde Henne; wie sie ganz, ganz fein und in der vierten Hinterhand andeutete, daß man doch niemals wissen könne, ob — nun, wer spricht gleich von einer Heirat mit dem Herrn Abel, aber ob man nicht doch — wie? Und wie sie, ganz Bürgerkönigin, die Dame der Straße, „so eine mit Haare" verachtete, denn es war ja nicht legitim, und wie sich Nippes, Staub, Zichorienkaffee und ein letzter Rest Sinnlichkeit in ihr balgten! Es gibt da eine Stelle, wo sie Abel, der Lumich, fragt: „Glauben Sie an Mohamed, Frau Truelsen?" Und sie, prustend und kreischend: „Nein, aber Herr Abel —!" Darin lag: ich verstehe es zwar nicht ganz genau, aber es ist was mit . . . huch! und: Sie sind ein Schlimmer! und: Aber wir zwei beide Erwachsenen dürfen uns schon eine kleine Cochonnerie erlauben. Und nichts davon stand in der Rolle.

Das ist tausendmal belacht worden, in diesem Stück von Wied und in hundert andern. Der Provinzkritiker telegraphierte

seinem Blatt: Komische Alte. Aber sie war viel mehr. Sie ist viel mehr.

*

Was ist das: eine alte Dame? Eine alte Dame ist das angewandte Fazit einer Erinnerung. Die neue Zeit ist da und hat Anschauungen und Grundsätze gewechselt, Tanzarten und Anstandssitten, aber weil eine Frau der Natur näher steht als ein Mann, erkennt sie lächelnd: „Es ist alles noch wie früher, die Hüte sind jetzt ein wenig kleiner, aber das macht nichts, wenn sie nur gefallen." Und das unterscheidet sie von einem Greis, daß sie niemals nur zusehend meditiert, sondern immer noch, in der letzten Ecke ihres Unbewußtseins, mitmacht, mitmachen möchte, teilnehmen . . . und sei es auch nur in leichten, leisen Gedanken. Es steht in einer alten Geschichte, wie jene Junge aufgeregt und weinend ins Zimmer weht, der grauhaarigen Dame zu Füßen: „Wann, sagen Sie mir, wird mich endlich Amor in Frieden lassen!" Und die alte Dame lächelt über den gebeugten Scheitel hinweg, lächelt ganz leise und sagt: „Kindchen, da müssen Sie eine Aeltere fragen —." Der Funke erlischt nicht; und sei sie noch so weise und abgeklärt: ein Quentchen bleibt. Sie begütigt und beruhigt und vermittelt; aber bei all ihrer Objektivität ist immer noch etwas dahinter.

Es ist immer noch etwas dahinter. Das ist es ja, was so wenige unsrer Schauspieler können (und daran wohl zu allererst erkennt man die Großen): nicht nur eine Figur geben, wie sie ist, sondern eine ganze Figur, wie sie geworden ist, ihren Lebensaspekt mit der langen, langen Zeit des Wachstums dahinter. Wer kann das? Sie sind an den Fingern aufzuzählen, und eine davon ist Ilka Grüning.

Sie ist die feine alte Dame — aber so gar nicht diese gluckenhafte Mama des höhern Staatsbeamten, die, ängstlich und beschränkt, päpstlicher ist als ihr Sohn, der Papst — sie ist eine feine alte Dame, die viel gelebt und gesehen hat, die geliebt hat, und die nicht vergessen hat. Sie ist weise, soweit eine Frau weise sein kann. Sie hat sie kommen und gehen sehen, sie hat so viele Schwüre gehört und heiße Worte, und es ist alles verweht. Nein! es ist nicht alles verweht. Die Luft ist geblieben, die weiche, zärtliche Luft, die einem den Kopf benimmt, und es bleibt das tiefe, lächelnde Bewußtsein: Ich weiß zwar, daß es alles nichts war — aber — dennoch —.

Ich möchte sie gern einmal als alte Ninon oder als greisenhafte Camargo sehen; was sie da wohl sagen würde! Das hat sie noch nie gespielt.

Sie hat so viel gespielt: das ein wenig krächzende, gebrochene Organ konnte Milde ausdrücken und Schmerz und Mutterliebe, alles verzeihende und verschönernde, beschönigende Mutterliebe. Und sie starb nicht als Peer Gyntens Mutter: sie erlosch.

*

Märchen kann sie den Kindern erzählen, daß es einem warm über den Buckel läuft, so, wie die Märchentante aus dem Bilderbuch, mit emporgehobenen Zeigefinger und leise singendem Tonfall: und alle Figuren und Dinge der Welt hingen an diesem Finger.

Und das ist das Letzte aller Schauspielkunst, ist Ingenium. Ich habe ihr einmal in die Augen gesehen: sie sahen gütig und doch durchdringend in die bunte Welt. Und weil sie von unsern Besten ist, laß mich ihr — heute noch — eine Blume geben, die der jugendliche Verliebte sonst wohl seiner Siebzehnjährigen scheu an die Brust heftet: eine dunkle rote Rose.

Nach fünf Jahren von Kaspar Hauser

Und Vater tot und Bruder tot
und einer kriegsgefangen;
und Mutter sitzt in Rentennot:
Was essen meine Rangen . . .?
So stehn wir da im schäbigen Kleid
und denken an die alte Zeit.
Und hassen.

Und hassen jenen Preußengeist,
der uns geduckt, betrogen.
Und hassen, was von Orden gleißt.
Ihr Aar ist fortgeflogen.
Er hinterließ als armen Rest
uns nur ein ganz beschmutztes Nest
und graue Elendsmassen.
Wir hassen.

Hör, Bruder, standest du nicht stramm
vor Knechten und vor Schiebern?
Du gingst zur Schlacht als Opferlamm.
Wir fiebern, fiebern, fiebern . . .
Wach auf! Du warst so lange krank!
Es dauert nicht ein Leben lang!
Mußts nur nicht gehen lassen!
Wir hassen.

Brenn aus! Brenn aus! Mit Stumpf und Stiel!
Greif mutig in den Himmel!
Die Oberschicht — sie zählt nicht viel —
versinkt in dem Gewimmel.
In Dreck und Blut und Schlamm und Schmerz
blieb uns ein warmes Menschenherz.
Schlag zu mit wuchtigen Hieben!
Wir lieben!

Ein Lustrum von Alfons Goldschmidt

Am zweiten Mobilmachungstage 1914 fieberte ich ins Feld. Weg von Frau und Kind, von Tränen und Segnungen. Mit Leidenschaft, mit Landesbegeisterung, gegen den Krieg, aber für diesen Krieg. Auf Krücken, auf Kniescheiben zurück, auf Bahren, Rollstühlen. Verlorene Sterne, aber immer noch den Glauben im Herzen. Den Glauben an die Rettungsmission, an die Grenzidee, an das hohe Zweckstreben. Ich sah den Dreck in Deutschland und suchte die Sauberkeit draußen. Das Zueinander, die Männergegenseitigkeit, das Sichverlorengeben für das Land und Alle auf ihm. Andeutungen, Parlamentsschäbigkeit, Lazarettjammer, Studium der Auslandszeitungen, besternte Brutalität, Minderheitsbedrückung, Kriegsdauer, Propagandamethoden, Sekt und Krüppel, Trüffel und Armut, Schlußprophezeiungen und üble Durchhalteaufrufe, vermehrtes Blutzapfen, Distanzsadismus, elende Kühnheiten und gesinnungposierende Feigheiten, Aussaugen, Aussaugen für nichts.

Eine Aufforderung zur Lüge gab den Rest. Die Augen wurden klarer, der alte Glaube schwand, ein neuer Glaube kam auf. Von Osten kam der neue Glaube. Erfahrungen seit 1900 reihten sich, richteten sich aus, wurden eine Straße, auf der ich weitermußte. Erfahrungen des Studenten, des Redakteurs, des Finanzkritikers, des Soziologen. Spät deckte sich die ganze schwarze Lüge auf, aber sie deckte sich auf. Aus Irrungen, aus all dem Seitab, aus Schweißungsversuchen, aus Kleintätigkeit bis ins Bilanzkonto, aus alter Kontrollsehnsucht, aus halben Unbewußtheiten von der ödenden, marternden, frechen Centralität weg wurde die Einsicht in das einzig Mögliche. Was Friedensdusel, Ruhegewöhnung, Traditionserschlaffung verölt und verschleiert hatten, wurde klar. Der Krieg hatte es nackt gemacht. Da lag die Wunde, dicker Eiter drauf, Gestank aus ihr. Furchtbar krank war die Menschheit, moralverkrüppelt, gewinnpervers, von Psychosen in Verbrechereinheit getrieben. Das Menschenrecht war gestorben, schien gestorben. Die Millionen selbst hatten es vernichtet. Ein Wall war um sie gezogen, die Horizonte waren verengt, Fleisch, Fleisch, Fleisch triumphierte. Und doch war es schon ein Freierwerden. Es war ein Ueberspannen gewesen, ein langes Pressen des Menschenatems. Nicht mehr gedrückt sein wollten die Lungen, Luft, gute Luft wollte die Kehle in sich und um sich haben. Die Pest, die stinkende Pest sollte weg.

Was war geschehen? Kein Stahlbad war geschehen, keine völkische Reinigung, keine edle Vermännlichung Deutschlands. Roheit, Verfeinerung und Verplumpung der Technik, Verphrasung und Schematisierung der Persönlichkeit, unverschämte Zügelanmaßung, Fußtreten gegen die Würde. Wortbruch und Resignation, Gleichgültigkeit gegen die Herzblutverspritzer, Feixen beim Hinkgang und Zittergang der Amputierten und Nervenzerrütteten. Ein Aufblähen war geschehen, ein unverschämtes Aufblähen. Kurzblickigkeiten, Fesseln, Schutzverhaften, Deportieren, Verleumden, Finanzbeschwindeln, Vergiften, Funklügen, Verschweigen. Millionenmodern, Sattigkeiten und Kriegsgesellschaften, karge Witwengroschen und Daimlerprozesse, blinzelnde Anwälte und stechende Richter, Hungertyphus, Wohlfahrtsschwindel, Ordensverseuchung, Fallen vorne, Wachsen hinten.

Mit Fahrlässigkeit und Irrtum fing es an. Mit Verbrechen und Blindheit. Mit Verschwendungsparolen und Organisationswahnsinn.

Geast wurde, auftragsgeast, preisgeast, depotgeast. Dann kam die Knappheitsangst, das „Erfassen“, das keines war, die Preisfixierungen, die keine waren, das Goldhamstern, die Disagiounglaublichkeiten, die Nahrungsmittelfälschungen, der Ersatzrummel, der falsche Erfindungsstolz. Niemals ging die Maschine glatt. Nicht auf Roedern, nicht mit Helfferich. Niemals ging sie glatt. Nicht mit Batocki, nicht mit Michaelis. Die Eisenbahnen verschlampten, die Häuser bröckelten, die Hemden zerschlissen, die Armen starben Hungers, die Arbeitsrechte wurde mit Hinterhältigkeiten und frechen Umgehungen halb oder ein viertel anerkannt. Das selbstverständliche Auflehnen wurde weggestoßen, die Wirtschafts- und Finanzkapitäne waren faul und geldlüstern, der Techniker schuftete, der Arbeiter schwitzte, der Kaufmann schob. Der kleine Mann, der Handwerker, der Marktdetaillist wurde zu Tode rationiert. In den Kriegsgesellschaften kommandierten die Millionäre und Kapazitätsherren; der Lahme mußte in Ententegräben verrecken, der Schnellbeinige wurde für Schieberanleihezeichnungen reklamiert. Pest war es, Pest war es.

Der Oktober 1918 kam, der neunte November 1918 kam. Kam nun die Freiheit, das Dreckbeseitigen, das Wegschaufeln des Ungeziefers? Kam das Ausräuchern, das Wunschverwirklichen, das Individualisieren, das Auslösen, das Umorganisieren, das Verehrlichen, die Arbeitsbefreiung, die Atemluft, das Menschliche, das große Strafen, Sühnen und Amnestieren? Nichts davon. Versprechungen kamen am zwölften November. Lohnversprechungen, Arbeitsentfesselungsversprechungen, Erfassungsversprechungen, Dachversprechungen, Kulturversprechungen, Kampfansagen gegen die Schleicher, die Blutegel, die Vollgesogenen. Aber es blieb dabei. Getan wurde nichts. Geschimpft und geschossen nur wurde auf tiefe Berechtigungen, Luftsehnsüchte über Sozialisierungen, auf ansetzende revolutionäre Meinungskaskaden. Mittelmäßigkeiten kamen, Sprachplattheiten, Scheidemännlichkeiten, Rauschereien, Bauertum, Wisseleien, Möllendorfereien, Müllereien, Schiffereien, Dernburgereien. Und eine entsetzliche Korruption. Eine Stellungskorruption, eine Bürgerkriegsgewinnlerei, eine neue Auftragsschmiererei, Verplempern, Bereichern. Es kam der Begriffswirrwarr, das Räteabsagen, das gnädige und erzwungene Rätezusagen, der gasbeknallte Arbeitermarsch, das Milliardenverludern, das Parteibestänkern, die Einigungslahmheiten, das Geldverflüchtigen, die Steuer-Dummheiten, die blöden Preis-„Senkungen“, das Nahrungs- und Kohlenbelügen, das Spitzeln, das Schnüffeln, das Schutzverhaften, der Arbeiterzwangssadismus, das Plätschern in Weimar, in Berlin und anderswo, die Blindheit nach Osten, die Angst vor dem Osten, das Krauchen nach dem Westen hin, die Quasselkonventikel, das versteckte Ei, die pestende Sülze, Gestank, Gestank überall.

Wirrwarr, Mantsch, Kloakigkeiten, Hirnverbranntheiten, Blindheit, dumme Organisationspläne, planlose Pläne, Schutzzoll, kapitalistische Siedlung, kapitalistische Besteuerung, Titelanhänglichkeit, schäbige Reichszersplitterung, Rätekenebelung, Nichtskönnen und großes Maul, keine Idee, keine Idee. Wir müssen raus aus dem Mist. Raus müssen wir. Wir sind verkommen, nach nur fünf Jahren sind wir verkommen, verlaust, seelenverlaust, verspielt, verhurt, krank an Haupt und Gliedern. Wir müssen aufbauen. Aber vorher müssen wir ausmisten. Je eher wir ausmisten, je eher können wir bauen. Wo ist der Herkules, wer ist der Herkules? Der deutsche Arbeiter ist es. Er ist der Retter! Seht seine Hand, seinen Geist! Nur er kann uns helfen.

Rundschau

Südosteuropäische Fragen

Hermann Wendel gehört zu den wenigen Nichtslaven, die nicht nur dank ihrer Bereisung des Balkans, sondern auch dank ihren eingehenden Studien und Sprachkenntnissen in der Lage sind, über die Balkanslaven und Albanesen zu urteilen. Aber mehr als Das. Wendel ist Sozialist, und als solcher hat er meines Wissens den ersten Versuch gemacht, die gegenwärtigen politischen und sozialen Verhältnisse der Balkanslaven und Albanesen aus den eigentümlichen sozialen Zuständen zu erklären, die auf dem Balkan sowohl in alter Zeit herrschten, wie gegenwärtig bestehen. Dadurch kommt er zu wirklich bewundernswert scharfsinnigen Schlüssen, und ich muß gestehen, daß mir kein Werk kannt ist, das die Sache so gerecht, richtig und vorurteilsfrei behandelt wie seine ‚Südosteuropäischen Fragen‘ (bei S. Fischer).

Schon der erste Abschnitt: ‚Südslavischer Aufstieg‘ ist ein Meisterstück in jeder Beziehung. Er zeigt die kulturgeschichtlich - politische Entwicklung der Südslaven von ältester bis neuster Zeit in gradezu musterhafter Unparteilichkeit. Der zweite Abschnitt: ‚Das alte und das junge Montenegro‘ behandelt dieses Land mit großer Gründlichkeit und mit vernichtender Beurteilung der selbstsüchtigen Politik und Regierung des Fürsten Nikola, des spätern Königs, der eine Art Kreuzung von Leopold dem Zweiten und Eduard dem Siebenten genannt werden kann. Zu diesem Abschnitt hätte ich nur folgende Einwendungen. Wendel betrachtet die drakonischen Maßnahmen des Vladika Petar des Zweiten und des Fürsten Danilo als tyrannisch, was von seinem Standpunkt als Sozialdemokrat begreiflich erscheint. Aber er übersieht dabei den gewichtigen Umstand, daß nur durch solche drakonische Strenge aus dem Räuberland ein Kulturstaat zu schaffen war. Denn genau genommen war Montenegro früher eine Oligarchie: einzelne tonangebende Familien übten in den Dörfern Willkürherrschaft und beuteten das Volk aus. Um diesen Zuständen ein Ende zu machen, mußte man die Widerstrebenden ausrotten. Mit andern als Gewaltmitteln ist eine derartige Oligarchie nicht zu brechen.

Wendel irrt ferner, wenn er annimmt, daß Montenegro von 1528 bis 1702 türkisch gewesen sei. Als Beweis dafür führt er an, daß die Pforte Montenegro mit dem Paschalik Skodra vereinigt hatte. Diese Vereinigung bestand aber nur auf dem Papier, denn schon aus der Reihenfolge der geistlichen und weltlichen Regenten während dieser Zeit hätte Wendel ersehen können, daß wohl die Pforte Montenegro als „ihr Land“ betrachtete (wie sie es ja noch bis 1878 tat), daß aber die Montenegriner selbst davon nichts wußten, denn weder ein türkischer Soldat noch ein türkischer Steuereinnehmer ließ sich bei ihnen sehen, und wenn die Türken zweimal Cetinje verbrannten, so hatte dies für das Land so viel zu sagen wie der Brand Moskaus 1812 für die Selbständigkeit Rußlands. Wendel geht auch stillschweigend über die Tatsache hinweg, daß Montenegro schon im Jahre 1484 die erste Buchdruckerpresse erhielt, eine Tatsache, die namentlich Gladstone derart imponierte, daß er im ‚XIX. Century‘ schrieb: „Dies war nur sieben Jahre, nachdem in der reichen und volkreichen Metropole

Englands das erste Buch gedruckt worden war; als es weder in Cambridge noch in Oxford noch in Edingburgh eine Druckerpresse gab; nur sechzehn Jahre, nachdem die erste in Rom, der Hauptstadt des Christentums, errichtet worden war, und sechsundzwanzig Jahre nach dem Druck des überhaupt ersten Buches!“

Interessant ist Wendels Behauptung, Nikola habe 1915 den Lovcen mit Absicht verräterisch preisgegeben. Wahr ist, daß die damals von der ganzen deutschen und oesterreichischen Presse als „größte Heldentat“ gefeierte „Erstürmung“ dieses hohen Berges gar keine war! Ohne nämlich von den Montenegrinern belästigt zu werden, waren die Oesterreicher den Berg hinangestiegen, wozu sie zwei volle Tage gebrauchten. Und als sie auf der Spitze erschienen, fanden sie dort nur eine Feldwache vor, sodaß natürlich die „Erstürmung“ unblutig verlief. Es ist wohl möglich, daß Nikola selbst es war, der angeordnet hatte, daß der Cetinje beherrschende Berg nur von einer Feldwache besetzt blieb!

Im dritten Abschnitt: ‚Der albanische Knoten‘ beurteilt Wendel die Albanesen ganz richtig und erweist namentlich ihren Mangel an Nationalgefühl, der sie zur Bildung eines selbständigen Nationalstaates völlig unfähig macht. Im letzten Abschnitt: ‚Die makedonische Sphinx‘ zeigt Wendel zunächst, daß die Serben durch die „zielbewußte“ oesterreichisch-ungarische Propaganda in Deutschland und der Donaumonarchie „das bestverleumdete Volk“ geworden waren, und wie sich die Meinungen änderten, als deutsche Truppen Land und Volk durch Augenschein kennen lernten. Dann behandelt er den Nationalitätenstreit in Makedonien, wobei er sich verleiten läßt, anzunehmen, daß die Makedonier das Bindeglied zwischen Serben und Bulgaren bilden. Es besteht aber kein Zweifel mehr darüber, daß die Makedonier Serben sind. Während des Krieges durfte derlei natürlich nicht gesagt werden, weil die Bulgaren lieb Kind waren, trotzdem ich die Regierung rechtzeitig vor dem bulgarichen Vertrag gewarnt hatte, der dann den Zusammenbruch Deutschlands und die trostlosen Zustände von heute mitverschuldete. Vorher durfte jedoch der bulgarisierte Serbe Rizow (recte: Rizovic aus Veles) in Deutschland den Ton angeben und die gesamte Presse in seinem Bann halten. Eben deshalb herrschen in Deutschland so falsche und verworrene Ansichten über den Balkan, daß Wendels Buch wie eine Offenbarung begrüßt werden muß, und deshalb wäre nur zu wünschen, daß jeder deutsche Politiker sich mit dem Inhalt vertraut machte. Dann wird es auch nicht wieder vorkommen, daß die deutsche Politik auf solchen Holzwegen wandelt wie bisher — auf Wegen, die zu dem Hasse der ganzen Welt und an den Abgrund führten.

Spiridion Gopcevic

Möglichkeiten des Kinos

Das Kino von heute ist auf einem Haufen von Irrtümern aufgebaut. Der hervorstechendste ist der Ehrgeiz des Kinos, Vorgänge und Dinge darzustellen, die auf jeder Sprechbühne besser und lebenswahrer zu sehen sind. Es ist unverständlich, daß es noch immer Filmautoren gibt, die glauben, durch Verfilmung von Romanen und Theaterstücken mit dem Theater oder der Literatur konkurrieren zu müssen, indes doch grade dies das Kino zu ewiger Stagnation verurteilt.

Aber ärger als Stagnation: Rückbildung ist es, ein „Opern-

kino“ zu erstreben, nämlich Chor- oder Sologesang dritten Grades hinter der Leinwand ertönen zu lassen, während der Darsteller, Chor oder Solist, die Lippen ganz anders bewegt, als der hörbare Gesang es erfordert.

Hier noch von „Kunst“ zu sprechen, zeugt von einem erschreckenden Tiefstand aller Kulturbegriffe. Was soll man zu „Fachleuten“ sagen, die sich trotz jahrelanger Erfahrung noch nicht die ersten und einfachsten Vorbedingungen aller Kinowirkung klar zu machen vermochten! Gewiß gibt es eine Kunst des Kinos — doch erweist diese Kunst, wie jede andre, ihre Daseinsberechtigung nur dadurch, daß sie Einzigartigkeiten bietet, daß sie Seltenheitswerte schafft und damit Bereicherungen für den Genießer, die er anderswo nicht findet.

Hierher gehört in erster Linie die Darstellung solcher Bilder und Vorgänge der Phantasie, die bisher weder in der Wirklichkeit bestanden noch durch die Technik realisierbar waren. Also alle Münchhauseniaden, alle Märchen, alle jene technischen und physikalischen Exzentrizitäten, von denen die Bücher Jules Vernes voll sind.

Der Einzige, der heute diesen eigentlichen Wesenskern künstlerischer Filmwirkung erfaßt hat, ist Paul Wegener. Seine Märchenfilms sind vorbildlich, wie auch sein ‚Golem‘, sein ‚Student von Prag‘. Leider hat man ihnen bis heute nichts nachgebildet. Wirkungen wie die Doppelgestalt des Studenten von Prag, wie die Menschwerdung des Golems, wie der Zug der Ratten im ‚Rattenfänger‘, wie das in einen Schmetterling sich wandelnde, auf den Bart Rübezahls fliegende Elfchen sind einzig und allein aus der belichteten Leinwand zu holen.

Auch der in Deutschland so gut wie garnicht gepflegte Trickfilm könnte eine Kunstgattung erster Ordnung werden, wenn er einer intelligenten Phantasie entspränge.

Und wo bleiben die Tanzfilms? Warum zeigt man den Vielen, die niemals eine Pawlowa sehen konnten, diese oder selbst eine geringere Herrlichkeit nicht im Film? Der Apachentanz, der zur Zeit in einem bekannten Lichtspielhause rollt, beweist, daß bei geschickter Regie und guter Kapelle keinerlei Unzulänglichkeiten im Tanzbild zu fürchten sind. Warum also scheuen unsre Tanzkünstlerinnen diesen Weg? Hier, und nicht allein hier, eröffnen sich neue Möglichkeiten, neue Perspektiven.

Das Niveau der Gattung zu heben, ist dringend nötig. Wann fängt man energisch damit an?

Troll

Solneman, der Unsichtbare

Die absunderliche Tatsache, daß Einer gerne einmal allein sein wollte, und daß die bösen Nachbarn dieses aber unter gar keinen wie immer gearteten Umständen duldeten, bildet die Basis eines höchst amüsanten Buches von A. M. Frey. ‚Solneman der Unsichtbare‘ heißt es und ist im Delphin-Verlag zu München erschienen. Noch vor dem Kriege; ja, es gibt sogar eine billige Ausgabe, die für die Feldpost hergestellt worden ist — aber es ist ja falsch, von euch die Kenntnis aller hübschen Bücher vorauszusetzen. Ich denke immer, daß unsre Bücherbesprecher einen großen Fehler machen, wenn sie sich nun grade an die letzte Nummer des Buchhändler-Börsenblatts halten — es gibt so viel alte hübsche Dinge, die kein Mensch kennt, und die ihr Dasein in der ersten Auflage sanft verträumen . . . Ich könnte euch immer wieder vorschwärmen, wie schön ‚Wie wir einst so glücklich waren‘ von Willy Speyer ist —

dieser Solneman ist so ein Buch, das Viele kennen, aber noch lange nicht Alle, die's angeht.

Es geht Alle an, die Spaß an barockem Humor haben. Ich sage absichtlich nicht: grotesk — das ist dieser Humor auch —, aber da ist doch noch ein Ton, der aufhorchen macht, und der nicht auf der Mohnwiese E. A. Poes gewachsen ist: ein schneidender, eiskalter Ton.

Die Sache ist einfach die, daß Hciebel Solneman (mit Einem N, bitte!) eines Tags in die kleine Stadt geschneit kommt und sich den Bürgerpark kauft. Er legitimiert sich mit einem kindskopfgroßen Diamanten, zahlt 75 — in Worten: fünfundsiebzig — Millionen auf den Tisch des Hauses — oder waren es hundertfünfzigtausend? — und macht sichs behaglich in seinem Park.

Und baut eine riesige Mauer um den Park, wie er sich auch ausgemacht hat, daß sich keiner vermessen dürfe, in den Park einzudringen — und das Spiel geht los.

Die ganze Stadt zerbricht sich den Kopf: Was macht dieser Mann? Und wie sieht er aus? Denn als er dort einzog, hat er seine Vermummung, die man bisher an ihm wahrnahm: Zylinder, Perücke, Bart und Brille, vor die Mauer gelegt — und nun weiß niemand, wie er eigentlich aussieht. Und er macht die tollsten Dinge, und dieser ganze quecksilbrige Unfug kontrastiert so lustig mit dem entzückend geschilderten Spießertum der Stadt, daß man sich vor Freude schüttelt. Die Geschichte geht über Leichen, Chansonetten, Bürgermeister und Polizeisekretäre — ja, sie macht auch vor der weiland allerhöchsten Person nicht Halt und überkugelt sich vor Freude, Allen eins auswischen zu können. Kaum eine Länge ist drin, kaum einmal schöpft man Atem und meint, nun sei es aber genug — Frey erfindet immer noch spaßigere Capriolen, schlägt noch einen Kobolz und noch einen (in Kurland nennt man das „Kuckerball machen") — daß man aus dem Lachen nicht herauskommt. Ganz reizend ist ein zu Unzeiten adhibierter Protokollstil — der Einfluß der Brüder Mann ist angenehm erkennbar: in der satanischen Freude, den Spießer zu verhohnepipeln und in der maßvollen, fast abstrakten Komik der Schilderung. Die Figuren sind messerscharf ausgeschnitten, der Dialog von telegrammatischer Knappheit, und wenns pathetisch wird, denken wir an die gesamten opera operata Meister Holzbocks. (Den gibts übrigens, und er lebt immer noch. Ein berliner Filmschauspieler soll neulich, als er ihn sah, gesagt haben: „Hm — gute Maske!")

Was aber Solnemanen anbetrifft, so überschwemmt er die ganze Stadt, sodaß sich die Bürger genötigt sehen, auf den Straßen in Küchenschränken wie auf den Lagunen Venedigs einherzufahren, und schließlich dringt man doch in den Park ein. Und entdeckt, daß man das Opfer einer bübischen Mystifikation geworden ist, denn Hciebel Solneman ist ein Mann, der sich rückwärts lesen läßt, um unerkannt zu leben. Und der entzückende Schlußsatz, mit dem das Buch schließt, die aufatmende Beruhigung, daß der Leutnant von Eckern-Beckenbruch, der nackt im Affenkäfig sitzt, seine Hosen wiederbekommt, verlohnt allein, daß Sie das Buch an einem stillen Sonntagnachmittag ganz allein auf dem Sofa durchlesen und durchlachen.

Peter Panter

Antworten

S. Renourdin in Charleville: Aller guten Dinge sind drei. Sie schreiben mir: „Die ‚Weltbühne' hat sich zweimal mit dem Kriegsberichterstatter Wilhelm Scheuermann befaßt, das erste Mal, bevor die so blamable Enthüllung des ‚Temps' über die Gründe seiner Festnahme in Versailles erfolgte, und das zweite Male hinterher. Wenn ich sie jetzt, wo dieser übelste der alldeutschen Kriegshetzer von dem längst wohlverdienten Schicksal ereilt wird, daß die Entente seine Auslieferung verlangt, zum dritten Mal mit seiner unsaubern Person befasse, so geschieht das von Rechts und Reinlichkeits wegen. Dieser Vertreter deutscher Geistigkeit hats wirklich zu arg getrieben. Als in den denkwürdigen Augusttagen von 1914 die acht Auserwählten des deutschen Generalstabs zunächst nach Ems und dann später über Luxemburg nach Charleville zu freudlosem Pressekommißdienst hinauszogen, da fiel Herr Wilhelm Scheuermann alsbald seinen Kollegen und der deutschen Presse durch einen außerordentlich regen Geschäftssinn auf. Er vertrat nicht nur die Deutsche Tageszeitung, sondern auch die besonders solvente Korrespondenz Kühl und ließ sich daneben noch nette Extra-Einkünfte von den Leipziger Neuesten Nachrichten, der Kölnischen Volkszeitung, den Hamburger Nachrichten und andern hurrapatriotischen Blättern garantieren. Seine gutbezahlte Begeisterung wurde umso echter, je näher die Zeit rückte, da Wilhelm Scheuermann als ehemaliger straßburger Artillerist dem Schützengraben zu verfallen drohte. Er war denn auch Derjenige, der bei dem allmächtigen Pressechef des Hauptquartiers, dem famosen Major Nicolai, die ‚Kriegsfreiwilligkeit' der Kriegsberichterstatter durchdrückte. Er war der ehrliche Makler bei den zahllosen Händeln im Pressequartier, die Nicolais Spionagesystem, der alberne Bevormundungsdünkel des Zensursäuglings von Rohrscheidt und die Maulwurfsarbeit eines Scheuermann fast tagtäglich heraufbeschwor! Er war nicht der Mann, er nicht, jene drei Hochmögenden der Abteilung IIIb zur Rede zu stellen, die nach dem Fall Antwerpens plötzlich im Besitz eines kostbaren Automobils waren und damit herrliche Probefahrten machten, bis von dem Wagen nichts weiter übrig war als die silbernen Laternen und die gleichfalls silberne Blumenvase, die man noch heute in der Wohnung des einen der verflossenen Pressezensoren des Großen Hauptquartiers bewundern kann, wenn der Herr Major nicht auf diese Mitteilungen hin vorziehen sollte, sie etwas beiseitezustellen, mitsamt der herrlichen Sevres-Vase aus dem Château Brimont — zumal ein niederträchtiger Kriegsphotograph die eigenartige Szene festgehalten hat, wie derselbe Herr Major, seine Kriegsberichterstatter und Militärattachés zur Seite, die Erlaubnis gab, diese und noch einige andre Kostbarkeiten aus dem Schloß fortzuschleppen, trotzdem die Offiziere, die es bewachten, nachdrücklich protestierten. Ja freilich, damals waren Sevres-Vasen, Kruzifixe mit Edelsteinen, Altarbibeln und kostbare Lederbände noch vogelfrei, nicht wahr, Herr Scheuermann? Und wie schelmisch verstanden Sie zu lächeln, als eine Ihrer Beutesendungen von der Oberzollbehörde wider Erwarten geöffnet und gegen Sie Anzeige erstattet wurde, Ihr hochmögender Schutzherr im Generalstab — war nicht auch noch einer vom Auswärtigen Amt dabei? — sich jedoch bei Ihrer Erklärung beruhigte, daß Sie die Sachen einem berliner Museum hätten überweisen wollen! Gibt es denn auch in Groß-Lichterfelde Museen? Und wo sind die silbernen Degen der belgischen Offiziere geblieben, die,

mit dem Namenszug König Alberts versehen, von euch edlen Kumpanen aus Antwerpen mitgeschleppt wurden? Aber es ist nicht unsre Sache, der Entente ein genaues Verzeichnis solcher und ähnlicher Räubereien zu liefern, trotzdem Ihr doch als Kriegsberichterstatter keineswegs zum Beutemachen berechtigt waret und dies ja auch dadurch eingestandet, daß Ihr dieses Gut vorzugsweise des Nachts den Zugführern in den Gepäckwagen schmuggeltet. Viel interessanter erscheint die Frage: Weshalb konnte Wilhelm Scheuermann bis zuletzt im Großen Hauptquartier bleiben, obwohl er unter Beibringung einer von ihm selbst als wissentlich falsch zugegebenen eidesstattlichen Versicherung die Existenz, ja das Leben eines seiner Kollegen auf die gewissenloseste Weise gefährdet hatte, obwohl er nach den Feststellungen der berliner Zollbehörde dem Generalstab als höchst verdächtiger Ehrenmann erscheinen mußte, und obwohl man wußte, welche Alkohol-Orgien er in Liebesgaben-Rum und ähnlichen scharfen Getränken so erfolgreich feierte, daß er oft tagelang nicht arbeitsfähig war? Man hatte sich eben mit ihm einmal zu weit eingelassen, damals, als man gegen den Willen des Auswärtigen Amts im Großen Hauptquartier den Krieg mit Italien zu provozieren trachtete und dieses Amt sich nur noch dadurch zu helfen wußte, daß es zum großen Zorn der Generalsclique die Deutsche Tageszeitung mit dem Hetzartikel Scheuermanns beschlagnahmte. Hat etwa dieser Vorgang Herrn von Jagow die Stellung gekostet? Ach, wir haben über vieles hinweggelesen, und nur der aufmerksame Beobachter der Scheuerfrau-Lyrik hat schmunzelnd festgestellt, auf welchen Kriegsorden der Brave jeweils mit seinen Aufsätzen spekulierte. In den Leipziger Neuesten Nachrichten bohrte er das Sächsische Kriegsministerium um das Albrechtskreuz an, im Schwäbischen Merkur trachtete er nach württembergischen und in der Augsburger Abendzeitung nach bayrischen Kriegsauszeichnungen. Er hats ja denn auch im Laufe der Zeit geschafft und wurde nur von Rosner und Ganghofer übertroffen, die den weiten Weg nach Stambul nicht scheuten, um sich auch noch den Halbmond zu holen. So stand denn Wilhelm Scheuermann am Ende des Weltkrieges gewissermaßen als Fossilie des Pressequartiers da, und der schlangenkluge Gefolgsmann eines Reventlow könnte sich wohl noch heute in dem Ruhm sonnen, mehr als vier Jahre lang das Publikum ungestraft mit seinen Schlachtenschilderungen aus dem sichern Quartier von Mézières-Charleville gefüttert zu haben, wenn ihn nicht der Ehrgeiz geplagt hätte, nun auch noch den Frieden mitzumachen und die Ereignisse von Versailles für seine unersättliche Tasche auszuschlachten. Das ist ihm schlecht bekommen, ihm, der doch wußte, daß der Abbé von Charleville über die Lebensweise, die Beziehungen, Verbindungen und Handlungen des ganzen Hauptquartiers mitsamt den Kriegsberichterstattern genau Buch führte, um seine Aufzeichnungen dermaleinst seinen Landsleuten als interessantes Gedenkwerk an den Weltkrieg zu hinterlassen." Dazu nehme man, was neulich Arno Voigt von Herrn Scheuermann mitgeteilt hat: daß der ihn, statt einen immerhin riskanten, für den Kläger riskanten Beleidigungsprozeß anzustrengen, bei der Obersten Heeres-Leitung denunzierte — und erkläre es noch für eine Uebertreibung, daß ich mich in Nummer 30 anheischig machte, hier nächstens einen alldeutschen Mistkäfer aufzuspießen, der Babs Eberhard König meilenweit überstinken werde.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Verantwortlichen von Heinrich Ströbel

Ueber Nacht war für Deutschland die Schuldfrage wieder einmal aktuell geworden. Nicht die Schuldfrage als Ganzes, nicht die Schuld des deutschen Militarismus und Imperialismus, die unsre deutsche Denkart von Grund auf brutalisierten und korrumpierten und dadurch diesen entsetzlichen Krieg, seinen Beginn und seinen Verlauf, seine Methoden und seine Dauer überhaupt erst möglich machten — sondern eine Teilfrage der Kriegsschuld: die Frage, warum es nicht bereits im Jahre 1917 zum Frieden gekommen. Das war echt deutsch. Und nicht minder unerquicklich deutsch war die Art, wie die Schuldfrage überhaupt in den Mittelpunkt der Nationalversammlungsdebatten geschoben wurde. Nicht redlicher Bekennermut, nicht fanatischer Wahrheitsdrang riß die Schleier von einem Zwischenkapitel der deutschen Kriegsschuld, sondern der Selbstverteidigungsdrang eines der Schwerbeschuldigten. Weil Herr Erzberger, der ehemalige Annexionist, der Organisator der ausländischen Presseverseuchung und jetzige allmächtige Finanzminister der schwarzroten Kompromißregierung, den bitterbösen Eindruck der Helfferichschen Korruptionsanklagen nicht anders abzuschwächen vermochte, erhob er gegen seine Widersacher den Vorwurf der verbrecherischen Kriegsverlängerung. Die Anklage gegen Erzberger lautete auf politische Bestechlichkeit, auf Käuflichkeit durch einen gutdotierten Aufsichtsratsposten, und Herr Erzberger parierte diesen moralischen Vernichtungsstoß durch eine kriegspolitische Enthüllung! Hätte Helfferich Herrn Erzberger nicht der politischen Ehrlosigkeit bezichtigt, so hätte Erzberger Herrn Michaelis und seinen Hintermännern schwerlich die Verantwortung für die verbrecherische Kriegsverlängerung aufgebürdet. Aber hätte Erzberger durch sein Eintreten für die Unterschrift der Versailler Bedingungen und seine Finanzpolitik nicht den Zorn des Herrn Helfferich und seiner großkapitalistisch-feudalen Klique erregt — seine persönlichen Verfehlungen wären ihm von seinem Vorgänger im Finanzministerium schwerlich vorgehalten worden.

Politische Ehrenmänner, diese Beiden: der Erzberger, wie der Helfferich. Dem Charakterbilde Erzbergers, das ja schon längst nicht mehr im zeitgenössischen Urteil schwankt, hat Herr Helfferich selbst noch einige scharfe Lichter aufgesetzt. Und wer ist dieser Helfferich? Der finanzpolitische Hazardeur des Weltkriegs, der Organisator der uferlosen deutschen Pumpwirtschaft, der Urheber der grauenhaften Wirtschaftszerrüttung, der Gegner des unbeschränkten U-Bootkrieges, der sich im entscheidenden Augenblick in einen Spießgesellen der Tirpitzianer wandelte,

einer der skrupellosesten Kriegsverschärfer und Kriegsverlängerer. Und diese einander Ebenbürtigen müssen sich die Flecke auf ihrer Weste nachzuzählen beginnen, damit das deutsche Volk wieder etwas von der Kriegsschuld der deutschen Hauptverantwortlichen zu hören bekommt!

*

Eine Kriegsschulddiskussion, die aus solch schmachvollem Anlaß einsetzt und auf beiden Seiten von Schwerkompromittierten zur eignen persönlichen Entlastung und zur Anschwärzung des Gegners geführt wird, muß natürlich bald in widerlichstes Gezänk entarten und in öder Silbenstecherei versanden. Und wir erlebten ja auch im Handumdrehen, wie die Hauptbeschuldigten, wie Herr Michaelis und seine Complizen sich damit herauszureden suchten, daß doch im Grunde gar keine ernstliche englische Friedenssondierung im Jahre 1917 vorgelegen habe, sondern nur die englische Antwort auf die päpstliche Note. Diese Antwort aber habe obendrein nicht einmal konkrete Friedensbedingungen enthalten, auf die von deutscher Seite ein Eingehn möglich gewesen sei. Gegen diese Auffassung läßt sich mancherlei sagen und ist auch von Erzberger und dem Außenminister Hermann Müller mancherlei gesagt worden. Trotzdem wird die Frage nach den Schuldigen an der Kriegsverlängerung erst in vollem Umfange beantwortet, wenn man sie wesentlich anders stellt, als das von den Vertretern der jetzigen Regierung geschehen ist.

Daß der Verlegenheitskanzler Michaelis jede Möglichkeit verabsäumt hat, den Krieg durch einen der internationalen Situation entsprechenden Frieden zum Abschluß zu bringen, stand für jeden Verständigen auch ohne Erzbergers Enthüllung fest. Schon die Programmrede, mit der der Gesundbeter sich als Bethmanns Nachfolger einführte, hatte sich ja zu der Resolution des Reichstags nur im Sinne des „wie ich sie auffasse“ bekannt. Kein Politiker der Mehrheit konnte daran zweifeln, daß die Berufung dieses Kanzlers nur die unverblümte Absage an die Kriegspolitik war, für die gerade die Mehrheit in ihrer Resolution die Richtlinien festzulegen versucht hatte. Aber diese Mehrheit selbst verleugnete gar bald ihr eignes Kind. Führende Fortschrittler und Zentrumsleute gedachten seiner mit unverhüllter Ironie. Wie hätte da Seiner Majestät Handlanger Michaelis oder der Große Generalstab auf dies Angstprodukt noch irgendwelchen Wert legen sollen! Alle Voraussetzungen für die Resolution und den Verzichtfrieden schienen ja geschwunden zu sein. Als Herr Erzberger und Herr Noske in den schwülen Julitagen 1917 in der Reichstagskommission das Fiasko des U-Bootkrieges und die militärische Aussichtslosigkeit des Krieges feststellten, standen sie und ihre Reichstags-

kollegen unter dem schlimmen Eindruck der ersten amerikanischen Truppenlandung und der erfolgreichen Offensive der bereits für erledigt gehaltenen russischen Revolutionsarmee. Wenige Tage darauf offenbarte sich der völlige militärische Zusammenbruch der russischen Republik, gewann damit für unsre militärischen Va-banque-Spieler und ihre parlamentarischen Hintermänner die Kriegslage ein ganz anderes Bild. Man begann wieder stark mit der Niederwerfung auch der Westfront und dem Siegfrieden zu rechnen und verpaßte darum jede Gelegenheit zu einem Friedensschluß, der durch völlige Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens, durch Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts für Elsaß-Lothringen und Polen, und die rücksichtslose Unterwerfung unter den Schiedsgerichts- und Abrüstungsgedanken damals noch zu haben gewesen wäre. Die Stellungnahme des Kronrats im September bewies, wie völlig der Träger der Krone und die anwesenden Militärs und Minister die Situation verkannten. Man bildete sich ein, daß die Preisgabe der Ansprüche auf die flandrische Küste und die offene Annexion Belgiens schon einen „Verzicht" darstelle! An der Vlamenpolitik und der wirtschaftlichen Angliederung hielt man noch immer fest! An eine ernstliche Aufrollung der elsaß-lothringischen Frage dachte man nicht im Traume, und den Ostfrieden stellte man sich damals schon so ähnlich vor, wie man ihn der bolschewistischen Regierung ein paar Monate später faktisch aufzwang.

All das lag schon damals, schon im August und September 1917, klar vor den Augen jedes deutschen Politikers, der nicht geflissentlich die Augen schloß. Man wußte genau, daß die Resolution der Reichstagsmehrheit längst zum Kinderspott geworden war, und daß die Regierung Michaelis nur an einen „starken" Frieden dachte. Und nicht nur die Regierung, sondern auch die Mehrheit des Reichstags, dessen Block für einen Verzichtfrieden längst wieder in die Brüche gegangen war. Und wenn man trotzdem die Politik dieser Regierung wacker unterstützte, trotzdem unentwegt die Kriegskredite bewilligte — welchen Sinn hat es da, jetzt Michaelis und seinen Leuten den zornigen Vorwurf ins Angesicht zu schleudern, sie, und nur sie allein, trügen die Verantwortung dafür, daß es nicht im Sommer oder Herbst 1917 zu einem Frieden gekommen sei, der jedenfalls unendlich viel günstiger gewesen wäre, als der Versailler Friede!

*

Michaelis und Helfferich und Ludendorff und alle die Hazardeure und Kriegsillusionisten tragen die Schuld an Deutschlands Niederlage und furchtbarem Zusammenbruch. Nicht minder aber alle die deutschen Politiker und Parlamentarier,

die nicht damals schon alles taten, um dem ans Messer gelieferten deutschen Volke die Augen zu öffnen! Damals schon mußte den betrogenen Volksmassen gesagt werden: „Der Krieg, der schon seit der Marneschlacht für die Zentralmächte nicht mehr zu gewinnen war, ist, seit dem Mißerfolge des schrankenlosen U-Bootkriegs und dem Beweise für die Möglichkeit eines kraftvollen militärischen Eingreifens Amerikas, für Deutschland unfehlbar verloren. Rußlands Zusammenbruch bietet noch einmal eine Verständigungschance. Bleibt sie ungenützt, so geht der Krieg weiter bis zur sicheren Niederlage Deutschlands und einem harten Diktatfrieden. Aber der Friede, der jetzt einzig noch in Frage kommen kann, ist — nach Rußlands Ausscheiden und Amerikas Eingreifen — nicht mehr der Friede des einfachen status quo ante. Ein solcher Friede wäre ja, nachdem die stärkste Landmacht der Entente völlig niedergebrochen ist und als ernsthafter Verbündeter Frankreichs und Englands für absehbare Zeit nicht mehr in Frage kommt, der großartigste Erfolg Deutschlands! Das Schicksal Frankreichs und Belgiens läge ja, selbst wenn Deutschland im Westen alles okkupierte Land herausgäbe, völlig in der Hand Deutschlands, das sich während des Friedens für einen zweiten erfolgreichen Schlag rüsten könnte. Ein Friede auf Grund des Besitzstandes von gestern war nur möglich, solange ein unbesiegtes, bündnistreues Rußland noch Glied der Entente war, also beide Mächtegruppen ungeschwächt aus dem Krieg hervorgingen. Nachdem jetzt die Entente durch Rußlands Zusammenbruch schwer geschwächt worden, wird sie im Interesse ihrer Sicherheit nur in einen Frieden willigen, der Deutschlands augenblickliche Uebermacht politisch und militärisch vermindert. Dazu genügt nicht mehr die Wiederherstellung der absoluten Unabhängigkeit Belgiens, sondern ist die freie Selbstbestimmung Elsaß-Lothringens und aller Teile Polens notwendig. Das ist für Deutschland hart, aber nur die unerbittliche Folge der Kriegsverschleppung, die Rußland als Militärmacht zertrümmerte und Amerika als neuen Verbündeten der Entente auf den Plan rief. Frankreich, England und Amerika stehen unter dem untilgbaren Eindruck, von Deutschland überfallen, in den Krieg hineingezwungen worden zu sein. Sie sind felsenfest davon überzeugt, daß ein Deutschland von seinem jetzigen Gebietsbestand und seiner alten militärischen Organisation nach wie vor die furchtbarste Gefahr für den Weltfrieden darstellen würde. Von ihrem Standpunkt aus können ihre Bedingungen nur lauten: Befreiung von Elsaß-Lothringen und Polen, Entmilitarisierung Deutschlands und Schaffung eines den Weltfrieden sichernden Völkerbundes. Und da dieser Friede — wenn man nicht, wie unsre Alldeutschen und Militaristen, noch immer an den deutschen Gewaltfrieden glaubt — der einzig mögliche ist, so hat das deutsche Volk seine

Bedingungen zu acceptieren, seine Machthaber zu seiner Annahme zu zwingen. Umsomehr, als das Selbstbestimmungsrecht für Elsaß-Lothringen und die polnischen Volksteile nur eine Forderung der Gerechtigkeit ist, und die Befreiung Deutschlands von dem Joch der Militärkaste und dem Fluch des militaristischen Denkens ein Segen für die deutsche Nation."

So zum deutschen Volke zu sprechen, ist keinem bürgerlichen Politiker eingefallen, nicht einmal einem Mehrheitssozialisten. Schon deshalb nicht, weil sie alle samt und sonders unfähig waren, die Lage objektiv zu erfassen und ihren Volksgenossen das Notwendige zu raten. Sie alle standen ja seit den unseligen Augusttagen des Jahres 1914 im Banne des nationalistischen, militaristischen Denkens, das jede objektive Betrachtungsweise ausschloß. Bis zum Sommer 1917 war ihnen die siegreiche Beendigung des „Verteidigungskrieges" eine blanke Selbstverständlichkeit. Es war ihnen das natürlichste Ding von der Welt, daß Deutschland sich gegen neuen „Ueberfall" sichern, daß es Garantieen verlangen müsse, daß es ohne Grenzsteinverschiebungen nicht abgehen werde. Erst die zusammenfallenden Fehlschläge und Hiobsposten veranlaßten den Versuch der bestürzten Reichstagsmehrheit, die Regierung durch ihre Resolution zu einem Verständigungsfrieden zu zwingen. Daß die Zeit für einen solchen Frieden bereits unwiederbringlich verpaßt sei, und daß das durch Deutschlands Schuld total veränderte Bild Europas eine völlige äußere und innere Neugestaltung auch Deutschlands notwendig machte, ging nicht in die Köpfe dieser nationalistisch verblendeten Kriegspatrioten. Daß auch der Gegner, und er, als der wirklich angegriffene Teil, erst recht, Sicherheiten und Garantieen verlangen könne, die zuverlässiger wären, als ein Fetzen Papier, war ihnen eine unfaßbare Vorstellung. So blieb denn ihre Friedensresolution nichts als eine schöne Geste, für die Entente, wie für die Regierung des Herrn Michaelis, der sich nach der Offenbarung der russischen Ohnmacht wieder völlig von den Generälen ins Schlepptau nehmen ließ. Und so kraß diese Absicht der Regierung, das russische Débâcle schonungslos zur Durchsetzung des deutschen Machtfriedens auszunutzen, auch im Herbst und Winter 1917 hervortrat — keine Parlamentsmehrheit, ja, außer den Unabhängigen, nicht einmal eine Parlamentsminderheit fand sich, die dieser Regierung die Kredite verweigert und den unerbittlichen Kampf angesagt hätte. Was soll da das Scherbengericht gegen die Attrappe Michaelis und die andern Schächer!

Der Staatsgerichtshof, nach dem Herr Löbe rief, sollte in der Tat schleunigst zusammentreten. Aber er sollte aus unbestechlichen Wahrheitsuchern bestehn und die Verantwortlichen nicht nur in der Umgebung der Helfferich, Ludendorff und Michaelis suchen!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXII.

Albrecht von Graefe

Der fünfundzwanzigste Juli Neunzehnhundertundneunzehn war ein großer Tag. Die Nationalversammlung war in höchster Spannung. Alles war schwarz von Menschen: auf der Bühne, wo die hohen Regierungsgötter thronten, im Parkett, wo die namenlose Schar der Abgeordneten in dichten Reihen saß, und auf den Tribünen, wo die Zuschauer in buntem Gemisch, Damen und Herren und Kinder, auf das Treiben des kribbelnden Ameisenhaufens unter ihnen neugierig blickten. Erzberger hatte eine große Kanonade gegen die Rechte angekündigt und allerhand Einzelheiten darüber schon Tage vorher in der Presse durchsickern lassen. Sein Preß-Adlatus hatte mit geschäftigen Fingern rasch weit und breit die nötige Stimmung vorbereitet. Stunden verrannen, ehe endlich die Hauptkämpfer in die Arena traten, Stunden langweiliger, ermüdender Reden. Aber nun war es so weit. Der Präsident Fehrenbach erhob sich, faßte an die Glocke und rief mit starker Stimme: Der Abgeordnete von Graefe hat das Wort . . . .

Nun reckten sie Alle die Hälse. Alle. Auf der Rechten, in der Mitte und auf der Linken. Keins der lieben Häupter fehlte. Nur, merkwürdig, auf der Rechten, ganz vorn gegenüber der Ministerbank waren zwei Plätze frei: die beiden deutschnationalen Führer, die Besonnenen in einem Kreise Unbesonnener, fehlten: Herr von Delbrück und Graf Posadowsky. Waren sie ostentativ dem beabsichtigten Husarenritt des Herrn von Graefe ferngeblieben? Man raunte es sich wenigstens zu. Der Graf im Barte erschien erst ganz spät, als Herr von Graefe längst gesprochen und alles in Scherben geschlagen hatte. Aber oben in der Hofloge, wo einst Seine Königliche Hoheit gähnend Goetheschen Dramen beizuwohnen verpflichtet gewesen war, saß Einer in Zivil, dessen Gesicht bei jedem provozierenden Worte Graefes mehr und mehr strahlte: Oberstleutnant Nicolai, der berüchtigte Pressechef und Stimmungsmacher Ludendorffs.

Nun ist Herr von Graefe am Rednerpult. Eine schlanke, langaufgeschossene Gestalt. Geschmeidig wie eine Gerte. Jugendlich temperamentvoll, obwohl er bald seinen fünfzigsten Geburtstag feiern wird. Kein dunkelbraunes Haar fehlt ihm auf dem Haupt. Kein weißes Haar hat sich dazwischen geschlichen, auch nicht in seinen Schnurr- und Spitzbart. Sein Gesicht macht einen leise müden Eindruck. Die Wimpern hangen ein wenig auf die Iris. Die Gesichtsfarbe ist etwas gelblich. Die Nase ist scharf geschnitten. Ein durchgeistigtes Antlitz. Aber hinter diesem Schleier der Müdigkeit ein ungebändigter Wille, ein Drang zum Leben, zum Handeln, zum Reden, zum Fuchteln,

zum Fechten, zum Drauflosshauen. Nun legt er los. Klatsch, klatsch, Erzberger hat einen, hat zwei Schläge weg. Das Haus lacht. Graefe fängt an, sich in dieser polemischen Atmosphäre wohl zu fühlen. Er vergißt bald das der Fraktion gegebene Versprechen, ruhig und vorsichtig zu reden, und unbedachte Bonmots, die er in mecklenburgischen Stallmist einwickelt, entfahren seinen Lippen. Gestank entsteht. Lärm. Krach. Unruhe. Die schwarzen Männer des Zentrums trommeln mit den Fäusten erregt auf die Tischplatten. Das ist Herrn von Graefe eben recht. Er wird immer animierter. Er will es ihnen einmal tüchtig stecken, Allen, und der Revolution die Maske vom Gesicht reißen. Wer hat an Allem schuld? fragt er. An der Zermürbung der Front, an der Kapitulation der Armee, an dem niederschmetternden Waffenstillstand, an dem furchtbaren Friedensvertrage, an den ganzen fürchterlichen sozialen, wirtschaftlichen, innen- und außenpolitischen Verhältnissen Deutschlands? Wer? Die Revolution. Die Sozialdemokratie. Die Demokratie. Die Mehrheitsparteien. Erzberger knöpft er sich besonders vor. Eine Zeitlang führt er förmlich Zwiesprache mit dem Herrn Vizepräsidenten des Reichsministeriums, einen Kampf mit schweren Säbeln. Erzberger bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. Einmal, zweimal, dreimal pfeffert er Zwischenrufe dazwischen und lacht über sein breites, rosiges Engelsgesicht: „Ich werde Ihnen schon antworten!"

Graefes Rede war eine Wahlrede. Ein glänzendes Demagogenstück. Ein Aufruf an alle Reaktionäre im Reiche, sich zu sammeln und konzentrisch gegen Regierung und Revolution vorzugehen. Wie ein Roland stand er da und blies die weithin schallende Trompete der Gegenrevolution. Aber noch ehe die Töne verklungen waren, hatte Erzberger das Echo erstickt. Erzberger stand auf und packte aus. Dokumente und wieder Dokumente. Links und rechts schlug er damit den Konservativen und Alldeutschen um den Kopf. Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen, und übrig blieb ein kläglicher Trümmerhaufen konservativer Hoffnungen.

Herr von Graefe war ganz kleinlaut geworden. So klein! Zwar zischten, lärmten, schrien, tobten, randalierten die Deutschnationalen, als Erzberger sprach, als er seine Anklagerede wider die schwere Kriegsschuld der Rechten beendet hatte. Aber Herr von Graefe und seine Freunde wurden einfach mit Applausstürmen der Linken und des Zentrums niedergeknüppelt. Der große Tag des Herrn von Graefe, der mit dem wunderbaren Pistonsolo anhub, endete mit einer Kirchweihholzerei. So hatte Herr von Graefe noch niemals im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses gestanden, wie an diesem gottverfluchten Freitag. Im alten Reichstag hatte er sich gewiß manches Stück geleistet, und schon, wenn er damals sprach, rangen seine konservativen

Freunde die Hände, die sie sonst in den Hosentaschen hatten. Denn er liebte es, mit Sporenstiefeln in den Porzellanladen zu dringen und polternd um sich zu schlagen. Ich entsinne mich noch jener heftigen Auseinandersetzung mit Herrn Doktor Müller-Meiningen. Wie zwei Kampfhähne hatten sie sich festgebissen, er, der langaufgeschossene Pseudoagrarier, und Doktor Müller, der kleine, wirbelnde Pimperl Wichtig. Unter tosendem Beifall schmiß ihm Müller das schmückende Beiwort an den Kopf: Ach, der Talmijunker. Seitdem ist Herr von Graefe dieses Wort nicht mehr los geworden. Und in der Tat: er ist ein Talmijunker. Mein Gott, sein Vater war gutbürgerlich, war Berliner, war Asphaltmensch, war freisinnig und war vielleicht gar jüdisch. Das heißt, zwei, drei, vier Generationen zurück. Ich weiß es nicht so genau. Aber freisinnig war er. Daran war nicht zu rütteln. Und Arzt war er, ein berühmter Augenarzt, zu dem sie aus allen Ecken und Winkeln gelaufen kamen, und vermögend wurde er, reich, und als er starb, war sein Sohn Albrecht von Graefe ein gemachter Mann.

Dieser Sohn Albrecht hatte das Königliche Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin besucht, hatte, im Jahre der Bismarckschen Kartellwahlen, das Abiturium gemacht und die Universität Berlin, nach dem Abschied aus dem aktiven Militärdienst, bezogen, um Jura zu studieren. Zwei Semester lang. Zwölf Monate weniger vier Monaten Ferien und weniger acht Monaten Corpsverpflichtungen. Du lieber Himmel, lange auf einem Fleck konnte er eben nicht sitzen. Er war bei den Casseler Husaren gewesen, hatte es zum Offizier gebracht und machte dann, heidi, vom Gelde seines Vaters zur Abwechslung mal eine Reise um die Erde. Man mußte sich doch eben umtun in der Welt. Und er tat sich um. Oben und unten. Er wußte, wie man lebte, und er lebte. Vergnügt und heiter und so weiter. Wie sich das früher bei einem schneidigen Kavallerieoffizier mit schleppendem Säbel und bei einem Weltreisenden von selbst verstand. Aber einmal hatte selbst die Reise um die Erde ein Ende, und als er wieder daheim war, meldete er sich mit schnarrender Stimme abermals zum Militär. Achtzehnhundertvierundneunzig wird er nun auf zwei Jahre an die Reitschule in Hannover kommandiert. Ein schneidiges Leben. Drauf wird er gar auf zwölf Monate der Botschaft in Konstantinopel beigegeben und tritt um die Jahrhundertwende zur Reserve des Regiments über, da er sich inzwischen angesiedelt hatte. Nicht wie ein Kätner, ein Kleinbauer, sondern wie ein Grandseigneur. Selbstverständlich in Mecklenburg, wo der Feudalismus in Reinkultur gezüchtet und wo einem, wenn man einen alten, angeschimmelten ritterschaftlichen Besitz erwirbt, der Adel nachgeschmissen wurde. Fortan war Albrecht, der Herr von Graefe, Herr auf Goldebee, Mitglied der mecklenburgischen Landstandschaft und bei Damen

und Herren des p. t. Adels und der Hofgesellschaft wegen seiner anständigen Manieren, seiner chevaleresken Neigungen und seiner großen, gesellschaftlichen Gewandheit ein angesehener Gast. Bismarck war in seinen Mußestunden, die freilich nur selten waren, seine Lieblingslektüre. Bismarck, der Herr von Schönhausen und Varzin. Der märkische Krautjunker und vormärzliche Reaktionär. Alles hatte er diesem jungen Bismarck abgeguckt: Draufgängertum, Schnoddrigkeit, Ironie und Lebhaftigkeit. Nur etwas fehlte ihm. Denn schließlich verteilt die Natur ja nicht alle ihre Gaben gleichmäßig. Bloß eines vermißte man bei ihm: das bißchen Genie, das man schließlich Herrn von Bismarck nicht absprechen kann. Und so spielte Herr von Graefe, als er sich in die Fluten des politischen Lebens stürzte, immer eine kleinwenig komische Figur, weil schließlich doch zwischen seinem polternden, koboldartigen Auftreten, seiner großen Schnauze und seinen politischen Ideen und Gedankengängen irgendeine Diskrepanz bestand. Wenn Bismarck redete, war seine Stimme zwar piepsig und heiser, aber seine genialen Gedanken überstrahlten alles. Wenn Herr von Graefe spricht, donnert seine Stimme, aber auf die Blitze wartet man vergebens. Wenn Bismark für die Kreuzzeitung schrieb, führte ein Genius seine Feder. Wenn Herr von Graefe für die Mecklenburgische Warte in Wismar schreibt, dann tunkt er die Mistgabel in die Tinte.

Neunzehnhundertzwölf hatte er sich endlich ein Reichstagsmandat für den sechsten mecklenburgischen Wahlkreis Güstrow-Ribnitz erobert, und seitdem war er das enfant terrible der konservativen Partei. Aber man hatte ihn gern, trotz allen seinen Plötzlichkeiten, und während bei dem Großreinemachen nach der Revolution alle die kompromittierten konservativen Parteikönige in der Versenkung verschwanden, die Heydebrand, Westarp e tutti quanti, schwamm Herr von Graefe wie ein Fettklümpchen auf der verdünnten reaktionären Bouillon, die man den Wählern als Deutschnationale Partei anpries. Denn er hatte auch seine Meriten, war — was blasen die Trompeten, Husaren heraus — bei der Mobilmachung mit dem Leib-Garde-Husarenregiment ins Feld gerückt, hatte dann paar Mal das Regiment gewechselt und war gar während des großen Maidurchbruchs bei Tarnow-Gorlice im Jahre 1915 verwundet worden. Wo und wie weiß ich nicht. Aber er war verwundet worden. Und das gab ihm den Glorienschein eines Vaterlandsretters.

Nun hat er sich eine neue Verwundung zugezogen. Eine eklige, politische Verwundung. Aber Herr von Graefe heißt nicht umsonst mit Vornamen Albrecht. Ein konservativer Albrecht der Bär. Er wird sich das garstige Blut der klaffenden Wunde abschütteln und tapsig von neuem brummen. Wie nun einmal die Bären sind.

Militaria von Ignaz Wrobel

Zur Erinnerung an den Ersten August 1914

Die Ausführungen, die unter dem Titel ‚Militaria' in den Nummern 2 und 4 bis 9 dieses Jahrgangs der ‚Weltbühne' erschienen sind, haben in der deutschnationalen Presse keine ernsthafte Kritik, wohl aber Beschimpfungen hervorgerufen. Der deutsche Offiziersbund zu Berlin hat an den Preußischen Kriegsminister die Anfrage gerichtet, ob es nicht möglich sei, gegen mich wegen dieser Ausführungen Strafantrag zu stellen.

Die Aufsätze enthielten folgende Behauptungen:

Die Stellung des deutschen Offiziers zum Mann war etwa die eines Dresseurs zu einem verprügelten Hund. Das Offiziercorps hat sich im Kriege auf dem Dienstwege Verbesserungen in der Verpflegung verschafft, die ihm nicht zukamen. Das Offiziercorps hat von unrechtmäßigen Requisitionen seiner Angehörigen gewußt und hat sie stillschweigend geduldet. Der deutsche Offizier hat in sittlicher Beziehung im Kriege versagt. Der Geist des deutschen Offiziercorps war schlecht.

Meine Gegner wiederholen nun bis zur Erschöpfung ihren einzigen Einwand, aus dem hervorgeht, daß wir uns nicht verstehen: Man dürfe nicht generalisieren, sagen sie. In den vielen entrüsteten Briefen, die der Herausgeber und ich erhalten haben, kehrt das immer wieder. Wenn wirklich, heißt es dort, einige oder selbst viele Offiziere — wie zugegeben sein mag — solche Dinge begangen haben, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß das gesamte deutsche Offiziercorps solche Vorwürfe verdient, wie sie hier erhoben worden sind.

*

Den Deutschen ist besonders seit dem Jahre 1870 systematisch eine Hochachtung vor dem Offizier eingebläut worden, die dem schlecht bezahlten Soldatenführer über seinen pekuniären Kummer hinweghelfen sollte, und die an Ehren gab, was der Staat an Geld zu geben nicht imstande war. Der preußische Leutnant wurde wohl angewitzelt, im Grunde aber heimlich bewundert. Seine sogenannten Ehrbegriffe galten Studenten, Beamten und höhern Handlungsbeflissenen als vorbildlich. Kamen Verfehlungen von Offizieren vor, so wurden sie vertuscht; mußte Jemand wirklich einmal aus dem Offiziercorps hinausgetan werden, so geschah das in aller Heimlichkeit.

Der Geist des deutschen Offiziercorps war auch vor dem Kriege nicht gut. Um alle die seit Generationen geltenden Vorurteile seiner Kaste aufrecht zu erhalten, wurde der Offizier in künstlicher Isoliertheit gehalten und nahm am tätigen Leben so gut wie garnicht teil, wenn man von Pferderennen und der Verbindung mit Wucherern absieht. Man glaubte, die Disziplin auf dem Kasernenhof und den Truppenübungsplätzen nur mit

der Fiktion aufrecht erhalten zu können, daß man den Offizier für ein höheres Wesen in und außer Dienst, ganz besonders außer Dienst, anzusehen befahl. Der deutsche Offizier war gewöhnt, in dem „Kerl“ — anders wurde der Deutsche, der seiner Wehrpflicht genügte, von seinen militärischen Vorgesetzten kaum genannt — ein Wesen minderer Art zu sehen.

Dieser schlechte Geist zog sich bis tief in das Bürgertum hinein und verdrehte auch hier die Köpfe. Er erzog die Leute, nur auf den äußern Erfolg zu sehen, und eine Beförderung galt in diesen Kreisen so viel wie ein Gottesurteil. Sie wußten alle, wie sie zustande kam, kannten den Strebergeist, der seit Wilhelm dem Zweiten das Heer korrumpierte, und kannten die Schleichwege der Schiebung und der guten Beziehungen, auf denen der Erfolg zu erreichen war. All das war aber vergessen, wenn er sich eingestellt hatte, und es wurde Das ernst genommen, was man mit unlautern Mitteln jeden Tag erlangt sehen konnte. Es bestand die große kulturelle Gefahr, daß ein schlecht erzogener Soldat seine ganze Familie verdarb. Die Braut stolzierte doppelt stolz am Sonntag mit ihm einher, weil „Ihrer“ seine Untergebenen anschnauzen und nachlässig grüßen durfte, die Frau Feldwebel sah wohlwollend auf die Frau Unteroffizier herunter — und dieser ganze kindliche Kasperlkram ragte bis hoch hinauf in die Kreise der Stabsoffiziere.

Die Reserve-Offiziere standen dem nicht nach. Durchdrungen von der erheblichen moralischen Minderwertigkeit ihrer selbst gegenüber den „richtigen“ Offizieren, bemühten sie sich wenigstens, ihren unerreichbaren Vorbildern so nahe wie möglich zu kommen, und parodierten und karikierten mit mehr oder weniger Ungeschick den schneidigen Leutnant. Sie erstarrten gleichsam zu Salzsäulen, wenn sie, Oberlehrer oder Juristen, ins Kasino kamen — sie wurden offiziell, und etwas blieb für ihr bürgerliches Leben auf immer haften.

Die Deutschen fühlten sich nicht allzu unwohl dabei. Sie empfanden kaum die unerhörte Erniedrigung, die darin lag, daß ein Kreis mäßig begabter Landsleute, durch den Ring des Standesbewußtseins fest von der Welt abgeschlossen, es unternahm, sie derart zu verachten. Die Gebildeteren unter den Dienenden — die Einjährigen — halfen sich mit Spaß und guten Mienen über das böse Spiel hinweg bis zu dem Zeitpunkt, wo sie selbst die Achselstücke erhielten, und bemühten sich dann, es den aktiven Offizieren in Verachtung ihrer eignen bürgerlichen Standesgenossen gleichzutun.

Das geistige Niveau des deutschen Offiziers aus der Zeit vor dem Kriege ist als kläglich zu bezeichnen. Der Verteidiger der Kaste zieht hier gern den Generalstab und die militärischen Akademien heran. Das ist irreführend. Die Angehörigen dieser Anstalten machten nur einen winzig kleinen Bruchteil des ganzen

Offiziercorps aus, und es steht noch dahin, ob auch sie in ihrer Gesamtheit die Ansprüche erfüllten, die man an einen Menschen von universeller Bildung zu stellen gewohnt ist. Vor allem ist der Durchschnitt — also der Linien-Offizier — für den Beurteiler in Betracht zu ziehen.

Vor mir liegt ein Wettbuch aus dem Kasino einer Dragonerkaserne in einer kleinen Stadt Ostpreußens. Es ist im Jahre 1907 angelegt worden und wurde bis zum Jahre 1914 fortgeführt. Die Personennamen im Folgenden sind fingiert. Da heißt es:

Oben stehende Zuckerdose [Zeichnung] steht bei Schackelmann, Mißhusen behauptet: Wenn bei dieser Dose die Stange A grade ist, geht der Deckel genau ebenso weit aufzumachen, als wie es jetzt der Fall ist. Leutnant Wientoch bestreitet dieses. Gegenstand: 25 Flaschen Biesinger.

Mißhusen behauptet, er könne während der Dauer einer Schleppjagd das Monokel im Auge behalten, Schlitz wettet dagegen. Hintertüren sind abgeschlossen, kontrollieren darf jeder Mitreitende. Gegenstand: eine Pulle Biesinger. — Mißhusen gewinnt.

Schempin behauptet, daß Müller Ostermann keinen Kuß geben würde, Müller tut es trotzdem vor Zeugen und gewinnt einen Schnaps.

Wippermann, Hente und Hietschler sitzen im Café. Keine kleinen Mädchen. Musik à la Stadtmusikanten von Bremen. Man zählt die Fensterscheiben der Boxwände. Wippermann behauptet, daß in einer Wand höchstens 80 Scheiben sind. Hente meint: mehr. Gegenstand: eine Drokner. Hente gewinnt, da 82 Scheiben.

Nimmt man die Zote aus der Gegend des Wirtshauses an der Lahn hinzu, so hat man das Bild einer Kasino-Unterhaltung und hat die geistigen Interessen der Edelsten der Nation.

So wenig es möglich ist, über eine Rasse ein abschließendes gerechtes Urteil zu fällen, weil zu viele Vermischungen, Abschwächungen und Abweichungen vom Typus vorkommen, so leicht ist es, eine soziale Institution sauber zu rubrizieren. Der preußische Offizier stellte als Ideal eine ganze bestimmte Erscheinung auf, und mit dieser Erscheinung gilt es sich zu beschäftigen.

*

Eben das, was man gemeinhin unter einem deutschen Offizier verstand, taugte nichts.

Es wird eingewandt, der deutsche Offizier habe seine Tüchtigkeit genugsam dadurch gezeigt, daß so viele seiner Kameraden im Felde getötet worden sind. Es hat ihm niemand Feigheit vorgeworfen. Kamen Fälle von Feigheit und schlechter Haltung im Feuer vor, so sind sie nicht auf die Erziehung im Corps zu schieben, das in dieser Beziehung aufs strengste Pflichterfüllung hielt und sie besonders in den untern Chargen durchsetzte. Der aktive Offizier hat sich einen Beruf erwählt, dessen ganze Erfüllung erst im Kriegszustand möglich war, und der Stand hat nun keinen Grund, sich die letzte Aufgabe des selbst gewählten Berufes als besondere Heldentat ankreiden zu lassen. Mit seinen

übrigen Charaktereigenschaften hat das nichts zu tun. Wie es auch nicht der Versicherung bedarf, da es zu selbstverständlich ist, daß eine große Menge Offiziere sich vom ersten bis zum letzten Tage des Krieges untadelig geführt haben. Ich wiederhole immer und immer wieder, daß hier nicht der einzelne Offizier angegriffen wird, nicht einmal achtzig oder hundert Fälle, sondern der Geist des deutschen Offiziercorps.

Es ist nicht richtig, die Gründe des allgemeinen Offiziershasses in einer sogenannten Verhetzung zu suchen.

Die Angriffe gegen den deutschen Offiziersstand, die in so großem Maße eingesetzt haben und nicht verstummen wollen, rühren daher, daß in diesem Kriege zu viel Geistige hinter die Kulissen gesehen haben.

Die ungeheuerliche Machtfülle, die der einzelne Offizier grade im Kriege über Leib und Leben und Gut und Geist seiner Landsleute und der Einwohner okkupierter Gebiete in die Hand bekam, hätte wahrscheinlich auch eine sittlich gereiftere Kaste, als sie der Offiziersstand darstellte, zu Fall bringen müssen. Auch nicht ein Tausendstel der vorgekommenen Ungeheuerlichkeiten ist in die Zeitungen gelangt, aber dieses Tausendstel hätte genügen müssen, um den deutschen Offizier vor gerecht und anständig denkenden Menschen auf das Tiefste bloßzustellen. Ein Regimentskommandeur und Oberstleutnant Bode zu Insterburg gibt in einer Preßberichtigung als ordnungsmäßig und selbstverständlich zu, daß der Silberschatz des Königs Peter von Serbien als Andenken unter die achtundfünfzig Offiziere des Infanterie-Regiments 45 verteilt worden ist. Der General v. d. Borne unterschlug, laut ‚Vorwärts‘, mit seinem Stab den ihm unterstellten Erdarbeitern Fleisch und Bier und ließ hunderte von Leuten monatelang an seinem Privatquartier bauen, dessen elektrische Anlage nach Fertigstellung schließlich den Wert von vierzigtausend Mark erreichte. Was den Offiziersstand so schwer bemakelt, ist nicht die Tatsache, daß sich viele seiner Angehörigen zu solchem Mißbrauch ihrer Dienstgewalt hinreißen ließen, sondern die Indolenz ihrer Kameraden, die jede Verfehlung gegen berechtigte Angriffe von außen deckten. Der Offiziersstand trägt insofern für jede Verfehlung seiner Angehörigen die volle Verantwortung, als er sie nicht geahndet hat. Es ist auch nicht richtig, wie die bürgerliche Presse behauptet, daß nur konservative Offiziere an diesen Ausschreitungen gegen die eignen Leute und gegen die Einwohner der okkupierten Gebiete beteiligt gewesen sind; es waren vielmehr Offiziere aller Parteirichtungen, und mit am schlimmsten haben sich diejenigen Reserve-Offiziere aufgeführt, die aus kümmerlichen Zivilstellungen plötzlich zu ungeahnter Macht emporrückten, unter ihnen besonders die Volksschullehrer. (Es ist in solchen Fällen bei uns üblich, daß die Kollektivität des

Standes derartige Angriffe mit Entrüstung zurückweist, statt die Unheiltäter aus ihren Reihen zur Verantwortung zu ziehen: durch diese Ausübung einer falsch verstandenen Ehre macht sich der gesamte Stand mit verantwortlich.)

Wie sehr der sittliche Fonds des Offiziercorps und des Unteroffiziercorps im Kriege versagt hat, gestehen die Verteidiger dadurch ein, daß sie sagen, die lange Dauer des Krieges habe das Offiziercorps verdorben. Das heißt: Es hat dem Ernstfall, für den es da ist, nicht standgehalten. Die gegenseitigen Schuldvorwürfe helfen nichts. Der aktive Offizier schiebt die Schuld auf den Reserve-Offizier, der Reserve-Offizier beschimpft den Aktiven, beide den Unterführer, der die Stabsoffiziere — und so dreht sich der ganze Apparat kreiselnd um sich selbst. Die aber, die unter ihm gelitten haben, kehren sich nicht daran, sondern fassen zusammen:

Es ist im Kriege gestohlen worden — und Ihr habt keinen belangt. Es ist im Kriege Unrecht getan worden — und Ihr habt kaum Einen zur Rechenschaft gezogen. Es ist im Kriege geschoben und gelogen und betrogen worden — und Ihr habt bis auf den heutigen Tag aus alter Hochachtung vor dem Idol Offizier nichts getan, um Schuldige zu ermitteln. Um der Disziplin willen? Was ist das für eine Disziplin, die solchen Schutz nötig hat!

Es mag für nationalistisch gesinnte Deutsche eine Schmach bedeuten, wenn Heerführer und Fürstlichkeiten dem Feind ausgeliefert werden sollen. Es stellt aber eine ungleich größere Schmach dar, daß die Deutschen in acht Monaten keine Zeit gefunden haben, Etappenräuber und Offiziersrohlinge so bestrafen zu lassen, daß vor der Welt und vor dem Volk dokumentiert wird, wie wenig Raubritter und Deutsche mit einander zu tun haben. Das ist nicht geschehen, und man kann der feindlichen Welt eine Identifikation leider nicht verdenken. Der Haß gegen das Deutschtum, ein Haß, von dessen Größe die Wenigsten bei uns zu Lande etwas wissen, und von dessen berechtigten Gründen fast Niemand, ist ins Maßlose gewachsen.

Was wir hier betrachten, angreifen, bewerten und für ethisch hoffnungslos halten, ist das Treiben, das sich Tag für Tag draußen abgespielt hat, und über das sich kaum Einer mehr — bis auf die Leidenden — aufhielt. Nicht die großen Skandale sind es, nicht die Sonderfälle, die sich überall einmal ereignen, sondern der tägliche Wust von Unehrlichkeit, Diebstahl an Nahrungsmitteln, den Niemand mehr als Diebstahl empfand, Mißbrauch der Dienstgewalt und brutaler Unterdrückung der fremden Nationen. (Uebrigens wurde durch diese Roheit nichts erreicht; die Einwohner der okkupierten Gebiete wurden schikaniert und malträtiert und tanzten den deutschen Behörden, wenns zum Klappen kam, auf der Nase herum.) Der deutsche Offizier

wirkte bei diesen Uebeltaten mit, war stets durch Befehl gedeckt und sah bestenfalls untätig zu.

Das ist der Grund für den gerechten Haß gegen den deutschen Offizier.

*

Artur Zickler hat (im Firn-Verlag zu Berlin) die Erinnerungen eines Feldwebels herausgegeben, der jahrelang in einem Feldlazarett tätig war. Jeder, der das preußische Militär kennengelernt hat, wird sie als glaublich bezeichnen. Das Buch trägt den Titel: ‚Anklage der Gepeinigten'.

Im August 1914 wurde das Feldlazarett vom Chefarzt Wacker zusammengestellt. Schon tagelang haben wir an Verpflegung nichts weiter als Brot erhalten. Die Herren nehmen für sich Büchsenfleisch.

Die Kranken verhungern uns, einige laufen uns fort. Jannecki (der Lazarett-Inspektor) sorgt nur dafür, daß der Offizierstisch im Garten reichlich gedeckt ist. Die Verwundeten und Kranken bekommen durch Fahrer zusammengekochten Dreck und sehen von den Fenstern aus auf die reich gedeckte Mittagstafel im Garten.

Die wenige Milch kam fast ausschließlich den Sanitätsoffizieren zugute. Trotzdem Jannecki genügend Spirituosen hat, gibt er nichts heraus, obwohl das Leben der Kranken oft davon abhängt. Nur weil der Chefarzt wörtlich erklärt hat: „Tee ohne Rum saufe ich nicht!"

Die Pferde haben denselben guten Tag wie wir, da den armen Tieren alles Futter gestohlen wird. Wenn das elektrische Licht im Orte aussetzt, was oft vorkommt, brennen im Offizierkasino mehr als ein halbes Dutzend Kerzen, aber in den Stallungen ist kein Licht, und die Pferde schlagen sich die Knochen kaput. Ich mußte gestern deswegen ein Pferd erschießen.

Im Schloß liegt ein Offizier, der sich eines Tages durch Militärkrankenwärter Wolf rasieren läßt und sich dabei über Wolfs schlechtes Aussehen wundert. Da sagt ihm Wolf offen, das käme davon, daß die Herren uns alles unterschlagen; wenn wir das Empfangene alles bekämen, würden wir schon satt werden und nicht so schlecht aussehen. Abends im Kasino trägt der Leutnant unserm Spitzbuben den Fall vor. Der stellvertretende Chefarzt erwidert darauf: „Diesem Mann dürfen Sie nichts glauben, der ist zu belesen, der schmökert zu viel in den Büchern herum."

Ich frage mich wieder und immer wieder, wie lange dieser Schwindel, dieser niederträchtige Betrug noch andauern soll. Wir empfangen täglich 80 bis 100 Liter Milch von der Ortskommandantur, darunter 14 Liter Vollmilch für Schwerkranke (Nierenentzündung, Gasvergiftung), das übrige ist Magermilch. Die Vollmilch wandert sofort in zwei Eimern ins Kasino. Hier werden für die notleidenden Sanitäts-Offiziere Streusselkuchen gebacken, desgleichen Torten. Das geschieht täglich ohne Ausnahme. Unsern Schwerkranken, die mit dickgeschwollenen, aus den Höhlen tretenden Augen liegen und sich vor Schmerzen winden, für die die Vollmilch bestimmt ist, weil sie keine feste Nahrung zu sich nehmen können, gibt man für den ganzen Tag zwei Becher blaues Wasser, genannt Magermilch, davon sollen sie leben und wieder gesund werden.

Wilke fährt heute auf Urlaub. Er nimmt für die Herren Oberapotheker Frühling, den Chefarzt, Jannecki und Rudolf große Pakete nach der Heimat mit. Im Gepäck des Chefarztes ist gestohlenes Fett. Für die Verwundeten empfängt Unteroffizier Schüler, abgesehen von den Liebesgaben, 118 Flaschen Wein und 75 Flaschen Bier. Sie

wurden nicht verteilt, weil sich der Chef und der Inspektor darüber einig geworden waren, daß die Verwundeten schon genug hätten. Der Chef sagte: „Wir wollen hier keine Mastkur aufmachen."

In der Offiziersküche hat man den Pudding versaut. Er will nicht fest werden. Unsre Apotheke muß schnellstens sterilisierte Gelatine herausgeben, die man sonst nur Schwerkranken bei Lungenbluten gibt. Auch das so dringend notwendige Olivenöl aus der Apotheke wandert ausnahmslos ins Kasino.

Der uns zugeteilte evangelische Pfarrer Möller fährt den ganzen Tag in der Umgebung herum, um für seine Familie einzukaufen. Heute bringt er aus Etre Opon für 100 Mark Käse an. Wir können keinen Käse kaufen, weil er uns durch die aufkaufenden Offiziere verteuert wird. Die Herren machen den ganzen Tag Postpakete, der Dienst bleibt liegen. Auch der Pfarrer belastet unsere Urlauber stets mit Paketen. Von der Kanzel sprach er vorigen Sonntag: „Sorget nicht, was Ihr essen und trinken werdet . . . sehet die Lilien an auf dem Felde . . . Herr, wie Du willst, so Dein Wille geschehe!" Besteht die Aufgabe eines Pfarrers darin, den Soldaten die Lebensmittel wegzukaufen und obendrein die Soldaten und die Religion zu verhöhnen?

Wer da sagt, der Feldwebel hätte sich beschweren sollen, der ist ein Heuchler.

Richard Dehmel urteilt in seinem Kriegstagebuch ‚Zwischen Volk und Menschheit' (bei S. Fischer) sehr hart über die Offiziere und Unteroffiziere. Der Dichter ist im einundfünfzigsten Lebensjahre als Freiwilliger ins Feld gegangen und ist heute noch übervoll von Begeisterung für ein Deutschtum, das es gar nicht mehr gibt. Er sagt:

1914 war es so bei uns, daß der Offizier, solange wir im Felde lagen, grundsätzlich kein andres Menü speiste als die übrigen Soldaten. Später hat sich leider im ganzen Heer mit sehr wenigen Ausnahmen die Oberschicht immer rücksichtsloser auf besondre Küche verlegt. Die Vorgesetzten wußten recht gut, wie das den einfachen Mann verbittern mußte, versteiften sich aber umso grundsätzlicher auf ihren bequemen Standesdünkel.

Besonders die aktiven Feldwebel und Sergeanten, die mit der Verwaltung und Verpflegung zu tun haben, sind fast durchweg ein übles Pack. Da ich mehrmals mit ihnen zusammenlag, konnte ich sie beobachten und war erstaunt, wie ungeniert sie ihre Durchstechereien betreiben; und aus ihren renommistischen Gesprächen zu schließen, ist es bei den anderen Bataillonen nicht anders. Es hält schwer, sich bei solchen Erfahrungen sein Vertrauen zur deutschen Zukunft zu wahren; diese Leute bilden doch schließlich den Durchschnitt unsres „kleinen" Beamtenstandes. Die Sache wird nicht besser dadurch, daß man sich sagt: der Krieg verwildert die Sitten. Diese Kerls sind doch dazu da, die Entsittlichung zu verhüten. Statt dessen sorgen sie jetzt dafür, daß bei den vielen Beförderungen, die der Krieg grade im Unteroffiziersstand verursacht, möglichst nur Gelichter ihresgleichen aufrückt, der alte biedere Sergeant und Feldwebel, saugrob von wegen des Amtstones, aber im Grunde ein Fridolin, scheint auszusterben; der neue ist ein entsetzlicher Streber, schwarwenzelnder Rohling mit einem schleimigen Anstrich von sogenanntem deutschen Gemüt. Und diese Troßknechte werden später ausführende Stellvertreter der Obrigkeit mit einer in ihrem kleinen Amtskreis fast unbeschränkten Machtbefugnis. Aber mögen sie noch so klein sein, alle diese Kreise greifen in einander und schnüren wie ein großes Netz von eisernen Ringen

den Volkskörper ein. Wenn unsre Regierung nicht dafür sorgt, solchen Wachthunden der öffentlichen Ordnung, die in Wahrheit Hetzköter sind, den gebührenden Maulkorb anzulegen, dann sind wir in zehn bis fünfzehn Jahren wieder genau so verbiestert, wie vor dem Kriege.

Sehr bezeichnend die Klage des durchaus nicht rigorosen Majors G., dem das Einquartierungsbüro unterstellt ist, daß fast niemand mehr mit seinem Quartier zufrieden sei; man wolle es womöglich noch komfortabler haben als auf einer Badereise im Frieden. Dabei sind den mehr als 500 Offizieren, die hier in der Stadt beisammen hocken, selbstverständlich die besten Zimmer der wohlhabenden Bevölkerung eingeräumt. Man sollte jeden solchen Querulanten auf ein paar Monate in den Schützengraben schicken, denn die meisten dieser Kanzlei-Offiziere würden das nicht als Ehre empfinden, sondern lediglich als Strafe; man merkt das aus der hundsschnäuzigen Art, wie sie selber mißliebige Mannschaften in die vordere Linie spedieren.

Der neue Kommandant Oberstleutnant Bl . . . hat sein Amt gleich damit eröffnet, zur Verpflegung der Offiziere von der Einwohnerschaft allerlei Extralieferungen gegen Gutscheine zu erheben, die unter dem vorigen Kommandanten jeder Offizier aus eigner Tasche bezahlen mußte. Und an einem der nächsten Tage veranstaltete er im Rathaushof eine Versammlung der Jagdhunde des Bezirks, um sich den besten auszusuchen. Natürlich gleichfalls gegen „Bon".

Noch schädlicher für den militärischen und kameradschaftlichen Geist sind die Rivalitäten im Offiziercorps, weil sie unter „Gebildeten" nicht mit rascher Handgreiflichkeit, sondern mit dem schleichenden Giftdunst der schlimmen Nachrede ausgekämpft werden.

Aehnliches findet man in Karl Vetters ausgezeichneter Broschüre: ‚Ludendorff ist schuld' (im Verlag für Volksaufklärung zu Berlin, Burg-Straße 29). Sie behandelt hauptsächlich die letzten Tage vor dem Zusammenbruch, den die Militärkaste verschuldet hat.

Die Fälle lassen sich ins Beliebige vermehren. Korrupt war alles: korrupt das Leben eines Standes, der garnicht mehr empfand, daß schon eine kleinbürgerliche Behaglichkeit im Felde unerhörten Luxus bedeutete; korrupt die Gehaltsempfänger, die Geld sparen konnten, während man den Mann mit einem sogenannten Ehrensold abfand; korrupt der selbstverständliche Brauch, daß Jeder, der Materialien zu verwalten hatte, von diesen Dingen in großen Quantitäten unterschlug. Ich habe oft genug im Felde die Redensart gehört: „Er wäre ja dumm, wenn er nicht . . ." Korrupt war auch der Aerztestand; zum Teil ließen hier üble Elemente ihrer Roheit und Habsucht freien Lauf. Anzeigen hätten nichts geholfen.

Der Einwand, daß alle diese Uebelstände nur in der Etappe zu finden waren, besagt nichts. Auch der Etappen-Offizier war ein Offizier, den die Erziehung seines Corps gegen Laster hätte widerstandsfähig machen sollen. Auch der Etappen-Offizier kam oft genug von vorn und verfiel sofort der allgemeinen Verderbnis, ein Zeichen, daß er sich im Graben nur notgedrungen anständig benommen hatte. Dort konnte er nichts unterschlagen: denn es war nichts da.

Das deutsche Offiziercorps hat seine Rolle bei den denkenden Deutschen, wenn das vielleicht auch wenige sind, ausgespielt. Was so erbittert hat, war der Geist, der durch starre Erziehung dort eingeimpft war: der Geist, der die eignen Landsleute verneinte und verachtete. Der Einzelne hatte kein Verantwortungsgefühl mehr: die Kollektivität hatte es ihm abgenommen und schützte ihn.

Die Kollektivität ist aber nun auch schuld an den maßlosen Uebergriffen Einzelner, die unsre Friedensbedingungen zweifellos verschlimmert haben. Keine Aerzte-Organisation, kein Offiziercorps hat Kollegen und Kameraden öffentlich zur Verantwortung gezogen. Die Straftaten wurden sehr leicht inszeniert und ausgeführt. Ehe aber Einer dafür abgestraft wird, stellen sie eine sehr sorgfältige Untersuchung an, die dem publizistischen Ankläger Gefängnis und dem Angeschuldigten in den seltensten Fällen etwas einbringen wird. So subtil kann Justitia manchmal sein.

*

Die Entwicklung des deutschen Militarismus ist nicht als abgeschlossen zu betrachten.

Es handelt sich hier um eine wesentlich kulturelle Frage, und es zeigt sich immer mehr, daß in diesem Kampf zwei Welten aufeinander stoßen, die nicht dieselbe Sprache sprechen. Als auf meine erste Artikelreihe ein pensionierter Oberstleutnant aus Mgadeburg an den Herausgeber schrieb, ich solle Material mit vollem Namen veröffentlichen, schlug ich diese Bitte ab. Der Oberstleutnant publizierte meinen Brief in der Deutschen Tageszeitung, und es hieß dort, ich sei ein Buschklepper und feiger Verleumder. Ich hatte geschrieben, daß es garnicht auf die acht oder zehn Fälle ankäme, die ich damals herangezogen hatte, sondern auf den Offizier schlechthin, und daß sein Typ zum Wohl unsres Volkes auszurotten wäre. Es stehen in der Tat nicht die einzelnen Fälle zur Diskussion. Die lassen sich heute, wo die Beteiligten in alle Winde zerstreut sind, sehr schwer beweisen, und wenn sie sich wirklich beweisen lassen, und wenn wirklich Einer oder der Andre — was nicht anzunehmen ist — bestraft wird, so rechtfertigt das in den Augen der Offiziersanhänger immer noch nicht unser scharfes Urteil.

Sie ruhen nicht. Als der Kaiser ausgeliefert werden sollte, hätte man von einem aufrechten Offiziercorps die Abdankung erwartet. Kaum Einer ging. Ich will die Beweggründe, aus denen die Herren blieben, unerörtert lassen.

Bezeichnend für die ungeheure Lebenskraft dieser Kreise und für ihre Ungeistigkeit ist das maßlose Erstaunen darüber, daß die kleinen Fortschritte der Republik für sie persönlich etwa Nachteile im Gefolge haben sollten. Sie hielten ihre militärischen Dienststellen aufrecht, und ein Spiel mit Aemtern hub

an ganz wie im Kriege. Da gibt es Staffelstäbe und Brigade-Stabsquartiere nud Detachements und Corps und Oberkommandos Süd und Nord. . . . Die zerrüttete Finanzlage des Reiches ist für diese nutzlose Arbeit offenbar kein Hinderungsgrund. Man meinte: Erholungsurlaub — und sagte: Inspektionsreise; man sagt: Verteidigung der Heimat gegen die Bolschewisten — und meint: Stellenversorgung.

Noch arbeitet alles im alten Trott, kein militärisches Amt wird aufgelöst, nichts hat sich geändert. Zu einer Reise in die Schweiz läßt sich das Berliner Polizeipräsidium vom Bezirkskommando die militärische Abkömmlichkeit des Reisenden bescheinigen.

Die Dienstpflicht „ruht". Kein Parlament hat bisher gewagt, sie abzuschaffen, jedes sieht den jetzigen Zustand als ungewöhnlich und nur vorläufig an, von der Voraussetzung ausgehend, daß die allgemeine Dienstpflicht das Ursprüngliche und ihre Nichterfüllung eine Ausnahme sei. Es ist aber umgekehrt. Und es muß um jeden Preis mit dem Grundsatz gebrochen werden, daß im Ernstfall die Machtkompetenzen einer geistig fossilen Kaste ins Maßlose schwellen.

Grade im Ernstfall dürfen sies nicht.

Der letzte Akt des Kriegsspiels, das man im Osten krampfhaft fortzusetzen bemüht war, ist aus. Wir werden dafür zu sorgen haben, daß ohne zerschlagene Fensterscheiben und ohne politische Morde in den Köpfen unsrer Volksgenossen eine geistige Revolution entsteht, wie sie bisher gefehlt hat.

Mit Argumenten kommen wir nicht weiter. Hier steht Wille gegen Wille: alles, was zum Nachteil des deutschen Offiziers gesagt wird, trifft den Deutschen von heute ins zusammenzuckende Herz. Er will das nicht hören. Sein Wille verdunkelt die Erkenntnis, und merkt er, wo der Befreier hinaus will, wendet er sich empört ab.

Es führt zu nichts, dem Offizier seine überlebte und menschenfeindliche Sendung klar zu machen und etwa zu versuchen, sie durch ein Kompromiß zu mildern. Wir sprechen nicht zu ihm.

Wir sprechen zu unsern Landsleuten, zu dem Deutschland, das wir lieben, und wir wollen, daß es immer und unter allen Umständen Denen den Gehorsam verweigert, die Menschenunwürdiges von ihm verlangen. Menschenunwürdig aber ist eine Disziplin ohne moralische Einsicht, ist die Annahme, Einer stehe vermöge seines Amtes auch menschlich über dem Andern; menschenunwürdig ist die Unterdrückung sogar innerhalb der eignen Nation.

Wir bekämpfen nicht den einzelnen Offizier. Wir bekämpfen sein Ideal und seine Welt und bitten alle Gleichgesinnten, an ihrer Zerstörung mitzuhelfen. Nur sie kann uns eine neue, reinere Heimat geben.

Strafgericht? von Kaspar Hauser

Sie sprachen Tage, lange, lange Tage —
und klagten an in bitterböser Klage.

Sie wiesen nach: der Krieg verschluckte brausend
und ohne Nutzen Sechsmalhunderttausend.

Sie wiesen nach: der Ludendorff, der große,
stieß Deutschland in die schmutzigrote Sauce.

Sie wiesen nach: Herr Tirpitz tats nicht minder.
Die Industrie besaß recht artige Kinder.

Sie wiesen nach . . . Und nun? Was wird geschehen?
Wir werden sie nach Hause schlurchen sehen.

Und schaut ein General noch so verrucht aus:
Man steckt ihn nie und nimmermehr ins Zuchthaus.

Also zum Tode? — Aber, Kind, mit nichten!
Die Weltgeschichte wird ihn einmal richten —!

Die Weltgeschichte aber richtet keinen.
Stumpf, ungerührt hört sie die Mütter weinen.

Und unterdessen freuen sich die Krieger
des rosigen Lichts — auch heute noch die Sieger.

Wir sind in Deutschland.
Da hat Ein Paar Glück:
Die Großbank und ein buntes Achselstück.

Münchner Theater von Willi Wolfradt

Es mag vielleicht sonderbar anmuten, bei der Rückkehr aus dem Hades einen Bericht über die Conditoreien in dieser Gegend für angebracht zu halten. Aber kann man wissen, was der Bericht verschweigt?! Schon eine Betrachtung über die moderne münchner Malerei würde uns tief in die Rubrik ‚Gerichtssaal' hineinführen, und vollends ein Vortrag über die jüngere geistig-literarische Bewegung in dieser Stadt könnte sich höchst gefährlichen Auslassungen darüber, wie sie chikaniert, ins Loch geworfen, denunziert, im Falle nicht ortsüblicher Haartracht mit dem Kolben traktiert und jedenfalls als durch und durch landfremd abgeschoben worden ist, schwerlich entziehen. Weit harmloser jedoch ist das Kapitel Theater, und mag auch in dem ganzen verflossenen Quartal nichts besser inszeniert gewesen sein als die Durieux-Hetze, so dürfte weit eher Kollegialität als etwa Regierungstreue ihre Grundlage gebildet haben, ebenso

wie die systematische Verhetzung der Nationaltheaterleitung, der man Aeugelei mit den Kommunisten nachsagte, leicht aus den üblichen Formen der Neidlosigkeit begriffen werden kann. Das Theater ist harmlos, und welche Farben der Terror auch immer spielte: es ging seinen ruhigen Gang durch die kraternde Zeit, in und mit sich selbst beschäftigt und unberührt vom Kreißen des Neuen. Oh, man hätte seine Betrachtungen darüber anstellen können, wie bürgerlich, wie abenteuerlos, wie kulturstupid grade der Schauspieler heute geworden ist, wie wenig es dem Theater noch dämmert, daß es in seiner jetzigen Gestalt dämmert, neuer Form sich zulöst — aber schließlich liegt es in der Restaurationsbranche auch nicht anders, zweitens ist Pst! heute das Klügste, was man sagen kann, und drittens täte man unrecht, grade in München mit solchen Klagen herauszukommen, denn da sind doch, obschon mehr als Reste denn als neue Ansätze, noch gewisse Bewußtheiten kultureller Sendung rege, die in Berlin immer mehr dorren, sind Spuren von Gemeinschaftlichkeit sowohl zwischen Publikum und Theater wie unter den Mitgliedern einer Bühne fühlbar, im immer noch erfreulichen Gegensatz zum berliner Betrieb.

Nein, wenn man den mangelnden sozialkulturellen Ernst der Theaterkreise im allgemeinen konstatiert, der heute mehr denn je den Akteur vom Künstler als einem Leidverwandten und Sehnsuchtgetriebenen scheidet, so wäre immerhin zu bemerken, daß München als Theaterstadt einen künstlerischen Ernst besitzt, von dem sich Berlin (wie man beim Militär zu sagen gelernt hat) getrost eine Scheibe abschneiden könnte. Natürlich kann das nicht bedeuten, daß Münchens Bühnenleistung der Berlins irgendwie Konkurrenz machen kann. Der schauspielerischen Physiognomien sind nicht allzu viele, und alles bleibt gewiß etwas provinziell. Aber wie einen an der Spree trotz all den Könnern, Talenten und Persönlichkeiten oft so ein unendlicher Widerwille gegen den immer mehr wachsenden Hang zur Fassade, zur Billigkeit und Sensation, gegen den immer hoffnungsloser schwindenden Sinn für handwerklich solide Pflege des unbestechend Kunsthaften überkommen will, so bleibt an der Isar der Eindruck, daß hier der Wunsch, Werte zu mehren, vorherrscht und noch jene Einheit von Gebenden und Empfangenden zu erhalten möglich macht, auf der Kultur beruht. Das Theater bleibt hier, aller sozialen Stumpfheit seiner Träger zum Trotz, gleichwohl Ausläufer einer gesellig versponnenen geistigen Oberschicht, die an ihm Anteil nimmt: nicht wie ein Kunde an der Ware, sondern wie ein Freund am Schaffen des Freundes. Vielleicht hat mit der ganzen schwabinger Kultur auch dieses Verhältnis des sympathischen Mitschaffens aller Kunstempfänglichen am Theater einen Knacks bekommen. Noch aber lebt die zumal in den letzten Monaten schwer bedrohte geistige Schicht der

an sich nicht sehr theaterlustigen, mehr magenfreudigen Stadt. Allein die Tatsache, daß hier nur zwei Unterhaltungsbühnen deren sechs mit durchaus wertbemühtem Charakter gegenüberstehen, bedeutet etwas. Ich glaube, der Ernstquotient liegt nirgendwo besser, und das läßt schließlich auch für die Leistung immer neu hoffen.

In dieser Hinsicht bleiben wir vertröstet. Das Nationaltheater, das täglich in drei Häusern spielt, muß vorläufig eine Majorität übernommener Nicht-Kräfte mitschleppen, deren Gewohnheiten verjüngtes Wollen lähmen. Der Spielplan hat das „Hoftheater" schon ganz von sich abgetan. Da grade diese Bühne aber von den politischen Ereignissen der letzten Zeit besonders heimgesucht worden ist, brachte sie bisher nicht viel heraus. Beide Teile von Strindbergs ‚Totentanz' mit Steinrück und Tilla Durieux, ibsenscher als bei Reinhardt; eine liebenswürdige Interpretation des ‚Liliom'; Grabbes ‚Hannibal', aus Schwerterprall den Kurs ins Persönliche anstrebend: das haftet, liegt aber schon zurück. Eine etwas dalbrige Aufführung der ‚Heirat' von Gogol, die die ganze heimliche Tragödie abgenutzter Menschlichkeit, wie sie sich zur Komödie kupplerischer Gschaftlhuberei verzerrt, in Schwanklärm untergehen ließ, entfesselte alle Kotzebue-Instinkte beliebter Komiker, gegen deren Bajuvarität kein slavischer Ton aufkam.

Mehr als die Nationaltheater traten in diesen Monaten die Kammerspiele hervor. Man beklagt vielfach einen Rückgang dieser Bühne, was ich nicht nachzuprüfen vermag; aber ich glaube doch, daß sie sich ihr Wesentliches erhalten konnte: die Aura schöngeistiger Geselligkeit, das romantische Parfüm, die literarische Stimmung. Es ist da etwas von jener seelischen Kommunikation, die bei einem Brahm einmal generationsbildend gewirkt hat. Eine starke schauspielerische Persönlichkeit vermag ich dort vorerst nur in Sybille Binder zu erkennen, die sich zu einer in Leidenschaft und keckem Mut, in lyrischer Zartheit und wilder Bewegtheit gleichermaßen faszinierenden, subtilen und prägsamen Künstlerin entwickelt hat. Aber es ist Ensemble um sie her: etwa Martinis melancholisch-behaglicher Humor, die kantige, fast britische Groteske von Kellerhals, Fabers füllenartige Jungenhaftigkeit, Kalsers etwas tremolierende Intelligenz, Annemarie Seidels schicksalerfüllte Anmut sind nicht ohne eigne Art, und auch Paul Marx mit seiner spöttischen Schärfe wie Emilia Herdmengers edles Wesen heben sich heraus. Vollends ein Künstler wie Forster-Larrinaga, Dichter, Komponist, Dirigent und charmantester Akteur zugleich und alles mit der geistreichen Grandezza des echtbürtigen Dilettanten, wirkt wie der Exponent dieses Theaterchens, das man lieb haben muß, auch wenn es einen so faden Quark wie den ‚Toten Bellmann' aufzutischen sich nicht schämt, dessen einer Autor jedenfalls unlängst

weit mehr Humor an den Tag legte, als er unter dem Pseudonym Peter Scher im ‚Simplicissimus‘ den erschlagenen Gustav Landauer als „peinlich à la Tolstoi frisiert“ charakterisierte, während es wohl genug über Wert und Erfolg dieses öden Machwerks besagt, daß sich der zweite Autor, von dem kein Mensch etwas gewußt hatte, vom bösen Gewissen getrieben, aus der Anonymität in die Oeffentlichkeit flüchtete, um seinem Komplizen einen Teil der Schande freiwillig abzunehmen. Es folgte ‚Der Erste‘ von Reinhard Goering. Weshalb bringt alles diesen Egger-Linz des Theaters heraus, der doch mit seiner Klobigkeit nur seine Kraftlosigkeit beweist? Der neue „Lärm und Drang“ ist bei ihm nicht einmal aufrichtig; es bleibt ein Prahlen der Gebärden und Worte, rhetorisches Verklittern abgelegter Probleme zu wüster Deklamation, Brutalität posierend. Snob nimmts für „Expressionismus“ — und fühlt sich geehrt.

Ein besonderes Wort gebührt eigentlich von allen Werken der letzten Monate nur Crommelyncks ‚Maskenschnitzer‘. Als man noch Genietruppen für einen Pleonasmus hielt und sie Belgien eroberten, da sind ihnen auch Pioniere der Kultur attachiert gewesen, denen die Umwandlung des Landes in sogenanntes Neuland oblag. Die Franzosen gelüstet es nicht so sehr nach der Saarkohle, wie die Deutschen auf Förderung (in jedem Sinne) der vlämischen Kunst bedacht waren — eine Förderung, der sich geistige und annexionistische Interessen so harmonisch verbanden. Ueberschüttet hat man uns mit vlämischer Literatur, und mag dabei auch die eine oder andre Dichtung von Bestand gewesen sein: das meiste blieb Beuteware, mit dem verdrießlichen Geruch des politischen Mittels behaftet. Crommelyncks Kammerspiel hat feines Schwingen und jähes Blut, und mag weit stärker getroffen haben, wen es unvermutet in Brüssel mit seiner ganzen Echtheit und Innigkeit persönlich-tragischen Erlebens betrat, zumal in der unprofessionellen, hingegebenen Interpretation durch den Dichter selbst. Wir, theatermäßig auf Kunst eingestellt, nehmen nicht mehr als die reine Melodie des Leidens, wie es nur drei sich liebende Wesen einander bereiten können, und dazu die schrille Dissonanz einer hämisch-gehässigen Mitwelt im Ohre auf. Liebloser Hohn der Gasse läßt in Liebe aufgeriebene Menschen verzucken, Martyrium erlöst Martyrium. Es ist nichts eigentlich Vlämisches in dem Stück, abgesehen etwa von einem etwas gewaltsam hineingeflickten grausigen Maskenspuk. Alles ist fein, aber zugleich dünn. Die Stille verlöschenden Leids ist nicht ihrem eignen Weben überlassen, sondern von Reden, Klagen, Ausbrüchen und Kontrasten vergröbert. Naivitäten, etwa in der Ausgestaltung des Gegenspiels, sind nicht primitiv und auch wieder nicht irreal genug, um zur Form des Ganzen recht beizutragen, das eine schwerflüssige Quälerei, eine nicht undichterische Langatmigkeit und Kraftlosigkeit bleibt und

trotz gewissen Qualitäten nicht minder rasch verschwinden dürfte als diese ganze künstlerische Ausbeute der belgischen Etappe.

Im Grunde zehrten die Kammerspiele von dem Stimmungsglanz jener schon etwas zurückliegenden Aufführung der bekannten ‚Tage des Lebens' von Andrejew, dem anspruchslosen, aber tief musikhaften und einheitlichen Bild russischen Sentiments; da traten alle guten Geister zusammen und bewirkten echtes Erlebnis. Der Rhythmus dieses Abends, konzentriert in jenem schmerzlich-übermütigen Lied von den Lebenstagen, gestaltete Weltgefühle, trieb im Blute um, versöhnte mit all den folgenden künstlerischen Enttäuschungen, wie sie zumal die Gastspiele bescherten. Schwache Literatur, flüchtige Ensembles. Ida Roland brachte einen echt russischen Boulevardkitsch mit — man staunt, daß es dergleichen gibt —: ‚Eifersucht' von Artzibatschew, so etwa zwischen Suderberg und Strindmann beheimatet, platt wie ein Präsentierteller, auf dem die Diva alle Reize ihrer virtuosen, schillernden Beweglichkeit entfalten konnte. Aufschlüsse über Wesen, Dynamik oder Irrelevanz der Eifersucht darf man von so geschwätziger Trivialität nicht erwarten: aber es ist doch merkwürdig, wie diese Russen nie ganz des Tiefen-Aromas und eines gewissen Schweigens entraten. Mit alledem ist mir dergleichen lieber als Georg Kaisers raffiniertes, hohles, mit geistigen Knifflichkeiten jonglierendes Schauspiel ‚Der Brand im Opernhaus', in dem das Ehepaar Ziegel-Horwitz zeigte, wie man sich, immer noch, von einem Kaiser zu vielgewandter Theatralik verführen läßt, der hier seine schauderhaft breit ausgewalzte Rokoko-Anekdote bald lärmend im Depeschenjargon, bald pikant finessierend, berechnend und völlig unerschüttert, in fabelhaftester Konstruktion spiralig ins Nichts hinaufdreht. Szenischer Griff, gewiß — aber verfangen in lauter Volten und Ver- und Entlarvungen, paradierend, um schließlich zu verpuffen.

Ueber Eines ist noch zu sprechen, weil es den Einbruch der Ungediegenheit, liebloser Pfuscherei, geistiger Quacksalberei in die bei allem Versagen kulturvolle Atmosphäre des münchner Theaters zu bedeuten scheint: über die Neueröffnung des Schauspielhauses unter der Direktion Hermine Körner, die in ihrer ersten Leistung eine derart verdrießliche Probe von Unwollen, von Talmitum und schlechter Gesinnung bot, daß ich die spätern Vorstellungen vermied. Sie sollen etwas höheres Niveau gehabt haben. Nie ist wohl eine Eröffnung ungerechtfertigter gewesen als diese mit Raimunds anmutiger ‚Gefesselter Phantasie'. Nichts von Programm, von eigner Art darin zu spüren, ein klägliches Nichtzulangen aller Mittel, ein Nonplusultra an Märchenlosigkeit statt verschwenderischer Buntheit, statt witz- und gemütvoller, sprudelnder Zauberpracht. Nichts im ganzen Hause schien gefesselt außer der Phantasie. Die Braut von Messina in

Olmütz — so pathetisch, so ohne Schimmer und Duft. Plumpe Deklamation, lächerlicher Ungeschmack an allen Enden, nichts von jener rührenden Kindlichkeit Raimundschen Erfindens, nichts als die Erdreistung, sich ohne einen einzigen Darsteller auch nur von Mittelmaß, ohne den mindesten eignen Regiegedanken, ohne Musik, ohne Maler, ohne jede schmückende Anmut auf so schwieriges Terrain zu begeben. Nein, wie gemütlich da der Orkus, der liebe Schneck, die zwei bösen und daher jüdelnden Zauberschwestern links ab durch die Kulisse verschlingt! Zwei Blumenbuketts in Pappvasen markieren die farbengeschwellte, duftumhüllte Insel Flora, deren Pracht so traurig in eine Wüste verwandelt wird, was die Grundlage des ganzen Stückes bildet. Wie aber macht man das? Nun, bei der Deflorierung werden die Bukehs einfach aus den Vasen genommen. Und dann die Frau Direktor als die bräutliche Beherrscherin dieser Insel, Rhabarber, Filzbärte undsoweiter — es ist nicht zu schildern. Nun ja, die Flora-Insulaner trugen statt der landesüblichen rosa Trikots nackte Beine. Es ist ein Fortschritt! Ob man aber allein damit dem darauf folgenden Tolstoi beigekommen ist?

Soll nun in München berlinert werden? Die Garde-Schützen haben doch wenigstens ihre Sache verstanden . . .

Die Ringer von Alfred Polgar

Es finden wieder Ringkämpfe in Wien statt. In einem Variététheater. Nach griechisch-römischen Regeln. Die starken Männer im Trikot treten wieder an zum Klang des „Gladiatorenmarsches". Ihr Haupt ist kahl- oder zumindest kurzgeschoren — der lockige Ringer muß ein unerfüllter Mädchentraum bleiben —, ihre Nackenwirbel beschämen den Ichthyosaurus, ihre verschränkten Arme beben leise vor gebundener Kraft (wie ein stehendes, aber angekurbeltes Automobil), und unter ihrem Schenkelschluß müßte die Kokosfrucht krachend zersplittern.

Wenn die Ringer auf der Bühne stehen, machen die Zuschauer einen kläglichen Eindruck. Alle sehen gleich so schlapp, windig, dürr, gebrechlich, gering, so zum Wegniesen aus.

Jedenfalls führe deine Freundin lieber zu den Liliputanern als zu den Ringkämpfern.

Die Ringer haben herrliche Beinamen. Zumindest einen Meistertitel. Beliebt ist in Ringerkreisen das Adelsprädikat: „der Löwe". Auch „der Riese" klingt schmuck. Keine republikanische Verordnung wird diese Nobilitierungen, die von ihren Trägern wahrhaft errungen worden sind, anzutasten wagen.

Diesmal soll ein fairer sportlicher Wettkampf, ohne Schiebungen, ohne Abmachungen sein. Herr Direktor, gestatten Sie, daß ich das nicht glaube. Ich glaube vielmehr, daß wir einen

Impresario und seine Truppe vor uns haben, eine Truppe redlicher Schwerarbeiter, die umso besser bezahlt werden, mit je mehr Laune, Originalität, Persönlichkeit und Wildheit sie uns das Schauspiel eines erbitterten Ringkampfes vormimen.

Besonders die Wildheit verdient Honorierung. Ohne wilde Ringer wird der faire sportliche Wettkampf langweilig und fade. Die wilden Ringer sind das Salz, der Sauerstoff, das Ferment, das Karnickel. Sie geben dem Publikum Gelegenheit, für die Tugend einzutreten und das Laster mit Hohn und Unwillen zu überschütten. Ein routinierter wilder Ringer ist mehr Geld wert als ein zahmer Weltmeister. Wenn er die Augen rollt, hört mans. Schon sein Gesicht bringt die Leute in eine für den Kartenverkauf der kommenden Tage lukrative Erregung. Es drückt aus: Lieber will ich auf beiden Ohren stehen als jemals auf beiden Schultern liegen. Und am Ende liegt er doch! Welcher Jubel ob des bestraften Hochmuts, ob der gedemütigten Roheit, ob des Triumphes über die kraftprotzende Materie! Morgen: Ausverkauft.

Der wilde Ringer hat zornige Augenbrauen, und seine Wangensäcke babbeln unmutig. Er muß schnaufen. Er muß fluchen. Er muß, wenn ihm der Gegner, ein Sekündchen vor der Niederlage, entwischt, ein Gesicht machen wie der geprellte Teufel.

Ganz anders der Weltmeister. Ueber seinem Antlitz liegt es immer wie Schatten eines gewaltigen Gähnens. Das Ringen, ach, es langweilt ihn schon. Wenn er seinen Gegner um die Erde haut, daß der Arme halbtot liegen bleibt, so erledigt er das wie eine Gefälligkeit, die er nur höchst widerwillig erweise. Niemals sieht er den Partner an, stets an ihm vorbei: ‚quantité négligeable' spricht seine lässige Miene, obzwar diese ‚quantité' gelegentlich hundertfünfzig Kilogramm beträgt. Es würde mich nicht wundern, wenn der Weltmeister einmal, während er seinen Widerpart mit dem Zeigefinger der linken Hand an den Boden festnagelt, mit dem Zeigefinger der rechten den jungen Mann heranwinkte, der sich mit dem Gebäck durch den Zuschauerraum schlängelt.

Was zwischen Meister- und wildem Ringer, hat sich schlechtweg zu plagen, zu stöhnen und splendid zu schwitzen. Manche Kämpfer ächzen herzbeklemmend. Das Publikum, das soeben gegen die Wildheit eines wilden Ringers brüllend sich ereifert hat, bleibt ungerührt. Von der Galerie fallen ermunternde Zurufe: „Platz' ihm ane eini!" oder „Schmier' eahm ane!" So sind die Menschen. Wenn die Gladiatoren brutal werden, werden die Zuschauer weich, wenn die Gladiatoren weich werden, gleich ist der Zuschauer brutal.

Aber schließlich: Ringen ist nichts für Sensitive. Wie der wackere Aimable einmal dem tadelnden Schiedsgericht zurief: „Nous ne faisons pas l'amour!"

Französisch ist die internationale Ringersprache. Wenn der Kampfrichter sich einmischt, knattert ein „Qu'est que c'est que ça?" auf ihn herab oder hinauf. Zu übersetzen etwa mit: „Was wär' denn jetzt dös?" Was die Zumutung anlangt, den Fuß vom Gesicht des Gegners einen Augenblick wegzunehmen, so scheinen die Ringer sich auf Eine höhnische Wendung als Antwort geeinigt zu haben. Aimable sagte in solchem Fall: „Oui, je vais le mettre dans votre poche!" Noël le Bordelais hingegen zog die Variante vor: „Oui, je vais le mettre dans la poche de mon gilet." Ich finde auch die Bordelaissche Variante netter. Der Kampfrichter von damals sprach nicht viel französisch, aber ganz gut. Wenn ihm gelegentlich eine Vokabel fehlte, half er sich halt aus. Er sagte zum Beispiel: „Non, Sie hab'n ihm beim Fuß g'habt." Oder: „Dös gibts nöt. Sie waren par terre."

Das Französische versöhnt auch den ehrgeizigsten Ringer ein wenig mit der erlittenen Niederlage. Es ist doch was, wenn man mittelst „bras roulé en soupresse!" . . . Wenn ich nicht wüßte, daß das ein Ringergriff ist, würde ich es eher für eine ganz vornehme komplizierte Fleischspeise halten.

Es ist nicht leicht, sich zu orientieren, wenn zwei Ringer auf dem Boden sind und in polemischer Absicht einen Knoten ineinander geschlungen haben. Die Sympathien der Zuschauer gehen da oft irre: kaum freut man sich über die feste Position, die das Knie des einen Kämpfers eingenommen, muß man bedauernd erkennen, daß es der gekrümmte Daumen des andern war. Um solchen Irrtümern vorzubeugen, engagiert eine umsichtige Direktion immer auch einen Nigger-Ringer: da gibts dann keine Mißverständnisse, sondern man hat die Position der Kämpfer schwarz auf weiß.

Der diesmalige Nigger-Champion heißt Zipps. Er erfreut sich — ich entsinne mich — einer wunderschönen Farbe. Nigger haben ja überhaupt eine schönere, natürlichere Farbe als die Weißen. Weiß ist degeneriert, künstlich, Tenor. Negercouleur ist männlich, Bariton. Wenn die Haut dieses Zipps ein wenig transpiriert hat und leicht schimmert, glänzt sie wie Goldbronze. Er ist prachtvoll gewachsen. Keine Spur von Fett, kein Bauch.

Ja, der Bauch! Das ist das Ringer-Ende. Wie der Brustkasten das Ringer-Glück. Dieser fast quadratisch ausgeformte Ringerthorax ist ein ungeheurer Speicher von Kraft, Energie, Ausdauer. Aber unterhalb wölbt es sich schon dröhnend: ein ungeheurer Speicher von Schwäche, Müdigkeit, Ohnmacht.

Fast zwei Dutzend Ringer, oder, zum Durchschnitt von hundert Kilogramm gerechnet, zirka vierundzwanzig Meterzentner Manneszauber bewerben sich diesmal um den ersten Preis der Konkurrenz. Wer wird ihn heimtragen?

Wollen wir den Impresario fragen? Vielleicht weiß ers.

Rundschau

Die Mörder des Sergeanten

Ein Café am Bahnhof Friedrich-Straße. Vor vier Wochen und nachts. Viel Soldaten. Bier-Trinker, Eis-Esser, Dirnen, Musik, Mauern aus Zigarettenrauch: ein tobender Krach für alle Sinne. In einer Ecke, bescheiden, ohne Frauenzimmer, ganz still, zwei Flecken blauer Uniform. Wie Fata Morgana und reiner Azur . . . Ich sah und starrte. War das denn möglich, oder verdarb mir der Rauch die Augen? Ich rief den Kellner: „Ist das französische Infanterie?“ Er nickte. Mir wurde traumhaft wohl.

„Ja — weshalb freutest du dich denn so?“, werdet Ihr mich verwundert fragen. Nun, meine Lieben: alles mit Ruhe und Goethe. In diesem Fall mindestens mit jenem, der die Farbenlehre schrieb. Da gibt es eine Paragraphenreihe über die sinnliche und die sittliche Wirkung der Farbe und eine heilige Beweisführung, daß diese einunddieselbe ist. Und ein andres Kapitel handelt von den Komplementärfarben und weist nach, daß das Auge nach Violett ruft, wenn es zuviel Gelb sah, und nach einem Grün, wenn es an Rot übersättigt wurde. Uebersetzt das einmal ins Politische! Ja, fällt euch, meine Besten, nicht auf, daß schon vom Standpunkt der Farbenlehre der Krieg ganz unnatürlich und unerträglich war? Dieses Graugrau und Wiedergrau, dieses Feldgrau, das speckig wurde und durch das Rot der verschabten Fäden schließlich orange zu spiegeln anfing, diese Ueberlastung des Nervs mit einer tristen Einförmigkeit — schrie sie nicht nach einem Ausgleich, nach einer kräftigen, hellen Gegenfarbe? Ja, die Gerechtigkeit der Farben: von ihr kann die wichtigere, die der Herzen, der Ueberzeugungen, immer noch lernen!

Da saß ich nun und hatte den Ausgleich und war froh. Und ganz Berlin hatte mit mir den Ausgleich und war zufrieden; das fühlte ich. Gewiß, ich fühlte und wußte wie stets, daß eigentlich alle Uniformen verschwinden müßten, die Sklavenkittel all der geschändeten Nationen, die üblen Fräcke der Mord-Angestellten. Aber solange bei uns noch alles in parteiischem Grau umherlief — mußten blaue Tupfen hinein. Nach Gott und Newton, Natur und Goethe! Da saß es denn also das Bleu-Joffre, das Draußen, der Horizont, die Welt, und machte als sittliche Addition Berlin erst wahrhaft zu Berlin, zur Weltstadt eines geliebten Europa. Sie mußte in ihrem steinernen Leib diese blauen Soldaten tragen, als Chemikalie, als Gegengewicht; sonst wäre die Stadt nicht Berlin gewesen. Und ich freute mich über die Vaterstadt. Ich dachte: „Ihr grundanständigen Leute! Der Feind von gestern sitzt unbelästigt da, eingeordnet ins Ganze, ein Teil am Gleichgewicht eurer Seele. Und garnicht angeglotzt sitzt er da; taktvoll übersehen, mit raschem Seitenblick höchstens gestreift, trinkt er sein Bier als harmloser Gast. Ist das alles so selbstverständlich? Könnte es nicht doch anders sein? Schließlich sind hier viel betrunkene Dirnen und Sportbemützte und dunkle Gesellen. Doch diese Stadt hat Herzenskultur und fürchtet den Xenios, den Zeus der Gäste!“ So dachte ich und verachtete Paris. Denn in Paris war dergleichen nicht möglich. Den Europäer drüben machte es längst erbrechen, das ekle, fünfjährige Horizontblau, die Lügenschmach, die Himmelsanblick mit Wehrpflicht vermengte. Aber konnte er bei sich

daheim die komplementäre Erquickung finden — einen deutschen Soldaten vielleicht in einem pariser Café? Wir hatten ja aus Versailles erfahren, wohin man Steine und Absynthflaschen wirft . . .

*

Ich habe geträumt. Schande ist über Berlin gekommen. Dies Volk, diese Stadt: scheinen sie nicht unrettbar zu sein? Die Tyrannen wurden verjagt, die Bahnen zur Menschlichkeit freigebrochen — und freiwillig watet ein elender Pöbel im alten Ludendorff-Kot herum. Man hatte draußen das Morden gelernt. Man kehrte zurück und gebrauchte sein Messer gegen Fischhändler und Grünkramfrauen oder einsame Porzellanliebhaber. Aber schließlich war das dem Messer, dem vielbesungenen, zu wenig glorios. Und siehe, die Gelegenheit bot sich: es kehrte zur alten Bestimmung zurück und erstach in der Hand eines Unbekannten, der sich wohl noch in Bapaume glaubte, einen der blauen Fremdlinge. Du Bestorientierter unter den Meuchelmördern: das heiß ich zwei Fliegen auf einen Stich! Friedrichstraßenecke und Feind! Apachenrummel nebst Vaterlandszorn!

Das muß ein Anblick gewesen sein, eine Hatz des Jubels für alldeutsche Herzen — als die Friedrich-Straße (ganz anders als unsre Verräter in Weimar!) den Schmachfrieden nicht ratifizierte, vielmehr gegen zwei promenierende Söhne einer ehemals feindlichen Macht den Krieg aufs neue eröffnete. Merkts, Bürger, zu unser Aller Schande: durch eine Prügel- und Totschlägergasse sind diese beiden Unglücklichen, diese waffenlosen Gäste gejagt worden. Ehe der Eine erstochen wurde, trieb man ihm Beulen aus dem Kopf. Man beschönige nichts! Das war Verabredung, Pöbelkomplott! Hat nur ein Einziger gestochen, so haben doch Dreißig vorher geschlagen. Man bezeichne nicht nur den Einen als Mörder.

Eine Pöbelverschwörung, ein Komplott! Wem will der Lokalteil der Presse weismachen, daß es ein Zufall gewesen ist, wenn in der gleichen Nacht Offiziere der fremden Missionen gerempelt wurden — wem, daß die Schuld gar auf der andern Seite lag. Die Wahrheit können wir nicht ergründen — aber ich frage: Ist es wahrscheinlich, sollte man es für möglich halten, daß sieben französische Soldaten (unbewaffnet, in Minderzahl, in einer Minute zu vernichten) an der Kranzler-Ecke trompetet haben: „Nous sommes les vainqueurs — vous êtes des cochons"? Wo ist der Meineidige, der das beschwört?

Eins laßt euch sagen, Ihr feigen Lumpen: Tut das in Wiesbaden, wenn Ihrs wagt. Tut das im Mainzischen, wo Ihr wißt, daß Ihr im nächsten Morgengrauen auf dem Sandhaufen vor Gewehrläufen steht. Nicht lieben, nicht loben will ich euch — aber achten. Sich gegen Machthaber zu empören, ist anders als wehrlose Gäste meucheln.

Der arme Manheim mußte dran glauben: an neu-berlinische Gastlichkeit und an ein Heldentum, das nichts riskiert. Er ging unbewaffnet, genau nach Vorschrift. So kann man ihm keinen Vorwurf machen, daß er sich fahrlässig töten ließ; er schien nicht gut anders gekonnt zu haben. Eines soll man ihm dennoch ankreiden, auf seinen Grabstein und drüber hinaus: daß er die Geistesgegenwart nicht besaß, sich seinen Verfolgern vorzustellen. Hätte er sich nur umgedreht und, die Hand am Käppi, gesagt: „Manheim — messieurs — je m'apelle Manheim!" — dieses Wort hätte Wunder gewirkt. Die Patrioten der Friedrich-Straße (sämtlich doch

gute Zeitungsleser) hätten sich augenblicks entsonnen, daß Mannheim der Name einer Stadt ist, welche nicht ganz zwei Kilometer vor den französischen Linien liegt.

Heinrich Eduard Jacob

Tod der Presse!

Wenn du weise bist, Volk, lies nie Zeitung. Nichts geschieht in der Welt, wichtig, daß du es erführst, es sei denn die Vollendung der eignen Seele. Liest du aber doch, so nimm zwei Zeitungen statt einer, damit du erkennst, daß der eine Mund leugnet, was der andre für wahr spricht. Kann das geschwärzte Papier, das die Straße dir zuträgt, dich bereichern? Mit gierigen Händen aber füllst du Todesfälle, Diebstähle, Theater, Reisen, Parlamentsberichte, Börsenverhandlungen, Schlachten, Völkerkriege, Ehebrüche in die Blutleere deines Gehirns. Dein Herz zerstiebt in alle Länder der Erde. Auf den Höhen des Himalaja, in dem Hofstaate fremder Kaiser bist du eher zu Hause als in der Verlassenheit deiner Gedanken.

Du selbst bist es, Volk, das mit dem Schlaf seiner Langenweile, seiner Leichtgläubigkeit, seiner eitlen Neugier diese Zwingburgen der Lüge geschaffen hat. Das seinen Atem hingab für die furchtbare Trompete des Unheils, die uns zu jeder Stunde mit Betäubung überschreit. Den tausendarmigen Polypen, gemästet an dem Elend der Menschen, umkniet von dem Schwarm seiner Söldlinge, den Fußleckern der Wohlhabenheit, den Schreihälsen und Hyänen der Partei, die in dem Schatten ihrer Namenlosigkeit die Seele um jede Meinung verkaufen. Den finstern tothauchenden Drachen, der zu jeder Stunde aus tausend Schlünden das Volk mit Gift überschüttet: hundert Lügen zum Frühmahl; hundert Lügen am Schreibtisch, im Fahrstuhl, auf der Eisenbahn; hundert kleine Lügen an den Schaltern, in den Börsen, den Caféhäusern; hundert Lügen bei der Arbeit, beim Müßiggang, den Vergnügungen; hundert Lügen beim Mittagsmahl und beim Abendessen, vor dem Einschlafen und beim Aufwachen. An seinen papiernen Lippen hängen nicht nur Kaufleute, Gelehrte, Studenten: sie sind der heuchlerische Trost der einsamen Witwen, die Unterhaltung der Schulknaben in den Frühstückspausen, die umschmeichelte Hoffnung, die Wißbegierde aller von Arbeit Keuchenden, der Fabrikmütter und Tagelöhner, die, ihr abgewürgtes Bündel in die zerfetzten Seiten hüllend, auf den erblindeten Spalten, die von den falschen Schatten der Dinge erfüllt sind, die Zeichen der ewigen Verheißung suchen. Die Heere ihrer weißen Sklaven sind es, die den Krieg geboren haben, die seine scheußliche Mißgeburt säugten, die mit dem Dolch ihrer Federn mehr Menschen gemordet haben als alle Könige in Europa. Die Beschützerin der Weisheit zu sein, der Erkenntnis und Duldung: göttliche Lehre, die sie verkannten — sie aber predigten den Haß in allen Ländern, wie Gott das Böse von den Kanzeln aller Kirchen gerufen hat.

Tod der Presse! Nieder mit der schmutzigen Fahne der Heuchelei, der riesenhaften Hure für jeden Gedanken, die Ihr für eine glatte Münze kauft. Wessen bedarfst du mehr zu deinem Glücke, Volk: des traurigen Weltgeschehens, von dem du lesen lerntest, ohne daß Tränen deinen Augen entbrennen, oder — erhaben zu sein in dir selbst?

Armin T. Wegner

Antworten

Friedrichshagener. Sie senden mir aus dem Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt einen Alarmartikel, der wie nicht oft einer dartut, mit welchen Mitteln diese Sorte von angeblich unparteiischen, tatsächlich für die Zwecke der Alldeutschen aufgekauften Zeitungen arbeitet. „Neben dem politischen schreitet ein sittlicher Verfall einher, der nachgrade jeder Beschreibung spottet." Na — dies und das läßt sich glücklicherweise doch beschreiben. Etwa der Typus Journalisten, der, eben noch Schirmherr des kleinen Mannes, die Interessen der Schwerindustrie von dem Augenblick an vertrat, wo der gute alte August Scherl ausgekauft worden war, und der morgen nicht nach Revanche, sondern nach Abrüstung schriee, wenn etwa der Bund Neues Vaterland Geld genug hätte, um den Berliner Lokal-Anzeiger zu erwerben, und nicht Sauberkeitsbedürfnis genug hätte, um die politische Redaktion auf die Straße zu jagen, die Zimmer-Straße, deren Peripathetikerinnen ihrem Unmut über den unlautern Wettbewerb der gegenüberliegenden Seite dann wohl endlich einmal handgreiflichen Ausdruck geben würden. Beschreiben läßt sich nicht minder der „illustrierte Schmock", wie die ‚Welt am Montag' mit folgenden Sätzen beweist: „Vor kurzem konnte der gutgläubige Lokalanzeiger-Leser in der illustrierten Beilage seines Leibblattes düstere Betrachtungen über den kulturellen Rückschritt im republikanischen Deutschland an ein Bild knüpfen, unter dem zu lesen stand: ‚Wir reisen wieder im offenen Eisenbahnwagen!' Das Bild zeigt einen Zug der Kleinbahnstrecke Dahmsdorf-Müncheberg, bestehend aus offenen Güterwagen, gefüllt mit berliner Ausflüglern. ‚Pfingsten 1919' stand dabei. Wie mancher arglose Leser mag angesichts der Szene erschüttert geseufzt haben: Ach ja, diese Revolution hat uns schnöde auf den Hund gebracht. Wir ordentlich und gemütlich war es doch im monarchistischen Deutschland! Und mit gesteigerter Andacht verfolgte er vorn im politischen Teil die zum alten Junkerstaat lockenden Rufe des verkrachten Alldeutschtums. Der Gute erinnert sich nämlich nicht, daß das jetzt so ‚erschütternde' Photo bereits aus dem Jahre 1913 stammt, wo es derselbe ‚Lokalanzeiger' mit einer heitern Glosse versah: ‚Die unbequeme Heimfahrt gehört gleichsam mit zu dem Pfingstvergnügen der Großstädter'." Wie schließt der Alarmartikel, zu dessen Kenntnis mir Ihre unerbetene Freundlichkeit verholfen hat? Zu jammervoll ist die Sucht der gegenseitigen Schmähung und Herabsetzung, und wir werden, so scheint es, unverbesserlich auf diesem Wege verharren! Jawohl: geführt von den anonymen Strichjungen einer Presse, der Deutschland sein Schicksal verdankt, und die es besiegelt.

Obergeschoßrevisor A. Fuchs in Dortmund. Sie haben im Generalanzeiger für Dortmund vom ersten Juli an Ludendorff einen Offenen Brief veröffentlicht, der wegen seiner ausgezeichneten Argumente die schwere Wut der staatserhaltenden Staatszerstörer erregt hat. Dabei haben Sie nichts weiter getan als dem General bewiesen, wie er in seinem eignen Fach gepatzt hat, als wär' es die Politik. Sie zeigen ihm, wie artilleristische Fehler auf Fehler gehäuft worden sind. Sie schreiben den vorzüglichen Satz nieder: „Unsre (der Techniker) Berichte gehen an das Große Hauptquartier, das papierne Anleitungen schickt." Sie werfen schließlich dem Politiker Ludendorff vor, daß er ein Mörder an seinem Volke ist. Das Volk vernimmts, bejaht es pollice adverso und — tut ihm nichts. Hören Sie, was mein Polgar über die sogenannte Verantwortung der leitenden Staatsmänner sagt: „Aber was

heißt in dem Fall Verantwortung? Einer ungeheuern Verantwortung müßte doch ein ungeheures Risiko Dessen entsprechen, der sie übernimmt. Was geschieht dem Staatsmann, der durch ungeschicktes Lenken des Staatswagens ein Malheur anrichtet? Er geht in Pension. Wenn durch des Motorführers Verschulden ein Mensch getötet wird, wandert der Motorführer auf Jahre ins Gefängnis; wenn der Feldherr nutzlos, erfolglos zehntausende seiner Soldaten in den Tod geschickt hat — was erwartet ihn? Ein Häuschen im Cottage. Dort pflanzt er, in einem verschnürten Samtrock und das Käppi auf dem Haupt, Rosen. Seine Lieblingssorten. Und schreibt Memoiren. ‚Ich übernehme die Verantwortung', sagt der Minister Soundso. Vor der Größe und dem kühnen Stolz dieses Wortes erbleichen die Zeitgenossen. Aber es steckt nicht das Geringste dahinter. Verantwortung ohne Sühne, deren Ungeheuerlichkeit der Ungeheuerlichkeit jener entspräche, ist ein leeres Wort." Und wird in Deutschland eins bleiben, bis die Nation sich zu einer Tat aufrafft, deren Folgen für Herrn Ludendorff immer noch sehr gering zu nennen sein würden, im Vergleich zu dem Unheil, das dieser Mann angerichtet hat.

Paul R. Wenn man sich erst einmal auf die Alldeutschen einläßt, dann erlebt man dramatische Steigerungen, daran ein altes Theaterkritikerherz seine Freude haben kann. Eberhard König — schön. Wilhelm Scheuermann — noch schöner. Aber am schönsten ist bestimmt der Fall Coßmann-Below. Den lernen Sie aus der Juli-Nummer des ‚Vortrupps', dem Doppelheft 13/14 kennen. Nach der Lektüre gibt man Hermann Popert recht: „Die Sache ist fesselnd wie ein Roman." Und so will ich möglichst wenig davon verraten. Nur Das: der alldeutsche Professor Paul Nicolaus Coßmann wird hier beschuldigt, als Mensch wie als Redakteur (der Süddeutschen Monatshefte) einen fast beispiellos schweren Vertrauensbruch gegen Professor Veit Valentin begangen zu haben; und der alldeutsche Professor Georg v. Below wird beschuldigt, gegen diesen seinen jüngern Fach- und Fakultätskollegen anonyme — anonyme! — Denunziationen in alldeutschen Zeitungen veröffentlicht zu haben. Das heißt: die Beschuldigungen sind bereits zwingend, zum Teil in einem Prozeß, erwiesen, und der ‚Vortrupp' hat bloß das Verdienst, das Material zum ersten Mal vollständig auszubreiten und übersichtlich zu gliedern. Der Grund für die Handlungsweise jenes par nobile fratrum: daß Veit Valentin nicht alldeutsch, also klüger, weitsichtiger, patriotischer war als sie und sich — man denke! — herausnahm, im Privatgespräch an der Wahrheitsliebe des Tirpitz zu zweifeln. Die Folge: daß er von Coßmann und Below ruiniert, nämlich um die venia legendi der Universität Freiburg gebracht wurde. Der ‚Vortrupp' fordert nun, daß Valentin auf der Stelle wieder eingesetzt, daß in Baden die Rechtlosigkeit der Privatdozenten und Außerordentlichen Professoren durch ein Gesetz aufgehoben, und daß der Geheimrat v. Below vor ein Disziplinargericht gezogen werde. Der müßte freilich samt seinem Gesinnungsgenossen Coßmann für eine Oeffentlichkeit, die auf Sauberkeit hielte, auch ohne Disziplinargericht abgetan sein. Aber das eben hat ja Deutschland zerstört und wird seinen Wiederaufbau unendlich verlangsamen: daß in seinen Grenzen Ehrlosigkeit Keinen hindert, zu hohen Ehren zu kommen, und Adelsmenschentum das sicherste Mittel ist, um von Meuchelmördern beseitigt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Internationale von Heinrich Ströbel

Wenn man sich die Rolle vergegenwärtigt, die der Sozialismus und die Arbeiterklasse in diesem Augenblick in der Welt, mindestens in Europa, spielen, muß man über das relativ mäßige Interesse staunen, dem die Internationale Arbeiterkonferenz in Luzern begegnete. Kann es etwas Wichtigeres für die europäische Gestaltung, für die zivilisatorische Entwicklung der ganzen Menschheit geben, als die Bestrebungen, die Aktionen der Sozialisten der wichtigsten Länder? Herrscht nicht in Sowjet-Rußland die Diktatur des Proletariats? Nannte man nicht Deutschland eine sozialistische Republik? Sind nicht in Deutsch-Oesterreich die Sozialisten noch die ausschlaggebende Macht? Stehen nicht Georgien und die Ukraine unter einem sozialistischen Regime? Und sitzen nicht in andern Ländern, in Belgien und der Tschecho-Slowakei, wenigstens Sozialisten in der Regierung? Und ist nicht in den Ländern, wo augenblicklich der Kapitalismus scheinbar noch unbeschränkt herrscht, der Sozialismus das Schrecknis, vor dem man zittert, die äußere Gefahr, vor der man sich nicht zu retten weiß, der gegenüber alle militaristischen Machtmittel versagen, und zugleich das Gespenst im eignen Hause? Und trotz alledem das nur so mäßige Interesse für die Luzerner Tagung der sozialistischen Internationale! Natürlich berichtet die Presse der verschiedenen Länder über die Verhandlungen der Konferenz. Aber der Anteilnahme der Oeffentlichkeit fehlt doch das Atemraubende, das Nervenzittern, das ungewöhnliche Ereignisse sonst hervorzurufen pflegen. Selbst in der kleinen Mittelstadt Luzern kümmert sich das Publikum kaum um die Tagung, trotzdem ein für die Berichterstattung eigens geschaffenes Blatt, La Feuille, durch eine tägliche Ausgabe das Interesse für die Konferenz zu beleben sucht.

Tanzt man auch hier mit bewußter Frivolität, im Faschingstaumel des Weltuntergangs, auf dem Vulkane? Oder betrachtet man die alte Welt, das alte System der Kapitals- und Genußakkumulation für die gottgleich Wenigen, trotz aller Flammenzeichen und Zorneseruptionen der grollenden Massen als so festgefügt, daß man die Beratungen der sozialistischen Internationale selbst heute noch für eine ohnmächtige Demonstration hält?

*

Leider ist der internationale Sozialismus an der Mißachtung, die seiner Luzerner Tagung widerfährt, selbst nicht ohne Schuld. Er hat, auch in der letzten Zeit noch, alles getan, um vor seiner Klugheit und Tatkraft Respekt nicht aufkommen zu lassen. Das jammervolle Schauspiel der Selbstzerfleischung, das der Sozialismus in so vielen Einzelstaaten bietet, mußte er auch in seiner internationalen Lebensbetätigung demon-

strieren. Statt wenigstens auf internationaler Basis nach Einigung und geschlossener Energieentfaltung zu streben, begann man mit der Sprengung der Internationale. Gewiß: diese Internationale war durch den Krieg schmählich zugrunde gegangen, hatte während der viereinhalbjährigen Kriegsdauer nicht Einen überzeugenden Beweis ihrer Daseinsberechtigung erbracht. Zimmerwald und Kienthal waren rühmliche Versuche inoffizieller Minderheiten gewesen, die Internationale auf der solideren Grundlage kampfbewährter und gefahrerprobter zwischenstaatlicher Klassensolidarität aufzubauen. Solange die unbeugsame Kriegsgegnerschaft Bekenntnis und Kennzeichen der neuen Internationale war, bestand die Möglichkeit, diese Organisation an die Stelle der alten zu setzen, sobald mit dem Ende des Krieges aus den ehemaligen Minderheiten Mehrheiten geworden waren. In der Tat ist in Frankreich die Minderheit bereits zur Mehrheit geworden, und in Deutschland wird das nächste Plebiszit die gleiche Erscheinung offenbaren. So hätte die neue Internationale der Sammelpunkt und das Aktionszentrum aller ehrlichen und mutigen Sozialisten werden können, wenn nicht der fanatische Wahn des Bolschewismus zum Glaubenssatz der neuen Internationale erhoben worden wäre. Die primitive Doktrin des Bolschewismus, die nur eine Sorte des Imperialismus kannte, die den Kapitalismus über Nacht entwurzeln und an die Stelle der Demokratie das als Verwaltungskörper und Wirtschaftsregulator nie noch erprobte Rätesystem setzen wollte, brachte den Riß in das neue hoffnungsvolle Gebilde. Die Losung war nicht mehr: Hie Nationalsozialisten, hie Internationalisten!, sondern: Hie Bolschewisten, hie Sozialdemokraten!

Diese Losung schuf neue maßlose Verwirrung. Innerhalb der Nationen, wie in der Internationale. Die energischsten Gegner des Sozialimperialisms und Opportunismus mußten jetzt ihre Front umgruppieren und den Kampf gegen die bolschewistische Utopie aufnehmen. Die neue Internationale, die zum Tummelplatz der unausgegorenen, zügellosen Bolschewistenwirtschaft geworden, bot den Verfechtern der sozialen Demokratie kein Obdach mehr. Man mußte wieder zur alten Internationale seine Zuflucht nehmen, mußte versuchen, neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen. Die klare Scheidung der Geister litt natürlich darunter. Der gemeinsame Kampf gegen die verwirrenden und zerrüttenden Methoden des Bolschewismus verhinderte es, die National- und Regierungssozialisten wegen ihrer Sünden gebührend zur Rechenschaft zu ziehn. Die Stellungnahme zur Schuldfrage wurde verschleppt, die Formulierung eines internationalen sozialistischen Aktionsprogramms unendlich erschwert. Und während so die wiedererneuerte alte, die sogenannte zweite Internationale durch das Auftreten des Bolschewismus geschwächt und gelähmt wurde, offenbart sich die

Schwäche und Zerklüftung des Proletariats zugleich durch die Werbung für die dritte Internationale, die der Kommunisten. Für diese, vom Sowjet-Rußland inszenierte Internationale haben sich bereits Ungarn und Italien erklärt, ihr wird sich aller Voraussicht nach die Schweiz anschließen. So werden wir zwei einander bekämpfende, einander mit Bannsprüchen belegende proletarische Internationalen haben in einem historischen Momente, wo alles auf die straffste Zusamenfassung aller sozialistischen Kräfte ankäme!

*

„Wir befinden uns", sagte der Vertreter der Tschecho-Slowakei Nemec auf der Konferenz, „in einer Situation, wie zur Zeit Roms bei dessen Verfall." In der Tat, die alten Staaten, die alten Wirtschaftsformen brechen auseinander, und das Neue will sich erst gestalten unter tausend Wehen. Die Tschecho-Slowakei ist selbst ein Gebilde, das noch einem Nebelkern gleicht, in dem die heterogenen Kräfte Nationalismus und Sozialismus um das Uebergewicht ringen. Aber die Schwierigkeiten des neuen Tschechenstaates sind nichts gegenüber den Konvulsionen, in denen sich das ehemalige Zarenreich windet. Nichts ist dort klar erkennbar als: die Tendenz zur Auflösung, zur Zerbröckelung. Alle Randstaaten streben rücksichtslos nach Selbständigkeit: Finnland, Lettland, Polen, die Ukraine, Georgien. Handelte sichs nur um die Schaffung einer gesunden Autonomie im Rahmen einer elastischen Föderation, so brauchte sich kein Bedenken zu regen. Aber das Selbständigkeitsstreben der Einzelstaaten geht bis zur völligen Negierung des Einzelstaates, des wirtschaftlichen Gemeinschaftsinteresses. Jeder Gliedstaat möchte in seiner äußeren und inneren Politik völlg souverän sein und für sich selbst durch seine Steuer-, Wirtschafts- und Handelspolitik die größten Vorteile herausschlagen. Die auswärtige Politik, die Beurteilung der Weltlage, die Stellung zur Entente oder zu Deutschland hängt für diese Staaten einfach ab von der Befriedigung der augenblicklichen sonderstaatlichen Interessen. Von einer allgemeinen europäisch-sozialistischen Orientierung ist kaum ein Hauch zu spüren. Das wenigstens ist die Haltung der nationalistisch gerichteten Sozialistengruppen, von denen die Auffassungen der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre beträchtlich abweichen.

Was aber wird aus Sowjetrußland werden? Alle Nicht-Bolschewisten sind sich darüber einig, daß das Land unter dem jetzigen System in den Zustand vorkapitalistischer Unkultur zurücksinkt. Die Städte entvölkern sich, die Industrie verkommt, das Verkehrswesen verfällt völliger Zerrüttung. Die Bauern vegetieren dahin, die rote Armee lebt vom endlosen Bürgerkrieg, und eine phantastisch aufgeschwollene Rätebürokratie regiert in jeder Provinz, jedem Distrikt, jeder Stadt und jedem Städtchen

selbstherrlich drauflos. Selbst Lenin hat längst zugegeben, daß Sowjetrußland verdorren muß, wenn ihm nicht die Weltrevolution neue Säfte zuführt. Dennoch ist auf eine innere Reorganisation Rußlands kaum zu hoffen. Die Bauern sind eine viel zu träge Masse, um den Träger der rettenden Demokratie abgeben zu können, und von dem schwachen, zersplitterten Kleinbürgertum ist erst recht nichts zu erwarten. Auch die Hoffnungen, die die Reaktion und der Ententekapitalismus auf Koltschak und Denikin setzen, dürften sich kaum erfüllen. Denn der Kontrerevolution fehlen in der Sowjetrepublik die Kräfte, die mit ihr zusammenwirken könnten, um ihr den Sieg zu erleichtern. So müßten die Truppen der gegenrevolutionären Führer Stadt um Stadt, Landstrich um Landstrich erobern, um ans Ziel zu kommen. Dazu aber sind ihre Heereskräfte und Hilfsmittel zu gering. Das Wahrscheinlichste bleibt darum, daß das Land in der Stagnation und der bolschewistischen Zerrüttung verharrt, bis die wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten mit elementarer Kraft eine Wandlung des Systems erzwingen . . .

Und diesen ungeheuren Problemen, die wir hier nur im kleinen Ausschnitt angedeutet haben, sieht nun der innerlich zerrissene Sozialismus, sah sich die Internationale Arbeiterkonferenz in Luzern gegenübergestellt. Nach schwierigen Kommissionsverhandlungen gelang es ihr, eine Entschließung zu formulieren, die als Ariadnefaden durch das Labyrinth der nationalen und sozialen Widersprüche hindurch zu geleiten vermag. Aber dergleichen Resolutionen internationaler Kongresse haben, wie das Schicksal der Amsterdamer und Stuttgarter Beschlüsse so schmerzlich bewiesen, nur dann einen Wert, wenn sie auch respektiert und sinngemäß angewandt werden. All das, was die Luzerner Entschließung über die internationale Wirtschaftspolitik, über nationale Autonomie, über Imperialismus, über Abrüstung, Völkerbund undsoweiter ausgesprochen, ist sehr lobenswert; nur kommt für die internationale Praxis alles auf die Auslegung und den Ernst der Betätigung der hier deponierten Grundsätze an. Wenn beispielsweise hier in Luzern die Wels und Molkenbuhr scharf gegen den Imperialismus und Militarismus protestierten, so bewertete das die Konferenz mit Recht als eine wohlfeile Geste. Man muß sich eben auch dann zu den sozialistischen und internationalen Grundsätzen bekennen, wenn es schwierig ist, Gefahren in sich birgt und die Popularität kosten kann.

Die internationale Zerrissenheit und Ohnmacht kann nur durch Schaffung der sozialistischen Einheit im nationalen Rahmen geheilt werden. So lange in den wichtigsten Ländern das sozialistische Proletariat im Bruderkrieg liegt, kann selbstverständlich auch die Internationale nicht funktionieren. Und leider haben sich inzwischen die Gegensätze auch in den andern

Ländern verschärft. So in Frankreich, wo die neue Mehrheit gleich den deutschen Unabhängigen nach bolschewistischen Methoden schielt. Der unausbleibliche Effekt dieser Mißachtung der Demokratie und dieser Ueberschätzung der Rätediktatur ist nicht nur die Abdrängung der Gruppe um Renaudel nach rechts, sondern auch die Anbahnung eines unnatürlichen Bündnisses dieses Flügels mit den deutschen Regierungssozialisten. Das Liebäugeln mit dem Bolschewismus führt also zu einer neuen Stärkung der Reaktion! Hilferding kennzeichnete im Namen der deutschen Unabhängigen die deutschen Mehrheitler als so krasse Reaktionäre, geißelte den Noskismus so unbarmherzig als das System des weißen Schreckens, daß selbst innerhalb der Internationale jedes Zusammenarbeiten mit ihnen unmöglich sei. In der Tat wäre es dringend notwendig, daß die Internationale die Politik der Scheidemänner der schärfsten Kontrolle unterwürfe und in die Bahn einer grundsätzlichen sozialistischen Politik drängte. Die Ausschlußforderung aber wirbt den deutschen Majoritären nur unverdiente Sympathien und die Unterstützung aller nicht zum Bolschewismus neigenden Sozialisten der Internationale. Der Rechtssozialismus in Deutschland wird durch eine solch törichte Taktik also international „verankert", und mit ihm erfährt in Deutschland und überall der Gedanke der Koalition und des Kompromisses mit dem Bürgertum eine Stärkung. Bourgeoisie und Rechtssozialisten werden dergestalt noch fester zusammengeschweißt und die demokratisch gerichteten Linkssozialisten vollends isoliert und ausgeschaltet. So treibt dann alles zum Konflikt, zur Kraftprobe zwischen Reaktion und Bolschewismus. Und Sieger bleibt dabei, wie erst Ungarn wieder zeigte, nicht der Bolschewismus, nicht der Sozialismus, sondern die Reaktion, der internationale Kapitalismus, dessen Solidaritätsgefühl durch den gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus immer mächtiger erstarkt.

Der Sozialismus und die proletarische Internationale könnten in dieser Zeit des zertrümmerten Zarismus und Kaiserismus und des in seinen Grundfesten erschütterten Kapitalismus das allmächtige Schicksal sein. Sie könnten die Schlichter alles nationalen Streits werden, sie könnten den wahrhaften Völkerbund, die allgemeine Abrüstung, die unverfälschte Weltdemokratie erzwingen und die Sozialisierung im größten Maßstabe als internationale Parallelaktion in Fluß bringen. Nur müßten sie sich zuvor einigen auf dem Boden des Sozialismus und der Demokratie, ohne die jede Diktatur und jeder Sozialisierungsversuch verhängnisvoller Putschismus bleiben müssen. Und um die Folgen des Putschismus zu erleben, braucht man nicht nach Ungarn zu gehn: die Toten von Basel und Zürich, die blanken Bajonette der schweizerischen Miliz, die uns zu Luzern täglich in die Augen blitzen, sollten Warnung genug sein!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXIII.

Ludwig Quidde

Achtzehnhundertdreiundneunzig erschien eine dünne Broschüre: „Caligula, eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn". Eine Philologenschrift. Reich mit Anmerkungen versehen. Alle die Alten wurden herangezogen. Die Tacitus, Sueton, Philo, Dio Cassius, Seneca und Josephus. Also anscheinend eine gründliche Studie: Caligulas Heißhunger nach militärischen Triumphen, sein Gefallen an spielerischen Manövern und theatralischem Schein, sein phantastischer Gedanke, das Weltmeer bezwingen zu wollen, seine Beredsamkeit, seine Rast- und Ruhelosigkeit, das Widerspruchsvolle und Unberechenbare seiner Natur. Freiherr von Hammerstein, der wurmstichige Kreuzzeitungschef, lächelt, schadenfroh, Kropatschek, den Redakteur-Professor, an: „Caligula, eine Frechheit, eine göttliche Frechheit!" — „Wer, Caligula?" — „Na, Er . . . Er!"

Als dann die Frankfurter Zeitung Stellen aus dem Caligula abdruckte, schrieen dieselben Hammerstein und Kropatschek, die sich eben noch so diebisch hinter dem Rücken Seiner Majestät gefreut hatten, in pathetischer Entrüstung: „Wo bleibt bei einer solchen Majestätsbeleidigung der Staatsanwalt?" Pack.

„Der spezifische Cäsarenwahnsinn ist das Produkt von Zuständen, die nur gedeihen können bei der moralischen Degeneration monarchisch gesinnter Völker oder doch der höher stehenden Klassen, aus denen sich die nähere Umgebung der Herrscher zusammensetzt. Der Eindruck einer scheinbar unbegrenzten Macht läßt die Monarchen alle Schranken der Rechtsordnung vergessen; die theoretische Begründung dieser Macht als eines göttlichen Rechtes verrückt die Ideen des Armen, der wirklich daran glaubt, in unheilvoller Weise; die Formen der höfischen Etikette — und noch mehr die darüber hinausgehende unterwürfige Verehrung aller Derer, die sich an den Herrscher herandrängen — bringen ihm vollends die Vorstellung bei, ein über alle Menschen durch die Natur selbst erhobenes Wesen zu sein; aus Beobachtungen, die er bei seiner Umgebung machen kann, erwächst ihm zugleich die Ansicht, daß es ein verächtlicher gemeiner Haufen ist, der ihn umgibt. Kommt dann noch hinzu, daß nicht nur die höfische Umgebung, sondern auch die Masse des Volkes korrumpiert ist, daß der Herrscher, er mag beginnen, was er will, keinen mannhaften offenen Widerstand findet, daß die Opposition, wenn sie sich einmal hervorwagt, zum Mindesten ängstlich den Schein aufrecht erhält, die Person des Herrschers und dessen Anschauungen nicht bekämpfen zu wollen, ist gar dieser korrumpierte Geist, der das Vergehn der Majestätsbeleidigung erfunden hat und in der Versagung der Ehrfurcht eine

strafbare Handlung erblickt, in die Gesetzgebung und in die Rechtsprechung eingezogen: so ist es ja wirklich zu verwundern, daß ein so absoluter Monarch bei gesunden Sinnen bleibt."

Alles, was in diesem Heftchen mit scheinbar gelehrtenhafter Gelassenheit geschrieben war, paßte Zug um Zug, auf Ihn, auf Wilhelm den Zweiten. Eine politische Tendenzschrift im historischen Gewande. Wer war ihr Verfasser? Ludwig Quidde. Historiker. Bremenser. Der Altersgenosse des Kaisers, der tüchtig im Reiche zu rumoren begann, wurde früh schon Mitarbeiter bei den „Deutschen Reichstagsakten" aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, die die historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zu München herausgab, und kam Anfang der neunziger Jahre als Sekretär des Preußischen Historischen Instituts nach Rom. Hier, mitten in der römischen Antike, mitten unter den Klassikern der alten Geschichte, ward ihm an einem Sommerabend, als er dem Colosseum zuwanderte, der launige Einfall, dem Imperator Germaniae ein Spiegelbild vorzuhalten. Noch konnte er ausgedehnte Reisen durch Deutschland, Oesterreich und Italien machen, um Archive und Bibliotheken durchzustöbern. Als der Caligula erschien, wars auf einen Schlag mit alledem aus. Wen die Götter lieb haben, dem hetzen sie den Staatsanwalt auf den Hals. Quidde wurde fortan der Liebling aller königlich bayrischen und königlich preußischen Staatsanwälte, das Versuchsobjekt für die Ahndung von Majestätsbeleidigungen. So wurde ein stiller, freilich etwas sarkastisch veranlagter Gelehrter, ein Historiker, ein Bücherwurm, ein Dokumentenzergliederer, ein harmloser Spaziergänger im Reiche verstaubter Vergangenheit von der hohen Obrigkeit mit Gewalt in die Politik gestoßen. 1893 betätigt er sich redend und agitierend in den Organisationen der Deutschen Volkspartei, als der Wahlkampf um die große Caprivische Militärreform tobt.

Quidde hat Blut geleckt. Als Historiker ist er geächtet, als Politiker wird er geachtet, denn er weiß sich durchzusetzen. Wenn er in Versammlungen spricht, hat er das Ohr der Masse für sich. Er ist kein Pathetiker, kein Rhetoriker, sondern ein wirbelnder, quirlender Sprecher, dem die Worte in unaufhörlichem Flusse aus beiden Mundwinkeln herauslaufen. Und er ist witzig, ironisch, bissig, spricht zwischen den Zeilen, macht Andeutungen, und kehrt immer wieder zu seinem Lieblingsthema zurück, mag er über Militär- oder Marinereform, über Getreidezölle oder über Verfassungsfragen reden, zu dem Einen Thema: der Kaiser. Ihn streichelt er, so nebenher, so hintenherum, mit Brennesseln. Die Masse versteht ihn, johlt und gröhlt. Der wachthabende Polizeioffizier will aufspringen, will protestieren. Da lächelt Quidde und mit einem leichten Schlenker weist er beschwichtigend darauf hin, daß sich seine Bemerkung garnicht auf Ihn, sondern

auf irgendwen irgendwo und irgendwann in ferner Historie bezogen habe. Also belehrt, muß der Blaue sich, grollend, wieder auf seinen Stuhl setzen, und die Menge schmunzelt vergnügt. Einmal sprach er fortwährend von Wilhelm dem Großen und Pipin dem Kleinen, und ritsche, ratsche saß er wieder in der Patsche. Aber die strafrechtliche Untersuchung scheiterte an dem Verstande eines verständigen Richters. Doch als er in einer Versammlung erklärte: „Die Beseitigung des gleichen Wahlrechts bedeutet Blut", packten sie ihn am Schlaffittchen. Nun saß er in der Klemme. Denn das war eine Aufreizung, ein ungeheuerlich provozierendes Wort. Der Staatsanwalt ließ ihn nicht mehr los. Ein hochnotpeinliches Verfahren begann. Er wurde eingelocht. Es war die Zeit der Zuchthausvorlage, der Lex Heinze, der neuaufkommenden Reaktion nach dem ersten liberalen Blütentraum der jungwilhelminischen Aera.

Quidde hatte alle schlechten Eigenschaften eines suspekten Individuums. Denn zu allem kam auch noch sein Pazifismus hinzu. Ein Pazifist war noch bis vor kurzem in Deutschland ein widerliches Gemisch von Idiot, internationalem Freimaurer und Landesverräter. 1892 war er in die Friedensbewegung geraten und hatte bereits zwei Jahre später die münchener Friedensgesellschaft begründet. Solange er über den Schwäbisch-rheinischen Städtebund, über die Entstehung des Kurfürstenkollegs und über die Geschichte des Rheinischen Bundes, also über Dinge aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert geschrieben hatte, war er den Oberen genehm, war er in der zünftigen Wissenschaft ein angesehener Mitarbeiter, war er ein Mensch mit gesellschaftlichen Manieren und saubern Fingernägeln. Als er aber anfing, über den Militarismus im Deutschen Reich und das Wetterleuchten der Reaktion Bücher zu schreiben, ward er eine Kanaille, die jeder staats- und königstreue Hund anpinkeln zu müssen glaubte. (Mein Namensvetter Johannes Fischart aus der Reformationszeit pflegte sich bei derlei Gelegenheiten noch viel saftiger auszudrücken).

Aber erst um die Jahrhundertwende wird ihm der Pazifismus die große Lebensaufgabe. Innere und äußere Umstände trieben ihn dazu: die wachsende Militär- und Marinewut Deutschlands, der Imperialismus Bülows und das viele Herumfuchteln des Kaisers mit dem Schwerte. Die erste leise Berührung mit der organisierten Friedensidee hatte er bereits 1891 auf dem Friedenskongreß in Rom gehabt, als er dort am Historischen Institut arbeitete. Nach einem Jahrzehnt hatte er sich in diesen Gedankenkreis mehr und mehr eingearbeitet. Eine Position im Berner Bureau des internationalen Friedenskongresses war neu zu besetzen. Roesler lehnte ab. Quidde mußte in die Bresche springen. Nun geriet er mit vollen Segeln in den Strudel der Friedensbewegung. Bereits 1902 nahm er am Glasgower Kon-

greß teil. Vorher war er bereits eifrig tätig gewesen, um das Abrüstungsmanifest des Zaren zu unterstützen. Von München hatte er, mit Hilfe der Frau Selenka, eine Organisation über das ganze Reich zu schaffen versucht. Das Manifest wollte die Rüstungen beschränken. Die Friedensbewegung aber wollte darüber hinaus vor allem die internationale Rechtsorganisation stärken. Auf der ersten Haager Friedenskonferenz wurde beides nicht erreicht. Es wurde ein Anlauf genommen. Auf der zweiten Haager Konferenz kam man dank Deutschlands Sabotage nicht viel weiter. Wie Fried in Oesterreich, so wurde Quidde in Deutschland allmählich der Führer der Pazifisten. Kurz vor dem Krieg, als Doktor Adolf Richter, ein Vetter Eugens, aus Pforzheim, schwer erkrankte, wurde er an seiner Stelle zum Vorsitzenden der deutschen Friedensgesellschaft ernannt, nachdem Roesler abermals abgelehnt hatte.

Der Krieg begann. Der Pazifismus wurde mit Keulen totgeschlagen. Jeder Pazifist war Freiwild, war ein Verbrecher, war ein Spion. Auch Quidde. Und dennoch ließen sie sich nicht unterkriegen. Zuerst waren die hohen Militär- und Zivilbehörden noch duldsam und faßten die Herren Pazifisten mit Sammethandschuhen an. Im November 1915 wurden die Daumenschrauben erst ganz leise angezogen. Im Januar 1916 kam bereits eine Verfügung heraus, daß die Friedensgesellschaft fortan nichts mehr öffentlich tun dürfe. Ein seidener Knebel wurde ihnen bis in den Schlund gesteckt. Sie sollten das Atmen vergessen. In Deutschland kommandierte der Unteroffizier, herrschte der Leutnant, räusperte der General, und wenn die Militärs befahlen, hatten sich die Untertanen in die Hosen zu machen. Nur Wenige hielten dicht. Quidde wandte sich an den Reichskanzler, wurde von ihm empfangen, und überreichte ihm eine Petition der Friedensgesellschaft. Herr von Bethmann Hollweg gab im Zwiegespräch alles zu, bog aber immer ausweichend ab, wenn die Konsequenzen gezogen werden sollten. Als die sechs wirtschaftlichen Verbände mit ihrer geheimen Annexions-Denkschrift die Köpfe bedenklich verwirrten, sah die Friedensgesellschaft ein, daß etwas geschehen mußte. Erst sollte Hellmut v. Gerlach eine Gegenschrift verfassen, lehnte es aber ab. Da mußte Quidde heran. Seine Broschüre: „Sollen wir annektieren?" erschien. Anonym. Das Ausland nahm Kenntnis davon. Die ‚Humanité' schrieb: „Un homme sage . . ." Selbst bei besonnenen deutschen Militärs, die das düstre Ende kommen sahen, fanden seine Worte Anklang. Als Professor Hans Delbrück im Großen Hauptquartier weilte, um dem Chef des Generalstabes, von Falkenhayn, die Urkunde des Ehrendoktors zu überreichen, nahm ihn eine Exzellenz mit breiten roten Biesen beiseite und fragte ihn: „Wer ist denn der Verfasser dieser Flugschrift? Die ist ja ganz ausgezeichnet —." „Das ist Pro-

fessor Quidde, der Caligula-Quidde.". — „Ach was, Caligula, das Ding ist gut."

Die Flugschrift wurde noch einmal von Quidde umgearbeitet und erschien noch in demselben Jahre unter dem Titel ‚Garantieen für einen dauernden Frieden'. Sie kam in Diesem und Jenem der Zeitströmung ein bißchen entgegen und versuchte den Annexionismus kräftig abzubauen. Manche Pazifisten machten ihm aus dieser Kompromißlerei einen Vorwurf, gegen den er sich heftig wehrte. Zu Anfang 1916 begannen die persönlichen Schikanen der militärischen Gewalthaber gegen die Friedensfreunde. Quidde wurde jede Werbetätigkeit untersagt. Nun entstand der „Bund Neues Vaterland", als eine andre Firma des Pazifismus in Deutschland. Auch ihm wurde bald jede politische Tätigkeit verboten. Die „Zentrale für Völkerrecht" wurde begründet. Die erste Zusammenkunft fand im Reichstagsgebäude statt, und weil diese interne Versammlung, entgegen dem Belagerungszustandsgesetz nicht angemeldet war, schritt die Behörde gegen die Referenten, gegen Gerlach und Quidde ein. Quidde bekam den Befehl, binnen drei Tagen Berlin zu verlassen, ohne daß er den Grund seiner plötzlichen Abreise Jemand angeben durfte. Trotzdem konspirierte er weiter. Einmal reiste er nach Lindau, um mit dem Vorsitzenden der schweizerischen Friedensgesellschaft die Sachlage zu besprechen. Ein Spitzel wurde ihm nachgesandt, der durch Bestechung im Hotel ein Quartier im Nebenzimmer erhielt ...

Weit über München, seinen dauernden Wohnsitz, hinaus ist Quidde im In- und Auslande eine bekannte Persönlichkeit. In das münchener Gemeindekollegium wurde er 1912 gewählt, kaum ein Lustrum später in die bayrische Abgeordnetenkammer, wo er sich besonders in Wahlrechts- und Verfassungsfragen hervortat, und in den Novembertagen der Revolution wurde er vom Volksstaate Bayern als zweiter Vizepräsident in den provisorischen Nationalrat entsandt. Für den Reichstag hatte er vergeblich wiederholt kandidiert. 1907 ließ ihn die Sozialdemokratie in Ansbach zu Gunsten des Konservativen in der Stichwahl fallen, um durch ein Wahlgeschäft mit der Rechten den Genossen Segitz in Fürth durchzubringen. Aber die Untreue schlug ihren eignen Herrn. Quidde unterlag zwar, aber in Fürth kam der Fortschrittler durch, und die Sozialdemokraten hatten das Nachsehen. Unter den neuen Männern mit einer langen Vergangenheit, die in die deutsche Nationalversammlung kamen, war auch er Einer. In der demokratischen Fraktion spielt er keine geringe Rolle. In der demonstrativen Maisitzung der Nationalversammlung, in der Aula der berliner Universität, sprach er im Namen der Pazifisten gegen die ungeheuerlichen Friedensbedingungen der Entente. Ein Zweiundsechzigjähriger. Ein vom

Leben Mitgenommener. Einer, der kämpfend weiß geworden ist. Einer, der aus sprudelndem Temperament heraus auf die Hörer einzuwirken versucht. Einer, der vom ersten Tage des Krieges an rastlos gearbeitet hatte, dem Völkermorden ein Ende zu bereiten. Einer der Wenigen, die im Frühjahr 1915 zusammen mit Schücking und Tepper-Laski im Haag den ersten englischen Friedensfühler über den holländischen Unterstaatssekretär Dresselhuis vergebens zu realisieren versuchten. Das Auswärtige Amt verhielt sich ablehnend. Als Haase später davon erfuhr, erklärte er: „Von hier ab führen wir keinen Verteidigungskrieg mehr."

Melac der Zweite von Fructidor

Der Graf von Melac, Maréchal de camp der französischen Armee, erhielt von Ludwig dem Vierzehnten, seinem Obersten Kriegsherrn, im Jahre 1689 den glorreichen Auftrag, die Rheinpfalz recht gründlich zu verwüsten. Die gestellte Aufgabe wurde von jenem Herrn nach den kriegstechnischen Begriffen der Zeit vollkommen gelöst. Er ließ Heidelberg, Mannheim und eine Reihe andrer Städte niederbrennen und verübte auch sonst allerhand Schandtaten, sodaß sein Name nicht unterging, vielmehr in den betroffenen Landesteilen jahrhundertelang mit Erbitterung und Verachtung ausgesprochen wurde.

Erst der neudeutschen Kriegskunst vom Jahre 1917 ist es vorbehalten gewesen, Melac als einen traurigen Nichtskönner auf dem Gebiete planmäßiger Zerstörung erscheinen zu lassen.

Die Schlacht an der Somme, deren verzehrende, Deutschlands Mannschaft verzehrende Flammen um den November 1916 in Regen, Schlamm und Dunkelheit erloschen, hinterließ an der Westfront eine tiefe Wunde, die sich nicht mehr schließen wollte. Man faßte deshalb den Plan zu einem kühnen operativen Schnitt und baute bei Saint Quentin neue Stellungen, in die die Armee zurückgenommen werden sollte. Es war die berühmte Siegfriedslinie, so genannt in sicherer Erwartung des Siegfriedens. Der Rückzug in dies neue Stellungssystem erfolgte im März 1917. Er wickelte sich aber nicht so ohne weiteres ab; vielmehr ging ihm ein furchtbares Trauerspiel voraus. In den Monaten Januar bis März 1917 beging die deutsche Heeresleitung eines der größten Verbrechen, welche die Menschheit je hat erdulden müssen, indem sie das zwischen der alten Linie und dem neuen Verteidigungssystem liegende Land ohne irgendwelchen Zwang in eine Wüste verwandeln ließ. Der in Frage kommende Bezirk, eine schöne dichtbevölkerte Gegend, erstreckt sich in nord-südlicher Richtung ungefähr von Arras bis nach La Fère und läuft von Westen nach Osten von Roye bis Saint Quentin.

Die Organisation war in technischer Hinsicht ausgezeichnet vorbereitet, und man sah wieder einmal, daß der deutsche Militarismus, wenns ans Zerstören ging, in der Welt vornan war. Pionierbataillone und einzelne Kompanien ergossen sich wie Heuschreckenschwärme über das unglückliche Land. Zuerst machte man sich an die kleinern Objekte. Einzeln stehende Schlösser, Kirchen und Landhäuser wurden in die Luft gesprengt und die Parks, Mauern und Umzäunungen niedergelegt. Dann kamen die Chaussee- und Obstbäume an die Reihe, die systematisch abgeholzt wurden. Hierauf begann der Generalangriff gegen die Dörfer und Städte. Sie wurden in Brand gesteckt und größere Objekte, die Widerstand leisteten, zwischendurch gesprengt. Das Feuer wurde meist in den frühen Morgenstunden gelegt, damit es tagsüber sein Werk verrichten und des Nachts den Gegnern nicht mehr verraten könnte, was vorging. Tag um Tag schwelte überall die düsterrote Glut der Brände, und riesenhafte Trauerfahnen von schwarzem Rauch zogen über die Gegend hin. Aus allen Richtungen her knallten die Sprengungen, hörte man das erschütternde Krachen zusammenstürzender Gebäude. Selbst an die Trümmer wurde noch Feuer gelegt, und stehen gebliebene Mauerreste fielen dem Hebebaum zum Opfer. Zuletzt nahm man sich der Brunnen an, die gesprengt und verschüttet wurden. Die Möbel gingen, soweit sie nicht dem Feuer überliefert wurden, in Güterzügen mit unbekanntem Ziel nach Osten.

Das Furchtbarste in diesem Höllenstück war, selbstverständlich, das Schicksal der Bevölkerung. Die Temperaturen des Winters 1916 zu 17 sind ja Allen, die den Krieg erlebten, noch in Erinnerung. In der fürchterlichen Kälte mußten die unglücklichen Bewohner den Marsch in die Verbannung antreten. Trotzdem sie im allgemeinen eine bewundernswürdige Fassung bewahrten, spielten sich bei der Evakuierung gradezu erschütternde Szenen ab. So, wenn alte Eheleute aus dem Häuschen, in dem sie ihr ganzes Leben zugebracht hatten, herausmußten und nun zitternd vor Kälte und Weh auf den Versammlungsplätzen standen. Jeder konnte nur ein bißchen Bettzeug und Wäsche mitnehmen, denn der Fuhrwerke, die zum Transport gestellt wurden, waren nur wenige. So rangen Frauen die Hände vor Offizieren und baten, ihnen einen Wage[redacted] stellen, da sie ihre alte Familienwäsche retten wollten. Die Bitten mußten abgeschlagen werden, da jede Hilfeleistung verboten war. Beim Abtransport wurde vor der Einheit der Familie nicht Halt gemacht, sondern die Familienmitglieder wurden auseinandergerissen. Die Alten und Kranken kamen zu den wenigen stehen gelassenen Uebergabeplätzen, während die jüngern Leute in die Sklaverei der Zwangsarbeit abtransportiert wurden, Mädchen und Männer, wie es traf. Manchem deutschen Soldaten, der bei diesem Teufelswerk mit Hand anlegen mußte, sind die Tränen hochgestiegen, mancher hat

die Faust geballt, und manchem ist in diesen Tagen zum ersten Mal die Ahnung gekommen, daß die Weltgeschichte hierfür noch zum Weltgerichte rufen werde.

Als der Abtransport der Einwohner erfolgt und die Rückwärtsbewegung der Truppen in der Hauptsache durchgeführt war, wurden von besondern Kommandos die Landstraßen ungangbar gemacht, die Bahnhofsgebäude verbrannt, die Schienen aufgerissen, Kreuzwege und Brücken gesprengt, und so war das alte Wort, daß „kein Stein auf dem andern bleiben“ werde, wieder einmal zur schauerlichen Wirklichkeit geworden. Wenn es in diesem Gebirge von Gemeinheit noch besonders hohe Gipfel gibt, so waren dies die Sprengung des althistorischen Schlosses Coucy le Château und der romantischen Citadelle zu Ham (wo Napoleon der Dritte die Jahre seiner Gefangenschaft verlebte), wobei durch den Sprengdruck der verwendeten Dynamitmassen ganze Häuserreihen einfach umgelegt wurden. Als alles bestens vollendet war, da war aus der freundlich-heitern Picardie eine Wüste geworden, in der das Schweigen des Todes herrschte.

Auf die Frage, warum das alles sein mußte, würden die genialen Herren, die für diese Schandtat verantwortlich sind, heute wohl keine Antwort wissen. Genützt hat uns die wahnsinnige Zerstörung einen Dreck. Der Heimat wurde damals mit frecher Stirn vorgelogen, der Feind würde über das verwüstete Gelände nicht vorrücken können. Dabei waren die Engländer und Franzosen so schnell zur Stelle, daß sie sogar einzelne Deckungstrupps noch erwischten, denen ausnahmslos die hänfene Krawatte umgelegt wurde. Als dann im Frühjahr 1918 die „große“ Offensive kam und bei Amiens stecken blieb, kehrte sich der Fluch gegen uns, denn nun hatten wir die Wüste im Rücken, und beim Nachschub bildeten sich Verhältnisse heraus, daß sich einem bei der Erinnerung noch heute die Haut zusammenzieht.

Vielleicht hat man, als der Plan für die Verwüstung aufgestellt wurde, sich von dem Gedanken an die Abschreckungstheorie leiten lassen, der in diesem Kriege überall, wo er praktisch durchgeführt wurde, Fiasko erlitten hat; vielleicht war es auch die Idee, sich ein Glacis zu schaffen. An der Beseitigung dieses „Glacis“ haben bis jetzt unsre armen Kriegsgefangenen schuften müssen, es hat uns den Friedensvertrag eingebracht und wird uns noch Milliarden kosten. Denn es ist ja ohne weiteres klar, daß — abgesehen vom U-Boot-Krieg — uns nichts so sehr den Ruf von Barbaren zugezogen hat wie diese Hinrichtung einer ganzen Landschaft. Der furchtbare Haß der Franzosen, den der deutsche Spießer „ungerecht“ und „unritterlich“ zu nennen nicht schwer hat, ist für Keinen unverständlich, der damals mit dabei sein mußte.

In Deutschland weiß man von all diesen Dingen im allgemeinen noch sehr wenig. Das dichte Gewebe von Lüge und Ver-

schweigung, das über der Verwüstung der Somme-Gegend liegt, muß aber mit allen Mitteln gelockert und gelüpft werden, und vielleicht fällt es dem künftigen Staatsgerichtshof auch ein, einmal der Frage gehörig auf den Grund zu gehen, in wessen Kopfe der Schandplan aufgetaucht ist, und wer die Ausführungsbefehle gegeben hat. Die Memoiren, die jetzt von hohen Herren über den Krieg geschrieben werden, dürften über diese Dinge wohl kaum eine Aufklärung bringen, die Stich hält.

Prostitution der Geistesarbeit von M. M. Gehrke

Prostitution der Kunst, Prostitution der Geistesarbeit. Oft und früh ist davon die Rede gewesen. Schon vor dem Kriege behauptete Niemand, die soziologische und oekonomische Situation der Geistesarbeiter sei übermäßig beneidenswert. Aber zwischen dem Nach-Brot-Gehen von damals und dem Kuli-Keuchen geist-künstlerischer Arbeit von heute bestehen Unterschiede wie etwa zwischen Festungshaft und Schwerem Kerker. Festungshaft ist nicht eben angenehm, aber immerhin anständig und schafft unter Umständen einen Nimbus; Schwerer Kerker hingegen ist ehrenrührig, demoralisiert den etwa Unschuldigen, richtet körperlich und geistig zugrunde. Die Verschiebungen der Kriegszeit haben die Angehörigen der obersten geistigen Kaste materiell zu den Parias gestoßen; die Umwälzungen, die im November 1918 ihren schüchternen Anfang erlebten, scheinen sie jedoch keineswegs wieder nach oben befördern zu wollen. Ist es aber unbedingt nötig, die sich solchergestalt manifestierende merkwürdige Weltordnung wortlos und geduldig hinzunehmen? O nein, revidiere man sie nur getrost! Es ist hohe, es ist höchste Zeit, den Kurs des Geistes in des Wortes buchstäblicher Bedeutung wieder zu heben, den ideellen und reellen Bankerott abzuwenden, in dem er sehr bald ganz untergehen kann.

Ein Beispiel zu bescheidener Illustration. Im Auswärtigen Amt zu Berlin erhält, wie Schücking Ende 1918 in einem Vortrag erwähnte, ein Prädikatsassessor 300 Mark Monatsgehalt, ein Türsteher 18 Mark Tageslohn, also monatlich 540 Mark. Bekanntere Unterschiede, wie etwa zwischen dem Einkommen eines Müllkutschers und dem eines außerordentlichen Universitätsprofessors, brauchen nicht zitiert zu werden. Wie es danach mit dem Verdienst der Künstler steht, ergibt sich von selbst. Sie können mit keinem festen, wenn auch noch so niedrigen, Einkommen rechnen; sie haben keine Amts- oder Bürostunden, in denen bei schlechter Stimmung doch jederzeit durch Fleiß Pflichtgenügendes geleistet werden kann; sie bedürfen der Inspiration, die ihnen manchmal freilich den großen Augenblick zu schenken vermag — aber wie schwer, wie langsam wird daraus Bar-

geld! Welch unwürdiger Widerspruch im Leben des Schriftstellers, der grade hier das typischste Beispiel abzugeben berufen ist: geistig rechnet er zu den obern Zehntausend, wirtschaftlich zum Mittelstand, zu diesen jetzt gedrücktesten, eingeschränktesten, weit unter dem Proletariat rangierenden Existenzen! Es ist dabei natürlich nicht an die zu Recht oder Unrecht arrivierten Tantiemenbezieher gedacht, weder an Gerhart Hauptmann noch an Rudolf Herzog; auch nicht an die Wenigen, denen reichliches Privatvermögen die Möglichkeit sorgsam gepflegter und ruhig ausreifender Produktion sicherte und (vorläufig noch) sichert, sondern an die Vielen, die, um überhaupt leben und schaffen zu können, gezwungen sind, das Pfund ihrer Begabung zum größten Teil in die kleine Münze journalistischer Brotarbeit umzusetzen. Das seit fünf Jahren immer mehr potenzierte Martyrium dieser Klasse ist mit nüchternsten Ziffern zu belegen: Zeitungen und Zeitschriften mußten dauernd ihren Umfang verringern, die Absatzmöglichkeiten schwanden entsprechend, damit der Verdienst; gleichzeitig aber verteuerte sich das Dasein, und es verteuerte sich fürs erste immer noch weiter. So bleibt für den Schriftsteller ein höchst trauriger Bruchteil seines Friedenseinkommens zur Bestreitung des materiellen Lebens. Es ist aber erst sehr wenigen Arbeitgebern eingefallen, seiner tatsächlich besonders übeln Lage durch Teuerungszulagen Rechnung zu tragen. Es sind, im Gegenteil, Fälle bekannt, wo reiche Inseratenorgane die ohnehin mittelmäßigen Honorare ihrer Mitarbeiter herabsetzten „wegen der Steigerung der Herstellungskosten"! Freilich, das Papier steigt im Preise; Setzer, Drucker, Buchbinder fordern von Monat zu Monat Erhöhung ihrer Arbeitslöhne und erhalten sie, da man einsieht, wie „wohlberechtigt" diese Forderungen sind. Aber die Kosten solcher Erhöhungen trägt weniger fühlbar das Publikum als ausgerechnet Derjenige, der der ganzen Maschinerie doch schließlich erst ihren Sinn gibt: der Mitarbeiter. Es würde Achselzucken und äußerste Mißbilligung hervorrufen, wenn sich die Gesamtheit dieser Berufsklasse einmal einfallen lassen wollte, korporativ eine Erhöhung vorzunehmen, oder wenn sie gar, zur Durchsetzung ihrer Forderungen oder als Protest gegen die künstlich erzeugte Verschleuderung des Geistes in den Streik träte, unterstützt etwa durch einen Sympathiestreik der Redakteure. Streiks sind bei diesem Stande überhaupt so gut wie unbekannt, wenn man nicht die während der Revolution gelegentlich als Protest gegen die Vorzensur erfolgte Arbeitsniederlegung einer Redaktion mit dem Namen Streik benennen will. Daß der Stand nicht streikt, beweist keineswegs seine verhältnismäßige Wohlbestalltheit, aber es beweist Mangel an Organisation, an Klassen- und Standesbewußtsein, der sich wiederum aus der kulihaften Abhängigkeit des Standes ergeben hat.

*

Die Erkenntnis dieser Abhängigkeit und ihrer Unwürde ist jetzt so allgemein geworden, daß man daran denkt, Abhilfe zu schaffen, eine Abhilfe, die ja durchaus den sozialen Bestrebungen der ganzen Zeit entspricht. Das Mittel heißt: Sozialisierung der Presse, vor allem Monopolisierung der Inserate nach dem Vorgang des russischen Entwurfes. Man bezweckt damit, die Schriftleitungen der Zeitungen unabhängig von den durch die Inseratenwirtschaft erzeugten Geschäftsrücksichten zu machen und ihnen einen freien Meinungsdienst zu sichern. Meinungsfreiheit wird man — vielleicht! — auf diesem Wege erreichen (die Gründe der Einschränkung zu erörtern, würde hier zu weit führen), aber kaum die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage, die es als erste dringende Voraussetzung für die Möglichkeit hochstehender geistiger Produktion durchzusetzen gilt. Wie nämlich das Inseratensystem von heute die Wirtschaftslage der Mitarbeiter in günstigem Sinne zu beeinflussen vermag, zeigt folgende Berechnung, die ich kürzlich den Chefredakteur eines der größten berliner Blätter aufstellen hörte: „Wenn wir erst wieder Papier genug für die täglich zurückgewiesenen zehn Seiten Inserate haben, dann können wir gleichzeitig auch vier Seiten mehr Text drucken. Entsprechend wächst dann die Absatzmöglichkeit für unsre Mitarbeiter." Nun, das ist gewiß kein idealer Ausweg, und die Verteilung von geschäftlichen und geistigen Interessen ist wenig ermutigend. Aber mit der Inseratenmonopolisierung würde nicht nur diese kleine Hilfe, sondern würden zweifellos hunderte von Zeitungen ganz und gar in Fortfall kommen. Absolut genommen, gewiß, mag das ein Glück sein, ein Weg zur Gesundung. Man kann durchaus der Meinung sein, die in so manchem der Pläne zur Sozialisierung der Presse zum Ausdruck kam: daß es um die Zeitungen, die nicht, unabhängig vom Inseratenmarkt, durch ihren eignen Wert bestehen können, nicht schade sei, und daß sie nur eingehen sollten. Das ist theoretisch ziemlich unanfechtbar. Aber man wird sich wundern, wie viele, oder richtiger: wie wenige Zeitungen bei Durchführung dieser Grundsätze dann praktisch überhaupt noch übrig bleiben. Auch an diese Ansicht kann sich das erleichterte: Umsobesser! Derjenigen knüpfen, die nicht zu Unrecht der Presse den Löwenanteil am Unglück Deutschlands und der Welt in die Schuhe schieben. Aber es würden ja doch nur wieder die Guten anstelle der Schlechten leiden, der beste Teil des Mitarbeiter- und Redakteurmaterials, alle diese bedauernswerten faute-de-mieux-Journalisten müßten büßen für die Sünden der Nachrichtenpresse, dieses mit Schmock- und Nick-Carter-Phantasie genährten Molochs. Was soll im Ernst mit diesen Zahllosen geschehen, deren Existenzwurzeln mit denen des deutschen Blätterwaldes nun einmal untrennbar verwachsen sind? Sie sollten ein ehrsames Handwerk erlernen, das jetzt

doch wahrlich wieder goldenen Boden habe? Aber es gibt sehr Viele, die rein körperlich hierzu unfähig sind, die dabei weder zum gesellschaftlichen noch zum Geistesproletariat gehören, und unter ihnen mögen sich zweifellos manche befinden, die bei einigermaßen zureichender wirtschaftlicher Existenz berufen wären, Werke von — das Paradox sei erlaubt — relativer Ewigkeit hervorzubringen. Was soll mit Diesen geschehen?

*

Eines läßt sich einwenden: die Fragwürdigkeit, unter der die Beziehungen zwischen Dichter und Beruf — Beruf im Sinne bürgerlichen Broterwerbs genommen — von jeher gestanden haben. Denn es ist nachweisbar, daß in mehr als einem Falle kraftvollste wie zarteste Dichtung Tat Solcher war, die, keuchend unter der Galeerenkette eines Brot-Berufes, ihrer Berufung, ihrem höchsten und unsterblichen Teil, nur gequält verhetzte, dem Schlaf, der Gesundheit gestohlene Stunden geben durften. Aber die künstlerische Vollendung, die Einige in diesem und durch diesen Zwang gefunden haben, entkräftet nicht die gleichfalls belegbare Tatsache, daß sehr viel mehr Andern durch den Zwang, die Not ihr unsterblich Teil verschüttet wird, ja daß Manchem außer dem Werk auch das Leben an der Gefängnismauer des Brotberufes, war es der journalistische oder sonst einer, zerschellte. Ihnen ein Dasein zu schaffen, das nicht einmal der theoretisch so hohen Einreihung der Künstler in der öffentlichen Meinung zu entsprechen braucht, aber immerhin ein Dasein, das sich wenigstens, auch ohne die Voraussetzung der allein selig machenden proletarischen Handarbeit, auf einer anständigen Mittellinie hält — dieses erträgliche Dasein zu ermöglichen, sei edelste Aufgabe des Staates, welcher, der Richtung der Zeit nach, ohne weiteres berufen ist, die in jedem Sinn unsichere Gunst kunstfreundlicher Fürstenhöfe und die spezialisierte Initiative seltner Maecene zu ersetzen und auszubauen.

Die finanziell sichersten Wege zu den angedeuteten Zielen mögen wohlwollende Fachleute bestimmen; hier galt es lediglich, auf die Notwendigkeit der ganzen Aktion hinzuweisen. Kurz sei nur noch bemerkt, daß, neben einer staatlich zu kontrollierenden bessern Bezahlung und dem Verbot unhonorierter Mitarbeit, ein großzügiges Stipendiensystem zur Abhilfe der herrschenden Zustände geeignet wäre; nötigenfalls könnten die Stipendien als Vorschüsse betrachtet werden, auf deren Rückzahlung der Staat aber erst nach dem Tode des Autors und nach Ablauf der Schutzfrist à conto der dann noch fälligen Tantiemen ein Recht hätte. Kommen Neuauflagen nach dieser Zeit nicht mehr in Frage, so erlischt jegliches Anrecht des Staates, und der „Vorschuß" hat sich automatisch in ein „Stipendium" zurückverwandelt. Die Mittel zu diesen Stipendien müßten zweck- und sinngemäß aus der Einrichtung gewonnen werden, die ja

zur (Gewissens-)Erleichterung der Geistesarbeiter jetzt geschaffen werden soll: aus dem Inseratenmonopol. Die Stipendien hätten Jedem, der sich dazu berufen fühlt, die Möglichkeit zu gewähren, mindestens ein Jahr lang, wo und wie es ihm gefiele, nur seinem Werke leben zu dürfen. Nach Ablauf schon dieser kürzesten Frist wird sich von einer Kommission unparteiischer und berufener Kritiker feststellen lassen, ob, auf Grund des Geschaffenen, der Stipendiat weiter der Unterhaltung durch den Staat würdig ist. Im Laufe von drei, höchstens fünf Jahren wird es aller Erfahrung nach Jedem, der ungestört schaffen konnte, möglich sein, sich, trägt das Werk die Fähigkeiten dazu in sich, zur Beachtung und Anerkennung, wenn auch nicht zu vollem materiellen Erfolg durchzusetzen. Ist ihm das nicht gelungen, ganz und garnicht gelungen, dann mag der Staat von seinem Standpunkt aus berechtigt sein, zu sagen: es ist nicht schade um ihn und seine Arbeit, wenn er seine Kraft von jetzt an in den Dienst des Broterwerbs stellt.

Diese wenigen Leitsätze, die nur Anregung sein sollen und keinerlei Anspruch auf Unfehlbarkeit machen, zeigen bereits den prinzipiellen Unterschied zu den Statuten der paar zur Zeit bestehenden Stipendien- und Preisverteilungsstellen, die ihre Gelder durchweg auf Grund des schon geschaffenen Werkes verteilen. Den Werdenden zu helfen, den Eingeschnürten Luft zu schaffen, sind sie nicht geeignet. Darauf aber kommt es an, und ferner kommt es darauf an, den solchergestalt erschlossenen Hilfsquellen den Charakter des Almosens zu nehmen, der allem Stipendiensystem lächerlicherweise an der Stirn geschrieben steht. Ein Stipendiensystem der hier vorgeschlagenen Art läßt sich dann ohne weiteres vom Schriftsteller auf die andern Kategorien des Künstlers übertragen, auf Maler und Musiker. Von den Künstlern im allgemeinen kann das System auch auf die übrigen Bezirke der Geistesarbeit, in erster Linie auf wissenschaftliche Erfindung übergreifen.

*

Derlei ist wahrscheinlich auch nur Ausweg. Aber wenn es keinen Weg gibt, dann ist es besser, ihn zu beschreiten, als weiter tatlos zuzusehen, wie der Spalt zwischen Theorie und Praxis immer unüberbrückbarer klafft, wie die eigentlichen Aristokraten immer tiefer in die Hemmungen materiell oder geistig übelster Daseinsformen verstricken müssen. Man schaffe der ideellen Wertung und dem innern Klassen-Gefühl des Geistesarbeiters — von Klassen-Bewußtheit kann noch kaum die Rede sein — endlich die entsprechende Lebensform. Dann erst wird sich frei zeigen können, welchen Platz das Jahrtausend diesen nutzfremden und seltsamen Menschheitsgliedern: den Künstlern und Geistesarbeitern anzuweisen gedenkt.

Das Zeitalter Shakespeares von Egon Friedell

Es wäre ein Buch zu schreiben: Das Zeitalter Shakespeares.

Wenn es erlaubt ist, das Zeitalter eines Dichters etwa mit seiner Vegetationszone zu vergleichen, so würde man zunächst die Aufgabe haben, sich zur Bestimmung dieses Vegetationskreises gewisser Charakterpflanzen zu bedienen, nämlich jener Gewächse, die der betreffenden Flora durch ihre besondere Ausbildung ihr eigenartiges Gepräge geben. Das Zeitalter Shakespeares ist — im Großen gerechnet — die Uebergangsscheide vom Mittelalter zur Neuzeit. Es handelt sich aber um Vergangenheit, um Historie; diese Zeit lebt nicht mehr, wir können zu ihrer Bestimmung nur die wenigen Relikte verwenden, die den Wandel der Lebensbedingungen überdauert haben; diese Relikte nennt der Paläontologe Leitfossilien, und sie sind in unserm Falle die Dichter und Denker, denn außer diesen bleibt nichts zurück. Die größten Petrefakte, die uns zur Betrachtung vorliegen, heißen in unserm Falle: Francis Bacon, René Descartes und Blaise Pascal. Jedes Zeitalter hat einen bestimmten großen Konflikt im Mittelpunkt seiner Handlung: der Konflikt dieser Zeit ist der zwischen Glauben und Wissen, und er hat in jedem dieser Drei seine besondere Ausprägung gefunden.

Zunächst in Bacon, der ihn innerlich schon völlig überwunden hatte, und bei dem man nur noch von einem Kampf zwischen seinen eigenen Ansichten und den Anschauungen der Welt reden kann: er sah auf den Geist seiner Zeit herab wie der Lehrer und Erzieher auf die kindlichen Irrtümer und Beschränktheiten seiner Schüler. Für ihn gibt es nur Wissen oder Nichtwissen, und er steht auf der Seite des Wissens: wisdom is power. Bacon ist der erste vollkommene „man of science", den die Neuzeit hervorgebracht hat: exakt, klar, informiert; mit einer großen Leidenschaft für Positives, für Tabellen, Tatsachensammlungen und Versuchsreihen und weit geringerm Interesse für Dinge der Phantasie; immer bereit, die Erscheinungen auf eine Formel zu bringen, und voll Mißtrauen gegen alles, was sich nicht beweisen läßt. Er ist der vornehme, wohlunterrichtete, nüchterne und weitblickende Engländer, Gentleman, Gelehrter und Weltreisender in einer Person, in der einen Hand den Kompaß, in der andern die ‚Times', der Polyhistor und Empirist.

Verwickelter ist der Konflikt schon bei Descartes. Er hat die ganze Philosophie seines Landes revolutioniert und allem den Krieg erklärt, was dem Bewußtsein seiner Zeit als unanfechtbar und heilig galt: dem eingebornen Glauben, den unmittelbaren Eindrücken der Sinne, der durch Tradition und Autorität übermittelten Ueberzeugung, und er läßt nur eine einzige Sicherheit gelten: den Zweifel an allen diesen Kräften. Er war sicherlich einer der größten geistigen Anarchisten. Aber der Mann

des „de omnibus dubito“ hat als Mensch niemals aufgehört, der französische Aristokrat und Sohn der heiligen römischen Kirche zu sein. Er ist immer der geblieben, als der er geboren war: Chevalier René Descartes Seigneur de Perron. Er hat sein Buch über den ‚Kosmos‘, welches, wenn auch nicht auf galileischer, so doch auf heliozentrischer Grundlage ruhte, sofort unterdrückt, als er erfuhr, in welche Differenzen mit der Kirche Galilei durch seine Dialoge gebracht worden war. Es ist keineswegs logische Inkonsequenz oder Mangel an persönlichem Mut, wodurch dieses Doppelverhältnis bestimmt wird, das der Denker zu den Begriffen der Dinge und zu den Dingen selbst einnimmt. Er kannte die Welt und ihre Gesetze zu gut. Er wußte, daß Theorie und Praxis, Denken und Sein zweierlei sind. Man kann das Richtige erkannt haben, ohne seine Verwirklichung auch nur entfernt im Auge zu haben. Jede neue Idee hat erst dann das Recht, in die reale Welt umbildend einzugreifen, wenn die Zeiten sich erfüllt haben. Das Verhalten des Descartes zu den positiven Mächten der Welt war nichts weniger als ein Zeichen geistiger Unfreiheit und Schwäche. Denn die wahre Geistesfreiheit, die nur aus der klarsten Erkenntnis der Dinge hervorgeht, ist auch zugleich die Einsicht in die Macht der Dinge. Wir sehen in Descartes eine neue Form des Helden; an die Stelle der traditionellen Märtyrer des Todes treten die Märtyrer des Lebens, und die Heiligung durch Askese wird nicht mehr in den Klostermauern, sondern mitten im Drängen der Welt gesucht. Der Tod erscheint nicht mehr als Glorifikation des Lebens, und als Held gilt nicht mehr, wer dem Leben entsagt, sondern wer im Leben entsagungsvoll weiterkämpft. In Descartes betritt der Weltmann, der chevalier penseur die Bühne.

Der Größte und Modernste von den Dreien ist aber Pascal. In ihm findet jener Konflikt die tragischste und dramatischste Verkörperung. Quel amas d’incertitude! In ihm sieht man den mittelalterlichen und den neuen Geist wie zwei leibhaftige Mächte miteinander ringen. Für ihn ist der Zweifel Selbstzweck. Nier, douter et croire sont à l’homme ce que le courir est au cheval. Bei ihm stieß eine exzeptionell scharfe Intelligenz und Denkkraft mit einer exzeptionell leidenschaftlichen abgründlichen Religiosität zusammen. Er ist der luzideste Denker, den das Mutterland der clarté hervorgebracht hat, und der feinste Seelenanalytiker der Zeit, neben ihm erscheint Descartes als bloßer Rechenkünstler und Apsycholog; zugleich aber ist er ein hysterischer Religiöser und Gottsucher, ein Theomane. Auch Kant war bis zu einem Grade gläubig, aber dieses gutmütige Geltenlassen gewisser blasser Schuldogmen wird niemand Religiosität nennen. Religiosität als ein ungeheures verzehrendes, vernichtendes Pathos, geschmiedet an eine Logizität des Denkens und einen zerlegenden Forschergeist ersten Ranges: dies war die merkwür-

dige einzigartige Psychose Pascals, ein pittoreskes und spannendes Schauspiel des Geistes, wie es wenige gibt.

Die drei Phänomene, die wir skizziert haben, wären nunmehr in ihrer psychologischen und physiologischen Verschiedenheit hinreichend zu erklären: aus dem spezifischen geistigen und physischen Stoffwechsel, den jeder Einzelne hatte, und dann wäre zu zeigen, daß sie überhaupt die drei Stoffwechseltypen der Zeit waren, daß die ganze damalige Menschheit aus lauter Bacon-Menschen, Descartes-Menschen und Pascal-Menschen bestand, und wie alle Sitten und Gebräuche, alle Reden und Gesten, alle Worte und Taten: das ganze Mienenspiel jener Zeit baconisch, cartesianisch und pascalisch war.

In diesem Buche brauchte der Name Shakespeare nicht ein einziges Mal vorzukommen; und dennoch würde es in jeder Zeile von Shakespeare handeln.

Krieg von Peter Panter

So heißt eine Mappe mit sieben Blättern von Willibald Krain, die bei Orell Füßli in Zürich erschienen ist.

Wenn die literarischen und illustrierenden Künstler, die heute — scheinbar plötzlich erwacht, in Wirklichkeit von der behördlichen Zensur befreit — gegen den Krieg etwas zu sagen haben, das Gleiche mit gleichen Mitteln für ihn sagten, so würde man sich vieles nicht ansehen. Es reizt in den meisten Fällen — wie bei Latzko — nur das Stoffliche und die anständige Gesinnung.

Die Bilder Krains sind vor allem zu loben, weil sie — mitten im Kriege geschaffen —erklären: Jedes Ding hat zwei Seiten. Auch euer Krieg. Nein — er hat nur eine Seite: diese da! Und dann ist sie dargestellt: vom Einfall ausgehend, vom malerischen oder vom literarischen, man fühlt sich — was die Konzeption angeht — etwas an Kubin erinnert. Nur hat Krain keine Visionen gehabt, sondern nur sehr gute Einfälle.

Das erste Blatt, fast das stärkste: ‚Die Kabinette'. Zwischen schwarzen Felsen schiebt sich eine dunkelgraue Menge — aber über ihren Häuptern glühen rote Drähte, gezogen von einem Felsen zum andern. Und unten gehen sie und wissen nicht, was da über ihnen knistert. ‚Gerüchte' heißt das zweite Blatt: in leeren graden Gassen flattern Fledermäuse. ‚Gebet um Sieg'. Sie liegen zu Füßen des Gekreuzigten, aber über ihren Köpfen ist eine große graue Wolke, sodaß sie sein Antlitz nicht sehen: einen grinsenden Antichrist. ‚Blutrausch' heißt das vierte Blatt — ein Löwe in roten Schwaden, das haben wir schon stärker gesehen. ‚Die Frauen' das fünfte — an Grabkreuze gebunden hängen dort die Frauen. Ich halte das Blatt für nicht erschöpfend — die ‚Weltbühne' stritt schon einmal in Antworten und Gegenantworten um die Frage: ist die Frau friedensliebend oder ist

sie nicht nur seine Frau, die Frau des Mannes, des Siegers? Ich möchte, rückständig, wie ich einmal bin, das zweite annehmen. Das siebente Blatt: ‚Sieg' — ein ungeheures Schwert steckt in einem Blutmeer.

Schlagend und kühn ist allein das sechste: ‚Die Fahnen'. Da hängen in einer traulichen Bürgergasse, winklige Häuser stehen darin, Blumen an den Fenstern, und der Himmel ist ausgestirnt — da hängen Fahnenstangen an den Häusern. Aber an den Stöcken baumeln keine Fahnen, sondern nackte tote Körper. Das sind die Gefallenen, die jedes Haus verloren hat. Die sagen: Jede Fahne, die ihr aushängt, bedeutet einen Toten. Das Siegesgeschmetter der Schwadron, die durch das Tor einreitet und Lokalredakteure und Frauen gleichmäßig begeistert — weil die immer bei den Siegern sind — ist ein Totenmarsch, und der Rausch in den Blättern und in den Büchern riecht nach Blut. Das ist die andre Seite. Ehre dem Künstler, der 1916 gegen den Blutstrom schwamm! Unsre deutschen Bürger aber laufen herum, ohne Götzen und ohne Hausgötter, kein Krieg und keine sanktionierte Brutalität mehr, kein Ruhm und keine lobende Erwähnung im Wochenblatt. Humanität? Fortschritt? Völkerbund? Es fehlt ihnen etwas.

Zu diesem Frieden von Johann Jacoby

Im Jahre 1866 — am fünfundzwanzigsten August — sprach Graf Bismarck in der Annexionskommission des Preußischen Abgeordnetenhauses die denkwürdigen Worte: „Greifen wir rasch zu, meine Herren! Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück. Machen Sie es der Regierung nicht zu schwer mit dem Annexionsgesetz; seien wir lieber heißhungrig nach nationaler Einheit und Macht, ohne lange zu streiten, wie das Gesetz serviert werde!" Vier Jahre sind seitdem verflossen, und in dieser kurzen Spanne Zeit haben unsre Nationalliberalen so große Fortschritte gemacht, daß die Schüler fast den Meister übertreffen. Weit entfernt, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, sind sie selbst es, die zu immer neuen Annexionen drängen: so heißhungrig sind sie nach nationaler Einheit und Macht, daß die Regierung ihnen garnicht genug annexionieren kann. Kaum ist von Berlin die Parole ausgegangen, schon sehen wir aller Orten — in der Presse, in Versammlungen, in Adressen — wie ein tausendstimmiger Chor sich erhebt, die Annexion von Elsaß und Lothringen zu verlangen. Vor wenig Tagen noch war es ein Verteidigungskrieg, den wir führten, ein heiliger Kampf für das liebe Vaterland; und heute — wenn man die Zeitungen liest — ist es ein Eroberungskrieg, ein Kampf für die Oberherrschaft der germanischen Rasse in Europa! Ich werde nicht die Frage erörtern, welche Folgen die Annexion haben würde. Sie wissen, unsre Nationalliberalen versprechen sich goldene Berge davon. Was

aber auch diese Herren zugunsten der Annexion sagen mögen, wie immer ihr Nationalheißhunger das „Gericht servieren“ mag — der barste politische Unverstand ist es, zu glauben, aus Unrecht und Gewalttat könne den Völkern irgendein Heil erwachsen. Die Hauptfrage, auf deren Entscheidung allein es hier ankommt, ist die: Hat Preußen oder Deutschland das Recht, Elsaß-Lothringen sich anzueignen? Man sagt uns: Elsaß-Lothringen habe früher zum Deutschen Reich gehört. Durch List und Gewalt hat Frankreich sich dieser Länder bemächtigt. Jetzt, da wir die Franzosen besiegt, ist es nicht mehr als recht und billig, daß wir ihnen die Beute wieder abjagen, das uns geraubte Eigentum wieder zurückfordern. Meine Herren! Lassen Sie sich nicht in Versuchung führen durch schönklingende Worte! Und böte man Ihnen die Reiche der Welt, lassen Sie sich nicht verleiten, den Götzen der Macht anzubeten. Prüfen Sie jene schönklingende Phrase, und Sie werden finden, daß sie nichts weiter ist als eine Bemäntelung des alten barbarischen Kanonenrechts. Elsaß und Lothringen — sagt man — waren deutsches „Eigentum“ und müssen wieder deutsch werden! Wie — fragen wir — hat denn Elsaß-Lothringen keine Bewohner? Oder sind etwa die Bewohner dieser Länder eine willenlose Sache, die man so ohne weiteres in Besitz nehmen, mit der man nach Belieben schalten und walten kann? Sind sie durch den Krieg rechtlos — sind sie Sklaven geworden, über deren Geschick der Sieger willkürlich verfügen darf? Selbst der eifrigste eingefleischte Annexionist räumt ein, daß die Elsaß-Lothringer mit Leib und Seele Franzosen sind und Franzosen bleiben. Und hätten sie sich auch noch so schwer gegen uns vergangen — wider alles menschliche Recht wäre es, wollten wir sie zwangsweise zu Deutschen machen, sie — gegen ihren Willen — Preußen oder einem andern deutschen Staat einverleiben. Meine Herren! Es gibt ein altes deutsches Sprichwort, das — um seiner Wahrheit willen — zu einem allgemeinen Sittengesetz erhoben ist: „Was du nicht willst, daß dir geschieht, das tu auch einem Andern nicht!“ Wie würde es uns, wie unsern Nationalliberalen gefallen, wenn einst ein siegreiches Polen — auf Grund des Kanonenrechts — die Provinzen Posen und Westpreußen zurückfordern und annektieren wollte? Und doch ließen sich ganz dieselben Gründe dafür geltend machen, die man jetzt für eine Annexion von Elsaß und Lothringen vorbringt. Nein, meine Herren, unsre Pflicht ist es, solchen Bestrebungen nationaler Selbstsucht entgegenzutreten. Halten wir fest an den Grundsätzen des Rechts — wie im privaten, so im öffentlichen Leben! Sprechen wir es aus — als unsre tiefinnerste Ueberzeugung —, daß jede Einverleibung fremden Ländergebiets wider den Willen seiner Bewohner eine Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker — und daher ebenso verwerflich und verderblich ist. Unbeirrt durch den Siegestaumel des Augenblicks lassen Sie uns Protest erheben gegen jede Vergewaltigung der Bewohner von Elsaß und Lothringen. Nur wer die Freiheit Andrer achtet, ist selber der Freiheit wert.

Russisches Theater von Alfred Polgar

Der Fremde und der Bauer', ein Dialog von Leo Tolstoi. Der um Gott wissende „Fremde", ein Tolstoi-Apostel, und der im Irrgarten von Pflicht und Recht taumelnde Bauer besprechen Grundfragen. Eine Art Katechismus für schlichten Sinnes Suchende. Eine Fibel des reinen Lebens. Ein ABC der Erlösung auf Erden: durch konsequentes Richtung-Nehmen nach dem evangelischen Licht. Die christliche Elementarlehre Schlüssel zu allen sozialen Rätseln. Ohne Scheu ists ausgesprochen, wo Gehorsam gegen Gott Ungehorsam gegen den Staat bedingt. Es ist kein Ketten-Sprengen in dieser aufrührerischen Zwiesprache, aber eine stille, stetige, von innen her genährte Glut, die Kette und Fessel weich macht, wegschmilzt. In der großen, ruhigen Abwehrgeste alles die Wahrheit Verwirrenden liegt das hinreißend Revolutionäre. Auf der Bühne kommt das heilig-profane Gespräch um seine Wirkung. Auf der Bühne wird gespielt. Theaterschlacke verlagert die Reinheit des Wortes. Pathos des Klangs stört das Pathos der Idee. Gegenständliches engt ein, verkleinert. Herr Siebert spricht, im Schloßtheater von Schönbrunn, den Fremden. Er hat einen guten Ton takt- und maßvoller Weihe, volkstümlich-modesten Sehertums. Den Bauer dächte ich mehr Bauer, derber, luftgebeizter, erdhafter, als ihn Herr Straßni, der feine Künstler, darstellt. Auf deutschen Bühnen kommt man, für nieder-Russisches, von dem zerdrückten Nachtasyl-Ton nicht los. Sehr schön die Dekoration (Gütersloh). Weitab vom Ueblichen. Legenden-Schauplatz, Stätte für den Geist des Spiels. Im Gegenständlichen Abkehr vom Gegenständlichen. Enge mit einer Aura von Grenzenlosem. Das ganze Bühnenbild in einer sonderbaren, Gefühl des Zuschauers durchsickernden Märchenfarbe, einem Mittel aus Morgenröte und Abend-Dämmer.

‚Von ihm alle Tugenden', Lustspiel in zwei Akten von Leo Tolstoi. In der Brust des Landstreichers, eines déraciné, der nun mit Luftwurzeln, skurril beflissen, nach einem Halt ins Leere tastet, lebt eine edle und eine Strolch-Seele. Diese präpariert der Schnaps heraus. Aber daß der Mensch gut ist, wird auch offenbar. Um den Vaganten — eine heiter-rührende Figur, in Farben des närrischen Lebens opalisierend — russische Menschen, brutal, weich, kindhaft, dumm, pfiffig, angeweht vom Hauch eines besondern russischen Gottes und Dämons. Sehr fein Herr Rhomberg als Strotter, als liebenswürdigster Filou, aus Schwäche schlecht. Eine von Schnaps und Elend durchgewetzte brave Haut, mit revolutionärem Zeug buntscheckig geflickt. Meisterlich, wie Rhomberg damit flunkert, wie er Sehnsucht nach dem bessern Menschen durchschimmern, Trauer und Humor einer ihrer selbst bewußten Verkommenheit flackern läßt.

Frau Senders hat eine fabelhafte Maske. Sie sieht aus wie Li-Hung-Tschang im Negligee.

‚Die Spieler', ein langer Akt von Gogol, endlos wie die Steppe. Ich möchte gerne sagen, daß sich in dieser Burleske des ‚Toten-Seelen'-Dichters irgendwas grausam spiegle, daß in dieser einander überlumpenden Lumpen-Gesellschaft irgendwas gegeißelt werde; oder so. Aber es geht beim besten Willen nicht. Für eine Spitzbuben-Komödie ist der Akt viel zu wenig kurzweilig, für eine Satire viel zu gewaltsam und plump-mechanisch, für eine blanke Farce, viel zu arm an Geist und Laune. Auch hier der beste: Herr Rhomberg, ungestüm erlustigend. Herr Gimnig spielt einen falschen Biedermann so geschickt, daß man der eignen Empfindung mißtraut, wenn sie aus der Biedermeierei einen Tropfen von Süßlichkeit und Schleimigkeit heraus schmecken will. Von Gogol: Andres läßt sich zum Lob des Stückes, das wie eine einzige breite Grimasse über die Szene zieht, nicht sagen. Den metaphysischen Letzt- und Tiefst-Sinn der Sache und ihrer mäßigen Wiedergabe werden erst die nächsten ‚Blätter des Burgtheaters' offenbaren.

Berlinische Xenien von Hans H. von Twardowski

Johannes R. Becher

Du möchtest wirken? He! Europarufer?
Als Führer, der die heil'gen Scharen sammelt?
Du selbst verlassen und allein am Ufer.
Wie kann man wirken, wenn man stammelt?

Herwarth Walden

Trotz aller wilden und wüsten Allüren —
Der Oberlehrer ist stets zu spüren!
Er brüllt — doch beißt er nicht — zum Glücke!
Die Löwenmähne ist eine Perücke.
Hieß' er nicht Walden, dann vielleicht Meyer.
Gott sei mit ihm und dem Lothar Schreyer
Und auch mit Blümner, dem trefflichen Manne —
Sie machen ‚Sturm' in der Badewanne.

Clara Viebig

Speck und Bohnen und Sauerkohl —
Das kann sie machen, da ist ihr wohl!
Weniger gut dagegen geraten
Ihr Kaviar und Flamingobraten.

Ludwig Ganghofer

Er plattlert Schuh mit derben Sehnen.
Er jodelt die süßesten Kantilenen.
Auf der Alm gibts ka Sünd, und das Scheiden tut weh —
Das ist das Gamsbart-A-B-C.

Rundschau

Wasch mir den Pelz ...

Die Revolution hat das, was morsch und veraltet war, wie ein Sturmwind hinweggefegt." „Eine neue Zeit ist angebrochen!" Das heißt natürlich nicht, daß die „Eigenart der Bundesstaaten", das „historisch Gewordene in der Folge unbeachtet bleiben" soll.

„Die Herrschaft des Militarismus ist ein für alle Mal dahin, der Militarismus ist tot auf Nimmerwiedersehn!" Das heißt natürlich nicht, „daß der Belagerungszustand und die Militärgerichtsbarkeit überstürzt aufgehoben werden" könnten.

„Von den am Kriege Schuldigen wird das Volk" — wenn ich „das Volk" höre, muß ich immer lächeln — „dereinst furchtbare Rechenschaft fordern!" Das heißt natürlich nicht, daß die Führer aus großer Zeit nicht an ihren Memoirenwerken sollten verdienen dürfen. (Aber über den Verdienst wird man Rechenschaft fordern!)

„Es wird ein Staatsgerichtshof eingerichtet werden" — wenn ich „es wird werden" höre, freue ich mich immer —, „der die Schuldigen aburteilen wird." Das heißt natürlich nicht, daß der für schuldig Befundene geköpft, gerädert, gevierteilt wird; vielmehr „wird es genügen, die moralische Verantwortlichkeit festgestellt zu wissen".

„An unserm Zusammenbruch ist nur die übermütige, keinen Widerspruch duldende Politik der Militärkamarilla schuld!" Das heißt natürlich nicht, daß Denen, „die das Volk zu so herrlichen Siegen geführt haben", nicht der „unauslöschliche Dank des Vaterlandes gebühren" sollte.

„In die innern Verhältnisse andrer Völker mischen wir uns nicht ein!" Das heißt natürlich nicht, daß es „deutschen Freiwilligen verwehrt werden könnte, in die Baltische Landeswehr einzutreten".

„Die Zwangsorganisationen der Kriegswirtschaft werden, soweit angängig, tunlichst bald aufgehoben werden." Das heißt natürlich nicht, daß „für die Folge der freie Handel wieder voll in seine Rechte eingesetzt werden" könnte.

„Es wird dafür gesorgt werden, daß den Kriegsgewinnlern ihr mühelos auf Kosten der Allgemeinheit errafftes Vermögen restlos wieder abgenommen wird." Das heißt natürlich nicht, daß „durch eine sofortige Entziehung größerer Kapitalien die Finanzkraft und die Unternehmungslust der Industrie und des Handels geschwächt werden dürfen".

„Der Sozialismus marschiert." Das heißt natürlich nicht, daß der (seit Jahrzehnten als das Ziel der Sozialdemokratie gepriesene und versprochene) Sozialismus „in seiner strengen Form von heute auf morgen Wirklichkeit werden könnte. Vielmehr wird nach Maßgabe der vorhandenen Möglichkeiten die Verstaatlichung der dafür reifen Betriebe planmäßig in Angriff genommen werden." (Bestimmt: es wird werden!)

„Die berechtigten Wünsche der Arbeiterschaft zu erfüllen, betrachtet die Regierung als zu ihren vornehmsten Aufgaben gehörig." Das heißt natürlich nicht, daß die Arbeiterschaft über die Führung des Unternehmens mitbestimmen und an den Gewinnen teilnehmen darf; vielmehr wird es „die Aufgabe der dazu berufenen Organisationen sein, einen gerechten Ausgleich zwischen den Interessen der Arbeiterschaft und der Unternehmer herbeizuführen".

„Im neuen Deutschland wird das Recht an die Stelle der Macht treten." Und dieses ist gewißlich wahr! Oder sprechen etwa die Kriegsgerichte nicht ein so vorzügliches Recht, daß jedes Rechtsmittel überflüssig wird?

Ferdinand Nübell

Das politische Plakat

Das Plakat' (Charlottenburg, Kant-Straße 138) gibt im amtlichen Auftrag ein Heftchen heraus: ‚Das politische Plakat'.

Mir liegt ein Brief Paul Zechs an den Herausgeber vor, worin er auseinandersetzt, was er als Chef des Werbedienstes der deutschen Republik alles gewollt und erreicht hat und nicht erreichen konnte. Die Schwierigkeiten und den besten Willen zugegeben: das sind gar keine politischen Plakate.

Wie schon einmal hier in den ‚Antworten' auseinandergesetzt worden ist, wiegelten diese Blätter alle ab und waren mehr oder minder für Geld i. A. angefertigt. So gehts aber nicht.

In dem ganzen sauber ausgestatteten Heft findet sich nicht ein Blatt, aus dem etwa der Haß gegen das alte Regime flammte. Das aber wäre Revolution, das wäre ein politisches Plakat. Sie setzen bieder und brav auseinander, daß man nun arbeiten müsse — und man riecht förmlich den Geheimrat dahinter, der dem Graphiker gesagt hat, was er machen solle. So entsteht nimmermehr etwas Brauchbares und Gescheites.

Und es wirkt auch nicht. Ich persönlich halte die Verwendung Pechsteins und der Expressionisten zur Plakatverfertigung für einen Mißgriff — denn die Augen der Massen sind gar nicht erzogen, so zu sehen, und so einfach ist das schließlich nicht, aus einem Wirrwarr des Malers Richter sich erst den Mann herauszuklauben, der inmitten roter Fahnen auf ein paar umständlich formulierte Abstrakte deutet: „Drei Worte: Ungestörte Demobilmachung, Aufbau der Republik, Frieden." Abgesehen davon, daß es Friede heißt: ehe man das begriffen hat, ist der Mond schon auf die Erde gefallen.

Das sitzt nicht. Das haut nicht. Das peitscht nicht. Und kann es das denn, wenn die Ueberzeugung fehlt?

Und wenn selbst die Ueberzeugung da wäre, wo sollte man sie denn plakatieren? Und hier kommen wir auf ein außerordentlich bedenkliches Gebiet.

Ich halte es für selbstverständlich, daß Firmen, die ein Monopol haben, keine Zensur ausüben dürfen. Sie wird aber — stillschweigend — ausgeübt. Das geht nicht und darf nicht sein. Es darf Keiner, der im freien Handel tätig ist — zum Beispiel: ein Buchhändler — gezwungen sein, dieses oder jenes Werk zu vertreiben: es darf aber auch Keiner, der allein an bestimmten Stellen verkaufen darf, zensieren. Wir haben immer noch nicht begriffen, daß Litfaßsäulen und Bahnhofsbuchhandlungen dem öffentlichen Leben gehören, Allen gehören, und daß die Regierung klug und weitherzig genug sein sollte, auch ihren Feinden eine öffentliche Propaganda nicht zu verwehren, die im geheimen weit wirksamer, also gefährlicher ist.

Ich glaube aber, daß es diese Widerstände aus Gummi nicht allein waren, die das politische Plakat bisher in Deutschland garnicht aufkommen ließen und uns an seiner Statt zahme Fibelsprüche, übers Bett zu hängen, bescherten.

Uns fehlt der volkstümliche Zeichner, der hassen kann und sie

alle mitreißt: den Droschenkutscher und den Obstverkäufer und den Eisenbahner und den geworbenen Soldaten und Alle. Bei den Antibolschewisten drängen sich die Meister des Kitsches und erreichen nichts. Was müßte Einer bewirken, der die Sprache des Volkes auf seinen Blättern spricht und dann noch seiner oppositionellen Ueberzeugung Form verliehe!

Daumier! Wo bist du? Aber ach, es meldet sich ein Berliner aus Breslau und zeichnet auch hierfür ein hübsches, gefälliges, nettes Vierfarbenplakat.

Ignaz Wrobel

Die Insel der Diana

Allen gleich mir von lauter großsprecherischen Verkündungs- und Erneuerungsromanen Ausgemergelten rate ich dringend zu dem üppig-straffen Buch von Marta Karlweis: ‚Die Insel der Diana' (bei S. Fischer). Ein Buch endlich wieder, das Fleisch ist durch und durch; das will sagen: nicht Didaktik, Fastenpredigt, Wortepusten — sondern schöne schiere epische Substanz, gleich Muskeln geballt und gespannt. Die Beziehung zweier Menschen, Mann und Frau, die Kräfte sehr verschiedener Art an einander messen; ihr Barometer und Produkt gleichsam jene Adria-Insel, aus Fieberbrodem in Glanz und Reichtum gerettet durch die in Werk abgedrängte, verzweifelte Energie der Frau; ringsher Gerank von hundert und mehr Schicksalen, abenteuerlich verflochten, frappant hingestochen, von knapp umrissenen Gestalten, die sich in stets neuer und pointierter Kombination begegnen. Achse und Struktur des Romans jedoch verschwinden fast unter der tropisch vegetativen Dramatik bunten und doch in metallenen Gelenken glatt und fest sich drehenden Begebens, unter einem Turnieren an sich, das aber schließlich immer wieder klar das Hauptschicksal, die Protagonisten hervortreten läßt. Der Hintergrund schiebt sich oft in den Vordergrund: jenes kosmopolitisch-weitmaschige Gewebe, das wuchernde Myzel oesterreichischen Magnatentums, schillernd im aufregenden Spiel rivalisierender Einflüsse und seelischen Mißbrauchs, in Intrigen eine noch im Faulen brillante Machtkitzelkultur aufschminkend, welk und doch voll geistiger Anmut, ohne Sinn und Gewinn Schicksale umstülpend um einer hilflos ungebundenen Erotik willen. Aber das ist nicht als beobachtungssüchtige Milieuschilderung, nicht als Parfüm gegeben, sondern ist festes, rundes Ereignis, aus sich rollend in lauter vollendet sicher hingesetzten, dramatisch vibrierenden, nie jedoch effektvoll herausplatzenden Szenen, gleich einem glänzend schuppigen, gefährlich riechenden, bös geduckten Tier. Da ist einmal Erzählungsstil, nicht im gesellschaftskritisch Tendenziösen verkümmert, sondern freibewegt in Handlungsfülle; geistreich, ohne zu zerglitzern; in jedem Satz und Auftritt markant, doch nie gerippig; vielfigurig, ohne sich je im Getümmel aufzulösen. Viel Dialog ist freundliches Zeichen, daß nicht wie jetzt meistens Essay den epischen Stil klittert; wortsparende Gespräche voll geheimer Meinung, nicht Stimmung stäubende, schellende Konversation, sondern scharf angespannte Sätze, in denen es lauert, höhnt, sich windet und überwindet, in denen Existenzen knacken und Verhältnisse knirschend zerreißen, in denen es heuchelt, giert und entsagt. Leicht flockendes Wort bekommt da auf einmal das erschreckende Gewicht vorerst noch latenter Geladenheit, jede Rede hat innern Druck, durch

Diplomatenaperçus graut geronnene Furcht. Alles Spiel und Gegenspiel, lauter Drahtzieher ohne Wofür, überragt von dem armen Meister in solchen Künsten, dem Grafen und Bankpräsidenten, einmal Anaphrodit genannt, an dessen geschliffener Verführerbrutalität nichts grausiger ist als die Unschuld. Der ist wie eine steile Verkörperung dieses ganzen Getriebes, das ein einziger Regen von süß glühenden Lebensfrüchten und doch zu Unfruchtbarkeit verdammt ist. In Schalheit und Ekel gehen alle Triumphe über Macht und Schönheit auf, zerschellend an Diana, der unraffinierten, spröden, reinen, hingabefähigen Patronin der Insel.

Zu guter Verschmelzung münden etwa Schnitzler, die beiden Mann und Edschmid in ein Talent von überlegener Sicherheit, Erfindung und speziell dramatischer Kraft. Da ist Transparenz, Raumgefühl, Esprit, Disziplin, Verteilung, Feinheit des Nichtaussprechens, Rhythmus in den stofflichen Quantitäten. Ein Schriftsteller mit sprechenden Mundwinkeln und Pupillen sozusagen. Freilich nur ein Könner. Man möchte diese Gaben in den Dienst von Ideen größerer Tragweite treten sehen, dann könnten sie Leser gestalten, worauf hier verzichtet werden muß. Ein Unterhaltungsroman, fesselnd und erregend, von höchsten Graden der Technik, aber nicht bewegend, ohne Resonanz, arm an Kraft der Bedeutung.

Willi Wolfradt

Barbara Kemp

Die Wahrheit des Wortes von Karl Kraus, daß die Schauspielerin eine „potenzierte Frau“ ist, beweist unter den Bühnenkünstlerinnen von heute am stärksten die Sängerin Barbara Kemp. Der Sitz und der Grund ihrer Kunst ist das Geschlecht: ihm überläßt sie sich hemmungslos. Darin liegt ihre Stärke, zugleich der Gefahrpunkt ihrer Künstlerschaft. Die Tatsache, daß von einer Helena Forti oder der Frankfurterin Emma Holl, die als Gesamterscheinungen beide weniger zu bedeuten haben, mitunter heftigere dramatische Erschütterungen ausgehen, kann nicht geleugnet werden: sie erklärt sich eben daraus, daß bei der Kemp das entfesselte, unersättliche Geschlechtsgefühl die seelischen Kräfte beherrscht. Für Liebe, Haß, Eifersucht, im weitern für Trotz und Mitleid, benachbarte Affekte, die peripherisch im gleichen Kreise liegen, hat sie eine spontane, zeichnerisch bedeutungsvolle Körpersprache wie keine Andre. In der Versinnlichung des größten Erlebnisses: des Todes, wo der Geschlechtstrieb durch den Lebenstrieb abgelöst wird, wirkt sie nicht eigentlich tragisch: Mitleid und Furcht erregend. Denn ihre Bühnenfiguren haben nicht ganz die fortwirkende Fülle eines Bohnen — können sie nicht haben, weil sie bis ins Letzte „stilisiert“, das heißt: theatermäßig zugeschärft, zweckvoll verkürzt oder überssteigert sind. Kraft und Mangel sind hier, wie überall, mit Gesetzeszwang, als welcher für Mozart wie für Beethoven, für Wagner wie für Bruckner, für Strauß wie für Mahler Gültigkeit besitzt, mit einander verknotet. Die Augenblicksgewalt der Kemp ist ohnegleichen; aber darum ist der menschliche Nachhall ihrer Leistungen meist geringer als bei denjenigen Bühnensängerinnen gleicher darstellender Potenz — es gibt deren ein Vierteldutzend in Deutschland —, die ebenso hingegeben, aber geschlechtlich gezügelter sind. Die Kemp rast auf den Brettern ihre Leidenschaft mit schamlosem, einzig durch den Stil ge-

hobenem Furor aus. So spielt sie denn am liebsten und am besten erotisch heiße, gefühlsstarke, ungebrochene Frauen. In der Salome war die gespannte Energie ihres Wesens zu wahrhaft titanischer Hysterie gesteigert. Größe ist überhaupt in allem, was die Künstlerin gibt. Und so verfälscht sie wohl zuweilen, dem Gebot ihrer Natur folgend, manchen lieblichen oder bürgerlichen oder triebhaft unschuldigen Frauentypus ins Dämonische. Carmen, die als Pflanze, als Geschlechtswesen, ja als zierliches Mädchen gesehen sein will, Mérimées Carmen, deren Tragik ihrer Unbewußtheit entspringt, bekommt bei ihr einen Zug ins Riesenhaft-Satanische. Sie wird Straßenhure; ein Raubtier, keine Katze. Aber immer wird bei Barbara Kemp die große Gebärde wahr und glaubhaft durch die Intensität des Ausdrucks, durch die nervöse Unruhe, die dahinter lauert und die etwas typisch Modernes ist. Deswegen und weil die Künstlerin die neue Weiblichkeit, wie sie nun auch in den Gestalten unsrer neuen Operndramatik Form gewinnt, im Blute hat, ist sie die Helferin, die gegebene Mittlerin des Heutigen geworden. Strauß, Schillings, d'Albert, Pfitzner, Schreker, Korngold, Mascagni, Puccini: sie alle fühlt sie mit ihren Nerven. Ihr Stilempfinden ist derartig ausgeprägt, daß sie, wenn sie auf die Szene tritt, die Aura eines Kunstwerks förmlich überträgt. Ihre Aida gleicht einer Sphinx, n der ‚Mona Lisa' scheint sie von einem sinnlichen Geheimnis umhüllt, als Elsa geht sie schwanger von schweren Ahnungen. Wenn sie vor der naturalistischen Darstellungsweise eine lineare Zeichenkunst bevorzugt, so tut sie das keinesfalls mangels schöpferischen Vermögens, sondern aus Veranlagung — schwerlich jedoch in der (richtigen) Erkenntnis, daß es unmöglich ist, jenes Mehr an Zeit, das die Musik beansprucht, mimisch auszufüllen. Die Kemp hat die Unsinnigkeit des Bühnenrealismus im Tondrama instinktmäßig erspürt. Diese moderne Frau verfällt auch nicht in den traditionsgeheiligten Fehler, die Melodie optisch auszudenken, in sklavischer Bindung an die musikalische Phrase, sondern sie beschränkt sich auf sparsame, ornamentale Gesten. Ueber der Ausprägung einer Opernfigurine steht ihr die Einfühlung in das autonome Kunstwerk. Aus Dem, was ihre stilisierende Manier heute persönlich bedeutet, mag sich vielleicht eine verbindliche Form, „Musik zu spielen", herausbilden. Denn die nichtveristische, undramatische, komische, romantische Oper verlangt eine ganz spezifische Ausdrucksart, Loslösung von allzumenschlichen Relationen, Betonung formaler Elemente etwa, rhythmische Akzentsetzung, Reduzierung des plastischen Spiels auf gestufte Bewegungen. Heute, wo die Künstlerin in ihrer Vollkraft, in der Meisterschaft einer hohen Gesangskunst dasteht, wo ihr hochdramatische wie Koloratur-Partien gleichermaßen zugänglich sind, wo sich auf dem Grunde ihres vibranten, etwas scharfen, aber doch sehr fraulichen Soprans, der in allen Tonlagen, in allen Stärkegraden dem leisesten Antrieb gehorcht, so viel Erlebnis abgesetzt hat, muß man für sie jene Rollen beanspruchen, die ihr Gegenwartbewußtsein und ihre Gefühlsintensität bemerkenswert modifizieren würden: Isolde, Kundry, Sieglinde, Elektra, Carlotta in Schrekers ‚Gezeichneten', Tosca, Fidelio, d'Alberts Marta.

Joachim Beck

Antworten

Rechtsanwalt Anton Finkelstein in Leipzig. Ihr Brief ist Balsam fürs zerrissene Ohr. „Daß Herr Schering keinen deutschen Satz schreiben kann, ohne mindestens dreimal sprachlich zu entgleisen, weiß man nicht erst aus dem Stilgestümper seines Rundschreibens an die deutschen Buchhändler. Daß Sie es ihm in Nummer 31 persönlich bescheinigten, freute Jeden, der Strindberg und die deutsche Sprache liebt. Schade nur, daß Sie ihm auch schrieben: ‚Juristisch haben Sie vollkommen recht.' Herr Schering hat nämlich auch juristisch durchaus nicht recht. Er oder vielmehr der Verlag Georg Müller hat in einem Falle (gegen den Verlag von Oesterheld & Co.) in erster Instanz eine ihm günstige einstweilige Verfügung erwirkt: in einem Verfahren, das dem Gegner zur Vorbereitung der Verhandlung eine Frist von vierundzwanzig Stunden ließ. Die Verfügung ist nicht rechtskräftig, der Hauptprozeß noch nicht im Anfangsstadium: und in allen andern Fällen sind die Herren mit den gleichen Anträgen schon in erster Instanz abgewiesen worden (was sie freilich nicht durch Inserate bekanntgeben). Die Rechtslage ist kurz folgende: Die Berner Literatur-Konvention in ihrer ursprünglichen Fassung vom Jahre 1886 bestimmte, daß den einem Verbandslande angehörigen Autoren in den übrigen Ländern bis zum Ablauf von zehn Jahren, von der Veröffentlichung des Originalwerkes an gerechnet, das ausschließliche Recht der Uebersetzung in eine andre Sprache zustehen sollte. In einer Zusatzakte wurde 1896 dieses Recht auf die ganze Dauer des sonstigen Autorschutzes ausgedehnt. Schweden hat bis zum heutigen Tage diese Zusatzakte nicht ratifiziert, muß also die alten Vereinbarungen gegen sich gelten lassen, wie es auch fremde Autoren nach diesen alten Vereinbarungen behandelt. Nach internationalem Recht sind also nur diejenigen Werke Strindbergs heute geschützt, die nach dem ersten Januar 1909 erstmalig erschienen sind. In Betracht kämen nur die letzten Werke des 1912 verstorbenen Dichters, während die Herren Müller und Schering diesen Schutz für Werke fordern, die durchgängig vor jenem Zeitpunkt erschienen sind. Weitergehend wäre der Schutz, den das interne deutsche Recht dem ausländischen Autor gewährt. Nach dem deutschen Urhebergesetz vom neunzehnten Juni 1901 genießt der fremdländische Autor den vollen Schutz des deutschen Gesetzes für jedes seiner Werke, das in Deutschland erscheint, sofern er nicht das Werk selbst oder eine Uebersetzung an einem frühern Tage im Ausland hat erscheinen lassen. Ist das Werk in Deutschland in einer Uebersetzung erschienen, so wird die Uebersetzung dem Originalwerke gleich geachtet. Hat also Strindberg eins seiner Werke zuerst in Deutschland erscheinen lassen, so würde dieses Werk wie das Werk eines Deutschen, also auch gegen eine unbefugte Uebersetzung bis zum Ablaufe von dreißig Jahren nach dem Tode des Dichters geschützt sein. Um den Anschein der Anwendbarkeit dieser Gesetzesbestimmung zu erwecken, hat Herr Schering in jeden Band seiner Ausgabe die Bemerkung eingedruckt, daß diese Ausgabe gleichzeitig mit der schwedischen, also nicht später als diese veranstaltet worden sei. Dies ist natürlich eine ganz einseitige und darum zunächst rechtlich unerhebliche Behauptung. Herr Schering müßte erst einmal beweisen, daß sie auch der Wahrheit entspricht. Es ist im Gegenteil sehr wahrscheinlich, daß der schwedische Dichter in der Regel seine Werke zuerst in Schweden veröffentlicht hat. In den mir bekannten Fällen hat jedenfalls Herr Schering für seine Behauptung keinen Be-

weis zu erbringen vermocht: vielmehr ist in jedem einzelnen Falle das Gegenteil bewiesen, die Unanwendbarkeit der deutschen Schutzbestimmung also dargetan worden." Darauf zur Antwort hab' ich nichts als Freudentränen. Der treue Schering hatte erreicht, daß man Strindberg nicht mehr hören konnte. Wenn die Verleger jetzt für ihn deutsche Sprachkünstler chartern, dann wird er eine zweite Blütenperiode in Deutschland zwar nicht erleben, aber sich ihrer im Grabe freuen.

Hermine P. Sie schicken mir eine Erklärung deutscher Hochschullehrer und Gelehrter, die — es hilft nichts — folgenden Wortlaut hat: „Wir erheben vor Gott und den Menschen, vor dem lebenden und allen kommenden Geschlechtern Einspruch gegen die unerhörte Schmach, welche unsre Feinde unserm Volke antun wollen, indem sie die Auslieferung und Aburteilung des Kaisers und unsrer besten Männer durch ein parteiisches, von Haß und Rachsucht eingesetztes Gericht verlangen. Diese Forderung ist umso schamloser, da sie unter der heuchlerischen Maske der Gerechtigkeit erhoben wird. Wir erklären hiermit feierlich, daß, wenn die Erfüllung dieser Forderung erzwungen werden sollte, wir uns mit vollster Verachtung von den Nationen abwenden, in denen sich die sittlichen Kräfte nicht fanden, dieses verbrecherische Gaukelspiel zu unterdrücken, und daß wir alles daran setzen werden, um diese Gesinnung auf Kinder und Kindeskinder zu vererben und in der deutschen Nation dauernd lebendig zu erhalten." Man muß es dreimal lesen. Als die deutschen Reporter nach der Festnehmung ihres Kollegen Scheuermann die furchtbare Drohung ausstießen, daß sie, wenn er nicht schleunigst freikäme, ihre Tätigkeit einstellen würden: da schien das der Gipfel der Komik. Aber es ist doch noch eine Steigerung, daß der Bierbauch Roethe mit seinesgleichen die Engländer, Franzosen und Amerikaner dadurch in Angst zu jagen hofft, daß er ihnen seine Verachtung bis ins dritte und vierte Geschlecht ankündigt. Man nehme an, daß es ihnen bisher garnicht ernst gewesen wäre, ihre Forderung durchzusetzen: wärs nicht ein Ziel aufs innigste zu wünschen — diese Verachtung der verächtlichsten Schwätzer Deutschlands? Leider hat die Sache auch eine ernste Seite. Was steht von einer Jugend zu hoffen, die solchen Erziehern ausgeliefert ist? Sie haben anno 1914 jene berüchtigte Kundgebung der Dreiundneunzig gebraut; aber sie haben zu den deutschen Greueln geschwiegen. Sie haben in ihrer törichten Kurzsichtigkeit das Abenteuer des Weltkriegs nie überblickt; aber sie haben bei jeder Gelegenheit, umschimmert von der Gloriole ihres Fachs, das Volk immer tiefer hineingetrieben. Sie haben so unerhörte Annexionspläne aufgestellt, daß dagegen Versailles eine blanke Geste der Großmut ist, aber ... Kurz: sie haben sich bis auf die Knochen blamiert. Man sollte nun glauben, daß sie heute, wo eine grimmige Wirklichkeit ihre marktschreierischen Deduktionen zur Genüge lächerlich gemacht hat, beschämt verstummen würden. Aber sie reißen das Maul noch genau so klafterweit auf wie dunnemals und haben den Nachwuchs bereits dahin gebracht, daß ers ihnen nicht mit faulen Aepfeln und Eiern stopft.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Weltverbesserer von Heinrich Ströbel

Seit dem 9. November 1918 ist die Zeit der Weltverbesserer angebrochen. Bis dahin wurde man von ihnen nicht allzuviel gewahr, von den Bodenreformern, Erziehungsreformern, Impfgegnern und andern Steckenpferdreitern. Für die offizielle Religion der Weltverbesserung, den Sozialismus, hatten diese Sektierer nur wenig übrig. Er war ihnen zu einfach, in seinem Gedankenaufbau zu durchsichtig, zu sehr auf die Massenbewegung eingestellt. Auch sagten sie ihm nach, daß er zu mechanistisch und materialistisch sei, nur das Aeußere der Dinge umformen wolle und viel zu wenig Wert auf die seelische Umwandlung der Menschen lege. Da war ihnen der Anarchismus mit seiner starken Wertung der Persönlichkeit und seiner Atomisierung des Staats- und Gesellschaftskörpers viel sympathischer. Der Sozialismus freilich kümmerte sich, in Deutschland wenigstens, um diese Kritik sehr wenig, denn diese Sektierer und Edelanarchisten bedeuteten für das öffentliche Leben nicht das Geringste. Erst mit dem Ausbruch der Revolution änderte sich die Sache. Nicht nur die alte bürokratische Staatsmaschinerie war aus den Fugen gegangen, nicht nur das kapitalistische Wirtschaftssystem schien überlebt und erledigt, sondern auch der Sozialismus war durch die Kriegspolitik der Mehrheitler und das totale Versagen der sozialistischen Internationale schwer diskreditiert. Neue Mächte und Kräfte drängten an die Oberfläche, und jeder harmlose Schwärmer fühlte sich jetzt als Apostel und Menschheitsbeglücker. Nie waren die Chancen dieser Weltverbesserer günstiger gewesen: wer nur eine tüchtige Portion Selbstbewußtsein besaß und über einige Schreib- und Redegewandtheit verfügte, vermochte sich jetzt in den Vordergrund zu drängen und eine Schar von Gläubigen um sich zu sammeln. Wollte es das Unheil, so gerieten diese naiven Revolutionsapostel gar an die Spitze eines Putsches oder in die Regierung einer Räterepublik, wo sie mit ihrem naiven Draufgängertum, ihrer politischen Weltfremdheit und ihren eigentümlichen ökonomischen Theorien schlimmes Unheil anrichteten. Aber auch dort, wo sie ihre Ideen nicht praktizieren, sondern nur propagieren konnten, vermochten sie hier und da schon Verwirrung genug in dieser zerfahrenen und verworrenen Zeit anzustiften. Da es unter diesen Weltverbesserern Leute von großem Scharfsinn, reichen Kenntnissen und unbestreitbarem Persönlichkeitswert gibt, ist es doppelt notwendig, sich mit ihnen und ihren Theorien auseinanderzusetzen. Vielleicht, daß mit Manchem noch eine Verständigung möglich ist, sodaß das Maß von Enthusiasmus und Energie, das jetzt zum Schaden der revolutionären Entwicklung vergeudet wird, noch nutzbringend für den gesellschaftlichen Aufbau verausgabt werden kann.

Einer der klügsten und sympathischsten dieser Weltverbesserer setzte uns kürzlich auseinander, daß der Sozialismus sich mit seiner Methode, die soziale Frage zu lösen, doch wohl auf dem falschen Wege befinde. Der Sozialismus wolle durch Rationalisierung des Wirtschaftsprozesses und Verbesserung der Produktionstechnik die Arbeitszeit möglichst herabsetzen und den Arbeitern zugleich einen möglichst großen Anteil am Arbeitsertrag sichern. Aber damit werde der eigentliche Glückshunger des modernen Proletariats nicht befriedigt. Was den Arbeiter des kapitalistischen Großbetriebs mit ewiger Unzufriedenheit erfülle, sei nicht so sehr die Länge der Arbeitszeit und das karge Einkommen, als vielmehr das Gefühl, nur ein winziges Rad im Getriebe zu sein und niemals die echte Schaffensfreude wirklich produktiver Arbeit zu empfinden. Krapotkin mit seiner Verherrlichung des mittelalterlichen Handwerksfleißes und Kunstgewerbes beweise da entschieden eine feinere Psychologie als die Sozialisten der Marxschen Schule. Auch für die Produktion müsse deshalb die Losung der Decentralisation ausgegeben werden. Nur die Wiederherstellung des Kleinbetriebes, der die Lust am Schaffen neu erwecke, werde das tiefere, seelische Problem lösen, das der sozialen Revolution zugrunde liege.

In unzähligen Varianten hört und liest man jetzt diese Doktrin, die im Grunde doch an die Mittelstandsretterei reaktionärer Zunftschwärmer höchst bedenklich anklingt. Und was man für die Industrie postuliert, fordert man erst recht für die Landwirtschaft. Der Kleinbetrieb, der mit chinesischer Emsigkeit und Peinlichkeit das Stückchen Scholle bearbeite, sei nicht nur die ergiebigste Betriebsart, die das dichteste Volksgewimmel ermögliche, sondern auch die natürlichste, den psychischen Bedürfnissen angemessenste Form der Landwirtschaft. Aber die Schüler Rousseaus und Tolstojs gehen noch viel weiter in leidenschaftlicher Anpreisung des Kleinbetriebs. Er allein stelle die naturgemäße Lebensweise dar, er allein könne die Menschheit vom Fluche einer falschen Kultur befreien. Die ganze moderne civilisatorische Entwicklung habe sich in eine Sackgasse verrannt. Ein besonders verhängnisvoller Irrtum sei der Kult der technischen Vervollkommnung. Diese Technik habe den Menschen in Wirklichkeit zum Sklaven eines unbarmherzigen Mechanismus gemacht. Die Teilung der Arbeit, die Spaltung der Berufe, die Verfeinerung der Genüsse, die ganze vielgepriesene Kultur samt Wissenschaft und Kunst seien nur Krankheitssymptome und Verfallserscheinungen eines von Grund aus falschen Systems. Erst die Vereinfachung der Arbeitsmethode, die Rückkehr zur Natur werde die Menschheit vom Schwindel dieser ganzen Afterkultur erlösen und wieder starke, gesunde Persönlichkeiten schaffen.

Nun, weder Rousseaus Naturevangelium noch Tolstojs moralische Anpreisung der primitiven Lebensweise haben die Entwick-

lung der komplizierten Produktionsformen und Gesellschaftszuständen zu hemmen, ja auch nur zu verlangsamen vermocht. Die einseitige Philosophie dieser Primitivitätsapostel war nur ein Stück nützlicher Gesellschaftskritik, die vor einer Ueberschätzung formaltechnischer Fortschritte warnte und die Selbstzufriedenheit des Kapitalismus und Liberalismus bekämpfte. Aber heute, wo die wirtschaftlichen Folgen des Krieges das ökonomische Gebäude unsrer bisherigen Gesellschaftsordnung so schwer erschüttert haben, kann die Verdammung des Wirtschaftsfortschritts und der maschinellen Technik verhängnisvoll werden. Heute kann die Anpreisung des Primitiven und Urväterlichen den Wiederaufbau unsres Wirtschaftslebens gefährden und einen Rückfall in überwundene Zustände begünstigen helfen. Und das wäre ein großes Unglück.

Sicher ist, daß das Maschinenzeitalter des Kapitalismus nicht das letzte Stadium der Entwicklung sein kann. Denn es schuf zwar für eine dünne Schicht Privilegierter unerhörte Möglichkeiten körperlichen und geistigen Genießens, für die große Masse aber die brutalste Arbeitsversklavung. Alle revolutionären Elemente sind sich denn auch darin einig, daß dies System der Kapitalsherrschaft und der proletarischen Hörigkeit verschwinden muß. Nichts aber wäre schlimmer, als die Rückkehr zu älteren Formen der Wirtschaftstechnik, als die Flucht ins europäische (oder asiatische) Mittelalter mit seiner handwerksmäßigen Form der Gütererzeugung und seiner bäuerlichen Kleinwirtschaft. Krapotkin weiß uns so viel Rühmliches von dem Wirken der mittelalterlichen Zünfte und Gilden zu sagen. Und in der Tat: wenn wir heute so manches prächtige Münster, so manches Rat- oder Zunfthaus bewundern, so staunen wir, wie Gewaltiges der Gemeinschaftswille dieser mittelalterlichen Handwerksmeister und Kleinbürger schuf. Aber unser klarer Blick und die Geschichte haben uns längst auch die Kehrseite sehen gelehrt: die ragenden Dome und prächtigen öffentlichen Gebäude standen im Gewimmel dumpfer, lichtloser Gassen für abergläubische Bewohner, die unserm Menschenideal mindestens ebenso fern sind, wie die geknechteten Fabriksklaven oder die in Luxus und Snobismus entarteten Vertreter der Plutokratie. Der Kleinbürger ist im Grunde nur ein soziales Mißgeschöpf, und nicht minder der Kleinbauer. Nur wer den Bauern nicht kennt, dichtet ihm jene Eigenschaften an, die ihn für unsre Naturapostel zum strahlenden Vertreter wahrsten Menschentums machen.

Schon Jeremias Gotthelf und Karl Immermann wußten lange vor Maupassant sehr genau, wie der Bauer in Wirklichkeit aussieht. Er ist, wie jeder Mensch, ein Produkt seiner Lebensumstände, seiner Arbeitstätigkeit. Und hart, wie der Kampf mit der Scholle, hart, wie die schwielige Faust des Bauern, ist auch sein Gemüt. Keine Schicht hängt mehr am Besitz, identifiziert restloser Besitz und Persönlichkeit, als der Bauer. Keine Men-

schengattung ist mißtrauischer gegen alles Neue, eingekapselter in Traditionen und Bräuche, als der primitive Landbauer. Besitzhochmut, Geiz, Feindseligkeit gegen alles Kulturelle, Verachtung von Wissenschaft und Kunst sind seine hervorstechendsten Eigenschaften. Die Bauernphilosophen und Bauerndichter beweisen nichts gegen die Regel, denn rühmliche Ausnahmen gibts in jeder sozialen Schicht.

Wer uns also von der Herrlichkeit des Handwerks und des Bauerntums vorschwärmt, sollte sich dessen bewußt sein, daß er sich damit auch für kastenmäßige Borniertheit begeistert. Denn engstirnige Zünftlerei und rustikales Barbarentum sind keine Zufallserscheinungen, sondern die natürlichen, unausbleiblichen Ergebnisse der kleinbürgerlichen und bäuerlichen Betriebsweise und Lebensgewohnheiten. Wer solch ein Stück Mittelalter so schön findet, daß er es der Wiederherstellung für würdig hält, mag es gerade heraussagen; aber es geht nicht an, eine so bedenkliche Neu-Romantik, oder, um es präciser auszudrücken, so reaktionäre Tendenzen für revolutionäres Trachten auszugeben.

Wer die Restituierung des Kleinvertriebs in Industrie und Landwirtschaft für das Mittel einer Menschheitsrenaissance hält, die das Echte und Wertvolle unsrer Kultur in schlichten, kraftvollen Persönlichkeiten ausprägen soll, setzt dabei unbewußt Zustände voraus, die erst durch die moderne Technik geschaffen werden konnten. Warum, wird man fragen, sollte der Bauer und Kleinbürger eine mittelalterliche Figur sein? Könnten nicht auch ihm alle Hilfsmittel modernster Wirtschaftstechnik und eines entwickelten Genossenschaftswesens die Arbeit erleichtern und produktiver gestalten, könnten nicht Volkshochschulen und öffentliche Bibliotheken seinen Horizont weiten? Gewiß gibt es solche Möglichkeiten. Aber sie sind nur gegeben, wenn der Großbetrieb und die Wirtschaftstechnik nicht für überwunden und kulturfeindlich erklärt, sondern mit allen Mitteln vervollkommnet werden.

Philosophen und Dichter hat es auch unter anderen, älteren Produktionsformen gegeben, und man kann ernstlich die Frage aufwerfen, ob die Aeschylus und Shakespeare, die Goethe und Schiller nicht mindestens ebenso grandiose Schöpfungen hervorgebracht haben, wie die größten Dichter der „Moderne". Aber die Schicht derer, die damals an der Kultur ihrer genialen Zeitgenossen Anteil genommen, war eine überaus dünne im Vergleich zu der Massenbildung, die uns das Zeitalter unsrer modernen Technik und empirischen Wissenschaft gebracht hat. Die Volksschulpflicht und die zahlreichen höheren Schulen und Universitäten sind das Resultat dieser Technik, die das Gesellschaftsleben und die sozialen Bedürfnisse umwälzte. Man mag sagen, daß die moderne Technik bisher viel zu sehr die Menschen unterjocht habe, statt ihre Dienerin zu sein; aber den Wert dieser Technik selbst — der Eisenbahnen, der Elektrizität, der tausend

Maschinenwunder in Industrie und Landwirtschaft — sollte doch kein Verständiger zu leugnen wagen!

Die Aufgabe der neuen, revolutionären Menschheit ist es darum nicht, auf die wundervollen Erfindungen des Menschengeistes, auf die accumulierte Hirnarbeit all der Generationen zu verzichten und in hochmütiger Verblendung die Kulturarbeit auf einer niederen Stufe von neuem zu beginnen, sondern die moderne Technik und Wissenschaft klug und weitschauend in den Dienst des Menschheitsfortschritts zu stellen. Vor allem auch in den Dienst der Persönlichkeit, die einsichtige Sozialisten so hoch schätzen, wie nur der fanatischste Individualist. Ein tolles Mißverständnis ist es aber, zu glauben, daß die Kultur der Feind der Persönlichkeit sei und Individualitäten nur in der Sphäre der Primitivität gedeihen. Der Kleinbürger und Bauer mögen dem Kultureuropäer, der den Schein für das Sein nimmt, des Contrastes wegen als Originale erscheinen; in Wirklichkeit sind sie die gröbst zugehauenen Typen, die sich denken lassen.

Die wirkliche Persönlichkeit ist das Gegenteil undifferenzierter Primitivität, ist die Vereinigung von Talent und Charakter, ein glückliches Produkt von Philosophie und Lebenserfahrung. Und wenn sich, nach Goethe, ein Charakter nur im Strom der Welt bildet, so bildet das Talent sich in der Stille, in der Nachdenklichkeit freier Stunden. Will man die Masse zu Persönlichkeiten erziehen, so verschaffe man ihr vor allen Dingen freie Zeit zum Lernen, zum Ueberdenken, zur freien Betätigung der geistigen Kräfte. Freie Zeit aber gewinnt die Menschheit durch die Entwicklung der Technik, durch die Anwendung arbeitsparender Maschinen, durch die Einschirrung der Naturkräfte in den Dienst der Gesellschaft.

Die Auffassung, daß der Arbeiter, der sein Handwerk liebevoll zur Kunst entwickelt, mit viel innigerer Anteilnahme an seiner Arbeit hängen wird, als der Teilarbeiter, der eine Maschine bedient, ist unstreitig richtig. Aber so sehr wir auch den künstlerischen Geschmack entwickeln und allen Gerätschaften des täglichen Lebens ein künstlerisches Gepräge geben wollen — der Typus des Kunsthandwerkers ist doch nicht die letzte und höchste Menschengattung, so wenig wie der mit chinesenhafter Emsigkeit seine Scholle bewirtschaftende Kleinbauer. Die körperliche Arbeit soll doch schließlich nicht den Endzweck des menschlichen Daseins bilden, sondern nur die Voraussetzung seiner höchsten Lebensfunktionen. Tolstoj meinte es, an seinem Lebensabend freilich, ehrlich mit seiner Lebensphilosophie. Aber unter den Literaten und Aestheten, die für Tolstojs Lehre schwärmen, würden es im Ernstfalle neunundneunzig von hundert ablehnen, selbst tagaus, tagein zu schmieden, zu zimmern oder den Acker zu pflügen. Und ihr Instinkt, der sich dagegen auflehnte, wäre zuverlässiger als ihre Logik und Psychologie.

Schuldbuch von Ignaz Wrobel

Die Reichskanzlei hat im Auftrage des Reichsministeriums amtliche Urkunden herausgegeben: ‚Vorgeschichte des Waffenstillstands‘ (bei Reimar Hobbing in Berlin). Dieses Buch sollte auf keinem deutschen Familientisch fehlen.

Es gibt zwei Bücher, bei Eugen Diederichs in Jena erschienen: ‚Der Fenriswolf‘ und ‚Das Weltreich und sein Kanzler‘, worin ein namenloser Autor den Versuch gemacht hat, moderne Geschichten aus der Finanzwelt nur durch die Wiedergabe von Aktenstücken, Protokollen, Telegrammen und Briefen zu erzählen. Das geht schließlich auch (obgleich es keine Umwälzung der Epik bedeutet). Aber diese Werke wirken nicht, sind von schläfriger Langsamkeit, gehalten gegen dieses Meisterwerk der Weltgeschichte, gegen eine Kasperliade, die nur deshalb keinen Heiterkeitserfolg haben kann, weil sie mit Blut geschrieben wurde.

*

Die ‚Vorgeschichte des Waffenstillstands‘ ist ein Meisterwerk. Wie plastisch erscheinen alle Gestalten! Wie lebendig sind die Menschen, die Heerführer, die Beamten, der Kaiser, die Staatssekretäre — wie lebendig die Formung der wirbelnden Dinge, die sich hinter der Scheinruhe der trocknen Aktenstücke abrollen! Das alte Gesetz der Kunst hat sich hier einmal erfüllt: leidenschaftlichste Aktivität der Ereignisse, objektive Ruhe der Darstellung.

Bevor ich loslege, will ich zur Sprache bemerken, daß sie abgehackt ist — Protokollstil; dadurch ist genau der Jargon des Potsdamer Gardeoffiziers erreicht. Generäle haben Kram geschmissen — aber leider janze Porzellankiste kaput.

Am vierzehnten August des gottgesegneten Jahres 1918 wetterleuchtete es zum ersten Mal offiziell. Man gesteht es sich zum ersten Mal im internen Kreise ein — anwesend: der Kaiser, der Kronprinz, der Reichskanzler, Hindenburg, Ludendorff, der Staatssekretär des Aeußeren, Generaladjutant, zwei Hofbeamte — man gesteht sich zum ersten Mal ein, daß es nicht so recht klappt. Bis dahin hat man sich wohlig in den Lügen der Militärnachrichtenabteilungen gebadet — jetzt gehts nicht mehr weiter. Es ist dies die einzige Sitzung dieses Buches, in der der Kaiser zu Worte kommt. Man muß sagen: kläglich. Man sieht ordentlich die aufgebürsteten Schnurrbartspitzen. Ganz die Marionette aus Heinrich Manns ‚Untertan‘, der dergleichen nicht hätte bringen dürfen, ohne den Vorwurf der Uebertreibung einzuheimsen. Mehr Ordnung! Besser auskämmen! (Das ist der Ausdruck, dessen sich die Götter bedienten, um anzudeuten, daß man mehr Leute zur Schlachtbank bringen müsse. Die

Deutschen scheinen also so eine Art Läuse gewesen zu sein.) „In Berlin laufen noch eine Menge junger Leute frei herum.“ (Und seine Söhne? Er ist wahrscheinlich der einzige Deutsche, der sechs kräftige Jungens in dienstpflichtigem Alter nebst einem genau so beschaffenen Schwiegersohn kerngesund aus dem Kriege zurückbekommen hat.) Aber auch vom Feind spricht das kaiserliche Ingenium: es würden ihm eine Menge Menschen totgeschlagen. (Der Mann wußte alles.) Dann sagt er auf, was man ihn gelehrt hat: wie schlecht es England ginge und so. Aber immerhin: Notwendigkeit, sich mit dem Feind zu verständigen. Dann, ganz Wilhelm: „Flammende Reden müßten gehalten werden von angesehenen Privatpersonen (Ballin, Heckscher) oder von Staatsmännern.“ Das war es, was der deutsche Kaiser in der Stunde höchster Not seinen Führern zu sagen hatte. Jeder Zoll ein Denkmalstandbild. Und Der hat Deutschland dreißig Jahre lang regiert.

Aber die Andern sind auch nicht ohne. Schon in der ersten Sitzung klingt in Leitmotiven wie in einer Ouvertüre alles an, was nachher das Werk durchbebt: die verlogene Unfähigkeit, die Lage zu erkenen; die Fähigkeit, sie vor sich selbst mit Redensarten zu verschleiern; die kleine Stirn; das große Mundwerk.

An der Spitze Ludendorff.

Grundlegend für die Beurteilung dieses Mannes ist das Telegramm, das der Kaiserliche Legationsrat Lersner am ersten Oktober 1918 an das Auswärtige Amt schickte: „General Ludendorff erklärte mir, daß unser Angebot von Bern aus sofort nach Washington weitergehen müsse. Achtundvierzig Stunden könne die Armee nicht noch warten.“ Vier Jahre sind vergangen; vier Jahre hat er Zeit gehabt. Wie nennt man einen Feldherrn, der für die wichtigste letzte Entscheidung achtundvierzig Stunden Frist gibt?

Das war am ersten Oktober. Schon am zweiten aber läßt er durch seinen Abgesandten, den Major Freiherrn von dem Bussche, den Parteiführern des Reichstags sagen: „Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen und die Entente vor neue Opfer zu stellen.“ Und er selber sagt in der Großen Sitzung vom siebzehnten Oktober: „Wenn die Armee über die nächsten vier Wochen hinüberkommt und es in den Winter geht, so sind wir fein heraus.“ Man macht ihn auf seine damalige Eile aufmerksam. „Es ist auch heute so, daß wir jeden Tag eingedrückt und geschlagen werden können. Vorgestern ist es gut gegangen; es kann auch schlecht gehen.“ So sind seine Antworten; nach dem Wetter gefragt, antwortet er regelmäßig: „Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie es ist.“ Der Hahn krähte etwas viel, und das Wetter änderte sich.

Habt Ihr einmal Quallen in der Hand gehabt? So muß dem armen Prinzen Max zu Mute gewesen sein, als er mit diesem Menschen verhandelte. „Ich habe schon dem Herrn Reichskanzler gesagt, ich halte einen Durchbruch für möglich, aber nicht für wahrscheinlich. Innerlich wahrscheinlich halte ich den Durchbruch nicht. Wenn Sie mich auf mein Gewissen fragen, kann ich nur antworten, ich fürchte ihn nicht." Hatte er ihn zu fürchten? Im Hauptquartier? Aber die politische Leitung, oder was sich so nannte, fürchtete ihn; denn sie besaß wenigstens ein klein wenig Verantwortlichkeitsgefühl für das Land. Der Reichskanzler: „Und wenn er sie erkämpft hat, wird er uns dann nicht noch schlechtere stellen?" General Ludendorff: „Schlechtere gibt es nicht." Der Reichskanzler: „O ja, sie brechen in Deutschland ein und verwüsten das Land." General Ludendorff: „So weit sind wir noch nicht." Wenn ein Gefreiter seinem Feldwebel solche Antworten gab, bekam er — rechtens — einen Anschnauzer, daß ihm Hören und Sehen verging. Aber so unterrichtete der oberste Heerführer den obersten Staatsbeamten. Und blieb straflos.

Was war das nun für ein Mensch? Hatte er Charakter? Und welchen? Auch darüber gibt das unschätzbare Buch Auskunft.

Die Reichsleitung will nach trüben Erfahrungen ihre Entschlüsse nicht auf Ludendorffs Angaben allein stellen und hat die Absicht, auch noch andre Heerführer zu befragen. Ludendorff erfährt dies. „Der General habe in großer Erregung geantwortet, dann würde er sofort seinen Abschied nehmen und mit ihm General Hindenburg." Man nennt das eine Erpressung. Und vielleicht vergleichen die hochpatriotischen Herrschaften von heute einmal dieses Verhalten ihres Abgotts mit dem der Eisenbahner. Ich habe den Eindruck: der General hat sich wesentlich unanständiger benommen. Und blieb straflos.

Was ist das für ein Mensch? Und die Antwort lautet: ein ergrauter Kadett. Sein Jargon, seine Weltanschauung: Kadettenhaus. „Noch im Juni glänzender Eindruck der Bulgaren. Sprachunkenntnis erschwert Eindringen in bulgarische Psyche." Der Protokollführer, gewiß kein Sprachfuturist, hat durch die Abkürzungen den Ton Ludendorffs wundervoll getroffen. Ach! erschwerte nur die Sprachunkenntnis dem General, in die Psyche fremder Völker einzudringen? Ich habe das Gefühl, daß er in die deutsche Seele so wenig eingedrungen ist wie in die bulgarische. Er kannte beide nicht.

Aber vielleicht war er ein großer Feldherr? Der nur den Umständen unterlag? Ganz abgesehen davon, daß ein Feldherr eben dazu da ist, auch über die Umstände zu siegen — so spricht kein Stratege von Format: „Wir müssen das Vieh haben; wo-

her wir es bekommen, darüber kann ich mir nicht den Kopf zerbrechen." Das hat auch Niemand von ihm verlangt — aber so rechnet kein genialer Stratege. Er rechnet nicht mit dem, was er „bekommen muß" — sondern mit der Realität. Aber die war hart, unbequem und gar nicht gedrillt.

Er für sein Teil blieb, was er war: ein Kadett bis zu allerletzt. „Ich kann Ihnen nur meine Ueberzeugung sagen. Die Verantwortung dafür, was ich sage, trage ich und habe sie getragen vier lange schwere Jahre."

Dann zieht ihn jetzt zur Verantwortung! Dann nehmt sie ihm heute ab, die Verantwortung! Er berief sich auf sie, als es nichts kostete — und kniff, als die Gefahr bestand, daß wir ein revolutionäres Deutschland bekamen, floh nach Schweden und kehrte erst zurück, als es hier wieder gut bürgerlich zuging. Er trägt die Verantwortung! Er trägt sie nicht, läuft frei herum und ist straflos geblieben — bis auf den heutigen Tag.

Wer wie Der gewohnt war, mit Menschenleben zu spielen, und schlecht zu spielen — der gehört nicht ins Hotel Adlon. „Die Division hat am achten August völlig versagt. Das war der schwarze Tag in Deutschlands Geschichte. Jetzt schlägt sich dieselbe Division glänzend auf dem Ostufer der Maas. Das ist Stimmungssache. Die Stimmung war damals schlecht. Die Division hatte Grippe, es fehlten ihr Kartoffeln." Die Division hatte Grippe? Die ganze Division? Ich hätt' es in diesem Augenblick nicht sagen können, und wenn es das Wohl meines ganzen Vaterlandes betroffen hätte. Die Division hatte Grippe! Es geht mir durch die Seele, dieses gräßliche: Die Division hatte Grippe! Ein Lebewesen, vieltausendköpfig, angesetzt, verpflegt und zur Ruhe beordert — ein Tier aus Menschenleibern. Und Mütter weinten. Und Ludendorff blieb straflos.

Wie der Herr, so's Gescherr. Sie standen nicht einmal bei den Zivilbehörden in bestem Geruch: „Herr von Lersner telephoniert mir . . . Auf Grund seiner langjährigen Erfahrung im Großen Hauptquartier und seiner über die gegenwärtige militärische Lage gemachten Beobachtungen . . . könne er nur auf das dringendste davor warnen, etwaigen Versprechungen der O.H.L. Glauben zu schenken."

Sie bildeten sich aber ein, ein wichtiger politischer Faktor zu sein, und man nährte sie in diesem Glauben. Wirft man den Arbeitern von heute vor, sie trieben Erpresserpolitik? Nun wohl: diese da verrichteten ihren Dienst nur, wenn sie mitbestimmen durften über Dinge, die sie nichts angingen. Man höre: „. . . Waffenstillstandsbedingungen. Dann folgte die Erklärung, diese seien für das Militär unannehmbar." Wer ist das: das Militär? Hat Ludendorff seine Soldaten befragt? Wird ein Friede mit einem Lande und mit dessen Streitkräften

abgeschlossen? Trieb das Heer Politik? Das Heer durfte keine Politik treiben. Seine Führer mißbrauchten ihre Stellung dazu.

Das Militär hatte zwei Feinde. Einen berufsmäßigen, der lag vorn. Hätte es seine ganze Kraft gegen den verwendet — wer weiß, wie es abgelaufen wäre ... Einen grimmigen und bittern, den Todfeind: der lag hinten und war die Heimat. Das Militär haßte die Heimat. Es hat immer im Kriege — instinktiv einmal richtig — da hinten die große Gefahr gewittert. Da war Unordnung, Auflehnung, Menschlichkeitsgefühle, Allotria, Nebendinge neben dem Kasernenhof — ja, es gab sogar Leute, die den preußischen Offizier nicht recht für voll nahmen. Von Gallwitz: „Ebenso habe oft der Heimatsurlaub schlecht gewirkt. Die Leute seien oft in schlechterer Stimmung aus der Heimat zurückgekommen, als sie dahin gegangen seien. Ungünstig habe sich auch bemerkbar gemacht, daß wir die Presse aller Richtungen ungehindert hätten im Heere verbreiten lassen." Das ist mein Preußen, das Land der Offiziere! Daran erkenn' ich meine Pappenheimer!

O, sie wußten, was sie wollten! Sie wollten für sich und nur für sich! „Dazu ist aber erforderlich, daß auch in der Heimat alles getan wird, um die Stellung und das Ansehen des Offiziers wieder zu heben und jeder verhetzenden Propaganda scharf entgegenzutreten." Er selbst aber, der Offizier, hob sich weniger. Im Gegenteil: er sank immer tiefer. „Bei der Zurücknahme der Front ist es nicht zu vermeiden, daß ein großer Teil Belgiens wieder schwer geschädigt wird. Wenn auch durch schärfste Befehle jede Verwüstung des Landes verboten ist, so sind die aus militärischen Gründen notwendigen Zerstörungen und Härten für die betroffene Bevölkerung nicht zu vermeiden." Sind militärische Zerstörungen überhaupt noch Zerstörungen? Und die Offiziere des 64. Pommerschen Infanterieregiments gingen hin und trösteten die Frauen und Mädchen von Lille, die sittenpolizeilich untersucht und zur Zwangsarbeit geschleppt wurden, und sprachen: „Seht, es ist militärisch notwendig, was wir tun! Freuet euch und jubelt mit uns!"

Die Stimmung! Diese vielzitierte Stimmung! Was mußte nicht alles getan werden, um sie aufrechtzuerhalten! Stimmung gradeeeee — aus! Aber sie wollte nicht. Immer neue Klagen kamen. Die Kerls erdreisteten sich sogar, durch diese Bonzen im Reichstag auf die mangelhafte Verpflegung und auf die Kasinos hinzuweisen. Ludendorff stand auf. Am siebzehnten Oktober 1918. „Daß der Stab sich die Sache besser zubereiten läßt, ist doch zu verstehen — man wird uns nicht zumuten, aus der Feldküche zu essen." Nein — man wird euch nicht zumuten! Den Mut hatte Keiner: die Zivilisten nicht und Ihr auch nicht. Es war eine große Zeit.

Man hatte immer das rechte Wort am rechten Ort. Ludendorff: „Die Flieger der beiden Heere verhalten sich schon jetzt wie 1:3. Trotzdem ist die Ueberlegenheit bei uns." Oberleutnant Kurt Hesse im ‚Marne-Drama des fünfzehnten Juli 1918': „Wir sind die Herren der Luft! — wie oft habe ich das auf Urlaub in der Heimat gehört. Ich möchte nicht Lügen strafen, aber was ist grade hier verschwiegen worden! Ganz selten nur, für Wochen, haben wir tatsächlich die Luftherrschaft gehabt! Meist waren wir völlig unterlegen."

Die Pausen wurden durch die Clowns ausgefüllt. Aber das Schmierentheater barg nicht nur Excentrics edelster Art, sondern auch krumme Intriganten. „Das neue Kabinett soll alle Kräfte des Volks auf breitester nationaler Grundlage zusammenfassen und der Verteidigung des Vaterlandes nutzbar machen. Die auf diese Weise neu gebildete Regierung würde im gegebenen Momente an den Präsidenten Wilson heranzutreten haben ..." Hannemann, geh du voran! Du hast die längern Stiefel an! Eine dünne Maske.

Sie spielten alle Karten aus — nach innen. „Militärische Lage ist stärkstes Druckmittel gegenüber unsinnigen und anspruchsvollen Parteien." Wozu hat man einen kleinen Weltkrieg, wenn man ihn nicht zu benutzen weiß?

Und sie verzichteten sogar, wenns zum Klappen kam, auf Flandern und auf alles — nur noch weiter Krieg führen! Nur dieses herrliche Spiel nicht einstellen, bei dem Orden und Sektflaschen heraussprangen, Gehälter, Ehren und — wer weiß? — auch volle Waggons aus Flandern. Admiral Scheer: „Der Ausfall der beiden U-Boot-Basen in Flandern und im Mittelmeer hat auf unsern U-Boot-Krieg nach meiner Auffassung und der meiner Mitarbeiter keinen Einfluß." Ich besinne mich, dieses Lied schon mal in einer andern Melodie gehört zu haben.

*

Lest dieses Buch! Ihr lernt was fürs Leben! Darin ist alles: das Deutschland, wie es sich zugrunde gerichtet hat, seine Führer, sein Ressortkrieg, sein nervöses Hin und Her, die Kopflosigkeit und die Weltfremdheit seiner Soldaten und Diplomaten.

Die Regierung, die dieses kostbare Material in Händen hat, wertet es nicht voll aus. Warum nicht?

Man wird das Gefühl nicht los, als schone man — entfernte Verwandte. Als sei Noske irgendwie der Fortsetzer von Ludendorffs Tradition. Als schlage man nur deshalb nicht fest zu, weil man selbst beteiligt war, ist und sein wird.

Gott segne sie alle miteinander! Um so mehr wollen wir tun, was sie in berechtigter Scham unterlassen.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXIV.

Georg Heim

Als der liebe Gott einmal bei recht guter Laune war, winkte er einem der kleinen Engel, die zu seinen Füßen herumwimmelten, und hieß ihn, den heiligen Michaelis zu rufen. Das Engelchen strampelte davon. Der Heilige war erschreckt, räusperte rasch ein Stoßgebet herunter und sann in aller Eile nach, was für Sünden er begangen haben konnte, daß der Herr ihn zu so ungewohnter Stunde kommen ließ. Aber so viel er auch nachdachte, er fand keine Sünde. Rasch stülpte er sich von hinten den Heiligenschein auf, strich sich die wallenden Locken hinter die Ohren und trippelte eilfertig zum lieben Gott.

„O Herr, was befiehlst du deinem Knechte?"

„Ich bin heute bei guter Laune und möchte einmal ein besonderes Menschenexemplar erschaffen. Reich mir mal vom besten Ton."

Der heilige Michaelis tat es.

Ehe der liebe Gott aber die Luft einsog, um dem Ton den Lebensodem zu geben, fragte er, einhaltend, den Heiligen: „Ja, wie soll der nun beschaffen sein?"

Der Heilige erwiderte etwas zaghaft: „Katholisch wird er wohl sein müssen."

„Hm."

„Ein Bayer wird er auch sein müssen."

„Hm."

„Ohne einen Bauern wird es schließlich auch nicht gehen."

„Hm."

„Und studieren wirst du ihn, o Herr, auch lassen müssen."

„Hm."

„Und groß und stark und stämmig wirst du ihn auch machen müssen."

„Hm."

„Und schließlich wirst du ihm einen besondern Verstand, einen besondern Willen geben müssen, kurz, ihn so ganz anders machen müssen als die Anderen."

„Hm, na, da bin ich doch neugierig, wie dieser Kerl schließlich aussehen wird. Eins hast du aber doch noch vergessen: Er wird doch nachher auch dem Zentrum angehören wollen."

„Du weißt wohl, o Herr, daß im Zentrum nicht alle so sind, wie sie sein sollen. Du kennst doch des heiligen Vaters Pius bewegliche Klage. Du weißt doch, in welch arge Verlegenheit dich der kleine Windhorst mal gebracht hat, als er sagte:

Da haben wir uns mit Gottes Hilfe mal wieder glücklich durchgeschwindelt."

„Nun ja, aber ohne Zentrum komme ich nun einmal nicht aus."

„Gut."

Und der liebe Gott sog die reine blaue Himmelsluft tief ein, nahm den Tonkloß zur Hand, blies ihm den Lebensodem ein und gleich darauf, am 31. März 1865, strampelte in einem Aschaffenburger Häuschen ein dicker großer Bengel heftig kreischend in der Wiege. Georg Heim hatte das Licht der Welt erblickt. Sein Leben verlief in den ersten Jahren durchaus normal. Er raufte sich mit den Buben und Mädels auf der Straße, hatte eine schlagfertige Schnauze und ließ sich auch in der Schule von Niemandem imponieren. Ein Quadratlulatsch. Er besuchte das humanistische Gymnasium in Aschaffenburg und in Würzburg; studierte daselbst allerhand Philologie und Nationalökonomie und machte in München sein Staatsexamen. Er wurde Pauker, fing als Lehramtsassistent an und wurde wohlbestallter Reallehrer in Ansbach. Zwischenein promovierte er bei der staatswissenschaftlichen Fakultät in München. Bald trieb ihn sein Lebensdrang in die Politik. Mit kaum zweiunddreißig Jahren kam er in den Reichstag und in den bayrischen Landtag. Ein strammer Zentrumsmann, der aber seine eigenen Wege ging. Ein ungewöhnlich begabter Organisator und Redner. Die Bauern rief er auf, begründete die Fichtelgebirgs-Verkaufsgenossenschaft und schließlich, über das ganze Königreich, die landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft bayrischer Bauernvereine. Die bayrischen Bauern, das war sein Heerbann. Er sprach ihre Sprache, und er dachte in ihren alltäglichen Wirtschaftsinteressen. Er wußte, wo sie der Schuh drückte. Er wußte, wo der Bauer empfindlich war: am Geldbeutel und am Eigenwillen gegenüber der bevormundenden Bürokratie. Und er hatte noch eins, was ihn immer wieder obenauf kommen ließ, auch wenn ihn seine Gegner bespuckten und bespien oder mit Dreschflegeln bearbeiteten. er hatte einen gesunden, schlagfertigen Mutterwitz am Leibe, er hatte einen gesunden Menschenverstand, er hatte Ideen und er hatte seinen eigenen Dickschädel.

In der Zentrumsfraktion des Reichstages wurde er bald unbequem: „Er ist ein Querulant, er ist herrschsüchtig, er ist nicht zu überzeugen. Er will mit dem Kopf durch die Wand." Wenn alles fein ausgeklügelt, mit pfiffiger Taktik berechnet ist — er muß ausschlagen und der Fraktion immer neue Unbequemlichkeiten bereiten. Man war schließlich froh, als Heim eines Tages bei Neuwahlen nicht wieder in den Reichstag zurückkehrte und unter seinen Bauern blieb.

Aber das Heimchen am Herd blieb nicht lange still. Es rumorte weiter. Als der Krieg ausbrach und die Kriegswirt-

schaft immer schwerer auf den Landwirten lastete, begehrte er dagegen mit kräftigen Worten auf. Das Berliner System des Herrn von Batocki verdammte er in Grund und Boden: Bürokratenwirtschaft, Schweinewirtschaft. „Seit einem Jahre", sagte er ironisch, „haben wir in Berlin ein Kriegsernährungsamt und sind doch noch nicht verhungert." Und dann bekam der Reichstag und die Regierung eins ausgewischt: „Dank der Schwäche der Reichsregierung konnten sich in Berlin", rief er auf der Hauptversammlung des bayrischen christlichen Bauernvereins aus, „manche Radikalinskis aufblähen wie in Rußland. Statt um die lächerlichen Mätzchen von Verfassungsfragen sollte sich der Reichstag lieber um die Kriegsverdienste kümmern." Und dann dieses ewige Geschrei von der Valuta: „Wir wollen Butta, Butta, aber keine Valuta."

Immer neue Pfeile schnitzte er in der Presse gegen das Kriegsernährungsamt. Herr von Batocki wurde nervös und mit ihm das ganze Amt. Was sollte man gegen ihn machen. Man berief ihn, um ihn schließlich mundtot zu kriegen, in den Beirat des Kriegsernährungsamtes. Hier polterte er eine Zeitlang herum und schied zuguterletzt mit großem Gestank aus. Der König von Bayern, Ludwig der Dritte seligen Angedenkens, ernannte ihn schmunzelnd zum Geheimen Landesoekonomierat.

Der Krieg ging zu Ende. Das Chaos brach über Deutschland herein. Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden ausgeschrieben. Der Herr Geheimrat Doktor Georg Heim wurde im Regierungsbezirk Niederbayern und Oberpfalz von den zitternden Zentrumsmännern, die nach starken volkstümlichen Männern gierig die Hand ausstreckten, auf die Kandidatenliste gesetzt, und die Bauern wählten ihn. Nun saß er wieder mitten drin in der Zentrumsfraktion. Wenn er sprach, bekamen die Schwarzen im Geheimen ein Grauen, denn er redete immer, als wenn er allein auf der Welt wäre. Eine Riesengestalt, quadratisch. Ein Bumskopf auf zwei ganz breiten Schultern. Zurückgestrichenes, gelichtetes, brünettes Haar auf dem Haupte. Ein ungepflegter graumelierter Schnurrbart unter der gewöhnlichen Nase. Ein schwarzumrandeter Hornkneifer über den Augen. Und dieser ganze bayrische Bierkorpus mit einem kräftigen Bauchanbau in einen grauen Anzug von ungeheuren Dimensionen gesteckt. Ein Rock, so lang, daß vier Bezugsscheine dazu vonnöten waren. Beinkleider, so breit und voll, wie für einen Elefanten gearbeitet. Schuhe, so massiv und gewaltig, daß, wo sein Fuß hintritt, kein Gras mehr wächst. Wenn er am Rednerpulte steht, leicht vornübergebeugt, spricht er keineswegs pathetisch. Ruhig und sachlich fließt, in einem leicht bayrischen Dialekt, seine Rede dahin. Nur hin und wieder spritzt irgendeine sarkastische Bemerkung hervor, und wehe, wenn einer einen Zwischenruf macht. Bums, hat er eins drauf. Doktor

Quark von der Sozialdemokratie erlaubt sich ein lispelndes Zwischenwörtchen. „Breit getretner Quark wird nicht stark" ist die Antwort. Und so gehts fort. Das Haus lacht. Wenn Heim spricht, füllen sich rasch die Plätze, und amüsiert hören sie im Parkett zu.

Heim ist bodenständig, ist Agrarier, ist Demokrat, ist Bayer, ist verbissener Partikularist. Für ihn gibt es nur eine Heimat, ein Vaterland, eine Welt: Bayern. Als in Weimar der unitarische Gedanke bei den Verfassungsberatungen und sonstwo sich immer kühner regte, begann er eine partikularistische Maulwurfsarbeit. Im ‚Erbprinzen' versammelte er seine Getreuen, aber das Gros des Zentrums machte nicht mit. Bei den Beratungen der Nationalversammlung über den Friedensvertrag entstand der große Krach im Zentrum. Als die ungeheuerlichen Friedensbedingungen der Entente bekannt wurden, gabs in der Zentrumsfraktion nur die eine Stimme: der Vertrag ist unannehmbar. In tausenden von Versammlungen riefen die Abgeordneten der Zentrumspartei dieses Unannehmbar ins Land. „Ich gehörte nicht zu diesen Abgeordneten", erklärte er später, „ich glaubte nicht an die Kraft und den Willen, und ich habe mich der anbefohlenen Agitation ferngehalten." Sein besonderer Zorn richtete sich gegen Erzberger, gegen „die Regie jenes Mannes", wie er sich ausdrückte, „der im Jahre 1914 nach Ausbruch des Krieges in einer Denkschrift ein wütiges Annexionsprogramm à la Nimmersatt entworfen hatte, im Jahre 1915 noch London mit Schwefel und Feuer vernichtete, im Jahre 1917 Verfasser einer Friedensresolution Wiener Bestellung war, der von sich rühmte, er könne sich in zwei Stunden mit Lloyd George über den Frieden einigen, im Jahre 1918 ein Buch über Weltfrieden und den Völkerbund schrieb, als ob er zeitlebens keinen anderen Standpunkt vertreten hätte, der im Jahre 1918, als Waffenstillstandskommissar durch seine Getreuen das Loblied des bon général catholique (Foch) singen und daran überschwängliche Hoffnungen knüpfen ließ, desselben Mannes, der für die Notwendigkeit der Beteiligung des Zentrums bei der Koalitionsregierung ins Treffen führte, daß der Friede dann viel besser ausfallen würde, was ihm angeblich maßgebende Engländer bedeutet hätten, desselben Mannes, der sich gelegentlich der Einführung des ersten Mai als gesetzlichen Feiertags an hohe kirchliche Stellen mit der Zumutung wandte, diesen Tag zum katholischen Feiertag zu erklären." „Schon vor Wochen", fuhr Heim fort, „hat die feindliche Presse (Temps und Corriere) verkündet, Herr Erzberger habe sich einem französischen Journalisten gegenüber für die unbedingte Unterzeichnung des Friedens ausgesprochen: follies Erzbergères." Und dabei habe Herr Erzberger im Ministerium ebenfalls für das Unannehmbar gestimmt, ebenso wie die Zentrumsminister Bell und

Giesberts, der als Mitglied der Friedensdelegation in Paris gegen die Annahme gestimmt und noch zwei Tage vor der Abstimmung in den Wandelhallen des Nationaltheaters zu Weimar erklärt habe, daß er unter keiner Bedingung dem Frieden zustimme und in keiner Regierung bleibe, die ihn unterzeichne.

Aber schließlich kam doch alles anders. Die erste Abstimmung im Zentrum lautete nicht auf Annahme oder Nichtannahme des Friedens, sondern nur auf Annahme des Friedens unter Bedingungen (Ehrenpunkten). Die Mehrheit entschied sich dafür, den Frieden nur ohne Anerkenntnis des Schuldbekenntnisses und ohne eine Auslieferungsverpflichtung anzunehmen. Die dahingehende Rückfrage der deutschen Regierung wurde in Paris ablehnend beantwortet. Nun war eine neue Situation eingetreten. Der Abgeordnete Gröber, der Führer des Zentrums, sagte am zweiundzwanzigsten Juni: „Unsre Zustimmung zu dem Friedensvertrag findet eine Grenze: diese unübersteigbare Grenze ist die Rücksicht auf die nationale Ehre des deutschen Volkes. Wir weisen die Schmach und Schande der Auslieferung deutscher Angehöriger an ein feindliches Kriegsgericht wegen angeblicher Verfehlungen zurück." Gröber verdeutschte damit die Auffassung der großen Majorität innerhalb der Zentrumspartei. Mehrheitssozialdemokratie und Zentrum brachten nach dem Ausscheiden der Demokratie aus dem Kabinett den gemeinsamen Antrag ein: „Die Nationalversammlung billigt das Verhalten der Regierung in der Frage der Unterzeichnung des Friedensvertrages." Mitten in den Verhandlungen wurde plötzlich dieser Antrag zurückgezogen und folgender anderer Antrag derselben Partei eingebracht: „Die Nationalversammlung ist mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages einverstanden." Dieser Antrag bedeutete etwas ganz anderes und bevollmächtigte die Regierung, ohne jede Einschränkung und auch ohne jeden Vorbehalt, den Vertrag zu unterzeichnen. Die Conditio sine qua non war preisgegeben. Was war geschehen? Der Abgeordnete Cohn von der Unabhängigen Sozialdemokratie war während der Verhandlungen an den Präsidialtisch herangetreten, offenbar in der Absicht, einen Antrag seiner Partei einzureichen. Der Schriftführer, der Zentrumsabgeordnete Pfeiffer, verständigte sofort den Abgeordneten Gröber, und gleich drauf konnte man beobachten, wie zwischen Herrn Schulz von der Mehrheitssozialdemokratie, Herrn Cohn und Herrn Gröber getuschelt wurde. Aus Furcht, daß eine Mehrheit nicht zustande kommen könnte, suchte man sich unter jeder Bedingung die Stimmen der Unabhängigen zu sichern, und so wurde im letzten Augenblick der Antrag im Sinne Oscar Cohns ohne Befragung der Zentrumsabgeordneten und ohne jede Rücksicht auf die vorher gefaßten Beschlüsse geändert. Heim brauste auf, eine Reihe anderer Zentrumsglieder ebenfalls. Im Foyer wurde

die veränderte Lage lebhaft besprochen. Gröber suchte die Sache so zu deuten, als ob sich gar nichts geändert hätte, der Präsident, Herr Fehrenbach, erklärte, von der Rechten gestellt: „Ich finde keinen Unterschied, ich habe auch nichts dazu zu erklären, ob in dieser Beziehung ein Unterschied in den beiden Wortlauten liegt." Heim gestikulierte erregt und sagte zu Gröber: „Da bin ich denn doch anderer Ansicht, und ich habe mich bereits zu Wort gemeldet." Gröber bemerkte kurz: „Sie werden nicht reden, ich habe Schluß der Debatte beantragt." So ward von der eignen Fraktion Herrn Doktor Heim das Wort abgeschnitten. Nun war seines Bleibens in der Fraktion nicht länger. Grollend schied er aus und gründete die Partei Eigenheim.

Der liebe Gott ließ sich abermals den heiligen Michaelis kommen, schüttelte lächelnd den Kopf und sagte, einen nachdenklichen Zug aus der langen Tabakpfeife tuend: „Nun weiß ich, warum du meinen lieben Geheimen Rat Doktor Georg Heim partout nicht in die spanischen Stiefel des Zentrums stecken wolltest. Ja, das Zentrum . . . "

Von der deutschen „Verstocktheit"

von E. J. Gumbel

Die Entente begründet den Frieden von Versailles, indem sie, zum Teil mit Recht, behauptet: „Es ist keine Aenderung der Psyche des deutschen Volkes seit der Revolution eingetreten." Aber dies ist wesentlich durch die jetzige Haltung der Entente mit verursacht worden.

Dem besiegten kaiserlichen Deutschland des fünften Oktober stellt die Entente die denkbar schärfsten Waffenstillstandsbedingungen, hält die Gefangenen zurück, hebt die Hungerblockade nicht auf und besetzt große Teile deutschen Gebiets. Dies ist die natürliche Reaktion auf die deutschen Lügen bei Kriegsausbruch, die unmenschliche Art der Kriegführung, die Verwüstung ganzer Provinzen, die Annexionsversuche, die Versklavung der Polen und Belgier und andres mehr. Dazu kommt noch die Steigerung des Selbstbewußtseins durch das Waffenglück, die „den Sinn der Sieger betört". Aus Mißtrauen hält die Entente dann auch nach der Revolution die ersten Bedingungen aufrecht und begründet dies mit der Notwendigkeit der technischen Kontrolle.

Für jeden Deutschen, der die Revolution mit dem Herzen mitgemacht hatte, war das ein außerordentlich schwerer Schlag. Denn es war die Hoffnung aller geistig Selbständigen in Deutschland, die Entente werde beim Sieg ihr Wort wahrmachen: dieser Krieg gelte nicht dem deutschen Volk, er gelte nur einem innerlich zermürbten Feudalismus, der den Frieden der Welt bedrohte. So aber gab die Entwicklung in diesem Punkte den

Alldeutschen Recht, die für den Fall eines Entente-Sieges das Schlimmste für Deutschland befürchteten. Diese Wirkung verstärkte die deutsche Presse noch, indem sie in irreführender Weise über die Vorgänge bei den Waffenstillstandsverhandlungen berichtete. Sie verheimlichte, zum Beispiel, daß die Auslieferung der fünftausend Waggons tatsächlich nur eine einfache Rückgabe der in Belgien geraubten bedeutete.

Was ist die Folge? Die Mehrzahl der Deutschen muß der Opposition mißtrauen, die ihnen die Sache der Entente als gerecht dargestellt und einen deutschen Sieg als ein Unglück für die Welt betrachtet hatte. Die natürliche Konsequenz ist eine innerliche Stärkung der Alldeutschen und eine faktische Stärkung der Mehrheitssozialisten, die „es ja immer gesagt haben". Dann hat die Entente nichts getan, um die ehrlichen Kämpfer auf der andern Seite, wie Eisner, zu unterstützen. Dadurch hat sie die Reaktion bei uns gestärkt und so selbst dazu beigetragen, daß nach der Revolution in Deutschland vielfach die alten Leute an der Spitze blieben. Sie hat also grade Das herbeigeführt, was sie uns so sehr vorwirft.

Dies hängt auch damit zusammen, daß die Revolution viele geistigen Revolutionäre, die von der Schuldfrage ausgingen, aus innerpolitischen Gründen beiseite geschoben hat, weil sie sich nicht dem sozialistischen Parteiprogramm verschrieben. Diese Stärkung der Mehrheitssozialisten und die infolge des Hungers notwendige Opposition gegen die Waffenstillstandsbedingungen führte dazu, daß die Waffenstillstandskommission, getragen vom Vertrauen des deutschen Volkes, einen Protest nach dem andern losließ, auch wo er unberechtigt war, Zetermordio schrie, zugestandene Bedingungen nicht hielt, also Das, was die Entente eine Politik der Lüge nennen muß, fortsetzte. Freilich kein Wunder in einem Lande, wo fünfhunderttausend Menschen infolge Unterernährung zugrunde gegangen sind, wo alle Rohstoffe fehlen, wo jeden Tag eine andre wichtige Berufsgruppe streikt, wo Provinzen selbständige Politik treiben, und wo somit einfach die Möglichkeit fehlt, die auferlegten Bedingungen einzuhalten. Dies verstärkt die Entente durch ihre Mißtrauenspolitik. Denn diese unterstützt die Spartacisten, die im heutigen Vorgehen der Entente eine Bestätigung ihres Axioms finden, daß alle bürgerlichen Regierungen gleich verwerflich sind.

Die durch das Mißtrauen der Entente herbeigeführte Haltung Deutschlands schwächte dann wieder die Position der ehrlichen Freunde des Völkerbundes auf der Ententeseite und stärkte deren Gewaltpolitiker. So siegte auf der Ententeseite die Gruppe, die die jetzige deutsche Regierung und insbesondere die Mehrheitssozialisten, diese Helfer der Imperialisten, als Träger eines neuen Imperialismus auffaßt und die jetzige deutsche Politik als Fortsetzung der alten Lügenpolitik betrachtet. Die

Entente beantwortete daher die deutschen Proteste mit neuen Verschärfungen der Waffenstillstandsbedingungen. Dies rechtfertigte in den Augen der Deutschen wieder die Politik der Mehrheitssozialisten, und so trieben Verschärfung der Waffenstillstandsbedingungen einerseits und Anwachsen eines neuen deutschen Chauvinismus andrerseits sich gegenseitig in die Höhe, zum Leiden des deutschen Volkes und zur Diskreditierung des Vertrauens in die Gerechtigkeit der Ententesache und damit des Völkerbundes.

Zuletzt haben dann noch die großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, unter denen die Entente, insbesondere Frankreich, zu leiden hat, dazu beigetragen, den Imperialisten von drüben den Sieg zu verschaffen. Die Friedensbedingungen verzerren den Völkerbund zur Karikatur; die Vierzehn Punkte, die Grundlage der Verhandlungen, sind nicht eingehalten; verschleierte Annexionen machen das Selbstbestimmungsrecht illusorisch; der deutsche Außenhandel und die Industrie, die einzigen Mittel, dem verhungernden Volke Nahrung zu schaffen, werden vernichtet; das ganze Volk wird an eine einzige Sklavenkette gespannt.

Diese Kriegspolitik der Entente von 1919 gegen das unterworfene Deutschland ist, ganz abgesehen von tausend andern wichtigen Bedenken, schon deswegen so bedauerlich, weil sie selbst bei Denjenigen, die die Tatsache der deutschen Schuld erkannt haben, Zweifel an der Gerechtigkeit der Entente-Sache von 1914 bis 1918 erwecken muß. Dies aber erschwert uns Deutschen eine der wichtigsten Aufgaben: die Aufklärung über die Schuldfrage und die Forderung der Bestrafung der Schuldigen und macht damit eine der Voraussetzungen einer wirklichen Verständigung illusorisch.

Darüber hinaus macht grade die Schärfe der Bedingungen, die Deutschland viel mehr an wirtschaftlicher Produktivität rauben, als sie der Entente an Verlust ersetzen, es Deutschland völlig unmöglich, an der wahrhaften Wiedergutmachung mitzuarbeiten, die nur in der freiwilligen Zusammenarbeit aller Völker am Bau einer neuen Welt bestehen kann.

Die Zukunft des Journalismus

von Hans Landsberg

Die jungen werdenden Künstler unsrer Akademien haben jüngsthin stürmisch nach einer mehr handwerklichen Ausbildung verlangt. Sie wollen festen Lohn haben. Das sicherste Mittel, um nicht jeder neuen Richtung, die die Idee über die plastische Wiedergabe der Erscheinungswelt stellt, wehrlos zu erliegen. Wenn die Kunst wieder zum Handwerk wird, zum künstlerisch beseelten Handwerk, so kann sie allein jene breite

Volkstümlichkeit erlangen, die sie schon einmal in der Epoche eines Dürer und Peter Vischer gehabt hat. So erreichen wir wenigstens auf diesem Gebiet eine Ueberwindung des Spezialistentums und jene durchaus notwendige Vereinheitlichung der Kultur, die als das eigentliche Streben unsrer unmittelbaren Gegenwart anzusprechen sind. Die wirklich „große Zeit“ liegt vor uns, nicht hinter uns, sobald wir uns auf unsre Jugend verlassen dürfen und in unsrer Volkskultur zu einer bessern seelischen und geistigen Einheit gelangen.

Umgekehrt muß der Journalismus, will er überhaupt wieder etwas bedeuten und sich aus seiner gefährlichen Erstarrung befreien, will er sich auf stärkere Werte einstellen als Aufregung, Sensation, Parteigezänk, geistige Inzucht und Eitelkeit des Gedrucktseins — umgekehrt muß diese tief in Mißkredit geratene Zeitungstätigkeit wieder zur Kunst werden. Der Journalismus hatte eine Zeitlang allzu nahe Beziehungen zur Wissenschaft und gelahrten Bildung, und noch heute ist manche Zeitung stolz darauf, Ordentliche Professoren, Wirkliche Geheimräte, wenn nicht gar Exzellenzen zu ihren Mitarbeitern zu zählen. Mit den eigentlichen Aufgaben des Journalismus haben aber diese Ausarbeitungen einer tiefgründigen wissenschaftlichen Methodik nichts zu tun. Kunst ist der Journalismus deshalb, weil hier alles aus dem Gefühl und Erlebnis, aus der persönlichen Aneignung der Materie entspringt und sich in einer gewählten, einprägsamen Form geben muß. Genau so, wie die Politik Kunst und nicht methodische Wissenschaft ist, die Kunst der Einfühlung in den seelischen Entwicklungsgang fremder Völker, die man mit den nationalen Bedürfnissen und Strebungen in Einklang zu bringen hat.

Es wäre gleichwohl nicht schwer zu beweisen, daß heute der ganze sachliche Aufbau der Zeitung die künstlerische Entwicklung des Journalisten systematisch unterbindet. Von einer gegenseitigen Anpassung ist keine Rede, denn fast alle Opfer müssen von der Person gebracht werden. Nirgends treten die Schäden eines vorurteilslosen Kapitalismus so scharf zu Tage wie bei den großen Zeitungsunternehmungen. Greifen wir ein paar eklatante Fälle heraus. Der Journalist will gegen die Schäden im Börsenwesen, gegen die Bodenspekulation, den Alkoholismus, den Rennbetrieb zu Felde ziehen und sogar nur Ueberzeugungen Ausdruck geben, die längst Allgemeingut jedes denkenden und urteilenden Menschen geworden sind — welches auf seine Inseratenplantage bedachte Blatt würde ihm seine Spalten öffnen? Als vor ein paar Monaten, mitten in den zersetzenden Wirren der Revolution ein gesinnungstüchtiger Manager ein neues Sechstagerennen auf die Beine brachte, fand sich kein einziges berliner Blatt zum Protest dagegen. Die Journalisten sahen ihre Artikel in den Papierkorb wandern. Unsre großen

Zeitungskonzerne haben sich längst eigne Buchverlage angegliedert und lassen nun unentwegt ihre Bücher von dazu angestellten Schriftstellern in der eignen Presse besprechen, trotzdem das Verfahren doch auf die reinste geistige Prostitution hinausläuft. Die Zeitungen haben fertige Clichés für alle Weltereignisse, und jede frische Ursprünglichkeit eines neuen Talents wird sofort in diesen vorschriftsmäßigen Rahmen eingespannt. Da ist vor allem der Unfug der Aktualität. Alles muß irgendwie in Verbindung mit den Tagesbegebenheiten stehen. Nach dem Gesetz der Verwandtschaft oder der Opposition. Aktuell ist vor allem der frisch Gestorbene; aber zehn Tage nach seinem Tode verkündet uns bereits der überlegene Zeitgeist, daß der Tote aus der Mode gekommen sei. Aktuell ist der Hundertjährige, aktuell ist, wer im Mittelpunkt einer Sensation steht. Wenn ein neuer Raubmord passiert, sind plötzlich wieder alle Raubmorde aktuell. Bei der Hundertjahrfeier von Gottfried Kellers Geburtstag haben wir eben wieder erst die volle Lächerlichkeit dieses Aktualitätsprinzips erlebt. An einem bestimmten Tage wird das Publikum ganz Deutschlands mit Keller-Würdigungen, Keller-Anekdoten, Keller-Briefen bis zur gänzlichen Uebersättigung vollgestopft, und kein Mensch denkt daran, ein wenig richtiger zu dosieren. Es ist doch klar, daß es nicht grade die berufenen Schriftsteller sind, die solche Gelegenheitsarbeiten verüben. Umso trauriger, daß auch tüchtige Journalisten aus materiellen Gründen zu dieser Maulwurfs- und Begräbnisarbeit gezwungen werden. Meldet sich einer, der wirklich was zu sagen hat, um ein paar Wochen später, so wird er schonungslos abgewiesen.

Ganz ähnliches ließe sich von den Umfragen, von den Interviews, den Ostereiern, Pfingstbetrachtungen und tausend andern Nettigkeiten sagen. Aber noch viel wurmstichiger als das Feuilleton ist der politische Teil, weil hier nicht einmal versucht wird, das Volk politisch und wirtschaftlich aufzuklären, sondern immer wieder alle Fechterkünste des öden Parteigetriebes gegen den politischen Gegner und den Konkurrenten aufgewendet werden.

Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der Presse das nötige Verständnis für ihre eigentlichen Aufgaben fehlt. Während auf allen anderen geistigen Gebieten Kritik geübt wird, in erster Reihe in der Presse selbst, verschließt sich die Zeitung energisch gegen jedes noch so maßvolle Urteil ihrer Leistungen. Das muß anders werden, schon deshalb, weil das Ausland hauptsächlich durch die Schuld unsrer Presse, nicht etwa bloß durch die Fehler unsrer Diplomatie so unzureichend über die wirklichen deutschen Verhältnisse orientiert ist. Man hat bei uns noch garnicht das Verständnis für das gänzlich chaotische Bild, das der Ausländer, ja selbst der Deutsche im Auslande

aus der Lektüre unsrer Zeitungen gewinnen muß. Also auch hier mehr Selbstzucht!

Wir kommen nur weiter, wenn wir den Schriftsteller, den unbedingt freien Journalisten, den weder eine staatliche noch die viel fatalere redaktionelle Zensur bindet, zum Sprecher und zum Gewissen der Nation machen. Ich glaube, es gehört kein besonderer Mut dazu, heut diese bittern Wahrheiten bei aller Mäßigkeit offen auszusprechen. Wir kämpfen ja nicht für uns, sondern für eine neue Generation, für eine Jugend, die es besser haben soll als wir, und die man nicht länger verfehmen darf, weil ihre Meinungen zufällig der altbackenen Gesinnung eines Herrn X widerspricht.

Der befreite Geist, die selbständige Durchdringung sozialer und kultureller Probleme: das muß der Sinn und das Ziel der Revolution sein. Es ist zugleich der einzige Besitz, den wir haben, und der einzige Weg zur wirklichen Erneuerung unsres Volkes.

Hundstagebuch von Hans Reimann

Der Oberst Eckardt von Wurmb hat ein Buch verfaßt mit dem Titel: ‚Zum Offizier befördert‘. Aktuell ist es nicht mehr, Gott sei Dank; aber im Felde erfreute es sich starker Verbreitung. Zum dauernden Angedenken an die verflossene große Zeit zitiere ich drei Sätze des Herrn Obristen:

„Handschuhe. Beim Einkauf nicht zu billige Handschuhe, dies ist ein großer Fehler; denn billige Handschuhe sehen erstens nicht berühmt aus, und zweitens halten sie auch schlecht.

Kriegervereine. Das gemeinsam vergossene Blut ist ein Kitt, der die Kriegszeit überdauert.

Besuche. Den Helm hat man so lange in der Hand zu halten, bis man zu seinem Ablegen aufgefordert wird; man behält ihn dann trotzdem leicht abwehrend in der Hand.“

*

Was wäre Münchhausen für ein Prachtgenie geworden, wenn er die große Zeit in einem Etappen-Hauptort mitgemacht hätte!

*

Gebranntes Kind scheuts Feuer? Das Gegenteil tut es!

*

Seltsam: Auch das Hungern kann man satt bekommen.

*

Leipzig ist eine Katastrophe.

*

Vaterlandsliebe! Es ist mit ihr ähnlich beschaffen wie mit der Liebe der Mutter zu ihrem Kinde: Jede Mutter hält ihr Kind für das schönste, beste, klügste.

Brief an Schillings von Victor Lehmann

Sehr verehrter Herr Generalmusikdirektor!

Das Personal der ehemals Königlichen Oper zu Berlin hat Sie mit überwältigender Stimmenmehrheit zu seinem Direktor erkoren, und die zuständigen Ministerien haben diese Wahl bestätigt. So sei es mir denn verstattet, auszusprechen, welche Hoffnungen und Erwartungen wir an Ihre Ernennung zum Leiter unsrer Staatsoper knüpfen.

Die hatte im letzten Spieljahr eine schwere Krise zu bestehen. Mit dem Umsturz der Novembertage fielen auch hier alle Fesseln der Ordnung und Disziplin, wurden die äußern Verfassungsformen gesprengt, ohne daß eine Erneuerung von innen heraus, eine wirkliche Revolutionierung des Geistes sich vollzogen hätte. Graf Hülsen trat zurück, und ein Angestelltenrat tat sich auf. Seine erste Leistung bestand darin, Georg Dröscher, einen mittelmäßigen Spielwart ältester Schule, zum Direktor zu wählen, und Leo Blech, der seit dreizehn Jahren eine Zierde der berliner Oper, der eine Persönlichkeit und ein Könner ist, aus dem Direktorium zu beseitigen. Weniger eigenwillige Dirigenten von ungleich geringerm Ausmaß ließ man sich nicht ungern gefallen. Richard Strauß, neben Dröscher mit der Leitung der Geschäfte betraut, residierte in Garmisch und in Wien.

Von den vielen Neuheiten, die das Direktorium Strauß-Dröscher bei seinem Amtsantritt verheißen hat, ist auch nicht eine erschienen. Die einzigen Taten, zu denen man sich aufraffte, waren: ein ‚Orpheus', der verunglückte, eine Neueinstudierung des ‚Don Juan' ohne Don Juan, der ‚Zauberflöte' ohne Mozart, ein untauglicher Wiederbelebungsversuch von Méhuls antiquiertem ‚Josef in Aegypten' und eine Wiederaufnahme der viel zu lange entbehrten ‚Königskinder', die seinerzeit abgesetzt wurden, weil der Kaiser erklärt haben soll: ein Königssohn, der auf seine Krone verzichte, sei kein Stoff für ihn — er lasse sich seinen Optimismus nicht rauben.

Die angekündigten Neueinstudierungen des ‚Freischütz' und der ‚Gärtnerin aus Liebe' wurden aus unbekannten Gründen immer wieder abgesagt, die Erstaufführung des ‚Stiers von Olivera' unterblieb, weil das Orchester an dem Auftreten französischer Offiziere im letzten Akt Anstoß nahm. Der Spielplan verödete zusehends. Genau wie unter dem Regime Hülsen erschien der abgenutzte Lückenbüßer ‚Mignon' fast Woche für Woche, während Lortzing, Nicolai, Auber, Marschner und Gluck völlig vernachlässigt wurden. Kalt und lieblos wurden die Opern heruntergespielt — es war, als sei dem Hause mit den Wappen in Logen und Balkon ein Teil seiner Weihe und seines Glanzes genommen worden. Ein paar Stars dienten

dazu, Aufführungen von provinzmäßigem Niveau einen gewissen Anreiz zu verleihen. Michael Bohnen, die stärkste Potenz unter dem Nachwuchs, trat Monate lang nicht auf. Während seiner Abwesenheit war das Fach des Heldenbaritons unbesetzt, und eine erste Koloratursängerin fehlte vollständig. Zur Aushilfe wurden oft in letzter Stunde Gäste herbeigeholt, die sich der Abonnent des charlottenburger Opernunternehmens kaum bieten lassen würde. Die Sänger strichen sich die unbequemen Noten aus ihren Partien heraus, und dem Orchester passierte es, daß mitten in einer Arie abgeklopft und von vorne angefangen werden mußte.

All dies ließ erkennen, daß die Oper aus den Fugen war, daß die „Künstlerräte" einen verheerenden Einfluß ausübten, daß jede zielbewußte Leitung fehlte.

Man wende nicht ein, daß der rapide Niedergang der Staatsoper auf die Unsicherheit der allgemeinen Lage zurückzuführen sei und aufhören werde, sobald die politischen Verhältnisse sich geklärt haben werden. Im Gegenteil. Sowie die ersten Ozeandampfer verkehren werden, ist mit einer Massenabwanderung aller Größen des Ensembles nach Amerika zu rechnen, wo zwanzigfache Einnahmen winken. Die wertvollen unter den Kapellmeistern werden ihnen folgen, nicht nur aus materiellen Gründen, sondern auch aus Schmerz über den Zusammenbruch ihrer Lebensarbeit und in der Erkenntnis, daß nur eins die Oper vor dem völligen Verfall retten kann, und das ist: die unbeirrbare Entschlossenheit eines einzigen künstlerischen Leiters zu radikalen Reformen. Ein neuer Geist muß in Knobelsdorffs Haus einziehen. Erst wenn die Greise und Greisinnen des Personals pensioniert, die nichts als routinierten Kunstbeamten entlassen und an ihrer Stelle junge Kräfte aufgespürt und gewonnen sein werden: erst dann wird eine Atmosphäre künstlerischer Aktivität entstehen, die den besten unter den Mitgliedern die Zugehörigkeit zum Verbande des Opernhauses erstrebenswert erscheinen lassen und sie mit neuer Liebe zur Sache erfüllen wird.

Unerläßlich erscheint mir eine strenge Scheidung zwischen dem Verwaltungsapparat und der künstlerischen Führung des Instituts. Jener dürfte am besten einem administrativen Leiter zu unterstellen sein, dem die erwählten Vertreter des Personals beratend zur Seite stehen mögen. Seine Aufgabe wird die Erledigung aller Verwaltungsgeschäfte, vielleicht auch die Anbahnung einer Sozialisierung in der Weise sein, daß alle Gehälter unter entsprechender Abstufung auf ein auskömmliches Maß zurückgeführt und Ueberschüsse unter den Mitgliedern gleichmäßig verteilt werden. Denn Ueberschüsse liegen bei einer Einschränkung des Etats, vor allem des Verwaltungsapparats, bei der Einführung von Nachmittagsvorstellungen und Ensemble-

Gastspielen durchaus nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Auch gegen eine Ermäßigung der immer horrender gewordenen Eintrittspreise wäre nichts einzuwenden, sehr viel jedoch gegen die geplante Erhöhung, die einen Besuch der Oper zum Privileg für Kriegs- oder Revolutionsgewinnler machen würde.

Als künstlerischer Direktor werden Sie, Herr Generalmusikdirektor, unumschränkte Freiheit genießen. Ihnen allein wird die Auswahl des Personals und die Zusammensetzung des Spielplans obliegen. Neben dem Solopersonal werden Sie auch den Chor und das Ballett aufzufrischen und zu verjüngen haben. Der Spielplan wird auf eine neue Basis zu stellen sein. Hieß die Dominante bisher: Tannhäuser-Mignon-Tiefland, so wird sie zukünftig: Figaro-Freischütz-Meistersinger zu heißen haben. Außer den Klassikern von Gluck bis Wagner, außer dem ‚Barbier von Bagdad', Verdis ‚Falstaff', Götzens ‚Widerspänstiger', Webers ‚Drei Pintos' in Mahlers Bearbeitung werden alle wertvollen Neuerscheinungen der letzten Jahrzehnte zu spielen sein. Ich nenne vor allen andern: die drei Opern von Franz Schreker, Wolff-Ferraris ‚Neugierige Frauen' und ‚Drei Grobiane', Pfitzners ‚Armen Heinrich' und ‚Palästrina', Künnekes ‚Coeur As', Taubmanns ‚Porzia', Kauns ‚Sappho', Braunfelsens ‚Till Eulenspiegel', Busonis ‚Arlequino' und ‚Turandot', Debussys ‚Pelleas', von Dukas ‚Ariane und Blaubart', Siegels ‚Herrn Dandolo', Kloses ‚Ilsebill' und von älteren Werken den ‚Don Procopio' von Bizet, Wolfs ‚Corregidor', Aubers ‚Ehernes Pferd' und ‚Fra Diavolo', von Berlioz ‚Benvenuto Cellini' und ‚Die Trojaner' und von Smetana den ‚Dalibor' und ‚Die verkaufte Braut'.

Ueber die Frage der Opernregie, die ebenfalls auf eine völlig neue Grundlage zu stellen sein wird, sei heute nur so viel gesagt, daß wir nicht ermüden werden, Ihnen unsre idealen Forderungen zu präsentieren. Wir wollen ein modernes, künstlerisches Programm nicht nur angekündigt, sondern auch verwirklicht sehen. Wir wollen, daß den Spielplan nicht, wie bisher, das Publikum, das heißt: der Kassierer, sondern das künstlerische Gewissen des Direktors bestimmt. Wir wollen, daß über Besetzungsfragen weder Anciennität noch Protektion, sondern einzig die Leistung zu entscheiden hat, und daß anstelle des dumpfen Marasmus eine hingebungsvolle Anspannung aller Kräfte, ein selbstloser Idealismus tritt.

Ihr Name, Herr Generalmusikdirektor, bedeutet ein Programm, dem wir freudig zustimmen. Halten Sie treu zu diesem Programm, brechen Sie die Widerstände, die sich Ihnen in den Weg stellen werden, und Sie werden die berliner Oper einer neuen Blütezeit entgegenführen und der Gefolgschaft aller Guten gewiß sein.

Bittner und Blei von Alfred Polgar

Die unsterbliche Kanzlei' ist eine ,Posse ohne Gesang' in drei Akten von Julius Bittner. Der Verfasser ist mit dem Bauernfeld-Preis stigmatisiert worden. Das also gegen sein Stück erweckte Vorurteil hat sich leider als zutreffend erwiesen. ,Die unsterbliche Kanzlei' will er in einer drollig-allegorischen Welt, die von Raimunds rührendem Farbenkasten die naiven warmen Farben borgt und von Raimunds Phantasie die gemütvollen Zauber-Spassetln — will in dieser allegorischen Welt die Welt der oesterreichischen Beamterei widerspiegeln. Figuren: der Oberstromgott Danubius, Inn, dem Obigen zugeteilt als Halbgott der Neunten Rangklasse, Doktor Mercurius, Infernalkonzipist, Conte Scirocco und Graf Boreaski, Sektionsräte im Jupiterat, Windabteilung, undsoweiter. Der kräftige Duft dieser Art Humors erinnert irgendwie an die mit angestrengtem Witzig-Sein verbundene Transpiration. Grundriß des Spiels: Höllenheizvizedirektor Sulfurius braucht eine Ueberschwemmung in Wien. Der Oberstromgott Danubius soll sie bewirken, der Conte Scirocco den notwendigen Südwind bestellen. Aber eine kleine paprikarote Teufelin, Lilith, mit ihrem Verhältnis, dem Doktor Mercurius, zerstritten, verdirbt die Sache, indem sie den Grafen Boreaski liebeverheißend bestimmt, Nordwind wehen zu lassen, und den Danubius zu einer Nacht im Chambre particulière verführt. Pointe: der alte Hallodri von Oberstromgott, wegen der verpatzten Ueberschwemmung den blauen Brief befürchtend, kriegt einen Orden. Die Figuren erscheinen in phantastischer Possentracht mit den Emblemen ihres Halbgottums; es wird in allen ehemals oesterreichischen Idiomen gesprochen; Schlamperei und Nepotismus, Frauenzimmerwirtschaft und Faulheit, tückisch-höfliche Katzbuckelei, Amtsdienerphlegma, Aktenschmiererei, Fallverschleppung, Habgier, Karrieresucht, Gemütlichkeit, Dummheit. Kurz: ,Die unsterbliche Kanzlei', Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung à la Vienne. Aber der Scherz ist starr wie ein Steckenpferd, die Satire hat Hausmeisterderbheit, die Ironie ist eine bärbeißige Grimasse und die tiefere Bedeutung so seicht, daß selbst das wiener Theaterpublikum ihr augenblicks auf den Grund sieht. Es fehlen mir offenbar völlig die Organe für den Witz dieses Spiels, denn so beklemmend humorlos, schwerfällig, stumpf, so ungenießbar zäh und speckig, wie mir die Sache scheint, kann eine Arbeit, die der kunstnahe Doktor Bittner geschrieben und der kunstverständige Direktor Bernau für seine Bühne erworben hat, kaum sein.

Im Deutschen Volkstheater traf am besten den parodistischen Ton Herr Homma. Er war breit, behaglich, mäßig wurstelhaft, in der Linie der guten wiener Menelaus- und Kalchas-Tradition. Fräulein Lina Woiwode machte

die verführerische Lilith. Sie war feurig wie das Teufelinkostüm, das sie trug, und hätte mit ihrem Temperament vielleicht das Stroh der Komödie in Brand gesetzt, wenn es nicht gar so naß gewesen wäre.

*

‚Logik des Herzens' ist ein Lustspiel in drei Akten von Franz Blei. Gerührt sehen wir: einen unwissenden Toren führt die Einfalt seines liebedurchhellten Herzens richtige Wege, indes die Gescheiten, die Wissenden, tölpisch sich im Irrtum verlaufen. Sehr niedlich, wie der Tepp — weil Amor ihm leuchtet — aus seiner Tepperei, mit Ueberspringung aller Klugheit, direkt zur Weisheit findet. Dieser gesegnete Trottel ist ‚die' Figur im Stück. Er hat Profil und Stimme. Rund um ihn sonst nur tonlose Figürchen. Reifröcke, Schnauzbärte, Perücken, Zofenhäubchen, mit etwas menschlicher Substanz gefüllt.

Eine Komödie im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts, zierlich, steif, voll antiquarischer Schelmerei, behutsam närrisch, in stilgerecht sorgloser Technik, Lauscher hinter Türen, Verkleidung, Mißverständnis, erhorchtes Selbstgespräch, gefundener Brief, sanft blümelig, zart geschnörkelt, manchmal, mit dem Finger an der Stirne, herzig-demonstrativ nachdenklich, manchmal ein derbes Späßchen hinwischend und auf wahrhaft geistreiche Art der Verführung, geistreich zu sein, entgleitend. Gegen ‚Logik des Herzens' scheint die alte brave ‚Minna' eine verwogen-freche Zumutung und Körners ‚Gouvernante' eine zügellose Cochonerie. Niemals, niemals hätte mans gedacht, daß der Doktor Franz Blei, dieser unermüdliche Erspäher längst dagewesener und noch nicht dagewesener literarischer Kühnheiten, dieser raffinierte Koch von Suppen für jeden neuen Schnittlauch, dieser empfindliche Aufnehmer und Abgeber feiner wie schärfster artistischer Reize, daß der Doktor Blei so mild und neckisch dichten könne!

Er hat da eine Komödie geschrieben, deren Wert und Wesen mit dem Wort „artig" voll erschöpft ist. Oder man könnte auch sagen: „Ei potz!"

Das gebrechliche Stück paßt gut in die schönbrunner Spieldose. Es bringt viel junge Leute auf die Bühne: so kann das neueste Burgtheater sich ein wenig austoben. Thimig fils ist erquicklich: des Vaters Humor guckt ihm aus den Augen, aus den Beinen, aus den Ellbogen. Er hat die netteste Art, sich, ungeniert und herzhaft, dem komischen, dem gefühlvollen Augenblick ganz hinzugeben. Vier junge Damen durchflatterten à la papillon die Komödie: sie waren bald da, bald dort und belebten das Spiel sommerlich. Die Heiterkeit der Zuhörer, vom Dichter nur ganz sachte gereizt, wurde von der Regie — abrutschende Perücken, Stolperer, Sprachmarotten — stärker beschworen. So gab es einen ziemlichen Lächelerfolg.

Rundschau

Bilderstürmer

Vor dem Kriege hatte Brüssel eine Sehenswürdigkeit, die keine andre Stadt in Nord- und Nordwesteuropa besaß: ein Ferrer-Denkmal. Bald nach dem Tode des Märtyrers von Monjuich war es errichtet worden, im Herzen der Altstadt, einfach und prunklos. Eine schlichte Bronzefigur auf hohem Sockel. Ein nackter Genius, die Hände zum Himmel emporstreckend. Den Dunkelmännern in Belgien war das Denkmal ein Greuel. Erstens wegen der Nacktheit der Figur. Sittenlosigkeit. Zweitens wegen des Mannes, dessen Andenken es verherrlichen sollte. Gottlosigkeit. Denn Ferrer war ja ein Feind der Kirche gewesen und als solcher gefallen. Dem Kirchengegner vor allem galt das Denkmal. Daß Ferrer auch Antimilitarist und Anarchist gewesen war, hatte für die Errichtung keine Rolle gespielt. Die Klerikalen verwünschten also das Monument in Grund und Boden. Da aber in Belgiens politischem und öffentlichem Leben eine Meinungsfreiheit besteht, an der sich noch heute „das freieste Land der Welt" ein Beispiel nehmen kann, so blieb das Ferrer-Denkmal unbehelligt stehen. Es stünde vermutlich noch heute an seinem Platze, wenn nicht unsre Ruhe-und-Ordnungs-Helden Belgien in der Zwischenzeit mit deutscher Verwaltungskunst beglückt hätten.

Als Von der Goltz-Pascha seligen Angedenkens sich in dem eroberten Brüssel häuslich eingerichtet hatte, begann er das okkupierte Land mit Gesetzen und Verordnungen zu bombardieren. Die legislatorische Tätigkeit der drei Generalgouverneure, die ein besonderes Kapitel verdient, ist dem deutschen Spießbürger bisher nur in Kriegsberichterstatterbriefen und Propagandagelegenheitsschriften als eine Meisterleistung weiser Fürsorge und gesetzgeberischer Vielseitigkeit gerühmt worden. Von der Goltz wollte aber mehr sein als Gesetzgeber und Feldherr. Er wollte Kulturträger sein und sich Sympathien erwerben. Das Ferrer-Denkmal sollte Gelegenheit dazu bieten.

Die ersten zwei Monate der Besetzung verstrichen ohne merklichen Zwischenfall. Dann tauchten plötzlich Gerüchte auf. Das Ferrer-Denkmal sei beschmutzt worden. Sofort erging ein Befehl des General-Gouverneurs: um derartige Vorkommnisse zu verhindern, sei — das Denkmal zu entfernen, denn es bilde eine Gefahr für den Frieden zwischen klerikalen und antiklerikalen Belgiern, und da habe die deutsche Behörde die Pflicht, vorbeugend einzugreifen. So sagte man wenigstens. Und eine von servilen Soldschreibern bediente Presse pries diese Tat salomonischer Weisheit.

Bei näherer Betrachtung sind die Beweggründe des alten Von der Goltz leicht zu entdecken. Er wollte vier Fliegen mit einer Klappe schlagen. Erstens: Das Ferrer-Denkmal galt in gewissen Kreisen als eine Beleidigung für die spanische Regierung. Seine Unterdrückung sollte die deutsche Regierung bei der spanischen in ein gutes Licht setzen. So wenigstens beuteten einige deutsche Zeitungen den Vorfall damals aus. Tatsächlich entfremdete Deutschland sich dadurch die spanischen Fortschrittsparteien noch mehr. Zweitens: Das Denkmal eines Antimilitaristen und Anarchisten mußte unsern Säbelrasslern ganz besonders mißfallen. Waren sie doch nur an den Anblick pickelhaubiger, marschallstabschwingender Schlachtenlenkerstatuen gewöhnt. Ein der-

artiger Schönheitsfehler durfte in der Residenzstadt eines deutschen General-Gouverneurs nicht geduldet werden. Drittens: Ferrer war ein Feind der Kirche gewesen. Zerstörte man sein Denkmal, so gewann man die Stimmen aller Krummstab- und Kuttenträger mit ihrem ganzen Anhang. Bei dem starken Einfluß der Klerikalen in Belgien ein sehr geschickter Schachzug. So meinte man wenigstens. Der Fall des Kardinals Mercier bewies bald darauf, wie man sich verrechnet hatte. Viertens: wie die Beseitigung des Denkmals die belgischen Kirchenfreunde erfreuen sollte, so sollte sie die Antiklerikalen ärgern. Dadurch, daß man eine Beschmutzung des Monuments als Anlaß vorschob, wollte man einen Zankapfel zwischen die Parteien werfen und dann nach dem Grundsatz: Divide et impera! verfahren. Erfolg hatte man freilich auch damit nicht, wenngleich man in den erkauften Zeitungen (journaux embochés nannte der Brüsseler sie) schreiben ließ, der häßliche nackte Mann sei zum Glück für immer aus dem brüsseler Straßenbilde verschwunden.

Ich weiß nicht, ob man seit der Räumung Belgiens durch die deutschen Truppen Zeit und Muße gefunden hat, das Denkmal wieder aufzustellen. Möglicherweise hat man es während der Kriegsjahre zu Heereszwecken eingeschmolzen. Wundern würde michs nicht. Man ersieht aus diesem Falle wieder einmal, daß der Militarismus kein Mittel verschmäht, um seine Ziele zu erreichen. Früher stürmten die Gegner der Kirche die Heiligenbilder. Dem deutschen Militarismus war es vorbehalten, den Spieß umzudrehen. Er stürzte die Bilder der Kirchenfeinde — so ungeschickt freilich, daß er nur eine komische Wirkung erzielte.

Hans Sandwisch

Der Wintergarten

hat ein ganz unterhaltsames August-Programm. Es ist immer noch nicht die alte, gute, erste Klasse: woher sollte die jetzt kommen! Die historischen Sterne leuchten zwar verheißungsvoll in der Zwischenpause auf — aber das ist auch beinah alles.

Ein Bauchredner ist da, der hält seine kleine Puppe auf den Knien und läßt sie ziemlich mäßige Witze produzieren. Da war mal früher einer in Berlin, dessen Püppchen war mit ihm nicht einig, unterbrach ihn ständig und kokettierte ins Publikum. Kniff das eine Auge zu und sagte: „Pst, Sie, Fräulein!" Es sah maßlos unanständig aus, und alles lachte. Dieses hier kann zwar hübsche Grimassen schneiden — eine Puppe, die die Augenbrauen hochzieht, ist schon ganz nett — aber der richtige Charme war nicht da. Den hatte die Humoristin soundso auch nicht — wenn man nicht Claire Waldoffn bekommen kann, muß man sich nicht mit einer schlechten Nachahmerin begnügen. Ueberhaupt die Humoristen! Herr Bernhard ist auch keiner, weil es Liebenswürdigkeit alleine nicht macht — und diese Texte! Die letzte Nummer fiel aus, und Herr Hanussen ist ein mäßiger Hypnotiseur, wie's deren viele gibt . . .

Also wäre nichts zu loben? Oho! Mia und Gerti sind ein paar nette Rollschuhläuferinnen, Maria Rapp von der ehemaligen Kaiserlich Russischen Oper — aber sehr ehemalig! — ein derartig phantastisches Stück Unkultur, daß man den Sturz des Zarismus leicht begreift . . . aber Ferry Corwey riß den ganzen Laden heraus.

Gute Sachen sind nie neu — und alles, was dieser musikalische Clown vortingelte, war alt. Aber es ist so gut, und er macht es so anmutig, daß der Abend seinet-

halben mit einem Plus abschloß. Er tritt auf wie die Königin Elisabeth, angetan mit einem riesigen rotplüschenen Reifrockgewand, aber dann klettert er da heraus, schickt die Krinoline nach Hause, die geht ab — und er stellt sich an einen Tisch und klingelt da mit allerhand Kuhglocken ein hübsches Lied mit Orchesterbegleitung. Das alte Lied: je unauffälliger, anscheinend absichtsloser so eine Handfertigkeit herauskommt, je weniger Aufmerksamkeit der Excentric anscheinend auf seine (schwierigen) Leistungen verwendet, desto spaßhafter ist es. Die folgenden Szenen haben nur den einen Fehler, daß sie von einer leisen kleinen Musik begleitet sein müßten, damit sie noch filmhafter, noch leichter wirkten. Einzelheiten sehr gut: wie er sich mit seiner Kinderpistole viele Teddybären aus Stoff herunterschoß, einem fehlte der Schwanz, Lupe her! und einen neuen Schwanz aus der Luft geknallt, der drei Nummern zu groß ist — ein Schwanz für einen Löwen — und weil man immer eine brennende Kerze bei sich tragen muß, holt er sie aus der Hosentasche, und alles geht sehr fix und amüsant und leicht, und erweckt die Sehnsucht nach den großen Excentrics von Rasse, die so unter dem schweren Leben leiden und sich so sehr über ebendieses lustig machen.

Peter Panter

Antworten

Bund Neues Vaterland. Ihr erlaßt folgenden Aufruf: „Vier Kriegsjahre haben bewiesen, daß im modernen Leben zur Lösung wirtschaftlicher und politischer Konflikte der Appell an die Waffen keine Klärung bringt, sondern im Gegenteil immer schlimmere Verwirrung anstiftet, vor allem aber unersetzliche Menschenleben und ungeheure Kulturgüter vernichtet. Diese Erfahrung gilt für das internationale wie für das nationale Leben. Wir verlangen und brauchen Pazifismus auch in der innern Politik! Wir fordern deshalb alle Menschen, die gutes Willens sind, auf, in gemeinsamer Front mit ganzer Kraft dafür einzutreten, daß die roten und weißen Garden zurückgenommen werden, damit der Bürgerkrieg aufhört, der Deutschland dem völligen Untergang entgegentreibt. Die Soldaten sind nicht dazu da, um politische Fragen zum Austrag zu bringen, sondern lediglich, um als Polizeitruppe zu dienen. Die Regierung und die Terroristen von rechts und links müssen durch die öffentliche Meinung gezwungen werden, den Weg der Verhandlungen zu beschreiten. Fort mit der Gewalt! Wir wollen nicht im Bürgerkrieg verbluten! Wir fordern Verhandlungen!" Wie die letzten Ereignisse in Pommern erwiesen haben, ist solch ein Aufruf sehr nötig. In Pommern hat irgendein General, ohne die Verwaltungsbehörden auch nur zu fragen, den Belagerungszustand verhängt, um seinen Vettern und Onkeln und Schwägern und Brüdern, alswelche wahrscheinlich sämtlich Großgrundbesitzer sind, im Wirtschaftskampf gegen die verachteten Landarbeiter zu helfen. Die Landarbeiter fanden, daß wir nicht mehr unter Dem von Amerongen leben, und proklamierten mit Recht den Generalstreik. Es folgten Verhandlungen. Dabei wurde das Generalkommando von den Verwaltungsbehörden als gleichberechtigter Faktor betrachtet. Man verhandelte gradezu mit den Vertretern einer Gewalt, die sich wieder selbständig gemacht hatte. Das Schwert schlug — wie so oft in Preußen — ohne den Arm der Ge-

rechtigkeit. Das ist zwar ein anatomisches Wunder; aber erklärlich aus der engen Versipptheit zwischen Armee und Agrariern. Gewalt auch hier. Gewalt überall. Wollt Ihr den Pazifismus im Innern, so beseitigt vor allem die Autokratie des Militärs, das nicht wartet, bis man es braucht und holt, sondern, wie der Ochs im Porzellanladen, das Geschirr zertrampelt, aber seinesteils die Verwaltungsbehörden erst dann alarmiert, wenn der ganze Ausschank brennt. Friede auf Erden, und ohne die Generalkommandos den Menschen ein Wohlgefallen.

A. K. Die Rätezeitung druckt folgende Tabelle ab:

Heldenversorgung

Es erhalten:	die Noske-Gardisten	die Kriegsverletzten		die Noske-Gardisten	die Kriegsverletzten
	g	g		g	g
Brot	4900	2625	Grütze	80	—
Mehl	140	—	Grieß	80	200
Friches Fleisch	750	450	Reis	80	—
Dauerfleisch	450	—	Nudeln	130	300
Wurst	130	—	Flocken	100	300
Schmalz	80	—	Dörrgemüse	40	80
Butter	55	—	Backobst	80	—
Margarine	80	65	Malzkaffee	100	72
Käse	200	—	Zichorie	42	18
Kunsthonig	200	200	Salz	175	175
Marmelade	155	200	Zucker	210	80
Kartoffeln	4000	2100	Zimmt	2	—
Erbsen	110	—	Branntwein	1/4—1 Lit.	—
Bohnen	110	—	Tee	4	—
Graupen	80	—			

Das sind 12 564 Gramm für die „Garde" und 6865 Gramm für die Krüppel. Die Einen tun nichts, und die Andern haben schwer zu arbeiten; die Einen bekommen sehr anständig bezahlt, dafür, daß sie sich bezahlen lassen, und die Andern nimmt Keiner, weil man sie zuschanden geschossen hat. Die Einen hat Gustav der Erste auf dem Gewissen und die Andern sein Kollege Wilhelm der Zweite, und wir leben in einer herrlichen Zeit, und es hat sich zum Glück nichts geändert, und wir kennen den Zimmt, von dem die Noskitos zwei Gramm bekommen, und es fragt sich nur noch, was diesen Winter werden wird.

Wahrheitsfreund. Da Sie wissen wollen, wie es auf der Welt zugeht und zugegangen ist, so lassen Sie sich von der Buchhandlung der Deutschen Friedensgesellschaft (Stuttgart, Werfmershalde 18) den Hauptkatalog kommen. Darin finden Sie, was Sie suchen. Besonders empfehlenswert ist die kleine Schrift von Friedrich Wilhelm Foerster: ‚Zur Beurteilung der deutschen Kriegsführung'. Immer mal wieder gibt das Kriegsministerium den freundlichen Rat, ihm doch nur ja die Fälle anzuzeigen, die einem von unsittlicher Kriegsführung bekannt würden. Und dann? Sie veranstalten dicke Untersuchungen und Erhebungen und Vernehmungen und haben es in neun Monaten nicht fertig bekommen, die deutschen Offiziere zur Verantwortung zu ziehen, die die Deportation der zehntausend jungen Mädchen und Frauen aus Lille angeordnet und fertiggebracht haben. Diese Schande ist ungerochen. Und wird ungerochen bleiben, solange solche Männer und solche Wehrminister in Deutschland am zerbrochenen Ruder sitzen. Sie aber, junger Herr, tun am besten, fleißig die pazifistischen Schriften zu lesen.

P. S. Die Deutsche Tageszeitung enthält folgendes Inserat: „Draufgänger mit Sonne im Herzen! Fähnriche und Leute mit Einjährig-Freiwilligem-Zeugnis, die den Ernst der Lage erkannt haben und bereit sind, durch Dick und Dünn zu gehen, werden unter günstigen Bedingungen bei Feldartillerieabteilung, auf Wunsch bei andrer Truppengattung, außerhalb der Reichsgrenze eingestellt." Es wäre für dieses arme Deutschland wirklich am ersprießlichsten, wenn die Draufgänger mit

Sonne im Herzen und Grütze im Kopf endlich einmal außerhalb der Reichsgrenze eingestellt würden. Die Erscheinung, daß die dumpfe Kraft eines ungebändigten Bullen Raufhändel um jeden Preis sucht, hat schon in frühern Jahrtausenden bewirkt, daß die Leibwachen fremder Fürstenhöfe aus Germanen bestanden, die nichts zu tun hatten. Der moralische Zweck ihres Kampfes ist ihnen gleichgültig: sie stehen für irgendetwas ein. Sie halten ein Banner hoch, tragen etzliche Farben mit Stolz und erkennen den Ernst der Lage. Ich wünsche ihnen einen vergnügten Marsch durch Dick und Dünn und unter gar keinen Umständen eine Wiederkehr.

Kindlicher Frager. Wer ist das? „Der Krieg wäre nämlich mit Sicherheit zu verhindern gewesen, wenn das Maß der Kräfteverteilung auf beiden Seiten vorher bekannt gewesen wäre. Hätten Deutschland und seine Bundesgenossen von vorn herein gewußt, welche Gegnerschaft ihnen gegenüberstehen würde, so wäre es Wahnsinn gewesen, in den Krieg einzutreten." Ueberschrift: Wie muß die Frage der Schuld am Kriege gestellt werden? Wahrscheinlich so, als sei ein Friedensstörer deswegen schuldlos, weil er nicht gewußt hat, daß der Nachbar scharfe Hunde besitzt. Und der so fragt, ist ein Oberverwaltungsgerichtsrat, und die das druckt, eine Zeitung, die vier Jahre hindurch gehetzt und gehetzt und gehetzt hat, und die heute noch lebt, im Vollbesitz ihrer Achtung und ihrer Annoncen: die Vossische.

K. Z. In einem Mordprozeß, der zu Konstanz verhandelt wurde, sagte der Angeklagte, er habe draußen im Felde auf Befehl so viele unschuldige Menschen töten müssen, daß er sich kein Gewissen mehr draus gemacht habe, diesen erbärmlichen Menschen umzubringen. Es ist kein Unterschied. Wenn Ihr Das einmal begriffen habt, wirds in und mit der Welt besser stehen: Es ist kein Unterschied!

Hohlkopf. Da Sie zwar mir nicht glauben, daß Ihre Klage über den „negativen Charakter" dieses Blattes unsäglich töricht ist, aber wie alle Ihresgleichen grenzenlos autoritätsgläubig sind, so hören Sie Gottfried Keller: „Es gibt eine Redensart, daß man nicht nur niederreißen, sondern auch wissen müsse aufzubauen, welche Phrase von gemütlichen und oberflächlichen Leuten allerwegs angebracht wird, wo ihnen eine sichtende Tätigkeit unbequem entgegentritt. Diese Redensart ist da am Platze, wo obenhin abgesprochen oder aus törichter Neigung verneint wird; sonst aber ist sie ohne Verstand. Denn man reißt nicht stets nieder, um wieder aufzubauen; im Gegenteil: man reißt recht mit Fleiß nieder, um freien Raum für Licht und Luft zu gewinnen, welche überall sich von selbst einfinden, wo ein sperrender Gegenstand weggenommen ist. Wenn man den Dingen ins Gesicht schaut und sie mit Aufrichtigkeit behandelt, so ist nichts negativ, sondern alles ist positiv, um diesen Pfefferkuchenausdruck zu gebrauchen." Der Ton liegt auf dem Wort: unbequem. Und nichts ist Dunkelmännern wie Ihnen unbequemer als Aufrichtigkeit. Wenn ich nur wüßte, weshalb Sie Ihren Aerger über mich durch die Lektüre meines Blattes immer von neuem nähren!

Staunender Laie. Das ist eine ziemlich lange Geschichte. Ich habe sie auch bereits, für den Leutnant und Literaten Arno Voigt, fertig geschrieben. Aber da ich seit Monaten viele Meilen weit von Berlin sitze, kann sie, trotz ihrer Aktualität, leider noch nicht in dieser, sondern erst in der nächsten Nummer erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Vertrauen von Heinrich Ströbel

Wenige Tage nach dem Sturz des Räteregiments in Ungarn versammelten sich in Basel die Vertreter der schweizerischen Sozialdemokratie, um sich zu entscheiden, welcher Internationale sich ihre Partei anschließen solle. Das Votum des Parteitags war freilich nur noch eine Formfrage, denn daß die Entscheidung für den Anschluß an die dritte Internationale ausfallen werde, stand von vornherein fest. Das Fernbleiben von der Luzerner Tagung bewies ja sattsam, wie der Wind wehte. Und mit guter Zweidrittelmehrheit wurde denn auch in Basel der Beitritt zur Sowjet-Internationale beschlossen. Bürgerliche Schweizer Blätter haben diesen Beschluß gewissermaßen für ein Zufallsprodukt erklärt, für ein Resultat künstlicher Mache. Es sei nur möglich gewesen, weil gewisse Landesteile unverhältnismäßig stark vertreten gewesen seien, so die ultraradikale Sektion Zürich, während minder bolschewistisch gesinnte welsche Teile der Schweiz nur äußerst wenig Delegierte entsandt hätten. Aber diese Erklärung des Basler Beschlusses sieht nur die Oberfläche der Dinge. Gewiß stellte Zürich fast ein Drittel aller Delegierten, aber von den rund 45 000 organisierten Parteimitgliedern entfallen auch 15 000 auf Zürich, während die Organisation in der Westschweiz, speziell in Genf, sehr schwach ist. So spiegelt denn tatsächlich der Basler Beschluß, in aller Form den Anschluß an die dritte Internationale zu vollziehen, die wirkliche Stimmung der Mehrheit der schweizerischen Sozialdemokratie. Die proletarischen Massen neigen, wie in Deutschland und andern Ländern, zum äußersten Radikalismus. Eine Erscheinung, die für die demokratische Schweiz einigermaßen auffallend ist und politisch mancherlei zu denken gibt.

Daß man gerade in der Schweiz das Moskauer Sowjet-Experiment mit besonderem Interesse und großer Sympathie verfolgte, begreift sich unschwer. Die Schweiz war ja die Zufluchtsstätte der russischen Flüchtlinge gewesen. Lenin, Trotzky und viele andere Bolschewistenhäupter hatten in Zürich gelebt und namentlich unter der jungen Führergeneration der schweizerischen Sozialdemokratie manche Freunde besessen. Hatten schon vor dem Ausbruch der russischen Revolution die Anschauungen der jüngeren Schweizer Sozialistenführer über den Krieg und die proletarische Kriegspolitik stark unter dem Einfluß Lenins und seiner Freunde gestanden, so war nach dem Sieg des Bolschewismus in Rußland für die Platten und Genossen die Sache des Sozialismus vollends mit dem Schicksal der Sowjet-Republik identisch geworden. Was sonst in Europa geschah, erschien den schweizerischen Sowjet-Anhängern gänzlich unerheblich. Ob die Entente oder die Zentralmächte siegten, ob Demo-

kratie oder Monarchismus, ob Militarismus oder Völkerbund, war ihnen höchst gleichgültig; ihr Herz schlug nur für die soziale Revolution, und die soziale Revolution konnte sich nur in der Form der Räteherrschaft vollziehen, die Befreiung des europäischen Proletariats konnte nur von Rußland kommen.

Aber wenn sich so auch die fanatische und einseitige Ideologie der jüngeren Sozialistenführer der Schweiz sehr gut begreifen läßt, so ist damit noch keineswegs die Disposition der Massen für die bolschewistische Form der sozialen Revolution erklärt. Auch wäre es sehr oberflächlich, wollte man die radikale Stimmung der schweizerischen Arbeiterschaft einfach auf eine Verhetzung zurückführen. Und wenn auch die Preissteigerungen, Rationierungen und sonstigen Kriegsfolgen zur Verschärfung der Stimmung beigetragen haben mögen, so sind sie keineswegs die letzten und tiefsten Ursachen. Vielmehr wirkte auf die schweizerische Industriearbeiterschaft seit Geraumem erbitternd die Erfahrung, daß auch die demokratischen Institutionen, deren sich die Schweiz erfreut, bei der sozialen Schichtung dieses Landes keineswegs ein Mittel sind, die Klassenherrschaft und das kapitalistische Ausbeutungssystem in raschem Zuge zu beseitigen. Diese Radikalisierung der Massen aber wurde noch beschleunigt durch den behäbigen Opportunismus, dem die ältere Führergeneration im Laufe der Jahre verfallen war. Je ausschließlicher diese Partei- und Gewerkschaftsführer in praktischer Kleinarbeit aufgingen, je mehr sie sich zu biederen Beamten und Kleinbürgern entwickelten, desto rascher büßten sie das Vertrauen der Proletariermassen selbst ein, deren revolutionäres Empfinden in den bolschewistischen Lehren eine ganz andere Befriedigung fand, als in dem philisterhaften Treiben der alten Parteibürokratie.

Diese Erfahrungen der Schweiz wiederholen sich in allen Ländern. Die rein praktische Politik des Opportunismus, die nicht dem revolutionären Massenempfinden, diesem Produkt der proletarischen Klassenlage, Rechnung trägt, entfremdet sich überall die breiten Schichten der Arbeiterschaft. Zumal in dieser Zeit, wo durch den Zusammenbruch des alten Regimes die Leidenschaften aufs tiefste aufgewühlt und die Hoffnungen aufs höchste gesteigert sind. Jede kleinliche Kompromiß- und Schacherpolitik, und dünke sie sich noch so pfiffig, muß deshalb am Mißtrauen der Massen scheitern. Die Arbeiterklasse wird nur dann wieder dem bolschewistischen Irrwahn zu entfremden und für eine Politik der demokratischen Reformen zu gewinnen sein, wenn diese Politik mit allen Lügen und Halbheiten der Vergangenheit bricht. Wenn die Regierenden nicht zu dieser Erkenntnis kommen, wird der soziale Auflösungsprozeß nicht aufzuhalten sein. In der Schweiz nicht, noch viel weniger aber in Deutschland, wo der Zerfall unendlich weiter fortgeschritten ist.

*

Wie wenig vornehmlich in Deutschland das Bürgertum noch die Aufgaben der Zeit begriffen hat, beweist die Aufmerksamkeit, die man der Verteidigungsschrift Ludendorffs widmet. Daß dieser Kopf der Obersten Heeresleitung, dieser Organisator des deutschen Zusammenbruchs, das Bedürfnis empfand, sich vor der Welt zu rechtfertigen, ist ja verständlich. Minder begreiflich nur ist, daß man diese geborstene Größe noch so ernst nimmt, daß man noch eifrig darüber diskutiert, ob nicht am Ende doch, wie Ludendorff behauptet, nicht die Oberste Heeresleitung, sondern die zivilistische Unzulänglichkeit am Zusammenbruch schuld ist. Aber diese seltsame Rückständigkeit des republikanischen Deutschland erklärt sich aus der völlig vor- und unrevolutionären Geistesverfassung des deutschen Bürgterums. Nicht dieses hat die Revolution gemacht, sondern es ist genau so wie die Oberste Heeresleitung durch den militärischen Zusammenbruch und den Heeresstreik überrascht worden, der die politische Umwälzung nach sich zog. Bürgertum und Offizierkorps sind gleich contre coeur in die Revolution und die Republik hineingeraten, sie haben bis in den Anfang November hinein die gleiche Politik getrieben, und sie können es darum auch heute noch immer nicht fassen, wie denn der verwegene Schwindelbau ihrer Sieges- und Weltbeherrschungsträume so jäh und schmachvoll zusammenbrechen konnte.

Daß Ludendorff gleichwohl die Schuld an dem kläglichen Zusammenbruch allen Andern, nur nicht sich selbst und Seinesgleichen in die Schuhe schiebt, liegt in der Rolle, die er als Angeklagter, als der „Hasardeur" des Herrn Scheidemann, spielen muß. Der Militarismus, die Oberste Heeresleitung, so versichert Ludendorff, hättens trotz alledem, trotz einer Welt von Gegnern, geschafft, wenn nur nicht die Zivilgewalten zu ängstlich gewesen wären und die revolutionären Minierer nicht zu eifrig gewühlt hätten. Der Krieg sei verloren gegangen, weil es nicht gelungen sei, die ganze Kraft des deutschen Volkes zum Siege zu straffen. Dieser Vorwurf ist im Grunde schnöde Undankbarkeit des Militarismus. Denn wenn ein Volk mit aller Willenskraft im Kriege aufgegangen ist, so das deutsche Volk. Und keine Nation ist so von der Unausbleiblichkeit des Sieges hypnotisiert gewesen wie die deutsche. Nirgends hat sich so unbedingt das ganze öffentliche Leben, die ganze Presse, die ganze schöngeistige Literatur, die ganze Wissenschaft, die ganze Geistlichkeit dem Dienst der Kriegs- und Siegespropaganda gewidmet wie bei uns. Nirgends haben sich auch die Gewerkschafts- und sozialistischen Parteiinstanzen so leidenschaftlich für den Krieg und den Sieg eingesetzt wie in dem Mutterlande der Marx, Lassalle und Bebel. Die Opposition gegen den Krieg gewann unter den breiten Massen erst Bedeutung, als der Krieg wirtschaftlich und militärisch ohnehin verloren war, und die Revolution brach erst, und da auch zunächst in der Form der

Militärrevolte, aus, als nicht nur Bulgarien und Oesterreich kapituliert hatten, sondern auch die Katastrophe an der Westfront eingetreten war. Nicht Ludendorff hat mit seinen Klagen recht, sondern Deimling, der gerade der deutschen Regierung und der deutschen Volksvertretung vorwarf, daß sie allzu lange, auch in dem kritischen Jahre 1917 noch, die blindgläubigen Handlanger der Obersten Heeresleitung gewesen seien!

So war es in der Tat. Der deutsche Zusammenbruch erfolgte nicht, weil die Zivilgewalt, das Parlament oder das ganze Volk die militärischen Machthaber irgendwo oder irgendwann im Stiche gelassen hatten, sondern weil die grenzenlose Schwäche und Einsichtslosigkeit der Zivilgewalten dem Militarismus die Möglichkeit gaben, das deutsche Volk durch die tollsten Abenteuer hoffnungslos zu Grunde zu richten. Insbesondere Herr von Bethmann war das willigste Werkzeug der militärischen Spitzen. Daß es zum unbeschränkten U-Bootkrieg kam, war seine Schuld. Nur solange hatte Bethmann Hollweg den Tirpitzianern Widerstand entgegengesetzt, als in den Marine- und Militärkreisen selbst die Auffassungen über die Wirkungen des Tauchbootkrieges sehr geteilt waren. Je unbedingter sich die Herren Militärs für das warnungslose Torpedieren zu begeistern begannen, desto schwachherziger ward der Widerstand des Kanzlers, der mit der wachsenden Gefahr hätte erstarken müssen. Im Dezember 1916, als die deutsche Regierung mit ihrem eigenartigen Friedensangebot herauskam, um den erwarteten amerikanischen Vermittlungsversuch zu durchkreuzen, da war der verschärfte U-Bootkrieg so gut wie beschlossene Sache. Die Beteiligung der deutschen Staatssekretäre an dem Festmahl der amerikanischen Handelskammer betrachtete denn auch Jedermann damals, unmittelbar vor der Proklamation des verschärften U-Bootkrieges, als eine frivole Komödie — nur die Amerikaner selbst hatten, wie Gerards spätere Veröffentlichungen bewiesen, keine Ahnung von dem arglistigen Spiel, das man mit ihnen trieb. Umso maßloser war denn auch die Erbitterung der Düpierten, umso verhängnisvoller die politische Wirkung der U-Boot-Proklamation. Und dafür, daß Herr von Bethmann sich zum Werkzeug einer so unehrlichen und verzweifelten Politik hergab, empfängt er nun den verdienten Dank Ludendorffs!

Und ein ähnliches Maß der Mitverantwortung für die Desperadopolitik der Obersten Heeresleitung trägt der ganze Reichstag, trägt das preußische Abgeordnetenhaus mit Ausnahme der paar Unabhängigen Sozialdemokraten. Gerade als es mit dem U-Bootkrieg Ernst wurde, erlahmte auch der schlappe Widerstand der Fortschrittler und Regierungssozialisten. Und daß Michaelis und Hertling später die militärisch-annexionistische Politik eines Bethmann fortsetzen, ja noch übertrumpfen konnten, lag nur an der jämmerlichen Schlappheit (und bewußten

Verräterei!) der Parteien, die sich im Juli 1917 in einem Augenblick der Bestürzung zur Annahme der Friedensresolution zusammengefunden hatten. Ludendorff vermag sich also von der Schuld an Deutschlands Zusammenbruch nicht zu reinigen, aber er hat sämtliche Kanzler und fast alle Abgeordneten zu Mitschuldigen. Gerade darum aber, weil die Zahl der Schuldigen so groß ist, sucht man so eifrig nach Sündenböcken!

*

Die im Vergleich zu England und Frankreich minder entschlossene Volksstimmung soll nach Ludendorff die Niederlage verschuldet haben. Was soll das heißen? Wurde während der großen Offensiven des Jahres 1918 etwa irgendwo gestreikt? Stockte die Munitionserzeugung, die Kohlenzufuhr, die Verproviantierung der Truppen irgendwie infolge der Resistenz der Massen? Nirgends war dergleichen zu spüren! Und die Truppen selbst schlugen sich im Frühjahr 1918 noch mit einem Elan, einer Siegeszuversicht, der an den furor teutonicus der ersten Kriegsmonate erinnerte. Aber die Oberste Heeresleitung stellte dem Heer unmögliche Aufgaben! Ihr Kalkül stimmte eben nicht, wie während des ganzen Krieges! Sie hatte eben leichtfertig die Widerstandskraft der Gegner unterschätzt. Als sie dann im Sommer von neuem ihre Truppen vortrieb, rannte sie verblendet in die sichere Niederlage. Denn Foch besaß nicht nur noch seine unversehrte Reservearmee von 60 Divisionen, sondern er hatte inzwischen auch eine Million amerikanischer Verstärkungen bekommen, nicht zu reden von den ungeheuren Tank- und Flugzeuggeschwadern und einer weit überlegenen Artillerie. Jetzt, angesichts solch gewaltiger gegnerischer Ueberlegenheit, schlug allerdings die Stimmung der Truppen jäh um. Sie merkten jetzt endlich, daß man sie vier Jahre lang systematisch über den Stand der Dinge belogen hatte, daß der deutsche Sieg eine Utopie war, daß die alldeutschen Kriegsbrüller und die Herren vom Großen Generalstab das deutsche Volk leichtfertig ans Messer geliefert hatten. Diese Erkenntnis sprengte plötzlich alle Bande einer sklavischen Subordination und stürzte im Nu den alten Militärstaat, der sich selbst zugrunde gerichtet.

Das Tragische aber ist, daß man über diese Dinge heute noch Tinte verspritzen muß. Daß die Ludendorffe überhaupt noch in der Rolle der Ankläger auftreten können. Aber freilich, so lange ein Erzberger noch Hirn und Seele der republikanischen Regierung ist, wird man stets nur statt nach den wirklich Schuldigen nach Sündenböcken suchen. Drüben, bei den Militärs, wie hüben, bei den parlamentarischen Komplicen von ehedem. Und eine solche Regierung wird nie das Vertrauen gewinnen! Weder bei den Völkern draußen, noch bei den eigenen Massen. Solange man das nicht begreift, wird es mit Deutschland ebenso unaufhaltsam weiter bergab gehen, wie mit dem Markkurs!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXV.

Victor Naumann

Fünf Jahre hat das deutsche Volk im Kino gesessen, hat auf der flimmernden Leinwand das Kriegstheater sich abspielen, hat laute und stumme Helden agieren und Millionen Menschenleiber zerfetzt werden und verbluten sehen. Wie hypnotisiert starrte die ganze Nation auf diese gleißende Lichtfläche. Der Geist der Militärs sorgte dafür, daß das Volk nichts andres zu sehen und zu hören bekam und durch den Lärm der Schlachten in Atem gehalten wurde. Wenn aber Einer aus dem Parkett aufstand, um hinter diese schimmernde Wand zu sehen, wenn er hinter das große Geheimnis einer ruchlosen Soldateska mit Generalstreifen kommen wollte, wenn er die Wahrheit in dem Gewirr von Lüge und halben Unwahrheiten zu ergründen trachtete, dann schritt die militärische Polizei ein und steckte ihn in Schutzhaft. Nur in die Herzen der Menschen konnte der militärische Büttel nicht dringen. Gedanken und Gefühle, so lange sie sich nicht äußerten, konnte man nicht verhaften. Und doch gabs Einige, die sich durch alle Drangsalierungen nicht abhalten ließen, wieder und wieder darauf zu sinnen, wie man diesem entsetzlichen Völkergemetzel ein Ende bereiten könnte. Eine Reihe von Privatpersonen tummelten sich als Politiker auf dem schmalen Grate zwischen Krieg und Frieden, zwischen Freund und Feind umher, jeden Augenblick in der Gefahr, herabzustürzen oder herabgestürzt zu werden: Erzberger, Schücking, Warburg, Quidde, Törring, David, Legien, Scheidemann, Haase, Cohn, Liebknecht, Rosa Luxemburg — alles Leute mit weitverzweigten internationalen Beziehungen. Und vor allen Victor Naumann, eine geistig und seelisch seltsam gemischte Persönlichkeit.

Naumann gibt sich als Ironiker, als Skeptiker, ist aber innerlich ein Mensch mit starkem Humanitätsgefühl, mit tiefem Wahrheitsdrang und dem Willen, uneigennützig sich in den Dienst des Friedens zu stellen. Aeußerlich keine auffallend imponierende Erscheinung. Fast ein Schauspielergesicht. Glatt rasiert. Große strahlende Glatze. Ein wohlbeleibt gewordener Bonvivant mit einem schwarzgeränderten großen Hornkneifer auf der dicklichen Nase. Körperlich und geistig beweglich wie ein Wiesel. Ein Zoon mit feiner, feinster politischer Witterung, ein Mensch, der rasch die großen politischen Zusammenhänge erkennt und danach seine Pläne entwickelt. Kein Akteur mit dramatischer Geste, mit gewaltiger Beredsamkeit. Eher ein Regisseur, der die Andern verschiebt und ihnen das Stichwort auf den Weg vor

die Rampe gibt. Kein trockener Verwaltungsbeamter, der in Schreibarbeit aufgeht, sondern ein Mensch, der mit starken aesthetischen Bedürfnissen sich körperlich und geistig ausleben, ausgeben will. Ein Menschenkenner, der die Menschen nimmt wie sie sind, der Jedem ein freundliches Gesicht zeigt, ein freundliches Wort sagt und sich nicht in ein parteipolitisches Schema hineinpressen läßt, dem die Außenpolitik keine Parteisache ist, sondern dem sie wie dem Engländer eine Sache ist, die über alle Parteidifferenzen hinweg das ganze Volk angeht.

Im Februar Neunzehnhundertundsiebzehn hatte er eine Unterredung mit dem Münchner Nuntius Aversa und sagte ihm im vertraulichen Gespräch, was kommen würde: die russische Revolution stünde unmittelbar bevor. Der Nuntius lächelte überlegen und meinte, daß diese Voraussage doch völlig aus der Luft gegriffen sei. Bald darauf reiste Naumann nach Kopenhagen, da inzwischen tatsächlich die Revolution im Osten ausgebrochen war, und nahm hier und in Stockholm mit allerhand russischen Politikern Fühlung, um eine Friedensbasis zu finden. Als er nach München zurückkehrte, lag der Nuntius Aversa im Sterben. Er konnte Naumann, der ihm Bericht erstatten wollte, nicht mehr empfangen. Wohl aber kam an seiner Stelle der Uditore Monsignore Scioppa zu ihm. Der Nuntius, erklärte Scioppa, sei betroffen gewesen von der überraschend schnellen Erfüllung der Voraussage Naumanns, und er bitte ihn, einer Anregung aus Rom folgend, dem Vatikan eine Denkschrift über die neue Lage auszuarbeiten, um darin speziell einmal auseinanderzusetzen, was die katholische Kirche in diesem Moment einer völligen politischen Wandlung tun könne. Aversa starb. Kurz vorher hatte ihm der Kardinal Bettinger einen Krankenbesuch gemacht. Eine halbe Stunde später war Bettinger selbst ein toter Mann.

Naumann ging zum Grafen Hertling, der damals bayrischer Ministerpräsident war, und erzählte ihm von dem Wunsch Aversas. Graf Hertling war von der Idee entzückt und bat ihn, noch am Abend nach Wien zu fahren und auch dem Grafen Czernin Mitteilung von dem Verlangen der Kurie zu machen. Naumann tats. Auch Czernin war sofort dafür eingenommen, und in seiner impulsiven, temperamentvollen Art bestürmte er Naumann, sich sofort im Hause am Ballhausplatz hinzusetzen und unverzüglich die Denkschrift auszuarbeiten. Naumann kam dem nach. In einigen Stunden war sie fertig. Czernin war damit einverstanden, Graf Hertling auch, obwohl die Denkschrift manches enthielt, war damals, im April Neunzehnhundertundsiebzehn, den führenden Kreisen wie ein Sacrilegium vorkam. Naumann drang darauf, so rasch wie möglich Frieden zu schließen, denn wenn Deutschland unterläge, würden die Dynastien weggejagt und eine sozialdemokratische Republik aufgerichtet werden. Die Idee, die das Ganze durchzog, war: der Heilige Stuhl sollte vermitteln,

die katholische Kirche als die große universelle Macht dürfte sich nicht von dem Geist der sozialdemokratischen Internationale in dem heißen Ringen um den Frieden den Vorrang ablaufen lassen. Schon ein Leo sei einem Attila entgegengetreten, und selbst wenn der Friedensschritt mißlänge — noch nie hätte ein Märtyrerpapst der Kirche geschadet. Naumann schlug daher ein päpstliches Rundschreiben an die kriegführenden Mächte und eine Friedensenzyklika an die Bischöfe vor. Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Kaum drei Monate später ließ Benedikt der Fünfzehnte jene berühmte Friedensnote an die Entente und an die Mittelmächte ergehen.

Seltsam: Naumann stammt aus einer alten evangelischen Familie und ist seinem protestantischen Glauben nie untreu geworden, und doch ist er der katholischen Kirche durch seine verschiedensten politischen Missionen sehr nahe getreten. Naumanns Wiege hat in Berlin gestanden. Ursprünglich sollte er Jurist werden, machte auch sein Staatsexamen, wurde Referendar. Aber da er starke literarische Neigungen hatte, fühlte er sich zwischen Aktenbündeln nicht übermäßig glücklich. Er schrieb Theaterstücke und Romane — und hatte Glück und Erfolg. „Ikarus‘ wurde von der Königlichen Hofbühne in Berlin angenommen. Drei Akte lang war das Publikum bei der Uraufführung begeistert und klatschte Beifall, der vierte Akt aber brachte zwei Leisten- und Ehebrüche. Ihre Majestät die Kaiserin, die Sittenstrenge, verließ entrüstet die Hofloge, und nun war das Schicksal des Stückes besiegelt. Das Publikum zischte, der Vorhang fiel, und Naumann hatte einen Theaterskandal auf dem Halse. Die Literatur hat freilich an „Ikarus‘ nicht viel verloren. Ein Jahr später bot Naumann anonym ein neues dramatisches Werk der Hofbühne an. Herr Grube nahms an. Als man aber nach dem Namen forschte, bekam der Generalintendant, Graf Hochberg, in zitternder Erinnerung an die gerunzelte Stirn Ihrer Majestät bedenklich kalte Füße und ließ das Werk in der Bibliothek des Theaters verstauben. Aufgeführt ist es niemals worden. Ein in der Frankfurter Zeitung veröffentlichter Roman Naumanns brachte ihm einen Rüffel der vorgesetzten Behörde ein. Da schmiß der Herr Referendar den bürokratischen Krempel eines Tages hin und widmete sich fortan völlig der freien Schriftstellerei. Neue Romane kamen heraus. Aber allmählich entdeckte er die politische Ader in sich, und so ums Jahr Achtzehnhundertneunzig vollzog sich bei ihm die innere Wandlung. Er wurde politischer Schriftsteller und Mitarbeiter aller möglichen Zeitungen.

In der Schule hatte er einen besonders zelotischen evangelischen Religions- und Geschichtslehrer gehabt. Der hatte die Katholiken in Grund und Boden verdammt. Dem war der Katholik von vorn herein ein amoralisches Subjekt gewesen. Naumann war von jeher Oppositionsgeist, und so ging er auch diesen

Dingen auf den Grund und blätterte in der katholischen Literatur herum. Was er als Schüler angefangen, setzte er später fort: er studierte die Kirchenväter, die Scholastiker, die Kasuisten und wer weiß, was noch alles. Er bekam eine leichte katholische Patina und den Ruf eines Spezialisten auf diesem Gebiete. Als Graf Hoensbroech, der Exjesuit, Schriften auf Schriften wider die katholische Kirche losließ, wandten sich Herr von Vollmar, der sozialdemokratische Revisionist, und Adolf Müller an Naumann mit der Bitte, ihnen doch einmal vorurteilsfrei auseinanderzusetzen, was an all diesen Angriffen des Grafen Hoensbroech berechtigt und was renegatenhaft übertrieben sei. Aus diesem Anlaß setzte sich Naumann literarisch mit Hoensbroech in drei Werken, die zum Teil polemisch, zum Teil aber auch wissenschaftlich fundiert sind, auseinander: ‚Was ist die Wahrheit?‘ ‚Quos ego!‘ und „Jesuitismus‘. Nun war sein Ruf als intimer Kenner der katholischen Kirche unbestritten, und da allmählich auch seine publizistische Tätigkeit über außenpolitische Fragen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, so war es kein Wunder, daß er bald mit dem Grafen Hertling in nähere Berührung kam. Gern plauschte der alte Graf mit ihm über die Finessen der katholischen Weltanschauung und über das weite Gebiet der Auslandspolitik. Naumann war zwei Wochen vor Kriegsausbruch in Wien gewesen und hatte, als er nach München, wo sein ständiger Wohnsitz war, zurückkehrte, dem Grafen Hertling rundheraus erklärt, daß der Krieg unausbleiblich sei. Der Graf wollte es durchaus nicht glauben, und erst als einige Tage später die Nachrichten immer ernster wurden, gab er Naumann zu, daß er tatsächlich recht zu behalten scheine.

Neunzehnhundertzwölf wollte ihn Hertling auf Anregung Schädlers gern zu sich als persönlichen Adlatus in das neue bayrische Zentrumskabinett nehmen. Aber die Sache zerschlug sich, und erst als Hertling an die Spitze der Reichsleitung berufen wurde, im Herbst Neunzehnhundertundsiebzehn, nahm er Naumann mit sich nach Berlin. Später wurde diesem die Leitung der Politischen Nachrichtenabteilung im Auswärtigen Amt übertragen. Hier konnte Naumann in noch größerm Stil als bisher arbeiten und seine persönlichen Beziehungen, die nach oben und unten hin weit reichen, im Interesse des Reiches ausnutzen. Er erhielt den Rang eines bevollmächtigten Gesandten und Ministers und hat vornehmlich im Verkehr mit den Vertretern der ausländischen Presse fruchtbar wirken können. Erst als Hermann Müller, der sozialdemokratische Außenminister, in das Haus der Wilhelmstraße einzog, wurde der politische Nachrichtendienst des auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei unter Ulrich Rauscher zentralisiert, und Victor Naumanns Name wurde auf die Liste der großen Auslandsposten gesetzt.

Brief an Rießer von Arnold Zweig

Mein Herr Abgeordneter,

ich pflege den Meinungen eines demokratischen oder sonstwie Partei-Interessen dienenden Abgeordneten so viel Beachtung nicht zu schenken, daß ich mich an seinen doch herzlich ungeistigen und unmaßgeblichen Aeußerungen bis zum Entgegnungswillen erhitzte. Ein Abgeordneter, gewählt, weil seine Person der Parteimaschine entspricht und seine „Mentalität" jene Worte zu finden vermag, die, auf einem heutigen Zeitungspapier ephemer gedruckt, dem Leser das Gefühl des Vertretenwerdens schenken, ein Abgeordneter also meint Das öffentlich, was andre Bürger privat meinen, und dieser herzliche Kontakt zwischen Geber und Empfänger, belustigend wie er für unsereinen ist, mag bestehen bleiben, damit der Humor nicht aus der Welt kommt. Ein Satz aber wie dieser da: „Es gibt auf der ganzen Welt kein Volk, das über so unparteiische Richter verfügt wie das deutsche", ist zwar in erster Linie rührend wegen der grenzenlosen Unwissenheit eines liberalen jüdischen Bourgeois, welcher die Gutgläubigkeit selbst zu sein pflegt und vor Sein, Walten und Unübertrefflichkeit einer deutschen Behörde einen unhemmbaren Respekt hat: er ist zweitens eine jener „nationalen" Beleidigungen, die Ihresgleichen gegen Institutionen andrer Völker unaufhörlich ausstößt, ohne es zu merken, weil Ihresgleichen ja nicht weiß, was ein wahrer Richter ist, und um wieviel näher dem schweren Ideal eines Richters über lebendige Menschen ein durchschnittlicher pariser oder londoner Richter kommt als die bureaukratische Ausgeburt des juristischen Betriebs auf deutschen Universitäten, die vielleicht von Herrn Kahl und seinesgleichen die entscheidenden Stempel ins Gehirn gedrückt bekommen hat und jetzt über Revolutionäre und Proletarier urteilt.

Aber nicht um dieser beiden Punkte willen empört mich Ihre Salbaderei. Sondern weil sie ein Beispiel ist für die kriegsmitschuldige, idiotische Selbstbeweihräucherung der liberalen Bürgerschaft. Es hat einmal eine Zeit gegeben, da deutsche Jurisprudenz aufrechte Rechtsprechung war; es soll einmal eine gegeben haben; nehmen wir an, das stimme für 1848 und die folgenden Jahrzehnte bis 1890. Heute aber — soll ich Ihnen aufzählen, wie das Wilhelminische Bürgertum, unter dessen geldgierigen Fingern alles Gute verkam und erstarrte, und seine Jus studierenden Söhne die lebendige Rechtsprechung und das lebendige Recht in eine rein technische, rein bureaukratische, der herrschenden Ordnung dienende, höchst unmenschliche Versteinerung hineintraten? Soll ich Ihnen schildern, warum Menschen mit leidenschaftlichem Rechtsgefühl nur noch Advokaten werden konnten, um den Kampf gegen den Staatsanwalt und

das heutige Gerichtswesen zu führen? Geht die Anomalie in Ihr greises Haupt hinein, daß die brennende Gerechtigkeit in einem Menschen ihn verhinderte, Richter werden zu wollen? Mein Herr Abgeordneter, ich zweifle nicht daran, daß es in Deutschland ausgezeichnete Richter gibt; aber ich weiß: daß bei einer so grenzenlos zerrütteten Rechtspflege wie der heutigen deutschen der Takt, die Scham, der greise Anstand geboten hätte, zu schweigen! Gustav Landauer, einer der reinsten, geistig stärksten Juden Deutschlands, ist von irgendwelchen Uniformträgern geschlachtet worden — und man denke, daß es unmöglich war, festzustellen, wer zur gewissen Zeit den Hof von Stadelheim besetzt hatte! Muß man denn so lange Soldat gewesen sein wie ich, um darüber hell zu lachen?

Doch von alledem will ich nicht reden. Ich will Ihnen nur kurz sagen — denn ich habe keinen Anlaß, mich mit Ihnen und Ihren geistigen Brüdern lange herumzuschlagen, und ich bedaure Oscar Cohn und Emanuel Wurm, daß sie vor Ihrem Forum innerlich bejahte Werte entblößen müssen —, ich will Ihnen sagen, wo die deutsche Justiz den schlechtesten Namen hat: in der einst „östlichen Etappe“. Ueber diesen Sumpf der deutschen „Rechtspflege“ in Ober-Ost ist bisher geschwiegen worden, und man soll jetzt noch keine Steine in ihn werfen, denn es stinkt ohnedies in Deutschland zum Erbrechen. Aber schweigen Sie ja von dem „unparteiischsten Richter der Welt“ — oder es soll Ihnen eine Perlenschnur von Fällen aufgereiht werden, daß Ihr ehrwürdiges Herz vermutlich mit Leid in die Grube fahren würde! Abgesehen von der Gerichtsbarkeit an dem deutschen Landstürmer — Juden und Litauer, Polen und Ukrainer, Weiß- und Großrussen des nahen Ostens: alle, alle diese Völker haben den wahren Begriff von der deutschen Hochkultur erst durch die Zusammenarbeit von Offizier und Uniformrichter bekommen; und wenn da nicht einige jüdische Rechtsanwälte und Referendare unterirdisch aus Leibes und der Seele Kräften vermenschlicht hätten, was irgendwie zu retten war: kein Deutscher dürfte jemals wieder die östliche Grenze Preußens überschreiten, ohne daß man ihm als Dieb und Rechtsbrecher ins Gesicht spiee. Formal —oh, formal war man korrekt; am Buchstaben des Gesetzes und am subjektiven Redlichkeitsgefühl mochte es nie fehlen (eine zweite Frage ist, ob diesem subjektiven Gefühl der objektive Sachverhalt von Redlichkeit zugrunde lag oder eine Selbsttäuschung oder Schlimmeres); und Geld genommen hat man auch nicht: aber der Geist, in welchem man dort an völlig wehrlosen, ohne jede Oeffentlichkeit und ohne jede wahrhaft unparteiische oberste Appellationsgewalt der Willkür des preußischen Bureaukraten und Idioten ausgelieferten Menschen Recht sprach und brach — dieser Geist ist so fluchwürdig, daß, allein an ihm schon, der Ausrottungskrieg gegen diese Zustände

zur Pflicht wird. Hören Sie, Herr Abgeordneter, nach den von der Entente besetzten deutschen Gebieten hin: jeder Fall überspannter und unbarmherziger Justiz, den die Hetz- und Schandpresse aufgebauscht und verlogen berichtet, hat sein zehnmal so scharfes und grimmiges Gegenstück in dem Gedächtnis des Kenners unsrer Etappenwirtschaft — wie ja jede Maßregel, welche dort die Bürger kujoniert, nur ein ganz blasser Abklatsch ist von irgendwelchen Maßregeln unsrer Kulturträger; ein blasser — denn so roh, wie der preußische oder bayrische Beamte ganz nebenbei und alltäglich war, wenn ihn sein Dienstgrad in ein Instrument Gottes verwandelte: so roh kann der überreizteste, von deutschen Zerstörungen außer sich gebrachte Belgier oder Franzose nur ganz ausnahmsweise sein.

Das aber soll geändert werden! Es soll wieder Durchschnitt in Deutschland werden, daß ein Richter, daß jeder Richter nur der brennenden Gerechtigkeit dient, die in diesem prachtvoll harten unversauten, noch unbeweglichen Volkskern drinsteckt! Es sollen wieder die erschütternden Beispiele von milder, rechtlich friedliebender und bessernder Gesinnung in Deutschland die herrschenden werden, die von den Soldatenräten draußen an ihren ohnmächtigen Knechtern von gestern, die von den Revolutionsgerichten offenbart wurde, und die auch in alten konservativen und liberalen Land- und Stadtrichtern noch zu finden war. Das ist die deutsche, die menschliche Gerechtigkeit, die Sie meinen, mein alter Herr; aber sie ist beim Volke und nicht bei den Instrumenten der Bourgeoisie, und es soll erst wieder so kommen, daß man sagen darf: „Unsre Richter sind ebenso unparteiisch wie irgendwelche der westlichen Halbkugel.“ Dazu werden wir das Unsre zur rechten Zeit beitragen.

Sie aber, Herr Abgeordneter, sind unschuldig wie ein Kindlein — denn Sie haben nichts gesehen. Wie weiland Abner, der scharfsinnige Jude. Und so empfehle ich mich Ihnen mit schuldiger Ergebenheit.

Das Recht der Völker auf Frieden

von Hans Wehberg

Während des Dreißigjährigen Krieges schrieb Hugo Grotius 1625 sein berühmtes Werk: „De jure belli ac pacis Libri tres.“ Darin behandelte er auch die Frage der Kriegserklärung. Er wandte sich gegen die damals herrschende Politik der Fürsten, das eigne Land auf Kosten der andern zu vergrößern, und sah in dem Hunger nach Land und Macht einen Faktor, der mit einem wahren Völkerbund unvereinbar sei. In eindringlicher Weise hat kürzlich der leidener Professor van Vollenhoven in seinen ‚Drei Stufen des Völkerrechts‘ nachgewiesen, daß Grotius jeden Krieg zur Machterweiterung abgelehnt hat. Er kannte nur

den Bestrafungs- und Exekutionskrieg gegen solche Staaten, die das Recht nicht achteten. In spätern Jahren geriet diese Idee in Vergessenheit; wir finden sie nur vereinzelt wieder, zum Beispiel in der französischen Verfassung vom September 1791, wonach jede Kriegserklärung untersagt war. Neuerdings haben die deutschen Regierungsvorschläge für einen Völkerbund gleichfalls jede Kriegserklärung der Völkerbund-Staaten unter einander ausgeschlossen, indem sie die Staatenorganisation auf die sittliche Macht des Rechts unter Verzicht auf die Waffen gründen.

Es war dem Ordentlichen Professor des Staats- und Völkerrechts an der Universität Berlin Erich Kaufmann vorbehalten, am vierundzwanzigsten Juni 1919 in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin das Recht auf Krieg als ein Naturrecht hinzustellen. Nach fünf Jahren eines entsetzlichen Leides, nach jahrelangen Bemühungen der Edelsten aller Nationen, an die Stelle der bisherigen Staatenanarchie ein wahres Völkerrecht zu setzen, wird nun der Jugend, wird dem deutschen Volke das heilige Recht auf Krieg gelehrt. Gern wird man einem Andersdenkenden zugestehen, daß er seine Meinung wissenschaftlich begründet. Aber die Ausführungen Kaufmanns haben keineswegs nur wissenschaftliche Bedeutung. Sie stellen gleichzeitig ein außenpolitisches Programm auf, das für eine Gruppe rechtsstehender Politiker bei uns sehr charakteristisch ist. Während die breiten Massen des Volkes nichts inniger wünschen als einen Frieden, den Frieden nach außen wie innen, erklärt Kaufmann: Die Voraussetzung für einen dauernden Frieden sei die Stabilität der Besitzverhältnisse, die aber ausgeschlossen sei, solange das ewige Gesetz des Werdens und Vergehens bestehe. Das Recht auf Krieg sei ein Naturrecht, wie das Recht auf Revolution. Man könne unmöglich das eine verneinen, wenn man das andre bejahe. Die Geschichte werde von Helden gemacht, und die Herrschaft über die Welt falle Denen zu, die von dem Glauben an ihre Mission und von der Ueberzeugung erfüllt sein, daß ihre Interessen zugleich die Menschheitsinteressen seien. An dieser Ueberzeugung habe es das deutsche Volk fehlen lassen, und darum sei es unterlegen. Sicher sei gleichwohl, daß an deutschem Wesen noch einmal die Welt genese.

Der Leitgedanke ist hier ausgesprochene Machtpolitik und völliger Unglaube gegenüber der pazifistischen Gedankenwelt und dem verheißungsvollen Ideal eines wirklichen Völkerbundes. Der Vergleich zwischen einem Krieg und einer Revolution scheint zudem nicht zutreffend. Daß eine Revolution grundsätzlich auch unblutig verlaufen kann, ein Krieg jedoch niemals, ist vielleicht nicht charakteristisch. Wohl aber ist bedeutsam, daß Kaufmann die Stabilität der Besitzverhältnisse als noch heute entscheidend ansieht, daß er garnicht den Gedanken faßt, nach diesem ungeheuern Blutvergießen dürfe es überhaupt auf eine Machterweiterung der Staaten nicht mehr ankommen. Gewiß hat im gegenwärtigen

Augenblick, wo die wirtschaftliche Freiheit noch nicht durchgeführt ist, die Größe eines Territorialbesitzes für ein Land eine gewisse Bedeutung. Aber schon heute würde doch jedes Volk ablehnen, aus solchen Gründen einen Krieg zu führen. Es ist gegenwärtig das heilige Streben aller Völker, die Ungleichheit des Besitzverhältnisses durch eine richtige Verteilung der Schätze dieser Welt auszugleichen. Wenn dies der kapitalistische Völkerbund nicht durchzusetzen vermag, dann müssen die Völker selbst die Lösung dieses Problems in die Hand nehmen. Dahin den richtigen Weg zu zeigen, den Weg des wahren Völkerbundes, den Weg der Verständigung und des Ausgleichs der Interessen, den Weg, den die erhabensten Denker auch der Deutschen, vor allem Kant, gezeigt haben, das muß die heilige Pflicht der Rechtsgelehrten sein. Sie, die das Recht gelernt haben und es weiterlehren sollen, müssen Begeisterung empfinden bei dem Gedanken, daß mit dem Ende des Krieges ein neues Zeitalter der Verständigung herangebrochen ist. Sie dürften keine andre Aufgabe vor sich sehen, als die Jugend mit unauslöschlichem Enthusiasmus für diese Frage zu erfüllen. Der studentischen Jugend, die in Gefahr steht, von einem nationalistischen Taumel ergriffen zu werden, tut jetzt nichts mehr not als eine Einführung in die Probleme des wahren Völkerrechts.

Professor Kaufmann ist ein wissenschaftlich zweifellos hervorragender Kopf, und es wäre töricht, von ihm verlangen zu wollen, daß er seine Auffassung nicht kundgebe. Ja sogar, wenn seine Worte in einem Kolleg gefallen wären, wäre die Sachlage keine andre. Kaufmann ist schließlich nicht nur Gelehrter, sondern er will seine Zeit zu verstehen suchen, und es muß auch in den heiligen Räumen der Wissenschaft erlaubt sein, eine politische Meinung zu vertreten. Aber wir meinen: wenn Erich Kaufmann an der berliner Universität das Recht auf Krieg lehrt, dann sollte es in unsrer Zeit als ein wichtiges Erfordernis angesehen werden, einen Mann wie Schücking das Recht auf Frieden predigen zu lassen. Ich habe kürzlich in meiner Schrift ‚Als Pazifist im Weltkriege‘ (erschienen im Neuen-Geist-Verlag zu Leipzig) sehr eindringlich gegen juristische Professoren der berliner Universität Klage geführt, weil sie während des Krieges den wahren Geist des Völkerrechts mißachtet haben. Ich habe in dieser Schrift, in der ich übrigens auch meine Verfolgungen durch die Generalkommandos während des Weltkriegs geschildert habe, besonders darauf hingewiesen, daß meines Erachtens nur vom pazifistischen Geist beseelte Männer wahre Jünger des Völkerrechts sein könnten. Ich habe dort ausgeführt: „Wie konnte es überhaupt kommen, daß die Völkerrechtler ihre ureigenste Aufgabe so sehr vernachlässigt haben? Es lag offenbar daran, daß die meisten internationalen Juristen nicht genügend über der Leidenschaft der Völker stehen und auch in dem Weltkriege nichts

weiter wünschten als den Sieg ihres Vaterlandes, ohne Rücksicht darauf, ob die angewandten Mittel erlaubt waren oder nicht. Wer in dem Völkerrecht ein Ideal unsrer Zukunft erblickt, der wird die Rechtsidee in keinem Fall preisgeben. Völlig imstande wird dazu nur die pazifistische Denkweise sein, und es ist gewiß nicht Zufall, daß diejenigen Völkerrechtler, die in diesem Kriege Handlungen ihrer eigenen Regierung mißbilligten, dem Pazifismus zum mindesten recht nahe stehen."

Es darf nicht sein, daß nur Gelehrte, die den Geist des alten Deutschland vertreten, an unsrer größten deutschen Universität wirken. Es muß daneben auch anders gearteten Richtungen Raum gegeben werden. Die Gesinnung, die die neue Zeit erfordert, muß in den Massen des Volkes, insbesondere auch der studierenden Jugend des Deutschen Reiches gepflegt werden. Die zukünftigen Führer des deutschen Volkes müssen neue Ideale gewinnen, denn nur mit ihrer Hilfe kann dem deutschen Volk seine frühere Weltstellung wiedergegeben werden. Deutschland muß alles tun, um in den Völkerbund aufgenommen zu werden. Es kann die außenpolitische Stellung des Deutschen Reiches nur schwächen, wenn in derselben Zeit, da der Friedensvertrag dem entsetzlichen Krieg ein Ende gemacht hat, einer der angesehensten Vertreter der berliner Universität das heilige Recht der Völker auf Krieg betont.

Dank unsern Feinden von L. Persius

Glaubt heute noch Einer, daß wir den Läuterungsprozeß, mit dem die Tragödie des Kriegs für das deutsche Volk enden muß, je unsrer eignen Kraft hätten danken können? Seit eine wagende Matrosenschar die Brandfackel an das morsche Gebäude militaristischer Gewaltanbetung gelegt hat, ist bald ein Jahr ins Land gegangen. Aber bis heute ist auf keines deutschen Mannes Geheiß in verantwortlicher Stellung einer der Schuldigen am Millionenmassenmord, einer der zahllosen Missetäter, die verbrecherisch Völker- und Menschenrechte im besetzten und unbesetzten Gebiet, zu Lande, zu Wasser und in der Luft geschändet haben, zur Verantwortung gezogen worden. Die einzige Ausnahme ist der Fall Fryatt. Besser, man brauchte dieser Ausnahme nicht zu gedenken. Ueber die Entscheidung der ‚Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland' steigt Schamröte ins Gesicht jedes „Menschen".

Nun werden unsre Feinde dem Schrei der Welt nach Gerechtigkeit zum Siege verhelfen, werden die Verbrecher an der Menschheit vors Gericht ziehen. Ehrlos ein Volk, das sich dieser Klausel im Friedensvertrage fügt!, so brüllte die alldeutsche Rotte in Weimar, im ganzen Lande, und fand vielfach Ver-

ständnis bei dem noch immer schlafenden Michel, der nicht begreift, daß ehrlos nur ein Volk wird, das nicht selbst den Willen findet, diese Sühnetat zu vollbringen. Ein Schwächling, wer an seinem Leib das Geschwür fressen läßt und sich nicht durch scharfen Messerschnitt davon befreit. Jetzt wird die Operation von unsern Feinden besorgt werden. Wenn wir nicht erkennen, daß wir ihnen hierfür Dank schulden, dann wird auch sie nicht zur Läuterung unsres Volksgewissens dienen.

Schwer geht das dem Michel ein: wir müssen unsern Feinden danken. Noch tobt es ringsum: Unsre braven U-Boot- und Zeppelin-Kommandanten haben doch nur ihre Pflicht getan! Sie, die in Ausübung des Befehls der hohen Dienststelle handelten, darf kein Gerichtshof verurteilen! Kleine Geister, denen noch immer preußischer Militarismus die Hirne benebelt, wollen nicht einsehen und nicht eingestehen, daß uns in Versailles „recht" geschah, wenngleich kein Pazifist den Friedensvertrag „gerecht" nennen wird — ja, daß vielfach Milde waltete. Solange der Friedensvertrag von uns nicht unterzeichnet war, galts ja als Vaterlandsverrat, die Meinung zu hegen, daß die Bedingungen der Feinde keineswegs alle „grausam" und „unerfüllbar" seien, daß sie in mancher Hinsicht längst nicht bis an die Grenze dessen gehen, wozu wir uns selbst bereits im Waffenstillstandsvertrag verpflichtet hatten. Zum Beispiel wollten wir den versenkten Schiffsraum „Tonne für Tonne und Klasse für Klasse" ersetzen — und das Gebot unsrer Feinde zwingt uns nur, etwa zu einem Drittel die Zusage zu erfüllen.

Nein, gerecht ist der Friedensvertrag weiß Gott nicht zu nennen. Auch die Demut selbst wird manche seiner Artikel als „grausam", als „teuflisch ausgeklügelt" bezeichnen, so, zum Beispiel, 297, der Bestimmungen trifft über das Eigentum, die Interessen und Rechte deutscher Staatsangehöriger im Ausland. Raub ists, gemeiner Raub, und mit vielem Andern steht es nicht besser. Kein Zweifel, daß die Erfüllung des ganzen Friedensvertrages ein Ding der Unmöglichkeit ist. Vor allem sind manche Bestimmungen töricht — und keinen schwerern Vorwurf kann man gegen jene „big four" in Versailles erheben, die sich zu Weltschiedsrichtern und Weltverbesserern ernannten, die hinter verschlossenen Türen über das Schicksal der Völker würfelten, ohne deren Stimme zu hören. Unter dem Druck dieses Friedensvertrages wird die Menschheit nicht Ruhe finden. Alle unsre Bemühungen müssen dahin gehen, ihn umzuwandeln, in erster Linie die wirtschaftlichen Bedingungen. Dieses Ziel wird am ehesten erreicht werden, wenn wir Prestige- und ähnliche Fragen, die ja zumeist nur unfruchtbar sentimentalen Regungen entspringen, beiseite lassen; wenn wir uns nicht scheuen, Das anzuerkennen, was im Friedensvertrag anzuerkennen ist; ja, wenn wir offen aussprechen, daß wir in mancher

Hinsicht uns den Feinden sogar zu Dank verpflichtet fühlen. Was haben wir eigentlich geglaubt, daß uns als Besiegten geschehen werde, nachdem wir als Sieger die Friedensverträge von Brest-Litowsk und von Bukarest erzwungen hatten?

Wie steht es mit den U-Boot- und Zeppelin-Kommandanten? Nach Reuter-Meldungen hat eine englische Kommission, die mit der Untersuchung betraut ist, genügendes Material gesammelt, um zwanzig U-Boot-Kommandanten wegen Grausamkeiten zur Verantwortung zu ziehen. Daraufhin gabs in Kiel, Wilhelmshaven und anderswo Protestversammlungen, und schäumende Entrüstung behauptete, daß die britische Unverschämtheit dem deutschen Gerechtigkeitssinn gradezu unfaßbar sei. Dabei ist vorläufig nicht der geringste Grund zur Erregung. Die britische Regierung will zwanzig U-Boot-Kommandanten zur Verantwortung ziehen, weil sie beweiskräftiges Material zu ihrer Aburteilung wegen begangener Grausamkeiten zu besitzen glaubt. Nichts da, schreien unsre Protestler: die U-Boot-Kommandanten mußten den Befehlen ihrer militärischen Vorgesetzten gehorchen, wenn sie nicht disziplinwidrig oder gar hochverräterisch handeln wollten, und der Feind darf diese heldenmütigen Offiziere nicht zur Rechenschaft ziehen. Aber der Feind beabsichtigt ja garnicht, die Kommandanten zur Rechenschaft zu ziehen, weil sie die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführten. Wäre das der Fall, dann müßten alle U-Boot-Kommandanten zur Verantwortung gezogen werden, also nicht zwanzig, sondern weit über hundert. Die Ausführung des militärischen Befehls, das heißt: die warnungslose Versenkung von Schiffen innerhalb des Sperrgebiets an und für sich steht nicht in Frage, sondern Handlungen, die darüber hinausgehen. Es befinden sich in den Händen der Engländer eine Reihe von U-Boot-Kommandanten. Man hat nicht daran gedacht, sie vor den Richter zu bringen, weil sie sich eben keinerlei Grausamkeit haben zuschulden kommen lassen. Auf die erste Kunde von der Forderung der Feinde hätten wir antworten müssen: Wir sind glücklich, daß wir auf diese Weise in die Lage versetzt werden, unter Umständen völlig unbegründete Anklagen zu entkräften und den Ehrenschild des deutschen Seeoffiziers von Schmutzflecken rein zu waschen, und bedauern nur, daß nicht längst ein unparteiischer deutscher Gerichtshof seines Amtes waltet! Woran man in England denkt weiß Jeder, der die britische Presse während des Krieges verfolgt hat. Ich greife in meine Samlung und finde in einem einzigen Monat folgende Titel: ‚Danish vessels fate, (‚Daily Telegraph‘ vom zwölften April 1916), ‚German brutality at sea‘ (‚Times‘ vom siebzehnten April 1916), ‚Sunk without warning‘ (‚Daily Telegraph‘ vom einundzwanzigsten April 1916). Was hier über die U-Boot-Kommandanten gesagt wird, trifft mutatis mutandis auch für alle die andern Offiziere

zu, die ausgeliefert werden sollen. Da müßte nun endlich, endlich reiner Tisch gemacht werden, auch wo der Feind nicht einzuschreiten gedenkt. Man sammle die Anklagen und übergebe sie menschlich fühlenden Richtern, aber nicht Offizieren oder Beamten, die ihre Aufgabe darin erblicken, juristischem Formalismus und anderm mehr zu genügen. Die Anklagen werden sich zu Bergen häufen. Langsam, nachdem die erste Scheu überwunden ist, gelangt ja jetzt mancherlei an die Oeffentlichkeit, das scheinwerferartig die Ereignisse hinter den Kulissen beleuchtet. Wilhelm beschuldigt seine Generäle, daß sie ohne seine Zustimmung im Kriege gemacht haben, was sie wollten; sein Sohn wendet sich gegen Ludendorff und Tirpitz, Tirpitz klagt Bethmann an, dieser wieder Tirpitz, und so gehts weiter. Wenn Wilhelm die Wahrheit gesprochen hat, so ist, zum Beispiel, die Hinrichtung der Miß Cavell durch einen betrunkenen General befohlen worden! Wo ist unser Staatsgerichtshof? Aber eben, da er nicht in Tätigkeit treten wird, da günstigstenfalls seine Tätigkeit für die Katze sein wird, so müssen wir unsern Feinden danken, daß sie wenigstens einen Teil der Reinigung vornehmen.

Weiter haben wir unsern Feinden zu danken, daß sie uns vom Militarismus befreien wollen, jenem furchtbaren Krebsschaden, der am Mark unsres Volkes gezehrt hat und noch zehrt. In der Note Clemenceaus an die deutsche Friedensdelegation in Versailles vom zweiundzwanzigsten Mai heißt es unter 12: „Die deutsche Antwort berücksichtigt auch nicht die großen Erleichterungen, die Deutschland für seine Wiederherstellungsbestrebungen durch die Einschränkung seiner künftigen militärischen Rüstungen genießen wird. Hunderttausende seiner Einwohner, welche sich bisher entweder in der Vorbereitung des Krieges oder in der Erzeugung von Zerstörungswerkzeugen betätigten, werden nunmehr für friedliche Arbeiten verfügbar sowie für die Entwicklung der industriellen Erzeugung des Landes. Kein anderes Ereignis könnte dem deutschen Volk mehr Genugtuung verschaffen." Nur der Militarist, der unheilbar alldeutsch Verseuchte, wird den Worten Clemenceaus nicht zustimmen.

Diese Note des französischen Ministerpräsidenten ist ein Dokument, das bei uns keine Beachtung fand, das jedoch allgemeinster Beachtung empfohlen werden muß. Zu diesem Dokument hat man in unsrer Presse vergeblich eine Kommentierung gesucht. Warum? Weil es in aufrichtigen Worten die Begründung für Vieles gibt, das uns im Friedensvertrag ungerecht erscheint. Man lese es, lese es sorgfältig, ohne Haß auf Die, die bisher mit uns kämpften, beseelt von dem Wunsch, seinem Volke zu dienen durch klare Erkenntnis dessen, was wir gesündigt haben, und was wir gutmachen müssen, wenn wir wieder mit den andern Nationen sollen zusammenarbeiten, wenn wir uns sollen beteiligen dürfen am Wiederaufbau der Kulturwelt.

Michael Bohnen von Joachim Beck

Durch die Erscheinung Michael Bohnens ist das Idealbild des „Singenden Schauspielers" wirklich geworden. Die letzte ideale Inkarnation eines bestimmten Sängertypus war der Tenor Caruso, in dem die glänzenden Vorzüge des italienischen Temperaments und der italienischen Kehle vereint und zur Vollkommenheit erhöht schienen. Auch das Phaenomen Bohnen, so sehr die unfaßbare Extensität seiner Anlagen über nationale Grenzen hinausweist, läßt sich ethnologisch vollständig begreifen und definieren als: der deutsche Mensch auf der Opernbühne. Als der deutsche Mensch, der zum ersten Mal seit Niemann wieder die Gattung des musikalischen Dramas mit bezwingender Macht erfüllt hat. Um solche Bestimmung erreichen zu können, bedurfte es einer paradoxalen Häufung aller Gaben und Fähigkeiten auf Einen Menschen. Bohnen ist: stärkste Persönlichkeit, feinster Psycholog, Besitzer des gewaltigsten Organs wie der ausdrucksfähigsten Körperlichkeit. Eine Anomalie ist diese künstlerische Radienweite, die das seriöse wie das Buffo-Fach, Bariton- wie Baß-Partien, die romanische wie die deutsche Oper umgreift.

*

Schauspielkunst ist Körperkunst. Ist es auch da, wo die Natur dem Mimen absonderliche Gestalt verlieh, wenn er nur versteht, absonderliche Wirkungen daraus zu ziehen. Ist Pallenberg ein Adonis? Und doch! Bei Bohnen nun hat der Körper — ein Körper von athletischen Maßen — seine höchste Vollendung und Durchbildung gefunden; den Zweck erreicht, Mittel der Schöpferidee zu werden. So ward er dem Sänger ein bedingungslos gehorchendes Instrument seines Willens, das Gefäß seiner Kraft. Einer Kraft, die ganz Geist und Fleisch geworden, die hyperämisch prall ist, die sich jederzeit vital entladen möchte. Sie bestimmt jenen überwältigenden Eindruck, den seine Persönlichkeit übt, sowie sie nur auf der Szene erscheint. Während der ersten Augenblicke gibt Bohnen wunderbar den Extrakt der Figur, deren Schicksal, Vergangenheit, Zukunft durch sein bloßes Da-sein gleichsam beschlossen liegt. Die geringste unwillkürliche Lebensäußerung, der Schritt, die Kopfhaltung, der Schwung einer Armbewegung, ein aufleuchtender Blick — dergleichen schafft weiteste Perspektive. Der Bart des Mannes knickt ein — den Sturz einer Welt bezeichnend. Wo sah man schon je eine derartige Beweglichkeit der Gliedmaßen, eine so eindringliche Sprache der Hände, ein solch beredtes Augenspiel, wenn nicht bei Schaljapin, dessen Erbe der Deutsche mehren soll!

*

Ein monumentaler Naturalismus wurde die Darstellungsweise des jugendlichen Talents. Seinem männlich gehärteten

Wesen, das dem Jünglingstum längst entwachsen scheint, blieb keine Wahl. Es durfte in jenen Jahren, wo sonst jaches Ungestüm für Menschentum steht, der Fresco-Manier einer aus Temperamentüberschüssen wirtschaftenden Italienischen Schule entraten; brauchte nicht aus der Not zu schwachen Gestaltungsvermögens die Tugend einer linearen Zeichenkunst herzuleiten, die ja zumeist Veranlagungssache, selten Prinzip, Resultat einer Erkenntnis ist. Resultat der (richtigen) Erkenntnis, daß es unmöglich ist, jenes Mehr an Zeit, das die Musik beansprucht, sinngemäß pantomimisch auszufüllen. Was soll auch der ewige Parallelismus von Melodie und Gestus? Die musikalische Linie optisch zu projizieren, hat selten einen Sinn; das bißchen Grundcharakter einer Opernfigurine auszuprägen, manchmal einen. Oberstes Erfordernis bleibt die Einfühlung in das einmalige abgeschlossene Kunstwerk. Wer dafür Empfindung hat, kommt zu dem Schluß: die nichtveristische, die undramatische, die komische, die romantische Oper verlangt eine ganz spezifische Ausdrucksart, Loslösung von allzumenschlichen Relationen, Betonung formaler Elemente etwa, rhythmische Akzentsetzung, Reduzierung des plastischen Spiels auf aesthetisch beruhigte Bewegungen. Eine moderne Frau wie die Kemp mag das erspüren und triebhaft, nicht mangels schöpferischer Potenz, dieser Methode folgen: Bohnen kann das nicht, denn hier läuft die Grenze, die seinem Naturell gezogen ist. Die überlebendig-realistisch-erdrückende Ausgestaltung eines Isis-Priesters (bei Verdi wesenlose Figuration) bewies, was klarstand: daß er keine artistische Begabung, sondern ein künstlerischer Charakter, und einer von fast allseitiger Spannweite und ragender Größe. Daher das Riesenformat der Entwürfe, daher die „Wandlungsfähigkeit" des schauspielerischen Ingeniums, dem nichts Menschliches fremd ist; das indes versagen muß, wenn es aus der Lebenszone in ein autonomes Phantasiereich treten soll, weil es als Schaffensgesetz einzig die Wahrung, die Bejahung der vitalen Eigenart in sich trägt. Alle Gebilde des Künstlers sind nur Bestätigungen seines Ichs. Dieses Ich überspannt sämtliche Affekte, durchmißt gewissermaßen noch einmal die endlose Entwicklungsbahn von mythischen Uranfängen bis zur Gegenwartsphase. Indessen nicht die Tatsache, daß Bohnen die heterogensten Aufgaben meistert, scheint mir so erstaunlich an ihm — jede Natur ist „ambivalent", ein Organismus freier und widerspruchsvoller Einzelheiten —, vielmehr die instinktsichere Abtönung seiner individuellen Zeichnung. Der Sprung von Mozarts Märchenkönig zu d'Alberts willenswütigem Bauerndespoten ist achtunggebietend weit: aber die lustige Reihe: Figaro, Falstaff, Kezal, Ochs differenziert nur Einer mit dem gestuftesten Sinn! Welch innern Reichtums es dazu bedarf, wird erst augenfällig, wenn man die eigentümliche Künstlerschaft Michael Bohnens in ihrem Kern erkannt hat —

aus Markes Entsagungsschmerz, Kaspars Besessenheit, Neluscos Hundetreue, Rigolettos Narrengeschick. Bohnens Leistung ist deckend, sachlich, durch keine Willkür getrübt: die Individualität wird Stil. Seine bürgerliche Existenz erlischt, sowie er die Bretter betritt. Das Subjekt löst sich im Objekt, ohne Rest. Die Rolle wird zum Tribunal der Leidenschaften. Herzblut strömt. Die Lehmann kann nicht wahrer sein. Ecce homo!

*

Intuitiv erfaßt Bohnen das darstellerische Problem. Er gelangt nicht auf analytischem Wege, sorgsam klitternd, vom Detail zur Ganzheit. Sein Geniefunke speist die Nuance mit zentralem Licht. Von dem erhält sie Glanz, Intensität, Helle; und wenn die Zahl und die Lebensfülle der Einfälle den Konzeptionspunkt in Bohnens Schöpfungen verdunkeln, so darf man deshalb keinesfalls glauben, der Sänger arbeite, vom Dämon allein getrieben, ohne vorgefaßten Plan. Immer weiß er um die „Idee". Er sucht das Gelenk der Rolle, bevor er ihr Blut zuführt. Gierig schießt er dann in die Form ein, die fast zu zerspringen droht. Die Daseinsfreude spritzt ihm aus den Poren, wenn er als Escamillo an die Rampe stürmt und, theatralisch aufgereckt, mit Augen, die selbstverliebt im Kreise wandern, das Torero-Lied förmlich greifbar vor uns aufbaut. Hier gibt der Sänger dem Ueberdruck seiner Vollnatur unbedenklich nach. Wo er sich jedoch von der Bravourpartie zu wahrhaft tondramatischen Aufgaben wendet, mäßigt ein scharfsichtiger Geist, ein hochentwickelter Intellekt die Spielwut und wahrt Umriß und Architektonik der Rolle. Hieraus erklärt sich die Reife, die mannhafte Geschlossenheit seiner Gestaltungen. Eine wundervolle Bonhommie strahlt aus jeder seiner künstlerischen Aeußerungen und durchwärmt noch einen boshaften Tschech von innen her. Bohnens starke Säftemischung gibt den Menschen, denen er Atem einbläst, ihre Ungebrochenheit. Noch Gurnemanz — die heiligste Offenbarung seiner Kunst — bietet bei ihm keineswegs den Anblick seniler Verschrumpfung, sondern weltzugewandter Rüstigkeit, ohne daß der Heiligenschein von seinem schüttern Petruskopfe wiche.

*

In der Berührung mit Richard Wagner müssen nun freilich die Kräfte eines urwüchsig Gewaltigen zur freiesten Entwicklung kommen. Bohnen ist ‚der' Wagnersänger der Gegenwart. Manche suchen den Hochstil und finden ihn bestenfalls: er hat ihn. Sein Wotan ist eine theatergeschichtliche Tat, die Ueberwindung der Sage durch den Mythos, eine Enzyklopädie aller Menschlichkeiten, die Offenbarung letzter Schöpferintentionen. In andern Fällen gibt eine Diskrepanz zwischen dichterischer Absicht und der Wesensart des Mittlers Anlaß zu bedeutsamen Umschichtungen des poetisch-musikalischen Urbilds oder des überlieferten Bühnentyps. Bei Mozart wird das besonders beispiel-

kräftig. Bohnens zeiterhabene Persönlichkeit hebt sich riesengroß und schattenwerfend von dem milieubestimmten Hintergrund, gegen den Don Juan oder Figaro gestellt sind. Jener wird zum Repräsentanten des Ewig-Männlichen, als solcher gekennzeichnet durch den unhistorischen Schnurrbart; dieser aus einem Rokokomenschen zum Wortführer der Geknebelten. Doch wenngleich eben die Wucht, mit der Bohnen seine Kolossalfiguren hinsetzt, ihnen das Gepräge verleiht: wertvoll, vorbildlich werden sie erst durch die Subtilität der Ausformung. Diese Subtilität ist die Emanation eines verfeinerten Geistes, der in der Tat den Gehirnkampf unsrer Tage gekämpft hat, um nervöser, doch nicht schwächer daraus hervorgehen. An dem Raffinement moderner Charakteristik gemessen, erscheint das klassische Pathos ebenso leer wie grobschlächtig und also machtlos vor der Aufgabe, geheimste Seelenvorgänge aufzudecken, die Zerspaltenheit oder den Widerstreit oder die Ueberlagerung der Gefühle sichtbar zu machen. Bohnen vermag das. Sein Gesicht spiegelt jegliche psychische Regung. Eine unendlich sublime Maskenkunst unterstützt ihn darin. Die Köpfe des Bildners sind von phrenologischer Zwangsläufigkeit und nicht gebunden an den Zufall der ausgesprochen runden Schädelform, die unveränderlich scheinen möchte. Aber eine meisterliche Schminktechnik überwindet den Widerstand: der Typus wandelt sich beliebig ab, mit ihm der seelische Ausdruck. Dann setzt der Künstler mit bildhauergleichem Geschick die einzelnen Gesichtsteile in ein mathematisch genaues Verhältnis zu einander. So wirken noch seine überlebensgroß stilisierten Masken immer echt, gleichgültig, ob er als Ramphis in einem langen ausgebrannten Gesicht, darin nur noch die Augen flackern, oder als massiger Strauchdieb Kaspar erscheint, die zerschundene Visage von einem rötlich-schwarzen Bart umrahmt, oder ob er in der Charge des Großinquisitors den ganzen Dominikanerfanatismus auf die Bühne bringt.

*

Ich habe Bohnen den „singenden Schauspieler" genannt und demzufolge versucht, sein Künstlertum zu erfassen. Bei Caruso müßte man von dem Wunder der Stimme ausgehen: ihr unterstellt sich das gesamte Schaffen. Der Deutsche empfängt den Antrieb vom Drama, und so erlebnisstark ist seine Menschenkunst, daß man die „Oper" darüber gänzlich vergißt. Zöge man einmal von seiner Persönlichkeit den Musiker ab: man behielte dennoch das Wesentliche — eine merkwürdige Tatsache, wenn man bedenkt, daß der Sänger in ihm keineswegs geringer ist als der Darsteller. Doch grade weil der Künstler in souveränster Weise über seinen Kehlkopf gebietet, unterschätzt der Hörer die gesangliche Leistung, die sich so mühelos anläßt. In Bohnens Munde wird Wagners Parlando zur Alltagssprache, so machtvoll gestaltet dieser Meister des Worts die Phrase, so muster-

gültig ist seine Textaussprache und so eigenwillig und rücksichtslos freilich auch seine Behandlung des musikalischen Elements, die den Kapellmeister manchmal umzuwerfen droht. Zu alledem ward dem Manne das umfangreichste, dröhnendste Organ, das es heute in Deutschland gibt, ein Baßbariton, der einen Klang hat, als schlüge jemand mit schwerem Klöppel auf mächtige eiserne Platten. Der Ton, der vibrierend aus den untersten Tiefen steigt, wird nicht sogleich herausgestoßen, sondern nach italienischer Belcanto-Manier von der Kehle nach vorn geleitet, dort rund geformt und kelchartig geöffnet, sodaß er seine Schönheit voll entfalten kann, eine Schönheit, die nicht schillernder Lack ist, sondern Beseeltheit.

*

Der Wotan ist die großartigste Kundgebung, die bedeutsamste Manifestation des Künstlers, wie der Mephisto seine erstaunlichste, Gurnemanz seine erhabenste, Hans Sachs seine intimste, lebensvollste, fesselndste Schöpfung ist, die herzlichste Erfüllung dieser echten Figur, ein Triumph der neuen psychologischen Methode und eine endgültige Absage an die Pose. Sachsens beispiellose Popularität entspringt ja eben daraus, daß er die Personifikation der Volksseele ist. So gibt ihn Bohnen. Hart, holzschnitthaft, humorig, in jovialer Breite und voll suggestiven Zaubers. Der massige Kopf mit dem klugen, gütigen Auge unter den buschigen Brauen trägt unverkennbar Dürersche Züge. Deutlichst erhellt der Künstler die Entwicklungslinie des Charakters, die aus späten erotischen Wirren zu freudiger Entsagung, von stumpfem Mißverständnis zum Erlebnis der Kunst führt. Dieser Schuster hat nichts mehr vom Heldenbariton. Er schleudert sich nicht in die Mitte der Szene, sondern tritt unauffällig, beinahe schüchtern unter die Meister und bleibt auch während des Disputs mit sich und seinem Bart beschäftigt: ein vergrübelter, umkrusteter Fünfziger, der sich selbst genügt. Erst als Evas Mädchenseele verschachert werden soll, wird er warm; da spricht er von den Herzensdingen in einem verschämten Menschenton, bis ihn Beckmessers Gegenrede aufreizt und nun sein Widerwille gegen den Stadtschreiber in prachtvoll instinktiven Aeußerungen fühlbar wird. Trotzig wippend, ein Kampfhahn, steht er vor den Kläffern, indes er Walther in fast jünglinghaftem Enthusiasmus befeuert. Gegen Den ist er, in wehmütiger Erinnerung an die eigne Jugend, voll väterlichen Wohlwollens; gegen Pogner von biderber Kollegialität; gegen David patriarchalisch streng; gegen Evchen behutsam. Für den Merker hat er eine schalkhafte Ironie und, gereizt, einen überlegenen Sarkasmus, der bei Beckmessers Ständchen grimmig wird. Hier macht er seinem bedrängten Herzen lärmend Luft, hier übertäubt er die Gefühle, in die ihn der Johanniszauber gesponnen hat, durch einen wilden Uebermut.

Der Beginn des dritten Aufzugs zeigt Bohnens Sachs noch unter der Einwirkung der tollen Nacht, inmitten des Läuterungsprozesses, im Stadium der Katharsis, die der Künstler zwingend logisch entwickelt und mit einprägsamster mimischer Kraft durchleuchtet. Tiefnachdenklich, beladen, noch ein wenig katzenjämmerlich sitzt er da, von der Morgensonne beschienen, die ihn mählich aufweicht. Durch den Lehrbuben vollends erheitert und versöhnt, gibt er dem überströmenden Weltgefühl Ausdruck im Wahn-Monolog, der zu einer wundersam vertraulichen, wie selbstverständlichen Aussprache mit dem Publikum wird. Unbefangen kann der Alte jetzt Pogners Tochter gegenübertreten, nachdem er seine Liebe still verschlossen hat. Wo der Schuh das Mädchen drückt, das weiß er, und dafür hat er ein ganz leises, bezeichnendes Lächeln. Wenn ihm Eva in ihrem Dankgefühl an die Brust sinkt, bricht seine Herzensnot in lautem Gepolter nochmals aus. Kraftvoll ist die Initiative, durch die er die Liebenden zusammenschließt, emphatisch, voll Ehrfurcht vor dem Schaffenswunder der Sang, mit dem er Stolzings Preislied in die Taufe hebt. Auf der Festwiese dann Gegenstand einer grenzenlosen Begeisterung, verliert der Meister für Momente das Gleichgewicht. Tränen treten ihm in die Augen, die Brauen ziehen sich schmerzlich zusammen: er wehrt ab und beginnt mit verschleierter Stimme seine Ansprache, die frei von Programmatik aus dem Augenblick geboren ist. Als Stolzing das Meistertum verleugnen will, hält Bohnen in schöner berechtigter Aufwallung eine Sekunde lang betroffen inne. Dann bringt er mit äußerster Steigerung, anscheinend einer spontanen Eingebung folgend, die prophetischen Schlußverse zu zündender Wirkung. Und wie man dem Mann nun einen Lorbeer öffentlich aufs Haupt drücken will, zuckt er zusammen, greift krampfhaft an die Stirn und entzieht sich in schämiger Verwirrung der Menge . . .

Der Gemeine von Alfred Polgar

Der Gemeine‘ von Felix Salten ist nicht, wie der Titel zu besagen scheint, ein Militärstück. Der Infanterist Josef Kernthaler erwischt seine Braut, die ihm schon ohnehin Kummer macht, bei dem Oberleutnant, dem er grade das Essen aus dem Wirtshaus bringt. Der Infanterist stürzt, wutkrank, ’gen das Mädchen. Der Oberleutnant wirft sich dazwischen, schreit: „Stehen Sie Habt Acht!“ Der Infanterist lehnt ab und schießt das Mädchen tot. Dann sagt er, bitterst: „So, jetzt kann ich Habt Acht stehen.“ Und tut, wie er sagt.

Es müßte kein Infanterist sein und kein Oberleutnant. Es könnte auch ein Commis sein, der seine Braut beim Prokuristen erwischt und, geschossen habend, bitterst sagte: „So, jetzt kann ich die Stoffreste übernehmen.“ Es könnte auch ein

Straßenbahnschaffner sein, der seine Braut beim Kontrollor erwischt und, geschossen habend, bitterst sagte: „So, jetzt kann ich meinen Stundenpaß vidieren lassen." Das Dienstverhältnis, in dem der Kernthaler steht, hat nichts mit dessen Liebestragödie zu schaffen. Der Militarismus ist schuldlos an dem Vorfall; das farbige Tuch nur farbiges Tuch für die Löcher des Schauspiels.

Doch: in einem gewissen ursächlichen Zusammenhange steht das Militär mit des braven Kernthaler Unglück. Als Soldat hat er nämlich wenig freie Zeit, kann nicht scharf genug auf seine Braut aufpassen. Solches aber täte not, denn sie ist, achtzehnjährig, noch kein gefesteter Charakter, vielmehr ein labiles Mädchen, strauchelbereit und überdies dem Einfluß einer sittlich angefaulten Familie — Volkssängerbagage — unterworfen. Indem also das Militär den Knaben aus Lichtental vom Mädchen aus Lichtental reißt, ihm gewissermaßen die Hände bindet, die er, in Zivil, über die Reinheit der Geliebten halten würde, fördert es das Geschäft der listigen Aphrodite, die bekanntlich der Tugend nur Fallstricke legt. In diese Wunde nun, von der allgemeinen Wehrpflicht dem Moralischen geschlagen, senkte, von zwanzig Jahren, der ‚Gemeine' den dramatischen Finger.

Erster Akt: im Kasernenhof vor dem Musterungszimmer. Urwienerisches Leben und Treiben. Angst und Leichtsinn, Spaß und Roheit in Lichtenthaler Mundart. Das oesterreichische Antlitz sowie sein Gegenteil werden sichtbar. Sehr viel Lokalfarbe, flink und sauber hingetupfte Typen und Figuren. Aus ihrer Fülle lösen sich einige, die öfters an die Rampe vortreten und mehr sprechen als die übrigen: der Josef Kernthaler und seine Mizzi, deren Bruder Volkssänger und dessen Freundin, Kernthalers Vater, der Baron Leutnant. Der Josef wird gemustert; ihm bangt um Mizzis sittliche Widerstandskraft, wenn er fern. Der Volkssänger tut mit den Offizieren intim (ein ekelhafter Kerl). Der Leutnant wirft ein hörbares Auge auf Mizzi. Des Volkssängers Freundin betätigt sich kupplerisch. Kernthalers Vater, ein braver lichtentaler Ur-Idiot, ist, wo er auch ist, „im Gemütlichen"; Tonnen von Heurigem, das spürt man, sind durch das verkalkte Gemäuer dieses Steuerzahlers schon gerieselt. Die Mizzi aber, die Mizzi speanzelt mit dem Leutnant. Man möchte rufen: Gib acht, du kleines Mädchen! . . . Gehe ins Kino, zum Sittendrama ‚Von Stufe zu Stufe', merk', wie's endet! . . . Entsinne dich des Liedes: „Im Suuumpfe der Großstadt . . . ein weeelkendes Blatt!" . . .

Zweiter Akt: Volkssänger-Garderobe, Typen und Figuren. Groteskes und Erbarmungswürdiges. So ist das Leben. So ist ‚das' Leben. Richtig haben sie's, der ekelhafte Volkssänger und seine Freundin, dahin gebracht, daß die Mizzi als Chan-

sonette auftritt. Und schon ist auch der Leutnant da mit einem Veilchenstrauß. Und schon regt sich das Mistviecherl, das in jeder Mizzi schlummert, auch in dieser. Da kommt der Josef. Wie muß er sie sehen? Im kniefreien Kleide. „So weit ists mit dir gekommen?" sagt er und blickt, wie alle Zuschauer, bewegt auf die niedlichen Beine des Fräulein Keller. Und: „Wenn du durch diese Türe gehst (— id est: auf das Podium —) ists aus zwischen uns." Kurzer Kampf des bösen mit dem guten Engel in Mizzis Brust. Dann geht sie über den Rubikon auf die Pawlatschen.

Dritter Akt: Bei Leutnant v. Dassinger. Ein Zufall will es, daß grade der Gemeine Josef Kernthaler ihm heute den Diener machen und das Essen holen muß. Die kupplerische Volkssänger-Freundin bringt dem Leutnant die Mizzi. Typisches Vorspiel zur Verführung des Mädchens aus dem Volke durch Baron, jäh unterbrochen von dem gemeinen Edelknaben, der, wie eingangs erzählt, mit Pistolenschuß dem Mädchen samt dem Schauspiel das finstere Ende bereitet.

Es ist ein Volksstück, und zwar ein talentiertes, gutes, lebendiges Volksstück, soweit es Milieu zeichnet, Figürchen schiebt, farbige Flecke setzt und Detail strichelt. Es ist ein sentimentalischer Schmarrn, soweit es Menschenschicksal nach innerer Logik aufbauen und Lebenslinien zu einer signifikanten Figur ineinander schließen will. Es ist gekonnt als Sittenbild und nicht gekonnt als Drama. Es ist angenehm und echt in seinen Sachlichkeiten, unangenehm und unecht in seinen Menschlichkeiten. Es ist amüsant, wo es schildert, und platt-dürftig, wo es handelt. Es ist begabt bis in die Fingerspitzen, vom Handgelenk angefangen.

Schade, daß Herr Edthofer, im Deutschen Volkstheater, vom Fleck weg in Düsterkeit machen muß. Ein wenig Humor-Präludium stünde ihm gut an. So trauerwandelt er durch das ganze Stück, ein Deutschmeister voll sittlichen Gehalts, ein infantériste macabre mit der Inschrift: Seht, wir Gemeinen sind doch bessere Menschen! Aber es ist erstaunlich, wie viel Kraft er seiner weich-liebenswürdigen Art abzuzwingen, wie er sein helles Wesen bis zur totalen Sonnenfinsternis abzudämpfen weiß. Die Mizzi ist Fräulein Hedwig Keller, ein Naturkind, dessen Echtheit Theaterkünste beschämt und von keiner Routine antastbar ist. Nur die spaßige Uebertriebenheit, die man ihr für den Coupletvortrag angelernt hat, wirkt als ein aufgeklebt Parodistisches, als gekünstelte Unnatur. Von dieser kleinen Störung abgesehen, bescherte das zierliche Fräulein mit jedem Wort und jeder Geste die Freude, einen Menschen auf der Bühne zu sehen, dessen Theaterspiel nicht ein Verwandeln, nur ein Verleihen ungetrübten eigensten Wesens ist, und das, jeder darstellerischen Absicht fern, sie eben dadurch restlos erfüllt.

Berlinische Xenien von Hans H. von Twardowski

Max Halbe

Der Erdgeruch — der Frühling — und so .
Er drischt noch immer das alte Stroh.
Er glich mal einen Poeten.
Die „Jugend“-Schuhe sind längst vertreten.

Gustav Meyrink

Einst war er Künstler — wie liegt das weit —,
dann begriff er geschwind das Zeichen der Zeit
und gab — der Ewers hielt die Schleppe —
die Metaphysik der Hintertreppe.

Rundschau

Henny Noske

Der Reichswehrminister Noske und die Filmkünstlerin Porten haben je ein Buch in die Welt gehen lassen, beide unter dem Titel: ‚Wie ich wurde‘. Damit uns das nicht durcheinander kommt — Gustav Porten und Henny Noske —, laßt uns nach der Chrie einen Vergleich ziehen: Henny Porten — Gustav Noske, Zwei Deutsche. a) Aehnlichkeiten. b) Die kleinen Verschiedenheiten. Schluß: Freuen wir uns, daß wir zwei solche Kerle . .

Noskes Büchlein zieren zwei Bilder. Einmal: der Noske von heute. Er sieht ungefähr aus wie ein trauriger Chocoladenfabrikant, dem eine kleine Spekulation schief gegangen ist. Dann: der junge Noske. Es ist nach diesem Bild nicht anzunehmen, daß die hohen Herren, die ihn heute in der Hand halten, sorglich in der Hand halten, auch den Jungen von damals umschmeichelt hätten. Sie hätten ihn — wären sie mit ihm in Berührung gekommen — stramm stehen lassen.

Das Büchelchen des Reichswehrministers ist, wie das Vorwort sagt, von bleibendem pädagogischen und volkserzieherischen Wert. Das hat uns noch gefehlt. „Werde einmal ein Noske!“ spricht der Pastor zu dem Täufling in der Kirche, während sich die Paten ergriffen schneuzen.

Was unterscheidet nun die bedeutende Filmschauspielerin und den unbedeutenden Reichswehrminister als Autobiographen?

Henny erzählt ihre kleinen Erlebnisse so hübsch dumm, wie es sich für ihr Publikum geziemt, und man kann ihr nicht böse sein.

Gustav draht auf, läßt in schlechtem Kolportagestil die Szenen seines Lebens an uns vorüber rollen, hier und da rutschen einige Verstöße gegen die Grammatik und die anständige Gesinnung durch, und wenns fertig ist, hat man ein rundes und klares Bild von dem vielmißbrauchten Mann.

Sie waren Beide etwas, sie sind Beide etwas geworden, und werden — wenn Gott will — auch etwas bleiben. Lasset uns beten.

*

Kaum war dies geschrieben, als Beide dementierten. Sie hätten von dieser Publikation in dieser Form nichts gewußt, sie hätten niemand ausdrücklich dazu autorisiert, sie lehnten alles ab, sie seien unbeteiligt und unschuldig. So Henny und Gustav.

Es hat sich aber der eigentümliche Fall ereignet, daß beide Male beide Biographen die Leben der

Beiden besser enthüllt haben, als die es selbst zu tun vermocht hätten, und es haben sich uns gezeigt:

Eine Filmkünstlerin mit der Seele eines Seifenplakats. Gott hab sie selig.

Und ein Reichswehrminister, der in dem verdächtigen Eifer der hohen Offiziere, mit denen er umgehen darf, und die ihm ungeheuer imponieren, nicht merkt, wie da Stellen um der Stellungsuchenden willen geschaffen werden, wie der alte Unfug genau so auflebt, wie er damals hoch zum Himmel blühte: mit Aemtern und Posten und Pöstchen und Dienststellen und Bureaustuben und Beförderungen um der Gehälter willen . . . und wie der ganze Apparat eine unangenehme Aehnlichkeit mit einer Hundehütte hat, darinnen ein Kettenhund sitzt, der die zerlumpten Bettler zähnefletschend ankläfft und dafür eine Wurst hingeworfen bekommt.

Ich mag keine Kettenhunde. Sie sind bösartig, wedeln mit dem Schweif und haben einen schlimmen Charakter.

Ach, entschuldigen Sie, haben Sie nicht einen andern Reichswehrminister? Dieser ist uns drei Nummern zu groß.

Ignaz Wrobel

Kleine Zeit

heißt ein Sammelband (der bei Fritz Gurlitt in Berlin erschienen ist) und von Alfred Polgar herrührt.

Erwägt man, daß Polgars Kritik — nicht am bedeutendsten, aber am amüsantesten funktioniert, wenn sie so einen rechten halbechten Schmalzfetzen oesterreichischer Prägung vor sich hat, ein Stück, aus allen Küchen der Literatur zusammengekocht, mit tausend Rezepten, abgeguckt und nachgemacht . . . und dabei doch mit der Prätention ganz großer Kunst: dann wird man verstehen, wie ihm diese schlechte Rühroperette gelegen kommen mußte: Die große Zeit, Spektakeldrama in fünf Jahren, nach einer Idee von Joseph von Lauff für die Weltbühne eingerichtet von Wilhelm Großkopf und Karlchen Kleinkopf, in Szene gesetzt von Oberspielleiter Erich Ludendörffer. Musik von Krupp und Skoda. Dekorationen vom lieben Gott. Im Souffleurkasten: Hans Mors.

Alfred Polgar hats ihr ordentlich gegeben. Wie er im Vorwort sagt: nur maskiert, nur mit der Sordine auf der Geige, nur gehemmt. Aber das macht wohl den Hauptreiz des Büchleins aus: daß die Dinge gesagt sind, ohne gesagt zu sein. Wie dumm muß die oesterreichische Zensur gewesen sein — Verzeihung, aber die deutsche war auch nicht schlecht —, wenn sie nicht merkte, daß Polgars Franzosen und Russen waschechte Oesterreicher sind: Musterung und Abschied auf dem Bahnhof und all das. Und in den Scherzen ist so eine Art fatalistischer Müdigkeit; es ist kein starker Grimm, kein Berserker fegt die Stuben rein — es hält sich nur Jemand die Nase zu, in tiefer — und leider nicht falscher — Erkenntnis, daß es ja alles doch keinen Sinn habe.

Und am witzigsten ist, wenn immer wieder gezeigt wird, wie der Mensch mit der Geschichte aufeinanderprallt — wie der Mensch unterliegt und sie übrig bleibt: ein Schemen, der Blut getrunken hat und doch leer ist. Am witzigsten ist es und am traurigsten.

Ich mag euch nicht die Rosinen herausnehmen, all die feinen kleinen Spitzen der Geschichten, die nur zum Teil in der ‚Weltbühne' gestanden haben — Ihr müßt das selbst lesen.

Dieser Eine hat das schier Unmögliche fertig bekommen: er hat sich die große Zeit vertrieben.

Peter Panter

Antworten

Arno Voigt. Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß die Gelegenheit für mich, von Ihrem Aufsatz über den ‚Fall Scheuermann‘ teilweise oder gar ganz Gebrauch zu machen, eines Tages noch kommen werde. Nachdem Sie dargetan haben, daß der sprichwörtliche Gott in Frankreich nie besser gelebt haben könne, als die deutschen Kriegsreporter in dem welschen Städtchen Charleville für unser Geld lebten, wie sie vom sichern Port gemächlich die „wackern Feldgrauen“ und ihre „leuchtenden Augen“ priesen, und wie in der hintersten Reihe am weitesten das alldeutsche Maul Herr Scheuermann aufriß — danach fahren Sie fort: „Wir Soldaten bekamen die Sache bald gründlich satt. Denn erstens redete hier Einer fortgesetzt an der Wirklichkeit vorbei, und dann verletzte uns dieser ewige Lobeshymnus. Wir fühlten in der Tatsache, daß wir täglich unser Leben riskierten, gar keinen Stolz, sondern sahen hierin stets nur eine Kalamität und freuten uns, wenn wir dieser aus dem Wege gehen konnten. Uns war der Kriegsberichterstatter lediglich der Neugierige, nie der Leidenskamerad, und darum schätzten wir ihn nicht als gleichberechtigt. Seelisch aber fühlten wir uns gekränkt, weil er uns immer aus der Versenkung hervorriß, uns den Leuten zeigte: Da seht die schönen bunten Federn, welch entzückender Piepmatz! Mit einem Wort: wir fühlten hier Unkeuschheit. Nun ist es gewiß gar nicht immer so leicht, dieser Versuchung zu entgehen, aber Herr Scheuermann hat hierin gradezu gewühlt. Im Einverständnis mit meinen Kameraden schrieb ich darum im ‚März‘ einen Artikel gegen diese Art von Kriegsberichterstattern, die uns Frontsoldaten immer nur Helden nennt und ganze Kübel Zuckerwasser über uns ergießt. Der Artikel erschien und erregte im Regiment einen Riesenbeifall. Auch sonst kamen von allen Seiten lebhafte Zustimmungen. Und eines Tages ließ Herr Scheuermann mir erklären, daß er mich verklagen werde. Ich wartete. Vergebens. Auf einmal aber wurde ich zum Divisionskommandeur befohlen, der sehr aufgebracht war. Was war geschehen? Herr Scheuermann hatte mich nicht verklagt, sondern vorgezogen, mich an der Stelle zu packen, wo ich allerdings sehr sterblich war: bei dem Verhältnis Vorgesetzter — Untergebener. Ich wurde bestraft. Der Divisionsadjutant sagte mir, ich solle mir keine grauen Haare wachsen lassen; es gehe nun einmal nicht anders. Denn die Oberste Heeresleitung verlange Meldung, und wenn die O. H. L. Meldung verlange, könne nicht etwa gemeldet werden, daß und wie sich die Sache aufgeklärt habe, sondern dann wolle man dort oben von Bestrafung hören. Es soll hier nicht über die Unwahrhaftigkeit, die würdelose Unterwerfung nach oben und die Notzucht nach unten gesprochen werden, die aus diesem Fall erhellt, sondern nur über Herrn Scheuermann. Wie charakterisiert sich dieser Herr? Er lobt und preist die Frontsoldaten bis zum Ekel. Aber welcher sittliche Gehalt steht hinter solchem Lob? Sobald er sich von einem Frontsoldaten, für den doch sein Lob auch mit gelten muß, gekränkt fühlt, verklagt er ihn nicht etwa (das bedeutete die Uebernahme eines Risikos, denn er könnte ja den Prozeß auch verlieren!), sondern er geht zum Vorgesetzten, um den, den er soeben noch ‚Helden‘ und ‚wackeren Feldgrauen‘ und Gott weiß was alles genannt, zu verpetzen. Herr Scheuermann, über dessen gänzliche Unkenntnis militärischen Wesens wir uns an der Front oft amüsiert haben, hatte doch die eine Seite des Militarismus erfaßt, und

zwar die unsittliche, die ja schließlich auch zur innern Zermürbung des äußerlich so stolz ausschauenden Baues der deutschen Armee geführt hat: die rücksichtslose Funktion der höhern Macht, die alles, was gegen sie ist, erbarmungslos umknickt, und der der Freimut ein Aerger ist. Und der die Soldaten so eifrig lobte, bediente sich gierig dieser Macht gegen dieselben Soldaten, wenn es in seine Zwecke paßte. Er verbrauchte ganze Liter Tinte, um über den Mut zu schreiben, und selbst trat er dem Gegner nicht einmal in einer Privatklage gegenüber, sondern verkroch sich hinter die O. H. L., wohl wissend, daß diese Konstellation keinen Kampf bedeute, sondern Disziplinverfahren gegen einen Wehrlosen. Diese Handlungsweise stand auf derselben sittlichen Stufe wie die Zurschaustellung, die er mit uns Soldaten in seinen unzutreffenden und geschmacklosen Zeitungsartikeln trieb; hier wie dort war die Tätigkeit des Herrn Scheuermann Prostitution. Und dieser Herr saß auf hohem Roß. Er war das Sprachrohr der O. H. L. und ein Mann, mit dem der Kronprinz ‚sich in einem wirklich offenen Gedankenaustausch bewegte'. Man bebt noch nachträglich bei der Vorstellung, wie Diejenigen, in deren Händen das Schicksal des deutschen Volkes lag, sich vor dessen Leiden die Augen verbinden ließen, und kann sich nur wundern, daß dieses Blindekuhspiel nicht schon früher zu einem Anprall geführt hat. Bis zuletzt aber blieben die maßgebenden Stellen blind, und einer der Haupttreiber, die stets gegen die Aufdeckung der tatsächlichen Zustände gearbeitet haben, war Herr Scheuermann. Hat er je den mühsälig beladenen, keuchenden, stinkenden und Ludendorff verfluchenden Soldaten, wie er der Normaltyp war, gezeichnet? Hat er auf die Unüberwindlichkeit der Amerikaner, Engländer und Franzosen hingewiesen? Nein! Auch als unsre Frontkompanien noch fünfzehn Mann Stärke hatten, als aus zwei Kompanien eine einzige formiert wurde, die dann auf zwölf Mann zusammensank, als auf jeden Mann, der durch das Wachen und die Grippe bis zu einem Schatten heruntergebracht war, zwei feindliche Flieger und ein feindlicher Tank kamen: selbst da schwärmte Herr Scheuermann noch für Fortsetzung des Kampfes. Er durfte das tun, denn erstens hatte er die Liebe zu unserm armen Vaterland in Erbpacht genommen; zweitens wollte man es bei der O. H. L. so hören, und drittens brachte es Riesenhonorare. Die Einen waren gefesselt, den Andern war alles erlaubt, so sie nur fromm waren. Und in ihrer Frömmigkeit übten sie ein Freibeutertum, wie noch keine Zeit es sah. Die freie Meinung war in Ketten geschmiedet, frei aber hob stolz sein Haupt Herr Scheuermann. Wäre es nach ihm gegangen, so stünde das deutsche Volk noch heute im Kriege. Nie gab es einen Mann, der so den übelsten Nationalismus anstachelte, wie dieser es tat. Der Geist dieser Sorte Männer, wenn man bei Herrn Scheuermann von Geist sprechen darf, zittert vor der Völkerverständigung. Im Kriege blühte ihr Weizen. Damit er nie aufhöre, zu blühen, redeten sie dem gänzlich zermürbten deutschen Volk ein, es sei noch lange nicht am Ende seiner Kraft. Herr Scheuermann hat dem deutschen Volke die Wahrheit gestohlen ..." Bis hierhin hatte ich grade — es war Anfang Juli — gelesen: da kam wieder die Post in mein stilles Nordseedorf, und diesmal blieb es nicht bei der Beschuldigung, daß der Reporter Scheuermann den Deutschen die Wahrheit gestohlen habe, die ihnen ja leider gestohlen werden kann. Unumwunden sprach eine längere Darlegung aus, daß er in Frankreich auch faßlichere Gegenstände gestohlen habe. Was auf den Seiten 179 und 180 der

Nummer 33 erschienen ist, war begleitet von folgendem Brief der ‚Deutschen Journalpost‘, dieser bekannten Korrespondenz der Herren Schweder und Hertzsch: „Der anliegende Aufsatz ist uns mit der Bitte um Veröffentlichung durch unsre Korrespondenz übergeben und von uns für die ‚Weltbühne‘ umgearbeitet worden. Der Verfasser versichert, daß Herr Scheuermann es nicht wagen wird, irgendetwas auf die darin enthaltenen Feststellungen zu erwidern. Sollte er dies jedoch tun oder gar Klage erheben, so bittet der Verfasser, auf das Zeugnis des Kriegsberichterstatters . . ., der Gattin des verstorbenen Kriegsphotographen . . ., des Oberstleutnants . . ., des Majors . . . und unsres Herrn Paul Schweder Bezug zu nehmen. Die Abgabe einer falschen eidesstattlichen Versicherung seitens des Herrn Scheuermann werden außerdem die Kriegsberichterstatter . . . und . . . eidlich bestätigen.“ Ich las zum zweiten Mal, was Sie mir geschickt hatten, und hielt daneben die neue Sendung. Eins stimmte zum andern: der Drückeberger zum Denunzianten, der Hetzer zum Beutemacher, der Stil zum Charakter. Trotzdem stellte ich aus Gewissenhaftigkeit Herrn Paul Schweder noch ein paar Fragen und erhielt darauf folgende Antwort vom siebzehnten Juli: „Ich beeile mich, Ihnen zu erwidern, daß der ‚Verfasser‘ des Scheuermann-Artikels (S. Renourdin) der Generaldirektor der französischen Nordwestbahn ist, in dessen Jagdschloß wir Kriegsberichterstatter während unsres Aufenthalts in Charleville wohnten, und in dessen schönen und sehr luxuriös ausgestatteten Räumen der verehrte Herr Kollege Scheuermann in seiner besondern Weise tätig gewesen ist, weshalb ich, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ein ganz Eingeweihter sich jetzt in der ‚Weltbühne‘ mit seiner Person beschäftige, dieses Pseudonym verwendete. Ich bekenne mich also als den Urheber des Artikels und stehe selbstverständlich für die Einzelheiten ein. Nur wollte ich nicht ohne Not schon jetzt mit meinem eignen Namen hervortreten, da ich erst einmal abwarten möchte, ob Scheuermann es überhaupt wagen wird, die behaupteten Tatsachen in Abrede zu stellen und Sie damit zum Wahrheitsbeweis zu zwingen.“ Begreifen Sie nunmehr, lieber Herr Arno Voigt, daß es mir richtig erschien, Herrn Paul Schweder noch vor Ihnen zum Wort zu verstatten? Das waren ja tolle Beschuldigungen, und es lag im Interesse des saubern Teils unsrer Presse, daß ein Mitglied von dieser Beschaffenheit ausgestoßen würde. Aber eben drum konnte garnicht sorgsam genug zu Werke gegangen werden. Hier stand die Existenz eines Menschen auf dem Spiel, der für unsereinen ein Mensch blieb, auch wenn ihm selber zeitlebens jede menschliche Regung fremd gewesen war; und ich hatte aus dem Talmud gelernt, wie der Mitmensch sich in solchem Fall zu verhalten habe. Ich wälzte die Sache Tag und Nacht, und schließlich, da ich seit vielen Wochen weit von Berlin entfernt ein ziemlich vegetabilisches Dasein führte und keine Ahnung hatte, wieviel von dieser literarischen Kriminalaffäre zuhause bekannt wäre, und was Reichshauptstädter dazu meinten, so erbat ich schriftlich den Rat zweier nicht minder angesehener als gerechter Redakteure und Schriftsteller. Der eine antwortete: „Abzug, Scheuerfrau! Mit dem Schrubber wird sie gegen Dieses und gegen die Zeugen-Phalanx nicht ankönnen. Immer feste druff!“; und der andre antwortete: „Vorausgesetzt, daß Ihr Gewährsmann Ihnen vertrauenswürdig erscheint, dürfen Sie nicht allein, sondern müssen diese Pestbeule aufstechen.“ Das bestimmte mich nicht; aber es bestärkte mich in dem Gefühl, das ich von Anfang an gehabt hatte: daß es meine verdammte

Pflicht und Schuldigkeit sei, auch hier wieder, wie seit einem halben Menschenalter jede Woche einmal, meine Haut zu Markte zu tragen, wenn Hoffnung war, die dicke Atmosphäre unsres öffentlichen, teils zu öffentlichen, teils zu wenig öffentlichen Lebens ein bißchen zu reinigen. Der Reinigungsversuch erfolgte, nachdem ich fast einen Monat gebraucht hatte, um alle meine Skrupel und Zweifel zu besiegen, endlich am siebenten August. Und schon drei Tage später stand in der Deutschen Tageszeitung nicht etwa, was für Beschuldigungen welches Blatt gegen ihren Reporter vorgebracht habe — denn dann hätten sich ein paar Leser ihn vielleicht einmal doch bei Lichte besehen —, sondern von ihm höchstselber diese Erklärung: „Ein Herr Siegfried Jacobsohn erdreistet sich, Angriffe gegen mich und meine Kriegsberichterstattertätigkeit zu richten. Da ich nicht für Jacobsohn Reklame machen will, habe ich die Angelegenheit meinem Anwalt zur gerichtlichen Verfolgung übergeben." So viele Zeilen, so viele Lügen. Nicht ein Herr Siegfried Jacobsohn hatte sich erdreistet, sondern klar und deutlich war sichtbar, daß ich ein eingesandtes Manuscript zum Drucke befördert hatte. Nicht gegen eine vergiftende Kriegsberichterstattertätigkeit, die ja bedauerlicherweise schwer vor Gericht zu stellen ist, richteten sich die Angriffe: sie gingen auf schlichtbürgerliche Vergehen, für die es von jeher eine Beweisaufnahme mit Zeugeneiden gegeben hat. Aber kein Zeitungsturnier, das sich auf mein und des Gegners Blatt beschränkte, konnte, wenn dieser in der Lage war, die Beschuldigungen abzustreiten, und sich zutraute, ein polemisches Tänzlein mit mir zu wagen, solche Reklame für mich machen wie eine Gerichtsverhandlung, die durch die ganze Presse lief. Ich saß also, in Erwartung der Klage, zwischen sandigem Kliff und samtener Heide gedankenvoll vor mich hin: da trat lächelnden Galgenantlitzes ein baumlanger Kerl mit einer Zuhältermütze auf mich zu, fragte mich freundlich, ob ich Herr Jacobsohn sei, erfaßte mit einem Viertelblick, daß mein Scheitel günstigstenfalls bis an den obern Rand seines Jägerhemds reichte, und schlug dann beruhigt auf mich ein. Sie, lieber Herr Arno Voigt, der Sie niemals das Mißvergnügen meines Anblicks gehabt haben, werden nicht leicht ermessen, ein wie grenzenlos aussichtsreiches und heldisches Unternehmen ein Ueberfall auf meine Wenigkeit im Sinne des Wortes ist. Aber da man nie sicher weiß, so hatte der Wegelagerer sich offenbar doch erst Mut getrunken. Er schrie jedenfalls, wie nüchterne Mitbürger selten schreien. Dazu war die Ausdünstung höchst verdächtig. Mir wurde speiübel. Trotzdem zog ich mir bei der Abwehr eine Verstauchung des rechten Daumens zu. Und sah ziemlich unüberrascht, daß Goliath von einem Hausknecht seines Formats sich ohne den mindesten Widerstand hinauswerfen ließ. Und erkannte, daß dem Verdienste stets, wenn auch manchmal spät, seine Krone wird. Der stattlich ragende Zeitungsschreiber, der ein Lustrum hindurch alles aufgeboten hatte, um die Nachteile und die Schande der Reklamation loszuwerden, und immer wieder dazu verurteilt worden war, den Homer beim Opfertode der deutschen Brüder zu machen — der wollte den Frieden nicht ratifiziert wissen, ohne selber schnell noch Achill zu werden. Er landete tapfer auf einer der nordfriesischen Inseln und errang im Nahkampf mit meinen neunundachtzig Pfund Lebendgewicht den so lange schmerzlich entbehrten Kriegerlorbeer. Und es ist eigentlich jammerschade, daß über dieses Heroengemälde demnächst eine andre Jury als die aesthetische ihre Stimme abgeben wird.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Deutschlands Zerreißung von Heinrich Ströbel

Die Entente hat von Neuem, und diesmal mit nicht zu überbietendem Nachdruck, erklärt, daß sie einem Zusammenschluß Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs nicht dulden wird. Nicht nur im endgültigen Friedensvertrag für Oesterreich, sondern auch durch das neue Ultimatum an Deutschland. Diese Note nennt den Absatz 2 des Paragraphen 61 der deutschen Verfassung, der die Zulassung Oesterreichs zum Reichstag ausspricht, eine förmliche Verletzung des Artikels 80 des von Deutschland unterzeichneten Friedensvertrages und fordert die schleunigste Kraftloserklärung des anstößigen Paragraphen. Willfahre Deutschland dieser Forderung nicht, so werde die Entente ihre Besetzung sofort auf das rechte Rheinufer ausdehnen, unter Vorbehalt weiterer Maßnahmen. Die deutsche Regierung scheint uns den Ernst der Ententeaktion zu verkennen, wenn sie sich durch eine „authentische Interpretation“ aus der Affaire ziehen zu können glaubt: durch die Erklärung, daß der Artikel 61 Absatz 2 solange außer Kraft bleibe, bis dereinst der Völkerbund seine Zustimmung zu der Vereinigung gegeben habe. Man könnte diesen Ausweg leicht als Provokation empfinden, zumal man den Einwand, daß die Nationalversammlung binnen vierzehn Tagen die notwendige Verfassungsänderung nicht vornehmen könne, schwerlich als durchschlagend anerkennen wird. Man will eben kein durch Oesterreichs Anschluß vergrößertes und verstärktes Deutschland, und darum wird man auch nichts dulden, was eine Vorbereitung auf diesen Zusammenschluß darstellt. Und kann es eine wirksamere Vorbereitung, eine wuchtigere Demonstration für die Vereinigung geben, als einen vorläufig suspendierten Verfassungsparagraphen?

Daß Deutsch-Oesterreich in seiner erzwungenen Isolierung ein politisch und wirtschaftlich lebensunfähiges Gebilde ist, das dem Bankerott und damit den ärgsten inneren Verzweiflungsausbrüchen entgegengetrieben wird, ficht die Entente so wenig an, wie die Erwägung, daß der nationale Einigungswille eines Volkes von gemeinsamer Sprache und Kultur auf die Dauer von keiner Macht der Welt niedergehalten werden kann. Die Entente, namentlich ihr stärkstes kontinentales Glied Frankreich, hat nun einmal eine wahnsinnige Angst vor einem geeinten und starken Deutschland, das es für den Träger des Revanchegedankens hält. Nur dadurch glaubt Frankreich sich schützen zu können, daß die Schwächung, die Deutschland durch den Frieden von Versailles erfahren hat, eine dauernde bleibt, daß der Verlust Posens und Elsaß-Lothringens vor allem nicht durch den Anschluß Oesterreichs an Deutschland wieder ausgeglichen wird.

Die Reden der Barthou und Tardieu in der französischen Kammer beweisen erneut, wie diese Angstvorstellung von einem deutschen Vergeltungskrieg alle bürgerlichen Gemüter beherrscht, wie sie den Angelpunkt aller Abmachungen zwischen den Entente-Mächten bildete. Marschall Foch hatte, ein ebenso kurzsichtiger Gewaltpolitiker wie die deutschen Militärs, durch die Annexion von sieben Millionen Deutschen die bekannten „Sicherungen" schaffen wollen. Die französische Regierung hatte es für ausreichend gehalten, wenn das ganze linksrheinische Gebiet in einen Pufferstaat verwandelt werde. Erst Wilsons Einspruch und die Haltung Englands zwangen Frankreich, sich mit der befristeten Besetzung des linken Rheinufers und den Bündnisverpflichtungen Amerikas und Englands zu begnügen. Aber Oesterreichs Anschluß an Deutschland, der die Machtverminderung Deutschlands reichlich ausgeglichen hätte, will nun Frankreich auf keinen Fall dulden, und es hat dabei die übrigen alliierten Staaten, mit Ausnahme Italiens, völlig auf seiner Seite.

So kurzsichtig und ungerecht diese Politik Frankreichs und der Entente ist und so brutal sie das Selbstbestimmungsrecht Deutsch-Oesterreichs vergewaltigt — nur ehrliche Demokraten und Pazifisten haben ein Recht, die Entente deshalb zu schelten. Die aber bilden auch im neuen Deutschland noch immer eine Minderheit. Nationalistische Großsprecherei und militaristisches Abenteurertum herrschen heute wie vor einem Jahr, wo man noch, unmittelbar vor dem militärischen Zusammenbruch, alle Friedensbestrebungen ächtete. Wenn ein Winnig die Idee des Dauerfriedens blutig verhöhnte, wenn der bayrische Oberstkommandierende bei der Uebergabe des Oberbefehls an Noske die deutsche Heeresorganisation als den Pfeiler der neu zu gewinnenden nationalen Größe feierte, wenn die Goltz und Consorten bereits unter verächtlicher Beiseiteschiebung der schwächlichen, allzulange nachsichtigen Regierung das Herrenrecht des Säbels praktizieren, so finden die Barthou, die über den „neuen Geist" in Deutschland spotten, natürlich lauten Beifall. Das Argument, daß die Entente durch ihre auf Schwächung und Zerstückelung Deutschlands gerichtete Politik gerade den deutschen Nationalismus and Militarismus stimuliere, findet drüben wenig Beachtung. Es gebe, sagt man, einfach kein anderes Sicherungsmittel gegen ein Deutschland, das im Innern völlig wilhelminisch und ludendorffisch geblieben sei und selbst in seinen proletarischen Auflehnungsversuchen nur den Geist bolschewistischer Gewaltpolitik verrate. Gegen diesen Geist der Gewalt könne man sich nur durch Machtmittel schützen, durch Gebietsamputationen, durch Schaffung neuer Staatengebilde, durch Koalitionen und, wenn es gar nicht anders gehe, durch erneute militärische Aktionen. Wolle es der deutsche Militarismus

durchaus auf eine neue Kraftprobe ankommen lassen, so werde man auch auf diese Eventualität vorbereitet sein. Und wenn in Deutschland umgekehrt der Bolschewismus ans Ruder kommen sollte, so werde man auch gegen ihn einen schützenden Kordon zu ziehen wissen, bis er zusammenbreche, wie in Ungarn. . . .

In Ungarn hat die Sowjetherrschaft freilich rasch genug ihre innere Unhaltbarkeit bewiesen. Unsre Skepsis diesem verzweifelten Experiment gegenüber hat auch hier, wie im Münchner Falle, recht behalten. Und nicht überwiegend die äußern Schwierigkeiten haben der sogenannten Rätediktatur ein Ende gesetzt, sondern die inneren Unmöglichkeiten dieses Systems. Rumänien und die Tschecho-Slowakei, gegen die Ungarn sich zu wehren hatte, waren selbst so schwächliche, militärisch so minderwertige Gegner, daß sie einem innerlich gefesteten Staatswesen kaum gefährlich geworden wären. Aber die Rätediktatur schuf sich innere Widersacher und unüberwindliche ökonomische Widerstände. In Industrie und Landwirtschaft scheiterte die Sozialisierung an den unentwickelten Zuständen und der mangelnden Reife der Menschen. Die Verwirklichung des Sozialismus ist nur schrittweise durchführbar, in den reifsten Wirtschaftsbetrieben, mit geschultestem Menschenmaterial. Die Uebereilung brachte Mißgriffe aller Art, die Mißgriffe verursachten Stockung und Verwirrung. Und der neue Verwaltungsapparat wurde, wie in Rußland, wie in jedem Lande, das mit brutaler Gewaltsamkeit zu sozialisieren versucht, zu einer Brutstätte der Korruption. So unterminierten Hunger, Desorganisation, Verzweiflung die Räteherrschaft, bis die Armee auseinanderstob und eine Bourgeois- und Offiziersclique durch einen Handstreich die Gewalt an sich riß. Der Bolschewismus wurde zum Schrittmacher der Reaktion, die noch immer in Budapest herrscht, denn noch haben die Kreaturen des Habsburgers nicht zu Gunsten einer demokratischen Koalitionsregierung abgedankt. Sie hoffen noch immer auf die Hilfe von außen, sei es die der Rumänen, sei es die der französischen Militärs. Hatte sich doch der französische Oberstkommandierende auf dem Balkan, Franchet d'Esperey, ernstlich in dem Gedanken gewiegt, sich des habsburgischen Verwesers als einer Puppe im internationalen Machtspiel bedienen zu können.

Inzwischen scheint wenigstens die französische Regierung das Kompromittierende eines Zusammengehens mit Habsburgern und reaktionären Magnaten begriffen zu haben und auch den rumänischen Eigenmächtigkeiten in Ungarn nicht länger geduldig zuschauen zu wollen. Und sie handelte nur klug, wenn sie energisch vorginge und sich durch Rumäniens Drohung, durch

völlige Zurückziehung ihrer Truppen Ungarn von neuem ins Chaos zu stürzen, nicht schrecken ließe. Dann würde zwar die reaktionäre Diktatur rasch zusammenbrechen, aber kaum eine neue Sowjetherrschaft entstehn, die doch allzusehr diskreditiert ist. Michael Karolyi schilderte kürzlich in der ‚Wiener Arbeiter-Zeitung' die Geschichte seiner Abdankung. Seine Regierung habe seinerzeit zwar zu Gunsten einer rein sozialistischen Regierung abdanken wollen, doch habe er dabei keineswegs an die Rätediktatur gedacht, die dann proklamiert worden sei. Dennoch glaube er auch heute noch, daß die arbeitende Menschheit das endgültige Schicksal Europas gestalten werde, nicht ein Häuflein von Heerführern und Diplomaten. Auch das Dogma von der Heiligkeit des Privateigentums im alten Sinne sei nicht mehr aufrecht zu erhalten. Aehnliche Gedanken hatte schon vor ihm ein demokratisches Mitglied seiner Regierung, der Budapester Universitätsprofessor Oskas Jaszi, ausgesprochen. Er sehe nur zwei Wege: entweder komme es unter dem Protektorat der rumänischen Bojaren zu einem Zurückgreifen auf das alte Regierungssystem, zu einer Allianz von Feudalismus und Wucherkapital, oder, bei einer klugen und energischen Förderung durch die Entente, zu einer Koalitionsregierung aller werktätigen Schichten, der Arbeiter, Bauern, Kleinbürger. Diese Koalitionsregierung müsse dann durch eine Politik der wirklichen Demokratie, durch Schaffung eines freien und unabhängigen Bauernstandes, Arbeiterschutz, intensive landwirtschaftliche Mehrproduktion, wahre Selbstverwaltung der Lokalzentren, moderne Schulen, gerechte progressive Steuern den ruinierten Staat und das zerrüttete Gesellschaftsleben wiederaufzubauen suchen. In der äußeren Politik aber dürfe es keine Revanchepolitik geben, sondern engen wirtschaftlichen Anschluß an die neu entstandenen Nachbarstaaten.

Ist die Entente nicht völlig blind, so schlägt sie sich auf die Seite der Demokratie. Freilich hängt es auch von den Volksmassen in Ungarn ab, ob die Entente einen Pakt mit der Volksherrschaft für möglich hält. Vor die Wahl zwischen Bolschewismus und Reaktion gestellt, wird sie selbst einem reaktionären Regime den Vorzug geben, das die schlimmsten Gefahren des Nationalismus und Militarismus einschließt.

*

Die Furcht vor dem Bolschewismus beherrscht auch die Entente-Politik gegenüber Deutschland. Als vor einigen Tagen bekannt wurde, daß die Entente bereit sei, das Tempo der deutschen Abrüstung zu verlangsamen, um die deutsche Regierung angesichts der während des Winters zu erwartenden proletarischen Umsturzversuche nicht wehrlos zu machen, schlug die links-

sozialistische Presse großen Lärm. Als ob das nicht längst vorauszusehen gewesen, nicht auch von uns mehr als einmal vorausgesagt worden wäre! Und wenn die Blätter der U. S. P. D. jetzt zehnmal der deutschen Regierung Liebedienerei gegen die Entente und der Entente perfiden Verrat an der Demokratie vorwerfen, so ändert das nichts an der harten, für die demokratische und kulturelle Entwicklung Europas so bitteren Tatsache, daß die deutsche Reaktion und der deutsche Militarismus in dem Entente-Militarismus eine starke Stütze gefunden haben.

Die Alliierten sind durchaus nicht so einfältig, daß sie die Gefahren einer so sonderbaren Waffenbrüderschaft nicht begreifen. Aber sie halten den Bolschewismus für eine solche Gefahr der Weltkultur, daß sie selbst den eben erst mit verzweifelter Kraftanstrengung gebändigten preußischen Militarismus als brauchbaren Helfer gegen die kommunistische Weltrevolution betrachten. Nur sinnt natürlich die Entente gleichzeitig auf Mittel, um trotzdem den deutschen Militarismus nicht allzu mächtig werden zu lassen. Solche Mittel sind ihr die Schwächung Preußens, die Verhinderung des Anschlusses Deutsch-Oesterreichs an das Reich, die Politik der Schaffung unabhängiger deutscher Republiken. Je energischer sich im Laufe der inneren Kämpfe in Deutschland die Reaktion durchsetzt, je sichtbarlicher der alte nationalistische und militärische Geist wieder aufersteht (nicht einmal der deutsche evangelische Kirchentag in Dresden wollte ja den Rachegedanken begraben!), desto rücksichtsloser werden die Alliierten auf die Schwächung Deutschlands bedacht sein. Oberschlesien wird man dann sicher Polen in die Hände zu spielen wissen, und die Abtrennung der Pfalz, die Rheinische Republik, die nicht bloß linksrheinisches Gebiet umfaßte, wären unausbleiblich. Zwar gibt es in Deutschland Leute, die schon innerhalb eines Jahres den inneren Zerfall der Entente, die Zerreißung des Versailler Vertrags und die Wiederherstellung der deutschen Grenzen von 1914 erhoffen; allein die Mehrheit dürfte doch noch normal genug sein, um nicht an den Erfolg einer erneuten Kraftprobe zu glauben. Und auch der Trost, daß die Zerreißung Deutschlands nicht ewig sein könne, wäre sehr mager. Sicher würden sich in jedem Falle die Glieder der deutschen Nation einmal wieder zusammenschließen — aber würde das eine generationslange Ohnmacht und Zerklüftung für uns Heutige erträglicher machen?

Und es gäbe ein so einfaches Mittel, um den Triumph der deutschen Reaktion und damit den Sieg der französischen Zerstückelungsabsichten zu verhindern: den Zusammenschluß aller demokratischen Kräfte in Deutschland. Die deutsche Arbeiterklasse brauchte sich bloß auf ein vernünftiges Aktionsprogramm zu einigen, um allen Chauvinisten und Militaristen diesseits und jenseits der Grenzen gründlich das Konzept zu verderben.

Der Spielclubunternehmer von einem Rechtanwalt

Selten noch hat auf einem rechtlichen Gebiet in dem Kopf der Laien solch eine Verwirrung und bei den maßgebenden behördlichen Stellen solch eine tastende, in dem Mangel einer klaren Rechtsauffassung begründete Unsicherheit geherrscht wie auf dem Gebiet des Spielclubwesens. Das laisser faire, laisser aller, das die Stellungnahme der Behörden zu den Spielclubs nach der Revolution kennzeichnete, hat die bekannten Uebelstände gezeitigt, die zu der vor mehreren Monaten ergangenen Verfügung des Oberkommandos geführt haben. Der Zweck dieser Verfügung war die Durchführung einer reinlichen Scheidung zwischen existenzberechtigten und nicht existenzberechtigten Spielclubs. Tatsächlich aber lief ihre Durchführung erst recht wieder in einen vollständig verworrenen Rechtszustand aus, da eine ganze Reihe solcher Clubs, die notorisch unter die von der Verfügung ausdrücklich verpönten Kategorien fielen, bestehen blieben und heute noch bestehen. Die Auguren lächelten . . . Inzwischen schossen neue Clubs wie Pilze aus der Erde und setzten sich selbst in den idyllischsten Erholungsstätten fest. Und während man von ernster Seite nach der Landespolizeibehörde rief, war zeitweise sogar zu lesen, daß das Finanzministerium die Besteuerung der Spielclubs regeln, sie also liebevoll unter seine Fittiche nehmen wolle.

Um die Zerfahrenheit, die die rechtliche Behandlung des für die Volksethik und Volkswirtschaft immerhin nicht ganz unwichtigen Gebietes zur Zeit beherrscht, durch einen Rechtszustand abzulösen, durch den alle diese rechtlichen Unstimmigkeiten und die durch ihn bedingten tatsächlichen Auswüchse ausgeschaltet werden, gibt es ein sehr wirksames Mittel. Man beseitige den häßlichsten und widerwärtigsten Ausläufer des Spielclubunwesens: den privaten Unternehmergewinn. In dem Augenblick, wo man ihm gründlich zu Leibe geht, stellt sich von selbst eine Ordnung der Dinge ein, die kriminalpolitischen, ethischen und wirtschaftlichen Erwägungen in gleichem Maße gerecht wird. Zahlen sprechen. Von sachkundiger Seite werden die Beträge, die seit Januar dieses Jahres in die Kasse der berliner Spielclubs und von dort in die Hände der Unternehmer geflossen sind, auf über achtzig Millionen Mark geschätzt. Man weiß, wie das gekommen ist. Jeder, dem es grade einfiel, machte einen Club auf. Die erforderliche juristische Garnitur, die er der Gründung als der eines Vereins zu geben hatte, war billig und leicht zu beschaffen. Das „non olet“ wirkte als zeitgemäße Narkose beschwichtigend auf gesellschaftliche oder andre Bedenken, soweit sie vorhanden waren. Auch bei mäßigem Geschäftsgang war, ungeachtet aller Konkurrenz, der dem Unternehmer zufließende

Gewinn, nach normalen kaufmännischen Begriffen gemessen, unerhört. Es wäre aber falsch, den Unternehmergewinn nur da zu suchen, wo der private Unternehmer sichtbar in die Erscheinung tritt. Um viel größern Gewinn, der aus der Spielleidenschaft Dritter gezogen wird, handelt es sich zumeist da, wo die Beträge auf versteckten Wege aus der Clubkasse in private Hände wandern. Unter diese Methode der Verschleierung fällt es insbesondere, wenn der Vorstand von Spielclubs, der nach den Statuten ehrenamtlich bestellt ist, sich durch eine hierzu eingesetzte Kommission gefügiger Clubmitglieder in bestimmten Zeitabschnitten aus den Clubeinkünften ein sogenanntes Honorar, in Wirklichkeit eine Rente, zuweisen läßt, die die Bezüge des Reichspräsidenten erheblich übersteigt. Soll die hier vorgeschlagene Regelung umfassend und wirksam sein, so muß diese verschleierte und deshalb doppelt bedenkliche Ueberführung der Clubgelder in private Hände von ihr ebenso erfaßt werden wie der offen zutage liegende Unternehmergewinn.

Um dem offenen und versteckten Unternehmergewinn beizukommen, ist eine einfache rechtliche Handhabe gegeben. Man muß sich über den Tatbestand klar werden, der ihm zugrunde liegt. Der durch das Spiel in einem bestimmten Kreise bedingte endlose Geldumlauf, der auf die Dauer notwendig in größerm oder geringerm Maße an dem Vermögen aller am Spiel Beteiligten zehren muß, hat einen ruhenden Pol: die Hand des Unternehmers. Er steht schmunzelnd dahinter, wenn am Spieltisch die Opfer fallen. Diese Opfer des von ihm inszenierten Spielbetriebes sind seine Nahrung. Es leuchtet ein, daß eine Erscheinung, die dermaßen jedem Sittenbegriff zuwider ist, irgendwie durch unsre Rechtsordnung muß gefaßt werden können. In der Tat fällt sie unter das Strafgesetzbuch. Nach diesem ist Derjenige strafbar, der „aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht". Allerdings kommt als gewerbsmäßiger Glücksspieler nach reichsgerichtlicher Entscheidung nur in Betracht, wer als Mitspieler irgendwie am Spiel beteiligt ist. Allein es kann keine Frage sein, daß dieser Standpunkt — den übrigens das Reichsgericht vor längerer Zeit und nur gelegentlich ohne gründliche Abwägung der maßgebenden Gesichtspunkte zum Ausdruck gebracht hat, und der auch inzwischen in der Literatur (siehe Rönneberg: Das Glückspielstrafrecht) scharf bekämpft worden ist — nach der Klärung, die durch die neuerliche Entwicklung der Dinge die zu beurteilenden tatsächlichen Verhältnisse erhalten haben, einer Nachprüfung nicht standhalten würde. Denn die für die Bestrafung des gewerbsmäßigen Glückspielers bestimmenden gesetzgeberischen Gründe, das Sittenwidrige und Unwirtschaftliche seines Tuns, treffen doch in viel höherm Maße auf Denjenigen zu, der aus dem von ihm veranstalteten und betriebenen „Glückspiel" Dritter „ein Gewerbe macht" als auf

Denjenigen, der im eignen Spiel seine Haut zu Markte trägt. Da fast ausnahmslos die offenen und versteckten Spielclubunternehmer ein andres Gewerbe nicht betreiben, so möchte man meinen, daß typischer als in ihrer Person die Erfüllung der gesetzlichen Voraussetzungen garnicht denkbar ist. Hinzu kommt, daß auch nach dem anfechtbaren Standpunkt des Reichsgerichts derjenige „Glückspielhalter" sich strafbar macht, der sich am Spiel, wenn auch nur vorübergehend, beteiligt. Diese Voraussetzung aber trifft erfahrungsgemäß auf fast alle Unternehmer und ihnen gleich zu setzende Vorstände von Spielclubs zu.

Diese Rechtslage gibt nun aber der Verwaltungsbehörde ein für die Regelung des Spielclubunwesens ausreichendes und in seinen Ergebnissen befriedigendes Unterscheidungsmerkmal an die Hand. Sie hat damit eine begründete verwaltungsrechtliche Handhabe, gegen alle die Clubs vorzugehen, deren Verwaltung und Leitung jenen strafbaren Tatbestand in sich schließt. In dem Augenblick, wo die Behörde, auf dieser rechtlichen Grundlage fußend, diejenigen Clubs verpönt, deren Daseinszweck in den Dienst offenen oder versteckten privaten Gewinns gestellt ist, vollzieht sich automatisch die jetzt von ihr vergeblich angestrebte reinliche Scheidung. Zugleich entfällt auch, sobald der private Gewinn unterbunden wird, das Motiv für alle die überzähligen und grade in ihrer Ueberzahl mit Auswüchsen notwendig verknüpften Spielclubgründungen. Uebrig bleiben dann nur diejenigen wirklichen Vereine, deren angesammeltes Vermögen entweder wieder den Mitgliedern selbst oder andern außerhalb des Spiels liegenden ernstern Zwecken ausschließlich zugute kommt, und die dadurch ohne weiteres die Gewähr bieten, daß das rein gesellschaftliche Moment, wenn es auch im Wesentlichen im Spiel begründet ist, für ihr Dasein bestimmend ist.

Aber die Sache hat auch eine finanzpolitische Seite. Unsre Finanzen sind in argen Nöten, und keine, wenn auch noch so wenig ergiebige, Steuerquelle, so heißt es, darf unausgenutzt bleiben. Es ist verständlich, daß die Finanz-Verwaltung sich zu einer allgemeinen Besteuerung der Spielclubs aus ethischen Gründen nicht entschlossen hat und sich auch wahrscheinlich nicht wird entschließen können, weil damit eine Billigung des Spielclubunwesens in maßgeblicher Form öffentlich ausgesprochen wäre. Der ethische Gesichtspunkt entfällt aber bei einer Maßnahme, die rückwärts gerichtet ist. Wenn schon die Kriegsgewinne zu einem erheblichen Teil steuerrechtlich eingezogen werden — warum sollte man sich nicht entschließen, die privaten Clubunternehmergewinne, die im Lauf des letzten Jahres eingeheimst wurden, im Wege der Steuergesetzgebung zu konfiszieren? Bei richtiger technischer Erfassung, die einem mit den Spiel-Dingen betrauten Verwaltungsressort ein Leichtes ist, wäre es eine ganz erkleckliche Summe, die die Steuerverwaltung

damit hereinholen könnte. Eine solche Maßnahme wäre nicht nur ethisch begründet, da sie eine wirtschaftlich gänzlich ungerechtfertigte und für die bürgerliche Auffassung widerwärtige Einnahmequelle treffen würde, sondern sie würde zugleich auch einen steuerlichen Ausgleich schaffen, dessen Bedeutung man nicht unterschätzen möge. Die nächsten Steuererklärungen werden darüber belehren, wieviel Vermögen bei dem ungewöhnlichen Umfang, den der Spielbetrieb in Deutschland angenommen hat, der Besteuerung mit der nicht zu widerlegenden Begründung entzogen wird, daß sie durch Spielverlust zugrunde gegangen sind. Diese Spielverluste sind zum weitaus größten Teil dem Spielunternehmer zugeflossen. Es ist deshalb nicht mehr als ein billiger Ausgleich, wenn an ihm die Finanzwirtschaft sich schadlos hält.

Videant consules! Noch niemals waren Zustände, wie sie auf diesem Gebiet seit der Revolution von der Behörde geduldet werden, das Zeichen eines kulturell und wirtschaftlich aufstrebenden Gemeinwesens. Es wäre allzu bequem, diese Tatsache mit dem Hinweis abzutun, daß dabei Ursache und Wirkung verwechselt werden.

Die Blutprobe des Herrn von Graefe

von Johannes Fischart

Neulich, in den letzten weimarer Tagen der Nationalversammlung, bat mich Herr von Graefe in den Wandelräumen um eine Unterredung. Wir traten uns zum ersten Male persönlich näher. Graefe lachte: „Sehen Sie sich mein Haar auf dem Kopf und im Bart an. Habe ich wirklich noch kein einziges graues Härchen, wie Sie in Ihrer Portraitskizze schrieben? Ich glaube, Sie werden sie nicht alle zählen können.“

Richtig, hier und dort fing das blonde Haar schon ein wenig zu schimmeln an. Mein Gott, man lebt nicht umsonst fünfzig Jahr, flott, forsch und schneidig.

„Aber,“ fuhr Herr von Graefe fort, „das ists nicht allein, was ich an Ihrem mir gewidmeten Artikel bemängele. Ich habe noch ein anderes Haar darin gefunden. . . .“

„Was für ein Haar? . . .“

„Sie schreiben, meine Vorfahren seien früher, vor einigen Generationen, einmal jüdisch gewesen. Zwar wüßten Sies nicht genau, aber Sie registrieren doch die Legende.“

„Was für eine Legende?“

„Ja, ein Märchen. Ich will Ihnen sagen, wers aufgebracht hat: Eduard Bernstein. Der erzählte es mal im Reichstage. Mit einem listigen Lächeln zwischen seinem zusseligen Bart brachte ers vor. Natürlich grinste die Linke verständnisvoll. Und wissen Sie, was ich darauf geantwortet habe? Lachend habe ich von der Reichstagstribüne aus öffentlich mein

ganzes Vermögen bis zum letzten Pfennig dem zur Verfügung gestellt, der mir auch nur einen Tropfen jüdischen Bluts in meinen Adern nachweisen würde. Da gabs ein neues Gelächter im ganzen Hause! Diesmal auf meiner Seite. Das Berliner Tageblatt hat mir damals daraufhin eine sehr genaue Blutsprobe zugesichert. Vielleicht lockte es das Angebot. Aber aus dem Geschäfte wurde nichts. Und vor Ihnen wiederhole ich meine Offerte. Ich bitte Sie: Mein ganzes Vermögen bis zum letzten Pfennig" — und dabei streifte er den Aermel der Rechten ein wenig hoch, um mir seine Ader zur Blutsprobe hinzuhalten.

„Ach, meine Vorfahren waren vor vier, fünf Generationen gut deutsche Bauern in der Gegend von Pulsnitz in Sachsen. Mein Großvater wurde für seine Verdienste in den Freiheitskriegen geadelt. Jüdisches Blut ist nie und nirgends in unsre Adern gedrungen. Auch mütterlicherseits nicht.

Mein Vater, gewiß, das war der berühmte berliner Augenarzt. Aber freisinnig war er nicht, wie Sie so nebenher behaupten. Das bestreite ich jedenfalls. Ich habe noch eben in seinen nachgelassenen Briefen gekramt, und da habe ich gerade ein sehr charakteristisches Schreiben Virchows an ihn und seine Antwort gefunden. Virchow forderte ihn dringend auf, an dem politischen Leben im Sinne der alten Fortschrittspartei teilzunehmen. Und was erwiderte ihm mein Vater? Seine Berufstätigkeit lasse ihm gar keine Zeit, sich um das politische Parteileben zu kümmern. Daraus dürfe man aber nicht auf Gleichgültigkeit bei ihm für die Fragen des öffentlichen Lebens schließen. Man brauche nicht Parteimann zu sein, wenn man politisch interessiert sei.

Ich habe mich immer dagegen gewehrt, wenn irgend eine Partei meinen Vater nachträglich für sich mit Beschlag belegen wollte, ganz gleich, obs die konservative, die nationalliberale, die fortschrittliche oder die sozialdemokratische Partei gewesen ist."

„Und noch eins," schloß Herr von Gräfe seinen Kommentar zu meinem Artikel; „Sie stellen fest, daß ich Neunzehnhundertfünfzehn bei Tarnow und Gorlice verwundet worden wäre, aber Sie wüßten nicht ‚wo und wie'. Auch dies will ich Ihnen sagen: Ich bin durch einen Querschläger nicht irgendwo hinten, sondern schwer an der Brust verletzt worden, und zwar als Kompagnieführer in vorderster Linie. . . ."

Wir reichten uns die Hände und gingen auseinander.

*

Zu Hause fand ich den Brief eines mir unbekannten Offiziers vor. „Sie haben", schreibt er mir, „Herrn von Graefe, den deutschnationalen Desperado, jüngst in der ‚Weltbühne' literarisch photographiert. Auch seine Kriegswunde registrieren Sie getreulich, ohne nähere Angaben machen zu können. Darf ich einen kleinen Beitrag dazu beisteuern? Allerdings, Herr von

Graefe wurde bei den Alexandern verwundet, aber, wenn ich nicht irre, am Tage vor dem Durchbruch bei Gorlice. Die Verwundung war auch nicht gerade sehr toll. Erst nach einer ziemlichen Weile kam er wieder zum Regiment zurück. Im Offiziercorps sprach man verschmitzt davon, daß er vor allem bei den Alexandern so lang und so tapfer aushalte, weil er sich so schrecklich nach dem Eisernen Kreuz erster Klasse sehne. Na, und dann kam die Verwundung . . ."

Ich wollte dem unbekannten Offizier in einem Briefe danken. Schon hatte ich die Feder angesetzt — da fiel mir noch etwas in Herrn von Graefes Apologie auf. Sein Großvater in den Freiheitskriegen geadelt? Das konnte doch nicht ganz stimmen. Wenn ich mich recht entsann, wurde sein Großpapa, der ein bedeutender Chirurg war, erst 1826, und zwar vom — russischen Zaren geadelt. So, so . . .

Familie und Männerbund von Willi Wolfradt

Von Hans Blüher ist jetzt der zweite Band des Werkes: ‚Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft' (bei Eugen Diederichs in Jena) erschienen, betitelt: ‚Familie und Männerbund'. Die kürzere Behandlung dieses komplementären Bandes, dessen Vorgänger hier (in Nummer 34 des vierzehnten Jahrgangs) ausführlich diskutiert worden ist, begründet sich in dem mehr schauenden und erläuternden, also nicht so sehr hypothetisch behauptenden und deshalb gar nicht so bestreitbaren Charakter des zweiten Teils, der übrigens darum nicht geringer zu bewerten ist, weil er seiner Aufgabe gemäß nicht so herausfordernd kühn ist. Vielmehr eignet diesem ganz selbständigen Buch eine fast melodiöse Stetigkeit der gedanklichen Fülle, die es einem besonders wert erscheinen lassen kann, obschon es nicht eine epochale Tat im Sinne des ersten Bandes zu nennen ist. Die Neuorientierung der Betrachtung sexueller Dinge gilt jetzt als vollzogen, und auf dieser Basis wird nun versucht, einmal in gewisse Phaenomene des zwischen Familie und freier Liebe mit Notwendigkeit geteilten mannweiblichen Eros bis zu Kerntiefen einzudringen (was — das ist zuzugeben — nicht immer ohne die Zudringlichkeit geschieht, die wissenschaftliche, das heißt: undichterische Eindringlichkeit nun einmal an sich hat), und zum andern ein System der innern Struktur der Männerbünde aufzustellen und es in seiner Gültigkeit an mehreren Wirklichkeiten nachzuweisen, so im Wandervogel, im Freimaurerwesen, in den militärischen und studentischen Kameraderien, die in ihrer Idee neu zu sehen grade für die Menschen von Wert sein muß, die mit Recht gegen die üble Verwirklichung polemisieren. Aus einer tiefschürfenden Erforschung des Zusammenbruchs älterer männlicher Gemeinschaften wie des Templerordens und neuerer steigt schließlich das Bild eines den echten, überdemokratischen,

irrationalen, geistgeborenen Staat zeugenden obersten Männerbundes auf.

Mir gilt am meisten jedoch die erste Hälfte dieses Bandes, die die Rolle der Frau in der Familie zu entwickeln verspricht, aber weit mehr hält, indem sie unter Absage an oekonomistische Moral und naturwissenschaftliche Materialität ohne süßliche Mystifikationen Einsicht in alle jene Vorgänge gewinnt und gibt, die sich um das soziologische Wesen ‚Frau' gruppieren. Analog den Frauengestalten der Odyssee führt Blüher einen Penelope-Typus der geborenen Gattin und demgegenüber den hetärischen Kalypso-Typus ein. Wir werden mit solchen Typen vorsichtig zu verfahren haben, umsomehr als der Verfasser manchmal zu vergessen scheint, daß Typen Hilfskonstruktionen, Unlebendigkeiten, Grenzwerte sind, denen das Leben nie entspricht; wie ihn auch die geistige Lust an der klärerischen Scheidung solcher Typen mitunter dazu verführt, die Einheit in dem Geschiedenen zu verkennen. Nichtsdestoweniger ist diese grundsätzliche Gegenüberstellung von Typen höchst fruchtbar für die Schau all der Erscheinungen dieses Bezirks, die die Welt immer aus ganz erosfremdem Gesichtswinkel heraus zu werten beliebt. Ich kann hier nur das Wenigste dieser ebenso tiefen wie reichen Erhellungen herausgreifen, etwa wie Blüher jenes Zwischenreich entdeckt, wo die weibliche Substanz im Manne und die männliche im Weibe die Unruhe der Abgründigkeit bewirkt und den genialen Mann sich mit der ihm blutsverwandten hetärischen Frau begegnen läßt. Wir lernen jene Insel, das ureigne Reich der Frau kennen, wo sie einmal ihr Geheimstes vor der sonst erstrebten Abstempelung durch männliche Logoskraft zu hüten sucht, und verstehen von dort aus die meist ins Rationale verirrte Frauenbewegung als Kampf um diese Insel, als den paradoxen Kampf um Das, was die Frau selbst opfern will und muß. So ist es eine der feinsten Erwägungen dieses Buches, die tiefe Beziehung des Weibes zum Dichter als eine Folge der weiblichen Angewiesenheit auf die Worte des Mannes zu zeigen, dem es hörig ist, weil erst im Hören sein Wesen, der Eros, Daseinsform zu gewinnen vermag. Der Kaffeeklatsch wird geistreich als das Surrogat einer Frauengemeinschaft dargestellt, die leer, ohne Glut, ohne Hörigkeit, ohne Sprache sich im Geschwätz betäubt. Und nie bewährt sich Blühers unvoreingenommene Schauenskraft bedeutsamer als in dem Problemgebiet der Prostitution, wenn er auf Grund ihrer Definition als des „Verkaufs sexueller Reizquellen unter Ausschaltung des bejahenden Eros" den prostitutiven Charakter so mancher durch die bürgerliche Sitte geheiligter Formen, andrerseits die Reinheit oder Unwertbarkeit verrufener Institutionen feststellt. „Eine Frau, die ihrem Mann die Treue bricht aus Liebe zu einem andern, tut nichts weiter, als daß sie aus dem Stande der Prostitution, in dem sie sich durch die bürgerliche Versorgungsehe befindet, in

den ihrer letzten Würde und Freiheit übertritt." Unerhört neu sieht Blüher die heute kaum mehr ernst genommene Einrichtung des Rechtes der ersten Nacht: als eine Erlösung der Frau von der in einem gewissen Alter unerträglichen Jungfernschaft — eine Einrichtung, zu der eine vom Bewußtsein heiligen Dienstes am Eros geweihte Kaste wahrhaft Geistiger (die freilich nicht im heutigen Klerus oder Literatentum zu suchen ist) nicht so sehr berechtigt wie verpflichtet wäre. Die Sehnsucht nach dieser uns verlorenen Sakralität, nach einem von ihr getragenen Adel mündet in einem starken Bekenntnis des „transzendentalen Erotismus", an dem vorübergegangen zu sein als die tödliche Tragik des Sokrates entwickelt wird. Der tiefe Sinn des monogamen Verhältnisses wird über den Möglichkeiten eines Sakramentes der Mehrehe nicht verkannt, sondern grade durch das Wissen um ihn die polygame Tendenz des Ganzen erhöht.

Zweifellos gefährdet diese Erleuchtungen mitunter allzu sorglose Erklärerei, die psychologistische Dogmen in die flockige Ballung theoretischer Vision zu spießen droht, wiewohl Blüher sich dessen bewußt ist, daß Theorien im Grunde stets jenseits der Alternative: wahr oder falsch stehen. Zwar schwillt, besonders gegen Ende, ein manchmal klatschhaft läppisches Anekdotenmaterial bedrohlich an. Aber der Reichtum und die Klarheit der Darlegungen, die Unverwaschenheit ihres Sprach- und Denkstils, der Griff der Analyse sind unstreitig von einem Rang, um den die ganze professionelle Wissenschaft Hans Blüher beneiden darf.

Panizza von Ignaz Wrobel

Die Zensur ist fort. Es ist nicht zu merken: die Zeitungen erscheinen in derselben Tonart wie vor ihrem Fall, das Einerseits-Andrerseits, das Erwägen nach beiden Seiten, das zage Streicheln ist geblieben. Man hätte meinen sollen, daß nach dem Sturz des Zensors die Luft im Kessel mit einem Knall durch die Ventile puffen würde — aber es war offenbar keine drin.

Dem Bürger ist noch nicht wohl in der Freiheit. Er wackelt hin, er wackelt her, als wie ein alter Zottelbär. Und seine Theater?

Ja, da bringen sie nun ‚Die Büchse der Pandora' und eine bisher verbotene Groteske und den ‚Sohn' und ‚Hans im Schnakenloch' — aber wie das so mit dem exorcierten Teufel ist: fein sauber gebügelt, im Frack und im hellen Licht der Lüster ist er längst nicht so pompös graulig wie damals im Flackerschein der Kellerlampen. Und eine leise Enttäuschung wird wach: Das ist alles? Die Zensur hat eine wunderschöne Reklame gemacht und ein unnützes Aufsehen dazu. Denn das Gehirn der Zensoren, soweit von einem solchen die Rede sein kann, ist nicht ganz das unsre.

Weil wir denn aber einmal bei den verbotenen Stücken sind: wie wäre es, Ihr führtet nun doch einmal das ‚Liebeskonzil' von Oskar Panizza auf? Dramatis personae sind der liebe Gott, als welchen Pallenberg zu spielen hätte, und sein Sohn und die Mutter Maria, und dazu der Teufel und seine Erfindung: die Syphilis. Nun ist dieses heitere Schäferspiel nicht jedermanns Sache, und man soll gewiß die Gefühle, und zumal die religiösen, seiner Mitbürger schonen. Aber es wäre eine Anmaßung der Mitbürger, zu verlangen, wir sollten im selben Tempo fühlen wie sie und im selben Rhythmus leben wie sie. Ihr Lachen ist nicht unser Lachen, und ihr Schmalzpathos ist uns keines.

Aber das ‚Liebeskonzil'? Panizza wurde wegen seines grandiosen Dramas zu anderthalb Jahren Gefängnis verdonnert, die er auch abgesessen hat. Das Stück ist etwas sehr Seltenes: nämlich eine wirkliche Gotteslästerung. Er hat Gott gelästert, aber aus einer tiefen Liebe zu jenem andern Ding heraus, das die Besten aller Zeiten im Herzen trugen, und das keinen Namen hat. Die Buchausgabe des Dramas ist heute selten genug, es gibt nur die alte verbotene Originalausgabe und einen Privatdruck mit Bildern von Kubin; sonst verkümmert das Stück wie fast alles Andre, was Panizza geschrieben hat, unter dem Urheberunrecht, das in diesem Falle einer alten bigotten Verwandten gestattet, diese Feuerströme in der Lavendelkommode zu halten. Das Drama behandelt also die Erfindung der Syphilis durch den Teufel auf Wunsch des lieben Gottes, der die Menschen ad suam maiorem gloriam ihre Abhängigkeit fühlen lassen will. Es gibt Stellen in dem Stück, gegen die Wedekind wie eine brave Gartenlaube wirkt.

Traut sich keiner der Herren Theaterdirektoren? Es müßte ein Abend sein, bei dem der selige Wedekind Pate stünde, der Wedekind von anno 1890, der alte, schweflige, lachende.

Und damit sich Keiner beleidigt fühle: druckt eine kurze Einführung zu dem Stück und macht eine geschlossene Vorstellung! Es ist ja auch nichts für Kinder und Kappsteine. Denn wir wollen diese ruchlose Satire nicht hinterher aesthetisch beschönigt haben: der Dichter habe es nicht so schlimm gemeint, in Wirklichkeit sei er Ehrenmitglied der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten . . . Gott bewahre! Panizza hats gewagt. Wer wagts noch?

Wir wollen wieder einmal aus dem Theater gehen: im Innersten geschüttelt, zwischen Grauen und Komik hin und her geschleudert und zutiefst von dem Bewußtsein erfüllt, daß es eine pathetische Affenkomödie ist hienieden.

*

Was übrigens diesen Oskar Panizza angeht, so hat er dem Münchner Dichterkreise angehört, dessen damaliger Mittel-

punkt, Michael Georg Conrad, heute ein alter Mann ist, der nicht mehr ahnen läßt, was da einst unter seiner Obhut gärte. Der politische Wille dieser Münchner war — wie hätte es in dem Wilhelminischen Deutschland auch anders sein können! — viel zu eingeengt, und eine Verbindung mit der praktisch arbeitenden Sozialdemokratie, die die Literaten wieder geistig hätte befruchten können, war kaum vorhanden. So blieb alles aesthetische Geste, was doch befeuernde politische Kraft hätte sein müssen, um wirken zu können, und verebbte schließlich in Bürgerbohème. Aehnlich wie in Friedrichshagen. Aber wie in Friedrichshagen Gerhart Hauptmann Kreis Kreis sein ließ und selber Einer wurde, so ragte über die Münchner der unglückliche Oskar Panizza weit hervor.

Er hat noch hassen können, wie heute nur Heinrich Mann haßt. Er hat sein Land geliebt und Die verabscheut, die es zu einem Kasernenhof und zu einer Tretmühle gemacht haben, derweil sie selbst nicht mitzutun brauchten: denn für sie galten keine Gesetze. Vorschriften gelten nie für Die, die sie gemacht haben.

Aus einem Versbüchlein Panizzas, ‚Parisiana' geheißen, pflücke ich einige bunte Blüten, die heute noch nicht verwelkt sind, und die der lieben Mama Germania ins schwarz-weiß-rote Glas zu stellen mir eine besondere Freude ist.

Es sind erstaunlich prophetische Verse in dem Buch. So dieser:

Denn Blut wird fließen, Blut soll fließen —
mit Worten werdet Ihr nicht quitt —
soll neu Gedankensaat euch sprießen.
wills Einen, der am Kreuze litt,
und wollt Ihr neue Bünde schließen,
bedarfs des Bluts dazu als Kitt.

Aber der Prophet kehrte sein Gesicht nicht nur in die Zukunft, sondern sah auch in die Gegenwart, und sein Blick von Paris nach Berlin herüber war schärfer als der mancher Braven im Lande. Prallen Romanen und von ihnen beeinflußte Geister mit den schlechten Seiten des Deutschtums zusammen, so gibt es immer denselben Klang; und wenn er den Deutschen nicht lieblich in den Ohren klingt, wessen Schuld mag das sein? Heinrich Mann haben wir hier neulich betrachtet; in einem sonst mäßigen Tendenzwerk von Maurice Barrès: „In deutschen Heeresdiensten' steht: „Ein deutscher Soldat sieht immer wie ein geprügelter Hund aus", und: „In dem dritten Saale bemerkten wir den großen Tisch, wo sich allabendlich die Offiziere einfanden. Meine Kameraden waren überzeugt, daß ein Lokal, welches Hauptleute und Leutnants besuchten, dadurch ein vornehmer Ort wurde; wenn sie ihre Vorgesetzten auch nur aus der Ferne betrachteten, schien ihre Kleinheit einen Anteil an dieser Größe zu haben." So Panizza in Versen.

Sein Haß schäumt wie jeder gute Haß weit über die Ufer; es ist die maßlose Verbitterung eines Mannes, der in der Welt gesehen hat, daß eine solche Unterdrückung wie die der Deutschen nirgends sonst möglich wäre, und das nicht etwa, weil die Unterdrücker fehlten, sondern weil es Keinen gibt, der sie sich gefallen ließe. Es heißt einmal: „Ein Volk, das im Lakaientume sich wohl fühlt als geborner Knecht".

Das hat ihn so maßlos gewurmt und bohrend und quälend an ihm gefressen, daß das Volk seiner Fürsten wert war, und er sah mit haßgeschärftem Blick die groteske Außenseite und das Herz. Die Außenseite:

Der Männerchor — o wie phantastisch
der schwarzgefrackte Männerbauch,
wie glasig-schön und wie bombastisch
das aufgeschlag'ne Männeraug',
vielleicht ein bißchen päderastisch
der weiblichen Tenöre Hauch . . .
So singt denn, wie die Redwitz sangen,
und zeigt, was Ihr vierstimmig wert,
mit Flöten zähmt man wilde Schlangen,
zähmt Ihr mit Singen euer Pferd.

Denn eigentlich, bei Licht betrachtet,
was Deutsche, ist denn eure Lust?
Materie habt Ihr stets verachtet,
Ihr schwärmt nur, wenn in eurer Brust
ein riesiges Empfinden nachtet,
das zu Musik wird unbewußt.
Ließt Ihr euch nicht absichtlich treten
von euern Fürsten Tag und Nacht,
und habt aus euern Schmerzensnöten
dann einen Männerchor gemacht?

Das Herz:

Ihr meint: von Siebzig, Einundsiebzig
wär das 'ne heitere Vision —
das Siegen, das vererbt sich, gibt sich,
so weg vom Vater auf den Sohn,
und auch das Einkassieren übt sich
von Gold Milliarde und Million?
Nun, übt euch fleißig nur im Hoffen,
doch sagt es hier nicht allzulaut!
Was mich betrifft, so wünscht' ich offen,
Ihr würdet ordentlich gehaut,
Gleichviel von wem, von welchem Feinde.
Eu'r Untergehn ist unser Sieg —
die große, geistige Gemeinde,
sie kennt nur einen einz'gen Krieg . . .

Der Haß Panizzas gegen das Haupt des deutschen Unheils war so groß wie die Liebe zu seinem Volk, und was ihm damals den Scheiterhaufen eingetragen hätte, ist heute kaum mehr wert als ein bejahendes Achselzucken:

Wo bist Du, Deutschland? O; in deinen Tannen
der dunkle und geheime Flüsterwind,
in dem du deine Seele auszuspannen

gewohnt, und der so freundlich und so lind,
er rauscht nicht mehr — die Geister all entrannen
vor einem Nordwind eisig und geschwind . . .
Du Büffelherde, trotzig-ungelenke,
die durch die Wälder raset mit Gestank,
folgst heute einem einz'gen Stier zur Tränke,
und dieser eine Stier ist geisteskrank.

Und als Mahnung und Aufschrei klingt durch die ungestüm polternden und holpernden Verse (wie schön hat diese Ottave rime Liliencron gehandhabt!) die Aufforderung an seine Deutschen: Tut etwas! Seid aktiv und tut etwas! Er glaubt nicht recht daran; er sagt, die Marseillaise würde in Deutschland erst ertönen, die Gendarmen würden erst präsentieren und Volk und Heer befreit sein:

Wenn einmal auf die Schlösser springen
und in der Spree fließt roter Wein,
dann wird man solche Lieder singen,
dann hört man solche Melodeien!

Und sein Traum ist, die Deutschen würden eines Tages so viel Verstand bekommen, die Bataillone nicht nur zu Schirm und Schutz vor die Fürsten aufzupflanzen, sondern zu ganz etwas anderm:

Herr Moltke brauchte einst die Phrase:
„Das Heer ist gegen Deutsche da,
man säubert damit von der Straße
die Menschen, die dem Schloß zu nah'
gewagt sich" — beim Champagnerglase
fand seine Rede viel Hurrah!
Doch irrt euch nicht, Ihr lieben Kinder
der Gasse, denn kommt einst die Uhr,
macht gegen Kronen und Cylinder
Ihr Front, und sagt: Choc en retour!

Und weil wir heute nicht mehr und noch nicht wieder — denn wir kennen unsre Pappenheimer — zensurpflichtig sind, deshalb sollten diese Klänge hier ertönen, aus denen noch einmal aufsteigt, was sich dieses Volk Jahrzehnte lang hat bieten lassen. Die Revolution vom neunten November war keine: um eine etwas erregt verlaufene Statutenänderung wird heute etwas reichlich viel Spektakel gemacht. Eingeschlagene Fenster und eingeschlagene Köpfe besagen garnichts für einen Umsturz: aber es besagt wohl etwas, den Mut zu haben, das Alte herunterzureißen, daß es kracht und dann — dann erst! — etwas Neues aufzubauen.

Manches, was 1899 frisch klang, ist heute ein wenig veraltet, jung aber wie je sei unser Haß gegen die Pickelhauben und ihre Schützer, deren Väter und deren Söhne.

Wir gedenken des tapfern Oskar Panizza und grüßen die gefallenen Helden der deutschen November-Unruhen! Wird sich der Traum eines glücklich erwachten Deutschland einmal verwirklichen?

Und Richard Strauß —? von Gisella Selden-Goth

Die Forderungen, die Victor Lehmann in Nummer 36 dieses Blattes an den neuen Leiter der Staatsoper stellt, sind auf den ersten Blick in ihrem sorglosen Idealismus bestechend. Nicht mehr der Kassierer, sondern das künstlerische Gewissen des Direktors soll fortan den Spielplan bestimmen. Eine neue Atmosphäre künstlerischer Aktivität soll durch Ausscheidung der nur routinierten Kunstbeamten geschaffen werden. Die Gehälter sollen auf ein auskömmliches Maß zurückgeführt, die Eintrittspreise ermäßigt und dabei sogar Ueberschüsse erzielt werden. Leider verrät uns Herr Lehmann nicht, wie er sich unter diesen Umständen die finanzielle Ausbalancierung des Opernbudgets vorstellt; und das alte Problem, ein Luxusinstitut dieses Ranges ohne fürstliche oder andre Subvention zu erhalten, bleibt ungelöst. „Wenn je eine Kunst, ist die Oper in eine unlösbare Differenz des Idealen und Wirtschaftlichen geraten“, sagt Bie in seinem unvergleichlichen Buch vom „unmöglichen Kunstwerk“. Da steckt sie noch. Bisher sind alle Reformatoren gescheitert. Es ist wohl kein andres Mittel zur Hand, als die Eintrittspreise immer weiter hinaufzuschrauben, das Niveau der Vorstellungen auf eine Höhe zu bringen, die trotzdem ausnahmslos ausverkaufte Häuser sichert, und alle nicht unbedingt notwendigen Ausgaben einzuschränken, auch die aus künstlerischen Gründen bisher unvermeidlich schienen.

In diesem Zusammenhang wäre einmal die Frage aufzuwerfen, ob denn die Wirksamkeit Richard Straußens, auf die Schillings großes Gewicht legt, für die Oper tatsächlich von so enormer Bedeutung ist, wie weite Kreise annehmen. Wie war es um diese Wirksamkeit in den letzten Jahren bestellt, da Strauß immerhin Berlin als das Hauptfeld seiner künstlerischen Tätigkeit betrachten mußte und keinen ebenso verantwortungsvollen wie reich dotierten Posten in einer andern Großstadt auszufüllen hatte?

Strauß leitete die Symphoniekonzerte des Opernorchesters, und wer diese ständig besuchte, hatte oft unvergeßliche Eindrücke. Oft, nicht immer. Bisweilen auch nur den Eindruck, als ob der Mann am Dirigentenpult sich eigentlich sträflich langweile. Ebenso war es mit den Opern. Da gab es über alle Maßen herrliche Aufführungen von ‚Figaro‘, ‚Fidelio‘ oder ‚Elektra‘, dazwischen aber Abende eines immer artistisch bedeutsamen, doch kalten und gleichgültigen Taktierens. Neue Sänger, die sich von der Arbeit mit dem Meister größte Anregung versprochen hatten, staunten über Straußens „Wurschtigkeit“ auf den Proben nicht minder als über sein geringes Interesse an den Leistungen des Personals. Ab und zu erschien der berühmte Generalmusikdirektor auf ein paar Wochen, dirigierte in knapper Aufein-

anderfolge eine Anzahl Vorstellungen, darunter fast immer einen Zyklus eigner Werke, und verschwand dann mitten in der Saison, in der wichtigsten Arbeitszeit, auf Monate. Wenn man nach seinem Verbleib fragte, so hieß es: „Strauß sitzt in Garmisch."

Er saß also in Garmisch und komponierte. Weil er das in seiner schön gelegenen, wunderbar eingerichteten Villa tat und sich dabei vor Störungen zu schützen wußte, geriet er in den Geruch des Kapitalisten, des erfolgreichsten Musikgeschäftsmannes seiner Zeit, des rücksichtslosen Ausbeuters seiner eignen, ausschließlich auf kassenfüllende Effekte dressierten Muse, einer Personifikation von Geldgier und unkünstlerischer Dekadenz. Im Kopfe des Deutschen spukt, trotz der stetig fortschreitenden Verbürgerlichung des Künstlers, noch immer das Bild des ungewaschenen Musikers im ungeheizten Dachkämmerlein. Und daß der arme Schubert, der „doch auch wer" war, sein kurzes liederreiches Leben in Dürftigkeit und Enge vollendete, zeugt der Menge gegen den Mann, der, von Natur allerdings praktisch und lebensklug veranlagt, sich durch künstlerische Produktivität einen materiellen Wohlstand zu sichern wußte, wie das sonst mit gutem Recht nur Großindustriellen und Bankdirektoren zusteht.

Diese selbe Menge, namentlich die berlinische, ist aber für den Glanz berühmter Namen sehr empfänglich und legt Wert darauf, sich vom Schöpfer der ‚Salome' möglichst oft etwas vordirigieren zu lassen. Weil eben Er es ist, der den Taktstock führt. Nicht nur in der Hoffnung auf einen der immerhin nicht seltenen Abende, wo er das Orchester zu Wundern von Klangschönheit und Durchgeistigung emporreißt, strömt das Publikum herbei. Und die vollen Kassen veranlassen die zuständigen Faktoren immer wieder, alles an finanziellen und künstlerischen Konzessionen aufzubieten, um Strauß Berlin zu erhalten. Wie unverantwortlich weit diese Konzessionen gehen, zeigt das neuste Abkommen. Strauß soll Berlin und Wien gehören. Man begnügt sich mit Dirigentenleistungen zwischen zwei Schlafwagenzügen und bezahlt dafür horrende Summen, die viel ersprießlicher anderswie verwendet werden könnten. Denn täuschen wir uns nicht darüber: Strauß ist heute als Dirigent zu ersetzen. Einen weniger berühmten und anspruchslosern, doch seiner eigentlichen Aufgabe mit Leib und Seele ergebenen Leiter der Symphoniekonzerte an seine Stelle zu berufen, vor allem die noch immer zu wenig gewürdigten Qualitäten Leo Blechs besser auszunützen, erschiene aber nicht nur aus finanziellen, sondern mehr noch aus künstlerischen Erwägungen geboten. Straußens Platz in der Gegenwart ist der des bedeutendsten lebenden Komponisten. Daß er es ist, bestreitet wohl Niemand mehr; doch zweifeln Viele an seiner absoluten Größe. Seine Widersacher verfechten die These, daß Straußens sämtliche Erfolge nur künstlich inszeniert und rücksichtslos durchgepeitscht sind,

daß keine seiner Opern sich sonst auf dem Repertoire hielte, daß keine seiner Schöpfungen eine Popularität im edlen Sinne des Wortes genießt, und daß mit Ausnahme einiger früher Lieder nichts für die Nachwelt bestehen bleiben werde, um das Gut der Welt an deutscher Musik zu mehren. Sie begrüßen so etwas wie das Fiasko der neusten Lieder auf dem letzten Tonkünstlerfest mit triumphierender Schadenfreude und beweisen dadurch nur, daß ihnen jede Fähigkeit zur Beurteilung einer geistigen Potenz abgeht, wie sie sich im Aufbau einer einzigen Partiturseite des ‚Heldenlebens' offenbart. Wer die primitive Banalität der Alpensinfoniethemen schmäht, dem ist noch nicht der Sinn für die meisterhafte Linienführung, die weitgespannten melodischen Bogen dieses Werkes aufgegangen. Strauß wurde früher ob der musikalischen Illustrierung von Kindergeschrei und Windmühlengeklapper, Judengezänk und Hammelgeblöke viel befehdet. Aber man vergesse nicht, daß er seither im ‚Rosenkavalier' den Deutschen die schönste heitere Oper unsrer Tage geschenkt hat, deren in seligen Wohlklang getauchtem Schlußterzett auch Mozart seinen Segen kaum vorenthalten hätte.

Wer dieses Werk schaffen konnte und dann noch sein Leben in vielseitiger Geschäftigkeit verzettelt, der sündigt wider den heiligen Geist der Kunst. Strauß ist sich der eignen Bedeutung wohl bewußt; aber er fühlt nicht genügend die Verantwortung, die sie ihm auferlegt. Er ist heute vor jeder Notdurft geschützt, zählt fünfundfünfzig Jahre und hat noch viel zu sagen. Darum ist jede Stunde, die er aus Erwerbstrieb reproduktiv und organisatorisch verwendet, zu Unrecht vergeudet. Mag Wien es mit ihm halten, wie es will — Berlin sollte an dieser Vergeudung kostbaren Gutes nicht weiter mitschuldig sein. Es führe ihn nicht mehr in Versuchung, so er selbst schwach ist. Es lasse ihn in der schönen Villa zu Garmisch sitzen und komponieren.

Die Weber von Alfred Polgar

Die Weber' (Gerhart Hauptmanns ‚Räuber') durften bisher auf einer oesterreichischen Bühne nicht gespielt werden. Jetzt dürfen sie's. Obzwar ihr agitatorisches Pulver noch keineswegs feucht geworden ist.

Von den thematischen Beziehungen des ‚Weber'-Stückes zur Gegenwart erhoffte man sich wohl Verstärkung seiner dramatischen Schlagkraft. Die ist ausgeblieben. Die Spannungen in der Atmosphäre des Schauspiels und die Spannungen in der Atmosphäre, die Jetztlebende atmen, summierten sich nicht, sondern schwächten einander. Nur wo es glattweg an die Nerven ging, wo den Zuhörer (aus dem Drama) das Gefühl des übeln Heute heftig ansprang, war es anders. Bei der Salve im fünften Akt erblaßte das Parkett. Und die rechts saßen, auf

der Seite des alten Hilse, der durchs Fenster erschossen wird, hätten, immerhin, lieber links gesessen.

„Furcht und Mitleid" ruft die ‚Weber'-Tragödie wach. Die beiden Empfindungen, die seit fünf Jahren in der Seele der Zeitgenossen ohnehin an bitterer Schlaflosigkeit leiden.

Das Elendsgemälde? Auf dem Fond der Zeitgesichte verschwimmt seine einst grelle Farbe matt und blaß. Was kann bei Menschenfressern das „nett betulich Hundle" noch für rührende Figur machen? Und die „Hunger" wimmernden Kindla in Tagen, da alle Götter infolge Unterernährung s'en vont?

Kurz, die Akustik der Gegenwart hilft dem ‚Weber'-Ton nicht, sondern schluckt ihn. Und die revolutionäre Flamme des Schauspiels verfließt in den Weißfeuern, darin die zähe Welt umgeschmolzen wird. Desto reiner wirkt: das künstlerisch Absolute der Dichtung. Die wundervolle Verwebung von Individuen zur Masse. Die meisterliche Polyphonie in Grau. Die Erhöhung erdschwerer Echtheiten zu Symbolen. Die Verwandlung von Wort und Geste zu Fleisch und Blut, die Verwandlung von Fleisch und Blut in Bausteine eines Monuments, allen Erniedrigten und Beleidigten zur Ehre.

Ich liebe dieses edle Drama zu sehr, als daß ich sagen wollte, wo es mir beim Wiederhören überpointiert, weitläufig, mit literarischen Farben durchsetzt erschien. Vielleicht kam solcher Eindruck auch ein wenig von der Darstellung des wiener Stadttheaters, die ohne Kürzung den ganzen Text des Werkes gab, ohne ihn voll zu Gehör zu bringen. Schuld daran trug die Sprache, die geredet wurde; sie opalisierte trübe und undeutlich in Farben eines Spülwassers vieler Dialekte. Akt Vier (im Hause Dreißiger) geriet schwächlich. Akt Fünf fiel durch Pausen, Dehnungen, Brüche im Bühnenvorgang ein wenig auseinander. Er brachte aber den stärksten Moment des Abends, bewirkt durch Fräulein Karolys wie eine Stichflamme aufschlagendes Temperament. Herrn Marrs Regie gab der Aufführung starken Atem. Und präparierte aus jeder einzelnen der wimmelnden Figuren ein Menschenantlitz heraus. Er selbst, als Fabrikant Dreißiger, blieb schauspielerisch belanglos, als wolle er die Andern nicht an die Wand drücken.

Hundstagebuch von Hans Reimann

Hunger wächst mit der Gewißheit, daß man nichts besitzt, ihn zu stillen.

*

Die Sachsen kompromittieren die gesamte Menschheit vor dem Weltall.

*

Der Deutschen Tageszeitung soll es nie, nie, nie vergessen sein, daß sie im Jahre 1918 das Wort „Friedenshetzer" erfunden hat.

Fall Scheuermann

Der Ludwig Bamberger, der in den Reichstagskämpfen um das Gesetz über die Presse für „die tunlichste Beschränkung des Berichtigungszwanges" eintrat, da man schließlich die Redakteure gegen die „Narren und Flegel" schützen müsse — der wußte, welch ein Vergnügen jedem von uns immer wieder die Bestimmung des § 11 bereiten würde, daß „der Redakteur die Aufnahme der Berichtigung nicht ablehnen darf, weil er von der Wahrheit der in dem beschwerlichen Artikel angeführten Tatsachen überzeugt sei", und auch dann nicht, wenn er in der Lage ist, unmittelbar hinter der Berichtigung diese selbst Lügen zu strafen. Es ist die herzzerreißende Raumverschwendung, die einem durch die Verpflichtung zum Abdruck der folgenden Belästigung abgezwungen wird:

„Auf Grund des § 11 des Preßgesetzes ersuche ich Sie um Aufnahme der folgenden Berichtigung zu den ‚Antworten' in Nummer 33 der ‚Weltbühne':

Es ist unwahr, daß ich mir von den Leipziger Neuesten Nachrichten, der Kölnischen Volkszeitung, den Hamburger Nachrichten und andern hurrapatriotischen Blättern nette Extraeinkünfte für meine Kriegsberichte garantieren ließ.

Wahr ist, daß ich lediglich mein Friedensgehalt und Tagesspesen, wie sie bei Beginn des Krieges auf einen Vorschlag des Generalstabes hin festgesetzt wurden, von der Deutschen Tageszeitung bezogen habe. Wahr ist, daß ich für die Kölnische Volkszeitung nie eine Zeile geschrieben habe. Wahr ist, daß die Leipziger Neuesten Nachrichten, die Hamburger Nachrichten und sämtliche übrigen Blätter, welche meine Kriegsberichte veröffentlicht haben, dies lediglich auf Grund eines mir in den Einzelheiten nicht einmal bekannten Abkommens zwischen der Korrespondenz Kühl und der Deutschen Tageszeitung getan haben, und daß ich von ihnen weder direkt noch indirekt einen Pfennig Extraeinkünfte bezogen habe.

Es ist unwahr, daß ich als ehemaliger Straßburger Artillerist dem Schützengraben zu verfallen drohte.

Wahr ist, daß ich im Jahre 1904 als Ganzinvalide vom Militärdienst entlassen worden bin. Wahr ist, daß ich mich am dritten Mobilmachungstage freiwillig gemeldet habe, daß mir aber eröffnet wurde, mein Wiedereintritt käme nicht in Frage. Wahr ist, daß ich mich während des Krieges wiederholt, zuletzt noch 1918, freiwillig zum Waffendienst angeboten habe, auf Grund des ärztlichen Befundes aber nicht angenommen worden bin.

Es ist unwahr, daß ich bei Major Nicolai die Kriegsfreiwilligkeit der Kriegsberichterstatter durchgedrückt habe.

Wahr ist, daß ich darüber nie ein Wort mit Major Nicolai gesprochen habe, und daß mir eine solche Verfügung auch vollständig unbekannt ist.

Es ist unwahr, daß ich in den Leipziger Neuesten Nachrichten das Sächsische Kriegsministerium um das Albrechtskreuz angebohrt habe, im Schwäbischen Merkur nach württembergischen und in der Augsburger Abendzeitung nach bayrischen Kriegsorden getrachtet habe.

Wahr ist, daß ich nie ein Wort geschrieben oder gesprochen noch sonst einen Schritt unternommen habe, um eine Auszeichnung zu erhalten.

Es ist unwahr, daß ich die Ereignisse von Versailles für meine unersättlichen Taschen auszuschlachten versucht habe.

Wahr ist, daß ich ohne mein Zutun und ohne jede besondere Vergütung von meiner Zeitung zur Berichterstattung nach Versailles entsendet worden bin.

Es ist unwahr, daß ich es vorgezogen habe, den Arno Voigt bei der Obersten Heeresleitung zu denunzieren, statt einen Beleidigungsprozeß gegen ihn anzustrengen.

Wahr ist, daß ich bei meiner vorgesetzten Dienstbehörde ein Verfahren gegen mich beantragt und gleichzeitig um die Erlaubnis nachgesucht habe, gegen den Arno Voigt die Beleidigungsklage anstrengen zu dürfen. Wahr ist, daß dies von Seiten meiner vorgesetzten Dienstbehörde als unzulässig erklärt und mir gleichzeitig mitgeteilt wurde, daß sie ihrerseits ‚gegen den Leutnant der Reserve Arno Voigt wegen seiner Fälschungen auf dem Disziplinarwege vorgehen und mir das Ergebnis des Verfahrens mitteilen werde'. W. Scheuermann."

*

Es erwidert Herrn Scheuermann Arno Voigt:

„Im September 1917 veröffentlichte ich im ‚März' einen Artikel: ‚Kriegsberichterstattung, Ein Notschrei aus dem Felde', worin ich mich unter anderm mit Herrn Scheuermann befaßte, den ich der Schönfärberei in der Darstellung der Frontdinge zieh. Herr Scheuermann ließ mir durch Herrn Doktor Heuß, den verantwortlichen Redakteur des ‚März' mitteilen, daß er mich wegen Beleidigung verklagen werde.

Er verklagte mich aber nicht, sondern bewirkte durch seine Anzeige bei Herrn Major Wille, dem Nachrichtenoffizier der O. H. L. bei der Heeresgruppe Kronprinz, daß der Fall meiner Division vorgelegt wurde. Ich mußte mich bei dem Kommandeur, Generalleutnant Leuckart Freiherrn v. Weißdorf, melden, der mir in mehr als einstündiger Auseinandersetzung die Bedeutung der Kriegsberichterstatter als ‚Stimmungsmacher und weiter nichts!' erklärte. Daß die Berichterstatter diese Tätigkeit übten, ‚sei die Absicht der O. H. L., und ich hätte mit meinem Artikel der O. H. L. einen Knüppel zwischen die Beine geworfen'. Das Uebrige, was Exzellenz sagte, habe ich in meinem Artikel ‚Die Marketenderei' in Nummer 31 der ‚Weltbühne' wiedergegeben. Der General sagte mir, er müsse mich zur Verantwortung ziehen, weil ich gegen die Tendenzen der O. H. L. geschrieben hätte. Das Delikt aber, das erfaßt wurde zur Begründung der Bestrafung, sah er darin, daß ich den Artikel ‚Kriegsberichterstattung' nicht gemäß dem Ludendorff-Befehl vom fünfzehnten April 1917 auf dem Dienstweg vorgelegt hatte.

Meine Strafe bestand in einem förmlichen Verweis. Dieser muß eigentlich vor versammelten Offiziercorps erteilt werden. Da aber unser Regiment damals weit verteilt war, wich der Regimentskommandeur von der Regel ab und begnügte sich mit der Gegenwart meines Bataillonskommandeurs und des Adjutanten.

Der Verweis lautete:

‚Ich erteile dem Leutnant Voigt einen förmlichen Verweis, weil er einen im März 1917 an die Zeitschrift ‚März' gesandten Artikel, der erst im September gedruckt worden ist, nicht zurückverlangt hat, um ihn gemäß dem ihm inzwischen bekannt gegebenen Befehl des Generalquartiermeisters auf dem Dienstwege einzureichen.

Leuckart Freiherr v. Weißdorf.

Diese Worte verlas der Kommandeur und schloß unmittelbar die Einladung zum Frühstück für mich an. Die Unterhaltung bei Tisch war sehr lustig und bewegte sich fast ausschließlich in der Zitierung von für uns Frontsoldaten sehr belustigenden Darstellungen von Kriegsberichterstattern.

Als ich übrigens zur Vernehmung beim General antrat, lag das Heft des ‚März' auf dem Tisch als corpus delicti. Dieses Heft war durch alle Instanzen gegangen. Der Bataillonskommandeur, ein Reservehauptmann, hatte es auch gelesen. Er hatte es einige Tage in seinem Unterstand gehabt. Als er es, bevor ers zurückgab, noch einmal durchblätterte, sah er, daß unter dem Schluß des Aufsatzes ‚Richtig!' stand. Er war sehr betreten; denn wegzuradieren wagte er dieses Wort nicht, weil das Heft zu Exzellenz zurückging und er nicht wußte, ob es schon vorher dagestanden habe und Exzellenz, wenns wegradiert sei, es vielleicht vermissen würde. Kein Mensch wußte, wer diese Kritik daruntergesetzt habe.

Mit jenem Frühstück war die Sache erledigt. Von einer Beleidigung des Herrn Scheuermann durch mich ist überhaupt kein Wort gesprochen worden, weder in der Unterhaltung mit dem General noch in der Begründung der Strafe. Auch für die ‚Fälschung', auf die Herr Scheuermann sich beruft, haben meine Vorgesetzten sich nicht im Geringsten interessiert. Tatsächlich war mir in einem Einzelfall ein Versehen unterlaufen. Ich gebe es zu. Aber Herr Scheuermann sollte darob wahrhaftig nicht triumphieren; denn wo ich einmal gesündigt habe, hat er fortgesetzt gesündigt. Was waren seine Berichte andres als eine fortgesetzte Verdrehung der Wahrheit? Nach ihnen mußte der harmlose Leser schließlich immer wieder zu dem Resultat kommen, daß die deutsche Sache im Grunde gut stehe. Sie stand aber schon seit zwei Jahren schlecht, und darum hat Herr Scheuermann sich hundertfach Fälschungen zuschulden kommen lassen. Die Geschichte hatte aber noch ein doppeltes Nachspiel:

Erstens richtete der Abgeordnete Haas-Karlsruhe im Reichstag öffentlich Vorwürfe gegen die Art der Kriegsberichterstattung, wobei er Abschnitte aus meinem Artikel vorlas. Herr Scheuermann und Herr Katsch liefen in der Presse Sturm gegen Herrn Haas. Telegraphisch sogar verlangte Herr Scheuermann von der ‚Liberalen Korrespondenz' sofortige Zurücknahme einer Mitteilung, die wie eine Empfehlung der Haasschen Ausführungen klinge. Er holte sich dabei aber eine derartige Abfuhr, daß er dieser Stelle gegenüber vorzog zu schweigen. Von Herrn Doktor Heuß, an den er mit einer ähnlichen Forderung herangetreten war, erhielt er überhaupt keine Antwort. Die ‚Liberale Korrespondenz' schrieb damals, ihr müsse scheinen, daß ein Frontoffizier von Frontdingen denn doch etwas mehr verstehe als ein Kriegsberichterstatter.

Zweitens wurde ich ungefähr um dieselbe Zeit von der ‚Feldpressestelle der O. H. L.' in Charleville angefordert. Als ich hinkam, zeigte man mir das Aktenbündel, das über meinen Fall Scheuermann entstanden war, ohne mir Einblick in die einzelnen Schriftstücke zu gewähren. Auch der ‚März' lag da mit dem Ausruf: ‚Richtig!' Ich erzählte dem Leiter der Feldpressestelle, welche Not man an der Front wegen dieses ‚Richtig!' ausgestanden habe, weil der Autor unbekannt war und blieb. Da zwinkerte der Hauptmann Freiherr v. Gleichen-Rußwurm mit den Augen und nannte als mutmaßlichen Autor den Nachrichtenoffizier der O. H. L. Major Wille, das Oberhaupt des ganzen Kriegsberichterstatter-

wesens. Bei dem mußte ich mich nun melden. Hatte ich mich schon gewundert, daß die Stelle, auf die doch zweifellos seinerzeit meine Bestrafung zurückzuführen gewesen war, mich in ihr spezielles Bereich anforderte, so war ich über den Empfang bei dem vielmächtigen Vertreter der O. H. L. gradezu erstaunt: dieser Empfang war überaus freundlich; ja, er war so, daß der Major von seiner Vorgesetztenhöhe durchaus herabstieg. Der Fall Scheuermann wurde besprochen, und der Major klärte mich auf: von Rechts wegen träfe die ganze Schuld die Zensurstelle des Stellvertretenden Generalkommandos in der Heimat. Denn dieser sei der Artikel unterbreitet gewesen, und nachdem sie ihn freigegeben habe, sei ich jeder Verantwortung enthoben gewesen. Weiter auf meine bevorstehende Tätigkeit eingehend, sagte der Offizier: ‚Hier wird sich Ihnen Gelegenheit bieten, zu erkennen, wie schwer es bei einer Darstellung oft ist, bei der Wahrheit zu bleiben. Oft geht es überhaupt nicht anders. Wie energisch haben wir, zum Beispiel, im Heeresbericht die Eroberung des Forts Vaux hervorgehoben, und dabei ist nie ein einziger deutscher Soldat ins Fort Vaux hineingekommen.‘

Meine Tätigkeit auf diesem Posten dauerte übrigens nicht lange. Ich kam wieder zu meinem Regiment zurück. Aber während ich in dem herrlichen Charleville war, wurde ich nicht eine Minute den Gedanken los: Wie ist es nur möglich, daß die maßgebende Beschreibung der Frontdinge Männern anvertraut ist, die ihr ständiges Domizil hier hinten in diesem Friedensstädtchen haben!

Erwähnen will ich noch, daß auch bei meinem Aufenthalt in Charleville nicht ein einziges, noch so winziges Wörtchen darüber fiel, daß ich Herrn Scheuermann beleidigt oder eine Fälschung begangen hätte. Im Gegenteil gewann ich den Eindruck, als ob die Kriegsberichterstatter bei den Offizieren der O. H. L., die damals noch dort waren, eine nicht sehr bedeutende Beachtung fänden. Wer die Broschüre von Binder gelesen hat, wird mir zugeben, daß ich richtig beobachtet habe. So bin ich re vera auch nicht wegen einer Sünde gegen Herrn Scheuermann bestraft worden, sondern weil ich die Kriegsberichterstattung in ein Licht gestellt hatte, das der O. H. L. nicht genehm war. Auch wegen jener künstlich konstruierten ‚Nichteinhaltung des Dienstweges‘ bin ich nicht bestraft worden; hätte ich das Hohelied der Kriegsberichterstattung gesungen, so wäre mir kein Haar gekrümmt worden. Und nun bin ich immer noch auf der Suche nach dem Kriegsteilnehmer, der fertig kriegen soll, mir in meiner Beurteilung der Kriegsberichterstatter Unrecht zu geben. Ich fand überall nur lebhafte Zustimmung. In den Leipziger Neuesten Nachrichten, denen ich den Artikel schickte mitsamt meiner Schilderung des Eindrucks, den sächsische Truppenteile von den Darstellungen ihres Berichterstatters Scheuermann hätten, hörten dessen Berichte bald danach auf. Ich weiß nicht, ob auf Veranlassung meines Briefes oder vielleicht vieler ähnlicher Zuschriften."

*

Es erwidert Herrn Scheuermann Paul Schweder:

„Sie bestreiten, neben Ihrem Friedensgehalt und Tagesspesen, die Sie von der Deutschen Tageszeitung erhielten, noch irgendwelche Extraeinkünfte gehabt zu haben. Herr Scheuermann! Wir wissen zwar ganz genau, in welcher verklausulierten Form Sie sich Ihre Nebeneinkünfte zu sichern pflegten, aber das hindert doch nicht, die Frage aufzuwerfen, ob denn die Korrespondenz Kühl wirklich so unanständig gewesen wäre, Ihre Kriegsberichte an ein halbes Hundert Zeitungen zu verhökern, ohne Ihnen auch nur einen Pfennig davon abzugeben. Wir verstehen dann

jedenfalls nicht Ihre ängstliche Sorge, jeden, der der Korrespondenz Kühl einigermaßen gefährlich werden konnte, im Hauptquartier unmöglich zu machen. Sie erinnern sich doch hoffentlich noch jenes Telephongesprächs in Ems mit der Korrespondenz Kühl, in der Sie dieser versichern zu können glaubten, daß einer Ihrer Kollegen im Pressequartier, dessen Berichterstattung Ihnen offenbar auf die Nerven gegangen war, schon in den nächsten Tagen ‚erledigt' sein würde. Und war dies nicht derselbe Kollege, gegen den Sie später im Verein mit den Kriegsberichterstattern Heinrich Binder, Doktor Bongard und Walter Oertel jene ungeheuerliche Beschuldigung des Hochverrats (bekräftigt durch eine eidesstattliche Versicherung zu Händen des Generalstabs der Armee) erhoben, die freilich in der Folge Ihnen selbst das Genick gebrochen haben würde, wenn jener Kollege nicht töricht genug gewesen wäre, sich mit Ihrer de- und wehmütigen Erklärung zu begnügen, daß diese eidesstattliche Versicherung wissentlich falsch war und Sie sich somit eines Verbrechens gegen Ehre und Leben dieses Kollegen schuldig gemacht hatten? Hiergegen gibt es freilich keine Berichtigung, und deshalb sind Sie auch schamhaft über meine dahingehenden Behauptungen in Ihrer sogenannten ‚Berichtigung' hinweggegangen.

Dagegen berichtigen Sie, daß Sie nicht für die Kriegsfreiwilligkeit der Kriegsberichterstatter eingetreten seien. Wie denn? Waren nicht Sie es, Herr Scheuermann, der diese Kriegsfreiwilligkeit als Unterlage für die Verleihung des Eisernen Kreuzes an die Kriegsberichterstatter betrachtete? Aber darüber, wie über die Frage Ihrer Kriegstüchtigkeit, wird sich ja Ihr Gönner, der Major Nicolai, als Zeuge noch zu äußern haben.

Ich habe ferner nichts davon gehört — und Sie geben ja selber zu, in keinem militärischen Verhältnis gestanden zu haben —, daß Sie sich Ihre acht oder neun Kriegsorden durch Tapferkeit vor dem Feinde erworben hätten. Nach Ihrer Berichtigung sind Ihre Artikel über die Kriegstaten des guten Königs Friedrich August und andrer Potentaten ausschließlich Ihrem guten Herzen entsprungen und durften keineswegs etwa als Köder für die unterschiedlichen Militärbevollmächtigten betrachtet werden, mit denen Sie ja immer gute Fühlung unterhielten. Bleibt Ihre Reise nach Versailles. Haben Sie tatsächlich die Schilderung Ihrer Erlebnisse über Ihre Festnahme der deutschen Presse gratis und franko überlassen?

Das wäre, was Sie berichtigen, Herr Scheuermann. Was aber berichtigen Sie nicht, was müssen Sie also als richtig zugeben? Ich stelle fest:

daß Sie schon vor der Abreise der Kriegsberichterstatter an die Front und auch späterhin bemüht gewesen sind, Ihnen unbequeme Kollegen nicht zur Kriegsberichterstattung zuzulassen oder aus dem Hauptquartier hinauszudrängen;

daß Sie wegen Ihrer wissentlich falschen eidesstattlichen Versicherung aus dem Hauptquartier ausgeschlossen werden sollten;

daß Sie aus dem Hauptquartier Gegenstände nach Hause schickten, die von der Oberzollbehörde wegen Verdachts der Plünderung angehalten worden sind, und daß dieserhalb eine Untersuchung gegen Sie im Großen Generalstab geschwebt hat;

daß Sie als journalistischer Vertrauensmann des Herrn Nicolai dessen Quertreibereien, die auf eine Kriegserklärung gegen Italien hinzielten, mitmachten;

daß Sie sich im Hauptquartier rühmten, für Ihre Bücher- und sonstigen Wertsendungen immer ein Museum als Ausrede zu besitzen;

daß auch Sie im Besitz belgischer silberner Ehrendegen gewesen sind, über deren Verbleib Sie in Ihrer Berichtigung nichts sagen;

daß Sie nach dem Ausscheiden eines Ihrer Kollegen aus dem Hauptquartier trotz gegenteiliger Erklärungen dort verblieben sind, obwohl der Kollege dem Chef des Generalstabs in einem offenen Briefe sein Ausscheiden damit begründet hatte, daß ihm die journalistische Standesehre ein Verbleiben im Hauptquartier angesichts der fortdauernden moralischen Mißhandlungen, die bis zum widerrechtlichen Einbruch in die Kisten und Kasten der Kriegsberichterstatter gingen, nicht mehr vereinbaren könne.

Dies alles, Herr Scheuermann, ‚berichtigen‘ Sie nicht. Es ist nämlich wahr. Und damit — auf Wiedersehen vor Gericht, Herr Scheuermann! Bauen Sie bis dahin ruhig Ihren Kohl auf dem von Ihnen im Kriege erworbenen Gutsbesitz und überlassen Sie uns die Beantwortung der nebensächlichen Frage, ob Sie die Mittel dafür allein dem fürstlichen Friedensgehalt und den Spesen der Deutschen Tageszeitung zu verdanken haben.“

Rundschau

Dich meine ich

Du, den ich nicht kenne, Republikaner, Bürger dieser barbarischen Stadt, ein Einzelner, Sandkorn unter den Vielen — gib mir die Hand. Du bist es, den ich bestürme. Was wendest du dich und schielst nach dem Rücken der Andern? Dich meine ich. In dir liegt die Schuld, der Anfang aller Knechtschaft und aller Kriege. Ich berenne dich, knete deine Seele, wende sie um, einen zerdrückten Handschuh — aber was kommt heraus? Eine kleine Eitelkeit, ein gekrümmter Finger Habsucht. Besinne dich: war das deine Revolution? Diese Massen auf den Straßen, Geschrei, Schüsse, zerfetzte Reden? Nichts ist geschehen, solange deine Seele sich nicht wandelt.

Fühltest du nie die unterirdische Gewalt, den einsam ringenden Gedanken, der sich von allem lossagt, was Vergangenheit, Freundschaft, Gewinn heißt, lange ehe sein furchtbarer Ausbruch dein Auge erreichte, und vor dessen letzter Folgerung du erschrickst? Auf deine Erklärung warten wir, die Revolution deines Herzens, wichtiger als alle politischen und sozialen Revolutionen. Auf dich kommt es an. Dich selbst, dem ich nicht Ruhe lasse. An dir hat es angefangen. Gesegnet sei der Aufruhr deiner schlaflosen Nächte, der magere Zweifel, die ewig wiederholte Prüfung des Gewissens. Es gibt keine Erhebung der Masse ohne den Umsturz des Ich.

Bedenke aber, daß die Hauptsache erst kommen soll, und wenn dies alles erreicht wurde, wir nur Stufe sind. Was zögerst du? Nicht auf das Können kommt es an, sondern auf die Gesinnung. Ich begleite dich, willst du mein Bruder sein? Gehen wir eine Strecke gemeinsam.

Armin T. Wegner

Der Gingganz

Morgenstern ist der Busch unsrer Tage. Wie unsre Väter sich an den niederdeutschen Holzschnittzeichnungen des großen Philosophen verlustierten — unter uns: in dieser Beziehung bin ich mein eigner Papa —, so kugelt sich ein

ganzes junges Geschlecht über Palmström, Korfen und Muhme Kunkel, daß es eine Art hat. Es ist aber auch zu hübsch: man lacht sich krumm, bewundert hinterher, ernster geworden, eine tiefe Lyrik, die nur im letzten Augenblick ins Spaßhafte abgedreht ist — und merkt zum Schluß, daß man einen philosophischen Satz gelernt hat. So kommt es denn, daß es uns gar nicht mehr wundert, in Morgensterns Nachlaß (‚Der Gingganz' bei Bruno Cassirer in Berlin) Kantsche Sätze in Gedichtform zu finden; dergleichen verdaut man heute, erzogen durch Palmströms Galgenlieder, mühelos.

Das Bändchen enthält vielerlei: Galgenlieder — das sind die schwächsten Seiten; darunter allerdings eine Pallenbergsche Monatstafel (Jaguar, Zebra, Nerz, Mandrill . . .), ein famoses Taschentüchergespenst und ein sehr fein pointiertes Gedicht von drei Advokaten. Dann nachdenkliche und fast wissenschaftliche Gedichte, über die Ohnmacht der Sprache, die Relativität aller Dinge, über das Ding als Ding an sich und Vorstellung, und was man sonst so braucht. Die schönsten Dinge stehen in Abschnitt III: Korfens Rat, in allzulauten Welthändeln einfach die Zeitungen von übermorgen zu lesen, ist sehr aktuell — wenn da aber steht:

„Korf erfindet eine Zimmerluft,
die so korpulent, daß jeder
Gegenstand drin stecken bleibt",

so muß gesagt werden, daß er eine solche Luft nicht erst zu erfinden braucht. Es gibt sie. Beim Militär. Dann eine herrliche Ode an eine Palmströms Nachtruhe störende Nachtigall, die sich lieber in einen Fisch verwandeln solle — ich möchte die Nachtigall sehen, die sich auf eine solche inbrünstige Bitte hin nicht sofort in eine fliegende Makrele verkleidet. Von den Spatzen ganz zu schweigen, die gegen das Frösteln kleine Pelzchen aus Palmströms Spätzemäntelfabrik m. b. H. anziehen. Und der Herr von Kriegar-Ohs (der so heißt, damit er sich auf Figaros reimt)? Und die herrliche Definition des Bürgers? Lest, lest —!

Und lest vor allem den kleinen Prosa-Anhang, der eine ganz neue Art Humor darstellt.

Wenn Das, was man so leichtsinnigerweise „modernes Leben" zu nennen pflegt, und die Romantik zusammenstoßen, dann gibt es einen guten Klang — und es kommt ganz auf den Zusammenstößer an, obs tragisch oder humoristisch ausläuft. Morgenstern ist von der gradezu lächerlichen Schematisierung ausgegangen, die uns gefressen hat — einmal steht bei O. A. H. Schmitz: Nächstens wird man bei einer Aktiengesellschaft etwas einzahlen, und dafür wird man dann gelebt. Das ist es — und was Morgenstern auf ein paar Seiten aus diesem Thema macht, das ist einfach hinreißend. (Man könnte auch umgekehrt die Romantik verbürgerlichen: es wird nächstens von einem Freunde von mir ein Buch erscheinen, das das versucht.) Da wimmelt es bei Morgenstern von Anzeigen, in denen künstliche Köpfe angepriesen werden . . . „English church, aus Gummi, zusammenlegbar; samt Koffer 1250 Mark" — oder: „Violinspieler, vorzüglicher — zum Vorspielen für meine Eidechse gesucht —": so in der Art tobt das über die Blätter.

Und man weiß zum Schluß nicht, was man mehr bewundern soll: die Clownerie oder die tiefe Weisheit; und es bleibt der tiefe Schmerz übrig, daß dieses reine Herz und dieser Kopf zu früh von uns gegangen ist. Wer ihn liebt, liebt das beste Teil am Deutschtum, fern, fern allen Ludendörfern.

Peter Panter

Antworten

T. V. Die alldeutschen Zeitungen lassen nicht ab, auf dem Kopf zu stehen, den sie nicht haben. „Daß unsre verflossenen Feinde die Unterzeichnung bis zu diesem Tag hinausgezögert hätten, ist kaum anzunehmen — das Schicksal hat sie gezwungen, fünf Jahre nach dem Mord von Serajewo ihren Namen unter den Friedensvertrag zu setzen." Während bekanntlich die Deutschen ihren Namen nicht unter den Friedensvertrag gesetzt und überhaupt alle Ursache haben, das Schicksal zu preisen, das durch sie über ihre Feinde gekommen ist.

Bücherfreund. Ich empfehle Ihnen den alten Neuen Pitaval, teils überhaupt, teils um folgender Sätze aus dem Jahr 1809 willen: „Der ganze Staat erwartete eine neue Ordnung und neue Organisationen. Aber dieses Interimisticum war gefährlich. Die aufgelösten alten Verhältnisse und Heere hatten überall einen schlechten Bodensatz zurückgelassen. Jeder Vagabund gab sich für einen Deserteur von der Macht aus, gegen welche unter der Bevölkerung, wo er sich betreffen ließ, eine feindliche Gesinnung herrschte, er machte also mittelbar Ansprüche auf ihre Teilnahme, ohne begreiflicherweise selbst diese zweifelhaften Anrechte auf Patriotismus durch Atteste belegen zu können." Ich bin neugierig, wie sich das neue alte Heer aus dem Jahr 1919 in einem Pitaval der Zukunft machen wird.

Otto Lehmann-Rußbüldt. Da es Ihnen wichtig zu sein scheint ... „Der Artikel von Johannes Fischart über Ludwig Quidde in Nummer 35 enthält eine Bemerkung, die so ausgelegt werden könnte, als ob der Bund Neues Vaterland unter Mitwirkung von Quidde Anfang 1916 gegründet worden sei. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie feststellten, daß im Gegenteil der Bund Neues Vaterland 1914 als Protest gegen die matte Haltung der Friedensgesellschaft gegründet wurde." Den Dank, Dame, begehre ich nicht.

Karl Vetter. Sie haben in der Berliner Volkszeitung ein tapferes Wort gegen den frechen Hochmut der Offiziere gesagt, die ihren gefallenen Kameraden Namensehrentafeln in die Zeitungen setzen, und darunter steht: „Mit ihnen starben 3640 brave Unteroffiziere und Mannschaften den Heldentod." Während es heißen muß: Mit diesen 3460 Soldaten starben die paar Offiziere! Aber das ist noch gar nichts. Da publiziert Einer — und der Mann hat es bis zum Obersten gebracht —: „Sie sind glücklich zu preisen, daß sie die Schmach des Vaterlandes nicht erlebten und ihre Augen im festen Glauben an seine ruhmreiche große Zukunft für immer geschlossen haben." Ach, sie wären ihnen schön aufgegangen.

Berliner Zeitungsmann. Kaum war die vorige Nummer erschienen, da lief von Ihnen der folgende Rohrpostbrief ein: „Wie Sie wissen, habe ich seit langem in Ihrem Blatt geschwiegen: gehöre ich doch als Chefredakteur einem Verlage an, mit dem Sie in Fehde leben. Heute jedoch möchte ich Ihnen dies sagen: Dreimal gesegnet seien Sie für die Aufdeckung des Falles Scheuermann. Ich kehre eben vom Urlaub zurück. Da habe ich einen jungen Seeoffizier kennen gelernt, der als Kampfflieger in Flandern sein hartes Gewerbe getrieben hatte. Wir kamen, er deutschvölkisch, ich radikal, unter anderm auch auf Presse und Pressevertreter zu sprechen. Wie legte er los! Was er nannte, war: Scheuermann — Scheuermann zum ersten, zweiten und dritten. Der galt ihm als Typ. Und er haßte ihn, so wie sie ihn Alle draußen gehaßt haben, die seine verlogenen Tiraden eines Kriegszuschauers zu

lesen bekamen. Nicht nur Mannschaften, auch Offiziere. ‚Mir wars immer, als ob ich Haaröl getrunken hätte', meinte mein Flieger. ‚Die draußen starben — er schrieb sich am Ofen Gewinn, Blutgewinn und Orden.' Nun kommen Sie mit Ihren mir unumstößlich scheinenden Beweisen, die das Bild Scheuermanns logisch, ich sage: logisch ergänzen (Alldeutsch und Raub haben ja stets die gleichen geistigen Wurzeln gehabt). Ich frage: Wo bleibt die Standesvertretung meiner Kollegen, wo der Verein Berliner Presse, auf daß er es unmöglich macht, daß man solche Leute beruflich an die Rockschöße gehängt bekommt?! Es darf keine deutsche Zeitung geben, die noch ein Wort dieses Herrn druckt. Das ist nicht nur meine, sondern vieler Kollegen Meinung und Aktionsziel." Schön; und es wird mir Freude und Genugtuung sein, euer „Aktionsziel" erreicht zu sehen. Aber wie wärs, wenn Sie die Reinigungsarbeit at home begännen? Ist es nicht ein Skandal, daß Sie mich über Ihre Gesinnung durch einen Brief unterrichten müssen, weil Sie, ein „Chefredakteur", nicht die Macht haben, den Fall Scheuermann unter der Fuchtel eines Verlages zu behandeln, mit dem ich „in Fehde lebe"? Wie soll ich denn mit einem Verlage leben, der seine Angestellten ein jämmerliches Kuli-Dasein führen läßt? Und ist Ihnen Sklav' der blassen Furcht keinen Augenblick klar geworden, wie grotesk naiv es ist, daß Sie mir erlauben, Ihren Brief zu drucken? Ja, haben Sie wirklich geglaubt, daß ich das tun würde, um mich mit Ihrer Anerkennung zu brüsten, daß ich das zu einem andern Zweck tun würde, als um Sie halb mitleidig, halb verachtungsvoll auszulachen? Ihr schreit nach eurer Standesvertretung, Ihr vermißt eine Stellungnahme des Geselligkeitsvereins Berliner Presse, Ihr schmeißt pharisäerhaft mit Steinen — Ihr, die Ihr nicht durchsetzen könnt, daß eure eigne Zeitung die Meinung eures Hirns, das Gefühl eures Herzens verkündet? Bleibt mir vom Leibe! Viel lieber will ich die Scheuermänner der ganzen Welt zu offenen Todfeinden haben als euresgleichen zu heimlichen Freunden.

Kinofreund. „Einen kleinen Beitrag, wie diese Aufklärungsfilme auf die Jugend wirken. Ich hörte vor kurzem in der Eisenbahn das Gespräch zweier jugendlicher Herren über einen dieser Filme. Der eine davon gab ein Erlebnis zum Besten, das beide sehr amüsierte. Er saß im Kino neben einem jungen Mädchen, kaum sechzehn Jahre alt, der er nach Schluß zuredete, wenn sie Aufklärung suche, dann würde es in natura doch viel besser geschehen können als im Bilde: sie solle nur mit ihm kommen. Da das Mädchen durch die Aufführung wohl sehr sinnlich erregt war, so bedurfte es keiner großen Ueberredung. Er erzählte dann sehr umständlich, was die Betreffende angehabt hätte undsoweiter. Als ich meine Empörung nicht mehr zurückhalten konnte und: ‚Pfui, schämen Sie sich!' sagte, da lachten die Herren, und ‚Prüde, alte Schachtel!' riefen sie mir nach." Was aber die Kunst im Leben des Pfolkes angeht . . .

G. D. Nachdem man den Alldeutschen ihre Monarchen davongejagt hat, drehen sie die Geschichte so, daß eins ihrer dümmsten Blätter zu folgendem Ausruf gelangen kann: „Meinen Sie, wir würden die Monarchen entweihen dadurch, daß wir sie den arbeitsunlustigen, autoritätsfremden, in Treu und Glauben kranken Massen aufnötigten?" Ja, meinen Sie, wir würden die Maden entweihen dadurch, daß wir sie dem Käse aufnötigten?

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Da die Herstellungskosten der ‚Weltbühne', wie aller Zeitschriften und Zeitungen, schon wieder gestiegen sind und weiter steigen, so sind wir gezwungen, den Bezugspreis zu erhöhen. Vom ersten Oktober an kostet: das Vierteljahresabonnement 11 Mark, das Halbjahresabonnement 21 Mark, das Jahresabonnement 40 Mark. Der Preis der Nummer bleibt: 1 Mark. Die bezahlten Abonnements gelten bis zum Ablauf nach dem alten Satz.

Verlag der Weltbühne

Vernunftrecht wider Faustrecht

von Heinrich Ströbel

Die Presse der Bourgeoisie und der Rechtssozialisten malt zur Zeit mit breitem Pinselstrich und schauderndem Behagen Bilder aus dem münchner Inferno, dem Geiselkeller des Luitpold-Gymnasiums. Und in der Tat: die zynische Art, wie man dort, zwischen Saufgelagen und parodistischen Gerichtsszenen, Menschen in den Kerker und vor die Flintenläufe rasender Rotgardisten stieß, läßt die Erinnerung an die grauenhaftesten Schreckenstaten der französischen Revolution lebendig werden. Diese Ereignisse warnen mit Feuerzungen vor der Ruchlosigkeit, in aufgewühlter Zeit irgendwelchen Individuen Macht über Leben und Tod ihrer Mitmenschen zu geben. Auch wenn es die Natur der Dinge nicht mit sich brächte, daß Standgerichte und Revolutionstribunale in der Regel mit skrupellosen und brutalen Elementen besetzt werden, müßte das schrankenlose Machtgefühl selbst sonst harmlosere Durchschnittsnaturen zu Exzessen verleiten. Das Geiselnehmen ist schlechthin eine Bestialität, und terroristische Akte, mögen sie sich Repressalien oder wie immer nennen, schänden in jedem Falle die Menschheit. Soll endlich aus dem Blut und Grauen des Weltkriegs und der Revolution die Saat neuen hoffnungsvollen Menschentums sprießen, so muß die Gewalttat an sich, muß jeder Akt des Terrors verflucht und geächtet werden.

Vor allem ist es verächtliche Heuchelei, wenn die dem Chauvinismus und Noskismus verschriebenen Blätter sich jetzt in Entrüstungskrämpfen über die münchner Geiselmorde winden. Sicherlich: die Angeklagten sind eine übel gemischte Gesellschaft, und namentlich die Hauptverantwortlichen sind wüste und rohe Gesellen. Zum Teil wohl halb Unzurechnungsfähige, wie jener Schicklhofer, den der ‚Vorwärts' ein Studienobjekt für alle möglichen Geschlechtskrankheiten nannte. Dergleichen Verseuchte sind leider heute keine Seltenheit unter den Opfern dieses scheusäligen Krieges. Noch dieser Tage sagte mir ein Arzt, daß man

unter den achthunderttausend deutschen Gefangenen mit hunderttausend Geschlechtskranken rechne. Ein neuer Guß des moralischen Stahlbades wird sich da über unsre bedauernswerte Generation entladen. Und dann: ein so unentschuldbarer Brutalitätsakt auch die Geiselerschießung, von allen Roheiten ihrer Exekution und allen Zynismen der Gefangenenbehandlung abgesehen, bleibt, so wenig darf vergessen werden, daß die Füsilierung der Thule-Bündler doch nur abschreckende Vergeltung für die Niedermetzelung gefangener Rotgardisten sein sollte. Wer sich über die Abschlachtung der Insassen des Luitpold-Kellers entsetzt, sollte darum auch der brutal abgeschlachteten Opfer der Noske-Truppen gedenken. Er sollte sich der über die Maßen viehischen Ermordung Landauers erinnern, der erbarmungslosen Hinmordung jener einundzwanzig christlichen Gesellenvereinler, die dem Blutrausch eines Freiwilligencorps der Ordnungssoldateska zum Opfer fielen. Ueberhaupt der ungeheuerlichen Vergeltungsakte des münchner weißen Terrors, unter deren fürchterlichem Eindruck die Zahl der U. S. P.-Stimmen in München von zwanzigtausend auf mehr als siebzigtausend emporschnellte. Eine Presse, die sich nicht vor Entsetzen und Abscheu über die Formen aufbäumte, in denen von den Regierungstruppen in München und zahllosen andern deutschen Orten — man gedenke nur der blutigen lichtenberger Woche — der Bürgerkrieg geführt wurde, hat nicht das leiseste Recht, das Schreckensregiment zu verdammen, das die traurigen Helden der umstellten Räte-Republik aus Wut und Angst im Luitpold-Gymnasium etabliert hatten.

Uns soll diese Feststellung, so unerläßlich sie ist, nicht zur Beschönigung des Abscheulichen und zur Verklärung des Widerlichen dienen. Bluttaten, wie sie in München begangen wurden, und wie sie schlimmer noch die Kommunistenherrschaft in Ungarn und Rußland besudelten, sind uns ein Aergernis und ein Wahnsinn, welche psychologische Erklärung es auch für sie geben und so schmachvoll der rote Terror auch vom weißen Terror übergipfelt werden mag. Denn wir wissen, daß rohe Gewalttat und Brutalität das Proletariat niemals aus dem sozialen Elend emporreißen, die Menschheit niemals aus dumpfer, triebhafter Tierheit zu freier starker Sittlichkeit emporläutern kann.

*

Wie die Rechtssozialisten und erst recht die Bürgerlichen nur in den Bluttaten der Revolutionäre empörende Verbrechen sehn, in den Brutalitäten ihrer eignen Schutzgarden höchstens bedauerliche Vergeltungsakte, so besitzen umgekehrt die Kommunisten und extremen Unabhängigen nur für die Exzesse der Weißgardisten moralische Reaktionsfähigkeit. Noske ist der Bluthund, jeder brutal vorgehende Noske-Gardist eine Bestie; aber von den terroristischen Akten der Bolschewiki in Moskau und

Budapest mag man nichts hören. Die Kriegspsychose wirkt auch während der Revolution fort. Wie dem eignen Lande, so ist der eignen Partei alles erlaubt. Und massakrierte man Wehrlose zu Hunderten, griffe man, wie Mitglieder der Außerordentlichen Kommission der Sowjet-Republik das empfahlen, zum mittelalterlichen Erpressungsinstrument der Folter: Not kennt kein Gebot. Nur für den Gegner gibts keine Entschuldigung. Der ist der Ausbund an Schlechtigkeit, der Schurke, der Unhold. Sollten sich moderne Revolutionäre, geschulte Sozialisten, Schüler eines Karl Marx einer so läppischen Psychologie, einer so plumpen Geschichtsfälschung nicht ins Innerste hinein schämen? Und sollten Vertreter der oekonomischen Geschichtsauffassung, Kenner des Wirtschaftsprozesses wirklich so vernagelt sein, nicht begreifen zu können, daß durch Terrorismus, und sei er in das schreckhafteste System gebracht, neue Gesellschaftszustände nicht erzwungen werden können, die doch grade Edelmut, Güte, freiwillige Pflichterfüllung, lebendigstes Gemeinschaftsgefühl, kurz: eine neue, höhere Sittlichkeit voraussetzen?

Daß die Gewalt der Geburtshelfer neuer Gesellschaftsgestaltungen sein kann, lehrt die Geschichte auf manchem Blatt. Aber braucht man darum jede revolutionäre Gewalttat zu verherrlichen? Gleich der Natur arbeitet auch die Geschichte mit unendlicher Kraftverschwendung. Wie der Kampf um den Nahrungsspielraum Millionen von Keimen und Lebewesen zugrunde gehen läßt, um einzelne Gattungen und Individuen zu erhalten, so mußte auch bisher in dem sozialen Entwicklungsprozeß jeder Fortschritt mit unzähligen Fehlschlägen, mit einer Unsumme von Menschenleben und Menschenglück bezahlt werden. Wie oft wütete die Menschheit, statt in klarer Erkenntnis des zu lösenden sozialen Problems die wirtschaftlichen Widerstände hinwegzuräumen, in wilder Raserei gegen sich selbst. Die revolutionären Schreckenszeiten waren solche Ausbrüche ratloser Verzweiflung. Der heutige Stand unsrer historischen Forschung und wirtschaftlichen Erkenntnis gestattet uns die schärfste Analyse solcher sozial-pathologischen Erscheinungen. Eben darum schickt es sich für uns nicht mehr, jede Revolution wie ein Helden-Epos zu traktieren. Was uns not tut, ist das objektive Begreifen der historischen Vorgänge, ist das Lernen, damit die soziale Fortentwicklung sich in unsern Tagen reibungsloser und ohne die namenlose Kraftvergeudung der Vergangenheit vollzieht.

Leider stecken wir tief in der Abart der Kriegsromantik, der Revolutionsromantik. Wie beides einander ablöst, in einander übergeht, dafür erlebte ich ein wundersames Beispiel. Nicht allzu lange vor Kriegsausbruch hatte der damalige Redakteur des sozialdemokratischen ‚Braunschweiger Volksfreunds‘, der ehemalige Oberpostassistent Richard Wagner, den starke philosophisch-aesthetische Interessen unter Sozialisten und Journa-

listen getrieben hatten, in seinem Blatte eine Artikelserie publiziert, in der er die landläufige Revolutionsverherrlichung unter die kritische Lupe nahm. Wagner, der seine geschichtsmaterialistischen Lektionen natürlich absolviert hatte, verkannte durchaus nicht, daß Männer wie Danton, Robespierre und Marat ihre terroristischen Akte unter dem Zwang der historischen Umstände begangen hatten, und daß die Bourgeois-Legende, die sie zu Scheusälern stempelt, natürlich lächerliche Zerrbilder aus ihnen machte; aber er wagte doch die Behauptung, daß ihre Taten sich im Licht eines humanern Zeitalters keineswegs vorbildlich ausnähmen. Der damals sehr radikal auftretende braunschweigische Parteisekretär Otto Antrick, der bekannte Achtstundenredner, entsetzte sich über diese Ketzerei des weichlichen Aestheten. Er schickte die Artikel schleunigst zur hochnotpeinlichen Begutachtung meinem damaligen Redaktionskollegen am ‚Vorwärts', dem Ethnologen und Historiker Heinrich Cunow, jetzt Professor an der Universität Berlin und Direktor des Museums für Völkerkunde. Dieser Günstling des Musterpatrioten und Ordnungsmannes Haenisch war damals noch strammer Montagnard und als Geschichtsschreiber der französischen Revolution nüchterner Tatsachenvermerker ohne alle Sentiments. So erklärte er denn die Gewissensbedenken Richard Wagners verächtlich für ethisch-aesthetische Schrullen. Die Robespierre und Marat seien einfach die Vollstrecker der unerbittlichen Klassenkampfnotwendigkeit ihrer Zeit gewesen, ihre Handlungen stünden also jenseits von Gut und Böse. Das war anno 1913. Das Jahr darauf brachte den Weltkrieg, die Bekehrung des starken Revolutionärs Cunow zum deutschen Imperialismus und die Absage an alle revolutionäre Gewaltpolitik. Und die gleiche Entwicklung nahm der revolutionäre Cato aus Braunschweig, Herr Otto Antrick. Richard Wagner aber ist, nach einigen heftigen Anfällen von Kriegspsychose, auf die äußerste Linke der U. S. P. gerückt.

Auch wir wollen die Geschichte zu verstehen suchen. Aber wir wollen die geschichtlichen Ereignisse und Charaktere begreifen, ohne unser moralisches Empfinden auszuschalten. Wir wollen Unmenschlichkeiten verdammen, gleichviel, von wem sie geübt werden und zu welchem Zweck. Denn Das grade hat die Geschichte bewiesen, daß der Zweck niemals die Mittel heiligt, und daß verwerfliche Mittel die beste Sache schädigen. Welch unsinnige Einbildung war die Meinung, daß die brutalste Kriegführung den Krieg am raschesten beenden werde! Und nicht minder unsinnig und ruchlos ist die Einbildung, durch Brutalitäts-Akte oder gar systematischen Terror den Sieg der Revolution und des Sozialismus beschleunigen zu können. Mit solchen Schreckensmitteln mag man eine Zeitlang seine Existenz fristen, aber die unvermeidliche Katastrophe ist umso furchtbarer.

 *

Lissagaray, der sozialistische Geschichtsschreiber der Commune, hat im Vorwort zu seiner ‚Geschichte der Commune' eine Wahrheit geprägt, die grade in diesen Zeiten in alle proletarischen Gehirne gehämmert werden sollte: „Wer dem Volke falsche Revolutionslegenden erzählt und es — ob vorsätzlich oder aus Unwissenheit — durch Geschichtsdithyramben täuscht, ist ebenso strafbar wie der Geograph, der falsche Karten für die Seefahrer entwirft." Denn es genügt nicht, daß jetzt wenigstens ein Häuflein in Deutschland am Werke ist, um die immer noch üppig wuchernde Kriegslegende zu zerstören: auch die Revolutionslegende, die Legende von der sozialen Zeugungskraft der rohen Gewalt muß rücksichtslos aus den Gemütern ausgereutet werden. Und dies historische und sittliche Reinigungswerk vermag vortrefflich die neue Schrift von Karl Kautsky zu verrichten, die eben jetzt unter dem Titel ‚Terrorismus und Kommunismus' (im Verlag Neues Vaterland) erschienen ist.

Wenn irgend Einer, vermag Kautsky in seiner wundervollen analytischen Art geschichtliche Phaenomene zu erklären. So erkennt er auch mit voller Deutlichkeit die psychologischen Wurzeln der gegenwärtig grassierenden Revolutionspsychose. Er zeigt, warum selbst in unserm Zeitalter der Humanität (von dem man ja vor dem Weltkrieg so wohlgefällig zu sprechen liebte) die Moral einem Januskopf ähnelte. Das sittliche Empfinden (wir möchten einschränkend sagen: das sittliche Massen-Empfinden) ist eben auch nur das Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse. Zusammengehörigkeitsgefühl, Respekt vor den Rechten und der Persönlichkeit des Nächsten empfanden und empfinden die Menschen stets nur innerhalb der Sippe, Horde, Klasse, der Familie, des Stammes, der Nation, der sie angehören. Je nach dem oekonomischen Entwicklungsgrad weitete sich mit der Ausdehnung der sichtbaren Lebensgemeinschaft auch das Mitempfinden der Menschen für seine Mitmenschen. Aber die wachsende Mannigfaltigkeit der sozialen Beziehungen brachte es andrerseits auch wieder mit sich, daß der Staat in Gruppen der verschiedensten Art zerfiel, in Gentes, kirchliche Vereinigungen, Zünfte und dergleichen, und daß dann jede dieser Untergruppen wieder ihre besondere Ethik entwickelte. Und gerieten diese Unterabteilungen mit einander in Kampf, so entwickelten die ihr angehörenden Individuen sofort wieder ihren borniert-brutalen Sippenegoismus. Sie konnten im Einzelnen die größte Solidarität, Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit innerhalb des eignen engern Bereichs entwickeln und gleichzeitig die größte Erbarmungslosigkeit gegen die Andern. Die Damen der südstaatlichen Sklavenbarone konnten die liebenswürdigsten, bezauberndsten Geschöpfe unter ihresgleichen sein und dennoch die grausamsten Quälerinnen ihrer Sklaven. Und derselbe Mensch konnte das weichste Gemüt in seiner Familie haben und in seinem Geschäftsgebaren der

hartherzigste Gläubiger oder Arbeiterschinder sein. Bei dieser allgemeinen Disposition mußte der Weltkrieg mit seiner systematischen Verhetzung und Verrohung umso verheerender wirken. Und die Folgen dieser moralischen Weltverpestung durch den Krieg offenbaren sich nun auch in der Revolution, in dem fühllosen Klassenhaß und in der gedankenlosen Grausamkeit.

Aber Kautsky erklärt nicht, um zu rechtfertigen, sondern um der sittlichen Engherzigkeit und Verwahrlosung den schreckenden Spiegel vorzuhalten, um sich der proletarischen Gewalttheorie, die sich im Bolschewismus verkörpert, mit zornigem Eifer entgegenzustemmen. Das Streben nach Diktatur von links und rechts könne nur zu Anarchie und Ruin führen und, bei dem Stocken aller Produktion, zum nackten Kannibalismus. Nur die Demokratie, die dem ehrlichen Geisteskampf die Schranken öffne, verbürge den sozialen Aufstieg, könne den Klassenkampf aus einem Kampf der Fäuste in einen Kampf der Köpfe verwandeln, in dem die moralisch und intellektuell überlegene Klasse obsiege.

Kautskys Schrift kommt zur rechten Zeit. Denn nichts frommt dieser unseligen Zeit mehr als die Losung: Vernunftrecht wider Faustrecht!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXVI.

Maximilian Pfeiffer

Er ist die Venus von Milo des Zentrums. Das aesthetische Prachtexemplar. Der schöne Mann und die schöngeistige Seele. Der Bravourredner mit der großen Geste. Der Schauspieler. Der lyrische Tenor. Kurz: der Kunstpfeiffer der Christlich-sozialen Volkspartei. Ein bartloses, etwas volles Gesicht. Große, lebhafte Augen. Schwarzes, strähniges, nach hinten gekämmtes Haar. Eine mittelgroße, gedrungene Gestalt. Beliebt bei den katholischen Männern und Frauen und Jungfrauen in Versammlungen und auf Kirchfesten wie kaum eine andre weltliche Zentrumsleuchte, denn es ist ein Vergnügen, ihm zuzuhören. Eine mächtige, rhetorisch gepflegte Stimme weiß in den Sätzen Geist und Witz zur Geltung zu bringen. Den Damen schwillt der Busen unter dem Mieder, und alle sagen, in allen Lebensaltern: Gott, wie himmlisch! Lohengrin.

Einmal reckten sie auch im alten Reichstag die Hälse. Wie aus einer andern Welt war er plötzlich hereingekommen. In einer grünlich schimmernden Wehr schritt er, mit klirrendem Säbel, daher. „Wos ist denn dös? Wie schaut denn unser Kunschtpfeiffer aus?" so fragten seine bayrischen Weggenossen, indem sie die Köpfe zusammensteckten. „Ach", klärte er rasch diesen Zwischenfall auf, „das ist doch nur meine Uniform als

Königlich Bayrischer Hof- und Staatsbibliothekar." Alle lächelten vergnügt und er mit.

Drei Tage vor der Weihnacht des Jahres 1875 ward er in einem frommen katholischen Hause zu Rheinzabern in der Pfalz geboren. Ein aufgeweckter Junge. Die Eltern schickten ihn in das humanistische Gymnasium zu Speyer, das er korrekt durchlief, und ließen ihn dann in Berlin, Heidelberg und München Klassische Philologie, Vergleichende Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte studieren. Dann machte er seine Lehramtsprüfung für philologisch-historische Fächer und trat im November 1899 bei der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München als Volontär ein. Rasch rückte er auf. Schon ein Jahr danach wurde er Praktikant, dann Assistent (o, diese wohlweise, vorsichtig ausgeklügelte Königlich Bayrische Beamtenrangordnung!), kam 1903 als Sekretär an die Königliche Bibliothek in Bamberg und wurde nach sieben Jahren Kustos. Eine gemütvolle Zeit in Bamberg. Eine Zeit geistiger Klärung und Vertiefung. Die vielen Kirchen. Die alten Häuser mit ihren verträumten Höfen. Der hoch ragende Dom. Die halbvergessene Benediktiner-Abtei auf dem Sankt-Michaelsberg. Mittelalterliche Kunst und Kultur auf Schritt und Tritt. Und dann, in dem ehemaligen Jesuitenkollegium, die Königliche Bibliothek selbst mit ihren dreimalhunderttausend Bänden, mit ihren Pergamentsschriften der Bücherei weiland Kaiser Heinrichs des Zweiten, mit ihren Meß- und Gebetbüchern aus der Karolingerzeit, mit ihrer Alkuinsbibel, die einst für Karl den Großen geschrieben wurde, und mit ihren tausenden von Inkunabeln. Mein Gott, da sollte sich einem nicht das Herz öffnen für all die Romantik der allein selig machenden katholischen Kirche!

Pfeiffer ging aber in dem Bücherstaub nicht unter. Zwar verfaßte er einige Schriften über entlegenere Fragen: ‚Die Säkularisation in Bamberg' und ‚Einzelformschnitte des fünfzehnten Jahrhunderts in der Königlichen Bibliothek zu Bamberg'. Aber im Grunde genommen war und blieb er, trotz allen archivalischen und historischen Studien, ein moderner Mensch, der sich mit allen Zeitfragen irgendwie auseinandersetzen mußte. Ein Temperamentsmensch. Ein Mann voll Leidenschaft und Pathos in der fiebernden Seele. Ein Mann der Literatur. Unzählige Essays über alle möglichen Dinge, über Kunst, Wissenschaft, Literatur, Politik und Soziales entflossen seiner Feder. Um die Jahrhundertwende begründete er die Deutsche Literaturgesellschaft zur Pflege und Förderung katholischer Dichtung. Allmählich rutschte er indessen in die Politik hinein. 1907 ließ er sich in Kronach-Lichtenfels als Kandidat aufstellen und wurde allsogleich gewählt. Seitdem ist er, ohne jede Unterbrechung, dem Parlament treugeblieben, und auch in die Nationalversammlung haben ihn die Zentrumsmänner entsandt. In der Fraktion kam er rasch vor-

wärts. Zu Matthias Erzberger hielt er in treuer Freundschaft: „Wo du hingehest, da will ich auch hingehn; wo du bleibst, da bleibe ich auch." Seiner gewandten und klugen Feder wegen wurde er zum Schriftführer erst der Fraktion und schließlich auch des Parlaments gewählt. Die Zentrumspartei ernannte ihn zu ihrem Generalsekretär. Enge Fühlung hielt er stets mit der Presse. Er selbst gab eine demokratische Wochenschrift auf christlicher Grundlage: ‚Welt und Heim' heraus, und viele Flugschriften der Partei verraten seine Autorschaft.

Als Adolph Hoffmann das Zepter im Preußischen Kultusministerium führte, als er, Hals über Kopf, die Kirche und die Schule umkrempeln wollte, fing die katholische Volksseele zu „kochen" an. Ein neuer Kulturkampf drohte auszubrechen. Protestversammlungen in Ost und West. Demonstrationen überall. Die Geistlichkeit schürte den Brand. Depeschen hagelten täglich zu hunderten auf das Ministerium nieder. Pfeiffer hatte alle Hände voll zu tun, um diesen Proteststurm zu organisieren: die Kirche war in höchster Gefahr. In diesem Zeichen berief er auch, so um die Weihnachtstage 1918, eine Riesenversammlung in Berlin ein. Flammende Reden. Glühende Proteste. Einstimmig mit drohend erhobenen Händen gefaßte Entschließungen. Und dann wälzte sich das katholische Volk demonstrierend durch die Straßen Berlins. Männer, Frauen, Jungen, Mädchen, Kinder. Geistliche in schwarzen Talaren. Nonnen in langem Zuge. Fromme Schwestern. Verspätete Jungfrauen. Lehrer. Arbeiter. Vornan eine schwarz-rot-goldene Fahne. Pfeiffer an der Spitze. Der Kreuzzug gegen Adolph, den Zehn-Gebote-Mann. Jetzt waren sie unter den Linden vor dem Kultusministerium. Gemurmel. Lärm. Krach. Pst. Ansprache. Tausende von Händen geballt zum Himmel gestreckt. Neues Rhabarber. Unruhe. Tosender Orkan. Tumult. Einige handfeste Kerle laufen vor. Zerren an der vergitterten Pforte. Der zitternde Pförtner wird herausgeklingelt. Ein Meer von Menschen vor ihm. Die katholische Volksseele kochte, wild schäumend, bereits über. „Wo ist Adolph Hoffmann? Wo ist er? Wo?" Einer schreits. Zwei. Drei. Zwölf. Hundert. Tausend. Der Pförtner stammelt hilflos: „Ich weiß es nicht."

„Dann holen wir uns ihn!"

Gesagt, getan. Die Handfesten strömen herein. Pfeiffer wird mithineingedrängt. Und nun beginnt ein Fragen und Suchen. Hoffmann hat sich dünn gemacht. Sie finden ihn nicht und müssen unverrichteter Sache wieder abziehen. Anklagen und Verwünschungen sausen, als die Späher achselzuckend aus dem Bau heraustreten, wie Peitschenhiebe von neuem aus dem Chor der Menge auf das Kultusministerium nieder. Der Zug setzt sich in Bewegung, biegt in die Wilhelm-Straße ein, und Maximilian Pfeiffer hält die Schlußansprache.

Das Zentrum sah mit einem Male, welche Macht es, auch rein zahlenmäßig, in der Reichshauptstadt besaß. Bei den Wahlen der Nationalversammlung stellte es daher in allen drei berliner Wahlkreisen eine eigne Zentrumsliste auf, entfaltete eine umfangreiche Agitation, schob das Allgemein-Christliche hervor, warb mit Erfolg auch unter den Evangelischen und brachte richtig je einen Kandidaten, darunter Pfeiffer, durch. Das Zentrum war auch aus den Revolutionsstürmen so gut wie unversehrt hervorgegangen.

Pfeiffers stille Liebe gilt dem Theater. Ihm widmet er sein besonderes Interesse. Lebhaft beteiligte er sich an den Vorarbeiten für ein Reichstheatergesetz, und als der Theaterkulturverband ins Leben trat, war Pfeiffer, trotz den antisemitisch-muckerischen Tendenzen gewisser Kreise, einer der Ersten, die ihn propagierten.

Ein Gemisch von Künstler, Ethiker und Politiker und ein bißchen Geschäftsmann dazu. Eine nicht üble Packung.

Deutschlands Verhängnis

von Hermann Fernau

Das trostloseste, aufregendste Erlebnis in diesem Weltkrieg war für mich die Art, wie die führende deutsche Intelligenz ihn empfunden hat und noch empfindet.

Da haben wir zum Beispiel die Klasse der deutschen Gelehrten und unter diesen besonders die Historiker. Angeblich war ihnen das vorurteilslose Studium der Geschichte, der Völker- und Staatsrechtwissenschaft Lebensaufgabe. Also hätten sie uns logischerweise die Ursachen, Absichten und möglichen Ergebnisse dieses Weltkrieges gemäß den Erkenntnissen ihrer Wissenschaft (das heißt: ohne Rücksicht auf den Massen- und Gassenlärm der Stunde) erklären müssen. Aber davon war gar keine Rede. So etwas wie übernationale Auffassung, europäische Gesinnung, Weltbürgertum, Kritik der reinen Vernunft, Gefühle und Wertmesser also, die man uns vor dem Kriege so lebhaft als deutsche Vorzüge gerühmt hatte, wurden nirgendwo sichtbar. Samt und sonders stellten die Herren ihre Gelehrtheit untertänigst in den Dienst der Wilhelm-Straße; das Auswärtige Amt wurde ihre Bezugsquelle für Geschichtswahrheiten. Was die Macher des Weltkriegs auch zur Rechtfertigung ihres verbrecherischen Tuns an faustdicken Lügen ersinnen mochten: die deutschen Gelehrten bejubelten es als unumstößliche Wahrheiten. Und wehe den Kritikern: die leiseste Andeutung, daß die offizielle Wahrheit vielleicht doch nicht . . ., wurde von den Herren im Namen der Kultur mit Fuhrknechtsausdrücken in Grund und Boden geschrien. Die schamlosesten Lügen und Fälschungen waren für Professoren wie Schiemann, Oncken, Niemeyer, Kohler, Schäfer und ihresgleichen grade gut genug,

der deutschen Kulturidee als Hieb- und Stoßwaffe zu dienen. Alles für und durch den Kaiser: das war in der Zeit des Weltkriegs das Leitmotiv der deutschen Wissenschaft. So wurde das Erbe der Kant und Humboldt ein Gegenstand des Gelächters und der Verachtung für Alle, die das deutsche Vaterland nicht im Hohenzollernschen Generalstab verkörpert fanden.

Da haben wir zweitens die Welt der deutschen Dichter, Denker und Journalisten. Ich gehörte zu den Optimisten, die seinerzeit ein paar von ihnen als Vorkämpfer einer kommenden deutschen Demokratie verehrt hatten. Für Jeden, der, gleich mir, ganz naiv glaubt, daß das, was Einer sagt, auch wirklich seine innere Ueberzeugung ist, muß der Weltkrieg eine traurige Offenbarung gewesen sein. Denn er zeigte uns die innere Verlogenheit dieser „geistigen Größen" mit einer Kraßheit, an der nichts mehr zu deuteln ist. Was in der Tat sollen uns noch so gelungene Dramen und die berühmtesten „Monismen", was soll uns das ganze bändereiche Geschwafel von der „deutschen Kultur", wenn erwiesen ist, daß die Leute, die solches schrieben, in dem Augenblick, wo es einmal darauf ankam, nicht den Mut hatten, ihre Lehren logisch zu Ende zu denken, das heißt: auf die Politik der Hohenzollern anzuwenden. Sich im Buch, auf der Bühne und in literarischen Salons als Weltbürger aufzuspielen, eine stille Erbitterung gegen das Schandregime des Feudalstaates zu mimen, und dann plötzlich, nur weil es diesem einfiel, einen Krieg anzuzetteln, vor die Nation mit demselben Fatzken-Patriotismus zu treten, den man früher so oft gegeißelt hatte: das können nur Leute, denen Kunst und Wissenschaft kein heiliges Erleben und Bekennen, sondern eben nur Handwerk, Geschäft und Mache sind. Wohl zu keiner Zeit hat ein politisches Ereignis die ganze Hohlheit und Feigheit einer intellektuellen Führerklasse in so jämmerlichem Licht gezeigt, wie es hier geschah.

Da haben wir drittens die deutschen Politiker. Mit ihnen steht es womöglich noch schlimmer. Wir hatten einige Liberale im Reichstag, die sich vor dem Krieg gelegentlich als stramme Demokraten und Pazifisten zu gebärden wußten: Haußmann, Gothein, Payer, Pachnicke und noch ein paar. Kaum aber war der Weltkrieg ausgebrochen, als sich diese Helden auch schon der ersten deutschen Staatsbürgertugend erinnerten, das heißt: umso untertäniger vor den kaiserlichen Lügen zusammenknickten, je greifbarer sie waren. Daneben hatten wir die große Arbeiterpartei der vier Millionen Stimmen und hundertelf Sitze. Von ihr wenigstens erwartete alle Welt eine Opposition bis aufs Messer gegen Krieg und Kaisertum. Aber grade sie bereitete uns die grausamste Enttäuschung. Das am vierten August 1914 an die Abgeordneten verteilte deutsche Weißbuch ist, selbst wenn man es als Nichtjurist einigermaßen kritisch seziert, eine

so deutliche Selbstanklage der kaiserlichen Regierung, daß man beim besten Willen nicht verstehen kann, wie der Rechtsanwalt Haase (also ein durch sozialistische Opposition verdoppelter Jurist) seine bekannte Rede halten konnte. Politischer Weitblick, Charakterfestigkeit, Logik und Mannesmut waren unter diesen hundertelf Abgeordneten so selten, daß noch am zweiten Dezember 1914 Karl Liebknecht wie ein Verrückter angestaunt und verlacht wurde, weil er als Erster und Einziger den Mut fand, der kaiserlichen Regierung ihre Verbrechen grade ins Gesicht zu sagen. Das traurigste Kapitel deutscher Memmenhaftigkeit in diesem Weltkrieg aber haben ohne Zweifel Scheidemann und seine Genossen von der Mehrheitspartei geschrieben. Denn sie, die gemäß ihren frühern Theorien und Drohungen jede Muskel ihres politischen Menschen in eine einzige revolutionäre Opposition gegen den Kaiserwahnsinn hätten straffen müssen, sie paßten sich und den Sozialismus nicht nur den Diktaten der Wilhelm-Straße an, sie taten mehr: sie logen sich die Lüge vom deutschen Verteidigungskrieg so lange und gründlich vor, bis sie selbst daran glaubten und dem deutschen Arbeiter alles Ernstes weismachten, daß das Schicksal der deutschen Arbeiter an das Schicksal der Hohenzollern-Dynastie geknüpft sei. Ja, die Partei der berufsmäßigen Revolutionshelden brachte sogar einen David hervor (heut Reichsminister ohne Portefeuille), der seine unglaubliche Gelehrtheit so energisch in den Dienst des Gottesgnadentums stellte, daß man nicht weiß, was man mehr bestaunen soll: seine Unverfrorenheit oder seine Kaisertreue. Scheidemanns Eiertänze, Davids zusammengequälte Jesuitereien über den deutschen Verteidigungskrieg, Südekums Propaganda-Reisen ins neutrale Ausland, Lenschens und Heilmanns alldeutsche Leitartikel, Heines, Haenischs und Landsbergs Annektionsreden werden klassische Beweise dafür bleiben, wie man in Deutschland als Sozialist dem Kaiser dienen und dabei schließlich zu republikanischen Aemtern und Würden kommen kann.

*

Die radaupatriotische, das heißt: im Sinne der Demokratie mut- und würdelose Haltung unsrer deutschen Intelligenz im Laufe des Weltkriegs lastet heut milliardenschwer auf den Schultern unsres Volks. Denn wenn wir statt jener kaisertreuen Jämmerlinge auf eine stolze Phalanx deutscher Gelehrter und Politiker hätten hinweisen können, die, ihren Vorkriegsideen getreu, von allem Anfang an gegen die Verbrecherpolitik der Hohenzollern gestanden hätten, dann hätte die Entente ihren militärischen Sieg nicht (wie sie getan) in imperialistische Bedrückungsmaßnahmen ausmünzen können. So aber liegt die Tatsache offenkundig vor aller Welt Augen: Deutschlands intellektuelle und politische Führerschaft war in

ihrer bedingungslosen Hingabe an dynastische Interessen taub und blind für die Gefahren der Autokratie. Wenn diese Führerschaft, die den Sieg Wilhelms des Zweiten in allen Tonarten bejubelt hätte, sich heut als Führerschaft der neuen deutschen Demokratie vorstellt, dann ist das eine elende Komödie.

Welches Vertrauen soll denn die Entente dem neuen Reichspräsidenten Ebert entgegenbringen? Hat nicht auch Ebert (am deutlichsten wohl auf dem Würzburger Parteikongreß von 1917) die Lüge vom deutschen Verteidigungskrieg mitgemacht und die Notwendigkeit der Kriegskreditbewilligung betont? Nein, und abermals nein: die dringend notwendige seelische, politische und intellektuelle Erneuerung unsres Volkes kann nur von Leuten ausgehen, die schon im Lauf des Weltkriegs die Fahne der Demokratie aufgepflanzt oder doch wenigstens durch ihr Schweigen Protest gegen den Hohenzollernschen Weltherrschaftswahn eingelegt haben. Wir haben solche Republikaner der ersten Stunde. Unter den deutschen Professoren nenne ich Nicolai, Foerster, Schücking, Einstein; unter den deutschen Literaten Heinrich Mann, unter den deutschen Politikern Kautsky, Bernstein und (bei Außerachtlassung ihrer marxistischen Dogmen) einige andre Mitglieder der Unabhängigen, ferner Grelling, Muehlon, Witting, Lichnowsky; unter den deutschen Journalisten Leute wie H. v. Gerlach; unter den deutschen Frauen Helene Stöcker, Minna Cauer, Klara Zetkin.

Aber ach: die „Umlerner" beherrschen das Feld; sie stützen ihre Herrschaft auf den Mangel an politischem Reinlichkeitsgefühl in den deutschen Volksmassen. So vergiftet die Charakterlosigkeit der Kleber und Streber von vorn herein die Beziehungen unsres Freistaats zu den Ländern der Entente. Man quatscht und balgt sich dermalen in Deutschland um nebensächliche Dinge zu Tode.

Arme deutsche Republik!

Der politische Dichter von Frank Thieß

Die Kunstrichtung einer Zeit ist eigentlich nichts andres als der Ausdruck des Verhältnisses, den sie zu ihren großen Werten einnimmt. Das Ideal des l'art pour l'art konnte nur in einer Zeit proklamiert werden, wo die Politik das Leben des Einzelnen kaum berührte, da sie die Aufgabe einer verhältnismäßig kleinen Kaste war, die man nach ihrem Geschmacke um unser Wohl und Wehe sorgen ließ. Hatte man doch ein Parlament, dessen Deputierte ja durch den Eifer, mit dem sie „Hört, hört!" und „Sehr richtig!" schrien, bewiesen, daß sie um unsre Sicherheit eifrig besorgt waren. Der größte Teil des Volkes und grade die Gebildeten, die „Kultivierten" empfanden ein politisches Gespräch als geschmacklos und hielten ein neues Buch

von Stefan George für weitaus wichtiger als eine neue Heeresvorlage in der pariser Kammer. Wer dazumal mit der Forderung auftrat, der Dichter solle in die Politik greifen, wurde verlacht, und ein kleiner Literatenkreis, der damals schon die Politisierung des Lebens und im Zusammenhang damit die Ethisierung der Kunst anstrebte, wurde höchlichst bekämpft. Indessen war es einer der Führer jenes Kreises, der bald darauf das Wort prägen durfte, l'art pour l'art habe den Krieg verschuldet, ein Wort, dessen Wahrheit sich in schrecklicher und nicht wieder gut zu machender Weise gezeigt hatte, da Viele von Denen, die Stefan George in absoluto für wichtiger als Lloyd George hielten, für diesen Irrtum auf den Schlachtfeldern von Flandern büßen mußten. Wie hatten sie vergessen dürfen, daß zu gewissen Zeiten der Kunst die heilige Verpflichtung zufiel, im höchsten Sinne politisch zu sein, so wie Homer, Walther von der Vogelweide, Schiller, Puschkin und Dostojewski politische Dichter waren, die für die Aufrüttelung ihres Volkes und die Neugestaltung der nationalen Verhältnisse nicht weniger getan hatten als viele große Staatsmänner.

Gestern noch lasen wir Uhlands „Wenn heut ein Geist herniederstiege" mit dem Lächeln des Aestheten von 1913, ein Gedicht, das uns heute trotz seiner mindern Form, die wir für unwesentlich erklären, mit neuer Wucht ergreift. Wie fühlen wir heute das „politische" Ethos jüngster Dichter, welche die Not der Zeit und ihren Schrei nach Befreiung in kristallene Verse und eherne Dialoge pressen! Die Kunst, welche nur noch ihren eignen Nabel beschaut, mag in der Zeit des ewigen Friedens neuen Wert bekommen: wir suchen nicht mehr das Bild allein, die Form allein, die alle Tat verhüllende Stimmung, sondern die Aktion in der Kunst, die Leidenschaft des Neue-Wege-Bahnens. Wir wollen nicht nur Mitleid, sondern bereits Empörung. Kurzum: wir, die wir heute bis ins Innerste von der Fürchterlichkeit dieser Zeit und der Notwendigkeit ihrer kommenden Wandlungen überzeugt sind, wollen in Lyrik, Roman und Drama wieder die politische Dichtung.

Freilich sei gleich gesagt, in welchem Sinne wir sie wollen. Und hier bedarf es besonderer Klarheit, da wir heute wie je die Versifikation parteipolitischer Programme höchlichst belächeln. Ist politische Dichtung eine ins Parlament gesperrte Poesie? Ist sie das Bannerschwenken revolutionärer Ideologen, die Umsturz und Verfassungsänderung proklamieren? Ist sie der vaterländische Gesang markiger Turner, die durchs Brandenburger Tor marschieren? Mich dünkt, daß dies alles Wege sind, die, so Gott will, unbetreten bleiben. Nein, ein neuer Typus Dichter, eine neue Gattung Poesie wächst aus dem mit Blut gedüngtem Acker dieses Jahrhunderts: es ist der Poet als „Aufrührer". Es ist der Dichter, dem die Macht des Wortes gegeben ist, die

stumpfe Masse (Masse ist nicht Proletariat allein!), die nichts von den großen Zwecken und Inhalten des Lebens weiß, aufzurühren. Nicht mit dem Ziel des Sozialdemokraten oder des Nationalisten, der sie mit seiner fertigen Doktrin füttert, sondern mit der visionären Kraft des Propheten, der die in ihr schlummernden Säfte zu neuem Gären bringt und die so Erweckten tief hineinschauen läßt in das Schicksal der Menschheit und den Sinn des Lebens. Wie verblaßt gegenüber dem Feuer dieser Sendung das Rot des politischen Revolutionärs! Denn er wendet sich, wie alle Politiker des Tages, nur an die wachen Instinkte einer größern oder geringern Klasse. Aber der politische Dichter wendet sich über Klassenkampf und Parteiideale weit hinaus an die von der Zeit unterdrückten Urinstinkte aller Menschen: sich in tätigem Leben den Frieden eines heitern Hauses zu schaffen, seinem Leben den Sinn des Gebärens, nicht den des Sterbens zu geben. Der Dichter tritt auf die Tribüne und predigt Aufruhr aus dem Schlummer geistiger Trägheit, er sucht die Erscheinung, die er schildert, nicht mehr von der Moral des herrschenden Jahrzehnts, sondern von der Berechtigung ihrer tiefsten seelischen Quellen aus zu begreifen. Er streift den Schleier der Konvention, die Ehrfurcht des Gewohnten von den Dingen und zeigt sie nackt und in ihrer ursprünglichen Gestalt. Aber — und hierin ist er Politiker, der zu einem Parlament von Millionen spricht — er zeigt auch den Weg, den diese Dinge gehen müssen, um der neuen Welt anzugehören, deren Prophet er ist: der Welt, in der der Haß zum rechtlosen Fremdling würde.

Gespräch eines Reaktionärs mit seinem Sohne

Vater (milde): Fritze, was denkst Du von der ganzen Geschichte?

Sohn: Nun ich denke: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark!"

Vater (unruhig): Wie meinst Du das?

Sohn: Ich meine, die Reaktion hat Oberwasser bekommen.

Vater (aufgeregt, aber gefaßt): Die Reaktion? Was verstehst Du unter Reaktion?

Sohn: Unter Reaktion verstehe ich die Gesamtheit der Reaktionäre mit ihren Machinationen, Intrigen, Kabalen, Frechheiten, Gewaltstreichen.

Vater (wütend): Du willst Deinen Vater Reaktionär nennen? Bursche, sitzt Du darum in Sekunda? Lehrt man so etwas auf dem Gymnasio? Bezahle ich darum das schwere Schulgeld? Sind das die Früchte meiner Erziehung, daß ein Bube, der sich noch keinen Wind um die Nase hat wehen lassen, mich einen Reaktionär nennt, mich, der ich die Freiheitskriege mitgemacht habe mit Gott, für König und Vaterland? Ich ein Reaktionär? Sage mir, Bursche, was ist ein Reaktionär?

Sohn: Ein Reaktionär ist ein Mensch, der sehr aufgebracht wird, wenn man von Reaktion spricht.

Aus dem ‚Berliner Großmaul' von 1848

Budapest von Alfred Polgar

In Budapest ist die Sowjet-Regierung gestürzt worden, und die Feueranbeter haben das Heft in die Hand bekommen.

Die Bürgerschaft ist sehr verängstigt und hofft auf ein baldiges Zusammenbrechen des neuen Regimes.

Im Kulturklub ‚Wir' wurde ein kupfernes Becken aufgestellt, in dem, von wohlriechenden Essenzen beträufelt, eine Dauerflamme brennt. Vor dieser Flamme verrichten die Mitglieder ihre Andacht, ehe sie sich zur Karte setzen.

Die beliebte Diva fährt auf einem mit Flammen bemalten Wagen durch die Stadt und fordert in hinreißender Rede die Bewohner auf, sich dem Kultus der heiligen Glut zu widmen.

Die Zigeuner begleiten sie auf diesem Umzug, ihren Instrumenten leidenschaftliche Weisen entlockend.

An die Spitze einer Vereinigung der ‚Entflammten' hat sich der berühmte Epiker des Landes gestellt. Sein neuer Roman ist der Sonne gewidmet. Sein Gedicht an die Nation: ‚Endlich erfüllter Traum' wird in einer Million Exemplaren unter das Volk verteilt.

Es kursiert ein reizend-boshaftes Bonmot des berühmten Epikers über die Feueranbeter.

Der hervorragende Tondichter Ungarns hat eine Hymne: ‚O Flamme!' komponiert. Die Presse ist einmütig im Lob dieses kühnen Werkes.

Das Volk ist glücklich und entschlossen, bis zum Aeußersten für das neue Regime einzutreten.

Autos mit Bewaffneten durchrasen die Stadt.

Die Intellektuellen haben sich vollzählig und begeistert der Feuer-Regierung angeschlossen. Es erscheinen fünf neue Blätter: ‚Der Funke', ‚Die feurige Zunge', ‚Prasseln und Lodern', ‚Der Scheiterhaufen', ‚Neue Gluten'.

Doktor D., der die Politik von ganzer Seele verabscheut, faßt die Situation knapp in die Worte zusammen: Man wird doch sehen.

*

In Budapest sind die Feueranbeter gestürzt worden, und die Verehrer des Heiligen Pferdes haben das Heft in die Hand genommen.

Die Bürgerschaft ist sehr verängstigt und hofft auf ein baldiges Zusammenbrechen des neuen Regimes.

Im Kulturklub ‚Wir' wurde ein kupfernes Pferd aufgestellt, vor dem die Mitglieder ihre Andacht verrichten, ehe sie sich zur Karte setzen.

Die beliebte Diva fährt auf einem mit hippischen Emblemen bemalten Wagen durch die Stadt und fordert in hinreißender

Rede die Bewohner auf, sich dem Kultus des Heiligen Pferdes zu widmen.

Die Zigeuner begleiten sie auf diesem Umzug, ihren Instrumenten leidenschaftliche Weisen entlockend.

An die Spitze einer Vereinigung der ‚Quadrupedisten' hat sich der berühmte Epiker des Landes gestellt. Sein neuer Roman ist einer weißen Stute gewidmet. Sein Gedicht an die Nation: ‚Endlich erfüllter Traum' wurde in einer Million Exemplaren unter das Volk verteilt.

Es kursiert ein reizend-boshaftes Bonmot des berühmten Epikers über die Pferdeverehrer.

Der hervorragende Tondichter Ungarns hat eine Hymne: ‚O Roß!' komponiert. Die Presse ist einmütig im Lob dieses kühnen Werkes.

Das Volk ist glücklich und entschlossen, bis zum Aeußersten für das neue Regime einzutreten.

Autos mit Bewaffneten durchrasen die Stadt.

Die Intellektuellen haben sich vollzählig und begeistert der Pferde-Regierung angeschlossen. Es erscheinen fünf neue Blätter: ‚Der Huf', ‚Neues Wiehern', ‚Bukephalos', ‚Das Heilige Pferd', ‚Die Zügellosen'.

Doktor D., der die Politik von ganzer Seele verabscheut, faßt die Situation knapp in die Worte zusammen: Man wird doch sehen.

*

In Budapest ist die Regierung der Pferdeverehrer gestürzt worden, und Doktor D., der die Politik von ganzer Seele verabscheut, hat das Heft in die Hand genommen.

Es ist ihm eine Adresse zugekommen, unterzeichnet von der beliebten Diva, dem berühmten Epiker, den großen Schauspielern, Literaten und Journalisten des Landes, in der es heißt: „Was geht uns die Politik an? Wir sind Künstler!"

Der berühmte Tondichter hat eine Hymne komponiert: ‚Odi profanum vulgus'.

*

Budapest ist ohne Ministerium. Doktor D. hat, gelangweilt, die Regierung stehen lassen und ist weggegangen. Niemand weiß, wer oder was jetzt kommen soll.

Die Bürgerschaft ist verängstigt, Autos mit Bewaffneten durchrasen die Stadt, der Wagen der Diva ist eingespannt, der Anstreicher bestellt, die Zigeuner entschlossen, ihren Instrumenten unter allen Umständen leidenschaftliche Weisen zu entlocken.

Vom Giebel des Kulturklubs ‚Wir' weht die Wetterfahne. In begeisterten Scharen strömen ihr die Intellektuellen zu.

Der berühmte Epiker behauptet, Budapest sei ein Bonmot von ihm.

Das Leben Jesu von Egon Friedell

Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle alles Uebels unsrer neuesten Literatur. Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachteile der Welt, indem er Falsches für Wahres darbietet oder aber durch ein erbärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scaevola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben. Goethe zu Eckermann

Einleitung

Am sechsten Oktober 1808 kam Napoleon vom Erfurter Kongreß nach Weimar hinüber. Auch Wieland, der seines hohen Alters wegen den Festlichkeiten ferngeblieben war, mußte herbeigeholt werden. Der Kaiser sprach mit ihm zuerst über einige deutsche Dichtungen, dann kam er auf verschiedene historische Themen. Plötzlich trat er ganz nahe an Wieland heran und sagte mit leiser Stimme: „Es ist übrigens eine große Frage, ob Christus jemals gelebt hat." Dieses geistreiche Aperçu — denn mehr hatte Napoleon wohl kaum beabsichtigt — zum Mittelpunkt eines Systems gemacht zu haben, blieb erst unserm erleuchteten Jahrhundert vorbehalten. Seit ungefähr einem Jahrzehnt ist nämlich eine umfangreiche Literatur im Entstehen begriffen, die dieser „großen Frage" mit einem ungeheuern wissenschaftlichen Apparat an den Leib rückt. Oder vielmehr: es handelt sich um gar keine Frage, sondern es wird klipp und klar behauptet: Christus hat zweifellos nicht gelebt, Christus ist eine mythologische Fiktion. Nachdem also David Friedrich Strauß den berühmten Versuch gemacht hat, alle übernatürlichen Elemente im Leben des Heilands als mythisch zu erweisen, tut nun diese Gruppe von Forschern den letzten radikalsten Schritt, indem sie die gesamte Geschichte Jesu für einen Mythus erklärt, der sich in Entstehung, Anlage und Tradition prinzipiell nicht von den Sagenkreisen unterscheidet, denen ein Osiris, Odin oder Apollo ihr Dasein verdanken. Wie man sieht, handelt es sich auch hier wieder um die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen in der Person Christi, jenen uralten Streit, der sich durch die ganze Geschichte des Christentums zieht. Die orthodoxe Theologie steht bekanntlich auf dem Standpunkt, daß in Jesus Christus die göttliche Natur mit der menschlichen untrennbar vereinigt, daß er der Gottmensch sei. Demgegenüber vertritt die sogenannte liberale Theologie, die in den letzten Jahrzehnten

immer mehr Anhänger gewonnen hat, die Ansicht, daß Jesus ein vergöttlichter Mensch war. Die Verfechter der ‚Christusmythe‘ behaupten nun das grade Gegenteil: sie sagen, Jesus sei nichts andres gewesen als ein vermenschlichter Gott.

Die bedeutendsten Werke, in denen diese Theorie behandelt wird, sind im Verlag Eugen Diederichs zu Jena erschienen, der sich damit das große Verdienst erworben hat, diese ganze geistige Strömung übersichtlich und einheitlich zur Darstellung gebracht zu haben und ein zusammenfassendes Urteil zu ermöglichen. Fast alle namhaften Vertreter der Mythenhypothese gelangen in dieser Sammlung zu Wort: der karlsruher Philosoph Arthur Drews mit seiner zweibändigen ‚Christusmythe‘, einem gutgeschriebenen kenntnisreichen Werk, in dessen zweitem Teil nur ein zänkischer und pfäffisch-unduldsamer Ton störend wirkt; der englische Soziologe John M. Robertson mit seiner scharfsinnigen Untersuchung über die ‚Evangelienmythen‘; der amerikanische Mathematiker William Benjamin Smith mit seinen beiden gelehrten Hauptwerken: ‚Der vorchristliche Jesus‘ und ‚Ecce Deus‘, der jenenser Orientalist Karl Vollers mit seinem Buch über die ‚Weltreligionen‘, einer ausgezeichneten Zusammenfassung der neuesten Ergebnisse der vergleichenden Religionswissenschaft; der vor einigen Jahren verstorbene bekannte Literarhistoriker S. Lublinski mit zwei geistreichen Bänden: ‚Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur‘ und ‚Das werdende Dogma vom Leben Jesu‘ — wie man sieht: lauter Forscher, die nicht unmittelbar von der Theologie, sondern von andern Wissenschaften ausgegangen sind. Ihnen schließen sich einige Theologen an: der ebenfalls bereits verstorbene bremer Pastor Albert Kalthoff, der sich in seinen beiden kurzen Schriften: ‚Die Entstehung des Christentums‘ und ‚Das Christusproblem‘ hauptsächlich mit der sozialen Seite der Frage beschäftigt, C. Promus, der in seiner ‚Entstehung des Christentums‘ eine knappe, gut einführende Uebersicht des Materials gibt, und Pastor Friedrich Steudel mit einem polemischen Heft: ‚Im Kampf um die Christusmythe‘.

Wir werden jedoch nicht jede einzelne dieser Arbeiten gesondert betrachten, sondern halten es für richtiger, eine sachliche Anordnung einzuhalten, indem wir die Hauptargumente, die in allen genannten Schriften, wenn auch zum Teil in individueller Fassung, regelmäßig wiederkehren, einer allgemeinen Prüfung unterwerfen. Es ist für jeden Gebildeten notwendig, sich mit diesen Argumenten zu befassen, nicht bloß, weil sie durch die Fülle belehrenden Stoffes, der in ihnen enthalten ist, sehr zur Erweiterung des Gesichtskreises beitragen, sondern auch aus einem unvergleichlich wichtigern Grunde. Wenn heute einige scharfsinnige und wohlunterrichtete Physiker aufstünden und zu beweisen versuchten, daß das Gesetz von der Erhaltung der Kraft

ein Irrtum ist, eine fromme Mythe, die wir in das Naturgeschehen hineininterpretiert haben, um unsern Wunsch nach einem einheitlichen und wissenschaftlich befriedigenden Weltbild zu stillen, so wäre es durchaus nicht am Platze, über diese Untersuchungen mit einem hochmütigen Achselzucken hinwegzugehen und sie von vorn herein als dilettantisch und unhaltbar abzutun, sondern jeder Naturforscher, einerlei welches Teilgebiet er bearbeitet, hätte sich und seiner Disziplin gegenüber die ernsteste Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehen. Er könnte nicht einen Augenblick mehr ruhig weiterarbeiten, so lange er sich nicht überzeugt hätte, daß diese Einwände eben doch nicht stichhaltig sind. Dieses Gesetz ist die Grundlage sämtlicher physischen Wissenschaften: nicht bloß Physik und Chemie, auch Botanik, Geologie, Medizin, Astronomie und so weiter sind eine Posse, wenn es gelingen sollte, seine Ungültigkeit nachzuweisen; Jedermann, dessen Fach die Beobachtung und Erforschung der Natur ist, müßte zu einem Widerlegungsversuch seine Stellung einnehmen. Immerhin: Naturwissenschaft ist nicht Jedermanns Fach, und Tausende könnten friedlich ihren Aufgaben weiter obliegen, ohne sich mit dem Streit jemals befaßt zu haben. Aber die Frage, ob Jesus Christus gelebt hat, schlägt in Jedermanns Fach oder sollte es doch wenigstens tun, denn das Leben, Leiden und Sterben des Heilands ist auf unsrer Hemisphäre der Sinn und geistige Inhalt der letzten neunzehn Jahrhunderte gewesen. Man denke sich dieses Ereignis weg, und es bleibt so gut wie nichts zurück, denn alles drehte sich um diese Zentralsonne, sie suchend oder fliehend, aber stets in ihrem magnetischen Kreis, bewußt oder unbewußt von ihr Licht, Wärme und Bewegung empfangend. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das Gravitationsgesetz und alle andern Naturgesetze sind verhältnismäßig bedeutungslos gegenüber diesem Phaenomen. Wenn wir eines Tages erfahren sollten, daß durchaus nicht alle Körper zur Erde fallen müssen, so werden wir nach einigem Erstaunen ebenso unbeirrbar und sicher weiterleben wie bisher; wenn das kopernikanische System sich eines Tages (was höchstwahrscheinlich der Fall sein wird) als falsch erweisen sollte, so wird diese Erkenntnis die Menschheit so wenig aus den Angeln heben, wie es die Widerlegung des ptolemäischen Systems getan hat. Ob die Erde sich um die Sonne dreht oder die Sonne um die Erde oder beide zusammen um einen dritten Himmelskörper oder beide um einander oder beide überhaupt nicht: das hat mit unserm Glück sehr wenig zu schaffen; aber wenn sich herausstellen sollte, daß der Mittelpunkt, um den sich unser ganzes bisheriges Fühlen, Denken und Glauben bewegt hat, ein Irrtum und eine Lüge ist: dann ist unsre Seligkeit schon auf dieser Erde unwiederbringlich verloren. Es hilft also nichts: man muß dieser Frage

vorurteilslos nachgehen, denn mit einer prinzipiellen Ablehnung a limine wird sich kein gewissenhafter Mensch zufriedengeben.

Man gestatte mir jedoch eine kurze methodologische Vorbemerkung. Ich stehe auf dem Standpunkt des Supranaturalismus, das heißt: jener Auffassung, die in Jesus ein göttliches Wesen erblickt, von dem sie annimmt, daß es eine Reihe von Taten vollbracht hat, die dem gewöhnlichen Menschenverstande ungewöhnlich erscheinen, der Gesetzmäßigkeit einer höhern Naturordnung unterworfen sind und daher im landläufigen Sprachgebrauch als Wunder bezeichnet werden. Ich werde jedoch in den nachfolgenden Betrachtungen die Haltung einnehmen, als ob ich mich auf dem naturalistischen Standpunkt der „liberalen Theologie" befände, die in Jesus einen ausgezeichneten Menschen sieht, dessen Leben zwar in den Grundzügen geschichtlich beglaubigt ist, aber im Ganzen nichts enthält, was sich nicht mit den primitiven Mitteln des bürgerlichen Durchschnittsverstandes ohne weiteres erklären ließe. Ich tue dies aus drei Gründen. Erstens würde die Darlegung des supranaturalistischen Standpunkts eine Reihe von prinzipiellen philosophischen Untersuchungen erfordern, die viel zu detailliert und zum Teil auch zu kompliziert sind, um hier in Kürze vorgenommen werden zu können. Zweitens gehören diese Erwägungen garnicht hierher, denn der Supranaturalismus liegt so ganz außerhalb des Gesichtskreises der Mythentheorie, daß sie ihn nicht einmal angreift. Die supranaturalistische Beweisführung wäre am Platze etwa gegen David Friedrich Strauß; wenn aber eine Theorie auftritt, die im Skeptizismus ungefähr ebenso weit über Strauß hinausgeht wie dieser über die konfessionelle Auffassung, so würde man sie mit solchen Darlegungen garnicht treffen: man würde viel zu kurz zielen. Endlich drittens ist es eine in der philosophischen Dialektik und in der Jurisprudenz und selbst in den allerexaktesten Wissenschaften, wie Mathematik und Mechanik, sehr gebräuchliche Argumentationsform, daß man eine Position einnimmt, die man garnicht zu behaupten gedenkt, sondern nur als einen notwendigen Durchgangspunkt ansieht. So betrachtet zum Beispiel der Mathematiker den Kreis als ein Polygon mit unendlich vielen Ecken. Er weiß natürlich, daß der Kreis kein Polygon ist, daß es unsinnig wäre, dergleichen zu behaupten, aber er gelangt doch durch diese unhaltbare Annahme zu einer Reihe von wertvollen Aufschlüssen über die Natur des Kreises. Kurz: um die naturalistische Auffassung widerlegen zu können, muß man sie wiederherstellen, und dies ist notwendig, denn die Mythenhypothese leugnet sogar diese. Die Naturalisten sagen: Jesus hat nichts Uebernatürliches vollbracht, die Mythentheorie sagt: er hat nicht einmal etwas Natürliches vollbracht; die Naturalisten sagen: Jesus war kein göttliches Wesen, die Mythentheorie sagt: Jesus war überhaupt kein Wesen.

(Fortsetzung folgt)

Saisonbeginn

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen ... Wenn ihm nicht wieder der unverdauliche Fraß des vorigen Winters zugemutet wird, dann kommt er gewiß zu den alten Kräften. Ausgeruht ist er. Und drängt in die Bahn, die seine Hufe beherrschen. Wo so viele Renner erschlagen liegen, zählt jeder lebengebliebene doppelt und dreifach und erkennt selbst mit seinem Pferdeverstand die Verpflichtung an — nicht unbedingt in den Sielen zu sterben, aber auch nicht vorzeitig aus der Hürde zu brechen. Dank seinem Bändiger, der sich klar war, daß es gut sei, die letzten Tage (vor Friedensschluß) an die Ersten Tage (des Krieges) zu knüpfen. Der Sonntag von Hamburg-Horn nach genau fünf Jahren! Damals wurde von einer morgenlich leuchtenden, jubelnden, reichen Stadt der Kaiser erwartet — diesmal gewährte ein Trümmerhaufen, der sich mit Fähnchen besteckt hatte, einen herzbeklemmenden Anblick. Damals hatten die großen Exporthäuser ihre Sonntagsruhe redlich verdient — diesmal wohnte buchstäblich in den öden Fensterhöhlen das Grauen. Damals schmetterte das Gebäude der Hapag in die meergewürzte Frühsommerluft seinen stolzen Wahlspruch: Mein Feld ist die Welt! — diesmal brütete ein Steinblock in kleinlauter Symbolik am Alsterbassin. Damals trug einen das pompöseste Heimatsschiff der Linie allzu schnell über Helgoland nach Nordfriesland — diesmal wälzte einen der ächzende Bummelzug der geliebten Insel entgegen. Welch ein Wiedersehen! Man hatte ein Paradies verlassen und mußte sich jetzt durch verrostete Spanische Reiter zu angeschwemmten Minen durchzwängen, die man nur an der richtigen Stelle zu berühren brauchte, um in Atome aufzugehen. Loren, Stampfer, Leuchtraketen, Berge von Stacheldraht, Unterstände, Fliegerabwehrböcke, einbetonierte Vierundzwanzig-Zentimeter-Geschütze, und was sonst etwa zur Zerstörung dient. In der Mitte der Riesenlager die Wohnbaracken. Daß rings um eine die leeren Weinflaschen Hügelhöhe erreichten, ersetzte die Aufschrift: Für Offiziere! Die Revolution wurde, immer mal wieder, begreiflich. Hier hatten fast ein Lustrum lang fünf- bis siebentausend Mann, für unser Geld, Krieg gespielt, tatsächlich: gespielt. Denn nicht allein, daß nach der Arbeit von vier Jahren der Verteidigungszustand der Insel überaus fragmentarisch war: wäre er selbst vollkommen gewesen, so hätte der böse Feind doch jederzeit mit geringen Verlusten landen können. Nun, es hatte immerhin die Notlandung eines kleinen englischen Flugzeugs gegeben, die allen Achselstückträgern vom Leutnant aufwärts Dekorationen eingebracht hatte. Zur Erringung dieses gewaltigen Sieges war vom ersten bis zum letzten Kriegstag der karge Bodenbesitz der armen Bevölkerung „restlos erfaßt" worden. Die Insulaner hatten als Wochennahrung nicht selten trockenes Brot mit wässeriger Marmelade, weil ohne Eier, Milch, Fleisch und frisches Gemüse die Kasinos schwerlich angemessen repräsentiert hätten. Und noch beneidenswerter als die Eingeborenen waren diejenigen Zivilisten, die sich anno dazumal, in der kleinen Zeit, angesiedelt hatten. Die fanden ihre Sommerhäuser von der Soldateska

verwüstet und ausgeplündert und keinen Hamburger Schulverein willig, auch ihr Eigentum zu kaufen, wie ein Stück der militärischen Hinterlassenschaft. Daß diese improvisierten Wohnstätten künftig jeden Monat zweihundertfünfzig Kinder zwischen Nordsee und Wattenmeer bergen und auffrischen werden, ist ein Trost in Tränen. Die nachwachsende Generation zieht Nutzen aus dem Irrsinn der überwundenen. Die barbarische Versündigung an der Natur sühnet reine Menschlichkeit. Hier wird geleistet, was wir allesamt, wie viel oder wenig schuldig immer, mit äußerster Energie zu leisten haben: Wiederaufbau.

*

Die neuen Persönlichkeiten des berliner Theaters, die ihn leisten zu helfen versprechen, werden sich bündiger ausweisen müssen als durch ihre papierenen Programme. Wenn nicht die Kohlennot den angekündigten Aufschwung lähmt und die klappernden Zähne sich untauglich zeigen, die Verse der hoffnungsvollen jungen Dramatiker zu skandieren, aber umso tauglicher, einen gewissen billigen Asthmatismus zu bewältigen: dann ist von Deutschlands Niederlage für die Kunst ohne Zweifel mehr zu erwarten als von Bismarcks und Moltkes Triumphen. Das Nationaltheater der geeinten Nation blieb ein schöner Traum, weil die Deutschen sich einbildeten, ihren eben errungenen Platz an der Sonne nicht anders als durch eine ungeheure Geschäftigkeit, durch materialistische Gefräßigkeit behaupten zu können. Das zurückgedrängte Deutschland, sobald es die erste und tiefste Depression überwunden hat, wird sich, wohl oder übel, auf seinen Geist, seinen Idealismus, das göttliche Teil seiner Sendung besinnen. Nehmen wir einmal an, daß ihm nicht bloß ein Intermezzo, sondern eine ausgiebige Epoche beschieden ist, wo ihm kein Josef von Lauff mehr von einem artverwandten, aber weniger begabten Monarchen als Dichter aufgezwungen wird. Dann stünde eigentlich fast nichts im Wege, daß sein Staats- und Landestheater dem leer gewordenen Begriff ‚Kulturfaktor‘ wiederum einen Inhalt gäbe. Fast nichts als die Ungewißheit, ob der große Führer, der allerdings unentbehrlich wäre, nun grade in Herrn Leopold Jeßner gewonnen ist. Wir wollen die beste moderne Dramatik propagieren — aber wir wollen keine Experimentierbühne sein. Wir sind fortschrittlich — aber wir sind nicht radikal. Wir erschrecken nicht vor der aktivistischen Literatur — aber der Aktivismus soll in der Idee, nicht im Stoff enthalten sein. Wir erstarren nicht in Konservatismus — aber wir ehren die Tradition. Wir schätzen wichtige persönliche Werte — aber wir verschließen uns nicht den Mächten der Organisation. Wir tun anderthalb Schritte vorwärts und drei zurück. Gott behüte uns vor der zertrümmernden Revolution! Hoch die Klassiker! Mit je unabgenutztern Empfindungen wir an diese herangehen, desto eher verstehen wir, daß unsre Meister in der Tat Bürger kommender Jahrhunderte waren — und spielen deshalb nicht Dramen, die über die Zeiten hinüberglühen wie die ‚Räuber‘, ‚Kabale und Liebe‘ und ‚Don Carlos‘, sondern den allerverblichensten Schiller der tränenreichen schottischen Königin. Wir wünschen, dem Volk und der Jugend so nahe wie möglich zu sein — und erhöhen zunächst

einmal die Billettpreise derartig, daß uns das Volk und die Jugend, die nicht in seidenen Betten geboren ist, so ferne wie möglich gehalten wird. A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht. Ich also auch. Irgendwo sitzt im deutschen Sprachgebiet ein Künstler, der seit zwölf Jahren feiert und allenfalls weiter hätte feiern dürfen, wenn nicht die Dinge sich so gewendet hätten, daß bitterer als jemals Not am Mann ist. Und dies ist ein Mann, wie heute nicht viele. Und ein deutscher Mann vom kernigsten Holze. Eben fünfzig geworden, das heißt: in dem Alter, da Bernhard Baumeister anfing, Erfolg zu haben. Auf Expressionismus und Aktivismus und alle übrigen -ismusse pfeift er wahrscheinlich. Er ist wer und kann was — kann Schauspieler sein und Schauspieler lenken. Ich habe die Sehnsucht, Rudolf Rittner wieder auf der Bühne zu sehen, die dürrer geworden ist, seit er sie meidet, und unter seinen Füßen neu zu grünen begönne, während sein Hirn der Kollegenschaft das Gesetz seines Wesens, eines zukunftsträchtigen, weil urtümlichen und doch gestuften Wesens aufprägte. Bis man sich aufgerafft haben wird, diesen Flüchtling in seinen Beruf zurückzureißen, wird uns genügen müssen, was ein so überaus behutsamer Revoluzzer wie Leopold Jeßner hinter Schillers Rücken an- und ausrichtet.

*

Inzwischen schreitet man andern Ortes medias in res. Hätte das Kleine Theater ‚Summa Summarum' statt eines Hundstags Ende Oktober gezogen: es wäre womöglich für den Winter versorgt gewesen. Diese Tragikomödie fiebert von Gegenwart. Irgendwie geht sie Jeden an, den intellektuelle Reinlichkeit zwingt, sich Rechenschaft über Welt und Zeit und seine Stellung in ihr abzulegen. Der Baron Hugo ist für den Dichter Hermann Kesser ein besonders bequemer Fall, weil er an der Verantwortung für das Schicksal eines Volkes mitträgt und von seinem Gewissen getrieben wird, diese Rechenschaft öffentlich abzulegen. Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren. Sobald man schreibt, erst recht. Während der emeritierte Staatsmann die Ereignisse, auf deren Gang er Einfluß gehabt hat, literarisch zu formen versucht, wird er inne, daß sie sphinxartig waren und sind, daß sie nicht angerufen werden dürfen, daß selbst, was man aus Instinkt, was man handelnd falsch macht, eine stärkere Evidenz und Ueberzeugungskraft hat, als was man aus höchster Rechtlichkeit hinterher betrachtet, nicht mehr in seiner Gänze zu fassen vermag und unwillkürlich verzerrt und zerfetzt. Man mag die Tat von seinen Gedanken tun. Aber vorgetan und nachbedacht bringt in Kessers feinerm und problematischem Sinne den Tod, der keineswegs ein Theatertod ist; und am wenigsten, wenn ein Herz zwiefach zerquält wird: wenn nicht allein die persönliche Vergangenheit in eine neue Beleuchtung, in irritierendes Zwielicht rückt, sondern auch eine allgemeine Umwälzung, wie wir sie erlebt haben oder gern erlebt hätten, von der Vergangenheit, von Blut, Erziehung, Laufbahn beargwohnt wird, aber von wacher Einsicht in größere Zusammenhänge nicht unbedingt abgelehnt werden kann. Daß Kesser diesen Doppelkampf einer Seele zu unserm zu machen versteht, daß er uns damit als Menschen wie als Zeitgenossen berührt, das sollte

geduldig gegen alle möglichen Schwächen stimmen: daß er Arbeiter karikiert, daß er die geistigern Gegenfüßler seines Barons mitunter recht verblasenes Zeug reden läßt, und weder dies noch jenes in artistischer Absicht, daß er zwar Umwelt herzustellen versucht, daß aber ihre Vermittler blaß für sich bleiben und nicht einmal zur Färbung der Charakterstudie im Mittelpunkt beitragen. Dagegen stehen wieder, außer dem Hauptverdienst, zwei beträchtliche Qualitäten: daß es schwer sein wird, bei gleicher innerer Nachdrücklichkeit nobler und lautloser wider das Ladenschildwappen der Menschheit: Musterkoffer und Browning, Kapitalismus und Militarismus, anzugehen; und daß es ein technisches Bravourstück ist, die Geschichte eines Lebens und die Krämpfe einer Epoche mit solcher Mühelosigkeit in einen einzigen Akt zu pressen, der trotz manchen undurchbluteten theoretischen Auseinandersetzungen stets in Spannung erhält. Dazu bot das Kleine Theater eine Augenweide: eine Aristokratin namens Hermine Sterler, eine ebenso schöne wie glaubhafte Baronin im grauen Haar, die mit einem bezaubernd wehen Damenlächeln um die Mundwinkel ihr ererbtes Reich gegen den people verteidigte. Erstaunlich: Hans Junkermann. Ein Schwankschauspieler, der mit Einem Satz ins seriöse Feld springt, ohne daß man seine Berechtigung anzweifeln dürfte. Ein Bonvivant, dem man nicht bloß eheliche Seitensprünge zutraut, sondern mit einigem guten Willen auch die Leitung der Konferenz von Algeciras. Ich spreche allerdings von der dritten Aufführung. Berliner Premieren kann man nämlich nicht mehr besuchen. Das Schiebergesindel, das sich da zusammenrottet und nur glücklich ist, wenns einen Anlaß zum Skandal erhält oder sich erfindet, mußte selbst einen Theaternarren zermürben. Von jetzt an begnüge ich mich, den talentlosen Mimen, Autoren, Regisseuren und Thespissen Beute zu sein.

Damals, im Kleinen Theater

von Peter Panter

Also, du kannst dir garnicht denken, wie nett es war. Ich lief zu allen Premieren, aber auch in die siebzigsten Vorstellungen, und es war immer gleich gut. Man war so garnicht verwöhnt in Berlin: man hatte stets die Wahl zwischen schwerer Literatur, Ausstattungsstück und dem entsetzlichen deutschen Familienschwank mit den verwechselten Schwiegermüttern. Damals aber, als Barnowsky noch unter den Linden regierte, hatte man beinah das kleine Souper-Theater, das uns so sehr fehlte. Das waren Friedenssorgen . . .

Was gab es da alles Hübsches zu sehen! Die großen Repertoire-Stücke, die dreihundertundfünfundsechzig Mal hintereinander gingen: ‚Moral‘ von Thoma — er war selbst bei der Premiere da und zeigte den Saupreußen so etwas Aehnliches wie ein Gesicht, ich sehe noch den hellen Fleck auf der Bühne, der das Antlitz darstellen sollte, und seine damalige Frau saß in der Loge, jene hellbraune, rassige Kreolin (Slevogt hat sie gemalt), die,

glaube ich, aus Hamburg stammte, und alle feinen Leute waren da und lachten sich krumm. Es war aber auch sehr heiter. Die Grüning spielte mit, eine alte Dame. Wie nachdenklich und langsam sagte sie diese Verse: „Als dein Wonnedienst noch glänzte, wie ganz anders, anders war es da; als man deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia." Und ahnungsvoll erkundigte sie sich bei einem jungen Herrn der Gesellschaft nach der politischen Konstellation. „Ich dachte doch immer . . . damals, zu meiner Zeit, waren Liberale und Konservative etwas Grundverschiedenes —." Und der Schauspieler machte seine wehmutvollsten Augen und sagte schwermütig und kopfnickend ins Parkett: „Ja, damals —!" Ach, Thoma.

Und der prachtvolle Alexander Rottmann — der ist nun auch tot — spielte bei Thoma mit und lachte sich in der ‚Ersten Klasse' in aller Herzen hinein. Er war so bunt und saftig und voller Kraft!

Und ‚Zwei mal zwei ist fünf' wurde gespielt, Jahre, Jahren, Jahrenden hindurch. Alfred Abel, der säcksche Lumich, machte den Paul Abel — das ganze Stück, den ganzen Abend ein einziges Lächeln. Er sprach garnicht so viel. Und dann war da ein Balte, ein Landsmann von dir — der gab den Jüngling namens „Frieda". Hör ich doch den Klang noch dieser Stimme! ganz geziert und gefistelt, die Konsonanten scharf und spitz: „Ihre Mutter, das Biest, ist leider außer Bett!" Man kippte um.

Und dann gab es so entzückende kleine Abende, an denen gewiß kein neues Genie ans Rampenlicht gehoben wurde, wie das heute so üblich ist; aber es war so gemütlich und witzig und freundlich: ‚Der Nachtwächter' von Guitry mit dem lausejungenhaft kessen Adalbert; und der ‚Mann mit der grünen Krawatte', in welchem Stück die angstgefüllten Hosen des Herrn Guido Herzfeld eine erschütternde Rolle spielten; und hier und da Wedekind; und eine mißglückte Dramatisierung der ‚Tanzmäuse' mit den fettesten Herzenstönen der Grüning („Mulle!" sagte sie zu Abel — „mein Mulle!"), und in der Loge, die sie jetzt fortgerissen haben, saß der kleine Wied und besah sich mit seinem etwas schiefen Lächeln, was er da gemacht hatte.

Wo ist das geblieben? Wied ist tot, das Kleine Theater ist in andre Hände übergegangen, und wenn du die Kritiken von S. J. liest, siehst du, daß es da auch nicht mehr zum Totlachen zugeht. Wo ist das alles hin? Die Zeit ist groß und wieder klein geworden, ich habe einen Spitzbauch, Ludolfchen wird unter dem demokratischen Zepter aufwachsen statt unter dem monarchischen, aber es ist kein Unterschied — und nur du bist jung und blond und hell, wie du es gewiß schon damals warst. Bleibs auch. Und wenn sich vielleicht wieder einmal ein kleines hübsches Theater auftut: du sollst in der ersten Reihe sitzen und es dir alles anbekucken.

Rundschau

Bilder im Kronprinzenpalais

Du mußt nicht glauben, freundlicher Mitmensch, daß in Berlin plötzlich ein nicht zu bändigendes Interesse für Bildende Kunst ausgebrochen sei. (Hast du nicht vielmehr gehört, daß es gut sei, die Künstler, die jetzt doch nur Schmarotzer sind, totzuschlagen?)

Du meinst, weil seit ein paar Jahren in den großen Verkehrsstraßen des Westens und des Zentrums Kunsthandlungen wie Pilze aus der Erde geschossen sind? Hast du nicht bemerkt, daß die dort feilgebotenen Kunstwerke sich fast ausschließlich unter der mittlern Linie des Kitsches bewegen?

Du entgegnest mir, daß überhaupt massenhaft und auch gute Bilder gekauft werden? O lieber Mitmensch, du weißt also nicht, daß das jetzt „die einzig vernünftige Art" ist, sein Geld zu sichern?

Jetzt weisest du mich gar auf die Menge, die, besonders an „entreefreien" Tagen, das weiland Kronprinzenpalais stürmt? Du hast dich dort, ohne die Augen zu schließen, in die beste Stunde der berliner Hochbahn geträumt?

Unter uns gesagt: ich möchte ja nicht glauben, daß die vielen und guten Kunstwerke, die die Nationalgalerie im Kronprinzenpalais ausgestellt hat, die Besucher ernstlich stören. Ein bißchen enttäuscht sahen mir freilich die Meisten aus. Es ist aber auch Alles, was Kronprinzens gehört hat, fortgeräumt worden; und das ist wirklich häßlich.

*

Wer sich indeß für Kunst interessiert, kann in diesen Sälen den Weg verfolgen, den die deutsche Malerei genommen hat, seit Liebermann vor Jahrzehnten seine inhaltlich und formal revolutionären ‚Arbeiter im Rübenfelde' ausstellte.

Vielleicht, wenn der ehemalige deutsche Kronprinz von der „Rinnsteinkunst" ebensoviel verstanden hätte wie vom Tennisspiel und von der ‚Lustigen Witwe' — vielleicht wohnte er dann noch in seinem Hause.

Jetzt sind nun die Bilder da (auch Plastiken und Zeichnungen) und vor ihnen viele Leute (von denen wenige der Bilder wegen da sind); und die revolutionäre Kunst von vor vierzig Jahren mutet uns wunderlich zahm, sauber und freundlich an.

Wir sehen den langen und mühsamen Weg, den die deutschen Maler, den Franzosen, ihren Pfadfindern folgend, recht eigentlich — der Sonne nach gegangen sind. Vorsichtiges Suchen über manchen Seitenpfad hinweg, dem vollen Glanz und Flimmer der blendenden Sonne entgegen. Segantini, die Franzosen, Van Gogh und nach ihnen einige der Deutschen kommen dem Ziel sehr nah.

Die Jungen, wie immer (das ist ihre Pflicht), wollen etwas Andres. Von ihrer eignen, innern Sonne wollen sie zeugen, die sie wütender angehe als die oben am Himmel.

Dennoch scheint mir, daß diese alte ewige Gottheit, gegen die der Mensch (und schon gar der Maler!) nun einmal nicht rebellieren kann, auch die ihre ist. Man darf wohl sagen, daß die Malerei in den letzten Jahrzehnten beständig aufwärts gegangen, das heißt: immer mehr „Malerei" (nämlich Kunst der Sonne oder der Farben) geworden ist.

Impressionisten? Expressionisten? Jeder wahre Künstler (bei uns und in Honolulu) ist Impressionist und Expressionist. Was will er denn

sonst tun als seine Sinneseindrücke wiedergeben? als seine Seele malen?

Was anders als berauscht von Farben und von seinem innern Gesicht (braucht der Maler mehr?) ist Franz Marc, wenn er seinen ‚Turm der blauen Pferde' malt? Und — sind etwa noch nie Gesichte gemalt worden? Was taten die alten Meister? Glaubt Ihr, daß „man" über ihre Gesichte nicht gelacht hat? „Man" lacht immer über das, was noch nicht alt war, als man jung war. Und „man" geht auch hier selbstverständlich verblüfft, wütend oder lachend durch die Säle der Jüngsten.

Mit Unrecht. ‚Der Betende' von Erich Heckel, ein Mönch, in breitem Gelb und Blau, zwischen einer übergroßen, grellgelben Sonne und ihrem Spiegelbild, ekstatisch aufgeschlossen, heiß begehrend, ist ebenso wahrer Ausdruck einer Künstlerseele wie etwa der ‚David in der Löwengrube' von Hans Thoma, der, in sauberster Atelierzeichnung und stumpfem Braun, sanftes, nach innen geschlucktes Gefühl des Kinderglaubens atmet, zugeschlossen, in weltfremder Reinheit. Nur die Künstler, deren Werke einander zum Verwechseln ähnlich sehen, sind verdächtig. Wenn vier Maler dieselben Augen zu haben behaupten (und dieselben Händel), so lügen mindestens drei von ihnen; jedenfalls gehört in eine Nationalgalerie nur Der, der nachgemacht wird.

In Plastiken und Zeichnungen sind die Ankäufe besonders glücklich. Da ist viel Ausgezeichnetes und fast nichts Mittelmäßiges.

Die Zeichnungen von Hans Thoma befestigen mein Urteil über diesen sehr überschätzten Frommen, Redlichen, dessen Werke alle liebevoll und ehrlich und alle ungenial sind. Sein überaus großes Verdienst war: zwischen Mittelmäßigkeit und Nachahmung deutsch und er selber zu sein.

Ich kann nicht schließen, ohne von dem Lehmbruck-Torso zu sprechen, der es mir angetan hat. In seiner flach gedämpften, runden Stärke, mit seiner sanften Kraft ist er erschütternd. Du siehst ihn von der Seite und möchtest weinen. Du siehst ihn länger an, und seine Stille macht dich gut.

Dora Wentscher

Filmodramatische Abende

Deutsche ‚Rezitationsfilm-Gesellschaft'. Unter diesem Titel ist in München eine Gesellschaft begründet worden, die sich die Aufgabe stellt, literarisch wertvolle Werke durch berufene Kräfte zum Vortrag zu bringen und sie an den vom Autor bestimmten Stellen durch congenial ausgestaltete Filmbilder zu illustrieren. Auf diesem Wege soll die auf dem Filmgebiet ausgebrochene Epidemie der Umdichtungen eingedämmt, dem beweglichen Lichtbild der ihm gebührende Platz eines artistischen Hilfsmittels angewiesen, und fördernd auf Geschmack und Urteil des Kinopublikums eingewirkt werden. Alexander v. Gleichen-Rußwurm und Gustav Meyrink haben dem Direktor des Unternehmens, Carl Schönfeld, ihre literarische Beratung bei der Zusammenstellung der Spielpläne zugesagt.

„Die Not schafft sonderbare Bettgenossen." Welche Not allerdings Alexander v. Gleichen-Rußwurm und Gustav Meyrink getrieben hat, sich zu einer „deutschen Rezitationsfilm"-Beratung zusammenzutun, bleibt auch für instinktsichere Geister schwer verständlich. Rezitationsfilm — mir gruselt. Gespenstert hier das längst von Moderhauch umwitterte Melodrama, oder wirds noch furchtbarer?

Seit uns der große Hexenmeister mit dem „Gesamtkunstwerk" gezüchtigt und unreifen Kunstreformatoren damit eine Rute aufgebunden hat, die sie nicht mehr loswerden, spuken derlei Verquickungen von zwei möglichst heterogenen Kunstgattungen immer wieder als Versuche. Zum Glück bleibt es meist beim Versuch.

Diejenigen, die uns jetzt mit filmodramatischen Abenden kommen

wollen, um „auf diesem Wege die auf dem Filmgebiet ausgebrochene Epidemie der Umdichtungen einzudämmen", bekunden damit nur die Absicht, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, und setzen auf ein Uebel anderthalbe.

Wie das Melodram sich unterfangen wollte, „Stimmung" zu machen, so will das Filmodram — weit aufdringlicher — unsre Phantasie beschwingen und wird damit nichts weiter erreichen, als sie abzutöten. Oder gibt es vielleicht eine Filmaufnahme, die mir eine Gestalt von der Art des Reiters übern Bodensee so grauenhaft, so bluterstarrend ins Herz hämmern kann, wie das meine Phantasie vermag?

Geh ich in ein Theater, so unterstützt eine von Augenblick zu Augenblick vorausdenkende, organisch gliedernde Regie durch greifbare Tatsächlichkeit, durch Blick, Stimme, Gang, Geste und Bild meine Phantasie, damit ich das vor mir sich abrollende Leben noch lebendiger empfinde und mitlebe. Besuche ich einen filmodramatischen Abend (wovor mich der Himmel schützen möge), so kann es bei den bildlichen Darbietungen doch höchstens auf illustrierte Beilagen zu Familienblättern herauskommen, zu denen Einer den Text verliest. Wie einst mit dem Zeigestock der Ausrufer jener Moritat von der „jeborenen Lerche" — „dieser Name sagt genug wohl schon" — und ihrem möblierten Herrn; Kinder und Militär zahlen die Hälfte.

Damit soll nichts gegen die Qualität der Bildaufnahmen gesagt sein, die durchaus einwandfrei und sogar künstlerisch sein können. Sondern einzig und allein gegen die Unkultur, eines Dichters Rede durch Photographie zum „Leben" und unsre Phantasie zum Tode verurteilen zu wollen.

Troll

Alte Plakate

Man sollte eine Ausstellung machen: Alte Plakate. Und darin müßten alle die bunten Fetzen Papier aus der Kriegszeit ausgestellt sein, mit den vollen Namen ihrer Anfertiger und Besteller.

Die Plakate der neun Kriegsanleihen, die da Unmögliches versprachen, und die logen, logen, logen. „Die Kriegsanleihen sind sicher!" „Die Kriegsanleihen sind bar Geld!" „Durch Sieg zum Frieden!" „Noch eine letzte Anstrengung!" Und dann immer dringlicher, immer hilferufender, immer großmäuliger!

Die Plakate, die da bewiesen, daß wir Belgien haben müßten, müßten, wollten wir nicht verhungern, verdursten, sterben und elend untergehn. Die Plakate, so die Verluste der feindlichen Handelsflotten — jetzt müssen wir sie bezahlen — mit schönen kleinen und großen Schiffen ausmalten und ankreideten.

Die Plakate — aber nun kommen wir in die neue Zeit, und was gestern noch ein Plakat, ist heute ein schlechter Witz: die Plakate zur Werbung für die Freiwilligenverbände, die morgen alle aufgelöst werden müssen. Die Plakate gegen einen Bolschewismus, von dem die Besteller einmal etwas hatten läuten hören, und unter dem sie sich so eine Art tatkräftigen Sozialismus vorstellten — Gott sollte sie bewahren, alle miteinander! Die Plakate, die da bewiesen — das dürfte vier Monate her sein —, daß dieser Friede niemals unterzeichnet werden könnte, dürfte, solle! O schöne Zeit —!

O schöne Zeit! Man pappte seins an die Mauern und ging befriedigt nach Hause. Das Papier! Das Geld! Die Arbeit! Der Leim! Aber der war noch das Realste bei der ganzen Geschichte.

Ignaz Wrobel

Antworten

Erich St. Das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt hat eine neue Rubrik eingeführt: ‚Ran an die Futterkrippe!' In jedem der seltenen Fälle, wo die Regierung des Sozialdemokraten Gustav Bauer statt eines Monarchisten einen Republikaner mit einem Amt betraut, erklärt der Berliner Lokal-Anzeiger den erwählten Mann durch diese Spitzmarke für einen Lumpen, dem um eine fette Pfründe seine Gesinnung feil sei. Hoffentlich sind die derart bezeichneten Beamten sich klar darüber, daß die Beleidiger der Satisfaktionsfähigkeit ermangeln, es sei denn, daß Jemand imstande wäre, für Zeitungsleute, die vor garnicht so langer Zeit in Rudeln ihre politische Ueberzeugung an die Schwerindustrie verhökert haben, einen andern Ausdruck als: Lumpen zu finden.

Max Epstein. Sie legen Wert auf die Feststellung, daß der Rechtsanwalt, der sich voriges Mal mit dem ‚Spielclubunternehmer' befaßt hat, nicht Sie sind. Es ist mir zwar unklar, was Sie befürchten läßt, daß man diesen Artikel grade Ihnen in die Feder schieben wird, als ob Deutschland nicht über noch ein paar Millionen Rechtsanwälte verfügte, die nun alle kommen könnten. Aber Ihr Wunsch sei erfüllt.

Georg Elgard. Sie haben sich den Kopf zerbrochen, wie der „Billettnot" des Staatsopernhauses, die so viele Musik- und Theaterfreunde von hohen künstlerischen Genüssen ausschließe, wirksam zu steuern sei, und schlagen als Mittel vor: Aufhebung des Abonnements und aller übrigen Reservate. „Die Staatsoper faßt 1560 Personen. Wenn diese 1560 Billetts ohne Abzug zum Verkauf gelangen, das heißt also: in jeder Woche 9360 Billetts, so sind die größten Bitternisse der Billetterlangung mit einem Schlage beseitigt; besonders dann, wenn man sich endlich entschließt, den gewerbsmäßigen Billetthändlern zu Leibe zu gehen und den Verkauf von Billetts an andern als den offiziellen Verkaufsstellen durch besondere, leicht zu treffende Maßnahmen verbietet. Die Staatsoper ist ja nicht für ein paar hundert Menschen da, die seit Jahrzehnten und für sämtliche Vorstellungen Abonnements besitzen, aus einer Zeit her, da die Weltstadt Berlin noch im Werden begriffen und gegen das heutige Berlin ein Waisenknabe war. Gewiß werden die von einer Aufhebung der Abonnements Betroffenen ein großes Klagegeschrei erheben. Aber es ist besser, wenn ein paar hundert Menschen schreien, als die Allgemeinheit, als Zehntausende. Mit den Abonnements müßten nur auch alle andern Reservate verschwinden. Die Staatstheater, insbesondere die Oper, haben ein nach Hunderten zählendes Personal. An sich ist es ein ganz schöner Brauch, daß die Mitglieder eines Theaters und deren Angehörige sozusagen eine große Familie bilden, die bei der Erlangung von Eintrittskarten aus ihren Beziehungen Vorteil ziehen. Aber wenn die Billettnot so groß ist wie bei der Staatsoper, müssen eben die Angehörigen der Mitglieder sich darauf beschränken, die Generalproben zu besuchen und im übrigen, wenn sie Billetts wünschen, sich ebenso an der Kasse anstellen wie die gewöhnlichen Staatsbürger." Und so weiter. Ihr Kummer, Sir, ist auch der meinige. Wie selten glückt mirs, in eine Opernvorstellung zu gelangen, deren Besetzung mich reizt! Während es ein paar Zeitungen in Berlin gibt, die an jedem — sage und schreibe: an jedem — Abend des ganzen Spieljahrs über zwei herrliche Parkettplätze verfügen und oft nicht wissen, wo sie die Lieferanten der Redaktionsreinmachefrauen hernehmen sollen, um sie durch ein so fürstliches Geschenk zu verpflichten oder zu vertrösten, Zeitungen,

die für das Opernhaus nicht mehr tun, als daß sie die zwei Uraufführungen, vier Neueinstudierungen und acht Engagementsgastspiele der Saison kritisieren — währenddessen muß unsereiner, wenn es ihn nach Susannen oder Aiden gelüstet, für den vierten Teil seines Monatseinkommens Sonnabend abend um Zehn einen Messengerboy vor der Kasse aufbauen, ohne dadurch nun etwa die Gewißheit zu erwerben, daß der Sonntag vormittag um Zehn einen Platz erkämpft. Also: leise flehen meine Lieder, daß Ihrer Anregung stattgegeben werde.

Bürger. Dein Käseblatt erläßt folgende Bekanntmachung: „Achtung! Achtung! An die Einwohner Friedenaus richten wir die dringende Bitte, bei einem Alarm die Straße frei zu machen, die Fenster zu schließen und vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Kinder von der Straße verschwinden, da die Wehr für Schäden nicht aufkommt. Das Kommando der Einwohnerwehr." Die Wehr hat selbstverständlich für Schäden aufzukommen, und du solltest dich nicht ins Bockshorn jagen lassen von einer Institution, die sich um jeden Preis wichtig machen möchte. Sie braucht ihren Kasernenhof und die Stufenleiter von Vorgesetzten. Und ihre Proklamationen. Wie sich denn überhaupt der neue Militarismus von dem alten nur durch den Mangel an Disziplin unterscheidet.

A. T. Erzberger? Wenn nur sein Verfolger kein Helfferich wäre, dessen Sterilität nicht einmal — und das will was heißen — von seiner Anmaßung übertroffen wird, und der unter allen Umständen hundertmal mehr Unheil angerichtet hat als Matthias in allen Gassen und allen Aufsichtsräten. Es stinkt im lieben deutschen Vaterland; und zur Zeit wahrhaft ein bißchen durchdringend. Aber hats nicht schon früher gestunken, und hätte man nicht schon damals die Mistforke schwingen sollen? Auf einmal taucht wieder der Name Paasche auf und erinnert an die traurigen Zeiten jenes Reichstags, dessen Mitglieder mit gefalteten Händen, in gottergebener Unterwürfigkeit alle frivolen und verbrecherischen Dummheiten unsres alten Regimes mitmachten und deckten. Wie hätten die Herren sich gegen einen Vizepräsiden wenden dürfen, den sie doch selber erkoren hatten! Frankreich hatte sein Panama, Deutschland den Paasche. Die ersten beiden Buchstaben lauten hier wie dort. Aber im übrigen würde dem kleinen klebrigen Geschäftepolitiker durch einen Vergleich mit jenen abenteuernden Schwindlern bedeutenden Stils zuviel Ehre erwiesen. Von der Nationalversammlung glaubte man, daß sie so tief wie der Reichstag einfach deshalb nicht sinken könne, weil ihr der Paasche fehle. Ist es nun wirklich denkbar, fragen Sie, daß dieser Schmutzian sich aus dem wohlerworbenen Privatleben in die Oeffentlichkeit zurücktraut? Warum eigentlich nicht? Ich blättere in der tapfern Broschüre von Hans Leuß, der auf Grund eines unanfechtbaren, unangefochtenen aktenmäßigen Tatsachenmaterials ein Lebensbild des ‚Herrn Paasche' gezeichnet und seine Machenschaften aufgedeckt hat. Weder Ignoranz noch Skrupellosigkeit hat im alten Deutschland einen subalternen Streber und Kriecher gehindert, zu Titeln, Aemtern und Würden zu kommen. Der größte Teil des Volkes hat eine schmerzhafte Sehnsucht nach seinem alten Deutschland. Klingt es da gar so unwahrscheinlich, daß Ehren-Paasche Morgenluft wittert und das ergraute Gaunerköppchen aus dem Schieberfensterchen steckt?

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Da die Herstellungskosten der ‚Weltbühne‘, wie aller Zeitschriften und Zeitungen, schon wieder gestiegen sind und weiter steigen, so sind wir gezwungen, den Bezugspreis zu erhöhen. Vom ersten Oktober an kostet: das Vierteljahresabonnement 11 Mark, das Halbjahresabonnement 21 Mark, das Jahresabonnement 40 Mark. Der Preis der Nummer bleibt: 1 Mark. Die bezahlten Abonnements gelten bis zum Ablauf nach dem alten Satz.

Verlag der Weltbühne

Einigung von Heinrich Ströbel

Auch auf Politiker wirkt eine Luftveränderung zuweilen wohltätig. So scheinen Herrn Scheidemann die drei Monate Schweiz in gewisser Beziehung nicht schlecht bekommen zu sein. Leute seines Schlages verlieren inmitten der Dinge leicht den Ueberblick und gewinnen erst wieder Perspektive, wenn sie in Abstand zu ihnen gebracht werden. Scheidemann mußte nach der Schweiz gehn, um wahrzunehmen, daß das Schicksal einer demokratischen Republik in den Händen monarchistischer Heerführer schlecht behütet ist. Er entdeckte die gegenrevolutionäre Gefahr des reaktionären Militarismus und fand, daß ein Oberst Reinhard, der die Regierung Gesindel und die Reichsfahne eine Judenfahne genannt habe, nicht länger in der Reichswehr geduldet werden könne. Bleibe er dennoch, so sei nicht Noske, sondern Oberst Reinhard Inhaber der obersten Befehlsgewalt.

Noske nahm, ein echter Unteroffizier, die Anzweiflung seiner Autorität sehr krumm: wer sich, wie Scheidemann, drei Monate lang jenseits der Landesgrenzen umhergetrieben habe, verliere natürlich den Blick für die deutschen Zustände und politischen Erfordernisse. Die gegenrevolutionäre Gefahr existiere nur im Schädel von Phantasten. Dagegen sei die Anarchie von unten nur mit eiserner Gewalt niederzuhalten. Er decke alles, was die Soldateska bisher getan, und werde, wenn nötig, genau wieder so handeln wie in Berlin und München. Dazu brauche er als Truppenbefehlshaber Kerle von Mumm, und wären es zehnmal Monarchisten, nicht aber Schlappiers von republikanischer Gesinnung. So ungefähr sprach Noske auf dem Parteitag der sächsischen Sozialdemokratie, nach dem Bericht des ‚Vorwärts‘ unter stürmischem Beifall der S. P. D.-Genossen.

Blieb noch der Fall Reinhard selbst. Aber auch der wurde „aufgeklärt". Im Noske-Stil. Als seinerzeit der ‚Vorwärts‘ die Anklagen des Offizierstellvertreters Neuendorf wiedergegeben,

hatte Oberst Reinhard dem Blatt eine Entgegnung geschickt, die zwar ein respektabler militärischer Anschnauzer war, aber auch nicht den Versuch einer Richtigstellung enthielt. Jetzt endlich meldet das offiziöse W. T. B., daß „Ermittelungen an zuständiger Stelle" die Unwahrheit der Behauptungen Neuendorfs ergeben hätten: Reinhard habe keine monarchistische Propaganda getrieben und die Regierung nicht beschimpft. Warum hat Reinhard das denn nicht schon längst gesagt? Warum gibt er nicht jetzt wenigstens selbst die Erklärung ab? Er weiß doch, was alle Welt von den „Ermittelungen an zuständiger Stelle" hält, die aus dem militärischen Lager stammen! Auch verfügt der ‚Vorwärts' über eine Liste von Zeugen, die eidlich bekunden wollen, daß Reinhard alles gesagt hat, was ihm Neuendorf in den Mund legt.

Nicht um den Fall Neuendorf handle sichs, wiederholt der ‚Vorwärts', sondern um den Fall Reinhard. Es handelt sich aber auch nicht nur um den Fall Reinhard, sondern um den Fall Noske, das System Noske. Denn selbst das Unwahrscheinliche angenommen: daß Oberst Reinhard gehn müßte — was wäre am System geändert? Ein Monarchist, der gegenrevolutionäre Propaganda allzu offenherzig getrieben, wäre entlassen; aber hundert vorsichtigere und darum gefährlichere Mitverschwörer nicht mit ihm. Die Armee der deutschen Republik bliebe darum nicht minder in der Hand eingefleischter Monarchisten, die nur des Augenblicks harrten, wo sie der verhaßten Demokratie den Genickfang geben könnten. Und der Noske selbst ist nicht die geringste Gefahr! Daß er sich für einen Republikaner und Demokraten hält, sei unbestritten. Aber eine so bornierte Gewaltnatur, die nur die Schreckensmethoden unsres außenpolitisch bankerott gewordenen Militarismus sklavisch auf die innere Politik übertragen will, ist der sichere Totengräber der Demokratie, der Schrittmacher jeder Reaktion. Wie soll man einen sozialistischen Reichswehrminister qualifizieren, der republikanische Offiziere für militärisch minder geeignet hält als eisenstirnige Monarchisten, weil er ihnen nicht die gleiche Rücksichtslosigkeit in der brutalen, blutigen Niederwerfung linkssozialistischer Elemente zutraut! Denn dieser Noske, der schon als Kriegsberichterstatter für die hemmungsloseste militärische Kraftentfaltung und als Sozialimperialist für die Kulturmission der deutschen Erobererfaust schwärmte, kennt kein andres Mittel, um soziale Spannungen auszugleichen, als die nackte Gewalt, als Belagerungszustand, Zeitungsverbote, Einkerkerungen, Maschinengewehre und Handgranaten. Der sächsische Parteitag der S. P. D. hatte ein Problem von höchster Wichtigkeit zu behandeln, eine Frage von größter Vorbedeutung für die gesamte Reichspolitik, für das ganze Schicksal der deutschen Demokratie: die Möglichkeit einer sozialistischen Cooperation, einer einheit-

lichen sozialistischen Regierung. In die Debatte über diese Frage, die mit dem größten Takt und äußerster Umsicht behandelt werden mußte, platzte Noske mit seinen Unteroffiziers-Allüren und seinem Hausknecht-Intellekt. Mit den Unabhängigen könne man auf keinen Fall paktieren, diese Rotte von Menschen dürfe nicht als Subjekt der Gesetzgebung, sondern nur als Objekt des Noske-Reinhard-Militarismus behandelt werden . . .

*

Der sächsische Parteitag der S. P. D. hatte trotz Noskes leidenschaftlichem Aufstachelungsversuch Einsicht genug, das Zusammengehen mit den Unabhängigen nicht ohne weiteres abzulehnen. Er beschloß vielmehr, nochmals mit der U. S. P. D. in Verhandlungen zu treten. Erst wenn diese es ablehne, auf dem Boden des demokratischen Sozialismus mit den Mehrheitlern zusammenzuarbeiten, solle eine Regierungsbildung mit den Demokraten versucht werden. Daß man sich nur schweren Herzens mit den Demokraten verbinden möchte, hat die triftigsten Gründe. Denn, wie der Landesvorstand in seinem Bericht selbst darlegte: in Sachsen gibts gar keine Demokraten! Was sich so nennt, sind „nur die Vertreter des satten Großkapitals", sind nur Nationalliberale, die im November die rote Schutzfärbung des Demokraten-Titels für notwendig hielten, seitdem aber längst wieder die echte Bourgeoishaut zur Schau tragen.

Dennoch wird es auch in Sachsen zu der unfruchtbaren Koalition kommen, die jeden ernsthaften Sozialisierungsversuch, jedes proletarische Selfgovernement durch ein Räte-System ausschließt, wenn nicht auch die Unabhängigen in Sachsen die Größe der Stunde erfassen und der Abstinenz- und Obstruktionspolitik den Laufpaß geben. Die Mehrheitsredner in Dresden nahmen Anstand an der Forderung der Unabhängigen, mit gleicher Stärke in der Regierung vertreten sein zu wollen. Aber an dieser Forderung, deren Berechtigung sich ja so einfach durch eine schleunige Neuwahl nachprüfen ließe, dürften sie natürlich das Zusammengehn nicht scheitern lassen. Umgekehrt nur dürfte sich auch die U. S. P. D. nicht auf die Bedingung einer Räte-Diktatur versteifen. Sie müßte, wie das ja die Reichskonferenz der Unabhängigen erst wieder in Berlin beschlossen, auch das Parlament als Mittel einer sozialistisch-revolutionären Politik benutzen und im Rahmen der einstweilen gegebenen Demokratie ein Höchstmaß sozialer Umgestaltungen zu verwirklichen suchen. Von der Vollsozialisierung würde man dabei ein gutes Stück entfernt bleiben, und das Räte-System würde man auch vorläufig nur zu einem Kontroll- und Hilfsorgan der Staatsverwaltung entwickeln können; aber auch das bei beiderseitigem guten Willen Erreichbare wäre schon sehr viel! Und dieser gute Wille brauchte keineswegs zu fehlen, wenn man sich nur von

vorn herein ehrlich und ohne Vorbehalt auf ein Aktionsprogramm einigte, dessen Durchführbarkeit nicht jenseits des Bereichs der Wahrscheinlichkeit läge. Man würde sicherlich keine Wunder vollbringen; aber was man erreichte, wäre dies: man käme endlich einmal zu wirklicher Arbeit. Man lernte alle Machtmittel gebrauchen, um das widerstrebende Bürgertum den sozialen Notwendigkeiten zu unterwerfen —. Parlamentsauflösungen, Reorganisation einer obstruierenden Bürokratie, Volksaufklärung größten Stils —; aber man lernte auch die in den realen Verhältnissen liegenden Widerstände kennen und den ungeduldigen Massen eindrucksvoll zum Bewußtsein bringen. Und alle Erfahrungen, die man hier im kleinen Maßstabe sammelte, könnten für die Reichspolitik nutzbar gemacht werden. Man beweise allen Angstmeiern, daß sich eine Diktatur des Proletariats auch mit demokratisch-parlamentarischen Mitteln durchführen läßt, ohne daß die Entwicklung in das Sprunghafte und Anarchistische gerät. Und man zwänge die ultrarevolutionären Sturmgesellen, die Berechtigung ihrer Kritik durch positives Bessermachen zu beweisen. Man leistete so die beste Vorarbeit für eine sozialistische Reichsregierung, die allein solch eine ungeheure Staatsverdrossenheit und Arbeitsunlust überwinden könnte, wie sie unser Wirtschaftsleben vollends zu zerrütten und das Reich in Fetzen zu zerreißen droht.

So sehr darum zu wünschen wäre, daß die nochmalige Fühlungnahme der S. P. D. mehr sein möchte als eine bloße Formalität, um nach außen hin den guten Willen zu markieren, so dringend wünschenswert wäre es auch, daß die U. S. P. D. sich der ganzen Verantwortung dieses Schrittes bewußt wäre. Lehnt sie mit einer heroischen Geste einen ernsthaften Verständigungsversuch ab, so trägt sie schwere Mitverantwortung für alles Kommende: für das Zusammengehen der sächsischen Rechtssozialisten mit einer reaktionären Pseudo-Demokratie, für die Lahmlegung jeder demokratischen und sozialistischen Politik, für die unfehlbare Zerklüftung des Proletariats, für den unfruchtbaren Wortradikalismus der Linken und die brutalen Repressalien der Rechten. Und wenn man sich einbildet, daß dadurch die Erbitterung der Massen nur geschürt, der Triumph der Revolution also gesichert werde, so könnte man sich bös verrechnen. Einstweilen würden nur die Noske, Reinhard und Lüttwitz den Vorteil haben. Vorläufig würde nur die kapitalistisch-monarchistische Gegenrevolution das Spiel gewinnen. Und vielleicht sogar auf die Dauer! Denn auch die revolutionäre Massengärung ist keine Heringsware. Wenn der verheißene Erfolg allzu lange ausbliebe und erst einmal Enttäuschung die Massen ergriffe, könnte das ein Rückschlag für Jahrzehnte werden . . .

*

Leider gewährt die berliner Reichskonferenz der U. S. P. D. keine unbedingte Hoffnung auf eine weitsichtige Entscheidung der sächsischen Unabhängigen. Zwar hat die direkt antiparlamentarische Haltung Curt Geyers dort nur wenig Unterstützung gefunden; doch hat man sich ebensowenig in klaren Worten zur Demokratie und zum parlamentarischen System bekannt. Die Räte-Diktatur thront noch immer, in mystischem Halbdunkel, als oberste Gottheit im Hintergrunde. Und es droht die Gefahr, daß man diesem Götzen alle reale Macht und alle politischen Erfolgsmöglichkeiten zum Opfer bringt, die man durch Ausnutzung der parlamentarischen Machtmittel und durch die Beteiligung an der Regierungsgewalt erringen könnte.

Und das Törichte einer solchen Abstinenzpolitik sollte den Unabhängigen doch schon durch die wütende Abwehr eines Noske, durch die schroffe Abweisung eines Heine zum Bewußtsein gebracht werden. Der Gewaltpolitiker Noske und der Deutschnationale Heine („schließlich stamme ich doch aus einer alten preußischen Offiziers- und Beamtenfamilie") widerstreben leidenschaftlich einer Verständigung zwischen S. P. D. und U. S. P. D., weil sie, mit Recht, davon eine Linksorientierung der Regierungspolitik befürchten. So suchte Noske in Dresden die Koalition zwischen den beiden sozialistischen Richtungen zu hintertreiben, und Heine kopiert als preußischer Innenminister getreulich die Polizeiminister alten Stils, indem er unabhängigen Landräten, wie Vogtherr in Schmalkalden, die Bestätigung versagt, dafür aber Kreisen mit fast ausschließlich unabhängiger Vertretung, wie Halle, einen verhaßten Mehrheitler als Landrat aufdrängt. In der ‚Politischen Ethik', jenem von so großer Seelen- und Tatsachenkunde zeugenden Werke, behandelt Friedrich Wilhelm Foerster auch die „Ethik des Regierens". Schon Görres, sagt er, habe auf einen Grundfehler der staatlichen Behandlung von Volksbewegungen hingewiesen: daß man dabei immer nur die Rebellion sehe, nicht aber auch die wertvollen Charakterkräfte und Geistesbestrebungen, „die oft hinter dumpfer und ungeschickter Auflehnung und Utopisterei nach Klarheit und Spielraum ringen". Man müsse Volksbestrebungen ritterlich behandeln, wolle man ihrem guten Kern zum Durchbruch verhelfen. „Man muß sich im Allerinnersten freuen, daß man überhaupt Volksbewegung hat und nicht Volksstagnation, und muß den Mut haben, sich selber zu gestehen, wie viele der besten Charakterzüge der eignen Nation grade in den unversöhnlichen und zielbewußten Elementen der Massenbewegung zum Ausdruck kommen." Ein schwerer Fehler der preußischen Staatspädagogik sei es insbesondere gewesen, Menschengruppen, die sich „prinzipiell außerhalb der Verfassung" gestellt hätten, in Vertretungskörperschaften und bürgerliche Ehrenstellungen nicht aufzunehmen. Wie unendlich viel klüger sei da die englische Staatspolitik ge-

wesen — zuletzt noch in der Behandlung des niedergerungenen Generals Botha. Und Foerster meint, daß man jetzt, nach dem Kriege, über diese Frage wohl nicht mehr streiten werde. Wie hat da der deutsche Professor die sozialistischen Minister überschätzt! Die Heine und Noske verkörpern gradezu das alte reaktionäre Prinzip. Und dies Prinzip, das Demokratie und Nation zugrundezurichten droht, kann nur dadurch überwunden werden, daß endlich Besinnung einkehrt bei beiden sozialistischen Gruppen!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXVII.

Oberst Reinhard

Der Mann ist für mich erledigt. Ich erkläre Ihnen: Neuendorf, der sich Offizierstellvertreter nennt, ist ein Schwindler, ein ganz gemeiner Schwindler. Ist nie Offizierstellvertreter gewesen. Operiert mit falschen Papieren und ist so und so oft vorbestraft. Das habe ich alles aktenmäßig feststellen können. Und Den sollte, durfte ich nicht aus meiner Truppe entfernen? Ich mußte es einfach, wenn ich die Knochenfäule nicht noch weiter fressen lassen wollte."

„Die Knochenfäule?"

„Ja, das nenne ich die ganz unhaltbaren Zustände unter den Soldaten. Bergehoch türmen sich die Strafakten. Kein Richter wird jemals durch diese Aktenwüste hindurchkommen. Keiner. Jetzt erst recht nicht. Jetzt hat kein Militärrichter Anlaß mehr, sich noch besonders zu bemühen. Denn die Nationalversammlung hat ja die Militärgerichtsbarkeit abgeschafft. In diesem Uebergangsstadium kann nur noch das Allernotwendigste im Militärgericht rasch zu Ende geführt werden. Und die Aktenberge — na, schweigen wir darüber. Dieser Beschluß des Parlaments hat die Knochenfäule im Heere verewigt. Wissen Sie, was es heißt, ohne eine Militärjustiz auszukommen? Als im Felde uns Offizieren, auf das Geschrei des Reichstages hin, das Anbinden renitenter Burschen an die Bäume verboten wurde, wars mit der Disziplin vorbei. Jawohl: vorbei. Lange Untersuchungen, langes Strafverfahren, abwägen und noch einmal abwägen: ich bitte Sie, wollen Sie damit die Disziplin in der Truppe aufrecht erhalten? Ich sage Ihnen, die Knochenfäule ist wirklich schon sehr weit vorgeschritten . . ."

„Und der Neuendorf?"

„Der hat jenen denunzierenden Brief an den ‚Vorwärts' nur aus Rache geschrieben, weil ich seine Gesinnung rechtzeitig erkannte und ihn so rasch wie möglich aus der Truppe, die ich nicht infiziert wissen wollte, hinausschmiß. Es bleibt uns jetzt ja garnichts andres übrig, als solche Kerle an die Luft zu setzen oder Disziplinarstrafen zu verhängen."

„Herr Oberst: Sie sollen, nach den Behauptungen Neuendorfs, die Regierung ein Gesindel, Erzberger einen Lumpen und die schwarz-rot-goldene Flagge eine Judenfahne genannt haben . . .“

„Ich sagte Ihnen doch schon, was der Neuendorf für ein Charakter ist. Daraus können Sie auch auf seine Glaubwürdigkeit schließen. Na — und Donnerwetter: uns alten Offizieren hat man früher, unter dem alten Regime, jede Beteiligung an der Politik verboten. Politisch waren alle Offiziere mundtot. Nicht mucksen durfte man. Das kam einem manchmal hart an, wenn man das alles sah. Und nun, sehen Sie, sind auch wir, endlich, politisch mündig geworden. Und da soll man sich nicht seine Gedanken über die gegenwärtigen Zustände machen dürfen? Da entschlüpft einem denn wohl mal ein Wort — Herrgott noch mal: hat der ‚Vorwärts‘ ein moralisches Recht, den Splitterrichter zu spielen?“

Die Augen des Oberst blitzten. Mechanisch fuhr die Rechte ans Portepee. Eine imponierende soldatische Erscheinung. Hoch und schlank. Aschblondes Haar auf dem Haupt und auf der Oberlippe. Kluge blaue Augen. Ein Lächeln gibt ihm manchmal, für einen Augenblick, etwas Gemütvolles. Sonst aber ist alles Wille, Entschlossenheit, Energie, Männlichkeit, Selbstbewußtsein. Ein Gentleman in Feldgrau, der kommandieren muß. Denn es ist nun einmal sein Element. Dabei mit seinem militärischen Beruf und seiner Truppe verwachsen, wie ein Künstler von seinem Lebenswerk nicht zu trennen ist. Er liebt seine Soldaten, er sorgt sich um sie. Aber: parieren müssen sie! Sonst schlag' der Deibel rein. Patriarchalischer Militarismus. Keine Sentimentalität: „Morgenrot, Morgenrot leuchtest mir zum frühen Tod“, sondern Forsche: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus . . .“ Ein Draufgänger. Eine impulsive Ludendorff-Natur.

„Die Judenfahne . . . Ich bin kein Antisemit. Ich weiß, daß der Jude findig, agil, intelligent ist. Wir brauchen solche belebenden Elemente. Ich habe vor einem Mann wie Ballin die größte Hochachtung gehabt. Hut ab. Aber wenn aus den Kriegsgesellschaften jüdische Drückeberger in die Truppe kommen, um sich hier eine neue Existenz zu schaffen, und nun hetzen und schüren, und sie sind doch nun einmal gescheit, und meine Soldaten aufsässig machen — ja, da hol sie der Deibel! Wenn einem dann mal so ein Wort aus dem Munde flitzt, da können Sie sich nicht darüber wundern. Ich lasse mir diese Schweinerei jedenfalls nicht gefallen. Ja, richtig, die Judenfahne: wissen Sie, daß sich uns alten Soldaten das Herz im Leibe umgewendet hat, als so im Nu die schwarz-weiß-rote Fahne abgeschafft wurde? Wissen Sie, daß unter dieser Fahne, die man einfach auf den Kehrichthaufen geschmissen hat, tausende, zehntausende,

hunderttausende Soldaten, Mannschaften und Offiziere, in Feindesland bestattet liegen, daß wir unter dieser Fahne in Ost und West den Feind angegriffen und besiegt haben? Ja, heulen könnte man, daß sie einem diese Fahne genommen haben. Weiß Gott, das ist uns alten Soldaten verflucht nahe gegangen . . ."

Der Oberst schwieg eine kleine Weile. Er war, vor innerer Erregung, etwas aus dem seelischen Gleichgewicht gekommen.

„Ich mache", fuhr er fort, „kein Hehl daraus, daß ich Monarchist bin. Mein Gott, wenn man dreißig Jahre lang seinem König und Kaiser treu gedient hat, dann kann man nicht plötzlich sagen: Von morgen an bin ich Republikaner. Das geht einfach nicht. Hier" — und dabei tippte er mit dem dritten Finger der Rechten auf sein Herz — „erlaubts einem etwas partout nicht. Aber, fürchten Sie nichts: ich halte es für unmöglich, die Monarchie im Augenblick wieder aufzurichten. Das verbietet uns allein schon die Entente. Aber: was in zehn Jahren sein kann, wie sich da die Verhältnisse geändert haben können — das wissen wir Alle nicht. Natürlich: ein kaiserliches oder königliches Regime, wie wir es vor dem Kriege gehabt haben, das paßt dann bestimmt nicht mehr. Eine demokratische Monarchie ließe sich indessen wohl vorstellen."

Und mit einem Mal wandte sich der Oberst, ziemlich unvermittelt, an mich mit der Frage:

„Wie sehen Sie die nächste Zukunft an?"

„Pessimistisch."

„Sehr?"

„Sehr! Der Winter . . ."

„Das ist ganz meine Meinung."

„Und dann?"

„Ja, dann muß gehandelt werden."

„. . . ? . . ."

„Dann muß zugepackt werden."

„Eine Militärdiktatur?"

„Nennen Sies, wie Sie wollen. Dann gehts grade oder ungrade. Aber seien Sie versichert: wir Militärs wollen mit den Zivilisten Hand in Hand gehn."

„Mit den Zivilisten?"

„Jawohl, mit den Zivilisten. Dann muß dafür gesorgt sein, daß eine starke Regierung neben und zu uns steht. Ordnung schaffen wollen wir — und, wenn es sein muß, mit Gewalt."

„Eine solche zivil-militärische Diktatur würde sich nicht drei Tage halten können", wandte ich ein. „Die Arbeiter würden in den Generalstreik treten und Ihre schönsten Berechnungen über den Haufen werfen."

„Da bin ich doch andrer Ansicht. Lassen Sie sich erzählen, wie ichs in Oberschlesien gemacht habe. Die paar Reichswehr-

truppen waren, als es dort unten drunter und drüber ging, so verängstigt und eingeschüchtert, daß sie sich nicht aus den Kasernen herauswagten. Die Einwohner, Frauen und Kinder, waren entschlossener als die Soldaten, auf die es die Aufrührer vor allem abgesehen hatten. Nachts brachten sie den Truppen heimlich was zu essen. So war die Lage, als ich nach Oberschlesien mit meiner Truppe kam. Ich fuhr wie ein Donnerwetter drein. Ein paar Rädelsführer, die schlimmsten, wurden niedergeknallt. So was muß sein. Arbeitszwang wurde ausgesprochen. Und Sie hätten nur sehen sollen, wie die Arbeiter am nächsten Morgen auf der Arbeitsstätte erschienen! In ihren schwarzen Bratenröcken kamen sie angelaufen. Die Ordnung war wiederhergestellt."

„Und dieses Rezept würden Sie dann ganz allgemein anwenden wollen?"

„Gewiß."

„Also Gallifet?"

„Jawohl: Gallifet!"

„— — —"

„Ordnung muß nun doch einmal geschaffen werden. Und da muß man gegebenenfalls eben sein Leben in die Schanze schlagen. Dazu ist man Soldat."

„Und das Ausland?"

„Ueberblicken Sie die auswärtige Lage. Berücksichtigen Sie unsre wirtschaftliche und finanzielle Situation. Wir sollen zahlen und zahlen. Woher? Frankreich und auch England haben ein vitales Interesse daran, mit uns irgendein Arrangement zu treffen, müssen uns die Möglichkeit geben, uns wirtschaftlich herauszupauken. Das können wir aber nur — gemeinsam mit den Westmächten — in Rußland. Da sind noch ungeheure wirtschaftliche Werte herauszuholen. Da liegt ja noch so unendlich viel brach: Rußland und das weite, weite Sibirien. Daran müssen wir uns Alle sanieren. Daran kann ganz Europa wirtschaftlich wieder gesunden. Natürlich muß der Bolschewismus erst überwunden werden. Mit sechs Divisionen, sage ich Ihnen, ist die Geschichte zu machen. Mit sechs Divisionen . . ."

„So?"

„Sie lächeln. General Foch hat man das wissen lassen. Das heißt: ein General . . ."

Das Gespräch wandte sich andern Dingen zu.

„Als die Regierung im Juni den Friedensvertrag ohne jede Ehrenklausel unterzeichnen wollte, als sie selbst der Auslieferung deutscher Männer zustimmte, da bin ich spontan zum Reichswehrminister Noske gegangen und habe ihm meinen Rücktritt angeboten. Noske empfing mich. Ich setzte ihm das Erniedrigende der Friedensbedingungen für jeden Offizier ausein-

ander. Noske aber beschwor mich, doch unter allen Umständen zu bleiben. Ich dürfe nicht, in einem so kritischen Moment, fahnenflüchtig werden. Und ich blieb, schweren Herzens. Heute komme ich nicht mehr um meinen Abschied ein, und wenn ich noch so sehr vom ‚Vorwärts‘ — na, überhaupt der ‚Vorwärts‘! — angefeindet werde. Heute muß ich — heute muß ich bleiben!“

„— — —“

Der Oberst erhob sich.

„So, nun habe ich Ihnen alles gesagt. Man wird mich wieder angreifen. Und wieder. Sie sollten mich kennen lernen — und sollten dann aus eigner Anschauung, aus eigner Kenntnis schreiben können. Also, bitte . . .“

Unser Heer von morgen von L. Persius

Die Alldeutschen, zu denen selbst heut noch an die neunzig Prozent aller Deutschen gehören, wenn sie es auch nicht wissen, schmerzt am Friedensvertrag nichts so heftig wie die Bestimmungen über Heer und Flotte. Diese Bestimmungen besagen, daß es mit der militärischen Großmachtstellung Deutschlands aus ist. Man kann den Schmerz verstehen, aber man wird ihn nicht gutheißen. Der Pazifist, der seinen Glauben an die Zukunft des Völkerbundes und damit an ein kulturmenschenwürdiges Dasein nicht aufgibt, ist sich klar darüber, daß ein Volk einmal den Anfang mit der Abrüstung machen mußte, daß die Abrüstung die Vorbedingung zur Abschaffung, mindestens zur Erschwerung von Kriegen ist, und er begrüßt es, daß Deutschland nun, obzwar widerwillig, vorangehen wird. Unsern Feinden sagt jeder ehrliche Pazifist Dank, daß sie uns die Bürde der Militärlasten abnehmen, und daß sie es uns hierdurch erleichtern, uns vom Militarismus zu befreien. Allein hätten wir Das nie zu Wege gebracht. Mag auch der echt preußische Militarismus sein übles Wesen zurzeit noch aller Orten treibt, so ist doch zu erwarten, daß er langsam absterben wird, wenn erst das Heer so gut wie abgeschafft ist. Selbstverständlich kann der Pazifist sich mit der Abrüstung nur unter der Bedingung einverstanden erklären, daß alle andern Völker gleichfalls ihre Wehr in Waffen einschränken.

Die Abrüstung bei unsern Feinden wird nicht von dieser unsrer Forderung beeinflußt werden. Wenn aber Deutschland zeigt, daß es seinen Friedensvertragsverpflichtungen nach Möglichkeit nachkommt, wenn es sich bemüht, die böse preußische Tradition los zu werden, wenn es in absehbarer Zeit nur noch ein Heer von 200 000 Mann besitzt — kann es dann zweifelhaft sein, daß die breite Masse der Franzosen und Italiener, von den Engländern zu schweigen, die allgemeine Dienstpflicht, die Unterhaltung großer Heere sich nicht länger gefallen lassen wird? Schon der

finanzielle Faktor wird seinen Einfluß gebieterisch geltend machen — und nicht erst in zwei oder drei Jahren, sondern schon in diesem! Hervé schrieb in der ‚Victoire‘: „Der Triumph der Engländer und Franzosen wird viel größere Folgen haben, als man jetzt annimmt. Der Beschluß der Konferenz — Deutschlands Abrüstung — bedeutet die völlige Umwälzung in dem bisherigen militärischen System und bereitet für die ganze Welt die Aufhebung der allgemeinen Dienstpflicht vor.“ Auch die ‚Humanité‘ bezweifelte, ob es möglich sein werde, nach der Entwaffnung Deutschlands die englischen und französischen Heere in ihrer Stärke zu erhalten. Selbst der englische, als Chauvinist bekannte Oberst Repington erhob seine Stimme für die sofortige Abschaffung der Dienstpflicht. In der ‚Morning Post‘ trat er für das Freiwilligen-System ein und sagte: „Wenn Deutschland sich dem Völkerbund später zugesellen soll, müssen alle Rechte und Pflichten gleich sein. Man kann Deutschland nicht eine Verpflichtung auferlegen, der sich die andern Mitglieder des Bundes nicht unterwerfen.“

England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika werden, das kann als sicher gelten, binnen kurzem ihre Heere abrüsten, sie etwa auf den Stand vor dem Kriege zurückführen. Damals hatte England an regulären Truppen 78 000 Mann, und Nordamerika unterhielt — mit etwa 90 Millionen Einwohnern! — nur ein reguläres Heer von 70 000 bis 80 000 Mann, darunter 4400 Offiziere. Jetzt wurde bestimmt, daß die künftige Armee eine Stärke von 213 000 Mann haben solle. Es ist zweckdienlich, sich diese Ziffern zu vergegenwärtigen, denn unsre Nationalisten behaupten, es sei ganz unmöglich, den Aufgaben für den Grenzschutz und die innere Ordnung mit den vorgeschriebenen Kräften gerecht zu werden. Der fünfte Teil des Friedensvertrags bestimmt, daß die deutsche Armee nicht mehr als sieben Infanterie- und drei Kavallerie-Divisionen umfassen und die Gesamtheit der deutschen Heeresbestände samt Offizieren und Depots 100 000 Mann nicht übersteigen darf. Der Mannschaftsbestand der Flotte samt Offizieren ist auf 15 000 Mann festgesetzt. Im Frühjahr 1914 war der Friedensstand unsrer Armee, nach den offiziellen Mitteilungen, 738 000 Mann ohne Offiziere, der Personalbestand der Kriegsmarine mit Marine-Infanterie 73 115 Mann.

Für die ersten drei Monate nach Friedensschluß nun hat uns die Entente auf die Vorstellung unsrer Regierung 200 000 Mann bewilligt, und die Flotte braucht erst nach sechs Monaten auf den vorgeschriebenen Stand gebracht zu werden. Dieses Entgegenkommen wurde bewiesen teils, weil die Kriegsmarine mit stark vermindertem Personal die Auslieferung der Schiffe schwer hätte bewerkstelligen können, teils, weil die innern Zustände — wie unsre Regierung meint — eine sofortige Herab-

setzung der Armee auf 100 000 Mann nicht erlauben. Trotzdem wird sich die Herabsetzung nicht reibungslos bewirken lassen. Des Reichswehrmanns Eintritt ins private Leben, die Aufnahme einer produktiven Beschäftigung, solange die Lebensmittelknappheit herrscht, solange die Industrie nicht arbeitsfreudig und unternehmungslustig ist, scheint keineswegs verlockend. Man bleibt lieber im feldgrauen Rock an den altgewohnten Fleischtöpfen hocken, bezieht hohen Sold und führt ein Dasein, wie man es später kaum wieder finden wird. Die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten ist vornehmlich Sache der Regierungsstellen. In ihrem eignen Interesse wird es liegen, sie aus dem Wege zu räumen, denn der Prätorianergeist, der sich in größern Massen ganz von selbst einstellt, bedeutet eine Gefahr, die nicht zu unterschätzen ist. Aber man sollte sich klar machen, daß jeder Bürger seinen eignen Vorteil wahrnimmt, wenn er den Freiwilligen den Uebertritt ins zivile Leben erleichtert.

Man darf sich nicht darüber täuschen, daß die Animosität, die heut zweifelsohne in der breiten Masse des Volkes gegen die Freiwilligen-Verbände besteht, nicht völlig ungerechtfertigt ist. Sie kann nicht auf die leichte Achsel genommen werden. Der Bürger sieht infolge der naturnotwendigen Begleiterscheinungen der Revolution, von denen er nicht begreift, daß sie in der Hauptsache auf den mehrjährigen Massenmord zurückzuführen sind, seine Ruhe gefährdet und sehnt sich nach den frühern Friedenszuständen zurück, nach Sicherheit und Ordnung. Durchaus verständlich. Aber sich deshalb nach der alten Schablone des frühern Obrigkeitsstaates, nach der Reaktion zu sehnen, ist verkehrt. Die ersten Anzeichen beginnender Reaktion finden sich — wer wollte es leugnen! — in den Freiwilligen-Verbänden. Der ‚Vorwärts' schrieb am einunddreißigsten Mai: „Es ist nicht wahr, daß der militaristische Geist, der selbstherrliche Geist des Offiziercorps die deutsche Politik heute noch bestimmt, es ist aber wahr, daß er sie stellenweise noch in der unheilvollsten Weise beeinflußt." Im Ausland ist man andrer Ansicht. So äußerte der französische General Fonville in einem Artikel der ‚Actualités': ‚Le militarisme allemand survit': „Non, rien ne sera changé en Allemagne tant que l'âme allemande même ne sera pas changée. Il n'y a plus d'Empereur, c'est vrai, mais il y a toujours l'Empire. Prenons garde. Le militarisme prussien n'est pas mort."

Die Sorge, daß die Reaktion binnen kurzem wieder ihr Haupt erheben wird, bedrückt die Brust Vieler. Es ist Pflicht der Regierung, sie zu zerstreuen. Mancherlei Bedenken wurden schon laut, daß die Freiwilligen-Verbände eine arge Gefahr bedeuteten, daß sie ihren Führern über den Kopf wachsen würden, daß diese Führer selbst wieder am „alten System" Gefallen finden könnten. Allerhand Klagen wurden gehört, die diese Be-

fürchtung zu bestätigen geeignet sind. Es ist dringend notwendig, dahin zu wirken, daß sich diese Klagen nicht wiederholen. Wir müßten sonst mit recht unliebsamen Ueberraschungen rechnen! Der Wille der Führer unsres Volkes, völlig mit dem alten System zu brechen, sollte nicht nur durch Worte, sondern auch durch Taten bewiesen werden. Scheidemann sagte am dreizehnten Februar in Weimar: „Im Geist der Freiheit wird auch das Heerwesen geordnet werden, sodaß jedem Angehörigen das Maß von Freiheit gewährt bleiben soll, das mit dem Zweck des Ganzen vereinbar ist. Es muß aber auch dafür gesorgt werden, daß sich nie wieder eine Organisation der bloßen Gewalt über die Organisation des Rechts erhebt." Der Reichswehrminister hat in frühern Jahren so starke Beweise für seine antimilitaristischen Gefühle gegeben, daß eine Abkehr von den alten Gedanken kaum denkbar sein sollte.

Der geheimnisvolle Aktenschrank

von Willy Meyer

Zum ersten Mal hat ihn wohl Kautsky geöffnet. Aber die Ergebnisse seiner Forschungen, die am ersten Mai dieses Jahres vollständig beendet waren, sind dem deutschen Volk nicht mitgeteilt worden, trotzdem ihm das ausdrücklich versprochen war. Warum ist dies Wort nicht gehalten worden? Das deutsche Volk hat ein Recht, von seiner Regierung darauf eine klipp und klare Antwort zu verlangen.

Weiß man noch immer nicht, daß wir die Wahrheit darüber, wie dieser grauenvolle Krieg zustande und zum Ausbruch kam, genau so bitter nötig brauchen wie Kohle, Lebensmittel und Kleidung? Vielleicht noch nötiger, denn mit einem Minimum an Nahrungsmitteln können wir vielleicht noch eine Weile bestehen: mit diesem Wahrheitsminimum aber muß es mit uns auf die Dauer, dank Selbstzerfleischung und Vertrauensmangel des Auslands, immer trauriger gehen.

Ehe nicht unumwunden die für alle Welt (außer der deutschen) offen zutage liegende Verantwortlichkeit unsrer frühern Regierung für den Kriegsausbruch zugegeben wird, werden wir weiter im Kreise der Völker isoliert und verachtet und im Innern uneinig bleiben.

In der Geschichte der Revolution wird, wenn wir erst einmal Distanz zu ihr gewonnen haben, die laue, verschleppende Behandlung der Kriegsschuldfrage — dieses kardinalen Problems — als eine der folgenschwersten Sünden erscheinen.

Unermeßlich ist der Schade, der dem deutschen Volk dadurch bereits zugefügt worden ist. Wann wird dem ein Ziel gesetzt?

Kürzlich stand in den Zeitungen: „Wie wir hören, liegt ein amtlicher Auftrag des Reichsministeriums an Herrn Pro-

fessor Mendelssohn-Bartholdy in Würzburg, den General Graf Montgelas und Professor Schücking vor, die Veröffentlichung der Urkunden über die diplomatische Vorgeschichte des Kriegs, unter voller Benutzung des von Herrn und Frau Kautsky gesammelten Materials, zu bearbeiten." Warum wird Karl Kautsky, der sich allgemeinen Vertrauens und großer Achtung erfreut und in das Studium dieser Akten besonders eingeweiht sein muß, ausgeschaltet? Hat er selbst abgelehnt? Ist er zu alt? Ist er krank? Oder ist er nur unbequem? Paßt der Regierung sein Standpunkt in der Kriegsschuldfrage nicht? Oder will man grundsätzlich keinen unabhängigen Sozialdemokraten zu diesen Arbeiten mehr zulassen?

Gegen die Beauftragung des Professors Mendelssohn-Bartholdy und des Grafen Montgelas scheinen mir schwere Bedenken vorzuliegen, falls ihnen in dieser Kommission nicht ein ausreichendes Gegengewicht geschaffen wird.

Professor Mendelssohn-Bartholdy und Graf Montgelas haben zusammen mit zwei andern Männern in Versailles am siebenundzwanzigsten Mai dieses Jahres die ‚Bemerkungen zum Bericht der Kommission der Alliierten und Assoziierten Regierungen über die Verantwortlichkeiten der Urheber des Krieges' verfaßt. Dieser Bericht muß ungeheuer geschadet haben. Es werden nämlich darin die demagogischen Unwahrheiten aufrecht erhalten, daß wir 1914 überfallen worden seien, und daß die frühere deutsche Regierung in den kritischen dreizehn Tagen bis zum Ersten August 1914 alles getan habe, um das oesterreichische Kabinett zum Einlenken zu bringen, wie sie überhaupt „nachdrücklichst" eine glückliche Lösung der Krisis zu fördern bestrebt gewesen sei — bis die russische allgemeine Mobilmachung alles zunichte gemacht und den Krieg unvermeidlich habe werden lassen.

Diese mehr als kühnen Behauptungen sind bereits in der Doppelnummer 7/8 des laufenden Jahrgangs der ‚Weltbühne' widerlegt worden. Jeder, der sich mit der Kriegsschuldfrage eingehend befaßt, wird ihre völlige Unhaltbarkeit einsehen. Ein Beherrscher dieses Gebiets wie Richard Grelling sagt einmal: „Nach Bernhardischem Rezept hat man durch diplomatische Passivität und gleichzeitige militärische Aktivität auf seiten der Zentralmächte die Karten so gemischt, daß Rußland garnicht anders konnte, als zu seiner Sicherheit die überaus langsame Mobilisation in dem riesigen, über zwei Erdteile ausgebreiteten Zarenreich in die Wege zu leiten. Diesen Defensivakt hat man dann in einen Offensivakt umgelogen und so das betörte deutsche Volk in den sogenannten Verteidigungskrieg hineingelockt."

Wer von den Gründen des Kriegsausbruches eine Auffassung hat wie die Herren Mendelssohn-Bartholdy und Graf Montgelas, kann unmöglich ohne weiteres zur Herausgabe der Urkunden über die Vorgeschichte des Kriegs geeignet sein.

Ich mißtraue keinen Augenblick der Lauterkeit und dem guten Willen der beiden Herren. Aber ich mißbillige ihre Grundanschauungen in der Frage der Schuld am Kriegsausbruch.

Wie wichtig in solchen Fällen die Grundanschauung ist, zeigen am besten die bekannten einseitigen Veröffentlichungen der brüsseler Aktenfunde durch die deutsche Regierung im Herbst 1914.

Ist durch diese Aktenstücke nicht eine unglaubliche Verwirrung in der öffentlichen Meinung Deutschlands angerichtet worden? War diese Veröffentlichung nicht eine Art von Proklamation der moralischen Pflicht Deutschlands, das neutralitätsbrüchige Belgien nicht wieder herauszugeben? Trug sie nicht grade dadurch in hervorragendem Maße zum Verlust des Kriegs bei?

Und die Wahrheit? War sie nicht grade das Gegenteil von dem, was die Meisten aus den veröffentlichten Akten herauslesen mußten (und wohl sollten)?

Deswegen ist die Zusammensetzung einer Kommission, die mit den wichtigsten Aktenveröffentlichungen betraut wird, von so außerordentlicher Bedeutung.

Die Herren Mendelssohn Bartholdy und Graf Montgelas verfügen zweifellos über ein ausgedehntes Wissen und sicherlich auch über große archivarische Erfahrungen. Insofern ist die Wahl glücklich. Es schadet an sich noch nichts, daß ihre Auffassung von der Kriegsschuldfrage anfechtbar ist. Unter Umständen kann dies zur Erforschung der vollen Wahrheit nur dienlich sein. Unerläßlich ist aber, daß in der Kommission auch die andre Auffassung vertreten ist.

Die Auffassung des Professors Schücking kenne ich nicht genau. Aber selbst wenn sie der unsern entspricht, wäre das Verhältnis in der Kommission doch immer noch wie 2 : 1. Dies darf nicht so bleiben. Geeignete Persönlichkeiten, die den Krieg schon während des Krieges bekriegt haben und weit bekannt sind, sowie das Vertrauen großer Kreise genießen, sind vorhanden. Ich brauche sie der Regierung nicht zu nennen.

Wir wollen die Wahrheit. Ihr Siegeszug kann unmöglich vereitelt werden. Man kann ihm Hindernisse in den Weg legen, man kann ihn hemmen und verzögern und dadurch das Vaterland schädigen, aber man kann ihn nicht verhindern.

Wir wissen längst, was wir von den Regierungen der Entente zu halten haben. Darüber brauchten uns nicht erst die „Friedensverträge" von Versailles und Saint Germain aufzuklären. Aber ebenso genau glauben wir zu wissen, daß für den Ausbruch des Krieges die frühere deutsche Regierung in Gemeinschaft mit der frühern oesterreich-ungarischen durch ihr Verhalten in den kritischen dreizehn Tagen die volle Verantwortung trägt.

Das Leben Jesu von Egon Friedell

(Fortsetzung)

Der vorchristliche Jesus

Das Haupt- und Kernstück der Mythen-Theorie ist die Hypothese vom „vorchristlichen Jesus". Nach dieser ist das Christentum nichts andres als ein Produkt des religiösen Synkretismus. Die wirksamsten Glaubensvorstellungen, die im römischen Weltreich verbreitet waren, gingen selbsttätig eine Mischung ein, und aus dieser Mischung längst vorhandener Religionselemente entstand eine neue Gottheit, die man Jesus Christus nannte. Später erfanden dann fromme Gemüter zu diesem Gott eine Geschichte, die ihn auf die Erde herabsteigen und nach seinem Opfertod wieder in den Himmel zurückkehren läßt. Jesus war von Anfang an nichts andres als ein jüdischer Kultgott. Der Beiname dieser Sekte war „Nazoräer" (Nazarener); er weist aber nicht auf eine Stadt Nazareth, die niemals existiert hat, sondern bedeutet nach dem Sinn des hebräischen Wortstammes so viel wie: Hüter, Schützer, Heiland. „Wenn", sagt Smith, „eine Klasse von Personen Hüter genannt wurde, so würde das Jeder so verstehen, daß es Die sind, die etwas hüten; niemand würde darauf kommen, ihren Namen von einem sonst unbekannten Dorf namens Hütung abzuleiten. Wir legen hierauf, weil ausschlaggebend, besondern Ton." Man gewinnt hier gleich einen interessanten Einblick in die sonderbare Methode, die Smith handhabt. Erstens nämlich handelt es sich nur um die Bedeutung der Wurzel: Nazoräer läßt sich daher ebensogut mit „Hütunger" übersetzen, in welchem Falle die Sache sogleich ein andres Gesicht bekommt. Zweitens würde die Worterklärung „Hüter" oder „Heiland" ja nur in Anwendung auf Jesus einen vernünftigen Sinn haben, während es von den Anhängern eines so benannten Mannes völlig absurd wäre, sich ebenfalls „die Heilande" zu nennen. Drittens läßt sich aus der Tatsache, daß jemand „Hüter" heißt, keineswegs mit Sicherheit schließen, daß es einen Ort ähnlichen Namens nicht doch gegeben habe und das Wort daher stamme. So würde zum Beispiel in zweitausend Jahren vermutlich jedermann zunächst annehmen, der Name der christlichen Sekte der „Herrnhuter" bedeute so viel wie „Hüter des Herrn", und dennoch wäre diese Ableitung falsch. Viertens weiß man, welche Schwierigkeiten grade den ersten Jüngern Jesu seine Abstammung aus Nazareth machte, da er ja nach der Prophezeiung in Bethlehem geboren sein sollte; hätte daher „Nazarener" wirklich so viel wie „Heiland" bedeutet, so wären die Urchristen die Ersten gewesen, die diesen Wortsinn akzeptiert hätten. Und fünftens und letztens: wenn wir selbst alles zugeben, was Smith behauptet, wenn Nazarener wirklich bloß Heiland heißen kann, eine ganze Sekte sich ebenfalls als Heilande bezeichnete und der Ort Nazareth niemals existiert hat,

so ist es immer noch eine sehr starke Zumutung, daß wir aus diesen Tatsachen mit Bestimmtheit folgern sollen, Jesus habe nie gelebt.

Was nun den „Synkretismus" anlangt, so ist ganz unleugbar, daß sowohl die Urchristen wie Jesus selbst viele äußere Formen, Zeremonien und Symbole aus den bisherigen orientalischen Religionen übernommen haben. Ganz neue Formen gibt es weder in der Kunst noch in der Religion; sie wären nicht einmal gut, weil sie nur verwirren und vom Wesentlichen, dem neuen Inhalt ablenken würden. Aber auf diesen eben kommt es an. Wenn Jesus in irgendeinem ihm bekannten Bekenntnis etwas Gutes fand, etwas, das zu Gott führte: warum hätte er es in falscher Originalitätssucht ablehnen sollen? Und daß er die jüdischen Gebräuche sogar nach Tunlichkeit zu schonen suchte, ist in den Evangelien deutlich genug ausgesprochen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ihm erst allmählich die Erkenntnis wurde, eine völlige Revolution und Umkehrung des überlieferten Judenglaubens sei die einzige Möglichkeit, zu Gott zu kommen. Anfangs glaubte er vermutlich, nur eine Vertiefung und Reinigung der mosaischen Lehren vornehmen zu müssen. Es hat daher nichts Befremdliches, wenn wir hellenistische, mosaische, parsische Elemente im Christentum wiederfinden. Mohammed hat noch viel mehr aus fremden Religionen übernommen: aber ist darum die Lebensgeschichte Mohammeds ein Mythus?

Und wenn Jesus nicht gelebt hat: worin bestand denn dann die zentrale Idee, das schöpferische Prinzip des Urchristentums? Smith gibt uns die Antwort: sie bestand im „Protest gegen den Götzendienst", im „Kreuzzug für den Monotheismus". Und hier enthüllt sich für Smith das „Geheimnis des Urchristentums". Die ganze Geschichte Christi in den Evangelien ist nichts andres als eine Parabel, ist eine Darstellung des Kampfes des einen Gottes gegen die vielen „Dämonen" der Heiden, gefaßt in die Form eines Gleichnisses. Aber diese Aufgabe: die energische Propaganda für die monotheistische Idee lag ja schon im Judentum, sie lag ebensosehr im Stoizismus, dazu wäre nicht ein neuer religiöser Bund nötig gewesen. Wozu diese ganze schwerverständliche esoterische Einkleidung in Symbole, in eine allegorische Heilandsgeschichte, in Parabeln und dunkle Gleichnisreden, wenn es sich um etwas so Einfaches, längst Vorhandenes und für jeden gläubigen Juden wie für jeden ungläubigen Heiden gleich Selbstverständliches handelte wie den Monotheismus? Kann man sich wirklich ernsthaft des Eindrucks erwehren, daß hier etwas schlechthin Neues, etwas im höchsten Maße Tragisches und Geheimnisvolles, ein geistiges Erdbeben am Werke ist?

Und woher die ganz besondern Vorstellungen vom „anbrechenden Reich", vom „Gottessohn" und dergleichen, die mit der bloßen Idee des Monotheismus nichts zu schaffen haben?

Auch hierauf weiß Smith eine Antwort. „Das Reich, das in Anbruch war, kam tatsächlich niemals. Der Eine, der da kommen sollte, kam tatsächlich nicht. Als die glühende Hoffnung auf diese Wunder unter der erkältenden Logik der Tatsachen, insbesondere der Zerstörung Jerusalems zunichte wurde, empfand man scharf eine Enttäuschung, der man sich anpassen mußte. Das christliche Bewußtsein war der Aufgabe gewachsen. Es begegnete dieser Enttäuschung und überwand sie und gestaltete sie durch manche Erfindung um." „Genau so urteilen wir über die Entstehung des Menschen oder eines Säugetiers. Zu einer bestimmten Zeit in der geologischen Vergangenheit war er nicht auf Erden; in einer etwas spätern Zeit war er auf Erden; darum muß er zu einer gewissen Zwischenzeit auf Erden erschienen sein." Jenes uns fehlende Zwischenglied besteht nun nach Smiths Ansicht in der Tatsache, daß die Urchristen, durch den Gang der Ereignisse gezwungen, eine Uminterpretierung vornahmen, indem sie die Geschichte Jesu erfanden. Wir erlauben uns aber, eine wesentlich einfachere und plausiblere Erklärung vorzuschlagen. Jenes „missing link" besteht ganz einfach in der Tatsache, daß Jesus gelebt hat. Er ist es, der diese „Uminterpretierung" der Weltgeschichte vorgenommen hat. Das „Reich" kam nicht, aber eines Tages erkannte die Welt, daß er selber dieses „Reich" gewesen sei. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Urchristen an eine leibliche Wiederkunft Christi glaubten, genau so lange, bis sie einsahen, daß er nicht wiederzukommen brauchte, da er sie niemals verlassen hatte. Wenn in der physischen Geschichte der Lebewesen ein Mittelglied fehlt, so schließen wir ja grade immer auf das Vorhandensein einer neuen Spezies, die unbedingt dagewesen sein muß; und wenn in der Evolution des menschlichen Geistes ein Glied fehlt, so muß eben ein Geist dagewesen sein, der die Stufen vermittelt hat. Wenn die Menschen innerhalb von hundert oder zweihundert Jahren reiner, frömmer, tiefer in ihrem Wissen und Wollen werden, so kann nur ein Genius, eine gottbegnadete Persönlichkeit davon die Ursache sein, niemals der „Kollektivgeist", die „Menschheit", die „historische Entwicklung". Denn den Menschen, der Masse, den Vielen muß immer Alles gesagt werden, und zwar hundertmal, tausendmal, eindringlichst, handgreiflichst, durch Wirklichkeiten, durch Leben, Leiden und Sterben eines wirklichen lebenden, leidenden und sterbenden Wesens: alles Große, Neue und Gute muß von außen an sie herangebracht werden — aus sich selber haben sie es noch nie gefunden. Ex nihilo nihil fit: aus dem großen Nichts, das wir Menschheit nennen, kann kein Etwas, kein neues Bild von Gott, Welt und Seele kommen. Und außerdem wird alle menschliche Psychologie auf den Kopf gestellt, wenn man auf diese Weise aus den Urchristen eine Gesellschaft von Betrügern, Falschmünzern und Charlatanen macht. Wenn sie selbst das Ganze für eine

interpolierte, erfundene Sache hielten: warum hätten sie denn dann so inbrünstig daran glauben sollen? Es ist bisher noch nicht beobachtet worden, daß ein systematischer Schwindel sektenbildend und religionstiftend gewirkt hat. Wenn sie geargwöhnt oder gar gewußt hätten, daß die Christus-Mythe so entstanden sei, wie Smith es beschreibt, so hätten sie sich doch wohl kaum dafür hinrichten lassen. Ein solcher „Geheimbund" würde wohl eher einen Cagliostro als allverehrtes Oberhaupt vermuten lassen denn den Herrn Jesus Christus.

Aber vielleicht waren sie nur betrogene Betrüger, Opfer einer naiven und unkritischen Selbsttäuschung? Dies scheint die Ansicht von Drews zu sein. „Die meisten großen Helden der Sage, die sich selbst für Geschichte ausgibt, sind derartige vermenschlichte Götter; man denke nur an Jason, Achilles, Theseus, an Perseus, Siegfried undsoweiter. Ja, der Prozeß, daß ursprüngliche Götter in der Anschauung einer spätern Zeit zu Menschen werden, ist so sehr der gewöhnliche, daß der umgekehrte Vorgang: die Erhebung von Menschen zu Göttern im allgemeinen nur den Urzeiten der menschlichen Kultur oder den Zeiten des sittlichen und staatlichen Verfalles angehört, wo hündischer Knechtssinn und würdelose Schmeichelei nicht davor zurückscheuen, einen hervorragenden Menschen, sei es schon zu seinen Lebzeiten, sei es nach seinem Tode, zu einem göttlichen Wesen emporzuschwindeln." Hierauf hat schon der heidelberger Theologieprofessor Johannes Weiß erwidert, daß ja die Zeit des Hellenismus und des römischen Kaiserreichs tatsächlich eine solche Periode des „Verfalls" gewesen ist, in der die Menschen das Bedürfnis nach Vergöttlichung ihrer Helden in besonders starkem Maße empfunden haben, und außerdem ist dies durchaus nicht Verfall. Wenn, zum Beispiel, ein Mensch von einer dämonischen hellseherischen Energie und einem staunenerregenden Impetus in die Welt tritt, alle Kräfte des geistig in sich zerfallenen, durch albernen Partikularismus, aufgeblasene Rechthaberei und politische Kurzsichtigkeit zerbröckelten Hellas mit einem einzigen Griff zusammenfaßt und mit dieser Handvoll Menschen das ungeheure Weltreich Persien, das Urland menschlicher Weisheit Aegypten und das geheimnisvolle Indien, von dem man bisher kaum wußte, ob es existiere, unter sein Zepter drückt und, was mehr ist, diese ganze Welt organisiert, mit westlicher Kultur durchdringt und wahrhaft beherrscht — ja, was bleibt denn dann der verblüfften Menschheit, wenn sie noch ihre fünf gesunden Sinne beisammen hat, andres übrig, als diesen Mann für einen Gott zu erklären? Und was war Alexander, der doch nur die physische Welt des Altertums eroberte und erneuerte, gegen Jesus, der die ganze geistige Welt der damaligen Zeit völlig verwandelte, der unermeßliche neue Länder und Reiche der Seele entdeckte und in Besitz nahm!

Diesen Glauben, dieses Wissen: daß Weisheit, daß ungewöhnliche Kraft von Gott ist, hat unsre moderne „Erkenntnis" ausgeräuchert, mittelst Dampfmaschinen, Elektromotoren und Schnellpressen. Und mit einer gewissen Berechtigung glaubt man heute nicht mehr an göttliche Erscheinungen, denn in unsrer Zeit sind sie tatsächlich ganz und gar unmöglich geworden. Aber daß sie zu allen Zeiten unmöglich waren, ist ein ebenso falscher wie anmaßender Schluß. Und auch Jason hat gelebt in irgendeinem furchtlosen Seefahrer und Siegfried in einem reinen Helden und Romulus, wenngleich die Geschichtsforschung nachgewiesen hat, daß sein Name nicht stimmt. Aber die Tatsache Romulus ist auf die sicherste Weise bezeugt, die der Historiker sich wünschen kann: durch die ewige Stadt Rom! Mit denselben Gründen, mit denen man das Leben Jesu anzweifelt, könnte man auch die Existenz Buddhas leugnen und von einer „Buddha-Mythe" sprechen. Aber man hat es ja getan! Der französische Gelehrte Senart hat in seinem ‚Essay sur la légende du Buddha' tatsächlich den „Nachweis" geführt, daß die gesamte Buddha-Tradition nichts andres sei als eine neue Einkleidung der uralten Natursage vom Sonnengott, eine Variation der bei allen Völkern des Altertums verbreiteten „Solar-Mythen". Und so wird man immer wieder mit mehr oder weniger analytischem Scharfsinn versuchen, alles wahrhaft Göttliche und Ueberwirkliche, das in die Geschichte getreten ist, als ein Unwirkliches nachzuweisen, weil der platte und enge Hausmannsverstand des Durchschnittsmenschen nun einmal so beschaffen ist, daß er aus einer Art Selbsterhaltungstrieb nur das ihm Begreifliche als existent anerkennt und lieber das Höchste und Tiefste, das Sinnvollste und Vollkommenste aufgibt als — sich selbst.

(Fortsetzung folgt)

Von Busoni von Gisella Selden-Goth

Vor kurzem verlautete, daß das Bestreben, Busoni aus seinem selbstgewählten schweizer Exil dem Musikleben Berlins wiederzugewinnen, auch den Plan gezeitigt hätte, ihn als Leiter einer Meisterklasse für Komposition an die Hochschule für Musik zu berufen. Ich weiß nicht, wie weit die Verhandlungen gediehen waren, noch, woran sie scheiterten. Ob an des Meisters Scheu, in sein einst so heiß geliebtes Berlin zurückzukehren, das er zerrüttet, verarmt, verroht, entkultiviert, von Schiebern und andern unsaubern Elementen bevölkert wiederzufinden fürchtete, wo er den festen Boden für das Verständnis seiner einzigartigen Kunst nicht mehr zu finden glaubte. Oder an dem begreiflichen Widerstand jener Persönlichkeiten, in deren Geist die erste musikalische Lehranstalt des Reiches bisher geleitet wurde. Daß jene Bestrebungen scheiterten, wird wohl nur Die mit Bedauern

erfüllt haben, für die seit Busonis Abschied im Dezember 1914 Berlins geistiges Leben eine empfindliche Lücke aufwies, und die gern jedes Mittel angewandt wissen wollten, um ihn wieder hier zu haben. Wer aber von seinen Freunden objektiv dachte, der sagte sich, daß auch dieser Versuch, den autokratischsten und aristokratischsten aller Künstler unter noch so günstigen Bedingungen in den Mechanismus einer akademischen Lehranstalt einzugliedern, mit einem Mißerfolg endigen müßte. Niemals noch hat der Mann, den der leiseste Zwang, die unmerklichste Fessel quält, an einer Hochschule seinen Platz finden können. Es ging nicht mit den Klavier=Meisterklassen in Wien, nicht mit dem Direktor=Posten am Konservatorium zu Bologna. Und Busoni als engerer Kollege von Humperdinck und Bruch — nein, das wäre stillos.

Für den Künstler selbst wäre die Aufgabe, eine begeisterte, von Schaffensdrang beseelte Jugend um seinen Lehrstuhl zu scharen, gewiß verlockend gewesen. Aber in Betracht für ihn kommt wohl nur ein neu zu gründendes, von ihm geleitetes, ihm unterstelltes Lehrinstitut, wie es im Interesse von Berlins Führerrolle auf internationalem musikalischen Gebiet garnicht genug zu befürworten wäre. Es wäre ein Mekka für die schaffenden Tonkünstler aller Länder, und nicht allein für die lernenden und werdenden, sondern auch für die gereiften.

Naturgemäß würde der Plan einer solchen Gründung auf den heftigen Widerstand derselben Kreise stoßen, die schon das Gerücht von Verhandlungen der Hochschule mit Busoni offenkundig verstimmte. Man hat sogar die Ansicht äußern hören, daß eine Berufung Busonis an die Stelle einer höchsten Instanz gradezu als ein Unglück betrachtet werden müßte. Das verfochten vor allem die grundsätzlichen Gegner des Komponisten Busoni, die auch heute nur den Pianisten von hervorragender Bedeutung gelten lassen wollen. Das tragische Schicksal Liszts wiederholt sich derart an seinem einzigen wahren Erben. Die es ihm bereiten, stehen seinen eignen Schöpfungen gleichgültig oder feindselig, jedenfalls fremd gegenüber; namentlich jenen der letzten Periode, die eine stete Entwicklung zu reinster melodischer Führung aller Stimmen, zu innerst beredter Polyphonie, zu Vereinfachung und Klarheit der formalen Zeichnung, zu äußerster Subtilisierung der Klangwirkung erkennen lassen. Diese Leute bezeichnen Busonis ganzes musikalisches Werk als erfindungsbaren, technisch raffinierten Bluff, wie sie auch seine ‚Aesthetik der Tonkunst' als unheilstiftende Ketzerschrift verdammen. Und doch sind die Anregungen dieser geistvollen Broschüre die eines Mannes, der die Musik zu sehr liebt, um glauben zu können, sie hätte als Organismus den Höhepunkt ihres Daseins bereits erreicht, wenn nicht gar überschritten; der bei aller Ehrfurcht vor den großen Meistern ihr Wirken nur als

eine, nicht als die Kulmination einer Entwicklung für alle Zeiten empfindet; der seiner Kunst, der seelischsten, am meisten entmaterialisierten von allen, noch eine unendlich weite und leuchtende Zukunft tagen sieht und ihr immer neue Wege zur innern Befreiung weisen und weisen lassen möchte.

Doch auch Menschen, die Busonis eminente künstlerische Potenz und die Lauterkeit seiner Gesinnung durchaus anerkennen, erheben ihre Stimme, um vor ihm als Lehrer zu warnen. In seiner hinreißenden Suada, in der Gabe persönlicher Faszination läge für seine Schüler die große Gefahr. Diesem Einfluß müßte jedes nicht ganz starke Talent rettungslos erliegen. Jede Regung einer Individualität würde zerstört von der wirbelnden Dialektik dieser fanatischen, rücksichtslos eigenwilligen Ueberzeugung. Kein pflegebedürftiger Keim einer Begabung käme zur Blüte, kein schwaches Rückgrat zur Kräftigung, kein Eigenleben zur Besinnung auf sich selbst. Diese Meisterschule würde keine jungen, musikfreudigen, ihr Inneres behorchenden Tonkünstler erziehen, sondern Nachahmer, Nachbeter, Nachschöpfer der Manieren Busonis.

Ich glaube nicht an die Stichhaltigkeit dieser Einwände. Was kann dem dreifach Beneidenswerten, der jung ist, Musik liebt und sie lernen darf, willkommener und nützlicher sein als ein großes Vorbild? Nicht nur die eigne Persönlichkeit — auch die Fähigkeit und die Gelegenheit, in eines Andern überragender Persönlichkeit aufzugehen, ist für Erdenkinder ein hohes Glück. Und dann: der mittelmäßige Sänger kann im Opern-Ensemble seinen Platz ausfüllen; der Durchschnittsgeiger brauchbares Mitglied eines überdurchschnittlichen Orchesters werden; der Pianist zweiten Ranges durch ehrliche Arbeit und Geschmack auf Publikum und Schüler bildend einwirken. Aber der Komponist, dem nicht innerer Drang, eiserne Selbstzucht und die Gottesgabe einer elementaren Begabung zur Ueberwindung innerer und äußerer Hemmungen verhelfen, der hat seinen Platz in der künstlerischen Weltordnung nicht. Er bleibe am Wege liegen. Wessen Talent sich im Umkreis von Busonis geistiger Feuerzone in Rauch und Dunst verflüchtigt, um den ists nicht schade. Die wahre schöpferische Kraft wird unter der Einwirkung einer großen Persönlichkeit, in der Reibung, selbst im Widerspruch mit ihr nur noch mehr erstarken.

Kein Schüler wird diese Atmosphäre verlassen, ohne das Bewußtsein eines intensiven geistigen Erlebens mit sich zu nehmen, ohne menschlich und künstlerisch wunderbar gefördert zu sein. Denn Busonis Beispiel edelster Menschlichkeit und rastloser Arbeit an sich selbst muß das Beste in Jedem wecken. Und die von ihm ausstrahlende lebendige Kraft wirkt weiter in Allen, denen jemals das Glück zuteil geworden, eine Zeitlang in den Kreis dieses Daseins eingeschlossen gewesen zu sein.

Schauspieler-Abende

Hanns Fischer sollte wieder, endlich wieder, in Berlin eingeführt werden; und weil kein gutes Stück für ihn da war oder nur vielleicht nicht herausgefunden wurde, so gab man ein schlechtes und rettete nicht, was daran zu retten war. Heinrich Pfeiffer erweist einer alten Institution wie den ‚Letzten Rittern': den Corpsstudenten keinerlei Achtung, ja, so viel Verachtung, daß er Krethi und Plethi Eingang in diese edle Zunft finden läßt. Aber das Deutsche Künstler-Theater erweist einer alten Institution wie Herrn Heinrich Pfeiffer, der am Ende der Aera Bismarck unter ganz anderm Namen ganz andre Dramenbilder gemalt (und leider nicht dem Signorelli nachgemalt) hat, die falsche Achtung vor seinen verjährten Erfolgen, daß es ihn Wilhelms des Zweiten Aera an deren Ende mit einer Andacht zu hecheln erlaubt, für die das Geschlecht des Vormärz die Nerven hatte. Ein Akt, der vorletzte, mußte vollständig fallen, der Vorhang mußte herunter- und hochflitzen, statt in endlosen Pausen zu lasten, und dann hätte getrost mancher Dialog das Tempo eines Sechser-Omnibus haben dürfen: es wäre doch sichtbar geworden, daß dieser vergessene Autor als Theatraliker sich auf gar keine unebene Art zwischen Sternheim und Skowronnek behauptet. Jawohl: es wird alles gesagt, es wird alles dreimal gesagt, und es wird beileibe nicht durchweg lustig gesagt — aber das spricht mehr gegen Pfeiffers Zungenschlag, gegen sein Handgelenk und gegen die Phosphorhaltigkeit seines Gehirns als gegen sein Auge, das spöttisch genug auf der Verkalktheit einer kaum überwundenen, ach, noch lange nicht überwundenen Kaste ruht. Die Seele eines modernen Satirikers schläft in einem konventionellen Unterhaltungsschriftsteller und wacht allzu selten auf — aber man hört sie eigentlich immer atmen. Wie der Heringsbändiger Kleinmichel in der Affenjacke eines Commers-Präsiden zu dem Comment der Edelsten ihrer Nation verurteilt ist, auf den Duellplatz geschleift wird und sich dort „in die Gesellschaft hineinschießt": das ist von der billigen Kontrastwirkung der bewährtesten Publikumsschwänke, die erst einrosten werden, wenn das Publikum über Kotzebue hinausgewachsen ist, also niemals — aber hingewischte Nebenzüge in der Beziehung eines Agrariers von halbwegs geistigen Interessen zu der Frau Kleinmichel, die das Provinznest selbst zum Ehebruch zu bequem gemacht hat, und in der Schollenexistenz des heruntergekommenen Agronomen Petermann, dessen merkantile Verbindung mit Kleinmichel Anlaß der ritterlichen Schießerei ist, solche Tupfen sind jenem Genre bisher nicht geläufig gewesen. Daß Frau Heringsbändiger durchaus nicht will, nennt der Agrarier „eine blöde Ungefälligkeit". So poesie- und respektlos verfährt mit der Liebe, einem der heiligsten Güter des Parketts, ein Stückeschreiber, der wahrhaftig kein Humorist, aber bei seinem Sinn für Humor gewiß nicht gekränkt ist, daß ein Theater sein Erzeugnis benutzt, um den Berlinern einen Schauspieler vorzustellen. Oder zwei. Hanns Fischer kannten sie nicht mehr, Eugen Kloepfer noch nicht. Diese Duellpartner sind auch

künstlerisch Antipoden. Ein meisterlicher Kleinmaler und eine unbekümmerte Natur. Ein Diener am Wort des Dichters, der nächstes Mal hoffentlich einer ist, und ein wildblütiger Zertrümmerer seiner Rolle. Kleinmichel und Petermann: eine Gestalt wie von Dickens, possierlich, liebenswürdig, von freundlichem Lächeln überglänzt, und eine wie von Hauptmann, etwa der Streckmann, saftstrotzend, erdig, elementar; eine die für ihr Leben zittert, und eine, die's in die Schanze schlägt. Ein Spiel der zartesten Uebergänge, und einzelne jähe Ausbrüche, aber aus einem ehrlich geheizten, überheizten Kessel. Kurz: Pastorale und Eroïca. Mich entschädigt solche Musik für die schweren Mängel des Librettisten. Wer zu ihr die Gelegenheit verschafft hat, dem kann ich nicht gram sein.

*

Der Librettist Schiller aber ist größer als alle Kulissenmusiker? Jetzt scheint die geeignetste Zeit, in ihm den Robespierre zu entdecken? Nicht doch! Ihn von einem Logen- und Galerie-Liebling flöten zu lassen. Ob dieser den Wunsch gehabt hat, uns auch einmal klassisch zu kommen, oder ob ein sachlicher Regisseur wie Rudolf Bernauer bei der Besetzung von ‚Kabale und Liebe‘ in der Aera des Reichsnotopfers und der Vergnügungssteuer auf seine Hauptkassenattraktion nicht verzichten zu sollen geglaubt hat: für das Ergebnis ist das kein Unterschied. Und das Ergebnis ist: daß man lacht, wenigstens in zwei Akten; und daß man, teils dieserhalb, teils aus andern Gründen, in den übrigen Akten nicht recht traurig wird oder bleibt. Wie aktuell ist heute diese Tragödie! Wieder haben Landesväter die Existenz ihrer Landeskinder — gar nicht zu eignem Vorteil verkauft, sondern sinnlos vergeudet; und der Schmerzensschrei eines Vaters brauchte nur wirklich hörbar zu werden, um ein tausendfältiges Echo zu wecken. Wieder begehrt ein Stand, der, selbst wenn man ihn nicht zu Kanonenfutter benutzte, ein vergewaltigtes Untertanendasein geführt hat, die Gleichberechtigung. Wieder, wieder und wieder . . . Aber die Krebsschäden dieses erstaunlichen Jugendwerks? Ach, Schillers dramatische Motive, im Verlauf der zweiten Hälfte abgenutzt und mißbraucht zu theatralischer Aufregung, können so brüchig niemals werden, daß sie nicht immer noch ein tragfähiges Gerüste bildeten, von dessen Höhe ein himmelstürmendes Temperament sein soziales und politisches Pathos entlädt. Für die Bühnenwirkung ist kaum viel mehr nötig, als daß dieses Temperament aus Schauspielern schlägt, die den Mut haben, seine Flammen nicht zu löschen. Beides ist selten und wird immer seltener: dieses Temperament und die Entschlossenheit, sich ihm unbedenklich anzuvertrauen. Schillers Zeitgenossen hatten dafür den Namen . . . „Vater,“ war Stolbergs, des Vaters, Gebet, „Vater, der dem Hirsche Schnelligkeit, Stärke dem Löwen und dem Adler Flügel gab, gieb diesem Menschen, der schwach und doch dein Ebenbild ist, gieb ihm die menschlichste aller Gaben, die eine göttliche Gabe — gieb ihm Fülle des Herzens!“ Diese Gabe wird sich in verschiedenen Epochen verschieden äußern: einmal ekstatisch, einmal sanft-schwärmerisch, einmal knisternd nervös — aber es ist zu wenig, daß sie sich, wie in der Königgrätzer Straße, überhaupt nicht äußert.

Dort herrscht Verständigkeit, Sauberkeit, Exaktheit. Herr Riemann geniert sich selbst, mit dem Munde Insektenseelen am Riesenwerk seiner Liebe heraufschwindeln zu lassen, eine so kümmerliche Wochentagsliebe ist sein Teil. Muß man denn hübsche junge Männer unbedingt auf Grund dieser Adjektiva zu Liebhabern machen? Dieser hier ist im Gegenwartskleid wahrscheinlich ein passabler Charakterspieler. Für Luisen wird der Steckbrief geändert: „Das schönste Exemplar einer Brünette", nicht einer Blondine. Wenn man schon Schillern so naturalistisch korrigierte, dann hätte man folgerichtig auch den Superlativ ein bißchen abschwächen müssen. Ellen Herz heißt das Exemplar. Ellen stimmt, sogar Ellinor würde stimmen — aber Herz und gar Fülle des Herzens? Nun, das Liebespaar tut, was es kann. Hingegen die Millerin Frida Richard ist eins von den Opfern des Kommandos, doch um Himmels willen ja Maß zu halten: aus Besorgnis, über die Grenze zu gehen, geht sie lange nicht bis an die Grenze ihres Talents. Hartaus Miller: eine Gestaltung wie ohne Fehl, ohne Fehler, so ohne Ursprünglichkeit, ohne Wesensglaubhaftigkeit. In meinem Ensemble hätte ein Naturell wie Gustav Botz nicht gefeiert, sondern entweder die Dolche des Kammerdieners geredet, die hier stumpf und schlaff zu Boden fielen, oder Millers Vatergefühle aus einer gesunden bürgerlichen Derbheit geholt. Dann wäre Hartau für den Präsidenten zu haben gewesen und das Niveau der Aufführung um zwei Sprossen emporgeschnellt. Denn Herr Ernst Dernburg sieht zwar pompös aus, ist aber starr bis zur Physiognomielosigkeit, wahrt zwar die Würde seiner Hofstellung, hat aber als Schurke weder Wut noch Hohn noch ein Fünkchen Fegefeuer. Das züngelt aus Abels Wurm heraus, ohne daß er sich auf- und wieder zudreht. Man hat das eben oder hats nicht. An meinem Abend war Abel gar heiser. Aber wie er sich aufreckte, wie seine kalten Augen die Beute belauerten, wie er den Geierschnabel vorstieß, wie im Triumph seine Mundwinkel unauffällig grinsten: darin lag derjenige Satanismus, den verschmähte Liebe allein nicht erklärt, der also einem Dichter von solcher Sorglosigkeit der Psychologie wie Schiller gemäß ist. Den Hofmarschall hält Herr Schünzel ungefähr in der Mitte zwischen Kalb und Pavian, zwischen Albert Paulig und Friedrich Haase, zwischen Magnus Hirschfeld und Doktor Pascal, und auf diesem Grat tänzelt und meckert er ungefähr richtig. Freilich erregt er nicht halb so viel Heiterkeit wie seine allergnädigste Milford. „Es ist nicht möglich, daß Sie eine Britin sind", wird zu Fräulein Orska gesagt und das mit Recht, dieweil dieser Negerwuschelkopf von Schalom Asch angefertigt ist. Sie läßt alle Minen „sprengen". Statt Herz hat sie Häz, und auch das ist kinstlich. Seit sie dem Füßten anheimgefallen ist, liebt sie zum ästen Mal. „Dähnesiesainlahndsoffie." Dann wieder behauptet sie von sich: „Ich bin füchterlich." Aber keineswegs. Die großen Dichter haben es an sich, daß jede Generation neue Schätze in ihnen aufspürt. Welche Schätze von Komik Schiller birgt, hat man bis gestern nicht gewußt. Fräulein Orska wird hoffentlich unsre Wissenschaft vermehren und morgen Eboli und Maria Stuart sein. Und hoffentlich immer halbnackt.

Heimkehr von Kaspar Hauser

Ich schüttle mir den Seesand aus der Hose.
Da rinnt er hin — und draußen tobt Berlin.
Ich spintisiere und ich lasse lose
die schöne Zeit an mir vorüberziehn.

Es rauschen freundlich blaue Meereswellen.
Der Schwarzwald grüßt. Ein spätes Sonnenlicht
färbt blutigrot im Wald die moosigen Stellen —
Und keine Morgenzeitung las ich nicht.

Ich las auch keine dumme Abendzeitung.
Ich lebte meins und dacht mir nichts dabei . . .
Nun hör ich wieder von der Streikverbreitung,
von Reinhards I—III.

Und Noskes Gustav wirkt noch immer, immer,
der arme, gute, ungediente Mann —
Mit seiner Reichswehr geht es schlimm und schlimmer,
weil er nicht pfeifen, sie nicht tanzen kann.

Der Schwarzwald grüßt . . . Nach solcher Waldesstille
erzählt mir was in Heften grün und blau
ein Proletarierfreund, ganz wie von Zille —:
Ach, Rathenau —!

Und all der Zimt . . . Die zagen Demokraten,
die leise Hand, ehs Generale trifft —
die Knäbchen, die in blasser Tinte waten —
Herr! Schenk mir für 'nen Sechser Rattengift!

Der Tanz geht los. Die Musen werden lüstern.
Rein ins Vergnügen! Ölt mir mein Klavier!
Doch, lieben Freunde, laßt mich eins noch flüstern:
Es war da draußen heiterer als hier.

Rundschau

Leichenrede auf das preußische System

Etwas ist . . . war, war . . . ist faul im Staate Preußen. Es gibt historische Beweise dafür — und andre. Bleiben wir, für heute, bei den historischen: die Zeit für die andern wird auch noch kommen.

Historie hat ihren geheimsten Reiz, wenn sie von Denen geschrieben wird, die sie mitlebten und, ach, mitlitten: wers noch nicht wußte, erfährt es durch die humoristische Leichenrede, die Hellmut v. Gerlach — ‚Meine Erlebnisse in der Preußischen Verwaltung' (Verlag der ‚Welt am Montag') — dem alten Preußensystem hält, und die so unterhaltend ist, daß sie (bei einer Leichenrede immerhin merkwürdig) bereits zum zweiten Mal gehalten werden kann, ohne an Reiz einzubüßen. Schon 1910 hat Gerlach die wesentlichsten Teile seines Büchleins im ‚Freien Volk' (wie damals, euphemistisch, die Demokratische Vereinigung ihr Organ nannte) veröffentlicht, und er hat sie, um ein Schwanzstück vermehrt, jetzt von neuem herausgegeben. Und wieder liest man mit Vergnügen und einer Zustimmung, zu der die Ereignisse des

letzten Jahres auch dem Zaghaft-Scheuen Mut gegeben haben, was der alte Praktiker aus seiner kurzen, kuriosen Beamtenlaufbahn zu erzählen weiß. Ist es viel Neues? Nicht eben sehr viel.

Daß Zugehörigkeit zu einem Corps oder mindestens zum Reserve-Offizier-Corps in Preußen auf eine Karriere wohltätig wirkte; daß jede Wagschale unter der Last von Konnexionen sank; daß es in Preußen Regierungspräsidenten vom Schlage des Herrn Zimmermann zu Schleswig gab (vielleicht — wer weiß — noch gibt; denn diese Revolution „marschiert", aber wie der Krähwinkler Landsturm); daß Geheimräte sich nicht überanstrengen; daß Referendare, und sogar größere Würdenträger, wegen politischer Betätigung „gemaßregelt" wurden; daß Landräte Wahlschiebungen und Wahlbeeinflussungen vornahmen und dafür ins Zuchthaus kamen, aber als Direktor; daß die Zuckerrübenbarone im Magdeburgischen zwar selber gut lebten, aber ihre Leute nicht gut leben ließen; und daß man, wenn man eine so kluge Klinge schlägt wie H. v. Gerlach, in einer Zeitungsredaktion besser als in einem Landratsamt aufgehoben ist: das alles sind satirisch-fröhliche Wissenschaften, die seit langem dem Allgemeinbewußtsein angehören. Der eigentliche Reiz des Büchleins liegt in dem, was es von Bismarck zu erzählen weiß — und dann in dem angefügten kurzen Abriß zur Zeitgeschichte, der Gerlachs Tätigkeit als Unterstaatssekretär im revolutionären Ministerium des Innern behandelt.

Wir sind im Begriff, über Bismarck umzulernen, den wahren Kern aus der legendären Hülle zu schälen. Was unter der Lederer-Maske sitzt, sieht recht anders aus. „Wir Deutsche fürchten Gott"? Bismarck, persönlich, fürchtete auch ein bißchen den Staatssteuerkassierer ... und man mag, ich will nicht zuviel verraten, bei Gerlach nachlesen, was der „große Mann" alles ins Werk setzte, um sein Geld vor dem Zugriff der von ihm selbst, für Andre, erfundenen Steuern zu schützen. („Wenn Bismarck jetzt lebte!", haben wir so oft, während des Krieges, in einer gewissen Presse gelesen ... Ja, wenn er zur Zeit des Sankt-Moritz-Erzberger lebte ...!) Von alledem erzählt Gerlach sehr launig und doch nicht ohne Ehrfurcht vor dem großen Schatten, der ja schließlich, quand même, mehr geleistet hat als andre Steuer-Zahler und Hinterzieher. Ein paar Aeußerungen Fontanes über Bismarck kommen mir in Erinnerung. „Wo ich Bismarck", schreibt er einmal, „als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vorteilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch." Ein ander Mal spricht er von „seinem Genie und seiner Mogelei" und sagt: „Diese Mischung von Uebermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer erfüllt mich mit gemischten Gefühlen." Das alles hätte er nach der Lektüre des Buches von Gerlach schreiben können, das dem skeptischen Schilderer preußischen Adels überhaupt Spaß gemacht hätte.

Hans von Hülsen

Das Geheimnis der Lebenden

Das Geheimnis der Zeit beschäftigt die Menschen, seit sie denken können. Diese Tatsache: daß der Stoff in der Zeit wechselt, die Form aber beharrt, die Tatsache, daß wir altern, daß die Zeit verrinnt und eines in uns doch zeitlos dasselbe bleibt — das war An-

reiz und Fundament von Zauberformeln und Untersuchungen, von Dissertationen und bunten Märchenerzählungen. Die Phantastik ignoriert entweder die Zeit — woraus abenteuerliche Folgen entstehen —; oder sie stellt sich die Zeit geometrisch als eine Linie oder eine Fläche vor, auf der man beliebig herumrutschen kann (was sie aber nicht ist; sie ist eine Vorstellungsform der menschlichen Erkenntnis — über diesen heute wieder als trivial verschrienen Satz wird man wohl nicht hinauskommen). Wie dem auch sei: nichts erschüttert so wie Phantastik in der Zeit. Phantastik im Raum ist schließlich technisch vorstellbar. Ob ich wirklich einmal auf den Mars (ich lebe in Berlin, also natürlich mit ermäßigten Billets) werde fahren können, steht noch aus — daß ich aber weder fünf Minuten vorwärts noch rückwärts springen kann, steht sicherlich fest. Und so macht es uns denn eine heitere oder bewegte Märchenfreude, einen mit dem Zeitbegriff jonglieren zu sehen.

Wells hats einmal getan; in der ‚Zeitmaschine' (bei Bruns in Minden erschienen). Das Buch ist aber vor allem eine (vorzügliche) Utopie, und wer daran Spaß findet, lese nach, wie der Reisende sich auf die Zeitmaschine setzt und in die Zeit reist. In dem Büchlein, das vor mir liegt, geht es um etwas andres. Es ist ‚Das Geheimnis der Lebenden' von Claude Farrère (bei Rütten & Löning in Frankfurt am Main erschienen). Dieser Farrère, ein französischer Schiffsoffizier namens Charles Bergone, ist den Deutschen zuerst durch Hanns Heinz Ewers empfohlen worden, ein Grund, ihn nicht zu lesen. Ueberwindet man aber die berechtigte Abneigung gegen den Vermittler zwischen Laster und Bürgerlichkeit, so muß ich doch sagen, daß Farrère manchmal recht amüsante Sachen zu Tage fördert.

Diesmal ist es eine ganz unwahrscheinliche Geschichte, eben von dem Rätsel der Zeit. Sie handelt davon, wie drei alte Männer sich mit einem noch ältern Mittel unsterblich zu machen gewußt haben, drei Männer aus dem Zobtenberge; aber während diese bösen Verzauberten ihr schauerliches „Hic nulla, nulla pax" stammeln, sind jene drei kreuzfidel und brauchen nur eines: Ergänzung ihrer Lebenskräfte durch frische lebendige Menschen. Der Glaube an Sunamitinnen wird lebendig, und wie sich die drei Alten das frische Menschenblut holen, wie sie dabei an die Dame Madeleine geraten und so auch an ihren Liebsten, den Rittmeister Charles André Narcy, das ist ebenso nett wie grauslich in dem Buche erzählt. Der Mann wohnt schließlich seinem eigenen Begräbnis bei, ist in drei Tagen um Jahrzehnte gealtert und nimmt Abschied von den Menschen, die ihm nicht mehr helfen können.

Gewiß, das ist alles Literatenzauberei — und doch ein klein wenig mehr. Liegt es an der Grazie des Erzählers, liegt es am Stoff: man fühlt sich mehr gepackt als sonst bei Büchern dieser Art. Irgendetwas von verschollener Zeit und von dem unwandelbaren Gang der Sterne klingt an — der Leierkasten der Erinnerung wird wach, und, der Made gleich unter der alles bedeckenden Käseglocke, müssen wir sagen: „Wir gehören auch mit dazu!" Wir gehören auch mit dazu . . .

Weil aber das Büchlein in gut dosierter Mischung die richtigen Portionen von Spannung, Erotik, Uebersinnlichkeit und guter Darstellung enthält, lesen wir es auf einen Sitz herunter, gucken eine Zeitlang tiefsinnig ins Leere und stellen es mit einem befriedigenden Aufseufzer ins Fach. Und mehr kann man nicht verlangen.

Peter Panter

Antworten

Erwin S. Ob ein zweiter Band von Johannes Fischarts ‚Politischen Köpfen' erscheint? Soviel ich weiß: zu Weihnachten. Der erste Band (im Verlag Oesterheld & Co.) hält bei der dreizehnten Auflage, die soeben ausgegeben wird und sich von den vorhergegangenen dadurch unterscheidet, daß alle Charakteristiken ergänzt und aktualisiert, und daß ein paar hinzugefügt worden sind. Der alldeutschen Presse ist der Erfolg zu groß, und so versucht sie, ihn mit dem Mittel zu bekämpfen, über das sie einzig, und einzig sie, verfügt. „Früher nannten sich unsre Fremdstämmigen zartsinnig Veilchenfeld, Blumenthal, Silberstein, Bernstein, Herzfeld oder tönend Löwensohn, jetzt aber schmücken sie sich mit altdeutschen Namen — Kohlhaas, Fischart undsoweiter. Je undeutscher ihre Art, ihr ganzes Gebaren, je altdeutscher werden ihre beigelegten Namen." Nun mußte zwar erst ein Blatt wie die Deutsche Tageszeitung kommen, um Johannes Fischarts Art als undeutsch zu empfinden. Aber wär' sies selbst: es wäre ein Pech für die Rasseschnüffler, daß einer von ihrer eignen Rasse sie so verleugnete. Denn Johannes Fischart ist der Sohn eines konservativen ostelbischen königlich preußischen Staatsbeamten und hat von keiner Seite her auch nur einen Tropfen jüdischen Blutes vererbt erhalten. Wie ja überhaupt die Antisemiten Pech mit meinem Organ haben, dessen Hauptmitarbeiter dermaßen reine Arier sind, daß manche Mitglieder des Alldeutschen Verbandes vor Neid erblassen würden, wenn man sie würdig fände, ihnen die Stammbäume vorzulegen.

Gute Freunde. Damit eure werte Gesundheit nicht Schaden nimmt, muß ich mich einmal in aller Friedlichkeit mit euch aussprechen. Ihr beschuldigt mich seit Monaten, daß ich Kino-Inserate veröffentliche, trotzdem ich oft genug zum Ausdruck gebracht hätte, wie wenig das Kino von heute mir imponiert. Im Ernst: daraus wollt Ihr mir einen Strick drehn? Aber ich würde auch jedes Inserat des Verlags J. G. Cotta aufnehmen, das die Dramen Hermann Sudermanns knüppeldick lobt, und würde diese im Text-Teil genau so verroht wie von alters her behandeln. Die ‚Weltbühne', die keine Mondbühne ist, sondern zunächst noch auf der Erde erscheint und verkauft wird, hat ihren Anzeigenteil verpachtet. Der Inserent weiß: dieses Blatt wird von so und so viel tausend Menschen wöchentlich aufmerksam gelesen. Der Inserent wittert, wofern es ihn nicht die Praxis gelehrt hat, welche Wirkung ein Inserat in der und der Zeitung, der und der Zeitschrift hat. Der Inserent vergibt ringsum seine Aufträge. Ob er mich dabei mitbedenkt, interessiert mich nicht. Er wiederum erwartet von mir keine Förderung seiner Geschäfte im Text-Teil und hat sie niemals erhalten. Das ist euch bekannt. Und nun erbost Ihr euch, daß er sie nicht erhält, ja, daß ich seine Ware bekämpfe. Aber wie denn? Wenn der Inserent die Publizität der ‚Weltbühne' ausnutzt, wenn er seinen Anzeigen eine stärkere Durchschlagskraft zutraut als meinen und meiner Mitarbeiter Argumenten, so ist das durchaus seine Sache. Wir sagen, wann es uns Spaß macht, was wir vom Kino halten — der Kino-Besitzer denkt: der Leser der ‚Weltbühne' soll erfahren, was in meinem Ausschank zu haben ist. Basta. Das Eine hat nichts mit dem Andern zu tun. Im übrigen — habe ich euch nicht immer und immer wieder gebeten: so euch mein Blatt, Text- oder Inseraten-Teil oder beides, mißfällt, lest gefälligst ‚Herzblättchens Zeitvertreib'? Euer Lob und Tadel gelten mir gleich — das Blatt ist organisch gewachsen und wird sich, solange ich lebe, vermutlich nicht ändern. Aber ich will euch verraten, was euch wurmt: ich werde euch langsam zu groß. Hätten wir keine Anzeigen, könnten wir nicht von

ihrem Ertrag eine Anzahl höchst vortrefflicher Mitarbeiter bezahlen, kröchen wir klein und arm am Boden hin, so wäre unser Radikalismus ungefährlich, wir müßten der Druckerei und der Papierfabrik schuldig bleiben, würden von beiden nicht mehr beliefert werden, also krepieren, und Ihr würdet jubeln, weil sich wieder einmal gezeigt hat, wie herrlich hinieden die Güter verteilt sind. Jetzt dagegen dehnt sich das Arsenal eures Feindes — und verlaßt euch darauf: er schmiedet sich Waffen aus dem Stahl. Und hört lachend eure faulen Aepfel an seine Rüstung klopfen, an der schon härtere Geschosse abgeprallt sind, und hat zwar nicht die Gestalt Götz von Berlichingens, aber vorläufig noch die Munterkeit des Gemütes, euch dessen fröhlichen Gruß aus dem Fenster zu rufen.

Hans Günther P. Endlich einmal wollen Sie mir Ihr Erstaunen ausdrücken, daß hier, wo so viele Unheilstifter mit der wünschenswerten Schärfe aufs Korn genommen werden, verhältnismäßig selten der Graf Ernst zu Reventlow Schießscheibe ist. Weshalb? Hören Sie eine alte Chronik, die von den Friesen gern gelesen wird: „In Windbergen wohnte zu den Zeiten Karls des Großen ein starker und tapferer Held namens Rövenlöwe. Als nun der Kaiser ins Land kam, trat er in seine Dienste und wurde von ihm über seine Landsleute, die Dithmarschen, gesetzt, um sie zum Gehorsam und Christentum zu bringen. Davon wollten diese aber nichts wissen; Rövenlöwe wurde ergriffen und von ihnen gerädert. Er ist aber der Ahnherr des adligen Geschlechts der Reventlowen gewesen." Und dieses ist das letzte in Deutschland gewesen, das einer gediegenen Raubrittertätigkeit obgelegen hat. Noch um 1770 herum bewähren die Reventlows in Holstein einen ausgeprägten Sinn für Ueberfälle, nicht etwa für platonische Ueberfälle, sondern für Ueberfälle mit jenem praktischen Ergebnis, das man jetzt „Annexion" zu nennen beliebt. Soll man da dem Nachfahren grollen, daß sein Ziel ein größeres Deutschland war, ist und sein wird? Man dürfte ihm höchstens grollen, daß er ein zu miserabler Politiker gewesen ist, um dieses Ziel zu erreichen, ja daß er derjenige deutsche Zeitungsschreiber ist, der am meisten zu der Verkleinerung seines vergötterten Vaterlands beigetragen hat. Vielleicht wärs für diese doch bekömmlicher gewesen, wenn sein Mentor E. R. die eignen Jugendsünden nicht so gründlich zu sühnen versucht hätte? Denn: er konnte auch einmal, auch er konnte einmal anders. Er konnte Tirpitz bekämpfen, jahrelang am Berliner Tageblatt mitarbeiten und einem jüdischen Publizisten eins seiner Bücher mit einem selbstverfaßten französischen Gedicht dedizieren. Daß er diese Vergangenheit eines Tages verleugnet hat, ist ein Beweis für die Unzulänglichkeit seines Verstandes, die hier früher schon festgestellt worden ist. Aber nun für deren Aeußerungen, welche wahrhaft unerschöpflich abends und morgens erfolgen, sich ihn immer wieder vorknöpfen? Das hieße seine Gefährlichkeit, die noch heute nicht unterschätzt werden soll, doch wohl überschätzen. Sogar, daß er in allzu radikaler Verleugnung seiner Anfänge neuerdings unter die Antisemiten gegangen ist, macht mir keine Galle. Was sonst blieb einem Hirn dieses Ausmaßes übrig? Da seine Ratschläge, Warnungen und Beschwörungen sämtlich zu Deutschlands Unheil ausgeschlagen sind, so trachtet er, von der Spur abzulenken und die Verantwortung für die Katastrophe denjenigen Mitbürgern aufzubürden, deren Ratschläge, Warnungen und Beschwörungen nur beizeiten hätten beachtet zu werden brauchen, um . . . Genug. Hiermit sind Sie hoffentlich für ein paar Wochen befriedigt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Sie lügen weiter von Heinrich Ströbel

Karl Kautsky hat zu Anfang dieses Jahres im Auftrag der damaligen Regierung das Aktenmaterial des Auswärtigen Amtes über den Kriegsausbruch einer Prüfung unterworfen und für die Veröffentlichung druckfertig gemacht. Aber der mehrheitssozialistischen Rumpfregierung, die nach dem Ausscheiden der Unabhängigen blieb, und der spätern bürgerlich-sozialistischen Koalitionsregierung paßte der Geist nicht, in dem dies Aktenmaterial bearbeitet war. Denn es war der Geist der Wahrheitsliebe, der historischen Ehrlichkeit, und die Männer der neuen Regierung waren die Mitschuldigen der Kriegslüge. Wurde die Wahrheit schonungslos enthüllt, so fiel die Schmach auf die Hehler des Bethmannschen Kriegsschwindels zurück. Diese Schande fürchtete man, und so mußte man denn versuchen, der nackten Wahrheit verhüllende Schleier überzuwerfen. Um die Veröffentlichung der Dokumente kam man nicht herum. Aber man konnte sie anders gruppieren, in eine andre Beleuchtung rücken. Und zwar mußte das von Männern geschehen, die nicht von vorn herein der offiziösen Regiekunst verdächtig waren. So ersah man zwei Männer, die während des Krieges den Mut bewiesen hatten, pazifistische Ansichten zu vertreten: den Professor Schücking und den Grafen Montgelas, zur Neubearbeitung des von Kautsky bearbeiteten Materials. Die Beiden haben, von der Kriegszeit her, ihre pazifistischen Meriten. Aber Schücking blieb bei alledem der deutsche Professor, unter dessen Vorsitz das blamable Urteil über den Fall Fryatt zustande kam. Sein Mangel an Umsicht und Energie mag ihn der Regierung ebenso empfohlen haben, wie dies seine Reputation in den Kreisen der konsequenten Pazifisten schmälerte. Und Graf Montgelas hat bereits seine Befähigungsprobe für offiziöse Publizistik durch die Mitarbeit an dem neuen Weißbuch abgelegt, das den Titel trägt: ‚Deutschland schuldig?‘ Der Charakter dieser Verteidigungsschrift des deutschen Imperialismus verrät sich schon durch die Versicherung, daß der oesterreichisch-ungarischen Aktion gegen Serbien keinerlei Annexionsgedanken zugrunde gelegen hätten. Ein Uebereifer, der denn doch zu unvorsichtig war. Denn inzwischen hat die oesterreichische Regierung eine amtliche Publikation erscheinen lassen, die schreiend das Gegenteil beweist. Die deutsche Regierung hat Pech mit ihren Reinwaschungsversuchen. Ihre Hilfsaktionen für Wilhelm, Bethmann, Jagow und die andern Schächer werden nur zu neuen Blamagen. Für die Initiatoren wie für die bedauernswerten Handlanger.

*

Die wiener Veröffentlichung enthüllt das Verbrechen der Berchtold, Stürgkh und Genossen in seiner ganzen unfaßbaren Furchtbarkeit. Diese Männer haben den Weltkrieg bewußt, in kaltblütigster, frivolster Berechnung angestiftet. Das Ultimatum an Serbien war das raffiniert berechnete Mittel, den Vorwand zu einem Ueberfall zu bekommen. Am liebsten hätte man Serbien sofort, ohne Vorwand, ohne Ultimatum, ohne Kriegserklärung, überfallen, und nur die Furcht vor dem Eindruck einer so nackten Gewalttat auf die Welt verhinderte diesen Akt. Aber den Krieg wollte man auf alle Fälle, und demgemäß verschärfte man das Ultimatum zu so schmachvoller Erniedrigung Serbiens, daß man einer Nichtannahme und damit des ersehnten Kriegsfalles sicher war. Daß dieser räuberische Ueberfall auf Serbien auch den Krieg mit Rußland bringen werde, betrachtete man als selbstverständlich. Man hielt aber Rußland zur Zeit für so schwach und unvorbereitet, daß man mit Deutschlands Hülfe sicher mit ihm fertig werden würde. Vor dem Risiko und der ungeheuern Blutlast für die Völker scheute man nicht einen Augenblick zurück. Und die Triebfeder des schauerlichen Verbrechens? Man wollte den Raub Bosniens dauernd sichern, wollte mit einem großen Schlag die oesterreichische Souveränität über den Balkan entscheiden. Imperialistischer Größenwahn Habsburgs, geschürt durch das imperialistische Deutschland, das Oesterreichs Balkanbeherrschung für seine phantastischen Orientpläne notwendig glaubte.

Man muß die Einzelheiten des Protokolls jenes oesterreichischen Ministerrats vom siebzehnten Juli nachlesen, um die ganze Ruchlosigkeit und die diabolische Arglist dieser Lügner- und Verbrechergesellschaft zu ermessen. Der Minister des Aeußern Berchtold nannte sofort das Ziel der Aktion: Serbien sei „durch eine Kraftäußerung für immer unschädlich zu machen". In seinem Sinne wurde beschlossen. Nur war man so gnädig, Serbien nicht ganz von der Landkarte wegwischen zu wollen. Man begnügte sich mit der „Verkleinerung" Serbiens, und der oesterreichische Ministerpräsident Stürgkh, neben Berchtold, dem Finanzminister Bilinski und dem Kriegsminister Krobatin (und natürlich den übrigen hohen Militärs) der wüsteste Kriegshetzer, vergab schon die serbische Krone an einen europäischen Prinzen, ein Werkzeug des habsburgisch-hohenzollernschen Weltbeherrschungskonzerns. Und da glaubte sich das deutsche Offiziösen-Vierblatt, glaubte sich Graf Montgelas noch vor ein paar Wochen dafür verbürgen zu können, daß Oesterreich mit dem ganzen Abenteuer „keinerlei Annexionsgedanken" verfolgt habe. Für was in aller Welt sollte sich Oesterreich denn in das ungeheuerliche Kriegsabenteuer gestürzt haben, wenn nicht für imperialistische Ziele allergrößten Stils!

Alle Minister waren am siebenten Juli für den Krieg, den Krieg um jeden Preis, ausgenommen den einen Tisza. Er warnte namentlich vor dem Losschlagen ohne Ultimatum und Kriegserklärung, das von andrer Seite empfohlen wurde, aber er warnte auch vor dem Kriege selbst, der natürlich ein Krieg mit Rußland werden müsse. Und die Notwendigkeit eines Präventivkrieges gegen Rußland, den Berchtold als unabwendbar dargestellt hatte, bestritt er. Berchtolds Begründung des angeblich notwendigen Prävenire war die gewesen: „Rußland treibe gegenwärtig eine Politik, die, auf lange Sicht berechnet, den Zusammenschluß der Balkanstaaten, inbegriffen Rumänien zum Zwecke hat, um diese im geeignet erscheinenden Moment gegen die Monarchie ausspielen zu können." Tisza wies demgegenüber auf den bulgarisch-türkischen Anschluß an den Dreibund hin, der ein Gegengewicht gegen die russischen Absichten bilde, auf das militärische Gewicht der starken deutschen Volksvermehrung und schließlich auf die Unberechenbarkeit der Zukunftseventualitäten, die das Bild wesentlich verändern könnten. Vergebens. Alle übrigen Teilnehmer des Ministerrats waren für den Krieg. Und schließlich wurde als Ergebnis der Sitzung festgestellt, daß sämtliche Anwesenden, mit Ausnahme Tiszas, der Ansicht seien: „daß ein rein diplomatischer Erfolg, wenn er auch mit einer eklatanten Demütigung Serbiens enden würde, wertlos wäre, und daß daher solche weitgehende Forderungen an Serbien gestellt werden müßten, die eine Ablehnung voraussetzen ließen, damit eine radikale Lösung im Wege militärischen Eingreifens angebahnt würde". Diese unannehmbare Note wurde dann in der Ministersitzung vom neunzehnten Juli formuliert, und zwar diesmal einhellig, mit Zustimmung Tiszas!

Das Protokoll entschleiert noch andre Geheimnisse der oesterreichischen Kriegsanzettelung. Die deutsche Kriegserklärung erfolgte der Form nach wegen Rußlands Mobilisierung. Diese Mobilisierung aber war nach russischer Darstellung nur die Antwort auf Oesterreichs Mobilisierung. Der russische Botschafter in Wien, Schebeko, hatte bereits am achtundzwanzigsten Juli gemeldet, daß an diesem Tage das Dekret der oesterreichischen Generalmobilisierung unterzeichnet worden sei. Bethmann, Helfferich und David haben das leidenschaftlich bestritten. Was sagt darüber nun das Protokoll? Daß der Kriegsminister Krobatin es am siebenten Juli für wünschenswert erklärt hatte, „wenn die Mobilisierung sofort und möglichst heimlich durchgeführt werde". Man einigte sich darauf, daß erst nach dem Ultimatum an Serbien die Mobilisierung zu erfolgen habe. Alsdann jedoch wurde der Chef des Generalstabs befragt, „ob es möglich wäre, zuerst nur gegen Serbien zu mobilisieren, und erst nachträglich, wenn sich die Notwendigkeit hierzu ergibt, auch

gegen Rußland". Die Antwort auf diese Frage wurde, auf ausdrückliches Verlangen des Generalstabschefs, dem Protokoll nicht einverleibt. Es muß also ganz besondere Veranlassung zur Geheimhaltung dieser Auskunft vorgelegen haben! Nachträglich freilich haben wir Aufschluß über diese so diskret behandelte Angelegenheit erhalten. In dem Buche: ‚Der Weg zur Katastrophe', das Karl Friedrich Nowak veröffentlicht und der ehemalige K. u. K. Generalstabschef Conrad von Hötzendorf selbst mit einer Einleitung versehen hat, um Nowaks Darstellung zu beglaubigen. Und in diesem Buche heißt es über die Mobilmachung: „Freiherr von Conrad fuhr in den Zweifrontenkrieg. Noch hoffte man am Ballplatz, daß die ‚Strafexpedition' gegen Serbien zu Ende käme, ohne daß Rußland eingriffe. Conrad hoffte nichts. Er wartete auf die Russen. Sein Aufmarsch rollte ab wie ein Uhrwerk. Die Züge liefen Tag und Nacht nach Serbien sowohl wie nach Rußland . . . In das galizische Aufmarschgelände trugen die Bahnen der Streitmacht größern Hauptteil . . ." So ergänzt Nowak-Hötzendorf dankenswert die Lücke in dem Protokoll, die freilich für den gesunden Menschenverstand nach Kenntnis der übrigen Tatsachen der Ausfüllung kaum noch bedurft hätte.

*

Für die oesterreichisch-ungarischen „Staatsmänner" gibt es nach diesen Enthüllungen schlechterdings keine Rettung mehr. Ihr Fall ist hoffnungslos. Selbst das Zentralorgan der Scheidemänner giebt sie als die Anstifter des Weltkrieges, als Verbrecher preis. Aber an die lächerliche Legende von der Unschuld Wilhelms, Bethmanns und Jagows klammert es sich dafür mit doppelter Inbrunst. Diese biedern Deutschen waren dem ‚Vorwärts' zufolge unsagbare Tölpel, waren, wörtlich, Idioten — aber den Krieg selbst wollten sie nicht, sie taumelten nur mit märchenhafter Ungeschicklichkeit hinein.

Lassen wir auch hier das Protokoll und die Tatsachen sprechen. In der Sitzung vom siebenten Juli erklärte Berchtold, ein „solcher entscheidender Schlag" (nämlich: „Serbien für immer unschädlich zu machen") könne nur nach Fühlungnahme mit der deutschen Regierung geführt werden. Aber „die Besprechungen in Berlin hätten zu einem sehr befriedigenden Ergebnis geführt, indem sowohl Kaiser Wilhelm als Herr v. Bethmann Hollweg uns für den Fall einer kriegerischen Komplikation mit Serbien die unbedingte Unterstützung Deutschlands mit allem Nachdruck zugesichert hätten". In der Tat hatte der oesterreichische Botschafter in Berlin, Graf Szögyeny, berichtet, daß ihm Wilhelm der Zweite am fünften Juli für eine Aktion gegen Serbien volle Unterstützung Deutschlands zugesichert habe. „Nach seiner (Wilhelms des Zweiten) Meinung muß aber mit dieser Aktion nicht zugewartet werden. Rußlands Haltung

werde ebenfalls feindselig sein, doch sei er hierauf schon seit Jahren vorbereitet, und sollte es sogar zu einem Krieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland kommen, so könnten wir überzeugt sein, daß Deutschland in gewohnter Bundestreue an unsrer Seite stehn würde." Ein zweites Telegramm Szögyenys meldet, daß auch Bethmann Hollweg sich in gleichem Sinne geäußert habe und „ein sofortiges Einschreiten unsrerseits gegen Serbien als radikalste und beste Lösung unsrer Schwierigkeiten am Balkan ansieht". Trotzdem soll Berlin den Krieg nicht gewollt haben, weil der deutsche Gesandte in Wien, v. Tschirschky, am dreißigsten Juli angewiesen worden sei, der oesterreichischen Regierung zu erklären, daß die deutsche Regierung den Vermittlungsvorschlag Englands dem wiener Kabinett „dringend und nachdrücklich zur Erwägung" gebe. Dem oesterreichischen Prestige sei damit vollauf genügt, und „die Verantwortung für die Folgen wäre sonst eine ungemein schwere".

Das Faktum stimmt. Wie aber kommt es, daß Oesterreich auf diese dringliche Vorstellung vom dreißigsten Juli erst am ersten August antwortete? Daß es die Antwort um zwei Tage verzögerte, und zwar in einer Zeit, wo infolge der durch die deutsch-oesterreichische Kriegsprovokationspolitik erzeugten Spannung jede Stunde die Katastrophe bringen konnte! Und in der Tat trat die Katastrophe ja auch vor Oesterreichs Antwort ein. Denn Deutschland überreichte Rußland bereits am einunddreißigsten Juli zwölf Uhr nachts das deutsche Ultimatum, am Nachmittag des ersten August die Kriegserklärung! Wie also, fragen wir, war es möglich, daß Oesterreich durch seine Verschleppungstaktik das Unheil heraufbeschwören konnte, ohne daß Deutschland noch zur rechten Zeit dem Schicksal in die Speichen fiel?

Ein andrer Bericht Szögyenys vom siebenundzwanzigsten Juli bringt des Rätsels Lösung. Darin teilt der oesterreichische Botschafter seiner Regierung mit, daß Staatssekretär v. Jagow ihm „in streng vertraulicher Form sehr entschieden" erklärt habe, daß in der nächsten Zeit durch die deutsche Regierung in Wien eventuell englische Vermittlungsvorschläge zur Kenntnis gebracht werden würden, daß sich aber die deutsche Regierung mit diesen Vorschlägen nicht nur nicht identifiziere, sondern sogar entschieden gegen ihre Berücksichtigung sei! Die Uebermittlung des englischen Vorschlags vom dreißigsten Juli hat man danach wohl ebenfalls für einen diplomatischen Schachzug, für eine Irreführung gehalten und deshalb so lange ignoriert, bis ein andrer Kriegsvorwand gefunden war: die Mobilisierung Rußlands, die Deutschland sofort zum Abfeuern seines Ultimatums und seiner Kriegserklärung benutzte. Und Deutschland unterstützte ja durch sein Verhalten diese Auffassung Oesterreichs! Denn wie leicht wäre es ihm gewesen, Oesterreich zu einer sofortigen Erklärung zu veranlassen. Aber man ließ die Würfel rollen, weil man den

Krieg ersehnte, weil man die Abrechnung mit Rußland grade in diesem Zeitpunkt am aussichtsreichsten glaubte. Hatte doch Wilhelm der Zweite Szögyeny erklärt, daß Rußland „keineswegs kriegsbereit" sei. Und hatte doch auch der oesterreichische Kriegsminister Krobatin am siebenten Juli nach dem Protokoll geäußert, daß die russischen Grenzcorps wegen des Ernteurlaubs grade jetzt nicht die volle Stärke hätten. Aeußerungen, die beweisen, ein wie bodenlos frivoler Vorwand für die sofortige deutsche Kriegserklärung die keineswegs unmittelbar bedrohliche russische Mobilisierung war.

Aber der ‚Vorwärts' sieht, gleich der bürgerlichen Presse, nur Ungeschick und Tölpelei der deutschen Verantwortlichen, wo objektive Prüfung unweigerlich auf unerschütterlichen Kriegswillen schließen muß. Denn Wilhelm und Bethmann waren seit dem fünften Juli über Oesterreichs Absichten genau informiert. Sie wußten, daß das Ultimatum den Krieg gegen Serbien erzwingen sollte, wußten nicht minder, daß dieser Krieg den Krieg mit Rußland unabwendbar mache. (Das steht sogar im Weißbuch vom Jahre 1914.) Daß sie den Inhalt des Ultimatums lange vor seiner Ueberreichung kannten, beweist die Unterhaltung Helfferichs mit Muehlon, beweist Schöns Bericht an die Bayrische Regierung. Den Wortlaut des Ultimatums erfuhr man in Berlin erst am dreiundzwanzigsten Juli, sein Inhalt dagegen war Tschirschky bereits am einundzwanzigsten mitgeteilt worden. Und doch geschah nichts, um die Ueberreichung des Ultimatums zu verhindern, nichts, um Oesterreichs Mobilisierung und Kriegserklärung auch nur zu verzögern, dagegen alles, um die Friedensvermittlung der Entente-Länder zu sabotieren. Erst zu allerletzt ein scheinbares Einlenken, aber unmittelbar darauf, noch vor Oesterreichs Antwort, das Ultimatum an Rußland, das den Krieg bedeutete.

Und das soll nur die Politik von Tölpeln gewesen sein! Soviel Dummheit gibt es ja gar nicht! Und wenn der ‚Vorwärts' einen seiner Vertuschungs- und Verwirrungsartikel „Getreu bis zum Idiotismus" betitelt, so würde das viel eher seinen eignen Geisteszustand bezeichnen, sofern sein Glaube an die unermeßliche Einfalt der deutschen Regierenden wirklich echt wäre. Aber der ‚Vorwärts', der den Krieg hindurch die deutsche Unschuld der Bethmann und Genossen beschworen, kann jetzt unmöglich den Stab über diese teuern Häupter brechen. Umso weniger, als jetzt die mehrheitssozialistischen Minister Wilhelm eine ungeheure Abfindungssumme bewilligen wollen, auf daß mit diesen Millionen die schon so zügellose Propaganda für Monarchismus, Militarismus und alldeutschen Imperialismus forciert werden kann! Für so erhabene Revolutionszwecke ist keine Lüge zu plump und keine Grimasse zu einfältig.

Neuer Militarismus von Ignaz Wrobel

Von dem derzeitigen Reichswehrminister ist die Anregung ausgegangen, die Schutzmannschaft in den großen deutschen Städten zu entmilitarisieren. Das soll so geschehen, daß man der alten Schutzmannschaft nur noch die Gewerbe-, Gesundheits- und Verkehrspolizei überläßt, sowie den Bureaudienst — dagegen sämtliche andern Zweige einer neu zu gründenden Truppe übergibt. „Eine Truppe aus jungen, meist unverheirateten Unteroffizieren, die von ehemaligen Offizieren des Heeres in streng militärischer Organisation zusammengefaßt wird. Die Unterbringung dieser mit allen modernen Waffen ausgerüsteten Truppe erfolgt in bereitgestellten Kasernen, ihre Stärke wird, zum Beispiel, für Berlin etwa neuntausend Mann betragen."

Inwieweit das eine Verletzung des Friedensvertrages darstellt, ist eine Sache für sich. Die streng militärische Organisation der Truppe macht sie zu dem, was sie in der Tat ist: zum stehenden Heer — denn es kommt nicht auf ihre Verwendung, sondern auf ihre Organisation an. Uns interessiert hier etwas andres.

Wie der Oberverwaltungsgerichtsrat Lindenau in einem guten und schneidigen Artikel dargetan hat, sind bei dieser Neueinrichtung weder das Polizeipräsidium noch der Justizminister noch die berliner Stadtverwaltung gefragt worden. Der Reichswehrminister sagte in der letzten Nationalversammlung, er könne nur einige Andeutungen geben und die Angelegenheit nur „mit einiger Reserve" erörtern. Ich will ihm aus der Reserve heraushelfen.

Wer beim preußischen Militär war, weiß, daß der Mann die Stelle macht, nicht umgekehrt. Muß ein Offizier untergebracht werden, dann wird eben eine Stelle für ihn geschaffen — das tatsächlich vorhandene Bedürfnis ist dabei nicht maßgebend.

Der Reichswehrminister hat sich von Anfang seiner Amtstätigkeit an auf die Offiziere der alten Monarchie gestützt und muß ihnen nun etwas bieten.

So hat er bereits den Obersten des Dritten Garde-Regiments zu Fuß zum Kommandeur der neuen Polizeitruppe ernannt. Daß der Mann den Posten angenommen hat, wundert uns nicht. Er hat der Monarchie gedient (die auf Sozialdemokraten schießen ließ) — er dient den Sozialdemokraten — und er wird wohl auch einem gemischten System dienen. Aber was geht denn hier vor?

Es bereitet sich die Konservierung des dreimal verfluchten militärischen Geistes vor. Wenn alle größern deutschen Städte mit einer solchen Truppe bedacht werden, dann haben wir neben dem bewilligten Heer noch weitere hunderttausend Mann, die

sich in Drill, Formen, Gesinnung und Roheit durch nichts von dem alten Heer unterscheiden werden. Der alte Geist wird rein erhalten. Und er muß und wird entfernt werden.

Es geht also alles wieder von vorn an: Paraden; Ansprachen an die kleinen Götter bis zum Unteroffizier abwärts, die ihrerseits bestrebt sein werden, den Druck nach unten weiter zu geben; der widerliche Geist der blanken Gewalt, der durch die angeworbenen Militäranwärter alten Stils deren Familien vergiften wird; der Kasino-Rummel; der Gamaschendienst; die kindlichen kleinen Eitelkeiten, das Spiel mit den blanken Abzeichen, die zahllosen Titel und Ränge, die Orden (man wird schon eine verkappte Form, auch gegen das bißchen Verfassung, aushecken) — all das beginnt von neuem.

Das neue Spiel ist von einem ehemaligen Sozialdemokraten angeregt und begünstigt worden. Diese Katastrophe wird ja eines Tages aus der Regierung ausgebootet werden müssen, denn ich weiß nicht, wie ein anständiger Parlamentarier mit einem Mann zusammenarbeiten kann, der längst nicht mehr Herr seiner Entschlüsse ist.

Was nützt nun alle Schulreform, was nützen alle Anstrengungen der Gutgesinnten, wenn die Regierung Prämien für rohe Gewalttat bezahlt? Wenn sie die alten schlechten Offizierstypen wieder hochzüchtet, deren Aera wir verblichen wähnten?

Die neue Polizeitruppe wird ihren Dienst schlecht erfüllen und wird uns unbändiges Geld kosten. Sie wird — denn aus diesem Mehl ist sie gebacken — Leute mit reinem Kragen zuvorkommend und Leute ohne einen solchen pöbelhaft behandeln. Woher wir das wissen? Aus dem Wirken der Reichswehrtruppen, aus ihrer Art, mit Schutzhäftlingen umzugehen, und vor allem: aus ihrem Material.

Ich besinne mich noch — und wir tuns wohl alle —, wie sehr Deutschland über die „englischen Söldner" schäumte, als die zu Anfang des Krieges aufrückten. Wollt Ihr nicht einmal nachlesen, was da alles stand? „Der Beste läßt sich nicht anwerben." „Es werden immer arbeitslose Herumlungerer sein, die für Geld fechten." „Kein vernünftiger und arbeitsamer Mann verläßt um eines solchen Handwerks willen seine Stellung." Das wurde nachher übertrieben — man sprach den Söldnern nun alles ab: aber daß es wirklich nicht die besten Elemente sind, die sich für Geld anwerben lassen, ist richtig. (Wohl England! Unsre Besten liegen in fremden Ackergräben.) Es wird sich also auch bei uns alles das ansammeln, was beim Militär zu kapitulieren pflegte — das war nicht die Creme — und an diesem zusammengekauften Rudel werden abgetakelte Offiziere ihre alten schlechten Herrschaftsgelüste spielen lassen und das verderbliche Gift im Volk verbreiten helfen.

Das darf nicht wiederkommen.

Es ist Pflicht aller sauber denkenden demokratischen Parteien jeder Richtung, die Bildung einer solchen Truppe für Stellungslose zu verhindern. Ruhe und Ordnung sollen und müssen gewahrt werden. Die kompakte Masse aber von monarchistischen Edelmenschen, die gar nicht umlernen wollen, dürfen nicht wieder aus Staatsgeldern bezahlt werden.

Daß Noske nur mit dem Belagerungszustand zu regieren versteht, wissen wir. Es ist allgemach an der Zeit, Einen ins Amt zu setzen, ders auch ohne ihn kann.

Erinnerungen an Friedrich Naumann

von H. v. Gerlach

Drei ganz große rednerische Eindrücke habe ich aus meinen jüngern Jahren.

Es war in London. Die Heilsarmee hielt ihre Generalversammlung ab, zu der ihre bedeutendsten Vertreter aus der ganzen Welt zusammengeströmt waren. Viele glänzende Redner und Rednerinnen sprachen. Dann kam „la Maréchale“, die Tochter des Generals Booth, Höchstkommandierende der Heilsarmee in Frankreich. Eine zarte junge Frau, mit ihren beiden kleinen Buben zur Seite. Sie sprach ganz schlicht, schilderte einfach, wie sie in die Hafenschänken der Bretagne und in die Boulevard-Cafés von Paris hineingegangen sei, um vor den betrunkenen Seeleuten wie vor den zynischen Lebemännern die erlösende Lehre des Jesus zu verkünden. Fast übermenschliche Ueberwindung hatte sie dran setzen müssen, um immer wieder vor die Brutalität und den Hohn ihr Heiligstes zu tragen. Man hörte aus ihrem Bericht die unterdrückten Tränen herausschluchzen und hatte selber Mühe, seine Tränen zurückzuhalten. So viel Güte und so viel Energie in einer Person — eine Heilandsnatur!

Es war in der Sophienkirche zu Berlin. Mein liebster Freund, Stöckers hoffnungsvollster Schüler wurde zu Grabe getragen. Noch nicht dreißigjährig, hatte den jungen Pastor Walter Burckhardt mitten im Redekampf der Tod hinweggerafft. Von der Tribüne einer Volksversammlung trug man ihn sterbend hinaus. Burckhardt, ein Lutherkopf und eine Lutherfigur, war der hinreißendste Redner der Jugend gewesen. Nun hielt ihm Stöcker die Grabrede. Und als er, der in Burckhardt seinen Nachfolger heranreifen zu sehen gehofft hatte, die Worte sprach: „In vieler Arbeit war er meine rechte Hand, die ist nun abgehauen“, da brach dem sonst so harten Manne die Stimme. Uns tausend Hörern stand der Atem still. Ein Schauer der Erschütterung durchwehte das große Schweigen.

Es war auf einem evangelisch-sozialen Kongresse anfangs der neunziger Jahre. Friedrich Naumann, der junge soziale Pastor, sollte über die Ehe sprechen. Der Kongreß, noch ganz unter dem Einfluß Stöckers, war fast ausschließlich aus orthodoxen und politisch rechts gerichteten Personen zusammengesetzt: Pastoren, Geheimräten, Großgrundbesitzern, wohltätigen Damen. Und in diese Gesellschaft von prüden Frauen und rückständigen alten Herren schleuderte der Arbeiterpastor den Satz hinein: „Der Zweck der Ehe ist die Erzeugung und Erziehung von Kindern." Weiter nichts. Keine Phrasen über geistige und seelische Gemeinschaft von Mann und Weib, und was sonst an Beiwerk für jede „christliche" Behandlung der Frage obligatorisch schien. Ein einziger knapper, erzrationalistischer Satz. Die Versammelten in ihrer großen Mehrheit waren empört, Stöcker war wütend. Ich aber hatte das Gefühl: Zu diesem Naumann gehöre ich! Wer so tapfer und so logisch ist, mit dem gemeinsam zu kämpfen, muß eine Wonne sein.

Als im Winter 1895/96 christlich-sozialer Parteitag in Frankfurt am Main war, bat mich Naumann, bei ihm zu wohnen. Zum Unbehagen Stöckers nahm ich an. Er hatte eine starke Antipathie gegen Naumann, in dem er fast nur den unbequemen jungen Konkurrenten sah. Auf dem Parteitage handelte es sich in erster Linie um die Stellungnahme zur konservativen Partei. Stöcker, im tiefsten Grunde eine durchaus autoritäre Natur, wollte um jeden Preis den offenen Bruch mit seinen alten Freunden vermieden sehen. Ich, antikonservativ, radikal-sozial, demokratisch, wollte eine selbständig christlich-soziale Partei, gegen die Konservativen, mit den „jungen" Christlich-Sozialen um Naumann herum. Der Ausgang des Kongresses war kein Sieg Stöckers, sondern ein Kompromiß. Tief verstimmt reiste er ab, innerlich wohl schon damals entschlossen, mit mir und Naumann ganz zu brechen und wieder Anschluß nach rechts zu suchen. Bei Naumann und mir aber stand fest, daß wir wohl bald auch politisch unter einem Dach wohnen würden.

Noch im Frühjahr 96 kam es zur endgültigen Trennung zwischen Stöcker und mir, und bereits am ersten Oktober war ich Redakteur an der von Naumann ins Leben gerufenen Tageszeitung ‚Die Zeit'. Kurz darauf gründeten wir den National-sozialen Verein.

Ich bin in meinem Leben in vielen Vereinigungen gewesen, aber ich glaube: nie in einer, wo so viele bedeutende Idealisten sich zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden hatten. Insofern gehören meine national-sozialen Jahre zu meinen schönsten politischen Erinnerungen. Das fast völlige Fehlen von Strebern und Routiniers, von Erfolgsanbetern und Pedanten machte die Arbeit im National-sozialen Verein zu einem

Vergnügen. Andrerseits kam ich im Laufe dieser Arbeit immer mehr zu der Erkenntnis, daß sie eine Sisyphusarbeit sei. Miteinander Unverträgliches sollte amalgamiert werden. Naumanns überragende Persönlichkeit hatte uns zusammengeführt. Das Soziale war unsre gemeinsame Basis. Aber sie war rein theoretisch. In der Praxis klafften sofort die Gegensätze. Die Einen von uns waren mehr rechts, die Andern durchaus links orientiert, den Einen war das Soziale, den Andern das Nationale die Hauptsache. Schon beim hamburger Hafenarbeiterstreik drohte der Bruch. Bei der Stichwahlparole für die Reichstagswahlen von 98 schien er unvermeidlich. Hie Göhre! Hie Sohm! Die Einen wollten um keinen Preis für einen Reaktionär, die Andern um keinen Preis für einen Sozialdemokraten eintreten. Nur Naumanns Autorität und Diplomatie gelang es, äußerlich den Riß zu kitten. Aber innerlich blieben unvereinbare Gegensätze bestehen.

Es ist ausschließlich Naumanns Verdienst, daß der National-soziale Verein immerhin von 1896 bis 1903 am Leben erhalten werden konnte. Immer wieder wußte er die zentrifugalen Elemente zusammenzuhalten durch den großen Gedanken, den Staat für die Arbeiter und die Arbeiter für den Staat zu gewinnen. Hinreißend war die Ueberzeugungskraft und die Begeisterung, mit der er diese seinen eigentlichen Lebensinhalt bildende Idee vertrat. Und zwar vertrat er sie nicht mit der hierarchischen Ueberheblichkeit, die Stöcker charakterisierte und das Zusammenarbeiten mit ihm auf die Dauer für jede ausgeprägte Individualität unmöglich machte. Naumann versuchte nie, seinen eignen Willen Andern aufzuoktroyieren. Er ließ jede Meinung, auch die seines jüngsten Mitarbeiters, ausgiebig zu Worte kommen, verstand zuzuhören, versuchte immer nur, zu überzeugen. Diese Menschlichkeit im Zusammenarbeiten, in Verbindung mit der Größe der theoretischen Konzeption, mit der künstlerischen Form der Darstellung und der Reinheit des Wollens: das war, was ihn so liebenswert machte.

Die National-Sozialen blieben ein Heer von Offizieren — teilweise sehr tüchtigen Offizieren — ohne Soldaten. Als die Wahlen von 1903 das endgültig feststellten, zog Naumann die Konsequenz und liquidierte seine Gründung. Er ging mit den meisten seiner Anhänger zur Freisinnigen Vereinigung, die unter Theodor Barth, vom Manchestertum ausgehend, sich zu der Erkenntnis der Notwendigkeit einer weitgehenden Sozialpolitik und einer Cooperation mit der Sozialdemokratie hindurchgerungen hatte. Das war es, was ihre Fusion mit den National-Sozialen ermöglichte.

Es kamen die Tage des Bülow-Blocks. Barth und ich waren nicht in den Reichstag gelangt, wohl aber Naumann. Er vertrat mit der Gesamtheit der freisinnigen Parlamenta-

rier das Zusammengehen mit der Rechten gegen die Sozialdemokratie. Barth und mir erschien das wie eine Verleugnung des Besten an unsrer politischen Vergangenheit. Wir führten innerhalb der Partei einen Kampf bis aufs Messer gegen Das, was wir als elenden Opportunismus, als Verrat an der Demokratie empfanden. Als die Freisinnigen einschließlich Naumanns beim Vereinsgesetz sogar die Kardinalforderung des Liberalismus vom Recht auf die Muttersprache preisgaben und einem Ausnahmegesetz gegen die Polen und die andern Fremdsprachigen zustimmten: da sahen wir ein, daß die Grundlage zu gemeinsamer politischer Arbeit nicht mehr existierte.

Eine Besprechung bei Barth aus jenen Tagen ist mir unvergeßlich. Barth und ich hatten in heißer Debatte den Standpunkt vertreten, wir müßten um des Gewissens und der politischen Reputation willen unsre Opposition gegen die unsrer Ansicht nach unerträgliche Politik unsrer Fraktion öffentlich zum Ausdruck bringen. Da setzte sich der ehrwürdige alte Schrader an den Schreibtisch und schrieb an den Reichstagspräsidenten den Verzicht auf sein Reichstagsmandat. Mommsen erklärte, daß er in Zukunft zu keinem Parlament mehr kandidieren könne. Naumann hatte Tränen in den Augen und versicherte, unsre Stellungnahme bedeute seinen politischen Tod.

Da gaben Barth und ich unsern alten Kampfgenossen und Freunden zuliebe nach. Wir verzichteten wenigstens auf die akute Aktion und vertagten die Entscheidung auf einige Monate bis zu dem nächsten — und letzten — Parteitag der Freisinnigen Vereinigung.

Er brachte den Bruch. Barth, Breitscheid und ich gründeten die Demokratische Vereinigung, während Naumann mit dem Gros der Partei im Bülow-Block blieb und sich mit den andern linksliberalen Parteien zur Fortschrittlichen Volkspartei zusammenschloß.

Seitdem sind Naumanns und meine politischen Wege getrennt geblieben. Ich habe noch oft meine Freude an seinen Reden gehabt, noch öfter unbegreiflich gefunden, was alles er in seiner Partei und mit seiner Partei ruhig hinunterschluckte. Hie und da sagte ich ihm dann wohl einmal — wir waren ja in persönlich freundschaftlichem Verkehr geblieben —: „Warum lassen Sie sich gefallen, daß man Sie parlamentarisch so kalt stellt, alle Reden zu den großen Entscheidungen den Bezirksvereinsgrößen überläßt? Sie haben die Massen der Partei hinter sich — schlagen Sie in der Fraktion mit der Faust auf den Tisch und verlangen Sie radikalere Politik. Und wenn man Ihnen nicht stattgibt, dann erheben Sie die Fahne des Aufruhrs, gehen in das Land und rufen die Wähler auf gegen ihre kläglichen Erwählten! Sie haben die Macht in der Partei, wenn Sie sie nur haben wollen."

Mit resigniertem Lächeln winkte Naumann ab. Er glaubte, durch Zurückhaltung die Vorurteile allmählich zerstreuen zu müssen, die ihm die Parteileitung noch immer wegen seiner sozialen Ansichten entgegenbrachte. Er wollte nichts mehr riskieren, lieber weniger sein in einer großen Partei als fast alles in einer kleinen. Zu sehr zermürbt hatte ihn der Kampf im National-sozialen Verein. Namentlich die Sorge um die Beschaffung der Geldmittel für den Vereinsbetrieb und die Wahlen lastete als beängstigende Erinnerung auf ihm. „Es war zu gräßlich, wenn kein Geld in der Kasse war und ich mir den Bratenrock anziehen und den Zylinder aufstülpen mußte, um durch Bittgänge bei wohlhabenden Freunden wieder mühsälig ein paar tausend Mark zusammenzuschnorren." Naumanns Hoffnung war, sich allmählich doch durchzusetzen und sein Ideal, die „eine große liberale Partei" erstehen zu sehen, die mit der Sozialdemokratie zusammen die parlamentarische Herrschaft antreten können.

Es kam der Krieg. Ich sprach mit Naumann und war entsetzt, welche seelischen Wirkungen ein Ereignis, das ich ausschließlich als grauenhaft empfand, in ihm gehabt hatte. Er tat eine Aeußerung, die etwas in mir zerriß. Mit einem Schlage hatte das Nationale alle andern Empfindungen in ihm überwuchert. Bei einer vertraulichen Besprechung des Bundes Neues Vaterland sah ich, daß er gegen Gewaltpolitik und Annexionismus gar keine innern Hemmungen mehr hatte. Sein Buch ‚Mitteleuropa', das ich für eine der verhängnisvollsten Erscheinungen des Krieges halte, las ich lange Zeit nicht, um nicht gezwungen zu sein, öffentlich dagegen aufzutreten.

Die Politik hat uns weit auseinandergeführt. Je mehr Naumann sich auf das Nationale konzentrierte, je mehr ich mich davon überzeugte, daß Basis und Krönung aller Politik das Uebernationale, der Pazifismus, die Verständigung der Völker sein müsse, umso weniger konnten wir uns auch in der Praxis zusammenfinden. Dennoch — ich habe diesen Mann geliebt, und ich danke ihm für unendlich Vieles, womit er mein Leben reicher gemacht hat.

Fischart und Reinhard

Am Abend des Tages, wo hier Fischarts Interview mit dem Oberst Reinhard erschienen war, erklärte dieser in der Kreuz-Zeitung, daß er gar keinen Fischart kenne, und daß das Interview „vom ersten bis zum letzten Worte erfunden" sei. Ueberschrift: ‚Der Gipfel der Frechheit'. Es wäre in Wahrheit der Gipfel der Dummheit gewesen, den allerdings die gute Kreuz-Zeitung immer nur ihresgleichen erklimmen sieht, das heißt: leider nicht sieht. Was war geschehen? Freitag am fünften September war bei Johannes Fischart, der unter seinem bürgerlichen Namen politischer Redakteur und Leitartikler einer der größten berliner Tages-

zeitungen ist, ein fremder Herr angetreten, der sich allmählich als Abgesandter des Oberst Reinhard entpuppte. Diesem, dem in der Presse täglich bitter Unrecht getan werde, läge daran, einem so einflußreichen Publizisten einmal sein Herz auszuschütten, damit sich künftig wenigstens Eine Stelle von Verdächtigungen seiner Pläne und Handlungen frei halte. Schön. Man wählte als Ort der Unterredung den Demokratischen Club im Hotel Bristol. Dort sprach am Morgen des sechsten September von zehn bis halb zwölf Uhr der Oberst Reinhard in Gegenwart des Vermittlers zu Fischart so, wie er seiner ganzen Natur nach sprechen mußte und muß; und der Zuhörer hatte bereits am zwölften September in einer Kritik von Scheidemanns casseler Rede Gelegenheit, seine Wissenschaft öffentlich mitzuteilen. Es erfolgte von Oberst Reinhard weder Protest noch Detailberichtigung. Als er nun vierzehn Tage später seine Sprüche von einem Johannes Fischart, den er freilich nie kennen gelernt, an dieser Stelle reproduziert fand: ist ihm da wirklich keinen Augenblick der Gedanke gekommen, daß es gar keinen andern Johannes Fischart gibt als den, der vor mehreren hundert Jahren teils auf die ‚Flöhhaz' gegangen ist, teils ‚Ernste Ermahnungen an die lieben Teutschen' gerichtet hat, ist ihm da keinen Augenblick die Vermutung aufgestiegen, ob nicht vielleicht der geschätzte Vertrauensmann seiner eignen Wahl diesen Decknamen angenommen habe? Und wenn solche Ueberlegung zu schwierig war: die Militärs wie die Redaktionen wissen doch sonst, telephonisch meiner habhaft zu werden. Warum wurde ich weder von der Brigade Reinhard noch von der Kreuz-Zeitung angefragt, was es mit diesem Interview auf sich habe? In zwei Sekunden war der Fall aufgeklärt. Aber lieber machte man den Versuch, mein Blatt der Fälschung und Sensationslust zu zeihen; und nicht allein in der ersten Wallung, sondern zum zweiten Mal vierundzwanzig Stunden später, wo W. T. B. zu einem Dementi in Bewegung gesetzt wurde. Immerhin setzte auch ich mich jetzt in Bewegung, und abermals vierundzwanzig Stunden später brachte die Kreuz-Zeitung, „um den Witz voll zu machen" — der Witz bestand darin, daß sie reingefallen war —, meine Berichtigung und das Zugeständnis des Oberst Reinhard, daß es sich „bei dem angeblichen Interview lediglich um eine private, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Unterredung" gehandelt habe, die der pseudonyme Johannes Fischart „in entstellter und aus dem Zusammenhang gerissenen Form von sich gegeben" habe. Das Deutsch stammt hoffentlich von der Kreuz-Zeitung, nicht von Oberst Reinhard. Zur Sache ist zu sagen, daß dieser, wie der Vermittler als Zeuge beschwören müßte, beim Abschied von Fischart als Zweck der Unterhaltung bezeichnet hat: der Journalist solle künftig „aus eigner Anschauung, eigner Kenntnis" schreiben können und — solle schreiben! Und „entstellt und aus dem Zusammenhang gerissen"? Mit dem Inhalt einer anderthalbstündigen Unterredung wären zwei Hefte meines Blattes zu füllen. Für einen Artikel von vier Seiten wars notwendig, ungeheuer zu kürzen. Dabei ist Fischart derart loyal vorgegangen, daß er eher Dank als Schmähung verdiente. Hätte er nicht zu einem so großen Teil für sich und mich behalten, was der redefreudige Haudegen aus seines übervollen Busens Tiefe geholt hat, dann hätte zwar die entwaffnend alberne Kreuz-Zeitung recht gehabt mit ihrem Gejammer, daß wir bösen Buben einem Manne, der „Ruhe und Ordnung" in Deutschland herstellen wolle, Schwierigkeiten bereiteten — aber Deutschland wäre geteilter Meinung gewesen, ob grade dies die Mittel sind, ihm Ruhe und Ordnung zu verschaffen.

Das Leben Jesu von Egon Friedell

(Fortsetzung)

Die Evangelien

Die Evangelien sind die Hauptquelle, aus der wir unsre Kenntnis des Lebens Jesu schöpfen, und es ist daher begreiflich, daß die Verfechter der ‚Christus-Mythe' einen großen Teil ihrer Angriffe gegen diese Urkunden richten. Da begegnen wir zunächst einem uns bereits bekannten Argument: man versichert uns, der geistige Inhalt des Neuen Testaments sei nicht neu, sei eine bloße Kompilation aus längst vorhandenen Elementen. Aber dies heißt das Wesen des großen Genius ganz und gar verkennen. Wenn uns, wie dies zum Beispiel Lublinski ausführlich getan hat, der Nachweis erbracht wird, daß einzelne Gedanken der Predigt Jesu sich schon im Alten Testament, im Talmud, bei Seneca, Plato und andern antiken Philosophen sporadisch vorfinden, so will das garnichts besagen. Denn in geistigen Dingen entscheidet niemals das Was, sondern stets das Wie. Gewiß: die Ahnung, daß Gott der Vater aller Menschen sei, dämmerte bereits vor Jesus in einzelnen erlesenen Köpfen der heidnischen Welt, das dunkle Gefühl, daß man alle Menschen lieben solle, war einzelnen edlern Geistern in Judäa nicht fremd — aber diese Gedanken hatten von ihren Trägern nicht völlig Besitz ergriffen, sich in ihnen niemals mit jener Glut und Leuchtkraft verkörpert, wie dies einzig und allein bei Jesus von Nazareth der Fall gewesen ist, und bis zum heutigen Tage! Wie blaß und dünn, wie kühl verständig und senil, wie grau in grau nehmen sich, zum Beispiel, die Ideen aus, die die Stoiker über Nächstenliebe gehabt haben, wenn man sie gegen die Verkündigung Jesu hält! Und wie schüchtern und tastend wagt sich bei einzelnen spätern Propheten die Vermutung hervor, daß Gott vielleicht doch auch dem Nichtjuden ein freundlicher Lenker sei! Alles war da, alles war schon „vorbereitet", aber Jesus war noch nicht da! Das Genie tut den letzten Spatenstich: das, nicht mehr und nicht weniger, ist seine göttliche Mission auf Erden. Es ist kein Neuigkeitskrämer. Es sagt Dinge, die im Grunde Jeder sagen könnte, aber es sagt sie kurz und gut, so tief und empfunden, wie sie niemand sagen könnte. Es wiederholt einen Zeitgedanken, der in Vielen, in Allen schon dumpf schlummerte, aber es wiederholt ihn mit einer so bezwingenden Kraft und Einfachheit, daß er erst jetzt Gemeingut wird. Und vor allem: es lebt seine Gedanken! Seneca argumentierte und deklamierte eifrig über Menschenliebe und stoische Bedürfnislosigkeit, aber das war der eine Seneca, der philosophische Seneca: der andre Seneca, der Seneca des Lebens war der skrupellose Geldmacher und Millionär, der liebedienerische Genosse neronischer Verbrechen.

Aber es war ja alles in den Evangelien nur parabolisch, bildlich gemeint! Jesus hat niemals gelebt, gelitten, Heilungen

vollbracht und das Kreuz erduldet: alles das ist nur symbolische Einkleidung für gewisse abstrakte Gedanken. Wir kennen auch dieses Argument schon, und ich will nur ein einzelnes Beispiel anführen, um zu zeigen, wie wenig die Vertreter der Mythentheorie bei all ihrem Scharfsinn in den wahren Geist der Evangelien eingedrungen sind. Jesus sagt: „Gehet hin und berichtet an Johannes, was Ihr höret und sehet: Blinde sehen wieder und Lahme gehen, Aussätzige werden rein, und Taube hören, Tote werden erweckt, und Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Man argumentiert nun so. Der Satz: „Armen wird das Evangelium gepredigt“ steht am Schluß, dies sei aber gegenüber den Blindenheilungen, den Totenerweckungen undsoweiter keine Steigerung, sondern vielmehr eine Abschwächung, folglich könne das Ganze nur symbolisch gemeint sein: unter den Blinden seien die geistig Blinden zu verstehen, unter den Toten die geistig Toten undsoweiter. Wer dies sagt, hat die Lehre Christi freilich nicht verstanden. Der Schlußsatz ist in der Tat die höchste Steigerung. Wunder sind etwas ganz Sekundäres, Wunder taten auch Andre, aber das Höchste an göttlichem Tun, das wahre Wunder war eben die Predigt des Evangeliums!

Eine zweite Gruppe von Einwänden beschäftigt sich mit den mancherlei Unwahrscheinlichkeiten, fabulösen und legendären Elementen, die die Evangeliengeschichten enthalten. Diese Fragen sind Jedermann so vertraut und schon so oft zum Gegenstand kritischer Untersuchungen gemacht worden, daß es nicht notwendig sein wird, näher auf sie einzugehen. Wir möchten nur prinzipiell bemerken, daß sie für unser Problem garnicht in Betracht kommen. Wenn von Jesus, zum Beispiel, berichtet wird, daß bei seinem Tode der Tag erlosch, daß er über das Meer wandelte und dergleichen, kann das doch höchstens besagen, daß diese Angaben keine Zeugnisse für die Existenz Jesu sind, aber es besagt keinesfalls, daß sie Zeugnisse für die Nichtexistenz Jesu sind. Wenn über einen Vorfall unrichtige oder zumindest zweifelhafte Berichte einlaufen, so geht doch daraus noch nicht hervor, daß dieser Vorfall niemals stattgefunden hat. Aus der höchst unglaubwürdigen Erzählung, daß Karl der Große im Unterberg, Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, Heinrich der Vogelsteller im Sudemerberg sitzt, läßt sich doch nicht ableiten, daß diese Regenten niemals gelebt haben; aus der Mitteilung Virgils, daß sich beim Tode Julius Caesars die Sonne verfinsterte, hat noch Niemand geschlossen, Julius Caesar sei eine mythische Figur. Drews weist darauf hin, daß in die Jugendgeschichte des Cyrus ganz ähnliche sagenhafte Elemente verwoben wurden wie in die des Heilands, aber es fällt ihm nicht ein, deshalb Cyrus für eine unhistorische Person zu erklären.

Ganz ebenso verhält es sich mit den „Widersprüchen“ in den Evangelienberichten. Solche sind unleugbar vorhanden,

aber sie beweisen nichts gegen die Geschichtlichkeit Jesu. So läßt, zum Beispiel, Lukas den Heiland bei einem vorübergehenden Aufenthalt der Eltern in Bethlehem geboren werden, während Matthäus annimmt, daß diese schon immer in Bethlehem wohnten. Derlei Unklarheiten finden sich jedoch in sehr vielen Biographien. Ich will die Geburtsumstände eines andern religiösen Reformators zur Vergleichung heranziehen. Luthers Vorfahren waren von alters her in Möhra ansässig; im Jahre 1483 verließen aber seine Eltern plötzlich ihren Heimatsort und siedelten sich in Eisleben an, wo er bald darauf zur Welt kam. Die Gründe dieses Ortswechsels sind bis heute noch nicht aufgeklärt, und sehr abenteuerliche Hypothesen sind darüber verbreitet: so hat man von gewisser Seite vermutet, Luthers Vater habe wegen eines Totschlags fliehen müssen. Nun lege man zwischen Luthers Geburt und die heutige Zeit einen Zwischenraum von nahezu zweitausend Jahren, man nehme hinzu, daß nur vier kurze Berichte über seine Geburt auf uns gekommen seien, man lasse den Vorgang in Albanien oder Armenien sich abspielen, wo die Dinge nicht so genau genommen werden wie in dem erleuchteten Sachsen, und frage sich, ob unter diesen Umständen nicht die Möglichkeit bestanden hätte, daß der eine der vier Biographen gesagt hätte, Luthers Eltern hätten erst seit kurzem, die andern aber, sie hätten schon immer in Eisleben gelebt. Und erinnern wir uns doch, wie man sich bei zwei so beglaubigten Personen wie Napoleon und Heine über das Geburtsjahr gestritten hat.

Auf diese Weise widerlegt sich der „Diskrepanz-Einwand" auch in allen übrigen Punkten. Man weist darauf hin, daß einzelne kleine Charakterzüge, Aussprüche und Erlebnisse des Heilands in den vier Evangelien nicht ganz gleichmäßig wiedergegeben werden. Aber wenn heute vier Menschen ein noch so einfaches, alltägliches und glaubwürdiges Ereignis, etwa eine Straßenszene zu schildern haben — werden sich ihre Darstellungen decken? Nicht zwei von ihnen werden genau dasselbe berichten. Hätten wir von Nietzsches Werken nur Inhaltsangaben, so hätten wir nur Widersprüche. Und doch hätte in diesem Fall schriftlich Fixiertes vorgelegen. Wie erst, wenn es nur „Nietzsche-Worte" gäbe: welche „Diskrepanzen" würden sich da ergeben! Man muß sogar im Gegenteil erstaunt sein, daß sie in den vier Evangelien so gering sind, und sagen: das ist ein Unikum in der Weltliteratur. Männer wie Cicero oder Wallenstein lebten im vollen Licht der Geschichte, sind tausendfach urkundlich bezeugt, haben genaue und starke Spuren ihres Wirkens in einer Fülle von Einzelheiten hinterlassen, und doch hat die Menschheit von ihnen kein annähernd so klares, reiches und eindeutiges Bild wie von Jesus, weiß bis zum heutigen Tag noch Niemand, ob Cicero ein seichter Opportunist oder ein bedeutender Charakter, ob Wallenstein ein niedriger Verräter oder ein genialer

Realpolitiker gewesen ist. Man kann sagen, daß über keinen der Männer, die Weltgeschichte gemacht haben, ein solcher verblüffender Consensus herrscht wie über Jesus. Denn keinem von allen ist es erspart geblieben, daß sie gelegentlich Abenteurer, Charlatane, ja, Verbrecher genannt wurden — man denke an Mohammed, Luther, Cromwell, an Julius Caesar, Napoleon, Friedrich den Großen und zwanzig andre —; wer aber hat jemals vom Stifter des Christentums dergleichen zu behaupten gewagt? Vor ihm hat noch Jeder Halt gemacht, nicht aus „Pietät" — denn die wäre wohl gegen alle großen Männer am Platze gewesen —, sondern weil sein Bild so vollkommen eindeutig ist, daß es gegenteilige Auslegungen eben nicht zuläßt.

Aber, erwidert man uns: dieses Bild ist ja garnicht plastisch und lebendig — das alles haben nur wir hineingetragen! „Wie anschaulich und konkret", schreibt Drews, „wissen nicht unsre Verfasser der verschiedenen ‚Leben Jesu', um Renan garnicht zu erwähnen, oder unsre Geistlichen auf der Kanzel die Vorgänge der Evangelien auszumalen, mit wieviel kleinen, individuell reizvollen Zügen sie um der größern Wirkung auf die Zuhörer willen auszuschmücken! Diese Art von Anschaulichkeit und individuell persönlichem Gepräge ist in der Tat bloß eine Sache der schriftstellerischen Geschicklichkeit und Phantasie der Autoren." Aber dies muß aufs entschiedenste bestritten werden. Alle Darsteller des Lebens Jesu, soweit sie ausmalten, kombinierten, hinzudetaillierten, haben ausnahmslos weniger gegeben als die Evangelien, weniger an künstlerischer Anschaulichkeit, Größe und Einfachheit. Und, um Renan doch zu erwähnen: wie ärmlich ist seine psychologische Kleinmalerei, die mittelst impressionistischer Tüfteltechnik nichts weiter hervorzubringen vermag als einen platten liberalen Wanderprediger, dem der Publikumserfolg zu Kopf gestiegen ist! Das ist eine andre Art Anschaulichkeit als die des Neuen Testaments! Hier die einfältigen, aber eben darum treuen Dolmetscher eines Genius, den man in jedem Wort leibhaftig reden hört, dort die parfümierte, effekthascherische „Bearbeitung" eines großen welthistorischen Stoffes durch einen fingerfertigen Mode-Autor. Es ist, wenn man große Sujets mit kleinen vergleichen darf, ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Andersens Märchen ‚Des Kaisers neue Kleider' und Fuldas ‚Talisman'. Dieser ist ein abendfüllendes Theaterstück in glatten Reimen, mit vielen Figuren und aufdringlicher satirischer Tendenz, jenes ist eine vier Seiten lange Kindererzählung, in der aber mehr Weisheit, Menschenkenntnis, Humor und Poesie steckt als in sämtlichen vier Akten Fuldas. Und wenn die Evangelisten, wie Drews behauptet, Menschen ohne Bildung und Einsicht, ohne persönliche Kenntnis Jesu, leichtgläubige, beschränkte Geschichtenträger waren, dann bleibt es ja erst recht unverständlich, wie sie ohne Jesus und eine Ueber-

lieferung über Jesus dazu kamen, das schönste Buch der Weltliteratur zu verfassen. Denn wenn sie alles das „zu dogmatischen Zwecken" erfunden haben sollten, so müßten wir ja in ihnen Romandichter und Theosophen von höchster Genialität erblicken. Wie kann ein Mensch von nur einigem künstlerischen Gefühl für Luft, Kolorit, Ambiente die Naturtreue und Portraitähnlichkeit dieser Darstellungen verkennen! Aber zu einem Portrait gehört doch ein Original? Wenn es sich um eine „Dichtung" handelt, müßten die Evangelisten ja lauter Balzacs, Shakespeares und Nietzsches gewesen sein.

Drews sagt: „Man spricht so viel vom ‚Unerfindbaren' in der evangelischen Darstellung. Als ob es für Menschen von Phantasie überhaupt etwas Unerfindbares gäbe!" Aber warum hat kein Dichter je eine solche Gestalt hervorgebracht? Man vergleiche Jesus mit Oedipus, mit Hamlet, mit Faust, mit Zarathustra — sie verblassen alle vollständig neben ihm. Drews fragt: „Müssen die Gespräche, die etwa ein Hamerling in seinem Roman ‚Aspasia' seinen Griechen in den Mund legt, darum wirklich einmal gehalten worden sein, weil sie griechischen Geist atmen und vielleicht so oder ähnlich von einem wirklichen Sokrates, Phidias, Perikles undsoweiter gehalten sein könnten? Wie kann man also aus dem richtig getroffenen Zeitkolorit, dem ‚palästinischen Erdgeruch' undsoweiter einen Schluß auf die historische Wahrheit des Geschilderten ziehen?" Nun, allerdings! Bei der Lektüre Hamerlings könnte wohl Niemand auf die Idee kommen, daß diese Pappendeckelfiguren einmal wirklich und lebendig waren, denn sie strömen nicht Erdgeruch aus, sondern Staubgeruch und Leimgeruch. Aber auch der größte Künstler kann keinen lebenden Menschen machen, immer nur sein Bild, und diese armseligen Fischer und Zöllner sollen es gekonnt haben.

Und dann: wenn sie die Absicht gehabt hätten, einen Tendenzroman zu verfassen, so hätten sie ihn ganz anders geschrieben. Der Theologe P. W. Schmiedel hat bereits eine Anzahl von Evangelienworten zusammengestellt, die unmöglich so hätten überliefert werden können, wenn die Evangelisten irgendwie redigiert hätten, denn sie widersprechen dem traditionellen Jesusbild; er nennt sie daher: „die neuen Grundsäulen eines wirklich wissenschaftlichen Lebens Jesu". Ich möchte mir erlauben, noch zwei hinzuzufügen. Das eine ist das Wort Jesu an seine Mutter: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?" In einer zu rein apologetischen Zwecken verfaßten Schrift wäre ein solches Wort sicherlich unterdrückt worden, da es leicht mißverstanden werden kann. Und dennoch: wie echt wirkt es! Wir haben hier wie in einem lebenden Bild eine erschütternde Darstellung des ewigen Themas: das Genie und die „Familie"! Die zweite Stelle ist die Verleugnung des Petrus, die psychologisch ungemein tief und ergreifend ist und ein unvergeßliches

Schlaglicht auf diesen Charakter wirft, aber doch zu dem Bild des Gründers der Papstkirche nicht recht passen will. Nein, dieses Buch ist eben wirklich vom Leben verfaßt worden, durch „kritiklose" Organe, die grade darum die geeignetsten waren, dieses Buch hat wirklich Gott geschrieben, in dem höchsten Sinne, den man diesem Worte beilegen kann. (Fortsetzung folgt)

Botanik von Alfred Polgar

Maulbeerbaum

Ob es heute noch Maulbeerbäume im Prater gibt, weiß ich nicht. Zu meiner Zeit gab es welche, im Wurstelprater, dort, wo er romantisch wurde, in den Alleen, die von der Budenstraße abzweigten und in die Prairie führten, zu den Dschungeln und Indianerquartieren und den unendlichen Grassteppen, wo wir „Räuber und Gendarm" spielten und „Nationen", bei welchem Spiel schon damals keiner „Oesterreicher" sein wollte.

Das Charakteristische der Maulbeere ist, daß sie gestohlen werden muß, um zu schmecken. Gekaufte Maulbeeren, auf dem Teller gar, sind ein ganz poesieloses, langweiliges Obst. Man muß sie unter Herzklopfen, nach scharfem Spähen, ob kein Wachmann in Seh-Weite, vom Baum schütteln: dann duften sie wie Urwald und schmecken wie Tropensonne und exotisches Abenteuer.

Noch eins gehört unerläßlich zur Maulbeere: Staub! Dicker, weißer Staub, von der abgestürzten Frucht mit roter Feuchtigkeit gesprenkelt, mit Tröpfchen süßesten Saftes, dessen ihr weicher, hyperämischer, purpurschwarzer Leib sich zum Platzen vollgesogen hat. Gewaschene Maulbeeren sind unappetitlich.

Der Maulbeerbaum war ein Mysterium. Gefahr, Heldentum und Heldentums süßer Lohn umwitterten seine weich-höckerigen Blätter. Er gehörte zu den Bäumen, die, von Knaben-Phantasie gesegnet, in den Himmel wachsen.

Ich glaube nicht, daß es noch Maulbeerbäume im Wurstelprater gibt. Ich glaube überhaupt nicht mehr, daß es Maulbeerbäume gibt. So in der vierten Gymnasialklasse etwa verschwinden sie von der Erdoberfläche.

Spielen die Lausbuben noch Räuber? „Nationen" spielen sie noch, leider!

Kastanie

Die Hauptallee des Praters gehört dem Kastanienbaum, lateinisch: Aesculus Hippocastanum, gemeiniglich: die Roßkastanie.

Gradezu: Diktatur des Kastanienbaums.

Obzwar eigentlich in den nordgriechischen Gebirgen zu Hause, hat er hier längst das botanische Heimatsrecht erworben. Er ist gradezu der repräsentative wiener Baum, nämlich: er

blüht weißrot, seine Fruchtschale trägt ganz weiche Stacheln, und seine Früchte sind ungenießbar. Sie sehen aus wie Mahagonimöbel-Extrakt.

Wenn der Kastanienbaum nicht so gewöhnlich wäre, wär' er über alle Maßen ungewöhnlich. Wenn er sich nicht gemein machte, würde man Entree zahlen, ihn zu sehen. Alljährlich geht es mit ihm, wie mit einer Melodie, die allzu populär wird: von Originalität zur Vulgarität, unaufhaltsam! Wenn seine geöffnete Blätterhand die ersten Blütenbäumchen reicht, möchte das dankbare Herz vor Entzücken Tenor singen. Ein paar Monate später möchte es weinen darüber, wie ordinär der gehäufte Zauber worden ist, der fad-weiße und der derb-rote. Tschindadra fürs Auge.

Im Mai blüht zu beiden Seiten der Hauptallee: Aesculus Hippocastanum.

Im August: die Roßkastanie.

Flieder

Der Prater-Flieder wächst hinter Gittern; oder inmitten von Wiesen, die nicht betreten werden dürfen. Vornehme Wiesen, die von Sauberkeit glänzen, Gala-Wiesen mit gewaschenem und gestärktem Gras. Die Käfer kriechen dort nicht, sie promenieren.

Der Flieder ist ein gemeiner Strauch aus der gar nicht vornehmen Familie der Oleaceen. Er heißt, mit Recht, vulgaris. Aber weil er so bezaubernd duftet — er riecht lila, auch wenn er weiß blüht — hat ihn die Bosheit der Kulturmenschen, immer darauf aus, die Gratis-Annehmlichkeiten des Daseins zu vermindern und Besonderheiten herauszuschinden, eingeparkt. Wenn sie könnten, möchten sie auch den eßbaren Schwämmen das Vagabundieren im Walde verbieten.

Wo des Flieders honigstarker Atem weht, dort ist der Prater steif und hochmütig. Die Landschaft sagt: Schritt vom Leibe! Eine höfische Zone breitet sich, die man nur durchschnuppern, nicht durchschreiten darf.

Der Prater-Flieder hat übrigens eine ganz unheimliche Eigenart: entweder er wird erst blühen, oder er ist schon verblüht! Nie kann man ihn — Gott weiß, wie's kommt — in Floribus überraschen. Nie in dem mystischen Augenblick, der zwischen Hoffnung und Erfüllung.

Wehender Flieder,
Lebst du noch nicht? Starbst du schon wieder?

So geht es überhaupt zu in meinen Gärten. Vergangenheit und Gegenwart schneiden einander: die Gegenwart ist nichts, ein mathematischer Punkt. An Gestern schließt gleich ein Morgen. Das Heute, scheinbar das einzig Reale, ist das eigentlichste Metaphysikum. Nie erlebst du's. Nichts ist, was nicht Erwartung ist oder Erinnerung.

Und nur zwischen beiden doch blüht die Syringe.

Ich schnitt es gern . . . von Kaspar Hauser

Wie schön ist doch des Volkes Neigung!
Wen es mal liebt, den liebt es ganz
und beut entflammt, in jäher Steigung,
dem Helden seinen Ruhmeskranz.

Die Männer des Paradeschrittes
umjubelt es tagaus, tagein —
es segnet auch ihr Haupt und schnitt es
sich gern in alle Rinden ein.

So auch der Knab' dort.
Auf der Straße
steht er in Abendsonnenglut
und tut für sich in kleinem Maße,
was sonst die Straßenreinigung tut.

Zieht er auf dem Asphalt Figuren?
Liebt er das alte Ornament?
Sieh da: er zeigt des Fleißes Spuren
der Jugend, die dergleichen kennt.

Laßt uns noch einmal wiederkehren.
Wie ist dies Volk doch wohlgesinnt!
Ich lese voller Wehmutszähren:
„N. O. S. K. . . ."
Du gutes Kind —!

Opernsaisonbeginn von Joachim Beck

Das Revirement des früher königlichen Opernhauses ist schwierig und wird Jahre beanspruchen. Darum nehme ich eine ungenügend probierte Neueinstudierung der ‚Lustigen Weiber von Windsor' weder als Maßstab noch als Omen, sondern stelle nur die Grundschäden der Aufführung fest. Die Opernkunst von heute ist nichts als ein Bastard unsrer Sprechtheaterkunst, deren „neuzeitliche Errungenschaften" von der Schwesterbühne kritiklos übernommen worden sind. Wo die Inszenierung eines Opernwerkes nach Gustav Mahlers Ideen aus dem Geist der Partitur entwächst, da verliert der Spielwart von selbst das Daseinsrecht: seine Funktion erhält der Dirigent. Diese Forderung muß fürs Wort-Tondrama, das ein eigner Kosmos mit besondern Formgesetzen ist oder sein sollte, obligatorisch werden, hat aber keine Gesetzeskraft für die Spieloper, die, ein Zwitterprodukt mit doppelter Wurzel, durch das System der „getrennten Inszenierung" nicht beeinträchtigt wird. Den Fall, daß ein literarisch-aesthetischer Spielleiter den Kunstgehalt behelfsmäßig aus dem Libretto ziehen kann, haben wir in den

‚Lustigen Weibern von Windsor‘. Was von Shakespeares Weisheit übrigblieb, als er Falstaff burlesk verbog und ihn in die Hände lustig-listiger Frauen spielte, ist als Laune, als Einfall, als Rhythmus in Nicolais Musik eingegangen. Leo Blech hatte, bei seiner Vorliebe für beschleunigte Zeitmaße, seiner Fähigkeit, die Periode zu dynamisieren, obendrein bei seinem Sinn für das liedmäßige Element der Oper, deren innersten Nerv erfühlt und ihren Stil facettenscharf herausgearbeitet — eben darum, weil er nicht auf ihn hinarbeitet. Er verbreitete so eine starke Freude, die nichts outriert Kammeropernhaftes hatte, und aus der auch der Spielleiter schöpfen mußte. Der Routinier Herr Holy, durch die antiquierten Bühnenbilder wie durch die unverhältnismäßige Größe des Hauses in der Deutungsmöglichkeit allerdings erheblich eingeschränkt, hat den Grundgedanken der Dichtung nicht verstanden und in der Schlüsselszene des Werks, dem Sommernachtsakt, wo Wirklichkeit und Märchensphäre shakespearisch ineinanderfließen, von der Heimlichkeit, dem Mutwillen, der verstehenden Heiterkeit des Genius nichts ahnen lassen, ja nicht einmal das äußere Bühnengeschehen durch Einschnitte, Gliederung der Massen, Akzentuierung der bedeutsamen Dichterworte — Hernes Anrede — sowie durch poetische Beschwingung des Elfenreigens anstelle choreographischer Darbietungen augenfällig gemacht. Das Ensemble, von jeher eine Schar freier, unter keinen einheitlichen Regiewillen gezwungener Persönlichkeiten, war zu laut und zu undiszipliniert, der Dialog in natürlicher Artikulation nicht genügend getrieben, die Individualisierung der handlungtragenden Personen unscharf, die Chargierung von Chor- und Statistenrollen überscharf. Immerhin ists ein Fortschritt, daß Stilansätze zu spüren sind, die sich hoffentlich auswachsen werden, wenn erst Franz Hoerth, der stuttgarter Ablat von Schillings, das Spiel leitet.

*

Das Deutsche Opernhaus hat Italo Montemezzis ‚L'amore dei tre re‘ zur deutschen Uraufführung gebracht. Das Werk gehört dem vorletzten italienischen Operntypus an. Man soll es darum nicht mißachten. Weil der Romane ungebildeter, also naturnäher und dramatisch schlagkräftiger ist? Nein, hauptsächlich darum nicht, weil sich die lateinische Oper, in höherm Grade als das landläufige ‚Musikdrama‘ wagnerscher Nachfolge, aus einer Ton-Idee gebiert. Der Librettist ersetzt hier nur, so war es bei Verdi, das mangelnde Organ des dichterisch sterilen oder unhandwerklichen Komponisten. Das Buch entzieht sich somit einer literarischen Sonderbeurteilung; maßgebend bleibt seine immanente Musikalität. Sem Benelli hat aus Tristan-, Rigoletto- und Troubadour-Rückständen eine pseudoheroische, wortprunkende Schicksalstragödie gebaut, die im Nach-

einander der balladenhaften Begebnisse vereinzelte Menschenzüge aufweist. Indem sie die einfachsten interhumanen Beziehungen herstellt, die wenigen die Katastrophe vorbereitenden Fakten und Reden geschickt gruppiert, bietet sie dem Musiker den Vorteil geschlossener Nummern sowie die Möglichkeit, dem Ganzen gefühlsmäßig sich zu nähern, die Totalität zu fassen (anstatt die Handlung illustrativ zu begleiten). Das ergibt dann eine Cohärenz der Form, jene schmissige Darstellung, durch die sich die neuitalienische Oper auszeichnet. Benellis schauerromantischer Stoff mußte vom Tondichter im Ansturm wilder Leidenschaftlichkeit genommen werden; aber dazu fehlte Montemezzi der Theatergriff. Die subalterne Natur des Mannes ist nicht evolutionsfähig, sie läßt sich nicht über sich hinaustreiben. Diese Affektschwäche bestimmt das Wertmaß des Werkes sowie die musikalische Morphonomie im Einzelnen, sie gibt sich kund als Gleichmaß des Rhythmus wie des in ruhigen Wellen ausströmenden, blaßblütigen Melos, als Mattheit in Momenten explosiver Gespanntheit, als Einförmigkeit in der Dynamik wie im instrumentalen Farbenauftrag. Indem Montemezzi die Klanggruppen meist kompakt (aber doch flüssig) gegeneinanderführt, macht er sich die Orchestertechnik des Bayreuthers, aus dessen ‚Meistersingern' er übrigens auch den Duktus der Stimme gelernt hat, zu eigen — wie das seiner retrospektiven Art entspricht, die noch völlig in der Diatonik, in der melodisch-harmonischen Vorstellungsweise der Klassiker wurzelt. In dem Maße, wie ihm die Urkraft abgeht, schmiegt sich ihm das Tonmaterial auf einer mittlern Empfindungsstufe: in Stücken bukolischen Charakters, in den lau temperierten Liebesduetten des Mittelakts, durch die sich gleichsam Samenfäden ziehen. Hier bevorzugt der Südländer die weichen B-Tonarten, deren Parfüm schon Puccini gewittert hat. Der letzte Aufzug am Katafalk der tragischen „Heldin", ein lyrischer Ausklang, wie ihn der Verismus mehrfach erprobt hat, ist in seiner Todesstimmung und mit seinen liturgischen Kirchengesängen nur darum wirksamer, weil er „musikalischer" ist.

Direktor Hartmann hat das Schlußbild mystisch verdämmern lassen. Im übrigen scheint er die besondere Luft des Dramas nicht allzu heftig verspürt zu haben; er hätte sonst intensivere Farben gewählt und die Burgzinnendekoration, die wohl anderswoher übernommen war, besser aufgebaut. Als blinder König Archibald hatte Hofbauer zuzeiten eine fahle Größe, wogegen Hertha Stolzenberg seltsamerweise die schimmernde Frauengestalt Fiora ins Bürgerliche verplattete und diesmal gleich ihrem Partner Laubenthal, dem Tenor mit dem Honigbonbon im Halse, beim Tonansatz ihrer gespannten Stimme detonierte.

Zwei Selbstverkenner

Harry Kahn ist sowas wie die Vermenschlichung des Gesamtunkunstwerks: er dichtet eine Komödie, nimmt sie als Dramaturg für das Kleine Schauspielhaus an, inszeniert sie und spielt ihren Raisonneur. Schade, daß er sie nicht auch kritisiert, jammerschade. Denn das wenigstens könnte, das kann er. Statt dessen dilettiert er wild in den Künsten herum und saugt aus dem Kummer, daß er in keiner auf einen grünen Zweig kommt, die Galle zu einer Satire auf einen Alters-, Zeit-, Caféhaus-, Berufs- und Stammes-Genossen, der zwar zu nichts Talent hat, aber davon ohne Arbeit wie Gott in Frankreich existiert. Seine ganze Tätigkeit besteht darin: Verträge zu schließen über Leistungen, die er zu liefern weder bereit noch imstande ist, und aus dem Privatvermögen des Unternehmers sich gewaltige Abstandssummen zahlen zu lassen, sobald seine Faulheit und Unfähigkeit das Unternehmen selber zugrunde gerichtet hat. Sprich: der Jobber der Republik. Halb trägt er sogar dessen Namen: Herzmansky. Und so halb wie Kahns Mut, einen Schädling beim rechten Namen zu nennen (während für Mühsam und Rathenau Pseudonyme abgelehnt werden): so halb ist alles in seinem Stück. Halb der Zorn auf ein Schmarotzergesindel, das für trockenes Brot keine Ueberzeugung hat, aber nie zögert, für Austern und Caviar das Evangelium einer gerechten Verteilung des trockenen Brotes zu predigen. Die andre Hälfte ist, leider, Neid, schwermütiger Neid, Neid, dessen Schwermut sich nur, wieder leider, nicht als lyrischer Tau, sondern als Schmalz auf schief gesehene und krumm gestaltete Lebensvorgänge niederschlägt. Gewiß — wenn Herzmansky von dem Raisonneur Schäff oder Schiff, also Kahns boshaft-sentimentalem Vertreter, behauptet: „Schäff ist zweifellos begabt . . . Aber er ist ein neidischer Mensch . . . Er hat mir schon meine Erfolge in Berlin nicht gegönnt", so soll damit Herzmansky getroffen werden, dessen Sorte für unsern Ekel vor ihrem Wesen nun einmal keine andre Erklärung als Neid hat. Aber es ist zugleich ein Selbstbekenntnis von Kahn für Schäff, seinen Doppelgänger. Und wenn dieser am Anfang den Kellner im Café Größenwahn anpumpt, um Herzmansky nach München zu schaffen, weil der dort und sonst nirgends hinaufgelangen werde: so scheint es zunächst, als ob für einen technischen Vorteil — das Stück muß in Gang und Herzmansky muß weggebracht werden — ein psychologischer Schwupper kein zu teurer Preis sei. Aber der beinah zärtliche Anteil Schäffs an dem widerwärtigen Herzmansky hält durch und verrät unabsichtlich Kahns Bedauern, für sein Teil niemals der Verführung zu Hochstapeleien ausgesetzt zu sein, und dienten sie ihm auch einzig dazu, sich in ihrer Besiegung als der Charakter zu erweisen, zu dem sich Schäff an unrechter Stelle zu straffen versucht. Savonarolahaft schleudert er, der im Entstehungsjahr der Komödie, 1918, prophetisch erkennt, daß die Ermordung Franz Ferdinands den „Weltbrand" bedeute, im Sommer 1914 einen furchtbaren Bannfluch auf das „Geschmeiß", das „mit seiner Sucht nach Sattheit die Menschheit zur Maschine verknechtet" habe. Das heißt: nachdem sich der Literatenklatsch vier und neun Zehntel Akte lang mit den falschen Tönen seines eignen

Registers begnügt hat, greift er zum Schluß, zur Steigerung, zum vollern Ausklang eins weiter, in das pathetische, und dort genau so daneben. Ein betrüblicher Schmarren. Um die Wirkungen ‚Oahas‘ und der Pamphlete ähnlichen Zuschnitts schwitzend bemüht. Ohne Schmiß. Ohne Einfall. Ohne das Künstlerrecht, dem Gelächter der Kriegsschieber im Parkett die Literaturschieber des Caféhauses hinzuwerfen, von denen noch der kleinste und schäbigste dazu zu gut ist. Ein Trost: daß der Autor des ‚Krach‘, um sich herauszupauken, nicht viel mehr nötig hätte, als einen unergiebigen Ehrgeiz zu opfern und wieder zu werden, was er gewesen ist: ein Kritiker seltenen Grades.

*

Auch Rolf Lauckner verkennt sich selbst. Mit einem Talent für die heitere Gattung umbuhlt er die ernste. Diesem rotbäckigen Theaterschriftsteller lacht das Leben, und er zieht ihm eine schmerzliche, eine weltschmerzliche Grimasse. Sein Apostel Paulus war wert, wie Kubinke behandelt zu werden, und er nahm ihn feierlich wie Emanuel Quint. Er gerät an das heikle Problem der Alten Jungfer, ist Mensch genug, um zu wissen, daß eine Figur wie diese nicht bloß mit Lausbubenaugen gesehen zu werden verdient, quält sich redlich ab, ihre Leiden zu fühlen und fühlen zu machen — und was ihm wirklich gelingt, ist wie ein Ausschnitt aus Heinrich Manns ‚Untertan‘ oder, in sanftern Farben, aus Thomas ‚Moral‘. Eine widerstandslose Untertänigkeit unter den staubigen Codex der Bürger-Moral. Spießigsten Eheglückes ein Misthäuflein, dem der Dampf und Gestank des Lebens entströmt. Ein kalter Streber der Wilhelminischen Aera mit einer fetten Gefährtin, denen ganz kannibalisch wohl ist, wenn er einen Orden kriegt und sie sich seidene Dessous leisten kann. Ein Nervenarzt, der von Nerven nichts ahnt und seinen einzigen, kaum erwachsenen Jungen lieber ein halbes Jahr in Pension geben als ihn sich ein Mal unbequem werden lassen will, und eine Mutter, die diesen Sohn, das Hindernis bei Vergnügungen, ihrer Schwester und Hausgenossin abtritt, von Säuglingsbeinen an bis zur Mannbarkeit. Das Drama ist oder soll doch sein: daß des Jungen Mannbarkeit der Tante Christa gefährlich wird. Unser Lauckner nun schlägt nicht den Funken aus dem Stein, sondern bestrahlt ihn bengalisch, entzündelt allerlei Flämmchen um ihn und erhitzt ihn sich dergestalt künstlich. Stimmende, stimmungsvolle Musik zu Beginn und Ende, ein bewährtes Requisit schon seit Lindaus Tagen. Von glühend jungen Passanten weht zum Fenster der Alten Jungfer der Feueratem der Liebe empor. Der Portierfrau Tochter springt mitten hinein in die Gefahren der Bühne. Der verdauungsfreudige Schwager wälzt sich auf seine animalisch prustende Frau zu. Die Luft ist geschwängert mit Hominin. Die schwatzhafte Nähterin schwabbelt wehmütig-dankbar von ihrem Verstorbenen und hat doch garnicht im Sinn, Tante Christa damit anzuwärmen. Ungenierter besorgen das Freundinnen. Luxuswäsche stachelt die Einbildungskraft. Der Neffe hat einen Magister, der magisch anzieht, so oft oder selten er da ist. Aber der Neffe ist immer da, bringt eines Nachts sein Mariechen mit, und durchs Schlüsselloch erblickt Tante Christa „das Leben“. Da ist es geschehen um sie. Attacke auf Walter. Niederlage. Zu-

sammenbruch. Nervenfieber. Genesung. Nach der letzten, wütendsten Blutbrandung Ebbe für immer, Resignation im plötzlich gebleichten Haar, Abendrot, „Abendbrot“ und die Frage, warum uns das alles Neugier erregt, aber keine innere Teilnahme. Pubertät und Klimakterium, dieses und jene allein für dramatische oder tragödienartige Erschütterungen wie geschaffen, stoßen hier sogar auf einander, und es ist nicht etwa so, daß Frühlingserwachen vom Gegenteil oder dieses von Frühlingserwachen bedrängt und beengt wird. Nein: keins von beiden ist bei Lauckner in die richtigen Hände geraten. Zugegeben: es ist nicht leicht, ein pathologische Studie geschickter der Pathologie und der Studienhaftigkeit zu entkleiden und mit dem Gewand der Poesie zu umhüllen. Aber das ist es eben: anstatt durchtränkt zu sein von der Poesie selbst, ist sie behängt mit ihren Fähnchen, Fetzen und Flittern. Durch mein Ohr hindurch wird ein einziges Mal mein Herz getroffen — wenn die ergraute und entsagende Christa den Neffen, der sich zum Handkuß beugt, an ihre verdorrte Brust zieht mit dem Dichterwort: „Knabe Du! . . . Mein schmerzlicher Sohn . . .“ Der Rest ist leider nicht Schweigen, das immer wieder dort einzusetzen hätte, wo die Behandlung eines so gefährlichen Themas davor geschützt werden müßte, die Grenze der „Peinlichkeit“ zu erreichen, sondern Gerede teils im billigen Modejargon des sogenannten Expressionismus, teils im guten alten Theaterjargon einer verblasenen, ausweichenden, auf- und auseinandergetriebenen Blumigkeit. Man versuche, dieses Gerede mit jenem zu vertauschen und umgekehrt, und man wird sehen, wie wenig das ändert, weil beides der Willkür, nicht der Notwendigkeit sein Dasein verdankt. Erfreulich ist, daß die Alte Jungfer, in der skandinavischen Literatur längst ernst genommen, auch bei uns nicht fürder eine Witzblattexistenz führen sollte. Bedauerlich nur, daß sie keinen andern Retter und Ritter fand als Rolf Lauckner. Der grade hätte das Zeug, die Tante Christa ebenso herzhaft auszuspotten wie ihren Anhang.

Im Lessing-Theater half sich der Regisseur, half Barnowsky sich und dem Autor mit einer möglichst entrückenden, möglichst verschleiernden Inszenierung, mit einer Kunst der verdämmernden Lichter, die sich ein Mal, auf der Kaffeegesellschaft der lüsternen Alten Jungfern, auch der Darstellung mitteilte. Diese beließ es sonst mit Recht bei der Zweiteilung in Komödie und Drama. Komödie: Hanns Fischer und Centa Bré als Eltern von Thomas, nicht von Heinrich Manns Gnaden, saftig, rund und farbig, künstlerisch in dem Grade appetitlich wie menschlich unappetitlich. Drama: die Grüning. Artistisch vollendet, selbstverständlich. Aber ein Engel von Mutter, weich, warm, gütig, ausgeglichen und weise, und keinen Augenblick glaubhaft wunde, heisere, hungrige Alte Jungfer. Beim Ausbruch der Tante Christa müßte man doch wohl eine Gänsehaut kriegen, gleichgültig, ob der Autor genügend Material geliefert hat oder nicht. Daß sie ausblieb, daß man sich überhaupt fast den ganzen Abend von einer zarten, milden, linden Atmosphäre umfangen fühlte, spricht gegen den Seelenforscher Rolf Lauckner, wird aber wahrscheinlich den Theatererfolg seines Stückes begründen.

Amerikanischer Kredit von Georg Rothgießer

Fast alle Zeitungen, die sich mit der wirtschaftlichen Zukunft Deutschlands befassen, sind darin einig, daß bei der unzweifelhaften Verarmung Deutschlands, bei der Entblößung von Rohstoffen und größern Lebensmittelvorräten eine Kreditgewährung des Auslands erforderlich, und daß hier zuerst Amerika in Betracht zu ziehen sei. Man macht auch zum Teil recht verständige Vorschläge, in welcher Weise das Interesse der amerikanischen Kapitalisten für die Kreditgewährung an Deutschland erweckt, und wie in Einzelheiten die Sache am besten in Gang gebracht werden solle. Leider wird aber in fast allen diesen Aeußerungen ein Faktor übersehen, dem die allergrößte Bedeutung zukommt, ein Faktor, der, solange er besteht, jede langfristige Kreditgewährung verhindert, und der also beseitigt werden muß, ehe irgendwelche Einzelanregungen den geringsten Wert haben können.

Dieser hindernde Faktor ist: die Unstetigkeit unsrer Währung. Bevor die Stetigkeit unsrer Währung wiederhergestellt ist, bleibt jede Hoffnung auf Auslands-Kredit eine Fata Morgana. Nehmen wir an: Eine amerikanische Bank leiht einer deutschen Bank am ersten Mai 1919 ein Kapital von 1 Million Dollar, rückzahlbar am ersten Februar 1920. Die deutsche Bank hat die 1 Million Dollar am ersten Mai erhalten und sie in deutsches Geld umgewechselt, oder direkt in deutschem Geld empfangen. Der Kurs des Dollars war im Mai ungefähr 9 Dollar gleich 100 Mark, die deutsche Bank hat also für die 1 Million Dollar 11 Millionen Mark erhalten und muß diese 11 Millionen Mark am ersten Februar 1920 wieder zurückzahlen — oder nicht? Nein, ganz gewiß nicht! Sie muß nicht 11 Millionen Mark zurückzahlen, sondern 1 Million Dollar, und 1 Million Dollar waren Mitte September, da der Kurs für 100 Mark 4 Dollar betrug, nicht mehr 11 Millionen Mark, sondern 25 Millionen Mark, und diese Summe muß die deutsche Bank zurückzahlen, wenn am ersten Februar der Kurs ebenso steht wie Mitte September.

Glaubt irgendwer, daß sich irgendeine deutsche Bank finden wird, die sich auf ein solches Geschäft einläßt?

Man wird nun einwenden: Aber natürlich — so geht es nicht! Die Amerikaner müssen nicht Dollar herleihen, sondern Mark! Nun gut, nehmen wir an, daß die deutsche Bank am ersten Mai 10 Millionen Mark erhalten hat. Dann mußte nach dem Mai-Kurs die amerikanische Bank 900 000 Dollar ausgeben, um die 10 Millionen Mark an der zürcher oder einer andern Börse kaufen zu können, und wenn sie nun am ersten Februar ihr Geld zurückerhält und der Kurs steht dann so wie Mitte September (4 Dollar = 100 Mark), so erhält sie für die 10 Millionen Mark 400 000 Dollar zurück, das heißt: sie hat an dem Geschäft 500 000 Dollar verloren.

Glaubt irgendwer, das irgendeine amerikanische Bank ein solches Geschäft machen wird?

Laßt alle Hoffnung fahren auf den amerikanischen Kredit. Erst wenn der Präsident der deutschen Reichsbank eingesehen hat, welchen kapitalen Bock er geschossen hat, als er am ersten August 1914 die Goldwährung aufgab, erst wenn wir die schwere Aufgabe gelöst haben werden, die Goldwährung wieder einzuführen — erst dann können wir daran denken, Auslands-Kredit zu erhalten. Bis dahin geht es mit unsrer Wirtschaft weiter: abwärts, abwärts, abwärts!

Rundschau

Diktatur-Desperados

Es gibt Leute, die sagen: „aufbauen" — und meinen damit: zudecken; sagen: „mehr Positives" — und meinen damit: mehr vom Alten; sagen: „Ruhe und Ordnung" — und meinen damit: die Stubenordnung der Kasernen. Die so reden, wollen uns glauben machen, daß man auf einem Morast, aus dem man ein paar Dutzend der stinkendsten Sumpfpflanzen mit Müh' und Not entfernt hat — und das nicht einmal so gründlich, wie sich gebührte —, ein neues Haus bauen könne. Manche von diesen Aufbauern — es sind reichlich viel bürgerliche und sozialistische Novemberdemokraten darunter — mögens ganz gut meinen mit ihrem Rat, doch hab' ich bis vor kurzem nicht um alles in der Welt aus ihnen herausbringen können, was sie sich eigentlich unter diesem mysteriösen Aufbau vorstellen. Nun bin ich belehrt. „Diktatur der Mitte", ruft Herr Erwin Barth sehnsuchtsvoll aus, „Diktatur der Mitte" echots von halb rechts bis hin zu Ludendorff. Und die Kaisertreuen lächeln verschmitzt und frohlocken wie Mahadöh bei der Bajadere Wandlung: „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein . . ."

Alles, was sich da auf der Reichsbühne drängt und stößt, schreit nach Autorität. Und zwar nach wirklicher, echter, stilechter Autorität, einer, vor der selbst Noskes frischaufpolierter Talmiglanz verblaßt, kurz: nach Friedensware. Das Regieren ist ihnen sauer geworden. Belagerungszustand und Standgericht haben Kohlenmangel und Arbeiterstreiks, Hungerrevolten und Putsche nicht zu bannen vermocht und Spartacus nicht umgebracht. Was ist schuld? „Mangel an Autorität." Die Lettow-Vorbeck haben die Regierer belehrt: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Ihr wollt die Peitsche schwingen und versteht das Handwerk nicht. Quod licet Jovi, non licet bovi. Und die Noskes haben begriffen: Systematisierung des Belagerungszustands, Systematisierung des Kriegsrechts. Diktatur.

Damit es den Ohren der Zeitgenossen aber nicht gar zu komisch klinge, sagt man schamhaft: Diktatur der Mitte. Wer gehört alles zu dieser „Mitte"? Herr Barth verräts uns: „Alle wahrhaften Freunde des Volkes, gleichviel welcher Parteirichtung, gleichviel welcher sozialen Stellung." Und wie soll die „Diktatur" aussehen? Es soll „mit rücksichtsloser Energie, und wenn es sein muß, mit brutaler Gewalt gegen alle Diejenigen vorgegangen werden, die jetzt noch glauben, nicht positiv am Aufbau der Volkskraft mittun zu brauchen."

Das kann nichts andres heißen als dies: Die Parteien der „Mitte" geben vermittelst einer Strohpuppe, Diktatur genannt, den Männern, die im Ueben „brutaler Gewalt" die langjährige Erfahrung des Fachmanns haben, also unsern famosen Reichswehrbrigadiers — wem denn sonst? — unbeschränkte Vollmacht, alle Die niederzuknüppeln, „die jetzt noch glauben, nicht positiv am Aufbau der Volkskraft mittun zu brauchen". Das wäre ja an sich nichts Neues; neu wäre nur die Form, in der die zum System erhobene Säbelwirtschaft verbohrten Republikanern schmackhaft gemacht werden soll. Ob aber Herr Barth wirklich der Ansicht ist, mit der freiwilligen Bankerotterklärung der deutschen Republik die Monarchisten versöhnen zu können?

Ob er wirklich so naiv ist, zu glauben, daß die Herren Generäle auch nach rechts hauen werden, wenn es der „Diktatur der Mitte“ einmal nötig scheint? Aber dieser Fall tritt doch wohl nicht ein; denn man wird mit Denen links genug zu tun haben, zumal dann, wenn die in der Mitte ihre strategische Rechtsbewegung in etwas schnellerm Tempo fortsetzen. Mit Denen rechts wird man dann schon einig werden und eine noch besser fundierte „Mitte“ bilden; man wird dann rechts höchstens noch Die in Opposition haben, die die Wiederaufrichtung der Leibeigenschaft auf ihr Programm geschrieben haben — und die vielleicht nicht einmal mehr . . .

„Diktatur der Mitte“ — der Casus macht mich lachen. Eine neue Errungenschaft wartet des Mummenschanzes, den man Revolution genannt. Du lächelst, ungläubig wie du bist? Hast noch etwas rückständige Ansichten von Revolutionen und ihrem Zweck? Höre, was Herr Noske zu seinen sächsischen Genossen spricht: „Wenn ich bei einer Offiziersbeförderung die Wahl habe zwischen einem schlechtqualifiziertem Sozialdemokraten und einem tüchtigen, anständigen und ehrlichen Konservativen, dann befördere ich den Konservativen.“ Von wem qualifiziert? Von Oberst Reinhard, dem Monarchisten . . .

Rudolf Rössler

Feuerwerk

Die kleinen Bändchen aus dem Verlag der Weißen Bücher in Leipzig kennen Wenige. Es sind entzückende Sächelchen darunter, so von Alain und von Bottom , davon ein a ıdres Mal. Diesmal wollen wir uns nur über eines unterhalten: über Chestertons ‚Verteidigung des Unsinns, der Demut, des Schundromans und andrer mißachteter Dinge‘.

Seit Oscar Wilde mit seiner Blume im Knopfloch ganz Wien verpestet hat, sind Paradoxa hierorts nicht mehr gesellschaftsfähig. Man tut das einfach nicht mehr. So, wie man die Sauce nicht mit dem Löffel aufschöpft oder den Hausherrn nicht dazu beglückwünscht, daß sein ältester Sohn nun endlich in den Verband Deutscher Bolschewisten eingetreten ist, so wenig sagt man noch: „Die Kunst ist wie die Frau. Beide sind . . .“ Man trägt das längst nicht mehr. Als Harry Walden noch jung war . . . Na, da lachen Sie.

Aber so eine Art Feuerwerk ist das hier gar nicht. Haben Sie einmal ein Bild von Chesterton gesehen? Nein? Also stellen Sie sich einen ungeheuer dicken und etwas griesgrämigen Mann vor, mit Kneifer und etwas Schnauzbart, und es ist ja anzunehmen, daß der Verfasser des ‚Mannes, der Donnerstag war‘, und der ‚Orthodoxie‘ und der ‚Heretiker‘ und der ‚Magie‘ — daß dieser dicke Mann, sage ich, in dem von Tirpitz mit Erfolg ausgehungerten England in der Zwischenzeit noch dicker geworden ist. Er hat so viel Fett wie Humor.

Ob der ohne Shaw nicht zu denken ist, wie Manche behaupten, weiß ich nicht. Kenner der englischen Literatur mögen ergründen, wieviel irischer Humor das ist, und wieviel adaptierter irischer Humor. Jedenfalls ist es eine der lustigsten Arten von Gehirnakrobatik, die sich denken läßt. Das ist im wahrsten Sinne des Wortes paradox — denn dem Schreiber hat erst etwas geschienen, und das hat er übertrudelt. Die Verteidigungen der Planeten, der Detektivgeschichten und des Schundromans gehören zu den besten Leistungen des literarischen Variétés. Rauchen gestattet! Stets wechselndes Programm! Und Sie lachen mehr als in einem deutschen Tivoli.

Am schönsten und hellsten aber strahlt der letzte Aufsatz: ‚Verteidigung des Patriotismus'. Dazu muß allerdings gesagt werden, daß er, pazifistisch, antinationalistisch und ganz befreit von allen Dogmen, vor dem Kriege geschrieben worden ist, vor jener Zeit, wo sogar G. K. Chesterton in der berechtigten Abneigung gegen Potsdam eine Grube fand, in die er hineinfiel, der dicke und kluge Mann — und daß der Aufsatz so recht auf Niemand geht. Er ist um seiner selbst willen geschrieben worden. Und das sind meisthin die klügsten Dinge, die wir so einfach dahin sagen: ohne Interesse an Jemand, ohne Ranküne gegen einen Andern, ohne die Absicht, zu gefallen oder zu mißfallen. Es wäre hübsch, wenn sich recht viele Deutsche an dieser blitzenden Weisheit eines Krämergeistes jenseits des Kanals erfreuten. Wir habens nötig.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Im oesterreichischen Kriegspressequartier — eine Einrichtung, die uns erklärt, warum noch so viele oesterreichische Literaten am Leben sind — ereignete es sich einmal, daß ein Mann, der zu diesem Behufe angestellt war, eine recht biedere patriotische Geschichte erfunden hatte, zur Aufnahme in die k. u. k. Schullesebücher. In dieser Geschichte war erzählt, wie ein Matrose über Bord seines Kriegsschiffes fällt, noch einmal auftaucht, begeistert ruft: „Vivat Habsburg!" und in den Wellen versinkt. „Das geht nicht", erklärte der Zensor; „Vivat Habsburg ... Was sollen die Ungarn dazu sagen? Die fühlen sich wieder alle beleidigt! Aendern Sie das gefälligst um." Und nun heißt die Geschichte so: Der Matrose fällt ins Meer, taucht noch einmal auf, ruft begeistert: „Indivisibiliter ac inseparabiliter!" und versinkt.

Antworten

Musikschwärmer. Man kann sich garnicht vorstellen, daß es so was noch gibt. „Emmy Leisinger als Schwiegermutter. Vielen mag es noch so sein, als ob sie ‚Die Leisinger' erst gestern in ‚der Königlichen' gehört hätten, und heute erfährt man, daß unsre einstige Primadonna — Schwiegermutter geworden ist. Sie zeigt mit ihrem Gatten, dem Oberbürgermeister Mühlberger, in Eßlingen die Verlobung ihrer Tochter Klara mit dem Landwirt Harry Bake an. Ja, die Leisinger ..." Ja, ja, das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt, der liebe gute alte Berliner Lokalanzeiger ...

Buchhändlerbörsenblatt. Deine Reaktion — das finde ich bei der Korrektur anstatt Redaktion, lass' es freudig stehen und schüttle dem Setzer dankbar die Hand — also sie schreibt dem Freien Verlag in Bern, der das Buch des Professors Nicolai: ‚Sechs Tatsachen zur Beurteilung der heutigen Machtpolitik' inserieren will, alles Ernstes: „Ihr uns mit Auftrag vom sechsundzwanzigsten August aufgegebenes Inserat, betreffend Nicolai, bedauern wir ablehnen zu müssen, da wir es nicht als die Aufgabe des Börsenblattes betrachten, durch Abdruck derartiger Ankündigungen an der Verbreitung von Werken mitzuwirken, deren Tendenz auf die Herabsetzung der deutschen Armee und ihrer ehemaligen Führer gerichtet ist." Der Freie Verlag hat Dir daraufhin in einem Brief an den ‚Ausschuß für das Börsenblatt der deutschen Buchhändler' das Recht zur politischen Zensur bestritten. Auch ich, vorläufig noch unbeteiligt, bestreite das. Es geht nicht an, daß ein Fach

organ, dem Verträge ein Monopol gesichert haben, für seinen Inseratenteil Bücher, die ihm aus den oder jenen Gründen mißfallen, ablehnt. So magst Dus mit Budapester Zoten halten, die der Staatsanwalt übersehen hat — hältst Dus da immer so? —: aber hier liegt die Sache doch wohl ein bißchen anders. Ob die deutsche Armee und ihre ehemaligen Führer herabgesetzt zu werden verdienen oder nicht, das ist eine Frage, die im öffentlichen Meinungsstreit ausgetragen wird, und deren Entscheidung keineswegs der Redaktion des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel zusteht. Dieser ungeheuerliche Fall der Anmaßung einer politischen Zensur darf und wird Dir nicht durchgehen. Denn wir Alle können morgen das Pech haben, Dir zu pazifistisch zu sein, und dafür in den B. V. erklärt werden. Nein, meine Lieben: dazu haben wir Kessel, Nicolai und Henniger nicht abgeschafft.

T. G. „Wir überreichen Ihnen anbei das soeben in unserm Verlage erschienene Werk von Carl Leyst zur privaten Orientierung. Der unterzeichnete Verlag hat Ihnen gegenüber keinerlei Wünsche oder Erwartungen. Sollte Ihnen jedoch das Werk irgendein Erlebnis bringen, so daß Sie sich dazu äußern wollen . . .“ Wie sagt der Berliner? Den ham se woll mit de Muffe jebufft.

Schwachsinniger. Ihren Liebling Otto Ernst verarztet eine Bücherschau folgendermaßen: „In den Weisen im Franziskanerkeller schildert O. Ernst mit scharf vergrößernder Beobachtungsgabe die häufigsten Spielarten des deutschen Philisters . . .“ Scharf vergrößernd? Sollten Herr Schmidt sich einen Rasierspiegel angeschafft haben?

Verleger. Einer von euch inseriert: „In der Gegenwart ist keiner so berufen, dem deutschen Volke die Wege zu weisen, wie Doktor Ernst Horneffer, der bekannte Nachfolger Nietzsches.“ 's is nähmlich noch de alte gude Firma. Dr Begrinder is Sie mit Tode abgegangen. Abr dr neue Inhaber is Sie auch nich von Bappe!

Paul Ernst. Sie machen in der Vossischen Zeitung den Vorschlag, der Staat möge dreißig wertvollen Deutschen die Steuerpflicht abnehmen, um ihre Existenz zu verbessern. Sie schlagen als Auswahlkommission die Fastenrath-Stiftung vor (von der ich mich zu erinnern glaube, daß sie den oder einen Preis des letzten Jahres dem Lumpen Eberhard König zugesprochen hat). Wenn Sie einmal die — sagen wir immerhin: Köpfe unsrer Nationalversammlung zusammen gesehen hätten, würden Sie solch einen Vorschlag nicht gemacht haben. Und die Ueberschrift ihres Artikels stimmt mich traurig: ‚Die Zukunft des Geistes in Deutschland‘. Der soll eine haben? Wie sang vor fünfhundert Jahren mein guter alter Freund Emil Thomas? „Glauben Sie's? Wer? Ich? Ja, Sie! Nein, nein! Das reden Sie uns bloß ein, das reden Sie uns bloß ein.“

Wiener. Nun endlich ist ein Herzenswunsch von Karl Kraus und allen reinlich denkenden Leuten erfüllt: die Neue Freie Presse hat ihren Einfluß verloren, ist von der ersten an die dritte Stelle gerückt und wird sich auch da nicht halten können. Aber dazu hat eine Welt untergehen müssen.

Politiker. Auf der Agitationskonferenz der Sozialdemokratischen Parteifunktionäre Groß-Berlins hat Noske mit der Eisenstirn, die ihn ziert, offenbar auf Befehl die wahrheitswidrige Erklärung abgegeben: „Das in der ‚Weltbühne‘ veröffentlichte Interview mit Oberst Reinhard ist eine Dichtung.“ Noske ist leider eine Realität.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14 Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Tirpitz, Noske, v. d. Goltz von Heinrich Ströbel

Auch die Erinnerungen des Herrn v. Tirpitz sind nun herausgekommen. Als Geschichtsquellen sind auch sie nur mit größter Vorsicht zu genießen, denn bei der Verteidigungsschrift eines so starken Temperaments mischt sich fast unbewußt Dichtung mit Wahrheit. Natürlich wäre alles anders gekommen, wenn man von Anfang an auf Tirpitz gehört hätte. Man hätte dann, statt sich selbst das Odium des Losschlagens aufzuhalsen, den Gegnern die Kriegserklärung aufgenötigt, man hätte die Hauptfront rechtzeitig gegen England gerichtet, hätte den U-Boot-Krieg nicht verkehrt entriert, hätte nicht die „Kindereien mit den Zeppelinschiffen" begangen, hätte, mit einem Wort, den Krieg gewonnen. Auf diese Selbstglorifizierungen braucht man keinen Wert zu legen, ebensowenig auf die Behauptung, daß Wilhelm der Ahnungslose über die ihm unbegreifliche Provokationspolitik der Oesterreicher ganz vertattert gewesen sei. „Er wußte garnicht, was die Oesterreicher wollten. Die Serben hätten doch alles bis auf einige Bagatellen zugestanden. Seit dem fünften Juli hätten die Oesterreicher nichts darüber gesagt, was sie vorhätten!" So Wilhelm am neunundzwanzigsten Juli im Neuen Palais zu Potsdam. Alle Biographen Wilhelms rühmen das ungewöhnliche Gedächtnis des Mannes, und da sollte ihm ganz entfallen gewesen sein, daß er erst am vierzehnten Juli von Bornholm aus in einem Handschreiben an Franz Joseph dem Kriegsplan Oesterreichs, der ihm am fünften Juli schriftlich und mündlich höchst genau auseinandergesetzt worden war, nochmals seinen Segen gespendet und für die „Stunden des Ernstes" feierlichst die treue Erfüllung der Bundespflichten verheißen hatte? Außerdem führt Tirpitz den Beweis, daß der Kanzler bereits am dreizehnten Juli von dem wesentlichen Inhalt des beabsichtigten Ultimatums ganz genau unterrichtet war. Das ist nichts Neues, war schon vor den Enthüllungen des neuen Rotbuchs durch die Mitteilungen Muehlons und Schöns bekannt, sodaß die freche Komödie von der deutschen Ahnungslosigkeit eben nur noch vor einem deutschen Publikum gemimt werden konnte.

Daß Bethmann und Wilhelm in den Tagen vor der Entscheidung mit ihren Nerven so ziemlich zu Ende waren (am neunundzwanzigsten Juli war Bethmann, nach Tirpitz, „völlig in die Kniee gesunken", am einunddreißigsten „so aufgeregt und überreizt, daß nicht mit ihm zu sprechen war", und auch Wilhelm zeigte „ein so tragisches und zerstörtes Gesicht" wie nie zuvor) — das dagegen ist ganz glaubhaft. Die ungeheuern Folgen des mit Oesterreich angezettelten Weltfrevels fielen schwer auf ihr Gewissen. Daß sie trotzdem kein Zurück mehr fanden, Berchtold

nicht noch im letzten Augenblick in die Zügel fielen, vielmehr in dem Moment, wo Oesterreich einlenken zu wollen schien, selbst die Lunte ans Pulverfaß legten, macht ihr Verbrechen umso un-
sühnbarer. Und nicht überraschend hatte sich das Wetter über ihnen zusammengeballt; immer stärkeres Wetterleuchten hatte es längst angekündigt. Immer ernster hatte Grey gewarnt, auf die unausbleiblichen Komplikationen hingewiesen, immer deut-
licher hatte Sasonow das Eingreifen Rußlands für unausbleib-
lich erklärt und die Warnungen obendrein durch den grade in Petersburg weilenden Poincaré wiederholen lassen. Aber nicht nur England, Rußland, Frankreich hatten mit den eindring-
lichsten Vorstellungen nicht gekargt: auch der Dreibundgenosse Italien hatte den schärfsten Einspruch erhoben! Italien hatte keinen Zweifel darüber gelassen, daß es ihm durchaus nicht nur um die Erpressung von Kompensationen gehe. Wohl wünsche Italien, hatte San Giuliano mit stärkstem Akzent erklärt, keine Schwächung Oesterreichs, doch sei ihm wegen der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts auch jede Stärkung des Habsburger-
Reiches unwillkommen. Alles das hatten Bethmann und Jagow in den Wind geschlagen. Seelenruhig duldeten sie, daß das ihnen inhaltlich seit Wochen, wörtlich seit Tagen bekannte kriegser-
presserische Ultimatum an Serbien abging, daß Oesterreich Serbien den Krieg erklärte, daß es in besorgniserregendem Maß-
stabe mobilisierte, daß es die Feindseligkeit begann, daß es alle Vermittlungsvorschläge der Mächte ignorierte oder mit kaltem Hohn beantwortete.

Und trotz alledem soll Bethmann an die Passivität der Entente geglaubt, sich mindestens bis zum letzten Augenblick ein-
gebildet haben, England durch nichtssagende Versprechungen da-
zu bewegen zu können, daß es die Verletzung der belgischen Neu-
tralität und die Niederwerfung seiner Verbündeten teilnahmslos mitansehe! Ueberhaupt: nach Tirpitzens Darstellung müssen die führenden Männer Deutschlands allesamt von einem rätselhaften Wahnsinn, von einer Art geistiger Grippe befallen gewesen sein. Immer mehr wird ihm zur Gewißheit, „daß unsre ganze Politik der letzten Jahre Blödsinn war". „Wenn nur der Kopf anders wäre, die Nation ist glänzend." „Je mehr ich sehe von der Reichsleitung durch den Kaiser und den Kanzler, je mehr schwin-
det meine Hoffnung." „Es ist ein unerhörtes Versagen unsrer Oberschicht, mitverschuldet durch die Spitze." Tirpitz hat recht gesehn: eine Seuche hatte das Gehirn der ganzen deutschen Ober-
schicht zerstört. Aber Tirpitz selbst war einer der schlimmsten Bazillenträger, denn die Krankheit, die Deutschlands Macht-
haber so verheerend befallen, war die brutale nationale Ichsucht, war die Vergötzung der stupiden Gewalt!

*

Aber sind wir heute von dieser Krankheit genesen? Die Rede Noskes gibt darauf die Antwort. Der ‚Vorwärts' rühmt ihr nach, daß sie den Eindruck einer ungewöhnlich starken politischen Intelligenz gemacht habe. Freilich, der ‚Vorwärts', der mitsamt Herrn Scheidemann bedingungslos vor Oberst Reinhard kapituliert hat und alle seine Zeugenaussagen wider den deutschen Gallifet mutig im Redaktionspult behält, muß ja wenigstens unbedingtes Vertrauen zu Noske markieren, dem Diktator der Mitte, der die bedenklichsten Wallensteiner gegen die Linke auszuspielen versteht, ohne je die Herrschaft über diese gefährliche Gefolgschaft zu verlieren. Nun hat gegen die Argumentation der Bajonette waffenlose Intelligenz noch niemals etwas ausgerichtet — aber wir suchen in dem Bericht des ‚Vorwärts' über Noskes Rede auch vergeblich nach dem bescheidensten Genieblitz. Daß Noske dem Reinhard und seinen Getreuen jedes Wort unbesehen glaubt und auf solches Zeugnis hin das Interview der ‚Weltbühne' einfach für „Dichtung" erklärt, beweist keinen besondern Scharfblick. Und daß er glaubt, die jetzt so rabiat gewordenen Gelben von gestern würden morgen wieder die Hand an die Hosennaht legen, sobald sie wieder die Faust der Reaktion im Nacken spüren, das müßte einem Logiker die reaktionäre Gefahr doch umso größer erscheinen lassen, während Noske sie ja grade leugnet! Und wenn Noske von den revolutionären Elementen nicht anders als von „Prahlhänsen" und „Großmäulern" spricht — wozu braucht er dann die Republik mit einem ungeheuern militärischen Apparat von Reichswehr, Polizeiwehr und Einwohnerwehr zu überziehen, der völlig in den Händen gegenrevolutionärer Offiziere liegt! Oder aber: Noskes kasernenhofmäßige Schimpferei (auch seine Lieblingsworte „Riesenschweinestall" und „Sauwirtschaft" kehrten wieder) ist billige Demagogie, und das Staatsleben ist durch die Gärung breiter Volksmassen, gewaltiger Proletarierschichten bedroht — dann ist die brutale Gewaltpolitik das sicherste Mittel, die Republik in die Luft zu sprengen und entweder dem Bolschewismus oder der Gegenrevolution auszuliefern.

Wenn einem ehemaligen Proleten, der von Gnaden der Revolution im Kaiserbett schlafen und ein Ministergehalt einstreichen kann, nicht schon der gute Geschmack verbietet, von den um Lohnerhöhungen kämpfenden Arbeitern als revolutionären Beutemachern zu sprechen, so sollten ihn die einfachsten sozialen Erwägungen davor behüten. Gewiß: auch ehemalige Gelbe sind heute eifrige Streiker. Aber was peitscht ihre Begehrlichkeit auf? Der provozierende Luxus der Besitzenden, die sinnlose Verschwendungswut, die rasende Gewinn- und Genußgier, die unsre Großstädte (und nicht nur sie) in Lasterstätten verwandelt, wie es nur das verfaulende Rom oder das verpestete Byzanz gewesen sein mögen. Hat man nicht die zahllosen Spielhöllen bis in die

allerletzte Zeit hinein geduldet, stimuliert man nicht von oben her die Wettleidenschaft durch Vermehrung der Rennen? Rast nicht der Pöbel der Kriegsgewinnler protzig auf tausenden von Autos durch die Straßen, fliegen nicht in den Bars, den Variétés und den Tanzlokalen die blauen und die braunen Lappen gleich Papierschnitzeln? Und da wagt ein Noske den Arbeitern eine Moralpauke zu halten? Und fünfhundert rechtssozialistische Parteifunktionäre jubeln solch faustdicker Tartüfferie zu?

Aber freilich, diese selben Funktionäre waren es ja, die, wie Noske ausplauderte, im Januar zu Noske gelaufen kamen und baten: „Schlagen Sie doch zu und hauen Sie die Bande in Stücke." „Heiterkeit" verzeichnet hier der ‚Vorwärts'. Und als Noske fortfährt: „Und so begann mein ‚berliner Blut- und Schreckensregiment'", da erregte er gar „stürmische Heiterkeit". Ja, dachte man denn garnicht mehr an die Ermordung von Rosa Luxemburg, Liebknecht, Jogiches, Lojewski, an die Erschießung der ‚Vorwärts'-Parlamentäre in der Dragonerkaserne der Blücherstraße, an die Ermordung der zweiunddreißig Matrosen, an die Massakrierung all der Hunderte, die dem Bürgerkrieg der Noskeschen „Wallensteiner" im Januar und im März zum Opfer gefallen waren? Und bei der Erinnerung an solche Schreckenstaten kann man in johlendes Gelächter ausbrechen? Können sich fünfhundert rechtssozialistische Parteivertreter vor Lachen schütteln?

Inzwischen haben wir den Riesenstreik der berliner Metallarbeiter, bereiten sich andre Massenausstände vor, will der Brand wieder im ganzen Lande aufzüngeln. Dem kaum mühsam in Gang gebrachten Wirtschaftsleben droht neue Zerrüttung. Nur äußerstes Entgegenkommen, nur leidenschaftlicher Verständigungswille, nur reinstes Ethos, Bekundung der lautersten Gesinnung vermöchten noch den Abgrund zu überbrücken, der zwischen den Klassen und den Parteien gähnt. Noske aber wiederholt das Grundmotiv seiner dresdner Rede: „Wenn wir durchkommen wollen, müssen wir den Mut zur Härte haben und lieber ein paar Tollköpfe opfern als ein Sechzig-Millionen-Volk." Und ein halbes Tausend rechtssozialistischer Parteifunktionäre zollt ihm Beifall. Und später, als Noske mit platonischer Gebärde sein Amt ausbietet: „mit Kußhand" gibt ers her, ertönt der gemütvolle Ruf: „Justav muß bleiben!" In der Tat: Justav wird bleiben, solange die Reinhard und Genossen seiner bedürfen!

Wohin wir dabei geraten, könnte, sollte man meinen, Keinem verborgen sein. Aber die Gewaltmenschen von 1919 sehen so wenig die Folgen ihres verbrecherischen Treibens wie die Gewaltmenschen von 1914. Die spanische Gehirngrippe des Machtwahnsinns benebelt noch immer die Geister.

*

Blinde, sinnlose Gewaltpolitik hat uns auch wieder in die kurländer Sackgasse hineingebracht. Die Bolschewistengefahr wurde bewußt ins Abenteuerliche übertrieben, um in Kurland eine Armee von hunderttausend Mann zu sammeln. Nicht zur Abwehr der Bolschewiki, sondern zur Behauptung Kurlands, das unsre Wallensteiner, dem Friedensvertrag und allen Drohungen der Entente zum Trotz, als Kriegsbeute zu behalten gedachten. Das Kriegslager Kurland sollte aber auch die Wiege verwegenster Unternehmungen werden. Von hier aus gedachte man den Hohenzollern wieder das Reich zu erobern. Vielleicht mit Hilfe der russischen Reaktion, mit Unterstützung der Koltschak und Denikin. Vielleicht auch im Bunde mit den Bolschewiki, wenn dieser Weg eher zum Ziel führte. Das klingt abenteuerlich, aber unsre Militaristen waren ja immer Abenteurer der verzweifeltsten Sorte, waren es im Jahre 1914 und alle die folgenden Jahre, sind es auch heute noch. Man weiß, mit welchem Eifer in ganz Deutschland für den Grenzschutz Ost geworben wurde, eben für jene Armee in Kurland und Litauen, die jetzt auf die Warnungen der Regierung pfeift und ihre eigne Briganten-Politik treibt. Aber der deutschen Regierung ist sicherlich auch bekannt, daß seit einiger Zeit bei uns deutsche Offiziere unter den verlockendsten Geldangeboten Mannschaften für die russischen Bolschewiki anwerben. Wahrscheinlich hat die tollhäuslerische Idee des Professor Eltzbacher, die den Bolschewismus als Sturmbock für Nationalismus und Reaktion benutzen zu können glaubt, in Offizierskreisen Anhänger gefunden.

Die Entente, die bereits vor einigen Wochen mit Entschiedenheit die Zurückziehung der deutschen Truppen aus Kurland verlangte, hat nunmehr ihre Forderung mit der Androhung der erneuten Blockade wiederholt. Theodor Wolff hält diese ernste Mahnung zur Erfüllung der durch den Friedensvertrag eingegangenen deutschen Verpflichtungen für die passende Gelegenheit, die Entente mit Hohn zu regalieren: sie möge doch gefälligst ihre eignen Truppen gegen die unbequeme Eiserne Brigade in Bewegung setzen. Glaubt er dadurch das Entente-Vertrauen in deutsche Vertragstreue zu erhöhen? Oder will er leugnen, daß die deutsche Regierung durch ihre Unterstützung und Duldung der Wallensteinerei im Baltikum jeden Vorschub geleistet hat? Die unsinnige Willfährigkeit der deutschen Regierung gegenüber jeder nationalistischen Laune und jedem militaristischen Aberwitz hat Deutschland auch in diese peinliche und nunmehr gradezu verhängnisvolle Situation gebracht. Und hier zeigte sich einmal drastisch, was Noskes Ruhmredigkeit wert ist, wie wenig er seine Wallensteiner in der Hand hat. Er hat jetzt die Verproviantierung der Truppen einzustellen, auf alle nach dem Baltikum übertretenden Angeworbenen zu feuern befohlen. Ob der Befehl auch ausgeführt werden und seine Wirkung tun wird? Wir wollen

es hoffen, denn eine Verwirklichung der Entente-Drohungen könnte bei den heutigen Zuständen in Deutschland in der Tat zur Katastrophe werden. Aber selbst wenn dieses Aeußerste abgewendet würde, bliebe die keineswegs zu unterschätzende Schwierigkeit, die hunderttausend Abenteurer der Armee von der Goltz wieder in friedliche Bürger zu verwandeln. Oder sollten auch sie am Ende noch das Heerlager der Gegenrevolution verstärken?

So geraten wir immer hoffnungsloser in innere und äußere Krisen, treiben wir Bolschewismus und Reaktion, Bürgerkrieg von links und rechts, treiben wir neuem Weltkrieg entgegen, wenn wir nicht endlich der Krankheit Herr werden, die seit langem schon das deutsche Volk vergiftete, sich seit 1914 aber zu erschreckendem Paroxismus steigerte: der Gewaltvergötzung und des Kultus der Brutalität!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXVIII.

Wilhelm Solf

Alles ist an ihm kugelrund: sein Kopf, sein Bauch, und selbst seine Beine machen einen kugelig vollen Eindruck. Ein massiver Fleischbau. Glatt das Gesicht. Glitzernd die Glatze. Die verkörperte Bonhommie. Ein Gesellschafter von bezwingend netten Formen. Ein Plauderer, der unaufhörlich sprudelt und stets eine Zuhörergemeinde haben muß. Ein Mann mit üppig wucherndem Ehrgeiz, der sich, in kleinem oder großem Kreise, ohne aufdringlich zu sein, gern bengalisch beleuchtet sieht. Ein Politiker, ders nicht so genau mit den (verfluchten) Grundsätzen nimmt, und der bald hier, bald da Anlehnung sucht, um sein Lebensschifflein, eine fest gezimmerte Barke, nicht durch ein Gegen-den-Strom-Schwimmen zu gefährden. Ein begüterter Mann, der Beruf und politische Tätigkeit nicht um des Geldverdienens ausübt, sondern in der Lage ist, auf der sichern Grundlage eines großen väterlichen Vermögens Politik als Sport, Politik aus Ehrgeiz und Leidenschaft zu treiben.

Ursprünglich hatte er Gelehrter werden wollen. Sein Vater hatte es dazu. Ein Berliner. Bergwerksbesitzer. Freisinniger Stadtverordneter. Wilhelm, im Oktober 1862 geboren, wandte sich, nach dem Abiturium, dem Studium des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaften zu. In Kiel. Dann trieb er Indisch und Persisch am Orientalischen Seminar zu Berlin. Schließlich, als er die öde und trockene Philologie satt hatte, gestattete er sich noch ein juristisches Studium in Jena. Er konnte sich Zeit lassen und seinen Neigungen leben. Endlich, als sein Lebensdrang ihn zu irgendeinem schaffenden Beruf trieb, klopfte er beim Auswärtigen Amt an, in dem da-

mals noch das Kolonialamt eine besondere Abteilung war. Man gab dem jungen Manne, da er alle formalen und materiellen Vorbedingungen erfüllte, bald einen Auftrag. Er wurde nach Deutsch-Ostafrika als kommissarischer Bezirksrichter und später nach Kalkutta ins Generalkonsulat geschickt. Seine diplomatische Laufbahn begann.

Rasch wurde er vor eine größere Aufgabe gestellt. Die Wirren auf Samoa hatten den Regierenden Deutschlands, Englands und Amerikas schon seit zwanzig Jahren zu schaffen gemacht. Die Kolonisten kamen mit den Eingeborenen nicht aus, und die Eingeborenen zerfleischten sich selbst in einem jahrzehntelangen Bruderkampf. Zwei Könige stritten um die Krone, und obendrein wollten auch die Herren Samoaner ihre Volksvertretung haben. Die Taimua sollte das Oberhaus und die Faipule das Unterhaus sein. Der Häuptlingsfamilie Malietoa wurde der Thron streitig gemacht. Immer neue Gegenkönige tauchten auf. Mataafa spielte die Hauptrolle. War er niedergeschlagen, so flüchtete er, ließ sich aber nicht klein kriegen. Kurz: ein Kuddelmuddel sondergleichen. Alle Augenblicke waren Kriegsschiffe der drei Mächte vor Apia und versuchten, durch einige Schüsse den polynesischen Herrschaften einigen Respekt einzuflößen. Vergebens. 1889 hatte eine Samoa-Konferenz stattgefunden, 1899 abermals eine. Das Königreich Samoa wurde nun von der Landkarte gestrichen und kurzerhand aufgeteilt: Selbstbestimmungsrecht der Völker. Amerika erhielt Tituaila und Deutschland Sawai und Upolu mit der samoanischen Reichshauptstadt Apia. England wurde anderswo abgefunden: einige Salomon-Inseln, die Tonga-Inseln und Niue wurden ihm zugeschanzt. Das Polen Polynesiens: Samoa konnte die Welt hinfort nicht mehr beunruhigen. Mit offenen Armen und Händen hatten sich drei Großmächte liebevoll seiner angenommen. Während dieser freundschaftlichen Verteilung der Beute war Doctor juris Solf Vorsitzender des Munizipalrates in Apia. Nun, nachdem die beiden Hauptinseln Deutschland zugesprochen worden waren, blieb er hier als Gouverneur und machte sichs behaglich. Aber trotz all seiner behäbigen und satten Liebenswürdigkeit floß sein Leben hier, fern von Rom, nicht ungetrübt dahin. Die Pflanzer griffen ihn scharf an, da er die Eingeborenen verhätschele. Und die Pflanzer standen unter der sehr zielklaren Führung des (inzwischen verstorbenen) Deeken. Dann wurde ihm eine Bevorzugung der großen Gesellschaften zu Ungunsten der Einzelpflanzer vorgeworfen. Derlei Differenzen lassen sich wahrscheinlich nirgends vermeiden. Was man, und wie mans tut: einem macht mans immer nicht recht. Aber der dunkelste Punkt seiner Regierung in Apia war gegen Ende seiner Gouverneurstätigkeit der Aufstand des Lauerti, eines der mächtigsten Häuptlinge auf Sawai. Die Lage war bereits sehr be-

drohlich geworden. Solf entschloß sich in letzter Stunde zu einem Verständigungsfrieden, denn er war mit seinem Latein zu Ende. Unter gewissen religiösen Zeremonien wußte er zuguterletzt das Feuer des Aufruhrs zu ersticken. 1910 ging er dann auf Urlaub. Er hatte Samoa bis zum Halse. Inzwischen hatte er sich mit Fräulein Dotti verheiratet, einer gesellschaftlich interessanten Dame, die nicht nur reich war, sondern auch sehr ehrgeizig, mehr noch als er. Der Vater, in Neuenhagen an der berliner Ostbahn begütert, gehörte zu Denen, die mit der rapide wachsenden Ausdehnung der Reichshauptstadt durch Verkauf von Grund und Boden riesige Gelder verdient hatten.

Also 1910 saß Solf in Berlin auf Urlaub, reckte und streckte sich und konnte und konnte sich nicht entschließen, wieder zu Schiff in die Südsee zu gehen. Er wartete auf seine Stunde. Aber sie schien noch nicht geschlagen zu haben. Das Auswärtige Amt wurde mißmutig, und man gab ihm bereits einen zarten Wink, entweder den Abschied zu nehmen oder nach Samoa zurückzukehren. Da kam, in der letzten Minute, das große Glück. Das unerwartet „Wunderbare" hat in Solfs Leben überhaupt eine bedeutende Rolle gespielt.

Diesmal wars die Marokko-Affäre. Herr von Kiderlen-Wächter hatte endlich das Vernünftigste getan, was er tun konnte: er hatte aus dem leidigen Marokko-Konflikt ein Kompensationsgeschäft gemacht. Marokko den Franzosen (und Spaniern), Neukamerun den Deutschen. Herr von Lindequist, der Staatssekretär des Reichskolonialamtes, war allerdings nicht damit einverstanden. Der achtete den neukameruner „Entenschnabel" für nichts und geriet mit Kiderlen aneinander. Lindequist war ein sehr tüchtiger, aber auch sehr empfindlicher Mensch. Kiderlen war eine aufbrausend burschikose Natur. Das konnte nicht gut enden. Es kam zum Krach. Lindequist reichte am Tage vor der entscheidenden Reichstagssitzung, in der er das berühmte Kongo-Abkommen vertreten sollte, sein Abschiedsgesuch ein, und mit ihm trat der langjährige verdiente Geograph des Kolonialamtes, Freiherr von Danckelmann, zurück, der schon Mitte der achtziger Jahre im Dienst König Leopolds von Belgien im Kongolande tätig gewesen war. Danckelmann war ein sehr temperamentvoller Mensch. Herr von Bethmann Hollweg, der hehre Reichskanzler, schäumte vor Wut und mit ihm das gesamte Auswärtige Amt, als der Rücktritt Lindequists, noch ehe er amtlich angemeldet war, im Berliner Tageblatt verkündet wurde. Bethmann plante sofort ein Disziplinarverfahren gegen Danckelmann, den man für den Urheber der Indiskretion hielt. Mit Himmel und Hölle wurde ihm gedroht. Da aber stellte sich heraus, daß Danckelmann, ein sehr vermögender Herr, alle die Jahre nur kommissarisch im Reichskolonialamt tätig gewesen, also nicht als Beamter zu belangen war.

Solf brauchte, nach der jähen Demission des Herrn von Lindequist, die die hohe Regierung für den ersten Augenblick in eine tötliche Verlegenheit brachte, nur zuzugreifen. Konkurrenzlos saß er in seinem bequemen Klubsessel da. Seitz war ferne in Deutsch-Südwestafrika. Freiherr von Rechenberg, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, der unter andern Umständen auf alle Fälle den freigewordenen Posten des Staatssekretärs bekommen hätte, hatte das Pech, erst mit dem nächsten Dampfer nach der in aller Eile bereits erfolgten Ernennung Solfs auf Urlaub in Deutschland einzutreffen. Und so war Solf über Nacht ein gemachter Mann geworden. Jetzt wußte er genau, was er seinen Freunden im Auswärtigen Amt zu danken hatte, und drehte das Steuer des Kolonialamts sofort in den Kurs Kiderlen-Wächters. In seinem neuen Amt pflückte er keine Lorbeern. Schöpferisch war er nicht. Aber er wußte die richtigen Leute heranzuziehen und ihre Fähigkeiten geschickt zu benutzen. Im Uebrigen beschränkte er sich auf die laufende Verwaltungstätigkeit, hielt koloniale Propaganda-Vorträge im Reich und suchte sich mit allen Parteien gut zu stellen. Im Reichstag erzielte er einmal einen großen Heiterkeitserfolg, als er sich über die nicht vorhandenen Abortanlagen am Strande von Sawai verbreitete und die Gebräuche der Eingeborenen-Kehrseite mit witzigen Worten schilderte.

Auf die Dauer war ihm sein kolonialer Wirkungskreis zu klein. Er schaute nach neuen Bezirken aus. Die auswärtige Politik wollte er leiten und, darüber hinweg, noch eine Stufe höher hinaufklettern. Bei seiner Offenherzigkeit machte er auch weiten Kreisen daraus kein Hehl. Seine gesellschaftliche Virtuosität bereitete allmählich die Ueberfahrt zu neuen Ufern vor. Zu Anfang des Krieges begründete er die Deutsche Gesellschaft von 1914, um, auf einer politisch völlig neutralen Plattform, den „Geist des vierten August" zu pflegen. Nach und nach wurde er der Anziehungspunkt aller derjenigen Politiker, die die Rechte damals, 1915, 1916, 1917, als Pazifisten und Miesmacher zu brandmarken pflegte. Fürst Lichnowsky ging selbst in seinen schlimmsten Wochen, als das Preußische Herrenhaus ihn aus seiner Mitte stieß, bei Solf ein und aus und besuchte ihn im Kolonialamt. Der beschäftigte sich tagelang so gut wie garnicht mit seinem Ressort, sondern schwelgte in hoher Politik. Bei den verschiedenen Veränderungen in der Leitung des Auswärtigen Amtes herrschte im Reichskolonialamt stets wochenlang vorher große Aufregung. Solf verstand es, in solch entscheidenden Momenten alle Register zu ziehen und alle Beziehungen mobil zu machen. Wenn dann trotzdem seine Hoffnungen sich nicht erfüllten, trat ein psychischer Depressionszustand ein, unter dem er und seine Umgebung sehr zu leiden hatten. Schließlich gelang es ihm aber doch, als Herr von Hintze gegangen war, an die

Spitze des Auswärtigen Amtes zu kommen. Es war wieder ein Schritt vorwärts. Vorsichtigerweise behielt er das Kolonialamt, zur Rückversicherung, bei. Man konnte ja nicht wissen, wie der Karren in den ungewissen Zeiten laufen würde. In einem Augenblick wichtigster Entscheidungen übernahm er das Amt. Der Waffenstillstand sollte, mußte abgeschlossen werden. Der vorbereitende Telegrammwechsel mit dem Präsidenten Wilson beginnt. Die Auseinandersetzungen der Reichsregierung mit der Obersten Heeresleitung folgen. Der neue Staatssekretär, der die einzelnen Noten an Wilson verantwortlich zeichnet, scheint die neue, überaus verantwortungsvolle Aufgabe bewältigen zu können. Scheint. Einer seiner nächsten Vertrauten in dieser diplomatischen Tätigkeit ist ein jüngeres, hoffnungsvolles Mitglied der Deutschen Gesellschaft, ein Doctor juris aus dem Tiergartenviertel. Auch nach dem Ausbruch der Revolution bleibt Solf im Amt. Als Fachminister kann ihn der revolutionäre Rat der Volksbeauftragten vorläufig nicht entbehren. Seine Situation ist nicht einfach. Immerhin: eine Weile gehts. Bald aber gerät er mit Haase in Konflikt. Dem verweigert er, sonst die Liebenswürdigkeit selbst, plötzlich schroff die Hand. Die intimen Beziehungen der unabhängigen Führer zu Joffe und der russischen revolutionären Propaganda in Deutschland waren ans Tageslicht gekommen. Solfs Stellung wurde nun immer unhaltbarer, da er der veränderten Lage nicht mehr gewachsen war. Er reichte sein Abschiedsgesuch ein. Dabei passierte ihm ein Malheur. Er vergaß zu bemerken, daß seine Demission nur für das Auswärtige Amt gelten solle, nicht aber auch für das Reichskolonialamt. Trotz verzweifelten Bemühungen von den verschiedensten Seiten, die Sache zu retten, stellte sich die Regierung auf beiden Ohren taub. Solf erhielt, kurz vor den Wahlen zur Nationalversammlung, den Abschied auf der ganzen Linie. Die Stelle des Kolonial-Staatssekretärs wurde einstweilen nicht besetzt. Unterstaatssekretär Gleim verwaltete das Amt interimistisch, bis später Bell, der Parlamensminister von Zentrums Gnaden, in das Haus der Wilhelm-Straße, schräg gegenüber dem Auswärtigen Amte, einzog.

Vor den Wahlen suchte Solf Fühlung mit den Demokraten und ließ sich im Wahlkreise Münster an zweiter Stelle, gleich hinter Professor Neumann-Hofer, aufstellen. Eingeweihte mußte dieser Schritt etwas überraschen. Denn nach 1914 hatte Solf, bei den letzten preußischen Landtagswahlen, als einziger Minister konservativ gewählt, während die sämtlichen andern Minister, um die Wahl eines Sozialdemokraten zu verhüten, einen fortschrittlichen Stimmzettel abgegeben hatten. In der Wahlagitation kam er als schlechter Redner, der ganz aufs Manuscript angewiesen ist, mitunter in einige Bedrängnis. Einmal ging in einer Versammlung plötzlich das Licht aus — Solf konnte

nicht weiter, und es entstand eine lange Pause. Als die Wähler seine rhetorische Aengstlichkeit, den akademischen Ton seiner Darlegungen bemängelten, ließen seine Freunde verbreiten, daß er sich deshalb eine so große Zurückhaltung auferlegen müsse, weil er als zukünftiger Reichspräsident in Frage komme. Die demokratischen Wähler waren aber noch zurückhaltender, und so fiel er durch.

Er reiste zur Erholung in die Schweiz und zog sich dann auf sein Gut zurück.

Im Reichsministerium ist er inzwischen auf die Anwärterliste für die Botschafterposten gesetzt worden. London soll seine nächste Station werden. Soll . . .

Politische Satire von Ignaz Wrobel

Paul: Wir haben ja das Lächeln, Frau Konik . . . das erlösende Lächeln.

Frau Konik: Man kann doch nicht über alles lächeln.

Paul und Konik (zugleich): Über alles! Über alles!

Frau Konik: Meint Ihr nicht, daß das ein bißchen gefährlich ist . . . ?

Konik: Ja . . . für Die, denen es gilt!

Gustav Wied

Der echte Satiriker, dieser Mann, der keinen Spaß versteht, fühlt sich am wohlsten, wenn ihm ein Zensor nahm, zu sagen, was er leidet. Dann sagt ers doch, und wie er es sagt, ohne es zu sagen — das macht schon einen Hauptteil des Vergnügens aus, der von ihm ausstrahlt. Um dieses Reizes willen verzeiht man ihm vielleicht manches, und verzeiht ihm umso lieber, je ungefährlicher er ist, das heißt: je weiter die Erfüllung seiner Forderungen von der Wirklichkeit entfernt liegt.

Das war eine schöne Zeit, als der einzige ‚Simplicissimus' — der alten Prägung — frech war, wie die Leute damals sagten. Die satirische Opposition lag im Hinterhalt, schoß ein Pfeilchen oder wohl auch einmal ein gutes Fuder Feldsteine aus dem Katapult ab, und wenn sich der Krämer in der Lederhose und der Ritter im starren Visier umsahen, weil sie einen wegbekommen hatten, gluckerte unterirdisches Gelächter durch den Busch: aber zu sehen war Keiner.

Das ist vorbei. Die Satire ist heute — 1919 — gefährlich geworden, weil auf die spaßhaften Worte leicht ernste Taten folgen können, und dies umso eher, je volkstümlicher der Satiriker spricht.

Die Zensur ist in Deutschland tot — aber man merkt nichts davon. In den Variétés, auf den Vortragsbrettern der Vereine, in den Theatern, auf der Filmleinewand — wo ist die politische Satire? Noch ist der eingreifende Schutzmann eine Zwangsvorstellung, und daß ein kräftiges Wort und ein guter

Witz gegen eine Regierungsmaßnahme aus Thaliens Munde dringt, da sei Gott vor! Denn noch wissen die Deutschen nicht, was das heißt: frei — und noch wissen sie nicht, daß ein gut gezielter Scherz ein besserer Blitzableiter für einen Volkszorn ist als ein häßlicher Krawall, den man nicht dämmen kann. Sie verstehen keinen Spaß. Und sie verstehen keine Satire.

Aber kann der Satiriker denn nicht beruhigend wirken? Kann er denn nicht die „Uebelstände auf allen Seiten" geißeln, kann er denn nicht hinwiederum „das Gute durch Zuspruch fördern" — mit einem Wort: kann er nicht positiv sein?

Und wenn Einer mit Engelszungen predigte und hätte des Hasses nicht —: er wäre kein Satiriker.

Politische Satire steht immer in der Opposition. Es ist das der Grund, weshalb es bis auf den heutigen Tag kein konservatives Witzblatt von Rang gibt und kein regierungstreues. Nicht etwa, weil die Herren keinen Humor hätten oder keinen Witz. Den hat keine Klasse gepachtet. Aber die kann ihn am wenigsten haben, die auf die Erhaltung des Bestehenden aus ist, die die Autorität und den Respekt mit hehrem Räuspern und hochgezogenen Augenbrauen zu schützen bestrebt ist. Der politische Witz ist ein respektloser Lausejunge.

Es gibt ja nun Satiriker so großen Formats, daß sie ihren Gegner überdauern, ja, der Gegner lebt nur noch, weil der Satriker lebt. Ich werde nur das Mißtrauen nicht los, daß man den Ehrentitel „großer Satiriker" erst dann verleiht, wenn der Mann nicht mehr gefährlich, wenn er tot ist.

Der gestorbene Satiriker hats gut. Denn nichts ist für den Leser süßer als das erbauliche Gefühl der eignen Ueberlegenheit, vermischt mit dem amüsanten Bewußtsein, wie gar so dumm der Spießer von anno tubak war. Nun gehört aber zur Masse immer Einer mehr, als Jeder glaubt — und die Angelegenheit wird gleich weniger witzig, wenns um das Heute geht. Dem Kampf Heines mit den sechsunddreißig Monarchen sieht man schadenfroh und äußerst vergnügt zu — bei Liebknecht wird die Sache gleich ganz anders.

„Ja," sagt Herr Müller, „das ist auch ganz was andres!" Ja, Bauer, das ist ganz was andres — und weils was andres ist, weil der Kampf gegen die Lebenden von Leidenschaften durchschüttelt ist, und weil die nahe Distanz das Auge trübt, und weil es überhaupt für den Kämpfer nicht darauf ankommt, Distanz zu halten, sondern zu kämpfen — deshalb ist der Satiriker ungerecht. Er kann nicht wägen — er muß schlagen. Und verallgemeinert und malt Fratzen an die Wand und sagt einem ganzen Stand die Sünden Einzelner nach, weil sie typisch sind, und übertreibt und verkleinert —

Und trifft, wenn er ein Kerl ist, zutiefst und zuletzt doch das Wahre und ist der Gerechtesten einer.

Jedes Ding hat zwei Seiten — der Satiriker sieht nur eine und will nur eine sehen. Er beschützt die Edlen mit Keulenschlägen und mit dem Pfeil, dem Bogen. Er ist der Landsknecht des Geistes.

Seine Stellung ist vorgeschrieben: er kann nicht anders, Gott helfe ihm, Amen. Er und wir, die nie Zufriedenen, stehen da, wo die Männer stehen, die die Waffen gegen die Waffen erheben, stehen da, wo der Staat ein Moloch geheißen wird und die Priesterregilion ein Reif um die Stirnen. Und sind doch ordnungsliebender und frommer als unsre Feinde, wollen aber, daß die Menschen glücklich sind — um ihrer selbst willen.

*

Ein Büchlein, zu dem dies hier die Vorrede ist, das ‚Fromme Gesänge' heißt und von Theobald Tiger stammt (und das im Verlag Felix Lehmann zu Charlottenburg erscheint), gibt eine Reisebeschreibung der Route 1913—1919.

Was der Wochenbetrachter der ‚Weltbühne' in diesen Jahren besungen hat, wurde einer Durchsicht unterzogen; bei der Sichtung entfernte ich, was für den Tag geschrieben wurde und mit ihm vergangen ist. Weil es aber das Bestreben der ‚Weltbühne' ist, zwar für den Tag zu wirken, aber doch auch über ihn hinaus, so blieb eine ganze Reihe, vermehrt um anderswo erschienene Gedichte sowie um manche noch unveröffentlichte.

Im Grünen fings an und endete blutigrot. Und wenn sich der Verfasser mit offenen Armen in die Zeit gestürzt hat, so sah er nicht, wie der Historiker in hundert Jahren sehen wird, und wollte auch nicht so sehen. Er war den Dingen so nah, daß sie ihn schnitten und er sie schlagen konnte. Und sie rissen ihm die Hände auf, und er blutete, und Einige sprachen zu ihm: „Bist du gerecht?" Und er hob die blutigen Hände — blutig von seinem Blute — und zuckte die Achseln und lächelte. Denn man kann über alles lächeln . . .

Und daß inmitten dem Kampfeslärm und dem Wogen der Schlacht auch ein kleines Gras- und Rasenstück grünt, auf dem ein blaues Blümchen, ebenso sentimental wie ironisch zart, erblüht — das möge den geneigten Leser mit dem grimmen Katerschnurrbart und dem zornig wedelnden Schweif des obgenannten Tigers freundlich versöhnen.

Graefe an Fischart

Johannes Fischarts Charakteristik des Abgeordneten Albrecht von Graefe in Nummer 34 hatte dieser mit ein paar Richtigstellungen beantwortet, die in Nummer 38 veröffentlicht und von Fischart glossiert wurden. Gegen diese Glossierung wendet sich Graefe hiermit:

1. Allerdings bin ich am Tage vor dem Sturm bei Tarnow-Gorlice verwundet worden, als ich mit einem Artillerie-Offizier zur Vorbereitung des Sturmes durch die Sturmgräben kroch — soll das etwa weniger rühmlich sein, als beim Sturme selbst verwundet zu werden?

2. „Die Verwundung war nicht grade sehr toll" . . . nun, das Attest des Chefarztes des Lazarettes zu Neu-Sandez, in dem ich die ersten circa vierzehn Tage lag, lautet immerhin:

Herr Major von Graefe des II. Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nummer I wurde am ersten Mai 1915 in Neu-Sandez, Galizien, im hiesigen k. u. k. Lazarett in ärztliche Behandlung genommen. Die Verletzung bestand in einer ausgedehnten Weichteilzerreißung an linker Brustseite, sowie der linken Oberarmmuskulatur am Schultergelenk (musculus deltoideus und pectoralis major) mit teilweisem Defekt dieser Muskeln. Als Schwerverwundeter blieb der Major, da er nicht transportfähig war, bis zum dreizehnten Mai 1915 im Spitale der Chirurgengruppe. An diesem Tage reiste er mit einem Lazarettzug in seine Heimat.

3. „Erst nach einer ziemlichen Weile kam er wieder zum Regiment zurück" . . . Ja, leider, denn die Wunde war immerhin so kompliziert, daß sie nun einmal nicht schneller heilen wollte; und als ich nach etwa drei Monaten, als grade im Alexander-Regiment eine Bataillonsführerstelle frei geworden war, wieder zur Front zurückkehrte, habe ich hierfür einen schweren Kampf mit meinem Lazarettarzt durchfechten müssen, da er mich mit der noch nicht völlig geschlossenen Wunde und dem halb steifen Arm noch absolut nicht wieder felddienstfähig schreiben wollte.

4. „Im Regiment sprach man verschmitzt davon, daß er vor allem bei den Alexandern so lange und so tapfer aushalte, weil er sich so schrecklich nach dem E. K. I. sehne" . . . Nun, ich bin auch lange nach Verleihung des E. K. I. von den Reichstagsverhandlungen aus auf meinen ausdrücklichen Wunsch, obwohl mir andre Posten angeboten wurden, als alter, überhaupt nicht mehr dienstpflichtiger Kavallerist wieder freiwillig als Bataillonsführer zur Infanterie in die vorderste Front zurückgekehrt und habe dort „mit dem E. K. I." auch noch über ein Jahr später ebenso „tapfer ausgehalten" wie vorher ohne E. K. I. Als ich dann vorübergehend vom Reichstage aus zu einem Posten bei einem höhern Stabe oder als Ortskommandant befohlen war, habe ich nicht eher geruht, als bis ich wieder zum Infanterie-Bataillonsführer ernannt wurde, was auch mein letzter Posten im Herbst 1918 wieder wurde, wo ich dann allerdings wegen schwerer Lungenentzündung und Grippe ins Lazarett zu Carignan kam.

5. Meine Angaben über die Nobilitierung meines Großvaters sollen nicht stimmen? Pardon, ich habe nicht gesagt, daß mein Großvater „in den Freiheitskriegen geadelt" worden sei, sondern „für seine Verdienste in den Freiheitskriegen" — und das stimmt! Zum Beweise möchte ich aus unserm Adelsdiplom vom Jahre 1826 folgenden Passus abschreiben, der sich auf die Tätigkeit meines Großvaters als Inspektor aller in Deutschland befindlichen Lazarette der drei verbündeten Armeen während der Freiheitskriege bezieht:

Voulant reconnaître le zèle et l'activité, que le Sieur Charles Graefe, médecin en chef des armées prussiennes avait deployé dans la surveillance des hospitaux pendant la campagne de 1813 . . . . . nous accordons et octroyons par les présentes lettres de noblesse au même Sieur Charles Graefe pour lui et ses descendants légitimes le titre et les droits de noble . . .

Dieser vom Kaiser von Rußland verliehene Adel wurde noch im selben Jahre vom König von Preußen bestätigt.

Das Leben Jesu von Egon Friedell

(Fortsetzung)

Paulus

Aber das Neue Testament enthält ja auch noch andre Urkunden als die Evangelien. Wie steht es mit Paulus? Hier sind nun die Verfechter der „Christus-Mythe" mit einer überraschend kurzen Abfertigung bei der Hand. Das Zeugnis des Paulus — ist keines! Paulus hat in seinen Schriften niemals an einen wirklichen Menschen gedacht, sondern an ein abstraktes Geistwesen. Er war lediglich Philosoph und übertrug seine Spekulationen vom „Mittler", von der „Erlösung" und so weiter auf eine von ihm erdachte schematische Idealfigur. Beweis: er spricht fast garnicht von den nähern Lebensumständen, den einzelnen Taten, der individuellen Psychologie des Heilands. Aber ich dächte, wenn uns Paulus so wenig von der irdischen Wirksamkeit und dem menschlichen Charakter Jesu erzählt, so hat das einen sehr einfachen Grund: er hat ihn ja nicht persönlich gekannt! Nur: warum übertrug er seine geistvollen Ideen vom „Gottmenschen" und so weiter grade auf Jesus? Wieder aus einem sehr einfachen Grunde: weil dieser dazu der geeignetste war, weil Jesus existiert hat. Wäre Paulus ein reiner Metaphysiker gewesen, so wäre es eine sehr ungewöhnliche, eine in der Geschichte der Philosophie einzig dastehende Methode gewesen, sich zur Darlegung seiner abstrakten Ideen einen individuell so genau spezialisierten Träger zu erfinden. Dann wäre Paulus kein tiefer fruchtbarer Theosoph gewesen, sondern ein Geistesgestörter. Warum hat denn, zum Beispiel, Plato seinen „Idealmenschen" (dessen Bild nach Drews auch Paulus beeinflußt hat) an kein fiktives Individuum angeknüpft? Aber halt! in gewissem Sinn hat er es ja doch getan: er hat viele seiner Gedanken Sokrates in den Mund gelegt! Und hat jemals ein Vollsinniger daraus den Schluß gezogen, Sokrates sei eine Halluzination Platos gewesen?

„Was für eine wunderliche Vorstellung", fährt Drews fort, „müssen doch unsre Theologen von einem Manne wie Paulus haben, wenn sie glauben, es hätte ihm überhaupt jemals einfallen können, mit einem menschlichen Individuum Jesus, und mochte es ihm noch so verehrungswürdig erschienen sein, so ungeheuerliche Vorstellungen zu verknüpfen, wie Paulus es mit seinem Christus tut!" Aber grade Paulus war dafür prädestiniert, aus Jesus den „Gottessohn", das „schöpferische Weltprinzip" zu machen: weil er bereits das notwendige Pathos der Distanz hatte. Alle, auch die geringsten Menschen gelangen durch den Tod in eine gewisse Verklärung. Schon die Jünger, die Jesus genau gekannt hatten, sahen ihn in einigen Jahren so sehr im Lichte eines heiligen, einzigartigen, von Gott besonders geliebten Menschen, daß sie sehr mit Recht bald anfingen, zu

glauben, er sei Gott selbst gewesen. Vollzieht sich in gläubigen Menschen dieses Wunder nicht heute noch alle Tage? Glaubt nicht heute noch jedes Kind und auch jeder Erwachsene, der noch rein und kindlich zu empfinden vermag, ein geliebter Toter sei nun ein „Engel im Himmel"? In welcher andern Form soll sich denn echter Glaube äußern, gar wenn es sich um den größten, reinsten, gotterleuchtetsten Menschen handelt, der je gelebt hat? Paulus hatte Jesus nie als Menschen gekannt, aber er hatte doch seine Kraft und Wirkung gespürt, in der höchsten Form, in der Menschen auf Menschen wirken können, in der rein geistigen. Und ist dies nicht wiederum einer der stärksten Beweise für die Existenz Jesu? Woher kam denn dieser Magnetismus, der Paulus, den hartherzigen, gesetzesstrengen Schriftgelehrten, den hochgebildeten Schüler griechischer Zweifelsphilosophie, plötzlich zwang, sein Leben von nun an dem Kultus eines Toten zu weihen, den er niemals körperlich erblickt hatte? Doch nicht daher, daß er Bücher über Platonismus gelesen hatte oder hie und da Zeuge des absurden und rohen Mithras-Kultus gewesen war? Es kam daher, daß Jesus gelebt hatte, ja daß er tatsächlich noch lebte, nicht als Lüge oder Fiktion, nicht als vage Erinnerung, sondern als eine reale Kraft in der Seele seiner Jünger, eine Kraft, die mindestens ebenso real ist wie Elektrizität, Radioaktivität oder sonst eine Ausstrahlung einer Energiequelle. Wenn zwanzig Jahre nach Napoleons Tode noch Menschen, die ihn gekannt und die ihn nicht gekannt hatten, sein Bild im Zimmer hängen hatten, sein Grab besuchten, sein Geburtsfest feierten, so wird jeder Vernünftige daraus allein schon schließen, daß es so etwas wie Napoleon unbedingt gegeben haben müsse. Immerhin könnte man noch sagen: das ist nicht zwingend. Aber daraus zu schließen, daß es offenbar keinen Napoleon gegeben hat, wäre doch wohl der Höhepunkt der Unlogik.

Dieses Dilemma scheinen nun auch die Vertreter der Mythen-Theorie zu empfinden, denn schon sind sie mit einem zweiten, noch gewaltsamern Auskunftsmittel bei der Hand: auch Paulus ist nur eine mythische, symbolische Figur, auch Paulus hat niemals gelebt! Diesen „Nachweis" hat unter andern Robertson geliefert. Wir sehen hier wieder an einem konkreten Beispiel, daß diese Forscher an jesuitischer Spitzfindigkeit und Voreingenommenheit den von ihnen so verachteten „Pfaffen" wahrhaftig nicht nachstehen. Zuerst wird mit einem riesigen Apparat an der Psychologie, der Schreibweise, den Lebensumständen eines zweifellos als historisch gedachten Paulus aufgezeigt, daß er in Christus unmöglich eine geschichtliche Persönlichkeit erblickt haben kann, und dann wird mit einem ebenso großen Apparat gezeigt, daß Paulus selber keine geschichtliche Persönlichkeit war. Es ist klar, daß sich beides zusammen nicht beweisen läßt. Und dies ist überhaupt der Generaleindruck, den

diese Schriften hinterlassen: sie beweisen zu viel und daher nichts. Und wenn Drews den Theologen vorwirft, sie träten an die Urkunden mit der Absicht heran, darin Jesus zu finden, so gilt von Drews und den übrigen Anhängern seiner Theorie, daß sie an die Urkunden mit der Absicht herantreten, darin Jesus nicht zu finden. (Fortsetzung folgt)

Ein Geschlecht von Alfred Polgar

Der Krieg, der alles heiligste Gesetz um des Gesetzes willen zu übertreten gebot, der das Böse tun hieß, das Leben verneinte, die Liebe bestrafte, den Mord segnete und die Sünde wider den Geist als gottgefällig predigte, hat eine Zweifel-Saat gesät, die nun allerorten heftig aufsprießt: Zweifel an einer Ordnung, die zu ihrem Bestand das Chaos heraufbeschwört, Zweifel an den Heiligkeiten des Menschentums, in deren Dienst sich die Menschen zu Bestien verwandelten, Zweifel an der Magie der Worte: Familie, Eltern und Kinder, Vaterland, die das Böse nicht nur nicht zu bannen wußten, sondern es herbeilockten. Nicht bloß die materielle Welt, auch die moralische ist ein Trümmerhaufen. Das Coordinatensystem von Pflichten und Rechten ist weggewischt: wer vermöchte noch zu bestimmen, wo er stehe? Die Menschen streifen von sich ab ein Ethos, in dem sie wie in einem Netz gefangen sitzen, der Gewalt, dem Jammer, der Unvernunft zur Beute. Sie machen Revolution gegen den Gott in sich, der als törichter Tyrann entlarvt erscheint. Und brechen seine Gesetzestafeln, diese „Hausordnungen" in den Kerkern der gefesselten Seele.

Von solcher Aufruhr-Flamme glüht und dampft das Werk Fritz v. Unruhs. Das Menschenherz, bis in seine vulkanischen Tiefen aufgerissen, schleudert Ur-Fragen und -Anklagen gegen Himmel. Den, konsequentermaßen, niedergehenden Lava-Regen hat der Dichter kunstvoll, überkunstvoll geschliffen, überschliffen; und zu einem Bau geschichtet, der, denke ich, wohl „zyklopisch" gemeint ist.

Stimmführer der Auflehnung gegen die Schergen Sitte und Recht ist der älteste Sohn des „Geschlechtes". Er sieht im Leben, mit seinen Vorbestimmungen und Ur-Bedingtheiten, überhaupt ein verächtliches Dubiosum. Knechte sind wir Alle, geblendet, gestumpft, domestiziert, um unsres natürlichen Rechtes und Vermögens nicht bewußt zu werden. Arme Hunde, mit kurzer Kette an die Hütte gebunden. Und ringsherum ist schöne, grüne Weide.

‚Ein Geschlecht' heißt die Tragödie. Nicht: „Eine Familie". Ein Geschlecht, das ist: ein Menschengeschlecht. Diese „Mutter" soll aller Mütter Seele sein, dieser trotzige „Sohn" aller trotzigen Söhne Qual und Stimme, diese „Schwester" aller Schwestern,

nicht nur der im engsten Sinne blutsverwandten, zart-unsicher-sehnsüchtige Repräsentantin. Ebenso ist der Krieg im Stück nicht der deutsche Krieg, auch nicht dieser Weltkrieg, sondern der Krieg schlechtweg, als das in Blutchiffren gesetzte Zeichen des Gewaltprinzips, in dem eine nun gesprengte Welt sich Halt und Bestand zu sichern glaubte. Die Tragödie ist durchaus symbolisch gedacht, ihr Ort und ihre Zeit Unendlichkeits-Schnitte, ihre Figuren Chorführer von unsichtbaren Massen Gleicher, ihre Vorgänge ein Spiel von Urkräften gegen Urhemmungen, ihre Worte große Zeichen, kristallhaft festbannend den letzten Sukkus fließender Empfindungen und Gedanken. (Zumindest wollen diese Worte das sein.) Manches bleibt dunkel. Es ist stellenweise Nacht in der Tragödie, so tiefe, daß der Wanderer daran verzweifelt, mit heilem Hirn durchzukommen. Aber zum Schluß geht lieblich wie der Vollmond die Symbolik auf. Der Opfertod des ältesten, der Triumphruf des jüngsten Sohnes, die Ekstase der Mutter, der Stab in Soldatenführers Hand, den sie ihm entwindet, der weggeworfene rote Kriegermantel, den „die Sonne bleichen möge": das sind durchaus transparente Dinge. Wasserhelle, unverzerrt Sinn-spiegelnde Allegorien. Eine sonderbare Figur ist der „feige Sohn", der kein Wort zu sprechen, nur zweimal à la bête farouche zu schreien hat. Vielleicht ist dieser vom Dichter liebevollst stigmatisierte junge Mann nur da, damit der Anti-Krieg-Gesinnung des Stückes nicht falsche Motive unterschoben würden. Mit Kriegsgegnern aus Angst will Unruh, v. Unruh, nichts gemein haben. Wegen des bißchen Sterbens wäre er nicht unter die Pazifisten gegangen. Er war preußischer Offizier, quand même.

Die Tragödie strebt, nicht ohne Krampf, nach hohem Stil. Im Furioso-Tempo, ohne Atempause, umjagt sie ihr Thema. Spirituelle Kraft, die hie und da wie Kraftmeierei aussieht, stemmt gegen die Götter. Die Sprache — durchwegs Vollguß — erhöht den Eindruck, daß hier ein Geist unter die Schwerathletiker gegangen. Metaphern, zentnerschwer, fliegen nur so durch die Luft: in seiner rabiaten Wucht und Fülle streift der Trialog zwischen Sohn, Mutter, Schwester fast ans Komische. Für den Leser hat die Tragödie mancherlei Schönheit, für den Hörer nur Qual. Ein Steinschlag großer Worte geht auf ihn nieder, betäubend, verwirrend. Die Luft ist nicht atembar, so stickig lastet das dunkle Dauer-Pathos. Der Wortklang überrauscht den Wortsinn. Die gereckte Ueberlebensgröße des Spiels macht mehr den Eindruck des Monströsen als des Gewaltigen. Und ein unablässiges Einander-hinauf-Lizitieren führt die seelischen Stimmen in Fistelhöhe.

*

Professor Roller hat dem ‚Geschlecht' einen Schauplatz von monumentaler Würde gebaut. Sonst wäre von der jüngsten

Burgtheater-Tat nicht viel Begeisterndes zu melden. Frau Bleibtreus Kunst, dramatisches Gewölk um sich zu sammeln und es in Blitzen zu entladen, machte die Mutter, wie sichs gehört, zur überragenden Mittelpunkt-Figur. Bisweilen verschwand aber auch ihre Größe hinter den Nebeln des Spiels. Herr Eidlitz, feiger Sohn, hing anderthalb Stunden mit prometheischem Anstand am Eisenring. Herr Thimig, jüngster Sohn, mußte sein frisches Wesen tragisch aufplustern und seine herzhafte Knabenstimme überschreien. Es war peinlich.

Im Ganzen: eine recht snobistische Angelegenheit des Burgtheaters. Die Damen und Herren Darsteller taten auf wolkiger Höh' wie zu Hause, aber man merkte, daß ihnen kalt und fremd zumute war. Und wenn sie auch die Bedeutsamkeit wie ein angepaßtes, selbstverständliches, wohlvertrautes Kleid trugen, flatterte sie ihnen doch wie Gespensterlaken von den Schultern.

Saisonbeginn von Kaspar Hauser

Nun schnüren sich die Musen in ihr Mieder.
Auf neu gebügelt wird der Kintop-Beau.
So gar den alten Holzbock kitzelts wieder —
Rideau!
Rideau!

Es tauchen auf die ältsten braven Possen.
Vor jeder Bude gibts ein Mordsgeschrei.
Der Kritiker bei Ullstein, Scherl und Mossen
spitzt Ohr und Blei.

L. Fulda und der Knabe Hasenschiller,
sie schreiben monatlich ein neues Stück;
schon sitzen beide je in einer Villa —
ein Glück! ein Glück!

Beim Kino rast die Hausse in den Kassen.
Ich hoff, wenns wieder mal im Lande kracht,
daß die Regie bei den Verschwörermassen
Herr Lubitsch macht.

Schon steht der Inspizient an den Kulissen.
Die Orska bibbert: „Gredchen lahst mich sain!"
Die Rolle nimmt sich doch als fetten Bissen
das Pfräulein Pfein.

Thalia tingelt froh in jeder Scheune.
Ihr lieben Leute des Theaterbaus!
Gemach, gemach! Und denkt stets dran: Nach Neune
ist alles aus . . .!

Kaiser und Toller

Theaterpraktikers Binsenmerkspruch, der leider selten beachtet wird: Nicht jedes Drama taugt jedem Publikum jeder Bühne. Georg Kaiser, jahrelang Unternehmer und Beute wurzellos ‚literarischer' Experimente, hatte den ersten Erfolg, als ‚Gas' in der Volksbühne vor eine Zuhörerschaft gelangte, die es erwärmen konnte und mußte. Ihr eigner und ihrer Epoche Kampf mit der Materie und der Maschine, der Kampf ihrer Kraft mit dem Stoff und ihre selbstgewählte Niederlage: hier griff sie das alles förmlich, so sinnfällig wars trotz dem Hang des Dichters zu expressionistischen oder sonstwie benamsten Modeverschnörkelungen. Der Inhalt der ‚Bürger von Calais' ist nicht übler geschaffen für die Kleinbürger und Arbeiter von Berlin — der Inhalt! Dieses Bühnenspiel, vor dem Kriege entstanden, mag sie in den November 1918 versetzen. Die Frage ist: Nationale Erhebung vor sicherm Untergang des Gemeinwesens oder ruhmlose Ergebung, aber Erhaltung des Werks, des Hafens, und der werktätigen Bevölkerung? Ludendorff oder Eisner? Prestige über Massengräbern oder phrasenlos selbstverständlicher Wieder- und Weiteraufbau? Die Kriegsschreier in der pompösen, nutzlos glitzernden Rüstung beschimpfen die friedensbedürftige Heimat, daß sie dem Heer den Dolch in den Rücken stoße. Aber der Prediger zur weisen Bescheidung und wider den Amoklauf einer Mörder- und Selbstmörder-Gilde, zur höhern Sittlichkeit eines gewaltverleugnenden Schöpfertums und wider den leeren soldatischen Ehrbegriff — Eustache de Saint-Pierre bleibt Sieger im Rat, nicht allein dank der zündenden Bekundung einer sinn- und zweckbewußten Lebensauffassung, sondern vor allem dank seinem beispielgebenden Opfermut. Er stellt in seiner siebzigjährigen Person den ersten der sechs Einwohner, deren Auslieferung England als Preis für die Schonung von Stadt und Hafen fordert. Fünf fehlen. Es melden sich sechs. England würde wohl sieben nehmen; aber keine französische Mutter wird ohne Not ihren Jungen lassen. So entscheide das Los.

Bis hierher herrscht Klarheit. Logische Klarheit, frei von dem Nachteil artistischer Kargheit. Der erste Akt ist ein Wurf. Zwei Weltanschauungen prallen in voller Wucht auf einander; und dieser mein tönender Ausdruck ohne persönliche Färbung entspricht genau der Absicht des Autors, in mächtigen Linien weithin sichtbar und allgemein faßlich seinen Konflikt aufzurollen. Man würde an Hodler denken, wenn nicht in diesen Männern eine Ekstase schwänge, die der Ruhe seiner eingerammten Gestalten fremd ist. Nur leider verfeinert sich in Eustache de Saint-Pierre die Ekstase, die Leidenschaft der Idee zu einer Geistigkeit, die nach und nach einen rabulistischen Charakter annimmt. Ihm ist darum zu tun, den Rausch der Genossen in eine heroische Bereitschaft zu verwandeln. Sie sollen zum Feinde hinüber nicht taumeln, sondern schreiten. Ihre geprüfte, gehärtete, tiefdurchdrungene Entschlossenheit sei für immer dem Volke ein Vorbild. Um das zu erreichen, treibt er ein Spiel, dessen Bedeutung kaum einem Zuschauer und gewiß

nicht jedem Leser aufgehen wird. Er verhindert, daß eine Entscheidung fällt: bei der Auslosung greifen alle Sieben die blaue Todeskugel, da eine andersfarbige garnicht dabei ist. Eine zweite Probe ist nötig. Wer am nächsten Morgen zuletzt auf dem Markt erscheint, scheidet aus. Wozu der Präzeptor so verzwickte Künste ersinnt? Um die Opfer möglichst lange in Ungewißheit zu halten und ihnen eben dadurch die rechte Opferweihe zu geben. Das erfahren wir hinterher. Während der Feierlichkeiten sitzen wir ziemlich ratlos davor. Die dramaturgische Grundregel ist verletzt, daß nicht die Partnerschaft, aber das Publikum stets im Komplott sein oder doch noch rechtzeitig ins Komplott gezogen werden muß. Kaisers Aufgabe wäre, eine große Erzieher- und Führerseele im Widerstreit mit ihren Objekten zusehends leuchtender zu enthüllen. Hier lastet Dunkel. Da das zu wenig und überhaupt für ein Drama kein genügend dramatischer Zustand ist, so nehmen, pour passer le temps, die sechs Objekte Abschied von ihren Angehörigen, und die Umständlichkeit und Einförmigkeit, die dabei waltet, versehrt auch die theatralische Wirksamkeit.

Dritter Akt. Markt um die Kirche, die ein stimmendes Dekorationsstück für den Karfreitagszauber des Tatbestandes ist, daß Eustache de Saint-Pierre, um seiner Pädagogik die Grauheit der Theorie zu nehmen, sich freudig vergiftet hat und nun auf der Bahre unter die mißtrauisch murrende Menge getragen wird. Die Schleier sinken, soweit sie nicht kurz und klein geredet werden, und das halbe Dutzend will sich in Marsch setzen: da belohnt der Monarch von England seine eigne Fähigkeit, Vater zu werden, mit dem Verzicht auf die Erfüllung seiner Bedingung. Als Märchen endet, was durchweg Märchen, symbolschweres Märchen hätte sein können, wenn nicht primitive Figurinen von Maeterlinck talmudistisch-spitzfindige Köppchen auf die gotisch-eckigen Schultern und Lohensteins Redeweise auf die Lippen bekommen hätten. Zum Schluß wird Eustache de Saint-Pierre gewissermaßen heiliggesprochen: der wahre Ueberwinder siegreicher Könige; der Verkörperer des Menschheitsrechts, das vor Macht geht; der Apostel eines neuen Ethos, der nicht zögert, die schimmerlose Frucht sauern Schweißes mit seinem Leibe vor den töricht blinkenden Zerstörungsinstrumenten der Ritter zu schützen. Für diese Verkündung einer Zukunftsgesinnung schon vor Anbruch der Schreckensepoche soll man Kaiser unter allen Umständen danken. Aber weil sie nicht aus den künstlich verwirrten Vorgängen mozartisch herausmelodeit, sondern sich lisztisch mühsam hindurchquält, darum gehört dieses Bühnenspiel in die Hand eines souveränen Regisseurs, der für den Dichter denkt, wo ihm was Menschliches begegnet, der nicht inszeniert, was ausgeführt, sondern was geplant ist. Die Volksbühne erwies Herrn Stahl-Nachbaur die Ehren eines Gasts aus der Reichshauptstadt und half sich im übrigen mit einer Reinhardt-Kopie, die ein Uebermaß von Rhabarber verbrauchte. Hoffentlich belehrt sie der unvermeidliche Durchfall darüber, welche Dramatik auf das Verständnis dieser Vereinsmitglieder zu zählen hat.

Was in den ‚Bürgern von Calais' Georg Kaiser — ungefähr sagt das in der ‚Wandlung' Ernst Toller auch, nur mit ein bißchen andern Worten, andrer Technik, anderm Furor und andrer Durchschlagskraft. Nicht aus erregten Nerven, die das Erlebnis nahen fühlen, sondern aus siedendem Herzen, das grade erlebt hat, das im Erlebnis noch mittendrin ist. Auf die Wandlung des Menschen kommts an, des Menschen von heute, der, trotz solchen fünf Jahren, allzu gestrig, allzu sehr den alten, den finstern Mächten verhaftet, allzu bedürftig der fanatischen Aufrüttelung ist. Rütteln wir auf. Vielleicht wirkts wie ein Weckruf, wenn Einer euch mit bebender Stimme sein Grauen vor der Welt und ihren Bewohnern ins Ohr gellt, sein frisches Grauen, zu dem er weder zeitlich Distanz gewonnen hat noch in das Verhältnis der künstlerischen Ueberlegtheit und Ueberlegenheit getreten ist. Eben darum hat Toller die Unmittelbarkeit von Burschen wie Büchner und Lenz. Der erste Stürmer und Dränger des jungen Geschlechts. Seine Altersgenossen sind gegen ihn Hasenclevers. Er reißt sich die Brust auf, verströmt sein Blut, weil er muß, und betet dazu mit verzweifelt gerungenen Händen, daß aus dieser wollüstig-schmerzlichen Saat für die mißhandelten und betrogenen, erniedrigten und beleidigten Erdenbürger Segen aufsprießen möge.

Ernst Toller ist Friedrich. Der geht nicht, sondern jagt außer Atem zwei Wege. Den einen: aus der Kunst in den Krieg, aus dem Krieg zurück in die Kunst und aus der Kunst in die Brüdererlösung; den andern: aus der Abseitigkeit des Juden in die Zugehörigkeit zu den Deutschen und aus der Wahlvaterlandsliebe in die Abgeordnetheit für die ganze Menschheit. Beide Wege haben dasselbe Ziel. Auf beiden Wegen markieren sich die Etappen, die Friedrich als Repräsentant einer Zeit, einer Generation, einer Rasse erreicht — nicht die Einzelheiten seiner Entwicklung von einer Etappe zur nächsten. Davon haben die hingewühlten Bilder ihre Prägnanz und ihre Verwischtheit. Trotzdem fortwährend Bekenntnisse in den Worten des Tages, auf Grund der Ereignisse dieser Stunde abgelegt werden, macht das rasende Tempo sie visionär. So von innen heraus über die Grenzen des Naturalismus in den Bezirk der phantastischen Dichtung getrieben, dürfte Ernst Toller sich noch viel tiefer entblößen, ohne je schamlos zu erscheinen. Er hat der Liebe, die reinigt und adelt. Sie gilt jeder zarten Regung gütigen Gemeinschaftstriebes, der versöhnenden Dämmerwelt der Wunder und Träume, dem Glauben, der Sonnenstrahlen zu Kathedralen formt und darin betend auf eine schönere Zukunft vertraut. Die Kehrseite dieser inbrünstigen Liebe ist glühender Haß.

Tollers Haß gilt den Henkersknechten und Höllenhunden, die taub sind für den Schrei der Völker nach Frieden, des Lumpengesindels, dessen Geschäft der Mord ist, oder das gar, fern vom Schuß, den Mord zu Geschäften auszunützen nicht aufhören will. Karl Kraus hat in den ‚Letzten Tagen der Menschheit' denselben Haß durch eine unermüdliche, höchstwahrscheinlich lückenlos vollständige Darstellung aller Spielarten dieser Verbrecherhorde so abgekühlt, daß man wahrhaftig lachen kann.

Er treibt mit Entsetzen Scherz. Dagegen Toller, für diese Warte der Betrachtung um zwanzig beneidenswerte Jahre zu jung, springt uns an, daß uns immer wieder die Luft ausgeht. Dabei vergrößert oder verzerrt er nicht etwa. Er sagt, was ist, und zeigts, wie es ist. Er haut ein paar Striche hin, die sitzen, und schnellt dasjenige Wort ab, das tötlich trifft. Er läßt die Transportzüge in einem großartig grausigen Rhythmus an die Stätten rattern, wo ihrer Insassen schon die Aasgeier warten. Er geigt den Skeletten zum Tanz auf, und sie klappern wie mit Castagnetten mit ihren Knochen im Drahtverhau. Prothesen schützen ihre Besitzer durchaus nicht davor, noch gedrillt zu werden. Wer geblendet, gasvergiftet, verkrüppelt, zerfetzt, durchlöchert, gelähmt oder irr im Lazarett liegt, der vereint sich, bevor er ins Massengrab schliddert, mit seinesgleichen zu einer Fanfare wider den Krieg, die diesen für immer aus der Welt blasen müßte.

Unmöglich, daß sie nur vor den dreihundert Gästen der berliner ‚Tribüne' in einem Volke geblasen wird, dem heute schon wieder Priester, Preßbanditen und Professoren die blutig-rohe Gewalt als das einzige Heil aufschwindeln wollen. Auf jedem Podium jedes Saals jeder deutschen Stadt sollten jeden Abend all diese Schurken in ihrem wahren Wesen gezeigt werden, die sich mästen, während ihr mutiger Beleber im Kerker sitzt. Hier ist einmal ein Werk, das die Revolution nicht im Maule wälzt, sondern bitterlich ernst nimmt. Hier ist Aktivismus, wie er uns nottut. Hier packt der Geist den Ungeist und kragelt ihn ab. Ueber der Schädelstätte hellt sich gen Hebron der Tag. Kein Wort wider eine Programmmusik, deren Programm so bejubelnswert ist, und deren Musik so befeuernd durch Mark und Bein geht. Aestheten, die davor Beckmesserei treiben können, weil bekanntlich Kant von den schönen Künsten Zwecklosigkeit verlangt hat — solche Leineweber gehören zu Tollers Medizinmännern, Ordensträgern und seinen übrigen Scheueln und Greueln. Wir Andern sind glücklich, einen Jüngling bekränzen zu dürfen, der seine Lehre nicht bloß gedichtet, sondern auch zu leben versucht, der Blutzeugenschaft für sie abgelegt hat und ablegt.

Einen Teil des Dankes an die ‚Tribüne'. Daß der Ausstattungsquark, selbst der simpelste, zu entbehren ist, war ja klar, seit sogar Beerbohm Trees miserable Schauspielkunst einem ‚Hamlet' zwischen Vorhängen nichts von seinem beklemmenden Eindruck zu nehmen vermocht hatte. Das Brett der Tribüne ruft uns herunter wie Alberich: „Sag mir: in welcher Gestalt soll ich jach vor dir stehn?" — und wir zögern keinen Augenblick, ein gezacktes Stück Pappe vor der Hintergardine je nach den paar Kleckssen darauf für ein Zimmer oder ein Schlachtfeld oder einen Eisenbahnzug zu halten. Die Dekorationslosigkeit ist der gegebene Inszenierungstyp für eine Zeit, die kein Geld hat, und die teils dieserhalb, teils auch aus innerlicheren Gründen an unsre Phantasie zu appellieren gezwungen sein wird. Freilich wird nicht jede dekorationslose Bühne erschüttern wie eine, die Karlheinz Martin zum Regisseur hat. Der wird ganz zu würdigen sein, wenn ihm einmal nicht die Erkrankung des Hauptdarstellers Herz, Hirn und Rückgrat aus dem Aufführungskörper gebrochen hat.

Die Valuta-Katastrophe von Validus

Der hamburger Großbankier Max Warburg hat einmal gesagt, daß heute Mancher mit Vorschlägen wegen unsrer Valuta die Oeffentlichkeit belästige, der noch vor wenigen Jahren die Valuta für einen Mädchennamen gehalten habe. Das mag richtig sein. Denn man tritt den deutschen Professoren der Nationaloekonomie nicht zu nahe, wenn man sagt, daß sie vor dem Kriege zum großen Teil nur eine recht nebelhafte Vorstellung von Wechselkursen, Devisen und dergleichen gehabt haben. Heute sind wir so weit, daß schon viele organisierte Arbeiter über die Valuta Bescheid wissen. Das ist nicht verwunderlich; die alte Erfahrung, daß man am kranken Körper mehr lernt als am gesunden, bestätigt sich hier einmal wieder. Jeder Arbeiter ist ja in weitgehendem Maße Leidtragender des schlechten Valuta-Standes. Er muß den Rückgang der Mark an der Börse von Amsterdam oder Zürich nach wenigen Monaten schon durch unerschwinglich teure Lebensmittel- und Kleiderpreise büßen.

Leider hat die allgemeine Erkenntnis unsres Valuta-Elends noch keine wirksamen Abhilfemittel geschaffen. Die letzten Wochen haben vielmehr neue schwere Enttäuschungen gebracht: mußten wir doch für den Dollar, der einstmals 4,20 Mark kostete, zeitweise 31 bis 32 Mark zahlen; und selbst, wenn in der Zwischenzeit eine gewisse Erholung eingetreten ist, so haben wir damit nicht viel gewonnen. Denn auch heute noch sind wir in der verzweifelten Lage, für die unentbehrlichen Rohstoffe, für Baumwolle, Kupfer, Getreide aus Amerika das Sechsfache dessen zu zahlen, was bei normalen Wechselkursen zu entrichten wäre.

Die Folgen sind klar: da auch draußen in der Welt die Teuerung allgemein ist und auch dort die Preise das Zwei- und Dreifache des Friedensstandes erreicht haben, da ferner durch die Nachwirkungen des famosen Tauchbootkrieges die Fracht uns unter Umständen das Fünfzigfache von einstmals kostet, so drohen uns, die wir uns versorgen und die nötige Einfuhr bezahlen wollen, Zustände, von denen sich leider die Allgemeinheit noch kein rechtes Bild macht, und es ist sehr leicht möglich, daß zrade die Valuta-Entwertung mit ihren Folgen die ohnehin schwierige Aufrechterhaltung unsrer volkswirtschaftlichen Maschinerie künftig noch schlimmer ins Stocken bringt als bereits jetzt. Daneben ist zu befürchten, daß die Arbeitsleistung, die dank besserer Ernährung erheblich gestiegen ist, aufs Neue zurückgehen wird, wenn wir die erforderliche Zusatznahrung aus dem Ausland nicht mehr bezahlen können. Auch die Lohnbewegung kann unmöglich zum Stillstand kommen, solange die Valuta sich nicht verbessert, denn eben, je tiefer sie sinkt, desto höher schnellen die Kosten der Lebenshaltung. Und was wird das Ergebnis sein? Politische und wirtschaftliche Unruhen im größten und schlimmsten Umfange.

Daneben aber droht von Deutschland die schlimmste Schleuderkonkurrenz auf dem Weltmarkt; denn eine schlechte Valuta ist nach alter Erfahrung eine außerordentliche Ausfuhrprämie. Waren, die in Deutschland 100 000 Mark kosten, und die im Frieden bei einem Normalstand der Wechselkurse in den Vereinigten Staaten 25 000 Dollar Wert hatten, sind heute dort für 4000 Dollar zu kaufen. Es liegt nun auf der Hand, daß infolgedessen Deutschland in vielen Waren, besonders in solchen, die aus deutschen Rohstoffen hergestellt werden, unvergleichlich leistungsfähiger sein wird als das Ausland, daß also der ausländische Wettbewerb leicht wird aus dem Felde geschlagen werden. So wird also die

deutsche Industrie, ohne es zu wollen, auf wirtschaftlichem Gebiet ein schlimmerer Störenfried werden als je auf politischem Gebiet in der Aera Wilhelms des Zweiten. Es liegt auf der Hand, daß diese Wirkungen einer schlechten Valuta: die Ueberschwemmung des Marktes mit billigen deutschen Waren, die politischen Unruhen, die wirtschaftliche Proletarisierung des ganzen Reiches, sich im Ausland äußerst unangenehm bemerkbar machen werden, denn ein nicht arbeitendes, ein gärendes Land wird die Nachbarländer unfehlbar anstecken. Und das wird den kapitalistischen Schichten der Nachbarländer umso weniger erwünscht sein, als es dort ja ohnehin bereits gärt.

Aus allen diesen Gründen müßte das Ausland eigentlich unsre Valuta stützen. Bisher ist in Wahrheit das Gegenteil der Fall. Wenn wir nach den Ursachen des trostlosen Zusammenbruchs forschen, so zeigt sich, daß eine Anzahl davon das Ausland beisteuert. Diese Ursachen sind nämlich im Wesentlichen: das Mißverhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr, die Ersetzung unsrer Goldwährung durch eine Papierwährung, die maßlose Fabrikation von Papiergeld, sei es in Banknoten, sei es in Kriegsanleihen, also das, was man mit dem Fremdwort Inflation bezeichnet, dann aber vor allem die unausführbaren Friedensbedingungen und die Ueberschwemmung des Auslands mit deutschen Noten. Die letzten beiden Faktoren hat die Entente auf dem Gewissen. Frankreich hat künstlich das Loch am Rhein geschaffen, durch das mit freundlicher Unterstützung „patriotischer“ deutscher Händler und Banken alles hereinströmt. Als Gegenleistung erhält das Ausland unser Geld, das nun beschäftigungslos umherirrt, wie sauer Bier angeboten wird und auf den Auslandsbörsen den Reichsmarkkurs verderben muß. Deshalb kann die Heilung für die schlechte Valuta nur vom Ausland kommen. Namentlich wird es nötig sein, daß man weder in Paris noch in New-York wie bisher versagt. In Paris muß man erkennen, daß die Hereinschmuggelung von Waren nach Deutschland zwar einigen Kapitalskreisen und Syndikaten dicke Gewinne abwirft, daß man sich damit aber ins eigne Fleisch schneidet: denn wie soll Deutschland auch nur in einem bescheidenen Maße seine Verbindlichkeiten erfüllen können, wenn man es völlig blutleer macht?

Wie berechtigt diese Befürchtung ist, geht unter anderm aus der Bewegung der französischen Valuta hervor. Diese steht heute in der Schweiz nur wenig über 60 % gegen 100 % im Frieden. Woher kommt das? Nach unsrer Auffassung sagt sich die internationale Finanzwelt: Frankreich ist heute durch den Krieg heruntergewirtschaftet. Das Hauptaktivum seiner Bücher besteht in einer phantastischen Forderung an Deutschland. Wenn aber Deutschland selbst dem Zusammenbruch nahe ist, so ist auch Frankreichs Kredit höchst fragwürdig! Schlußfolgerung: weitaus am besten kann Frankreich die Erhöhung des eignen Kredits durch eine vernünftigere Behandlung Deutschlands erreichen. Damit allein aber ist Deutschland nicht gedient. Amerika muß uns baren Kredit gewähren. Die schlechte Valuta wird es schrecken, der Verlust bei der Umrechnung von Dollar in Mark oder Mark in Dollar. Aber dieser Verlust wird in dem Maße geringer werden, wie sich eben dank den wirtschaftlich günstigen Folgen eines amerikanischen Kredits unsre Valuta verbessert. Freilich: man darf sich die Sache nicht gar zu lange überlegen. Sonst könnte aus dem schwerkranken Deutschland leicht ein Kadaver werden, dessen giftiger Leichengeruch auch Paris, New-York und London verhängnisvoll werden würde.

Rundschau

Eumaios

Der sublime Kasimir — Ed(uard)-schmid — hat eine Novelle ‚Kerstin' verübt. Ich weiß sehr wohl, daß sich der Sublime äußerst geschmeichelt fühlt, wenn man sich mit ihm befaßt, und seis mit der Feuerzange, weil er sich dann wieder ein Weile einbilden kann, daß er noch nicht abgetan sei — gleichwohl: im Interesse der öffentlichen Sauberkeit muß gegen unanständige Handlungen, wie die Veröffentlichung dieser schlechten Pornographie eine darstellt, nachdrücklich eingeschritten werden.

Wovon ist die Rede, wovon geht das Geschwätz? Von Mädchen. Das ist immer wieder das Ziel, auf das, durch sternenflammende Latrinen, das kosmisch-orgiastische „Weltgefühl" dieses prätentiösen Stieres hinrast. Irgendeine Leistungsfähigkeit muß der Mensch haben, und wenn er nicht mehr als eine hat, so mag er die nach allen Richtungen ausnutzen. Nur: muß dabei das Hauptprodukt Dreck sein? Herr Eduard Schmidt sagt von einer Dame (laßt mir doch meine altmodischen Termini), deren sehr unverkennbaren bürgerlichen Namen er kaum durch Umwandlung zweier Buchstaben zu verbergen bemüht ist — von dieser Dame sagt er neben mancherlei Aehnlichem: „Ihr Popo ist süß und klein. Man kann ihn in die Hand nehmen." Niemand wird das Kasimirn mißgönnen. Und wenn von der Heldin ausgesagt wird: „Dein jungfräuliches Herz verlangte nichts andres, als guten Saft deines Bauches meinem Eindringen entgegenzusenden", so werden wohl Wenige bestreiten, daß der einzige hier spürbare Reiz der Brechreiz ist. Aber berufsmäßige Interessenten in sexualibus werden dringend gewarnt, sich etwa auf Grund dieser Proben unsern Eduard Schmidt zu kaufen. Sie würden sich zu Tode langweilen. Private wie Korporationen, die sich die Erziehung zur Enthaltsamkeit vorgenommen haben, mögen diese Novelle der Menschheit zuführen: wer sie liest, hat auf unabsehbare Zeit genug von jeder Erotik.

Ich glaube nicht, daß mir Jemand unterschieben wird, ich entrüstete mich aus Gründen der Prüderie. Obgleich ich Jedem beistimmte, der für die Arbeit kein andres Wort als „Pfui Deibel!" hätte: dem Künstler muß die Möglichkeit gelassen werden, Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hat. Wäre hier irgendwo der Abglanz eines Gedankens, der Wille zu einer neuen Form, ja meinetwegen auch nur eine Tendenz zu spüren, so könnte im Namen des arg kompromittierten Eros die Geschichte ruhig „unmoralisch" sein. Aber sie hat keinen Gedanken, keine Tendenz, keinen Stil, kein Blut. Ihr Exhibitionismus ist greisenkalt, ihre Landschaft entstammt einer Kreuzung von Kino-Atelier und Ansichtskarte, ihre schmutzige Triebseligkeit ist noch nicht einmal Literatur in Gänsefüßen.

Aber berühmte Leute werden genannt, sehr berühmte Leute: das hat der Sublime mit dem oesterreichischen Feuilletonploderer gemein, daß er Jeden nennt, der dagewesen ist. Der kommt vor und Die und Die und Der. Und er hat ein Auto, und er geht nur in die Loge, und wer die ganze Komik nicht begreift, die darin liegt, daß sich der Sublime schließlich huldigend vor, entschuldigen Sie — Henny Porten verneigt, der hats gut, denn er ist blöd.

Ein Riesenkerl von Format, Leidenschaft und Blut mag die Frau seiner Liebe schamlos zertreten, wenn er nur eine Gestalt

für sein Dichtwerk aus ihr zieht. Er mag sie auf dem Markt zerkleiden, und allem Volk zurufen: „Seht, so ist sie gewachsen!“ Wenn aber ein schlechter Schriftsteller dergleichen aus Eitelkeit, Renommiersucht und Spekulation auf den untern Menschen veröffentlicht, so erlaubt, daß ich ihn nicht nur für einen schlechten Schriftsteller, sondern auch für einen schlechten Kerl halte.

Frau Porten wird sich diese Novelle auf ihre Reklameprospekte drucken lassen können. Henny soit qui bien y pense.

M. M. Gehrke

Kino-Reklame-Unzucht

In einem hamburger Blatt stand kürzlich zu lesen:

> Der kolossale Aufklärungsfilm, welcher für Jugendliche gänzlich verboten und für Damen wegen der pikanten und krassen Handlung nachmittags eine Sondervorstellung stattfindet, erlebt seine Uraufführung. Zweimal polizeilich verboten gewesen. Frauen, die der Abgrund verschlingt oder Von einer Gräfin bis zur Dirne. Das größte Sittendrama, welches Hamburg je gesehen, in sechs Akten.

Diese prächtige Anzeige, deren Stil ja schon eine lehrreiche Aufklärung ist, kündigt einen Film an, den zu sehen ich beruflich verurteilt war, und in den getrost jeder Backfisch seine Großmutter mitnehmen kann. Sofern er nicht von der hemmungslosen Blödigkeit der Vorgänge etwa unheilvolle Einwirkungen auf den Geisteszustand der alten Dame befürchtet.

Es wird hier also eine totale Belanglosigkeit, deren erfindungsarme Albernheiten nur noch von ihrer einschläfernden Langweiligkeit überboten werden, provinzlerisch-sensationell aufgemacht, und die „Sondervorstellung Von einer Gräfin bis zur Dirne nachmittags für Damen“ wird ihren Kitzel auf die Vorstadtnerven der Hamburger nicht ungeübt gelassen haben.

Diese naive Spekulation auf die Dummen, die nicht müde werden, ins Kino zu gehen, könnte man mit einem Lächeln abtun, wenn nicht für die ernsthaften Elemente der Branche sehr empfindliche Schäden daraus erwüchsen. Die Hälfte nämlich, wenn nicht mehr, von all dem, was heute unter „Kinohetze“, „Kampf gegen die Schundfilms“, „Anträgen zum Schutz der Jugend vor der Kinoverseuchung“ und dergleichen die Spalten der Zeitungen und die Taschen der Inseratengeier füllt, ist auf das Konto solcher unverschämten Reklame-Unzucht zu setzen, die gänzlich unbekümmert um den Inhalt der Films willkürlich die Titel ins Kraß-Pikante umbiegt und vor die Theater Bilder von Szenen hängt, die nirgends in dem Film zu sehen sind. So läuft jetzt in Berlin ein Film mit dem schönen Titel: ‚Die sich verkaufen‘. Zum Ueberfluß gibts noch den Untertitel: ‚Prostitution‘. Was ist daran? Es wird in einem mittelmäßig gelungenen Film die Korruption der Presse, romanhaft angerührt, serviert.

Handelte sichs da also nur um Diejenigen, die, von solchen Titeln gelockt, in die Theater laufen und dann „enttäuscht“ wieder herauskommen, so wäre gegen solche Vorspiegelung falscher Tatsachen nichts einzuwenden. Die Folgen sind aber weit schlimmer, greifen weit über die Lokalgrenzen hinaus, und Filme wie: ‚Die Dame im Pelz, ein Drama des Masochismus‘, ‚Die Nackten‘, ‚Halbjungfern‘, ‚Die Tochter der Prostituierten‘ (was ich ad infinitum fortzusetzen bereit bin), die sämtlich nicht im entferntesten so schamlose oder rüde Bilder bieten, wie der Titel vermuten läßt, haben den Hauptanstoß zur Wiedereinführung der Zensur, zu den Plänen der Sozialisierung des ganzen Kinowesens und zu allerlei andern Maßnahmen gegeben, von denen die ernsthaften und ernst zu nehmenden Elemente mit Recht die Erdrosselung befürchten.

Ich betone nochmals: nicht die Filmstücke sind es, die das Geschrei der Berufenen und Unberufenen erregt haben, sondern die Reklame-Ankündigungen. Die nämlich sind jedermann zugänglich, während die Meisten, die über die Films zetern, sie nie gesehen haben. Daß ihnen der Appetit schon vergeht, sobald sie die Ankündigungen sehen, kann man begreifen.

Hier trifft die Schuld also einmal nicht die Filmfabrikanten, sondern die Theaterbesitzer, die kurzsichtig genug sind, durch solche Schildbürgerstückchen vorübergehend ihre Häuser füllen zu wollen, indes sie sich doch damit selber den Strick drehen. Ein energischer Protest gegen diese Titelfälschungen, der mit Repressalien drohte, war neulich bereits Gegenstand eines Antrags in einer Versammlung der Filmverleiher.

Man könnte einwenden: tant de bruit . . . Ein Gewerbe, das es fertig bringt, in Indiens heilige Wälder mit dem Kurbelkasten einzudringen und seinen keuschen Söhnen „Propagandafilms" zu zeigen — England, von je an der Spitze allen kulturellen Geschmacks, darf sich diesen Rekord seiner Leistungsfähigkeit aufs Konto schreiben —; ein Gewerbe, das sich nicht scheut, „die ersten heulenden Original-Derwische im Film" anzukündigen, gekurbelt während ihrer Religionsübungen(!) — dies das Paprika eines amerikanischen Kino-Programms —: solch ein Gewerbe sei wert, zugrunde zu gehen.

So ist es aber nicht. Die Kinematographie, eine der wertvollsten, zugleich am meisten mißhandelten Erfindungen der neuern Zeit, birgt, ich wiederhole es bis zum Ueberdruß immer und immer wieder, so wundervolle, so einzigartige, so unabsehbare Möglichkeiten, daß man zwar den Wechselbälgen, die sie gebiert, erbarmungslos den Hals umdrehen, die Mutter aber schonen soll. Sie hat eine Zukunft, die das Leben reicher machen wird. Und wenn nicht mehr unsres, so doch das unsrer Enkel. **Troll**

Sieben Anekdoten

Wilhelm Schäfer hat einmal dreiunddreißig Anekdoten erscheinen lassen, denen er siebenundsechzig anzugliedern versprach. Dieses Versprechen hat er leider nicht gehalten — im Vorwort zu einem kleinen Novellenband: ‚Die begrabene Hand' (bei Georg Müller in München) spricht er von Dingen, von denen sich Neigung und Ziel seiner gegenwärtigen Arbeit weit entfernt hätten. Schade. Es war etwas — und auch diese kleine Nachlese ist noch etwas, und wenns nun statt hundert nur vierzig sind, so tut uns das leid, und die entstandenen sind uns doppelt so lieb.

Schäfer hat in den kleinen Geschichten, die er Anekdoten nennt, in meisterhaft gebundener Form irgendein kleines lehrreiches Erlebnis erzählt, meist ohne die Moral zu nennen, und, nannte er sie doch, dann geschah es so brokaten und zierlich-gravitätisch, daß man seine helle Freude daran haben mußte.

Diese sieben Anekdoten sind nicht seine mattesten. Am schönsten vielleicht die Klopstock-Geschichte: ‚Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammanns'. Das ist so menschenklug und weise, wie da der alte Rat des alten Landammanns befolgt wird: Zwischen vertrauten Menschen muß Vertrauen herrschen. Die Tochter schreibt sich jahrelang ihren Kummer und ihre kleinen Beichten für den Vater von der Seele herunter, der Vater sagt nie ein Wort, nimmt die Briefe in Empfang — und hat sie, wie sich später herausstellt, niemals gelesen. Das Rezept wendet die Tochter auf den verliebten jungen Klopstock an und beschämt ihn tief

und belehrt ihn tief. Eine nachdenkliche Geschichte.

Entzückend erfunden ist ‚Das Heckerlied' — landschaftlich wol l die beste der sieben Geschichten. Es ist fast unheimlich, wie bei Wilhelm Schäfer die deutsche Landschaft aus ein paar Sätzen ersteht — und eben nicht eine Landschaft, sondern diese da, die belaubten Hügelzüge seines Gaus, eines ganz bestimmten Landstrichs. Dergleichen gemahnt an Keller.

Ein Freund sagte mir neulich: „Ah, man mag das nicht mehr!" Ich weiß doch nicht. Wir sind nicht jünger geworden, das ist wahr, und seit die Dreiunddreißig Anekdoten erschienen sind, haben wir allerhand dazu gelernt. Aber wir sollten nicht mürrisch älter werden. Das Alte ist deshalb noch nicht schlecht, weil wir es schon kennen — man überholt nichts, man holt es höchstens ein, und wenns gut ist, bleibts immer bei einem.

Diese sieben Novellen Schäfers sind schön wie seine ersten, und wer die einen liebt, wird auch die andern mit Freude und Genuß lesen und lieb behalten.

Peter Panter

Antworten

Verehrer. Sie machen mich auf die Kritik der dreifachen Revolution und eine Apologie von Walter Rathenau aufmerksam. Eine Apologie? Welche sieben Kapitel braucht, darin die Einwände gegen diesen Schriftsteller aufgeführt, hin- und hergewendet und widerlegt werden? (Zum Beispiel so: „Mein Haus ist bürgerlich anständig und wird von zwei langjährigen Hausgenossen besorgt. Soll ich nun von leiblicher Notdurft reden? Ich denke, das lassen wir.") Eine Apologie? Ja, wenn ich nun aber garnicht . . . Keine Unhöflichkeit! Ich halte es mit Lichtenberg: „A. Sie müssen sich notwendig Cramers ‚Er und über Ihn' anschaffen, es ist ein unentbehrliches Buch. B. Warum unentbehrlich? A. Ei, mein Gott! Sie verstehen ohne dasselbe nicht eine Zeile in Klopstocks ‚Oden'. B. Ja, mein Freund, ich lese Klopstocks ‚Oden' nicht."

Zeitungsleser. Ich habe die Affairen meines Blattes nie so ernst genommen, wie die gegnerische Presse sie zu nehmen pflegt, und bin überzeugt, daß der Himmel nicht auf die Erde fällt, wenn Oberst Reinhard über Fischarts Interview um keinen Preis die volle Wahrheit sagen will und seinem Untergebenen, dem Reichswehrminister, gar befiehlt, die volle Unwahrheit zu sagen: es nämlich ohne Scham und Scheu für eine „Dichtung" zu erklären. Aber da Ihr gern jammert, daß ich manchmal der Presse ihre — na, ihre Unzulänglichkeit zu beweisen bemüht bin: hier ist ein Beweis, der sich selber führt. Am Donnerstag abend gibt die ‚Post' zu, daß das Interview „in einem Ton und in Redewendungen abgefaßt ist, die an sich vom Oberst Reinhard stammen könnten", und zieht daraus den Schluß, daß ich meinen Lesern „ein Interview vorgeschwindelt" habe, „das niemals stattgefunden hat". Die Presse der Krautjunker und Kanonenverfertiger arbeitet eben mit derjenigen Logik, der das Gehirn ihrer Abonnenten gewachsen ist! Nun, möglich immerhin, daß die ‚Post' nicht die Blätter aufschlägt, die schon Donnerstag früh meine Feststellung eines äußerst simplen Sachverhaltes gebracht haben. Aber Donnerstag abend dringt diese Feststellung, dank der Durchschlagskraft des § 11, in die ‚Kreuz-Zeitung' ein, die doch mindestens bei den gesinnungsgenössischen Journalisten eine gewisse Geltung genießt, und die Redaktion hat ihr nichts weiter hinzuzufügen als den

Satz: „Hiernach scheint der Fall vollkommen geklärt zu sein." Weiß Gott, das sollte man meinen. Die Deutsche Zeitung meint anders. Sonnabend früh legt sie die Dreckschleuder an. Feldgeschrei: „Unfair". Das ist ihr von den Lakaien der Militärs auf der berüchtigten Presse-Konferenz zur gefälligen Verwertung eingeflüstert worden, ohne Begründung, was denn hier eigentlich unfair gewesen sei. Wenn Fischart die Herzensergießungen des Oberst Reinhard, die zum Zweck der Verbreitung erfolgt waren, zwiefach, durch seine Zeitung und meine Zeitschrift, verbreitete, so verdiente er zwiefach Dank. Dort hat er jene Herzensergießungen ein paar Tage später in einem unangefochtenen Referat über Scheidemanns casseler Rede indirekt, hier ein paar Wochen später in dem umstrittenen Dialog direkt wiedergegeben. Jetzt nehme man einmal die einfachste Umkehrung vor: man setze den Fall, daß Fischart am zwölften September in seiner Zeitung den Dialog aus der ‚Weltbühne' und am fünfundzwanzigsten September in der ‚Weltbühne' das Referat aus seiner Zeitung veröffentlicht hätte. Dann wärs zwar verteufelt schwer gewesen, uns „unfair" zu nennen, aber man hätte, peinlich berührt von Oberst Reinhards Redseligkeit, unbedingt einen Haken gefunden, mich daran aufzuhängen, weil die moralische Verurteilung immer und immer wieder der einzige Schutz gegen meine geistige Wirksamkeit ist. Unfair? Nichts leichter, als eine unanstößige Handlung unfair zu machen: man braucht sie nur auf den Kopf zu stellen. „Vollkommen geklärt" ist also seit Donnerstag abend, daß Oberst Reinhard den Träger des Pseudonyms Johannes Fischart durch einen Vermittler nachdrücklichst um eine Unterredung gebeten hat. Für die Deutsche Zeitung von Sonnabend früh hat Fischart die Unterredung „nachgesucht", hat er sie „erschlichen", ein Lohnschreiber, der für „eines der übelsten Skandalblätter der Reichshauptstadt" tätig ist. Nun hat bekanntlich niemals die Deutsche Zeitung Herrn von Kühlmann aus seinen Bettüchern einen Strick zu drehen versucht, sodaß sie in hohem Maße berechtigt ist, Verstöße gegen „die elementarsten Regeln des journalistischen Anstands" zu rügen, besonders solche Verstöße, die sie durch wissentliche Fälschung erst hergestellt hat, und für ihresgleichen ein Blatt wie das meine zu halten, das ihre Empörung zum Glück auch dann erregen würde, wenn sie Bildung und Grips genug hätte, um seinen Inhalt zu verstehen, und das ihr insofern allerdings nachsteht, als es, um einen Skandal zu vermeiden, mit loyalster Behutsamkeit in dem Gespräch grade Das unterdrückt hat, was sie für ihr Teil bei einem politischen Gegner durch Fettdruck hervorgehoben hätte, um einen Riesenskandal anzuzetteln. Das ist Sonnabend früh. Lügen haben zwar kurze Beine, aber sie laufen, und wärs nicht weiter als bis in die ‚Post'. Die schreibt Sonntag früh: Fischart hat „sich bei Oberst Reinhard melden lassen, um ihn auszufragen", hat ihn „bewußt getäuscht und ihn zum Objekt einer unlautern Handlungsweise gemacht", kurz: hat „durch sein Verhalten die journalistische Berufsehre empfindlich verletzt", was beileibe keine deutschnationale Zeitung tut, die dem Finanzminister Südekum triftigen Grund gibt, sie landesverräterischer Verleumdungen zu bezichten, die in fünfzig Zeilen fünfzehn Mal schwindelt, und eine Berichtigung der Schwindeleien in den Papierkorb wirft. Und jetzt, Zeitungsleser, erwäge außerdem, daß die ‚Post' mein Blatt eine „Salonausgabe der ‚Freiheit'" nennt, die Deutsche Zeitung dagegen einen Unterschied zwischen ‚Weltbühne' und Berliner Tageblatt nur in der Form, nicht im Inhalt erblickt, sodaß nach der primitivsten Regel der Mathematik das Berliner Tageblatt mit der ‚Freiheit' übereinstimmen

müßte, während die beiden jeden Morgen und Abend wildwütig auf einander loshacken — das alles, Zeitungsleser, rechne zusammen und dann gib mir unrecht, der ich erkläre: Wenn nicht einmal in solch einer Bagatelle die Presse derselben Stadt die Wahrheit feststellen will und kann und Lügen verbreitet, Lügen, Lügen und wieder Lügen, so darfst du von mir nicht verlangen, daß ich ihr die Befähigung zutraue, über die Schuld am Kriege unter Menschen von Einsicht und Sauberkeitsgefühl eine Silbe mitzureden.

Premierentiger. Was soll ich? Ihrer Entrüstung Ausdruck geben, daß zur Premiere von Pfitzners ‚Palestrina' ein Platz in der Fremdenloge hundert Mark kostet? Da können Sie lange warten. Die Preiserhöhung erfolgt „mit Rücksicht auf den kaum zu bewältigenden Andrang zu der Premiere". Das ist nicht scharf gedacht und nicht schön gesagt. Aber wer drängt denn an? Der Luxuspöbel. Anständige Menschen gehen lieber zu spätern Aufführungen, wo der Anblick und der Parfümgestank aufgetakelter Protzen ihnen nicht die Freude am Kunstwerk schmälert. Daß in den Staatstheatern der Besuch der gewöhnlichen Vorstellung neuerdings ein Vermögen kostet, ist überaus tadelnswert. Aber es gibt ein Mittel dagegen. Man nehme zu den Premieren für den Platz im Parkett dreihundert, im Ersten Rang fünfhundert, in den Logen tausend Mark. Dann wird jede Premiere von dem Pack, das zeigen will, daß es über solche Beträge verfügt, überfüllt sein, und der Ueberschuß wird die Möglichkeit bieten, die Alltagspreise wieder auf den Friedenstarif herunterzusetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Entschiedene Schulreform von Heinrich Ströbel

Aus den Verhandlungen der Haushaltskommission der Nationalversammlung erfuhren wir kürzlich, daß sich die monatlichen Kosten für die Reichswehr auf mehr als eine Milliarde belaufen! Das ausgepowerte, noch nach Jahresfrist in hoffnungsloser Wirtschaftsagonie liegende, von immer neuen Riesenstreiks heimgesuchte Deutschland vergeudet für den sinnlosesten, unwirtschaftlichsten Zweck, der sich denken läßt: für seinen neuerstandenen Militarismus im Jahre mehr als zwölf Milliarden. Noch weiß kein Mensch, nicht einmal der verwegenste der finanzpolitischen Dilettanten, Herr Erzberger, wie auch nur die alten Kriegslasten und die der Entente geschuldeten Wiedergutmachungen aufgebracht werden sollen, noch zerbricht man sich vergebens den Schädel nach einem Mittel, um die trotz den tollsten Sprüngen hoffnungslos in die Tiefe gleitende Kurve unsrer Valuta aufzuhalten — und man verschleudert mehr als dreiunddreißig Millionen täglich für die Schutzgarde der Reaktion, prägt Berge neuen Papiergeldes, um die längst wieder ins Abenteuerliche emporkletternden Warenpreise für breite Volksmassen durch Geldentwertung völlig unerschwinglich zu machen! Und während so der Militarismus fortfährt, das deutsche Volk, das ihm seinen Zusammenbruch dankt, politisch, wirtschaftlich und moralisch völlig an den Bettelstab zu bringen, versuchen die dünnen Intellektuellen-Schichten, die bei uns noch kulturpolitisches Interesse aufbringen, verzweifelt bei Regierung und Oeffentlichkeit um Verständnis für die dringendsten sozialpädagogischen Aufgaben zu werben.

Die Verhandlungen der entschiedenen Schulreformer, die am vierten und fünften Oktober eine sichtbarlich vom besten Willen beseelte Gemeinde in den Sitzungssaal des Herrenhauses zogen, gaben den immerhin tröstlichen Beweis, daß die Revolution wenigstens nicht an allen Deutschen von bürgerlicher Herkunft spurlos vorübergegangen ist. Auch die akademisch gebildeten Lehrer wollten, wie es in der Einladung des Ausschusses hieß, den Ruf nach grundlegender Neuschöpfung in Schule und Erziehung erheben. Solch eine Seelenauffrischung war auch so nötig nach dem stupid lärmenden Bekenntnis der Magister und Pennäler zur Byzantinerei und zum Säbelkult, nach den Schülerdemonstrationen wegen der teuern Hohenzollern-Büsten und Hindenburg-Bilder, nach den Haß- und Verfolgungsausbrüchen fanatischer Direktoren und Lehrerkollegien gegen alle Elemente, die von Demokratie und Sozialismus einen Hauch verspürt hatten oder gar tatenmutig für das Kommende, nicht länger zu Dämmende zu zeugen wagten. Dem Ungeist der Philologen des alten Schlages, dem brutalen Klassenegoismus der Verteidiger des

Klassenstaates und der Klassenschule gegenüber wehte es aus den Vorträgen und Debatten der entschiedenen Schulreformer wie keimsprengender Pfingstgeist. Noch freilich erschien uns das Brausen dieses Geistes allzu schüchtern, nicht föhngewaltig genug, um den Eispanzer der Traditionellen hinwegzuschmelzen. Und mit äußerster Rücksichtslosigkeit muß von dem Stoßtrupp der modernen Lehrerschaft der Kampf gegen die veralteten Schulformen und den verzopften Philologengeist geführt werden, wenn, in gemeinsamem Ringen mit den proletarischen Preisfechtern des sozialen Fortschritts, der wirklichen Erziehungsreform die Bahn gebrochen werden soll. Daß von der derzeitigen Regierung, insbesondere dem heuer amtierenden Kultusminister, energische Unterstützung dieses Kampfes nicht zu erwarten ist, bewies dessen stammelnde Verlegenheitsausrede, daß er leider das vom Vorsitzenden gewünschte Reformprogramm noch nicht vorlegen könne, da die Erwägungen noch nicht zur Reife gediehen seien. Was bei den Erwägungen mit den Schulmännern alten Stils, was bei der Koalition mit Zentrum und nationalliberalen ‚Demokraten' herauskommen wird, weiß man im Voraus. Darum sollten auch alle Pädagogen, deren Wille sich ernsthaft auf die Umgestaltung der Volkskultur richtet, nichts von oben, sondern alles von sich selbst und den von unten drängenden Volkskräften erhoffen. Und sie sollten revolutionäre Kühnheit beweisen beim Entwerfen ihres Programms, auch in ihren Forderungen an den Tag. Manche Redner gaben allzu deutlich zu verstehen: das ist unser Programm, aber es ist ein Ideal, an dessen Realisierbarkeit in den finanziellen Nöten dieser Zeit leider nicht zu denken ist. Ist unser Militarismus so bescheiden? Eine soziale Republik, die monatlich mehr als eine Milliarde für eine Söldnertruppe unter einem feudal-monarchischen Offiziercorps ausgibt, muß erst recht Milliarden, noch viel mehr Milliarden für die Volkserziehung übrig haben, die das Volk erst reif macht für die Funktionen eines vernünftigen Gemeinschaftslebens.

*

Das Grundproblem jeder wahrhaft sozialen Schulreform ist die Durchführung und Gestaltung der Einheitsschule. Sie ist die Axe der ganzen Reform, um die sich alle pädagogischen Einzelerfordernisse zu kristallisieren haben. Darum lag, soviel Wertvolles und Anregendes auch die Referate über die andern Gegenstände, namentlich über den Geschichtsunterricht, die Erziehung zur sozialen Verantwortlichkeit und die Friedenspädagogik boten, das Schwergewicht der ganzen Verhandlung in der Aussprache über den Aufbau der Einheitsschule. Der Vortragende, Professor Oestreich, entwarf einen Bauriß, der dem Systematiker und Psychologen alle Ehre machte. Seine Einheitsschule umfaßt vier Jahre lang alle Kinder. Dann folgt die fünf Jahrgänge umfassende Mittelschule. Diese gabelt sich in Begabten-, Allgemein-

und Schwachbefähigten-Schulen. Allen drei Systemen ist die Gliederung des Unterrichtsstoffes in Minimal- und Wahlfächer gemein, damit alle Neigungen und Fähigkeiten sowohl Hoch- wie Minderbegabter entwickelt werden können. In die Begabtenschule kommen, ohne jede Berücksichtigung sozialer Umstände, diejenigen Kinder, die nach dem Urteil der Eltern, Lehrer und Psychologen besondere Fähigkeiten haben. Die Begabtenschule löst sich nicht, wie bisher, in unverbundene Einzelstränge auf, sondern bleibt eine elastische Einheit, die jeder Individualität, jeder Talentrichtung, jedem Berufsbedürfnis durch die Reichhaltigkeit der Wahlfächer Rechnung trägt. Aus der Begabtenschule führt eine dreiklassige Oberschule zur Hochschule. Die Allgemeinschulen der Durchschnittsbegabten finden ihre Ergänzung in den Fachschulen. Arbeit, Sport und Spiel entwickeln in allen Schulen die praktischen Fähigkeiten und die körperliche Kraft und Gewandtheit.

Diese Einheitsschule wäre sicherlich eine beträchtliche Entwicklung über unser heutiges Schulsystem hinaus, das sich roh nach dem Besitz abstuft und in seiner starren Schablone, wie dem humanistischen Gymnasium, dem Realgymnasium, der Realschule und so weiter, in seiner ganz ungenügenden Spaltung in Pflicht- und Wahlfächer der unendlichen Vielgestaltigkeit der Neigungen und Begabungen nicht im Entferntesten Rechnung trägt. Dennoch wurde dem Vortragenden in der Aussprache mit Recht gesagt, daß seine Einheitsschule im Grunde gar keine Einheitsschule mehr sei, daß sie nur vier Jahre lang die Schüler demokratisch vereinige, um sie dann wieder ebenso unerbittlich zu spalten wie heute. Und wenn die Erhebung der bevorzugten Minderheit über die Masse künftig auch im Namen der Begabung statt kraft des väterlichen Portemonnaies erfolgen solle — die neue Klassenscheidung werde nicht minder unsozial wirken. Ja, sie werde vielleicht noch schmerzlicher empfunden werden, denn der Stachel, zu den Armen im Geist herabgestoßen zu sein, drücke sich wahrscheinlich tiefer in die Seele denn das Gefühl, als Nichtbesitzender einer niedern Klasse anzugehören.

In der Tat: die Einheitsschule ginge bei einer Verwirklichung der Thesen des Professors Oestreich unrettbar in die Brüche. Man denke sich nur einmal die Konsequenzen aus. Die Begabten besuchen die Ober- und Hochschulen, erwerben dadurch genau so wie heute die Qualifikation zu allen Stellungen, die eine Hochschulbildung voraussetzen. Denn bliebe dies Monopol für die Akademiker nicht — wozu dann überhaupt die geistige Hochzüchtung einer Begabten-Elite? Ja, diesen Begabten wird man umso eher die leitenden Stellen in Staat und Gesellschaft reservieren wollen, als sie ja vermeintlich die wirkliche geistige Auslese der Nation bilden. Da sich das innerhalb der Demokratie die Praktiker trotz der ihnen gesellschaftlich attestierten Minderbegabung nicht gefallen lassen werden, wird der Kampf um die politische und soziale

Leitung umso leidenschaftlicher entbrennen. Oder will man der akademischen Legion der Begabten nur die Posten in der Gelehrtenrepublik vorbehalten, den Beruf des Forschers und Erfinders? Dann hätten wir wiederum den alten, bösen Zwiespalt zwischen den weltentfremdeten Stubengelehrten und den die Wissenschaft über die Achsel ansehenden Praktikern, die Politik und Gesellschaft beherrschten.

Und schließlich würde die Spaltung der Schule in Begabte mit Studiumsberechtigung und Mittelmäßigkeiten mit Arbeitsverpflichtung auch die alte, unselige Scheidung der Menschen in Kopf- und Handarbeiter konservieren. Nach wie vor würde sich, um mit Friedrich Engels zu sprechen, „die Menschheit in eine Anzahl verschieden verkrüppelter oekonomischer Spielarten teilen, als da sind Karrenschieber und Architekten". Nun soll uns aber grade durch den Sozialismus, wie der Schaffensgenosse von Karl Marx das in seinem ‚Anti-Dühring' entwickelt, die alte Teilung der Arbeit verschwinden. An ihre Stelle soll eine Organisation der Gütererzeugung treten, „in der einerseits kein Einzelner seinen Anteil an der produktiven Arbeit, dieser Naturbedingung der menschlichen Existenz, auf Andre abwälzen kann; in der andrerseits die produktive Arbeit, statt Mittel der Knechtung, Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem Einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen".

*

Diese sozialen Bedenken gegen die Gabelung der Einheitsschule werden verschärft durch rein pädagogische und psychologische Erwägungen. Wo sind die zuverlässigen Kriterien der höhern Begabung? Das Urteil der Eltern wird oft ganz wertlos sein. Und die Lehrer werden sich oft an die Schulleistungen halten, die vielfach vom Temperament, von Spezial-Neigungen und Abneigungen, von geistiger Trägheit und Beweglichkeit, von Phantasie oder Phantasielosigkeit in weit höherm Grade abhängig sind als von der Fähigkeit, sich Memorierstoff einzuverleiben. Aber auch auf die Psychologen, die nach exakter Methode Fassungsgabe, Kombinationsvermögen, Fähigkeit des logischen Folgerns und dergleichen mehr mit der Genauigkeit einer Apotheker-Wage abzuwägen verstehen sollen, möchte ich mich nicht allzusehr verlassen. Wirklich ungewöhnliche Begabung, die zu genialen Leistungen befähigt, läßt sich durch so primitive Mittel nicht feststellen. Das wußten übrigens die besten Köpfe unter unsern Philologen und Pädagogen längst. Und anno 1909, auf dem Dritten Hochschullehrertag, erklärte kein Geringerer als Lujo Brentano, daß Bayern zwar im Maximilianeum ein Sammelbecken für die ausgezeichnetsten Schüler aller Landesgymnasien besitze, daß aber diese Musteranstalt nur vortreffliche Beamte und Paragraphenkenner hervorgebracht habe und keineswegs einen starken Prozentsatz be-

deutender Männer. Und eine ganze Reihe andrer namhafter Gelehrter bestätigte, daß grade aus den Musterschülern im spätern Leben selten etwas Besonderes geworden sei. Für die Auslese der geistig Tüchtigsten und die Ausbildung der Talente sollte man daher durch die Ausgestaltung der Schule zwar alle Voraussetzungen schaffen; aber den Aufstieg zur höchsten Bildung sollte man nicht einer Elite, sondern der Gesamtheit ermöglichen. Denn zur Aneignung eines Höchstmaßes von Wissensstoff, der natürlich nach Neigung und Sonderbegabung auszuwählen ist, reicht sicherlich die Fassungsgabe der großen Mehrheit aller Schüler aus, sobald nur erst die sozialen Hemmungsmomente beseitigt sein werden und die Lehrmethode ihres öden Pedantismus entkleidet ist. Die übernormale Begabung wird sich dann schon, in der Wissenschaft, der Kunst, dem Wirtschaftsleben und der Politik, ihren Platz zu erobern wissen, ohne daß sie von vorn herein eines sichtbaren Vorsprungs vor der großen Masse intellektuell Deklassierter bedurfte.

Darum wirkliche Einheitsschule, Einheitsschule für alle normal Befähigten bis einschließlich der Oberstufe und der Hochschule. Auch jeder Proletarier und Bauer (sofern man bei der allgemeinen Verpflichtung zu körperlicher Arbeit noch von solch besondern Berufskategorien sprechen kann) soll die Universität absolvieren. Das ist natürlich erst durchführbar, wenn der soziale Ausgleich schon in hohem Grade zur Wirklichkeit geworden ist, und wenn wir ein Lehrpersonal zur Verfügung haben, wie es erst in Jahrzehnten heranzubilden ist. Aber das Ziel muß uns heute schon deutlich und unverrückbar vor Augen stehn, wenn wir nicht auf dem Wege dahin in die Irre geraten wollen. Eine verhägnisvolle Abirrung wäre die Begabtenschule, die wir auch nicht einmal der Begabten selbst wegen gebrauchen. Denn der elastische Aufbau der Einheitsschule, die Möglichkeit, jederzeit an Wahlfachkursen teilnehmen zu können, ohne daß die Teilnahme sklavisch an das Alter gebunden wäre, kommt jedem Bedürfnis der übernormal oder für besondere Gebiete Begabten hinreichend entgegen.

In einem Buche, das ich vor Jahresfrist schrieb, schloß ich ein Kapitel über die Schulreform mit diesem Zukunftsbild: „Die Schule schon äußerlich ein gewaltiger Komplex von Gebäuden, mit lichten, luftigen, künstlerisch geschmückten Schulzimmern und Lehrsälen, mit reichem Material für den Anschauungsunterricht: mit Naturalienkabinetten, zoologischen, botanischen und mineralogischen Sammlungen, mit botanischen Gärten und praktischen Pflanzschulen aller Art, mit physikalischen Kabinetten, mit chemischen Laboratorien, technischen Werkstätten, mit Sportplätzen, Turnhallen und Schwimmbädern. Drei Lehrstufen: die unterste Stufe bis zum zehnten, die zweite Stufe bis zum achtzehnten Jahre, die Oberstufe mit Hochschulcharakter. In allen Stufen Coedukation. Nur in der untersten Stufe gleicher Lehrstoff für

Alle. Mittel- und Oberstufe spalten sich in den Studiengang für Allgemeinbildung, der für Alle obligatorisch ist, und viele Spezialfächer, deren Auswahl den Schülern freisteht; deren systematische Ausnutzung jedoch gleichfalls Obligatorium ist. Vom Besuch der Oberstufe befreit nur geistige Minderwertigkeit und körperliches Unvermögen. Der Verschiedenartigkeit der Begabung und Neigung trägt schon die Mittelstufe Rechnung. Wer sich für Sprachen interessiert, erlernt in einer Sonderklasse die gewünschten Fremdsprachen; ein junger Newton erhält Ausbildung in allen mathematischen Fächern; ein junger Edison kann sich schon in den Sonderklassen der Mittelstufe für seinen Erfinderberuf vorbereiten. Wer einen Hang zur Medizin verspürt, kann schon in jungen Jahren Anatomie, Chemie und Pharmazie betreiben; der künftige Jurist kann sich frühzeitig mit allen Rechts-Institutionen, der Verwaltungsbeamte in spe mit dem Verwaltungsapparat vertraut machen. Aber wer künstlerische Neigungen hat, kann auch Literatur studieren oder sich zum Maler, Bildhauer oder Musiker ausbilden. Denn auch diese Zweige werden nicht mehr als brotlose Künste gewertet, sondern genießen dieselbe Schätzung wie jedes andre Studium. Die Oberstufe hat dann nur das in der Mittelstufe Begonnene zu vertiefen und zu vollenden. . . ."

Ganz so radikale Forderungen wurden auf der Tagung der entschiedenen Schulreformer diesmal noch nicht aufgestellt. Aber man leistete auf den verschiedensten Gebieten, die ich hier aus Raumgründen nicht einmal streifen kann, verdienstlichste Pionierarbeit. Noch gärt es in manchen Köpfen, noch befehdet sich Altes und Neues, noch wagt sich sozial Gedachtes nur in ideologischer Verkleidung hervor. Aber man ist auf dem Marsche. Nur möge der Vortrupp Heines Kampfruf beherzigen: Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!

Notizbuch von Berengar

Der Valuta-Rebus ist eins von den Weltproblemen, bei denen ich das Gefühl habe, als ob sie aus der Rebus-Ecke eines allerdings teuflisch redigierten Familienblatts stammten. Ein bißchen Kopfzerbrechen, und der Rebus ist gelöst. Aber die Völker nehmen das Kopfzerbrechen zu wörtlich, machen aus dem Rebus ein Problem, aus dem Problem einen Krieg, aus dem Krieg ein Problem, von da aus vollzieht sich die Rückbildung zum Rebus, und es kann alles wieder von vorne losgehen. Und das kommt so: aus dem Geist der Valuta ward der Krieg geboren — er läßt die Valuta als ungelöstes Rätsel zurück. Vor dem Krieg produzierte Deutschland zu viel und zu billige Ware und machte seinen Mitvölkern Schmutzkonkurrenz. Daher wurde unsre Valuta bedrohlich gut, und daher war das perfide Albion auf uns scharf. Jetzt, da die deutsche Warenfülle geschwunden, ist unsre Valuta bedrohlich schlecht geworden. Bedrohlich auch für die bislang feindlichen Handelsvölker. Amerika entrüstet sich über die Billigkeit deutscher Waren, die dank der schlechten Mark-Valuta zu Schleuderpreisen zu haben sind. Nun stehen

wir wieder vor 1914. Aus deutschem Wirtschaftsimperialismus wie aus deutscher Wirtschaftsnot wuchs der Valuta-Rebus — folgt wieder ein großes Völkerkopfzerbrechen? Das Rätsel wäre zu lösen, indem man die deutsche Valuta durch eine internationale Aktion — wie wäre es mit einer Internationalisierung der Zahlungsmittel? — aufbesserte. Allerdings müßte man die Gewähr haben, daß eine aufgebesserte deutsche Valuta nicht wieder aggressiv imperialistisch würde wie vor 1914. Man pazifiere das Geld — Sozialismus? —, und der große Völker-Rebus ist gelöst.

*

Baltikum — welch ein Klang! Deutsche Interessen — Siedlerland — Befreiung unsrer Brüder — die unterdrückten Deutsch-Balten — ein Wall gegen den Bolschewismus. Also was von allem? Haben! Haben! Das ist die Quintessenz. Die deutsche Regierung will nicht, und General Goltz will. Oder die deutsche Regierung will, und General Goltz will nicht. Man weiß es nicht recht. Aber das grade macht die Musik. Und um solches politischen Mißtons willen wird die Blockade heraufbeschworen?! Baltikum! Packet ein! Das sind atavistische Reste aus einer Zeit, da es noch Ob.-Ost gab.

*

Die eiserne Division hat die eiserne Stirn, einen Aufruf an alle Kulturvölker zu erlassen. Darin wird das Verbleiben in Kurland mit der Notwendigkeit motiviert, für die „wahre soziale Weltanschauung" zu kämpfen und zu sterben. Nun erst ist die wahre soziale Weltanschauung in den richtigen Händen, und der Kommandeur der Eisernen Division Bischoff wird das Kind schon schaukeln. Geht endlich der Regierung ein Licht auf, welche Geister sie gerufen hat, und daß nicht eher aus den Freicorps der Zivil-Besen wird, der vor der Heimattür sich betätigt, als bis ein eiserner Besen dreingefahren ist?!

*

Es gibt ein Bild von Noske — ich meine nicht das aus dem Seebad —: das sieht aus wie das schlechte Gewissen. Titel des Bildes: „Noske besichtigt das Freischützencorps Berlin: Die Vorführung der Flammenwerfer." Noske, klein, gedrückt, mit aufgeschlagenem Ulsterkragen inmitten von Stahlhelmen und ordensgezierten hohen Offizieren, die stramm und frisch aussehen, als hätten sie sich eben auf den republikanischen Boden gestellt, auf dem sie auch in der Tat mit festen monarchischen Beinen und in hohen Lackledersstiefeln stehen. Noske dagegen sieht aus, als wäre er eben übergelaufen, als hätte er seine Sache verraten. Der sozialdemokratische Reichswehrminister, der sein Amt von der Revolution erhalten hat, inspiziert Flammenwerfer. Wenn Umsturz Sinn haben soll, so ist es der, eine wahnsinnige Zeit zur Vernunft zurückzuzwingen. Vor der Vernunft haben Flammenwerfer keine Berechtigung. Die Inspizierung kann also nur der Vernichtung dieser Marterwerkzeuge gelten . Noske inspiziert aber nicht, wie Flammenwerfer in die Spree geworfen, sondern, wie sie zum Flammenwerfen geübt werden. Eine Revolution, die einem solchen Manne ein Amt erteilte, ist gerichtet.

Schiffer von Georg Metzler

Sie ist schlecht geführt die Deutsche Demokratische Partei, ohne Ideen, ohne Nerv und Schmiß, ohne Initiative. In ihren Zielen unklar, ist sie nicht immer ehrlich in ihrem Auftreten, und ihr Streben scheint sich in der Ergatterung von Ministersitzen zu erschöpfen. Alles in allem: eine schwere Enttäuschung nach kurzer Belebung von allerhand frohen Hoffnungen. Die Deutsche Demokratische Partei wird im Inland von guten Kreisen des Bürgertums mit offener Geringschätzung behandelt; das Ausland aestimiert sie nicht und spricht von ihr mit scharfer Ablehnung. Man weist dort darauf hin, daß unter den demokratischen Führern die schlimmsten Annexionisten und Kriegsverlängerer sitzen, die mit devoter Unterwürfigkeit alle Ruchlosigkeiten des alten Regimes gutgeheißen haben.

Die bewährten Stützen der seligen Fortschrittspartei wirken alle wieder mit: Payer und Haußmann, Fischbeck und Gothein — von den vielen Kleinern zu schweigen. Die ehemaligen Nationalliberalen aber konservieren innerhalb der Deutschen Demokratischen Partei Friedberg, Richthofen und so manchen andern bewährten Kämpen. Vor allem aber haben sie ja in Eugen Schiffer den Vizekanzler, Sprechminister und Reichsjustizchef. Wagt nun noch irgendein Nörgler etwa zu bestreiten, daß die neue Partei auf neuem Kahn mit neuen Fährleuten zu neuen Ufern steuert?

Daß Rechtsparteien die alten Führer behalten, ist begreiflich: diese Parteien leben von der Verkündung der Lehre, daß das alte System sich bewährt habe. Das ist zwar heller Wahnsinn oder bewußte Lüge, muß aber feste behauptet werden, wenn man für Dynastie, Königtum, für Autorität und Militär, kurz: für alles Schöne der Vergangenheit weiterkämpfen will. Würde man die Wahrheit bekennen, so wäre damit das Wilhelminische Regime gerichtet und verdammt.

Eine demokratische Partei aber, die die alten Führer immer noch in den Vordergrund schiebt, die wird nicht nur lächerlich, sondern macht sich einfach aktionsunfähig. Will sie die Fiktion von dem Dolchstoß der Heimat gegen eine unbesiegte Armee nicht aufrechterhalten, verzichtet sie auf diesen dreisten Schwindel, dann stehen ihre alten Führer als Schuldige vor dem Volk und sollten sich in tiefes Dunkel verkriechen. Alle die Generäle und Diplomaten, die mit frevelhafter Brutalität oder mit idiotischer Leichtfertigkeit die Katastrophe heraufbeschworen haben, können sich allenfalls auf den Befehl des Kaisers berufen, der als oberster Kriegsherr die unbeschränkte Kommandogewalt besaß, oder auf politische Weisungen von höchster Stelle, die in auswärtigen Dingen unter verfassungsmäßiger Verantwortung des Kanzlers gegeben wurde. Aber wo bleibt die Rechtfertigung für den Reichs-

tag, für dieses allerschuldigste Organ? Was jetzt „enthüllt“ wird, und was jedem ernsthaft Suchenden schon seit Jahren bekannt war, alles das konnte, das mußte der Reichstag vier Wochen nach Kriegsausbruch festgestellt haben! Er hat es nicht getan, er hat überhaupt nichts getan, sondern hat wie eine Horde unreifer Knaben byzantinisch Beifall gebrüllt und die grauenhaften Torheiten der militärischen und zivilen Machthaber durch unsinniges Geschwätz immer noch überboten — bis zuletzt, bis der Zusammenbruch da war.

Der Schlimmsten einer war Herr Schiffer — unser neuer Vizekanzler; umso gefährlicher, weil er sein Wirken nicht so öffentlich prostituierte wie etwa sein damaliger Fraktionskollege Stresemann, der als Agent der Industrie positive Leistungen aufweisen mußte. Schiffer arbeitete mehr im Hintergrund. Wie dieser unermüdlich betriebsame Mann schon als Amtsrichter in Zabrze — sprich jetzt: Hindenburg (später wieder: Zabrze) — trotz unverkennbar jüdischer Abstammung durch eine stark antisemitisch gefärbte Schrift über richterliche Verhältnisse sich allen Gutgesinnten empfohlen und die Versetzung nach Magdeburg ins nationalliberale Kernland durchgesetzt hatte, so arbeitete er von dort aus als Parlamentarier rüstig weiter. Unter den Blinden sichert Gewandtheit dem Einäugigen bald eine erfreuliche Ueberlegenheit. Immer zur Stelle, immer bereit, immer formulierend und amendierend schiebt er sich mit dem öden parlamentarischen Kleinkram langsam, aber sicher vorwärts — ohne eignes Können, ohne einen einzigen eignen Gedanken. Bald ist er — barmherziger Himmel! — „Führer“ in der Partei und als Belohnung für Wohlverhalten (er fungierte als ständiger Verbindungsoffizier zwischen Regierung und Partei) winkt ihm eine Richterstelle beim Kammergericht, einige Jahre später beim Oberverwaltungsgericht. Nun ist er in Berlin, ist immer da und immer zu haben. Der Krieg bricht aus, und Herr Schiffer schwimmt selbstverständlich mitten in der Patriotardenflut. Stahl und Eisen, alter Preuße, mit Gott für König und Vaterland. Bald beginnt man in zivilen und militärischen Aemtern, zu stöhnen; schon frühmorgens hängt Herr Schiffer am Telefon und will das Neuste vom Neuen wissen. Und den „Parteiführer“ darf man doch nicht vor den Kopf stoßen. Die Rezepte, die er empfängt, verarztet er der Fraktion und den Zeitungen. Er hält auf gute Presse und hat innige Fühlung nach allen Seiten, insbesondere auch mit den Herren von der alldeutschen Farbe. Für Mitteleuropa stößt er ins Horn, für die U-Boote ficht er trotz dem Admiralstab, und in dem gradezu kindischen Unfug der deutsch-oesterreichischen „Waffenbrüderschaft“ tragiert er eine führende Rolle. Immer besorgter Patriot, Hans Dampf in allen Gassen, gouvernemental bis auf die Knochen aus einem naiven Instinkt. Wo die Macht, da ist allemal Herr Schiffer zu finden; er würde in einem

Ministerium Haase-Crispien sich ebenso gut behaupten wie bei Lüttwitz-Westarp. Bürgerlich ist der bedürfnislose Mann honett, aber das Manko an politischer Gesinnung ist groß. Das verdeckt er durch ein besonderes, schmalziges Pathos, das ihm den Ruf eines bedeutenden Redners einbringt.

Als es schief geht, wird die Beamtenregierung parlamentarisiert: Friedberg wird Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums; Spahn wird Justizminister; Erzberger, Haußmann, Scheidemann werden Staatssekretäre. Schiffer heult auf; er sei übergangen, man habe die Versprechungen nicht gehalten. Schließlich erwirkt er bei dem gefälligen Grafen Roedern im Reichsschatzamt eine für ihn neuzuschaffende Stelle — in einem Gebiet also, das ihm so fremd ist wie etwa Herrn Ebert die Sphragistik. Am neunten November kommt die Revolution, alles stürzt — nur Herr Schiffer taucht aus den Ruinen auf, nunmehr als Schatzsekretär. Niemand wußte, wie er zu dieser Würde gelangt war; aber Leuten von solcher Flinkheit und Standhaftigkeit ist eben der Himmel hold. Leider dauerte diesmal die Freude nur wenige Wochen; dann ging Herr Schiffer, und Dernburg kam.

Seitdem hat Herr Schiffer unermüdlich an seiner Reaktivierung gearbeitet; jetzt endlich ist sie erreicht. Reichsjustizministerium, also das politisch ungefährlichste Ressort, und Vizekanzlerschaft. Als politischen Ministerkollegen holt er sich Herrn Koch anstelle von Herrn Preuß, das heißt: einen ins Germanische übersetzten Schiffer; einen rührigen, politisch farblosen und jedenfalls ganz unaggressiven Mann, mit dem sich schon hausen läßt.

Glaubt man nun etwa, daß dem Ausland ein Ministerium Bauer-Schiffer besonders vertrauenerweckend sein wird? Dem Ausland, das unsre politischen Männer genau kennt, viel genauer als die unheilbar unpolitische und kritiklose Heimat? Herr Bauer hat mit Legien zusammen die famose Kriegspolitik der Gewerkschaften inszeniert und geleitet, und Herr Schiffer wird im Ausland genau so richtig beurteilt und bewertet.

Nein, die Deutsche Demokratische Partei, als Partei der bürgerlichen Republikaner, soll und muß, will sie Existenzberechtigung haben, einen dicken Strich unter die Vergangenheit ziehen. Sie muß würdig und ehrlich die ungeheure Schuld der alten Gewalten, des Reichstags und der Regierung, eingestehen und über diese Brücke hinweg die Verbindung mit dem Auslande suchen. Nur ein — nicht grade verbündetes, so doch in seinen Hauptkulturstaaten sich allmählich wiederfindendes Europa kann Herr werden über Haß und Feindschaft, über Mangel und Elend. Deutschland wird lange bittere Jahre auf Aufnahme in den großen Völkerkulturbund warten müssen, wenn es sich nicht entschlossen losreißt von seinen politisch unheilbar kompromittierten Führern. Hier ist eine Aufgabe — hier ist die Aufgabe der Deutschen Demokratischen Partei.

Eindrücke von einer Reise von Ignaz Wrobel

Ich komme aus der Provinz, habe ihre Zeitungen gelesen und mich mit Leuten unterhalten, die ich sonst nicht zu sehen bekomme. Was zunächst auffällt, ist die gänzliche Unberührtheit des gesamten Mittelstandes von irgendwelchen neuen Gedanken. Diese kleine Umwälzung ist ganz und gar ohne das Bürgertum gemacht worden, ja, unter verdrossen-ärgerlicher Ablehnung der mittlern Schichten unsres Volkes.

Es gibt jetzt viele Verteidiger des deutschen Bürgertums, ja, es ist gradezu Mode geworden, den modisch-verlästerten Bourgeois damit zu verteidigen, daß man ihn gegen die wilden Empörer als Inkarnation aller Tugenden aufstellt. Ich habe von diesen Tugenden nicht viel gesehen. Es hat Niemand geleugnet, daß menschliche Anständigkeit auch in diesen Kreisen so zuhause ist wie anderswo — aber der Stand hat ein Beharrungsvermögen, das man mit dem eines Gallensteins vergleichen darf. Betrachten wirs im Einzelnen.

Der Krieg. Diese Leute wissen garnichts, außer dem, was das Kriegspresseamt unter Ludendorff ihnen mitzuteilen für gut befand. Ich sprach eine gutsituierte Dame aus dem Norden: „Warum graben nur die Leute alle die Kriegsgreuel noch einmal aus?" Ich erwiderte: „Um die moralische Atmosphäre zu reinigen. Was sagen Sie zu der sittenpolizeilichen Untersuchung anständiger Frauen in Lille durch deutsche Soldaten?" „Ist das wahr?" fragte sie. Sie hatte nie davon gehört. Daß es überhaupt gewichtige Zweifel an der deutschen Harmlosigkeit im Kriege, an der deutschen Reinheit, an der Politik der Kaiserberater gibt, wissen sie kaum. Die Regierung hat in zehn Monaten keine Zeit gefunden, sie darüber aufzuklären.

Es ist ein durchaus nachbismärckisches Geschlecht, das da lebt und webt —: Untertanen jenes Herrschers, der, wie kaum ein zweiter, die deutsche Kultur veräußerlicht, untergraben und zerstört hat. Jetzt haben wir die Folgen.

In diesen Köpfen besteht die merkwürdige Gabe, zwiefach zu denken: privat und offiziell. Es ist falsch, wenn behauptet wird, der Deutsche belüge andre Leute über amtliche Vorgänge: er belügt sich selbst. Die Entstehung von offiziellen Aktenstücken und Berichten kennt Jeder — in dem Augenblick ihrer Fertigstellung sind sie über allen Zweifel erhaben und werden starr geglaubt. Vor der Gemeinderatssitzung wird gewühlt und geschoben, geflüstert und gedreht — nach dem Beschluß gehen die Herren mit unbewegten Mienen kalt aus einander. Die Motive sind vergessen, obgleich sie die Hauptsache waren.

Das Militär. Sie schwärmen für das Militär. Sie tun das zunächst aus sehr gewichtigen Gründen, denn es macht sich gut bezahlt. Es ist kaum glaublich, wie viele Leute noch heute,

bei diesem Finanzenstand, bei diesem Elend, bei diesem Jammer, vom Staat Lohn für irgendeinen imaginären „Dienst“ beziehen. Ich kenne die Kunst, sich Stellen einzurichten. Aber ich muß doch sagen, daß die Soldaten im Kriege Stümper gegen die Friedensheroen sind. Lösen die Behörden einen Stab auf, dann tut er sich als „Abwicklungsstelle“ wieder auf; erweist sich die Tätigkeit einer Kriegsorganisation als überflüssig, dann wirkt sie als Uebergangsorganisation, als Friedensgesellschaft weiter. Und wozu hätten wir denn die „Bolschewisten“? An dem verkleinerten, schwankenden Boot des Militärstaates hängen hunderte, tausende, zehntausende zweifelhafter Existenzen, die, zu faul und zu feige und auch wohl zu unfähig, im bürgerlichen Leben den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, den Staat in räuberischer Weise belasten. Das wimmelt noch von Adjutanten und Kommandeuren und Führern und Gruppenkommandanten. In vielen kleinen Städten laufen so viele Soldaten herum wie in den Mobilmachungstagen. In Bürgergesprächen tauchen Vettern auf, die da und dort „stehen“, als Fähnrichs, als Feldwebel, als Offiziere; es muß ein auskömmlicher, ein bequemer, ein gefahrloser Beruf sein, der Beruf eines Soldaten von heutzutage. Und die Bürger finden das durchaus in der Ordnung. Schützt doch diese Garde, vermeinen sie, ihre Geschäfte. In welchem Geist sies tut, das ist ihnen so gleichgültig, wie ihnen dieser Geist unter Wilhelm dem Zweiten gleichgültig war.

Es scheint, daß Knechte einen Herrn brauchen. „Meinen Sie,“ steht einmal bei Panizza, „daß ein Volk, welches jahrhundertelang gefrondet wurde und in der Fron sich wohlbefand, jemals aus eignem Antrieb den Blick zum Himmel erheben werde, jemals den Kopf aufrecht tragen lernen werde? Daß aus Aegyptern jemals Römer werden?“ Wohl kaum.

Die Einwohnerwehren, ursprünglich als Schutz gegen die allgemeine Sicherheit gedacht, fangen langsam an, wie die Pflanzschulen des alten Militärgeistes den Unflat aufzubewahren, dessen Ausrottung wir so herbeisehnten. Wer von uns hat denn bestritten, daß Ordnung sein müsse, und wer will denn unsern Landsleuten das Recht nehmen, ihr Privateigentum gegen Einbrecher zu schützen? Untrennbar aber ist beim Deutschen von diesem Zweig menschlicher Tätigkeit der Drang, Andre zu unterdrücken, untrennbar eine Versklavung, die aber immer noch die Möglichkeit eines weitern Druckes nach unten offen läßt — wir sind garnicht mehr fähig, Pflichterfüllung und Persönlichkeitskultus, der sich in eigner Ueberhebung ein nicht mehr vorhandenes Mittelalter vortäuscht, auseinanderzuhalten. Dazu kommt, daß die Einwohnerwehren heute schon halb politisch sind: noch ein paar Jahre — und sie sind es ganz; noch ein paar Jahre — und wir haben sie obligatorisch; noch ein paar Jahre — und Ludendorff kann zufrieden sein.

Die Revolution. Man spricht ungern von ihr. Und wenn, mit unverhohlener Verachtung. Sie ist selbst daran schuld — denn sie ist Keinem ernstlich zu Leibe gegangen. Kämen ihre Gegner heute ans Ruder: wir erlebten in Deutschland eine Menschenschlächterei, von der Liebknechts und Landauers Ermordung ein unzureichender Vorgeschmack war. Der Haß der besitzenden Schichten gegen den Arbeiter ist ins Grenzenlose, ins Erschreckende gewachsen. Mit Feuer und Schwert würde dieser Stand unter seinen Gegnern wüten, käme er heute wieder hoch. Er würde reinen Tisch machen. Die „Revolutionäre" krümmen Keinem ein Haar, erlauben verbrecherischen Offizieren frei herumzulaufen, und lächeln freundlich, wenn sie davon hören, daß insgeheim die Corps Proskriptionslisten ausfertigen. Ist das komisch? Mir fehlt der Sinn für diese Komik.

Die geistige Struktur dieses Bürgertums ist traurig. Sie bewegen sich in den Ausdrucksformen, Ideen, Gedankenkomplexen und auf den Lebensgrundlagen ungefähr einer Opportunitätsphilosophie der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Kulissen sind neu, die Schauspieler alt. Unten rumort und gärt es — sie mögen das nicht hören, sie hoffen, es werde auch im neuen Reich mit Wasser gekocht (es wird leider nur mit Wasser gekocht), sie erspähen kleine Ritzen, um durch Vorschriften zu schlüpfen, und wissen sichs so einzurichten, daß die Praxis, das tägliche Leben in garnichts vom guten schlechten Alten abweicht. Und man läßt sie gewähren.

Die Presse. Ihr Glaube an ihre Presse ist bewundernswert. An dieselbe Presse, die sie vier Jahre lang mitbelogen hat; man müßte glauben, ihr Vertrauen wäre wankend geworden durch die Ereignisse, die so gar nicht mit den Leitartikeln übereinstimmten. Nichts dergleichen. Sie schwören auf ihr Blatt.

Rührend ihre fingerfertige Geschicklichkeit, mit vorher feststehendem Resultat Denkarbeit zu leisten. Man beweist sich ja nur das, was man glauben will — und die abenteuerlichsten Windungen dünken sie gut, wenn sie zum gelobten Land der Verdienstmöglichkeiten führen.

Am traurigsten die Jugend. Was da heranwächst, läßt die schlimmsten Befürchtungen wach werden. Immer wieder ist mir begegnet, daß um den runden Tisch herum die Aeltern noch allenfalls, hier und da, ein klein wenig, herber Kritik zustimmten. Aber die Jungen? Begeisterte Leutnants, begeisterte Regierungsreferendare, begeisterte Anhänger eines Systems, das der Jugend Ideale aus Gips gab (während die Neuen allerdings nicht einmal dergleichen zu vergeben haben). Wehe der Jugend, die nicht ein Mal in ihren Jahren umstürzlerisch gesinnt ist — hat einmal in diesen Blättern gestanden. Wo ist unsre Jugend? Ist sie das, das? Dann habe ich keine gesehen.

*

Wissen unsre oppositionellen Staatsmänner und Publizisten nicht, was in der Provinz vorgeht? Auf dem flachen Lande und in den kleinen Bergdörfern? In den Organisationen und Gruppen, die nicht vom Arbeiter gezwungen werden, wenigstens ein wenig nach links zu rücken? Wissen sies nicht?

Dies scheint mir der schwerste Fehler unsrer Opponenten zu sein: sie sind theoretisch den Ereignissen weit voraus. Unsre jungen Leute in den großen Städten haben (stellenweise) den Himmel gestürmt, aber auf der Erde haben sie nicht viel zu sagen. Man ist in literarischen Vereinigungen, in politischen Zirkeln, in Zeitungen und Zeitschriften ultraradikal, schwankt zwischen Kommunismus und Räte-Republik, und wir halten noch nicht einmal bei einer einigermaßen durchgeführten Demokratie. In Berlin liest man Toller, in Göttingen Dietrich Schäfer. Mit Pathos allein ist da nichts zu machen. Was fehlt, ist die Kleinarbeit und der Mut zum Trivialen.

Es kommt hinzu, daß die Beharrenden und die fortstrebenden Schichten in Deutschland in fast gar keinem Zusammenhang stehen. Es sind zwei Welten. Noch hat selbst die Futterkrippe des Staates die Ueberzeugungen nicht zu beeinflussen vermocht, denn alle Die da halten den gegenwärtigen Zustand für etwas Vorübergehendes und hoffen auf ihre Zeit.

Der Herausgeber dieses Blattes erhielt jüngst einen Brief, darin stand: „Neulich gehe ich mit einer ältern Offiziersfrau auf der Straße, ein Wägelchen kommt vorbei, in dem einfache Leute spazieren fahren. Da faßt die Dame entsetzt meinen Arm: ‚Sehen Sie nur! die Sorte fährt jetzt spazieren — wir, die wir eigentlich in dem Wagen sitzen müßten, haben kein Geld dazu und müssen laufen!‘ Der älteste Sohn dieser Dame ist Major und beim sogenannten ‚Ortsschutz‘. Das heißt: er lebt kreuzfidel im Schloß von F., hat alle vierzehn Tage mindestens acht Tage Urlaub und sitzt mehr in der Bahn als im Dienst. Aber Uradel und . . . ‚Wo mein Sohn doch im Corps immer Page war . . .‘ Das ist ihr drittes Wort.“

Aber nicht ihr letztes.

Wir Deutschen sind ein merkwürdiges Volk. Es ist schon viel, wenn so mit einer großen Handbewegung revolutioniert wird. Ins Einzelne geht Niemand. In den Amtsstuben, in den Behörden des Landes, in den Arbeitshäusern und militärischen Dienststellen, überall da, wohin die Großstadt nicht reicht, herrscht guter alter Friedens- und Kriegsbetrieb, und während sich die Intellektuellen der Städte in Phantasien erschöpfen, arbeitet dort das alte Preußen, der alte Ungeist, die alte Gesellschaft.

Ueber allen aber, über den Beharrenden und den falschen Radikalen, den ungefährlichen Radikalen, schwimmt strahlend und im Speck glänzend der Kaufmann der neuen Zeit, zu Unrecht

Schieber genannt (denn er läßts fahren), kümmert sich den Teufel um Prinzipien und alte und neue Formen und macht die Geschäfte, die ihn eine stark beschäftigte Regierung machen läßt.

Der Bürger haßt in noch ohnmächtiger Wut den Arbeiter und sieht dem Mann im Speck zu und beneidet ihn und eifert ihm nach — der Arbeiter eifert ihm nach und beneidet ihn und bekämpft den Bürger und läßt die Schlimmsten laufen. Wir aber suchen vergeblich nach einer Gedankenrevolution, haben eine Reise getan, wußten was zu erzählen und gehen in einen berliner Winter, der wohl der schauerlichste unsres Mißvergnügens werden wird.

Das Leben Jesu von Egon Friedell

(Fortsetzung)

Silentium saeculi

Ein weiteres Argument lautet: es fehlt der profane Historiker. Das ganze Jahrhundert nach Christus schweigt über Christus; es herrscht: „silentium saeculi". Dies ist zunächst faktisch unrichtig, denn wir haben bekanntlich Zeugnisse bei Josephus, Tacitus, Sueton. Aber diese Stellen werden natürlich für das Werk von Interpolatoren erklärt. Dies ist nun freilich ein ebenso bequemes wie unangreifbares Beweismittel; denn es steht Jedem, der sich von irgendeiner Sache nicht überzeugen lassen will, jederzeit vollkommen frei, beliebige Stücke der Weltliteratur, zumal wenn sie einer entfernten Vergangenheit angehören, als „unecht" zu bezeichnen. Und wenn es ganze Bände profaner Literatur über das Leben Jesu gäbe, so würden eben Drews, Lubliner und Robertson erklären, daß es sich um fromme Fälschungen späterer Christen handelt. In der Tat ist ein solcher Nachweis fast immer wenigstens in der Form möglich, daß das Gegenteil sich nicht mit absoluter Bestimmtheit feststellen läßt. Es gibt keine Möglichkeit, die Behauptung, nicht Julius Caesar habe die Bücher über den Gallischen Krieg geschrieben, sondern einer seiner Sekretäre, vollkommen zwingend zu widerlegen. Nur hat noch Niemand diese Behauptung aufgestellt, weil noch Niemand ein Interesse daran hatte. Aber sie ist jederzeit denkbar, denn mit literarischen Denkmälern ist es nun einmal nicht so einfach wie mit silbernen Bestecken, es gibt bis heute noch keine behördlichen Stempel für „Echtheit von Sueton" und „Vollgewicht von Tacitus". Im übrigen liegt bei diesen Beiden nicht der Schimmer eines vernünftigen Verdachts vor, und nur die Josephus-Stelle gibt Anlaß, teilweise eine Redaktion zu vermuten.

Und der vollkommene Mangel an offiziellen Berichten? Wenn es in dem „aufgeklärten", polizierten, schreibenden und druckenden, von Literatur ganz infizierten Zeitalter der Elisabeth möglich war, daß von dem größten Genius dieses Zeitalters jede öffentliche Urkunde spurlos verschwunden ist: weshalb sollte auf

dem Lande, wo man der Schrift unkundig war, unter Orientalen, die garnicht imstande sind, exakt historisch in unserm Sinne zu denken, und die noch bis zum heutigen Tage alles Geschehen nur in Legendenform aufzunehmen vermögen, unter einer gleichgültigen, tief verständnislosen, nur für Steuern interessierten und zum Teil auch sehr lässigen römischen Verwaltung nicht dasselbe möglich gewesen sein?

Freilich: Shakespeare ist ja doch auf uns gekommen, und kein Vollsinniger bezweifelt, daß er gelebt hat. Er ist auf uns gekommen in der sichersten und untrüglichsten Form, in der der Genius sein Leben bezeugen kann: durch seine Geisteswerke. Seine Dramen sind das evidenteste Zeugnis für seine Existenz. Und Jesus, der ein größerer Dichter war als Shakespeare, der mit einem viel komplizierteren, wertvollern und gewaltigern Material gedichtet hat: mit dem Leben, ist durch dieses sein Leben auf uns gekommen. So Viele haben ihre Meldezettel, Geburts-Atteste und Totenscheine und sind nicht gewesen, haben niemals gelebt vor dem Antlitz der Geschichte: diese Beiden und noch so manche Andre sind von keinem Seelsorger, Magistratsbeamten und Bezirksarzt bescheinigt und leben.

Im Allgemeinen ist jedoch noch dies zu sagen. Das Bedürfnis nach einer sogenannten ‚Biographie‘ pflegt erst sehr spät zu entstehen, spät in einem doppelten Sinne: es ist das Bedürfnis sowohl einer späten Nachwelt wie überhaupt einer späten Kultur. Der nächsten Umgebung eines großen Mannes, seinen Schülern und Verehrern so gut wie seinen Feinden, liegt der Gedanke fern, das Leben dieses Mannes mit allen Details zu erzählen und zu fixieren. Man vergißt immer, daß das Leben der Geschichte, solange es lebendig, das heißt: Gegenwart ist, niemals daran denkt, daß es eines Tages Material für den Historiker werden wird: es ist so rücksichtslos, für sich zu leben und nicht für die Archive. Daher ist es, vom Standpunkt des Geschichtsforschers gesehen, stets lückenhaft, ungenau, widerspruchsvoll und eigentlich „unhistorisch". Die Mitlebenden empfinden den Genius zunächst als das, was es ist, als eine geheimnisvolle Kraftquelle, ein geistiges Kristallisationszentrum und vergessen darüber, „Belege für seine Existenz" zu sammeln und aufzubewahren. Sein Dasein erscheint ihnen so selbstverständlich, so notwendig, daß sie kein Wort darüber zu verlieren pflegen. Die „Denkwürdigkeiten", die sie von ihm aufzuzeichnen pflegen, beziehen sich fast ausschließlich auf Das, was er gesprochen und gelehrt, selten auf Das, was er getan hat. Der Zeitgenosse Goethes wird zunächst von ihm berichten, wie er über die Dinge des Lebens und der Kunst dachte, nicht, wo er gewohnt hat, wer seine Eltern waren und dergleichen Dinge, aus denen man in fünfhundert Jahren historische Existenznachweise schöpfen könnte. Gleichwohl haben wir bei Goethe viele Berichte über derartige

Dinge, nämlich aus der Hand von Journalisten und Literaten. Damit kommen wir aber zum zweiten Punkt. Die Art, die Dinge bereits so, nämlich unter dem Aspekt des künftigen Historikers zu sehen, ist Merkmal einer sehr hoch entwickelten, ja, überentwickelten Zivilisation. Es ist Sache eines Zeitalters, in dem es bereits Philologen, Kunstreporter und Interviewer gibt. Diese Dinge gab es jedoch zur Zeit Christi noch nicht, und vor allem in Palästina nicht. Auch über Sokrates haben wir nur die „Memorabilien" des Xenophon, die weit weniger konkretes biographisches Detail enthalten als die Berichte des Marcus oder Matthäus, und die Dialoge des Plato, die weit mehr den Charakter von „Dichtung und Wahrheit" tragen als selbst das Evangelium des Johannes. Und dabei war doch das perikleische Athen ein weitaus „literarischeres" Milieu als Judäa! Dazu kommt nun noch ein Drittes: daß im Leben Jesu sich fast garnichts Aeußeres ereignet hat, was besonders aufzeichnungswürdig gewesen wäre; man kann sagen: das einzige Ereignis seines Lebens, das geeignet war, auf weitere Kreise einen starken Eindruck zu machen, war sein Tod. Die Wunder, die er tat, waren für die Auffassung jener Zeit nichts Außergewöhnliches und bei einer so machtvollen Persönlichkeit fast selbstverständlich. Daher kommt es, daß die Urchristen alle nicht von der Tatsache seines Lebens den Ausgang nehmen, sondern von der Tatsache seines Todes. Dieser war das schlechthin Neue, das unfaßbar Wundervolle und Grauenvolle, die ungeheure überwältigende Paradoxie: der Größte, den Gott je in die Welt gesandt, nicht erhöht über alle Menschen, als ihr Lenker, Lehrer und König, sondern grausam hingerichtet, eines schmählichen Sklaventodes gestorben, den er freiwillig gesucht hatte! Hier erhob sich die Frage: Wie ist das zu erklären? Da ergab sich nur die eine Antwort, in der sich alle christlichen Bekenntnisse, Lehren und Irrlehren, Kirchen und Sekten einig sind: Für uns hat diese grandiose Umkehrung in der Weltordnung stattgefunden, für uns Ungerechte hat der Gerechteste Unrecht gelitten, der Schuldloseste Strafe erduldet, damit wir gesühnt und selig seien! Bis zu jenem Punkte aber war das Leben Jesu ein friedliches Dorfidyll, selbst nicht ohne genremäßige Züge, naturhaft, selbstverständlich, klar und still dahinlaufend wie ein Wiesenfluß, der nach den einfachen Fallgesetzen sich selbst sein Bett gräbt. Es enthielt keine dramatischen Momente, die einen Schilderer hätten reizen können, keine überraschenden „Aufstiege", Wendungen und Spannungen, wie sie etwa das Leben eines Alexander oder Caesar aufweist; es vollzog sich überhaupt nicht im Glanzlicht der Weltgeschichte. Daß trotzdem in den Berichten über dieses einfache Landleben die Persönlichkeit mit so überwältigender, individuellster Besonderheit hervortritt, muß gradezu als ein Wunder bezeichnet werden. (Fortsetzung folgt)

Reger — Pfitzner — Mahler

von Siegmund Pisling

Die Reger-Woche, hieß es in den Blättern, bot Gelegenheit, sich wieder einmal mit dem Problem Reger auseinanderzusetzen. Und, o Lust des Deutschen: man setzte sich auseinander. Aber es stoben keine Funken. Unter gelangweilten Leuten nämlich schwelt, bestenfalls, das Feuer der Polemik, es lodert nicht. Aus einem kleinen Kreuzverhör, das ich am ersten Abend in der Philharmonie anstellte, ergab sich, daß viele Regerianer innerlich davongelaufen waren, indes gewissenhafte Gegner noch mit der Uhr in der Hand dasaßen und warteten, ob ihnen Reger nicht doch Erlebnis werden würde. Nicht einmal der tiefsinnige Adolf Busch, Regers bester Anwalt, vermochte zu interessieren, weil J. S. Bach die Chaconne für Solovioline besser und für alle Zeiten am besten komponiert hat. „Il gâte les choses simples“, sagte mir Pablo Casals im Gespräch über Reger. Kein Zweifel: Reger langweilt. Kommen Lichtblicke — das voll Inbrunst von Bach schwärmende Largo in der Orchestersuite im alten Stil etwa, oder das Larghetto im Streichquartett opus 109, wo ein herrlicher Gesang ins Chaotische abirrt, oder, in demselben Quartett, die stupende Finalfuge, die sich mit sprühender Laune einführt, bis schließlich, wie so oft bei Reger, die Musik in kontrapunktischen Stacheldrahtverhauen hängen bleibt —, so weichen sie bald ruhelosem, rezeptmäßigem Modulieren und jenem Ameisengekribbel der Stimmen, das auf dem Papier steht, ohne zu klingen, und Regers Partituren, schon rein optisch, Idiosynkrasien einträgt, wobei mir Hans Richter einfällt, der einmal scherzte, Regers Partituren sähen wie „Giletmuster“ aus. Folgerichtig ist es ein durch ungeheure Satztechnik und zwangläufige Manier in Harmonik und Stimmführung maskiertes vieux jeu, was ihm konservative Herzen gewann. Den Hütern des Ueberlieferten war zumute, als wehte der Wind von den Gräbern der Alten her und brächte modernen Wohlgeruch. Man vermied die Kompromittierung mit dem verdächtig musikalischen Strauß und gebärdete sich auf eine unsinnliche und ausreichend komplizierte Art fortschrittlich. „Wie schön, daß Reger keine Opern schreibt! Genau wie Brahms.“ Leider wie Brahms. Regers depressiver Habitus wird mit einem Schlage klar, stellt man sich auch nur einen Einakter von ihm vor. Operchen für Theorielehrer!

Am unerquicklichsten wirkt Reger in den kleinen Formen, in den Klavierminiaturen, im Liede, wo er sich mit einer Kindlichkeit zu geben liebt wie ein Alter, der Reifen und Fangball mitspielt. Es ist eine schreckliche Sache um den Depressiven, der den Frohen, um den Schiefgewickelten, der den Schlichten spielt.

*

Pfitzner weilt in unsern Mauern. Er hat sich in der Rätselecke des musikalischen Berlin eingerichtet und behorcht die Stim-

nung. Sie ist noch immer nicht von warmer Liebe erfüllt. Wie sollte sie auch? Zu widerspruchsvoll der Genius des Meisters, der, bald „Gefühlskontrapunkten" von persönlichster Formung, bald mürrischen, aus verstimmten Nerven geborenen Klängen und Stimmungen nachhängend, bald Kniebeiß und bald Promethide, Plauderer bald und dann wieder kauzender Säulenheiliger, die Liebebereitesten abwechselnd anzieht und abstößt. Man wertet, rückschauend, einen Abend des Pfitzner-Vereins, einen Abend, der schon wegen der Inbrunst, womit sich Bruno Walter in das frühe Klavier-Trio versenkte, Bedeutung über die Stunde hinaus gewann. Echter Pfitzner, schwankt die Diktion zwischen Alt und Neu. Gefühltestes steht neben Schrulligkeiten, literarische Gesten lösen Titanenwürfe, Hypochondrien kostbare Schwerblütigkeiten eines Spätromantikers ab. Das Scherzo plaudert sich sonnig und geistreich aus. Der Satz, eine Seltenheit bei Pfitzner, erhöht das Lebensgefühl. Ziert ihn doch jene schöne Sinnlichkeit, die Pfitzner abhanden gekommen ist, seit er, ein Mönch und Heautontimorumenos, sich die Quellen mit Spekulationen verstopfte.

*

Nach exklusiven Musiken, die, fensterarm und vergrillt, in die fatale Rubrik des „Literarischen" fallen, umfängt uns die sinnenfrohe Musik Gustav Mahlers mit Liebesarmen. Ihm hat Enkel-Frommheit nicht den Eigenton verdorben. Delacroix schrieb einmal, es wäre interessant, alles Falsche aufzuzählen, aus dem sich das Wahre zusammensetzen kann. Delacroix variierend, möchte man sagen, es wäre von Interesse, alles Dagewesene zu nennen, aus dem sich, bei Mahler, das Erstmalige aufbaut. Er hat eine Art, die musikgesegneten Hänge des Wienerwalds zu empfinden, die eine einzigartige Synthese von Schubert und Berlioz, keine Summierung ist. Im Finale des ‚Liedes von der Erde', dessen Schwermut, nebst Mahlers Erster Sinfonie, der junge Heinz Unger nachempfand als Einer, der Mahlers voll ist bis zum Rande, stehen Bachische Motivketten, aber es ist kein Bach da, bloß Mahler. In einer Aufführung der Zweiten Sinfonie hat Bruno Walter, wie mir Erschütterte erzählen, Mahlers grandiose Einmaligkeit mit eifernder Liebe aufgezeigt.

So viele Arten zu leiden und zu zerbrechen es in der Welt gibt: Mahler hat seine eigne Art des Nichtlängerlebenkönnens, Nichtlängerlebenwollens. Berlin hat durch die Kriegsleiden endlich das seelische Ohr für das ‚Lied von der Erde' bekommen. Es ist das opus metaphysicum unsrer Reizsamen geworden. Wer hätte es geahnt? Nichts unnorddeutscher, im Grunde, als dies Wegtropfen eines Sensitiven, der mit allen Melancholien eines gescheiterten, auf oesterreichisch gescheiterten Lebens, eines welkenden Staates, einer morschen Rasse, eingeht zur Mutter Erde, Melancholien, die in ihrer raffinierten Vielfalt und Verzweigtheit tief oesterreichisch und, vielleicht, auch jüdisch sind.

Operetten-Helden

Bernard Shaw ist durchaus nicht gegen Helden. Er hält nur Keinen dafür, der totschießt und sich totschießen läßt. Er findet, ein Ueberschätzer der Menschen, ihre Gehirne zu andern Verrichtungen tauglicher. Er bedenkt nicht, der sonst eigentlich alles bedenkt, daß sie dann ja wohl einen Irrsinn und Unfug und Atavismus so ungeheuerlichen Ausmaßes wie den Krieg schon längst abgeschafft hätten. Statt dessen hat weder die bunte Theorie einer Nutzkomödie von der zwingenden Dialektik dieser drastischen ‚Helden' sie belehren können noch die blutig-frische Praxis, daß der sogenannte Helden-Tod von Millionen Männern ihre eignen Daseinsbedingungen gradezu grauenhaft verschlechtert hat; was sie immerhin mehr interessiert als die Schändung und Schädigung der Kultur. Aber allzu sehr auch nicht. Du lieber Himmel: das war eben Pech. Sie haben schieben gelernt, und so werden sie eines Tages die Angelegenheit besser schieben. Ihr einziges Ziel ist der nächste Krieg. Die Erziehung ihrer Kinder geht fanatisch auf die Revanche der Waffen. Ihr Idealismus mästet sich mit den speckigen Schlagwörtern, die ein Philanthrop wie Shaw vor einem Vierteljahrhundert durch Verhöhnung umzubringen versucht hat. „O Krieg, Krieg, Traum der Patrioten und Helden! Du bist ein Schwindel, eine hohle Phrase!" Kein Witz gegen die blöde Vergötzung einer barbarischen, einer bestialischen, einer — wozu große Worte! —: einer vernunftwidrigen Tätigkeit ist ihm zu blasphemisch; blasphemisch im Sinne, im Unsinne der vertilgungswerten Nationalisten. Er unterscheidet drei Sorten von Erdenbürgern: die geschwollenen, die dumpfen, die klar-bewußten. Der dritten Sorte, dem Diener Nicola und dem Hauptmann Bluntschli wie dem Schriftsteller Shaw, gehört begreiflicherweise seine Liebe. Der Praliné-Soldat aus der naturnahen Schweiz, der nichts so haßt wie das Vorurteil, die Kritiklosigkeit, die Sentimentalität, die Pose, die Unsachlichkeit, als alle die fettglänzenden Begriffe, die ein Volk nur zu schlingen braucht, um daran zu sterben — dieser Bluntschli will, ohne sich aufzudrängen, seinen Zeitgenossen den Star stechen, auf daß sie erblicken, was ist, nicht, was im Dunst einer falschen Romantik verführerisch schillert. Ist das Heroismus: seine Existenz, die wahrscheinlich nicht wiederkehrt, in den feuerspeienden Rachen von Feldgeschützen zu reiten? Heroischer ist, sich nicht vor den überkommenen Formeln einer mittelalterlichen Raubritterei zu ducken. „Ich kämpfe, wenns nötig ist; aber ich bin immer heilfroh, wenns nicht nötig ist." Dieser Shaw ist ein herrlicher Nebelspalter und darum den Dunkelmännern des Völkerhasses, den ebenso kurzstirnigen wie großmäuligen Ausschreiern chauvinistischer Parolen, den Totengräbern des Friedens und der Menschengemeinschaft so über alle Maßen verhaßt. Wie heißt das erste und letzte Gebet der neuen, der lebenfördernden, nicht lebenvernichtenden Gattung von Helden? Jeder Macht Trotz zu bieten, die einen zwingen will, gegen sein Gewissen zu handeln. An die Stelle eines herangedrillten Cadavergehorsams trete die Freiheit des Christenmenschen. Das ist die ethisch-politische Forderung eines lachenden

Bühnenwerks, das man vor fünfundzwanzig und noch vor fünfzehn Jahren, satt und sicher, wie man sich fühlte, als pure Unterhaltungsliteratur bewerten durfte. Heute haben die freundlich jokosen Nebengeräusche sich pianissimo zu verhalten, auf daß die ernste Melodie unverwischt unsre Bereitschaft stärke, dem stolzen Licht, das von der Finsternis geboren werden soll, aus dieser hervor und zum Siege zu helfen. Das kleine Theater bewies durch den Rang seiner Aufführung, daß es sie nicht aus Einsicht in Shaws Aktivismus, sondern in recht plebejischer Hoffnung auf die billigste Tageswirkung geplant und zustandegebracht hatte. Hans Junkermann wäre befugt gewesen, sich die meisten von seinen Partnern zu verbitten. Es ist ganz lehrreich, nicht zu Premieren zu gehen, weil man an spätern Abenden zwar ein erträgliches Publikum, aber Leistungen vorgesetzt bekommt, die ein Theater nur einmal bei der Premiere wagen müßte, um am nächsten Morgen so zugerichtet zu werden, daß gar kein Abend mehr folgen würde.

*

Das Metropol-Theater dagegen wird wieder eine Saison lang ausverkauft sein. In so weitem Bogen sind seine Textdichter nie zuvor um jede Quelle von Heiterkeit herumgegangen; und die Tondichter würden bei einem Wettbewerb um die geringste Anzahl von Einfällen sämtliche Nebenbuhlerschaft mühelos schlagen. Aber das macht ja fast garnichts. Nach dem ersten Akt tat mein wohlbeleibter Hintermann einen tiefen Seufzer. Teilnahmsvoll fragte sein Gespons, wo's denn fehle. „Ach," erwiderte er, „da hat man mal eine Stunde geglaubt, die letzten fünf Jahre seien garnicht gewesen!" Das ist das Geheimnis der Behren-Straße. Hier ragt der Tempel der wahrhaft zeitlosen Kunst. Von seinen Mauern prallen Weltkriege ab und Revolutionen. Unentrinnbar zieht echter Friedens-Patschouli-Duft durch den Zuschauerraum, den animalische Wärme wohliger heizt als die beste oberschlesische Kohle; und von der Bühne sinken süße Opiate herab auf Gemüter, die sich bis fünf Minuten vor Beginn um ein paar Waggons Heeresgut abgejachtert haben. Die Gliedermassen, die die Kostüme der Firma Hugo Baruch & Co. gnädig unbedeckt lassen, funkeln dermaßen prall, als hätte uns keine Blockade ein scharfes Rationierungssystem aufgedrungen. An der erlesenen Künstlerin Fritzi Massary hat sich weder der Zahn der großen noch der kleinen Zeit zu nagen getraut — und wer kommt denn da im Vollgefühl seiner zwei Zentner an die Rampe getrudelt? Thielschers Guido, der symbolisch so runde wie bewegliche Genius einer sorgenlosen, schlagfertig mutterwitzigen, unverwüstlich quicken, exakt und sauber funktionierenden Metropole des mächtigen Deutschen Reiches, das mit der gleichen Gier herbeischaffte und verbrauchte, Arbeit leistete und ihre Früchte genoß, bis es übermütig und großmannssüchtig wurde und in den Zwanzigfrontenkrieg schlitterte und sich die Beine und das Genick brach. Alldeutsche Demagogen und andre Operetten-Helden als der liebenswürdig-bescheidene bewahren sein Wesen nicht grade in Spiritus, aber am unverfälschtesten auf. Und da wird man schwer den Verdacht los, daß es wert war, zu Grunde zu gehen.

Komödien in Wien von Alfred Polgar

Die gelbe Lilie' ist ein Theaterstück in drei Akten von Ludwig Biro. „Die gelbe Lilie" ist ein Lied, das die Zigeuner spielen, und das die Chansonetten singen, und das dem jungen Erzherzog, zumal wenn er besoffen, die Seele aus dem Leib reißt. Diese erzherzogliche Seele ist nämlich, wie das bei Zweiundzwanzigjährigen vorkommt, läufig. Aber sie weiß nicht, wohin mit ihrer suchenden Inbrunst. Bis Fräulein Judith Peredy, das neunzehnjährige Schwesterlein des Stadtarztes, erscheint: da hat die erzherzogliche Erotik ein Ziel. Der Doktor Peredy aber, der Bruder, hat einen Gehrock, einen weichen Spitzbart und Männertaille vor Königsthronen. Ein Versuch des Erzherzogs, sich gewaltsam der süßen Judith zu bemächtigen — von ihr mit stolzer, des brüderlichen Spitzbarts würdiger Verachtung abgewiesen — scheitert an Doktor Peredys Dazwischentreten (bei verfinsterter Bühne). Der Erzherzog zieht den Säbel, der Doktor den Revolver. Als es wieder hell wird, hat der Doktor eine blutige Schramme an der Schläfe, der Erzherzog ein Loch in der Uniform. Es ist nicht tödlich. Der Prinz kann sogar noch leise „O goldene Lilie!" summen, ehe er in wohltätige Ohnmacht fällt. Die Art aber, wie Judith neben dem Gottlob nur oberflächlich perforierten Erzherzog ins Knie sinkt, sowie der Timbre ihres Angstaufschreis verraten uns, daß dieses spröde Mädchenherz ausgesprödet hat. Im dritten Akt sehen wir Zivil- und Militärautoritäten am Werk, den Skandal zu vertuschen. Es geht zu wie in ‚Kabale und Liebe'. Nur ungarischer. Vor die Wahl gestellt, zu biegen oder zu brechen, entscheidet sich der starre Rechtssinn des Doktor Peredy peu à peu für das Biegen. Ist ja auch — das gibt den Ausschlag — die wilde Judith so zahm geworden, daß sie bereit ist, dem Erzherzog aus der linken Hand zu fressen.

Eine sonderbare Komödie. Es riecht in ihr nach dem haut goût einer faulenden Kultur plus der scharfen Ausdünstung eines wilden Naturvolks. In diesem Theaterstück geht es sehr lebhaft und heftig zu. Weit auseinander wohnen die Gedanken, aber hart im Raume stoßen sich die Sachen. Die naive Roheit, mit der sie gegen einander stoßen, hat etwas Erquickliches. Hier reitet einer auf ungesatteltem Trampeltier eine dramatische Zirkusnummer. Hier ist alles brutal-deutliches Theater. Echtes Theater, gemeines, in schreienden Farben lautes Theater, Theater in der ganzen unverlogensten Verlogenheit des Begriffs. Die Figuren sind von einem Dekorationsmaler hingehaut: Plakate ihrer selbst. Satire, Empfindsamkeit, Milieuschilderung, Humor: alles hat das Penetrante von Beizen; der stumpfe Gaumen muß sie herausschmecken. Es ist, im Ganzen, ein Musterstück ungarischer dramatischer Hausindustrie, in ihrer merkwürdigen Mischung von Können, Primitivität, Kraft, Raffinement und Ohnmacht.

An der Neuen Wiener Bühne wird die Sache mit der nötigen temperamentvollen Derbheit angepackt. In Fräulein Elisabeth Bergner steckt, glaube ich, eine große Schauspielerin. Das bißchen Pretiöse ihres Gebarens, ihre Art, den Ton zu überschrauben — damit korrespondierend, die Neigung, Augenbrauen und Schultern hochzuziehen —, das schwindet, wenn sie sich warm gespielt hat. Dann ist in ihrer Sprache und Gebärde und Mimik ein überaus fesselndes Treiben von klugen, feinen, diffizilen Lebendigkeiten, das gleicherweise aus schauspielerischer Intuition wie aus einem originellen Menschentum zu fließen scheint. Es wetterleuchtet von Zukunft um diese Elisabeth.

*

Das Burgtheater spielt ‚Mirandolina' von Goldoni und ‚Heirat wider Willen' von Molière.

Die Spaßigkeit des Goldoni-Stückes ist, für den Zuschauer von heute, doch schon gar zu gelind, primitiv, umständlich, als daß ihn diese dreiaktige Zähmung des Widerspänstigen nicht ermüden sollte. Der Reiz solch altväterischen Uebermuts erschöpft sich nach den ersten zehn Minuten. Seinerzeit hat Frau Duse die schalkhafte Locandiera gespielt: ein Zauberstück an Grazie, Schwerlosigkeit, überlegener Laune. Frau Medelsky ist auch sehr kokett und pfiffig, nur, natürlicherweise, mehr à la viennoise. Also mit einigem Zusatz von süßer Oeldruckfarbe. Und einigem Ueber-Akzent auf allem Neckischen. (Ihr munteres Gehaben ist von sozusagen: hörbarer Leichtfüßigkeit.) Das Trio der nasgeführten Bewerber bilden Herr Zeska, der seine Pointen wahrlich nicht unter den Tisch fallen läßt, Herr Siebert, der garnicht heiter, sondern gradezu verdrossen und gelangweilt seinen Part erledigt, und der neue Lustspieler Herr Mayerhofen. Seine vis comica ist nicht sehr beträchtlich. Sein Humor trocken bis zur Härte und recht sehr farblos. Er scheint ein zwar vorstadtmäßig orientierter, aber intelligenter und sicherer Mime. In seiner Stimme geistern die Tonfälle mehrerer großer wiener Komiker: es war, beim ersten Hören, ein aufregendes Spiel, die einzelnen Gespenster zu agnoszieren. Eine winzige Rolle belebt sehr drollig Herr Häussermann. Den Kellner Fabricio gibt Romberg. Warum taumelt er immer so über die Bühne, Arme und Beine schlenkernd wie ein bezechter Hampelmann? Er hat eine Art, als gekränkter Liebhaber, mit allen Gliedmaßen zu schmollen, die geziert und manieriert ist.

Für Goldoni ward der Regie kein besonderer Einfall. Desto kühnerer für Molière. Zum ersten Male zeigt da das Burgtheater wirklich Courage, wagt Neues. Es spielt das genialische Capriccio von Sganarelles Heirat wider Willen — das nach der tändelnden, langgezogenen Fadheit der italienischen Sache doppelt scharf und essentiell schmeckt — von innen nach außen. Es inszeniert gewissermaßen den Geist, nicht die Haut der Komödie.

Dekoration, Kleid, Gebärde, Sprache: alles nur Spiegelung dieses Geistes; frech, phantastisch, regenbogenbunt, verachtend die Regeldetri und gemeine Optik des Bürgers. Die Kulisse hat Gütersloh entworfen. Eine Oertlichkeit von verwegener Bizarrerie, gewissermaßen durch den Witz der Komödie hindurch gesehen: die Linien skurril verzogen, die Farbe bunt zerfetzt. Gleichen Stil suchen Regie und Darstellung. Sie sind noch ein wenig unfrei, schamhaft, der Uebermut hat noch Lampenfieber. Aber es ist einmal etwas Neues! Ein wirklicher Aufruhr gegen die Gewöhnlichkeit. Sehr spaßig Herr Häussermann als gereizter Philosoph. Keck und pretiös Frau Wilke. Eine nette Schluß-Arabeske der musikalisch pointierte Mondnachtsspuk um den gehörnten Sganarelle. Alles in allem: der hübscheste, freieste Versuch gegen die Schablone, den die Burgtheater-Regie sich bisher, seit sie nach Modernität schmachtet, geleistet hat.

Kurländisches Landsknechtslied

von Kaspar Hauser

Vier Jahr durch Blut und Dreck marschiert
und niemals nicht ein Ende.
Wen Achselstück und Tresse ziert —
's hat alles schmutzige Hände.
Wir tragen einen Elendsrock
und einen Knotenstock.

Nach Hause? Pah — das gehn wir nicht!
Wir wolln uns Weiber kaufen.
Wir fressen unser Leibgericht
und saufen, saufen, saufen.
Ha, Kadja, welch ein schönes Land!
Und reich mir deine Hand!

Ob Gustav lockt, ob Gustav ruft:
wir bleiben Grenadiere.
Als Truppe, die Ihr selber schuft,
Muschkot und Offiziere.
Wir fragen, wenn Herr Noske prahlt,
wer uns am meisten zahlt.

Feinslieb, Feinslieb, so weine nicht!
Ich kauf dir goldne Ringe.
Die dickste Kirchentür, die bricht,
wenn ich mein Verslein singe.
Ich bin, bei Gott, kein Kommunist —
weiß gar nicht, was das ist.

Ich pfeif auch auf die Monarchie
und auf die Republike.
Und hungern in der Heimat Die,
und kracht die Politike —:
Ich schneuz mich fest bei aller Not
in die Fahne Schwarz-Weiß-Rot —!

Auer von Validus

Nicht von dem genialen Erfinder des Gasglühlichts und andrer bedeutender Dinge, dem Oesterreicher Doktor Auer von Welsbach soll hier die Rede sein, sondern von jener denkwürdigen berliner Aktiengesellschaft, der Deutschen Gasglühlicht A.-G. (Auer-Gesellschaft), die seit ihrer Begründung vor siebenundzwanzig Jahren das interessanteste Spekulationspapier der Börse bildet, und die jetzt, nach dem Willen ihrer Verwaltung oder richtiger: ihres Aufsichtsratsvorsitzenden, von der Bildfläche verschwinden soll. Das bewegte Leben der Auer-Gesellschaft ist nicht zu verstehen ohne diesen Aufsichtsratsvorsitzenden, denn er verkörpert, wie wohl bei kaum einer andern deutschen Aktiengesellschaft, die Geschichte des Unternehmens. Es ist der Geheime Kommerzienrat Leopold Koppel, Inhaber des gleichnamigen Bankgeschäftes. Daß bei großen Unternehmungen, auch bei solchen, die längst in der Aktienform übergegangen sind, Ein Mann so ziemlich alles zu sagen hat, ist in der Industrie nicht selten. Man denke etwa an Emil Rathenaus Rolle bei der A. E. G., an Kirdorfs überragenden Einfluß auf Gelsenkirchen, an die Macht Duisbergs bei den Elberfelder Farbwerken, Ballins bei der Hapag oder an das Wirken von Hugo Stinnes bei Deutsch-Luxemburg. Immer sind das aber Persönlichkeiten, die technisch oder zum mindesten branchemäßig mit ihrem Unternehmen verknüpft sind. Anders bei Leopold Koppel und der Auer-Gesellschaft. Hier ist die Verbindung rein finanziell. Dementsprechend hat Geheimrat Koppel, übrigens auch der Theaterwelt kein Fremder, die Auer-Gesellschaft als ein Instrument betrachtet, auf dem finanzielle Virtuosenstückchen vorgeführt wurden, wie sie die leidenschaftlich lauschende Zuhörerschaft in dem Konzertsaal der Burg-Straße noch nie gehört hatte. Und es steht fest, daß der Virtuos, namentlich dank seinen nie versagenden Ueberraschungen, reichlich bezahlt worden ist — so reichlich, daß er heute anscheinend in der Lage und gewillt ist, das äußerst kostbare Instrument, das er mit Andern zusammen gebaut hat, in Alleinbesitz zu nehmen.

Die Auer-Gesellschaft, die ursprünglich die Gasglühlicht-Patente verwertete, ist rechtzeitig dazu übergegangen, ihr Augenmerk auf die um die Jahrhundertwende mächtig aufblühende Glühlampen-Industrie zu lenken. Damals versuchte sie es zunächst mit der ebenfalls von Auer konstruierten Osmium-Lampe, bis es ihr vor etwa vierzehn Jahren gelang, in der Osram-Lampe eine neue hochvoltige elektrische Glühlampe herzustellen, welche die Osmium-Lampe durch eine Ersparnis von rund einem Drittel an Energieverbrauch schlug, auch alle andern Fabrikate an Beliebtheit übertraf, also eine sehr respektable Konkurrenz für die Glühlampen-Abteilungen unsrer beiden großen Elektro-Konzerne, A. E. G. und Siemens, bildete.

Man beschränkte sich aber nicht auf das Geschäft in Beleuchtungskörpern, sondern versuchte sich namentlich auch auf dem Grenzgebiet der Chemie. So wurde zeitweise viel von einem auf synthetischem Wege herzustellenden Kunstleder gesprochen. Im Kriege zeigte sich dann, daß namentlich Gasmasken und ähnliche schöne Dinge nirgends besser als bei Auer hergestellt wurden, was natürlich der Gesellschaft schon deshalb Millionengewinne brachte, weil unsre Heeresverwaltung nicht die Fähigkeit hatte, billig einzukaufen. Daneben besteht, unter anderm, eine wichtige Abteilung zur Herstellung von Präzisionsmaschinen, die sich im Krieg mit der Lieferung von Geschossen befaßte.

In finanzieller Beziehung fand diese vielseitige und äußerst lohnende Betätigung schon frühzeitig ihren Ausdruck in den tollsten Kurssprüngen, wie sie das Deutschland der Vorkriegszeit nie gekannt hatte. Aeltere Interessenten werden vielleicht noch wissen, daß sich die Auer-Aktie vom November 1894 bis zum Frühjahr 1895 von 500 auf 1000 Prozent hinaufschwang, was bei einer Dividendenausschüttung von damals 130 Prozent und bei der häufigen Ausgabe von jungen Aktien nicht überraschend war. Schon damals freilich hat das Bankgeschäft Koppel & Co. es verstanden, mittelbar und unmittelbar durch seine genaue Kenntnis der innern Verhältnisse gewaltige Gewinne einzuheimsen. Im Kriege nun litt die Gesellschaft leider — „leider" vom Standpunkt der Allgemeinheit und der Steuerzahler — gradezu an Blutüberfülle. Und die noch im Frieden abgegebene Versicherung, man wolle aus Rücksicht auf die Begehrlichkeit von Fiskus, Arbeiterschaft und Konkurrenz nie über 25 Prozent Dividende auszahlen, konnte nur durch allerhand neuartige Kunststücke eingehalten werden, wie etwa die Rückzahlung von Vorzugsaktien, besonders aber durch die im Jahre 1917 durchgeführte, sehr merkwürdige Transaktion, die im ganzen Aktienwesen eine völlige Neuheit war. Man bestimmte nämlich, daß von fünf Stammaktien eine ihren Anspruch auf die volle Dividende von 25 Prozent verlieren und künftig nur Anspruch auf 5 Prozent haben sollte. Als Entschädigung dafür erhielt der Besitzer einer derartigen Aktie 5900 Mark in bar ausgezahlt. Auf diese Weise bekamen die Aktionäre rund 12 Millionen Mark Sonderausschüttung. Gleichzeitig aber wurde zu den bis dahin schon bestehenden zwei Aktienkategorien eine dritte Art geschaffen, wohl nicht zuletzt, um dem Großaktionär eine neue Waffe zu geben.

Ob diese Vermutung richtig ist, wird sich bald zeigen. Schon im Kriege machte sich eine sehr seltsame Veränderung im Aufbau von Auer bemerkbar. War diese Gesellschaft bis dahin vorwiegend ein Fabrikations-Unternehmen gewesen, so ist seit etwa einem Jahr der Uebergang zu einer Art Trust oder Finanzierungs-Unternehmen unverkennbar. Man nahm nämlich immer mehr Fabrikationszweige aus der Auer-Gesellschaft heraus und übergab sie besondern Gesellschaften. Auf diese Weise wurde eine besondere G. m. b. H. Osram-Werke mit nur 300 000 Mark eignem Kapital, aber mit 10 Millionen Mark Kommanditbeteiligung der Auer-Gesellschaft gegründet. Mit gleich niedrigem Kapital, aber mit 5 Millionen Mark Kommanditbeteiligung ist dann die G. m. b. H. Auerlicht gegründet worden, nachdem schon früher besondere Grundstückgesellschaften sowie die G. m. b. H. für Verwertung chemischer Produkte mit zur Zeit 6 Millionen Mark Kommanditanteil der Auer-Gesellschaft ins Leben gerufen worden waren. Man konnte zunächst die Vermutung hegen, daß für diese Art der Absprengungen Steuer-Gründe eine Hauptrolle spielten. Und das mag auch tatsächlich teilweise der Fall sein, denn unter den neuen Steuergesetzen genießt von allen Gesellschaftsformen die bisher so wenig gebräuchliche Kommanditgesellschaft vor der G. m. b. H. und der Aktiengesellschaft besondere Vorteile.

Der wahre Grund all jener eigentümlichen Finanzoperationen der Auer-Gesellschaft in den letzten Jahren scheint aber irgendwo anders zu liegen. Fast macht es den Eindruck, als wenn all das nur Vorbereitung für die vielleicht letzte und größte Sensation gewesen wäre: Die Auer-Gesellschaft hat Selbstmordgedanken. Wie aus heiterm Him-

mel, ohne daß Börsenkreise vorher etwas gewußt hätten, kündigte Ende September ein unter Führung der Nationalbank für Deutschland stehendes Konsortium an, die Auer-Gesellschaft wolle in Liquidation treten und ihre Hauptvermögensstücke um rund 44 Millionen Mark verkaufen. Das Konsortium erbiete sich, die Aktionäre zu Kursen, die über der augenblicklichen Börsennotiz stünden, auszubezahlen; alsdann solle die Glühlampen-Fabrik der Auer-Gesellschaft vereinigt werden „zunächst" mit derjenigen der A. E. G. zu einer neuen Kommanditgesellschaft mit 12 Millionen Mark. So werde eine Vereinheitlichung der deutschen Glühlampen-Industrie herbeigeführt werden.

Soweit diese Erklärung. An ihr sind zwei Worte bemerkenswert: „zunächst" und „Kommanditgesellschaft". Mit dem Wort „zunächst" soll doch wohl angedeutet oder in Aussicht gestellt werden, daß später auch der noch verbleibende maßgebende Glühlampen-Fabrikant, das ist der Siemens-Konzern, mit in die Kombination hereingezogen, daß also, mit andern Worten, ein neues riesiges Privatmonopol geschaffen werden soll.

Und „Kommanditgesellschaft"? Wegen der Steuergesetze? Man muß aber weiter fragen: Wer soll denn der Kommanditist der neuen Tochtergesellschaft der A. E. G. werden? Nichts liegt näher, als daß Geheimrat Koppel dieser Glückliche sein wird. Wer aber wird all die übrigen sehr bedeutenden Besitzstücke der Auer-Gesellschaft aus der Erbschaft bekommen, also das Gasglühlicht-, das chemische und das Maschinen-Geschäft? Doch wohl wiederum Geheimrat Koppel.

Wird das nun so ohne weiteres vor sich gehen können? Vermutlich werden die Aktionäre sich das umso weniger gefallen lassen, als sie unter Berücksichtigung der gewaltigen stillen Reserven, die in der Auer-Gesellschaft ruhen, nur kärglich abgefunden werden. Sie erhalten nämlich nur rund 50 Millionen Mark, obwohl zweifellos der innere Wert ganz erheblich größer ist. Das freilich sind Dinge, die die beteiligten Kapitalisten unter sich auszumachen haben. Für den Politiker lautet die Frage: Wie ist es möglich, daß heute, in der Zeit der sozialen oder sozialistischen Revolution, ein Privatkapitalist in der Lage sein soll, dem Rad der Zeit die umgekehrte Richtung zu geben, das heißt also: ein vergesellschaftetes Unternehmen in Privatbesitz überzuführen?

Rundschau

Und der Großgrundbesitz?

Als der bisher stärkste Erfolg der Gegenrevolution erscheint mir die Tatsache, daß man offenbar vorläufig nicht daran denkt, den Großgrundbesitz zu sozialisieren. Auch der sozialwissenschaftlich und politisch Harmloseste dürfte nachgrade begriffen haben, daß hier die Wurzeln der Kraft aller Jener stecken, die sich königstreu, Stützen von Thron und Altar, konservativ oder sonstwie immer nennen, um ihr Wesen als kapitalistische Herrenkaste zu verhüllen.

Franz Oppenheimer hat in seiner Schrift ‚Soziale Frage und Sozialismus' unwiderlegt und allem Anschein nach auch unwiderleglich nachgewiesen, daß der Kapitalismus nur lebensfähig ist, solange durch das feudale Monopol der Bodensperrung, jenes furchtbarsten mittelalterlichen Erbes der Gegenwart, die Grundrente und damit der Mehrwert aller Arbeit, also Blut und Herz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, gesichert ist. Fällt dieses Monopol — und es kann fallen, denn es ist keineswegs natürlich, sondern rechtlich,

und ein Recht ist zu beseitigen, sowie es Unrecht geworden —, dann wird ungeheuer viel Land, weit mehr, als wir brauchen, zur Bewirtschaftung durch den selbständigen Kleinbauern frei; kulihafte Existenzen in großer Anzahl werden menschlich, werden wirtschaftlich kräftig, das Unglück des Pauperismus, daß immer zwei Arbeiter einem Meister nachlaufen, hört auf, die Löhne steigen infolge mangelnden Angebots von selbst, und das Kapital macht schließlich seinem Besitzer nicht mehr die rechte Freude. Dafür versandet der Zustrom der Besitzlosen vom Lande zur Stadt, die Kaufkraft des platten Landes steigt und mit ihr der Wohlstand der kleinen Stadt, ihres Handwerks und ihres Krämers. Neue Steuerkräfte entfalten sich — und die Sozialisierung der großen Betriebe vollzieht sich von selbst, das heißt: aus naheliegenden Gründen gradezu auf Wunsch ihrer Inhaber, die Lasten und Risiko ablehnen werden, wo sie den Mehrwert nicht mehr schlucken können.

Ziemlich landläufige Erwägungen, mit denen sich wahrscheinlich sogar unsre Herrn Regierenden mal irgendwie vertraut gemacht haben werden. Doch damit glauben sie offenbar auch genug geleistet zu haben. Unternehmungen in dieser Richtung haben Zeit: vorläufig ist man mit Schönerm, Edlerm, Wichtigerm beschäftigt. Da gilt es beispielsweise den „Ausbau" der Reichswehr: daß hier um Himmels willen kein Quentchen neuen Geistes erscheine, sondern alles hübsch „bin Ollen bliwt", wie in der mecklenbörgschen Urgeschicht'! Oder man kämpft einen homerischen Kampf mit dummen Jungen, die sich zu Strohmännern ihrer Oberlehrer hergegeben haben — die selbst wieder bloß Strohmänner sind —, um die Portraits gottlob erledigter Landesväter. Oder man organisiert ein Reichsnotopfer, dessen Ergebnisse uns zwar noch nicht ganz aus dem ersten Schlamassel heraushelfen, das aber dafür dem Kapitalismus kaum die Haut ritzt.

Grade hier nun wäre ohne Schwierigkeiten ein entscheidender Schritt vorwärt zu tun. Mittelst des Reichsnotopfers könnte dem Großgrundbesitz, ohne daß man ihn schlechter als andre Kapitalistenklassen stellte, ein schönes Stück Boden zum allgemeinen Nutzen entzogen werden. Und zwar einfach, indem ein Zusatzparagraph zum Reichsnotopfer verfügt, daß

1. Großgrundbesitzer, also Eigentümer von über 100 Hektar, das Reichsnotopfer nur in Landesabtretungen an den Staat bringen dürfen,
2. daß Hypothekenbesitzer auf Großgüter nur in solchen Hypotheken zu zahlen haben,
3. daß Besitzer von mehr als 100 Morgen kein Land innerhalb der nächsten dreißig Jahre hinzuerwerben dürfen, vorbehaltlich einer besondern Verfügung wegen Erbschaften,
4. daß neuerworbener Grundbesitz a) 50 Hektar nicht überschreiten darf, b) vom Erwerber in der Hauptsache selbst handtätig bewirtschaftet werden muß.

Damit würde mit einem Schlage wahrscheinlich die Hälfte alles Großgrundbesitzes sozialisiert. Natürlich dürfte man zuallerletzt die Fideikommisse schonen: denn abgesehen von ihren wirtschaftlich schädlichen Wirkungen sind es grade ihre Inhaber, die in rücksichtslosester Weise ihre Gewalt über die Bewohner des platten Landes ausüben, die sich vor Wahlbeeinflussungen oft sehr direkter Art nicht gescheut haben, und die jetzt am lautesten nach der Wiederkehr der goldenen Zeit mit einem absoluten König, der ihnen den Willen tut, jammern. Hier sitzen

die verbissensten Feinde jedes neuen Geistes, und nur hier sind sie ins Herz zu treffen.

Ist irgendeine Hoffnung, daß man dieser Anregung nahetritt?

Börne hat, vor neunzig Jahren, die Deutschen ein Volk von Lakaien genannt. Er täts heut wieder. Man sollte meinen, die Wonneschauer des Strammstehendürfens hätten in vierjährigem Kriege den Deutschen hinreichend überrieselt. Aber nein, jeder Tag zeigts: er will einen Herrn über sich fühlen, einen richtigen. Und der stellt sich ihm, überlieferungsgemäß, in zweierlei Gestalt dar: als der Mann mit dem langen Säbel an der Hüfte und den silbernen oder gar golddurchwirkten Gespinsten auf der Schulter, oder aber als der mit den Stulpenstiefeln, der Jagdjoppe und der Reitpeitsche, beide natürlich mit Monokel. Kann der „Herr" kein Offizier sein, so sei er wenigstens Grundherr — am schönsten, idealsten natürlich beides zusammen. Und Jene, die's angeht, wissen, daß ers vom Urgroßvater her in den Knochen hat und allem Spartacismus zum Trotz noch eine ganze Weile behalten wird. Und Die, die's angeht, wissen noch eins: daß der Lakaieninstinkt grade im Heraufgekommenen am stärksten ist, daß Korbmacher sich heiß beglückt fühlen, behandelt sie ein Graf wie seinesgleichen — ähnlich wie der reiche abtrünnige Jude, dessen Vater ein aufrechter Mann war, kein höheres Sehnen kennt, als einem echten Adligen die Hand schütteln dürfen.

Und dieses „Volk" sollte den Mut finden zu einer wahrhaft revolutionär-sozialen Maßregel?

Eine Hoffnung bleibt uns. Nämlich, daß der Operettenrevolution jene echte folgen wird, die ihren Urgrund hat im Hunger der Seelen nach wahrem Menschentum.

Victor Goldschmidt

Eugen Klöpfer

Was war das? Wer war das? Hatte ich das nicht schon einmal alles erlebt?

Neulich saß ich neben S. J. bescheiden und artig auf meinem Klappsesselchen, und geduldig ließen wir eine Komödie an uns vorüberwälzen. Sie hatte viele Akte und war immer noch nicht zu Ende. Ab und zu machte der Herausgeber vor, wie die Orska als Milfordsche gemaunzt hatte, und ich mußte furchtbar lachen. In einer Komödie darf man doch lachen?

Aber da kam ein Kerl auf die Bühne . . .! Eine knarrende, rostige, verraucherte Stimme, kleine, tückische, kassubisch-wendische Augen — so die verdammte Mischung von Germanen und Slawen, die von beiden Rassen das Schlechte und von keiner das Gute angenommen hat. Auf dem Zettel stand: Eugen Klöpfer. Das Stück hieß: ‚Die letzten Ritter'. Aber das war ja ganz gleich . . .

Der Kerl da kam herein, lümmelte sich an einen Tisch — wie er diesen abgekauten Stumpen der Zigarre im Maul hielt, wie er ihn anfaßtel — hatte den Kopf vorgestreckt und unterhielt sich mit seiner Kebse. Hier müßte ein noch viel gemeineres Wort stehen — so sprach er zu ihr. Frech und dreckig und doch unterwürfig, denn er brauchte sie, des Nachts. Und da stand noch ein Landarbeiter, ein Wasserpolacke, so einer dieser Wanderarbeiter, die der deutsche Großgrundbesitzer, von Vaterlandsliebe strotzend, gern anzuwerben pflegte — die Kerls fraßen Mehlsuppe, schliefen im Koben und waren herrlich billig. Da stand der und katzbalgte sich um irgendwelche drei Mark. Klöpfer sah ihn an. Ach, wie sah er ihn an —! Wie die Katze die Maus, wie ein hungriges Raubtier einen Menschen. Und knarrte. Und spuckte. Und hielt an sich, geballt

und wütend, weil er den da nicht schlagen durfte. Das hatte schon einmal fünfhundert Mark gekostet. Verdammte Rechtsprechung! Na, warte! „Haste die drei Mark nicht bei dir, mein Sohn?“ Was kochte nicht alles in der Stimme! Ein Meer von Gemeinheit! Nein, er sagte, er hätte sie nicht. „Haste se vielleicht im Stiebel? Zeig mal her!“ Der Pole zog sich den Stiefel aus, Klöpfer sah hinein, nein, da war nichts, er legte den Stiefel hinter sich — den andern! Auch der wurde ausgezogen, nichts war drin. Klöpfers Augen funkelten und wurden auf einmal ganz groß. „Nu kannste gehen, mein Sohn!“ sagte die satte, knarrende Stimme. Seine Stiefel wollte der wieder haben ... Seine Stiefel? Triumph! Sieg! Victoria! Er könne ihn ja verklagen, ihn, den Agronomen Petermann — raus! Und der Pole flog raus.

Was war das —?

Wo hatte ich das schon einmal gesehen, gehört, geschmeckt, miterlebt?

Aber das war der preußische Feldwebel, der Wachtmeister, der Unteroffizier! Das war er, der geduckte und tretende Kerl, dieser rohe Bauernknecht, der, zum Mistfahren zu dumm und zu faul, kapituliert hatte und nun Menschen unterdrückte, bis ihnen das Blut aus den Fingernägeln spritzte. Das war er, das war er in Reinkultur.

Eine Meisterleistung. Ein Kerl, fest mit den beiden klobigen Beinen auf der preußischen Muttererde stehend, die Hände an der Hosennaht oder in den Taschen des Andern oder unter einer Schürze, die kleinen Augen glitzernd, wenns einen zu heben gab — und immer bereit, dem Andern, Freund oder Feind, in den Rücken zu fallen.

Der Herausgeber mag beurteilen, ob Eugen Klöpfer immer Das kann, was er dies Mal gekonnt hat: Einen für Alle zu geben, eine ganze Menschenschicht, einen Schlag, eine Sippe. Macht ers weiter so, ist er ein großer Schauspieler.

Peter Panter

Antworten

Patriot. Die ‚Post‘ legt ihrer traurigen Morgen- und Abend-Ausgabe jede Woche ein Witzblatt bei: ‚Nationale Jugend‘. Da es Mitarbeiter von der vis comica Gustav Roethes, Hans Waßmanns und Dietrich Schäfers hat, so ist sein Erfolg nicht gering. Gar die letzte Nummer schmückt folgender Beitrag: „Nicht Worte, Taten —. A. Freiherr v. Richthofen, Major z. D., Fliegervater.“ Ich weiß, was eine Commentmutter ist. Aber was ein Fliegervater ist ...

Richter. Wo und in welchem Begriffslande lebt Ihr eigentlich? Da ist in einer Eisenbahnerorganisation das Gerücht aufgetaucht, der Kaiser wolle aus Holland zurückkehren und vom Potsdamer Bahnhof aus seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Ein Gütervorsteher bildete, um diese Rückkehr mit Gewalt zu verhindern, einen „revolutionären Ring“, der die Lokomotiven unverwendbar machen sollte. Alle? Das geht aus dem Zeitungsbericht nicht hervor. Ueber einen solchen verbrecherischen Wahnsinn wäre freilich kein Wort zu verlieren. Dagegen gefällt mir nicht die etwas schmalzige Entrüstung des Gerichts, das den freigesprochenen Angeklagten mitteilte, sie würden sofort wieder verhaftet werden, wenn sie noch einmal ... Ich muß sagen, daß ich jede Sabotage gegen die Rückkehr des Kaisers für richtig und vernünftig halte, und ich besinne mich nicht, daß irgend ein deutsches Gericht eingegriffen hätte, als die deutschnationale Presse beim Abschluß des Friedens die Eisenbahner gradezu

aufforderte, eine Auslieferung von verbrecherischen Offizieren, Politikern und Kriegsberichterstattern durch passiven Widerstand und Streik zu verhindern.

Sachse. „Als treuer Leser der ‚Weltbühne' bitte ich um den Sinn folgenden Satzes aus dem ‚Hundstagebuch' von Hans Reimann in Nummer 38: ‚Die Sachsen kompromittieren die gesamte Menschheit vor dem Weltall.' Dieser Satz ist mir, so wie verschiedenen andern Lesern, unverständlich. BestenGruß R. G." Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel. Die Sachsen kompromittieren wirklich die gesamte Menschheit vor dem Weltall.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Wo bist du? Die Zeitschrift ‚Die Pleite' ist wegen der Bilder von George Groß, vor denen einem heiß und kalt wird, verboten worden und bleibt verboten. Niemals ist das dem alten ‚Simplicissimus' für so lange Zeit passiert. Ueber Noske ist nicht zu reden. Er ist ein proletarischer Junker, und als solcher geistfremd und geistfeind. Aber empfinden seine Kollegen nicht, was er da treibt? Und du? Wo bist du?

Kurt W. Sie schreiben mir: „Im früher königlichen Schauspielhaus zu Berlin erhält eine Garderobenfrau für jede Vorstellung anderthalb Mark, steht sich also bei einer durchschnittlich vierstündigen täglichen Beschäftigung, die Zeit für den Hin- und Rückweg nicht gerechnet, auf fünfundvierzig Mark im Monat. Davon muß sie das Fahrgeld bestreiten und stets saubere weiße Schürzen und eigentlich auch Häubchen tragen. Bisher wurde den Frauen noch keine Aufbesserung in Aussicht gestellt. Da das Garderobengeld nicht mehr zehn, sondern fünfzig Pfennige beträgt, gibt kein Mensch mehr Trinkgeld. Die Frauen wagen aus Angst vor Entlassung nichts zu sagen. Ihre Situation ist geradezu furchtbar." Wenn das wahr ist, wenn die Verhältnisse wirklich so liegen, dann kann man der Leitung des Staatstheaters nur empfehlen, weniger pompöse Programme zu blasen und lieber erst einmal im eignen Hause nach dem Rechten zu sehen.

Erstaunte Staatsbürger. Ihr wundert euch? Ich wundere mich nicht. Ihr schickt mir hümpelweise, jeden Tag, viele Briefe ins Haus, aus denen mir klar werden soll, daß sich noch nichts, noch immer nichts, immer mal wieder nichts in Deutschland geändert habe. Aber habt Ihr das wirklich erwartet? Was ists denn gewesen? Eine Revolution? Es ist euch nun hier so oft auseinandergesetzt worden, daß es keine gewesen ist, daß nur eine kleine Nervosität der Straße einige unwesentliche Aenderungen — wie die Abreise Kaiser Wilhelms des Zweiten — herbeigeführt hat: und Ihr wollt und wollt es durchaus nicht fassen? O glücklich, wer noch hoffen kann . . . Hört zu: „Wird Schlesien polnisch, Gott, dann laß krepieren Im Mutterleib die Kinder gleich den Tieren! Dann lähme, Gott, der Polen Füße, Hände, Laß sie verkrüppeln, ihre Augen blende! Mit Taubheit, Wahnsinn Mann und Weib sie schlage, Nicht Jubelton, nein, Stöhnen nur und Klage Soll Polens Lande, Dorf und Stadt erfüllen: So möge Gott der Deutschen Rache kühlen!" Hört weiter zu: „In Scapa Flow versenkten deutsche Seeleute ihre Flotte, damit sie nicht in feindliche Hände fiele; in Berlin verbrannten preußische Soldaten französische Fahnen, damit die einst von uns erbeuteten nicht verloren gingen, sondern bei uns blieben, und sei's als Staub und Asche nur. Und endlich — endlich erwacht das Volk — es schart sich um den Einsamen in den Niederlanden. Tausend-, hunderttausend-, millionenfältig erdröhnt ein Schrei über die Erde: ‚Wir lassen unsern Kaiser nicht!'" Hört weiter zu: „Major v. Kretschmann, der Führer der Zweiten Ab-

teilung, Gruppe I, gab folgenden Befehl heraus: ‚Es ist eine Liste von den für uns unbequemen Leuten aufzustellen, diese Liste wird dem Abteilungsarzt an Hand gegeben, welcher bei der G.-v.- oder K.-v.-Untersuchung, die auf der Liste stehenden Unterbeamten einfach g.-v. schreibt. Da für unsre Truppe nur K.-v.-Leute in Frage kommen, müssen die für g.-v. erklärten einfach gehen und finden keinen Grund zur Beschwerde für ihre Entlassung.'" Das ist besonders hübsch, weil von dem Abteilungsarzt, einem Angestellten der Reichswehr, einfach vorausgesetzt wird, daß er Zeugnisse wider sein besseres Wissen ausfertigen werde. Hört weiter zu: Ein Major Draudt hat die französischen Gefangenenlager besichtigt und seine günstigen Eindrücke veröffentlicht. Sicherlich hat er nicht alles gesehen, sicherlich ist ihm manches verheimlicht worden. Es wimmelt ja doch auch drüben von Nationalen, das heißt: von Menschen, bei denen das Menschentum an der Landesgrenze aufhört. Aber die kleinen Lobstriche des Majors sind dem Anzeiger für die Idioten der Reichshauptstadt ein Dorn im Plierauge: „Ihre Stimmung sei nicht schlecht? Die Ernährung ausreichend? Ueberschüsse aus den jedem Gefangenen zugänglichen Kantinen? Freiwilliges Theater als Zeichen guter Laune? Davon haben wir bisher nichts gehört. Wohl aber von Hunger, unsagbarem Schmutz, schweren Strafen, von Folterungen, wie sie nur schmutzige Phantasie arbeitsloser, ‚sieg'-berauschter Bestien erfinnen kann." Den Gefangenen gehts gut? Sie unterstehen sich, es sich gut gehn zu lassen? Aber, zum Donnerwetter, es soll ihnen schlecht gehn, viel schlechter, so schlecht, daß ein schöner, runder Hetzartikel daraus zu drehen ist. Es geht ihnen gut? Dann sind es keine richtigen Gefangenen, und unsre Sympathie mag sich andern, würdigern Objekten zuwenden. Schlecht gehe es ihnen! Dann werden wir ihnen zwar nicht helfen — aber wir werden mit ihnen politische Geschäfte machen, und schließlich ist das auch etwas wert. Und nun hört zuguterletzt: „In dem blitzenden Sonnenschein da draußen fliegen über die grünliche Havelfläche in reicher Fülle die fröhlichen Ruderboote, fahren die weißleuchtenden Segelschiffchen dahin, und von ihnen allen wehen die Wimpel in die Lüfte, so heiter, so schwarz-weiß-rot, als ob wir noch in dem gesunden, glücklichen großen Deutschland der Hohenzollern lebten, und als ob die unheilvollste und dümmste aller Revolutionen nie gewesen wäre. Ein Boden, reich begndaet durch Wunder der Natur und große geschichtliche Ereignisse.. Freilich, ein bitterer Tropfen blieb uns auch hier nicht erspart. Im königlichen Schlosse von Sacrow hat sich ein sozialdemokratischer Minister eingenistet. Man zeigte mir den Herrn, als er hoch zu Wagen vorüberfuhr. Doch fort mit diesen Schatten! Die Sonne leuchtet und wärmt so schön. Eine junge Freundin, deren Preußenherz auf dem rechten Flecke schlägt, erklärte mir: ‚Ich mag nicht mehr nach Saccrow gehen, seit da Herr Südekum residiert.' Ich kann ihr das ganz nachfühlen." Ich? Wer Ich ist? Ja, hat Einer von euch da falsch geraten? Selbstverständlich der andre Justav, der bleiben muß, wie Justav der Rote: Justav der Roethe. Wenn der nie recht gehabt hat, so hat er damit recht, daß dies die dümmste aller Revolutionen gewesen ist. Die Geschichte kennt wenigstens keine, die solchen Burschen erlaubt hätte, Schmähreden gegen sie zu führen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Rußland und Deutschland von Heinrich Ströbel

Der ‚Vorwärts' versteht die Welt nicht mehr. Diese russische Entente-Politik! Daß die Alliierten der famosen westrussischen Regierung des Obersten Awaloff Bermondt kein Vertrauen schenken, will ihm nicht in den Kopf. Fassungslos meditiert er: „Kampf gegen die Sowjet-Macht, Kampf gegen antibolschewistische Truppen, Blockade gegen Deutschland, weil deutsche Truppen gegen die Sowjets kämpfen, gleichzeitig Aufforderung Deutschlands zur Blockade gegen Rußland. Wer wird daraus klug?" Der gute ‚Vorwärts' stellt sich naiver, als er ist. Er deutet ja selbst des Rätsels Lösung an, wenn er schreibt: bei den unter Bermondt stehenden Kampftruppen gegen die Bolschewiki, bei denen sich deutsche Soldaten befänden, scheine die Entente deutsch-freundliche Gesinnung zu argwöhnen. So ist es in der Tat; nur vermutet das Zentralorgan der Rechtssozialisten etwas, was längst aller Welt offenbar ist. Die Entente begegnet dem Obersten Bermondt mit dem denkbar größten Mißtrauen. Sie nimmt wahr, daß dieser grusinische Abenteurer sich eine Streitmacht von hunderttausend Mann zu bilden vermochte, und fragt erstaunt: Quibus auxiliis? Zum Söldnerwerben und Kriegführen gehört Geld, auch in Westrußland, und die Entente weiß, daß sie wohl die Koltschak und Denikin mit Krediten und Kriegsmaterial unterstützt hat, nicht aber Awaloff Bermondt. Er muß also von andrer Seite Subsidien erhalten haben. Zur Armee Bermondts sollen auch bereits zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend deutsche Soldaten übergetreten sein, woraus die Entente auf eine lebhafte Intimität zwischen der westrussischen Regierung und den Kommandeuren der Eisernen Division und den andern Offizieren der deutschen Ostarmee schließt. Und da diese Offiziere Reaktionäre und stramme Nationalisten sind, ist die Entente überzeugt, daß es dieser Elite des borussischen Militarismus keineswegs allein darauf ankommt, sich als Reisläufer einem beliebigen Bolschewikenbekämpfer zu verdingen, sondern daß dieser Waffenbrüderschaft ein weitgreifender Kriegsplan zugrunde liegt. Kein andrer Plan nämlich, als zunächst die Reaktion in Rußland zum Siege zu führen und dafür ein enges wirtschaftliches und politisches Bündnis mit dem neuen Rußland einzuhandeln. Daß dies Projekt nicht den Beifall der Entente findet, daß sie vielmehr ernstlich auf Lösung der eigenartigen deutsch-russischen Alliance und auf Zurückberufung auch der bereits in russische Uniform geschlüpften deutschen Soldaten dringt, läßt sich verstehen.

Und wenn die deutsche Regierung und ihre publizistischen Parteigänger sich jetzt darüber entrüsten, daß die Entente Unbilliges und Unmögliches von Deutschland verlange, wie den erzwungenen Rücktransport der zu Bermondt übergetretenen

deutschen Truppen und den Boykott gegen Sowjet-Rußland, so vergessen sie ganz ihre Mitverantwortung für die Ereignisse im Osten. Schon im April forderte die lettische Regierung den schleunigen Abzug der deutschen Truppen, aber ihre Entfernung wurde wohl von der Reichsregierung zugesagt, jedoch niemals durchgesetzt. Bis in den Oktober hinein erhielten diese Truppen, die sich durch wohlorganisierten Zuzug von Woche zu Woche verstärkten, von der deutschen Regierung Löhnung und Munition, und ernstliche Maßnahmen zur Heimberufung traf man erst nach dem Ultimatum Fochs, nach der Blockade-Androhung. Da aber waren bereits Zehntausende in die Dienste Bermondts übergetreten, und der von deutschen Soldaten unterstützte Angriff auf Riga beantwortete mit dem gleichen Hohn die Entente-Note wie die Abberufungsordre der deutschen Regierung.

Die dreiste Condottiere-Politik, die deutsche Offiziere jetzt im Bunde mit der „westrussischen Regierung" treiben, erscheint der Entente nur als die Fortsetzung der deutschen Kriegspolitik. Der bekannte Burzew sucht in einer der letzten Nummern seiner Zeitung ‚La Cause Commune nachzuweisen, welch arglistiges Doppelspiel das offizielle Deutschland seit 1917 mit Rußland gespielt habe. Mit den raffiniertesten Methoden und unbegrenzten Mitteln habe es seit Ausbruch der russischen Revolution den Bolschewismus in Rußland geschürt, um so das zerrüttete Riesenreich am ehesten in politische und oekonomische Abhängigkeit bringen zu können. Die Rechnung hätte auch gestimmt, das militaristische Deutschland hätte sich schließlich als den Retter Rußlands aufspielen und die gewaltigen Bodenschätze des Landes für sich ausbeuten können, wenn ihm nicht die Niederlage im Westen die Früchte seiner diabolischen Politik entrissen hätte. Nun hat, wie deutsche bürgerliche Blätter klagend feststellen, Deutschland die russische Anarchie nur gesät, damit die Entente die imperialistische Ernte in ihre Scheune bringen kann. Aber dieser Gedanke ist den imperialistischen Intriganten in Deutschland unerträglich. Auf alle Fälle wollen sie sich ihren Anteil an der Beute sichern. Hat die Entente ihre Koltschak und Denikin, so bedienen sich die deutschen Militaristen und Imperialisten ihres Awaloff Bermondt, dessen Vertreter in Berlin ja so gute Beziehungen unterhalten. Wir trauen selbst dieser deutschen Regierung nicht die Skrupellosigkeit zu, sich und das deutsche Volk durch dergleichen nationalistisch-imperialistische Zettelungen zu kompromittieren. Aber daß die Regierung die Fäden dieser gemeingefährlichen Intrigen nicht rechtzeitig aufgespürt und zerstört hat, beweist einen seltenen Grad von politischer Unfähigkeit.

*

Den Bolschewiki scheint selbst die Uneinigkeit ihrer Gegner nur noch eine karge Gnadenfrist zu sichern. Offensichtlich häufen sich die innern Schwierigkeiten Sowjet-Rußlands. Die schweren

Attentate gegen Sowjet-Korporationen, die in Moskau eine ganze Anzahl Opfer forderten, sind anscheinend auf entschlossenen Gegenterror antibolschewistischer Elemente zurückzuführen. Der rechte Flügel der Sozialrevolutionäre hat offen diesen Terror zum Sturz der bolschewistischen Diktatur proklamiert. Die Menschewiki haben in einer Gegenproklamation den Terror von rechts und links gebrandmarkt; aber die Attentate beweisen, daß in Rußland der soziale Krieg auf beiden Seiten mit erbarmungsloser Brutalität geführt wird. Und selbstverständlich haben die Bolschewiki die moskauer Bombenanschläge mit schonungslosen Vergeltungsakten beantwortet. Unter den Erschossenen befinden sich bekannte Gelehrte, wie der moskauer Rechtslehrer Astrow, ein Linkskadett und eine auch in sozialistischen Kreisen ehedem beliebte Persönlichkeit. Ob auch der Menschewik Rosanow, der Vertreter des revolutionären Rußland in Stockholm und Mitglied des Zentralkomitees der menschewistischen Partei, unter den Kugeln der roten „Rächer" gefallen ist, bedarf noch der Bestätigung. Aber nicht nur in den Großstädten fließt wieder das Blut des Bürgerkriegs in Strömen, sondern in den nördlichen Gouvernements sind auch religiös entflammte Bauernrevolten ausgebrochen, die die Sowjet-Regierung nun durch Waffengewalt, vielleicht mit jüngst eingetroffenen Baschkiren-Regimentern, niederzuwerfen sucht. Dabei scheint Denikin, trotz seinem Konflikt mit den Ukrainern, der bereits zu blutigen Zusammenstößen geführt hat, immer weiter nach Norden vorzudringen. Die Tage der Sowjet-Herrschaft scheinen gezählt zu sein, und das Tieftragische ist, daß nicht die Demokratie ihr Erbe antreten dürfte, sondern die brutalste Reaktion. Denikin kokettiert vorläufig zwar mit der Demokratie, und er hat damit nicht nur die Entente-Regierungen ins Vertrauen gelullt, sondern selbst einen Burzew. Aber die Ereignisse in Ungarn beweisen leider, daß dem einen politischen Extrem bei einem Wechsel der Gewalten jäh das entgegengesetzte zu folgen pflegt. So droht der europäischen Entwicklung die schwere Gefahr einer russischen Gegenrevolution, die zunächst grade die deutsche Demokratie mit ihrem Kolossalgewicht ersticken helfen könnte.

Daß Rußlands zweite, so jubelnd begrüßte Revolution so traurig endet, dafür trägt der westeuropäische Sozialismus schwere Verantwortung. Und leider grade die sozialistische Linke. Sie hätte als das ältere, erfahrenere Glied der sozialistischen Internationale dem jüngern Bruder ratend und mahnend zur Seite stehen müsse. Aber man ließ ihn sich in die hoffnungslosesten Abenteuer der innern und äußern Politik stürzen, ohne ihn durch lauten Warnungsruf von dem Abgrund zurückzuhalten. Für die heillos illusionäre Friedenspolitik der Trotzki und Lenin hatten selbst die Jogiches, Liebknecht und Luxemburg nur Kopfschütteln; man wagte jedoch kaum schüchternen Protest. So begab sich das

revolutionäre Rußland, das der stärkste Mittler eines Verständigungsfriedens hätte werden können, unter bolschewistischer Führung jedes Einflusses auf Kriegführung und Friedensschluß, um selbst die Beute der deutschen Gewaltpolitik zu werden. Aber die Ausrufung der Räte-Republik und überstürzte Sozialisierungsexperimente rissen auch den übrig gebliebenen Rumpf des Landes noch in Stücke, entfesselten den Bürgerkrieg, an dem das Land nun seit zwei Jahren schon verblutet. Und unter der entnervenden Leitung einer aufgedunsenen Räte-Bürokratie erlahmten Arbeitseifer und Arbeitsfähigkeit des ausgehungerten Proletariats derartig, daß man jetzt zu den rücksichtslosesten Mitteln des Antreibertums greifen muß, um wenigstens das Notwendigste an Arbeit herauszuquetschen. Seit zwei Jahren vollzog sich, Jedem sichtbar, der sehen wollte, in Rußland dieser unheilvolle Prozeß, der mit dem totalen Zusammenbruch, mit der Blamage des Sozialismus, mit dem Triumph der Reaktion enden mußte. Aber das deutsche, französische und englische Proletariat tat in diesen zwei Jahren so gut wie nichts, um jene verblendeten Fanatiker zur Vernunft zurückzurufen, die als Hasardeure der Revolution deren ganzes Erbe vertaten. Selbst für die erschütternden Hilferufe der Menschewiki blieb man taub. Und als die durch den Krieg auseinandergerissenen nationalen sozialistischen Parteien sich endlich, endlich wieder zur Internationale zusammengefunden hatten, war der erste Akt dieser internationalen Betätigung: die Nichteinmischung der Internationale in die revolutionären Kämpfe der einzelnen Länder zu proklamieren! Nicht einmal die internationale Untersuchungskommission für Sowjet-Rußland, die von den Menschewiki und Sozialrevolutionären flehentlich gefordert wurde, brachte man zustande. Wenn bei solcher Politik der Kurzsichtigkeit und Entschlußunfähigkeit für Revolution und Demokratie in dem abermals der Reaktion verfallenden Rußland die schwerste Gefahr erwächst, darf sich der mittel- und westeuropäische Sozialismus nicht beklagen. Er hat es nicht anders gewollt!

*

Und es scheint, als ob auch in Deutschland selbst der Gegenrevolution der Sieg garnicht leicht genug gemacht werden könnte. Seit Jahrzehnten war es bei uns sozialistische Fibelweisheit, daß dem deutschen Bürgertum das Organ für die Demokratie fehle. Der Krieg, der die völlige Kapitulation des zivilen Intellekts vor der militärischen Weisheit und Allmacht brachte, vermochte dies politische Axiom wahrhaftig nicht zu widerlegen. Aber auch die Revolution lieferte keinen Gegenbeweis. Denn sie überrumpelte ja urplötzlich unser vor Staunen gelähmtes Bürgertum und zwang ihm, sehr gegen seinen Willen, Wahlrecht der Zwanzigjährigen, Frauenstimmrecht, Proporz und andre schöne Dinge auf. Die Demokratie ist für das deutsche Bürgertum nur so lange

ein wenigstens notwendiges Uebel, als das Proletariat sie mit seinem Körper deckt. Die deutschen Sozialisten aber kennen keine höhere Leidenschaft, als sich unter einander den Schädel blutig zu schlagen. ‚Vorwärts‘ und ‚Freiheit‘ vergeuden neun Zehntel ihrer Kampfesenergien in täglichen Polemiken, die an Gehässigkeit und Unfruchtbarkeit ihresgleichen suchen. Und mit den führenden berliner Organen wetteifern die Provinzblätter, die Organisationen und Instanzen im ganzen Land. Es sieht aus, als habe es nie eine passendere Zeit gegeben, um sich nach allen Regeln des Comments zu verholzen. Die Bourgeoisie schüttelt sich vor Vergnügen, und die Militärs sind sich nur noch über den Zeitpunkt uneins, wo sie das tönerne Trugbild der Demokratie in Scherben schlagen sollen.

Wer so unverbesserlicher Phantast und Querkopf ist, daß er grade von der Herrschaft der gegenrevolutionären Reaktion den Zusammenbruch, die zweite, „wirkliche“ Revolution und schließlich die „Weltrevolution“ erwartet, mag an der unsinnigen Selbstzerfleischung der deutschen Sozialisten seine Freude haben. Aber es gibt unter den Unabhängigen doch eine ganze Menge Leute, und die Gescheitesten gehören dazu, die frei sind von diesem kindischen Aberglauben. Sie wenigstens sollten doch endlich begreifen, daß es höchste Zeit ist, die Demokratie zu schützen und zu einem Instrument der sozialen Entwicklung zu machen, wenn sie dem Proletariat nicht wieder gleich einem Kinderschwert aus der Hand gerungen werden soll. Und auch die Verständigern unter den Rechtssozialisten, die sich nicht ganz zu liebedienerischem Ministerialismus hindurchgemausert haben, sollten spüren, daß es um Sein und Nichtsein von Demokratie und Sozialismus geht.

Scheidemann hat ja denn auch erneut den Ruf nach Einigung erhoben, die freilich, wie Paul Löbe ganz richtig erkannt hat, für die nächste Zeit nur eine Arbeitsgemeinschaft der organisatorisch in der Trennung verharrenden Parteien sein könnte. Aber die Antwort, die Scheidemann gefunden hat, in der Nationalversammlung und in der Presse, und die Unterstützung, die ihm die eigne Parteipresse lieh, waren wenig ermunternd. Die Unabhängigen erklärten: Erst hebt den Belagerungszustand auf, erst schafft uns Noske und den Militarismus aus den Augen — dann wollen wir weiter sehn! Und der ‚Vorwärts‘ forderte: Erst entsagt feierlich allen Diktaturgelüsten und schwört den Treueid auf die Demokratie — dann erst gibt es ein Verhandeln! Beide Forderungen sind berechtigt, sind selbstverständliche Voraussetzungen künftiger sozialistischer Zusammenarbeit. Aber diese Forderungen darf man nicht wie Florettklingen gegen die Brust des Gegners zücken, sondern sie müssen zunächst in der eignen Partei, von den eignen Parteigenossen erhoben werden, und mit so elementarer Leidenschaft, daß sich darin der ehrliche Einigungswille bekundet. Man beginne also gefälligst mit der Kritik an

den Fehlern und Irrungen der eignen Partei. Nur dadurch schafft man die psychischen Voraussetzungen der Einigung, die auch im Interesse aller bürgerlichen Demokraten liegt, weil nur sie den festen Verhau um die demokratischen Errungenschaften der Revolution zieht, die jedem Demokraten so teuer sein müssen wie jedem Sozialisten. Bernstein, Kautsky und ein paar Andre haben es an der gebotenen Selbstkritik nicht fehlen lassen — mögen nur recht viele Sozialisten von rechts und links ihrem Beispiel folgen! Zunächst Herr Scheidemann selbst, der sich bis jetzt nur in bequemen Allgemeinheiten gefallen hat. Möge er einmal das Noske-System, den Belagerungszustand und andre Verfehlungen seiner Partei schonungslos bekämpfen. Aber auch aus den Reihen der Unabhängigen müßten ehrliche Bekenner erstehn, die dem „religiösen Wahnsinn“ der Räte-Diktatur, dem törichten Ruf nach der „Weltrevolution“ und ähnlichen agitatorischen Kraftphrasen endlich unerbittlich den Krieg erklärten. Dann hätten wir bereits den Anfang der Einigung. Und statt der sinnlosen Kraftvergeudung des Proletariats, die nur der Reaktion frommt, bekämen wir eine vernünftige Planwirtschaft, die für eine erfolgreiche revolutionäre Politik mindestens ebenso notwendig ist wie für den sozialen Wiederaufbau.

Die Baltischen Helden von Ignaz Wrobel

Sollt ich einem Bauern dienen
und mein Brot mit Schweiß verdienen?
Bruder, nein, das mag ich nicht!
Ich will lieber in dem Felde
mir verschaffen Brot und Gelde,
wo man von den Waffen spricht.
Keinem Bauern dien ich nicht.

Altes Landsknechtlied

Das Etappenleben der ehemaligen deutschen Achten Armee hat schon während des Krieges das Bild einer eigenartigen, teils nomadisierenden, teils seßhaften Soldatenexistenz geboten. Alles, was auf kleinen Kommandos saß — Gendarmerie, Holzfäller, Köhler, Forstarbeiter aller Art — hatte sich in dem Lande behaglich eingenistet, und Offizier und Mann sogen mit vereinten Kräften an dem Mark des Landes, und durchaus nicht immer im Interesse des Reiches, sondern sehr oft im eignen. Nach kurzer Zeit war der Deutsche bei Balten und Letten gleich unbeliebt: die Korruption der russischen Verwaltung, der die unsre nicht nachstand, war bequemer und loyaler gewesen, und zu der großen Enttäuschung, die man über die ehemals geachteten Deutschen empfand, kam der Haß gegen eine robust einherpolternde oder klebrig galant auftretende Führerkaste. Während die Not in der Heimat stieg und stieg, lebten die deutschen Besatzungs-

truppen, und ganz besonders das Offiziercorps, in Kurland weit besser und reicher, als sie jemals in der ausgehungerten Heimat vermocht hätten. Nichts zog sie hierher — alles hielt sie dort.

Als der Zusammenbruch im November 1918 erfolgte, fuhr ein jäher Schreck durch die aufwachenden Formationen. Ein großer Teil der Leute, die zuhause eine feste bürgerliche Existenz hatten, ging nach Deutschland zurück, froh, ihre gewohnte, wenn nun auch mühevolle Arbeit wieder aufnehmen zu können. Nicht so die aktiven Offiziere und diejenigen Soldaten, denen in Deutschland kein Heim winkte.

Bei der Betrachtung des kurländischen Problems ist, wie überall und immer, davon auszugehen, welches Willens die Beteiligten sind. Politische oder gar ethische Raisonements haben noch nie zu einem Denkergebnis geführt, das dem im Unterbewußtsein wurzelnden Willen widerspräche. Das gibt es nicht. Es kommt also bei einer Kritik der baltischen Verhältnisse nicht darauf an, was an Programmen, politischen Flugschriften und Reden der Generalstabsoffiziere verfaßt und verbreitet worden ist, sondern einzig darauf, was diese Leute eigentlich wollen.

Sie wollen ihr altes Leben weiterführen. Sie wollen fortsetzen, was sie 1914 begonnen, und durch vier Jahre getrieben haben: geschäftig zu sein, ohne stark zu arbeiten, zu disponieren, ohne eine Verantwortung zu tragen (denn wie am Fall Ludendorff ersichtlich, ist diese Verantwortung ein leeres Wort) — sie wollen das Mißverhältnis zwischen Leistung und Löhnung nicht aufgehoben haben und auch fürder in einer Gemeinschaft, ja, in einem kleinen Staat leben, wie er sonst nirgends zu finden sein kann, weil er unrettbar zusammenbrechen müßte.

Die Letten, ein von den Balten kurz und proletarisch gehaltenes Volk, das die numerisch weitaus überlegene Unterschicht in Kurland ausmacht, witterten 1918 Morgenluft und versuchten, sich der Gewalt im Lande zu bemächtigen. Es ist nicht ganz aufgeklärt, welche Rolle der Bolschewismus in dieser Politik gespielt hat: sicher ist, daß die Letten nicht so menschlich wertvoll sind wie die Balten, daß sinnlose und verurteilenswerte Ausschreitungen vorgekommen sind, und daß der lettische Ministerpräsident Ulmanis keine sehr saubere Rolle in diesem Treiben gespielt hat. Aber was ging das die deutschen Soldaten an?

Ulmanis hat ihnen Land versprochen. Er bestreitet das heute. Die deutsche Regierung förderte die Werbetätigkeit der baltischen Freicorps, und Tausende liefen noch nach dem neunten November 1918 hinüber und verstärkten die dort zurückgebliebenen Scharen. Niemand kämpfte etwa aus Idealismus. Sie kämpften überhaupt wenig: sie standen in Kurland einfach, weil sie dort frei waren, gut zu essen und zu trinken hatten, hoch bezahlt wurden und fast alle wild und ohne Verpflichtung für später verheiratet sein konnten.

Von dem Geist dieser baltischen Corps ist fast nur Ungünstiges zu berichten. Die Offiziere tanzten und tranken, konnten längst nicht mehr auf Manneszucht halten und waren hauptsächlich bestrebt, die Nachkommenschaft des Landes sicherzustellen. Mit welchen Mitteln die als idealistisch ausgeschriene Befreiungstat der Besetzung Rigas ins Werk gesetzt wurde, geht aus der Forderung der sogenannten Eisernen Division in Mitau hervor: Am achten Oktober lief ein Ultimatum an die Letten ab, des Inhalts, daß sie die angeblich versprochenen zweitausend Mark für jeden bei der Einnahme Rigas Beteiligten sowie das Ansiedlungsrecht verlangten, widrigenfalls sie Riga besetzen wollten.

Diese Erpressertaktik hat mit Politik wenig zu tun. Natürlich sind die treibenden Elemente, deutsche aktive Offiziere und Balten, der deutschen Republik nicht hold und würden aus persönlichem Interesse je eher je lieber das alte Regime wieder aufgerichtet sehen. Das hält sie aber heute nicht mehr ab, sich Jedem zu verkaufen, der sie gut bezahlt. Die Bolschewisten, die in Kurland fürchterlich gewütet haben, stehen höchstens eine halbe Stufe unter diesen ordnungsliebenden Elementen, und im Grunde gehören sie alle zusammen. Der Haß der deutschen Soldaten gegen die Bolschewisten umfaßt in gleicher Weise Bolschewisten, Juden, Sozialisten und eigentlich alles, was ein Landsknechtstum stören könnte, das wie ein Anachronismus wirkt, aber leider keiner ist.

Mir liegen einige Extrablätter der ‚Trommel' vor, einer mitauer Soldatenzeitschrift, und ich muß sagen: Was da jetzt — Oktober 1919 — noch im Druck erschienen ist und erscheinen konnte, läßt mit erschreckender Deutlichkeit erkennen, wo wir stehen. Ich gebe Proben:

> Die Aufrufe, die die Reichsregierung auf Befehl der Entente an uns richtet, damit wir endlich zur „Vernunft" kommen und unser „Abenteuer" hier draußen aufgeben, hängen uns bald zum Halse heraus. Deshalb kümmern wir uns um die Regierungsaufrufe nicht — in diesen Tagen umso weniger, da es Arbeit im Felde gibt, und gilt, das lettische Hindernis aus dem Wege zu räumen, das uns verbieten will, dem roten Gesindel an den Hals zu springen.
>
> Auf zwei Stellen der Regierungsaufrufe möchten wir dennoch kurz zurückkommen, denn sie sind im höchsten Grade beleidigend für uns. Die Regierung ruft uns nämlich zu: „Euer Volk verhungert, der Rest seines Volksvermögens verkommt, wenn im Laufe dieses Monats die deutschen Truppen nicht aus dem Baltikum abziehen." Diese Art der Einschüchterung, dieser Appell an unser Gewissen ist nichts weiter als Mache.
>
> Und noch mit einer Frage wendet sich die Reichsregierung an unser Gwissern. Sie stellt die drohende Behauptung auf, die Entente verlangsame den Abtransport von deutsche Kriegsgefangenen nach Deutschland, weil wir gegen den Willen der Alliierten in Baltikum bleiben. Auch das ist Leim und Mache.

General von der Goltz hat bekanntlich an den englischen Oberkommandierenden eine Antwort auf dessen Forderungen gerichtet, die politisch ungewandt und falsch war, weil sie mit nicht

vorhandener Macht drohte. Der ‚Kladderadatsch' besang diesen faux pas in hallenden Versen, und die ‚Trommel' freut sich über den ‚Kladderadatsch':

Die mannhaften Worte des Grafen haben in Deutschland gezündet, haben Begeisterung ausgelöst. So sehr hungert man in Deutschland nach Gesinnung und Stolz, daß man selbst dem Brief unsres ehemaligen Führers die Bedeutung einer Tat beimißt. Gemach, Ihr Volksgenossen in der Heimat, euch wird geholfen werden! Die Worte haben die Tat eingeleitet, und die Tat wird Graf von der Goltz sicherlich tun, wenn der Augenblick dazu gekommen sein wird.

Welche Tat, ist nicht gesagt; Jeder mag sie sich ausmalen. Die Moral dieser Truppen aber mag das folgende Gedicht aus der ‚Trommel' illustrieren:

Die Sonne blinkt golden, der Himmel ist blau,
und doch stehen wir drin im Oktober.
Leb wohl, süßes Mädel! Leb wohl, kleine Frau!
Und grüßt mir unsern Heuschober!

Der Hauptmann verlas heut den Tagesbefehl:
„Marsch—marsch gegen den Bolschewiken!"
Wir bläuen ihm die Jacke, wir schießen nie fehl
und klopfen ihm dann auf den Rücken.

Den Sommer durch lagen wir gern im Quartier
und griffen manch Mädel ums Mieder;
doch wir sind Soldaten, nicht Puppen zur Zier.
Vom Rasten rosten die Glieder.

Ich nehm die Patronen und lad mein Gewehr.
Platz da, du Sau-Bolschewike!
Es pfeift meine Kugel, der Kerl fällt verquer,
ich treff in den Kopf jede Mücke.

Potzbombengranaten! Potzschockschwernot!
Nun schert euch zum Teufel, ihr Luder!
Ihr stehlt unserm Herrgott jedes Pfund Brot,
solang eure Juden am Ruder.

Nie wart ihr Soldaten, ihr Helden vom Maul,
nur Meuchelmörder und Räuber,
eure Knobloch-Regenten, stinkend und faul,
sind Schuster und allerhand Schreiber!

Wir weisen euch, Schuster, den würdigen Platz
und stellen euch an die Wände . . .
In Petersburg sind wir mit mächtigem Satz
und schütteln dort Brüdern die Hände.

Neben den zurückgebliebenen Fliegerabteilungen, die ihre alten Nummern weiter führen, haben sich in Kurland — wie aus einem Ausruf des Kapitäns Siewert an „die Kulturvölker der Erde" im vierten Extrablatt der ‚Trommel' hervorgeht — Truppen und Freicorps mit meist adligem Namen gebildet, und aus diesen kleinen Kontingentsbildungen ist am besten zu ersehen, wohinaus das Ganze will.

Dieser Militarismus baut seine Waben unermüdlich, eine an die andre, und zeugt sich selber fort; maßgebend ist allein das menschlich verständliche Bedürfnis, Führer- und Adjutantenposten zu bekleiden, möglichst unabhängig zu sein, sich nicht zum willenlosen Kettenglied degradieren zu lassen. Es ist den Postenmachern auch gleichgültig, welche Folgen ihre verderbliche Abenteuerlust für das Land haben kann. Von jeher ist es Grundsatz des altpreußischen Militarismus gewesen, zunächst einmal sich als einen rocher de bronce zu stabilisieren: die Mitwelt mochte sich dann mit dem Fremdkörper irgendwie abfinden. So hier. Gewiß sind diese kurländischen Truppen, die auch heute, am dreiundzwanzigsten Oktober, noch nicht zurückgekehrt sind, korrumpiert. Aber es ist nicht richtig, sie als gänzliche Außenseiter des militärischen Systems zu betrachten. Sie sind seine natürliche Frucht.

Und dies scheint mir die schreckliche Lehre dieses kurländischen Abenteuers zu sein, eine Lehre, die unsre Regierung nicht ziehen kann und nicht ziehen will. Wir haben genug versteckte Kurländer im Lande: die Reichswehr, die Sicherheitspolizei, Teile der Einwohnerwehr. Die monarchistische Putschgefahr wird von den deutschen Radikalen stark überschätzt, die geistige Gefahr ebenso stark unterschätzt. Was hier droht, ist nicht ein so dicker und plakathafter Fall, wie die Landsknechte im Baltenland ihn bieten; was hier droht, ist ganz etwas andres.

In der Regierung sitzt zur Zeit kaum ein Mann, der weiß, was der Militarismus auf geistigem Gebiet bedeutet, und wie man einen geistigen Kampf gegen ihn inszenieren kann. Ich halte es nicht für meine Aufgabe, in einem Blatt wie diesem ernsthaft über Herrn Noske zu debattieren. Wenn wir die Ritterkaste bekämpften, so meinten wir damit nicht, daß ein Wachtmeister die Führung übernehmen solle. Die Bürger laufen heute, von Rentenpsychose getrieben, zu Jedem, der ihnen Schutz vor Verdienstminderung verspricht; sie halten sich, wie früher, bissige Hofhunde und wundern sich dann später, wenn die nach ihren Herren schnappen.

Die Regierung hat dreiviertel Jahre lang die Oeffentlichkeit über das kurländische Abenteuer hinweggetäuscht und zweimal bewußt die Unwahrheit gesagt: einmal hat sie eine Grenzsperre angekündigt, die nicht vorhanden war, und das zweite Mal eine Abberufung des Generals von der Goltz proklamiert, die nicht ausgeführt wurde.

Kurland ist ein Stoffmuster des großen Tuchballens der Republik: die Regierung zage, die Offiziere wacker zugreifend und das Ganze eine Katastrophe in der äußern Politik. Muß man in Deutschland als kommunistischer Unabhängiger verschrieen sein, weil man leidenschaftslos und kühl-objektiv die Wahrheit sagt?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXIX.

Constantin Fehrenbach

Geboren in Wellingen, einem kleinen Schwarzwalddorf, anno 1852. Der Vater Volksschullehrer. Ein schlichter, gottesfürchtiger Mann, der dem Pfarrer getreulich zur Seite stand. Constantin wurde im Glauben erzogen, und früh schon ging er in religiösen Uebungen auf. Ein Gottesmann wollte er werden wie der ehrwürdige Herr Pfarrer und, bei Lichterglanz, Weihrauchduft und Chorgesang, die Seelen seiner Gemeinde hüten und pflegen. Oder gar aufsteigen auf der Leiter des Klerus bis zum Erzbischof, den er im nahen Freiburger Münster die Messe lesen sah, in jenem ehrfurchtgebietenden gotischen Dom, dessen Geschichte bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückreicht. Vielfarbige Glasmalereien, wundervoll geschnitzte Altäre und eine Geburt Christi von Hans Baldung lassen einen in diesen hochgewölbten heiligen Hallen tief erschauern. Diesem Zauber mystisch-religiöser Romantik erlag auch Constantin, und wenn der Kirchenfürst, bei dröhnendem Orgel- und schmetterndem Posaunenklang, beim himmelan steigenden vielstimmigen Chor der Kinder, Männer und Frauen, unter dem Baldachin, auf die Monstranz mit dem Leib Christi starrend, vorüber schritt, zitterte sein junges Herz, und kniend beugte er sich vor dem Allerheiligsten.

Also, es stand fest: Constantin sollte sich dem Herrn widmen. Der Vater schickte ihn auf das Gymnasium von Triburg, ließ ihn, in den obern Klassen, Hebräisch lernen und ermöglichte ihm auch das Studium. Priesterhände nahmen ihn segnend auf. Die Tonsur ward an ihm vollzogen — da besann er sich eines andern und wurde Jurist. Die Skrupel und Zweifel, die seine Seele gequält hatten, waren überwunden. Als er mit dreißig Jahren in Freiburg die Advokatenlaufbahn begann, war er geklärt. Er wollte fortan ein Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit werden. Er wollte der Kirche in der politischen Arena dienen, ein vortrefflicher Volksredner, wie er war. Er sprach mit einer gewissen satten Behäbigkeit. Schwarzwälder Berge, alemannische Sangeslust und badischer Landwein würzten gleichsam seinen gemütvollen breiten Redefluß. Humor mischte sich ein, und wenn er das Wort in öffentlichen Versammlungen ergriff, machten sichs die Zuhörer auf ihren Stühlen behaglich.

Fehrenbach tat sich als junger Anwalt rasch hervor. Schon nach zwei Jahren ward er Stellvertretender Obmann des Stadtverordnetenvorstands von Freiburg und elf Jahre danach Stadtrat. In der Zwischenzeit entsandte ihn das katholische Volk von Freiburg in den Kreistag, in die Zweite Badische Ständekammer, deren Präsident er bald wurde, und schließlich, 1903, gar in den Reichstag. Hier hielt er sich in der Zentrumsfraktion zum demo-

kratischen Flügel, zu den Groeber, Erzberger, Trimborn. Zunächst trat er nicht allzu oft hervor. Seine Hauptarbeit galt den stillen Kommissionen, über die die Presse nur summarisch, meist ohne jede Namensnennung, zu berichten pflegt. Während der Zabern-Affäre begehrte er auf. Er kannte, von vielen Fußwanderungen her, das Land und die Leute Elsaß-Lothringens, er kannte die Seele dieses Volkes zwischen den Nationen wie seine eigne Heimat, und alles empörte sich in ihm, als das Säbelregiment des preußischen Militarismus hier rücksichtslos dazwischenfuhr. Die Fraktion schickte ihn in jener Reichstagsdebatte vor, die mit einem erfolglosen Mißtrauensvotum gegen den Kanzler Bethmann Hollweg endete, und Fehrenbachs temperamentvolle Rede wurde, nicht zuletzt auf den Regierungsbänken, viel beachtet. Mit der Faust war er dazwischengefahren. Seitdem kam er öfters zu Wort. Allmählich rückte er in die erste Reihe der Zentrumsführer, immer dicht hinter Erzberger her. Im August 1917, als Herr Doktor Michaelis, der Geheime Kanzleirat mit den Hämorrhoiden, im Reichskanzlerpalais thronte, wählte der Hauptausschuß des Reichstages ihn zum Vorsitzenden, und als der alte klapprige Doktor Kaempf, der fortschrittliche Kompromißpräsident des Parlaments, das Zeitliche gesegnet hatte, wandten sich aller Augen auf Fehrenbach, als seinen Nachfolger. Das Zentrum ward die stärkste Partei, nachdem die Sozialdemokratie sich gespalten hatte, und so gaben ihm die Rechtsparteien im Juni 1918 ihre Stimme.

Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er den Präsidentensitz einnahm. Im schwarzen Gehrock stand er da, breit und massiv. Ein großes Rechteck seine Gestalt. Vierkantig das Haupt darauf gesetzt. Lang und grade die Nase. Der (bräunliche) Schnurbart lief an beiden Nasenflügeln in grader Linie rechts und links über die Mundwinkel hinaus. Und nun sprach dieser Präsident. In klirrender Rüstung traten die Worte aus seinem Munde: gemütliche Schwarzwaldritter mit pathetischer Geste, die aber keine Furcht erregten. Ein Demokrat. „Es ist etwas Schönes um ein freies, selbstbewußtes Wort," sagte er, „und an diesem Platze soll nach unserm Willen eine gesicherte Stätte für ein freies Wort aufgebaut werden und bleiben. Die vielen Nöte und Beschwerden, die während des langen schrecklichen Krieges an das deutsche Volk herantreten, verlangen nach einer offenen Aussprache in diesem Hause. Die politischen Tagesfragen, die auch während des Krieges mit nicht verminderter Kraft auftreten, verlangen eine klare und bestimmte Stellungnahme, und die Entwicklung unsres Reiches in außen- und innerpolitischer Beziehung muß hier, je nach den verschiedenen Anschauungen der verschiedenen Parteien, klar und deutlich zum Ausdruck gelangen."

Das waren verständige Worte, und die Presse aller Parteien lächelte freundlich dazu. Lange indessen sollte Fehrenbach seines Amtes nicht walten. Wie Alle vom alten Regime, ließ auch er

sich von der Revolution völlig überraschen, und als der Sturm losbrach, hatte der Reichstag in holder Ahnungslosigkeit grade eine kleine Pause anberaumt. Fehrenbach weilte in seiner Heimat, und so wurde das Parlament, das, überaltert, gar keinen Zusammenhang mehr mit der Gegenwart hatte, über den Haufen gerannt, ohne daß es auch nur eines Flintenschusses bedurft hätte. Erst Wochen danach raffte Fehrenbach als Präsident sich auf, in einem Telegramm an den Rat der Volksbeauftragten gegen die Ausschaltung des Reichstags zu protestieren, holte sich aber einen Korb. Der Reichstag blieb, obwohl er formell nicht aufgelöst war, mausetot. Kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn. Er existierte einfach nicht mehr. Der Galvanisierungsversuch, den Fehrenbach unternahm, begegnete allgemeiner Ablehnung.

Dann kamen die Wahlen zur Nationalversammlung. Das Zentrum hatte Grund zur Zufriedenheit. Die beiden sozialdemokratischen Parteien bildeten, auch zusammen, keine Mehrheit. Man mußte paktieren, um einen regierungsfähigen Mehrheitsblock herzustellen. Zentrum, Demokratie und alte Sozialdemokratie fanden sich auf einer gemeinsamen Plattform. Doktor David wurde, als Vertreter der stärksten Fraktion, der Sozialdemokratie, Präsident der Nationalversammlung. Fehrenbach war tief gekränkt. Man hatte ihn beiseite geschoben. Das ging nicht an. Er murrte. Die Seinen murrten. Es murrten die Badener, die Württemberger, die Bayern. Es murrten alle Süddeutschen in der Fraktion. Es murrte schließlich der große Chor des gesamten Zentrums. Verhandlungen mit der Sozialdemokratie. „Ihr stellt den Reichspräsidenten, Ihr stellt den Ministerpräsidenten. Da laßt uns wenigstens den Präsidenten der Nationalversammlung. Seht unsern Fehrenbach . . . "

Die Sozialdemokratie gab nach. David bekam einen Ministersitz ohne Portefeuille, und Fehrenbach wurde Präsident des Parlaments. Dreiunddreißig Jahre hatte er den freiburger Männergesangverein, zwei Jahre die Zweite Badische Kammer und fünfzehn Monate den Reichstag geleitet — nun, da war er auch für diesen Posten der richtige Mann. Er präsidierte mit Würde, mit Anstand und Humor. Manchmal beklagten Die ganz rechts und Die ganz links sich über ein bißchen Parteilichkeit, bisweilen, wenns im Haus gar zu bunt herging, wetterte er wie ein donnernder Feldwebel, mitunter fuhr er Herrn Traub oder Herrn Henke über den Mund, ab und zu handhabte er die Geschäftsführung des Hauses auch wie ein Advokat — aber das muß ihm der Neid lassen: er verstand sein Metier.

Aus der Welt der Politik und der Juristerei zieht er sich häufig in die Sphäre der Kunst und der Metaphysik zurück. Er beherrscht, als alter katholischer Zögling, die mittelalterliche Literatur ausgezeichnet und kennt sich vor allem in der christlich-mystischen Kirchenphilosophie aus. Der Musik ist er besonders zugetan.

Ein feiner Kenner der alten Kirchenmusiker. Nie fehlte er, wenn er in Berlin war, bei den historischen Kirchenkonzerten der Hedwigskirche, und in Weimar, während der Tagung der Nationalversammlung, sah man ihn in jedem Symphoniekonzert. Die Musik öffnet ihm die Tore zu den seligen Gefilden, da auf prangendem Anger ein voraussetzungsloser Gottesglaube blüht.

Das Leben Jesu von Egon Friedell (Fortsetzung)

Das Christentum als selbsttätige Massenbewegung

Ja, aber welchen Sinn hat denn dann überhaupt das Wort „Christus" in den Evangelien, wenn dieser Christus niemals gelebt hat? Darauf bekommen wir zur Antwort: „Christus" bedeutet nichts andres als die christliche Gemeinde, die Vereinigung der Gläubigen. Die Evangeliengeschichte ist eine symbolische Darstellung der Ausbreitung und des Sieges der werdenden Kirche. Also vergöttert die Gemeinde sich selbst! Und das soll der Ausgangspunkt der reinsten, tiefsten und mächtigsten Glaubensform gewesen sein, die die Erde bisher erblickt hat. Ich dächte: Selbstvergötterung ist der äußerste Tiefpunkt menschlicher Ethik, der überhaupt erreicht werden kann, die krasseste Form der Irreligiosität. Dies ist ein „Glaubensbekenntnis" für einen Werkschaftsbund, ein Bankkonsortium oder einen Kegelklub: wir, wir sind die Krone des Daseins, der Sinn der Welt, allemal, wenn von Gott die Rede ist, sind wir gemeint! Leben, Leiden und Sieg Christi, das heißt: Leben, Leiden und Sieg einer kleinen Sektierergesellschaft von Bettlern, Talmudisten und Weibern!

Das Christentum ist automatisch entstanden, das Christentum hat sich selbst gemacht. Hören wir wieder einmal Smith. „Es ist nicht wahr, daß Zeiten und Bewegungen eines großen Umschwunges in der Geschichte immer oder auch nur im allgemeinen durch einzelne große Persönlichkeiten bedingt wurden, es ist öfters der Fall gewesen, daß kein allbeherrschendes Individuum da war. Ich erinnere nur an die französische Revolution. Wie viele führende Geister — alle etwa gleich groß —, und kein einziger stieg zu wirklicher Erhabenheit und Größe hinauf, gleichviel ob absolut oder relativ! Hier drüben in der neuen Welt feiern wir zwei Ereignisse als weltgeschichtlich bedeutsam: die Revolution von 1776 und den Bürgerkrieg von 1861/64. Kein Mal erhob sich eine einzelne Persönlichkeit von überragenden Fähigkeiten. Nimm die Renaissance. Welche lange Reihe von Riesen marschiert im ersten Glied!" Man muß sagen, daß Smiths Beispiele glücklich gewählt sind, glücklich nämlich für Den, der seine Theorie widerlegen will. Die französische Revolution! Die war freilich nur von einer großen Gruppe von Menschen gemacht, konnte nur so gemacht werden. Denn sie war ja das Gegenteil einer geistigen Bewegung. Bodenreform und nie-

drigere Brotpreise: das ist der tiefe Sinn dieser „Epoche". Sie ist ja grade die Auflehnung der Vielen, der Ungeistigen, der Dummen und Dumpfen gegen die Individualität, die Kultur, das Wissen, die Religion. Gott wird abgeschafft: dazu bedarf es keiner großen Einzelpersönlichkeit. Und auch die Renaissance bedurfte keines göttlichen Mittlers, denn sie hat ja ebenfalls Gott abgeschafft. Ein innigeres, weiseres Verhältnis zu den Geheimnissen der Schöpfung hat sie der Welt nicht geschenkt; sie war ein großes herrliches Ballfest der Menschheit mit vielen gleichwertigen Arrangeuren. Und die Revolution von 1776 mag sich wohl in dem Gehirn eines Amerikaners als großartiges Ereignis darstellen — in Wahrheit aber: worum handelte es sich denn? Um die „Freiheit"? Nein: um den Zuckerstempel. Wer aber gar den amerikanischen Bürgerkrieg, diese ganz interne Rauferei von Pfefferkrämern um die wirtschaftliche Hegemonie, mit einer welthistorischen Bewegung wie das Christentum vergleicht, der kann nicht verlangen, daß man sich mit ihm weiter auseinandersetzt.

Kalthoff, der Hauptverfechter der Theorie von der „Massenbewegung", sagt in seiner Schrift über das ‚Christus-Problem': „Es ist die berüchtigte Kunst der Alexandriner gewesen, Typen aus der Vergangenheit für die Bedürfnisse der eignen Zeit zurechtzudeuten und sich dann einzureden, diese Deutung geschehe im Interesse der historischen Forschung. So ist auch die Methode, durch welche die protestantische Theologie ihren Jesus zustandebringt, im Grunde noch ganz und gar alexandrinisch." Aber ist denn seine Methode nicht ebenfalls Alexandrinismus? Ist es nicht eine willkürliche Hineintragung moderner Geschichtsphilosophie in die Geschichte des Urchristentums, wenn man alles auf Klassenbewegungen, auf national-oekonomische, wirtschaftliche, soziale Motive zurückführt? Die „Errungenschaft" des neunzehnten Jahrhunderts, in der ganzen Weltgeschichte eine „Ideenbewegung" zu sehen, wobei man unter Ideen etwas ganz Entgeistigtes versteht, soll nun auch der Evangelienforschung zugutekommen. Grade die Alexandriner waren ja groß darin, alles in „Ideen", in Rationalismus und kalte, leere, geistlose Allegorien aufzulösen. Sie haben aus Homer einen Professor der Mythologie gemacht und aus Plato einen Doktor der Theologie. Welche gekünstelte Annahme aber, daß in einem so primitiven Milieu alle Menschen einer solchen verwickelten Symbolik zugänglich gewesen wären, wie man sie den Evangelisten unterschiebt, einer Symbolik, die kaum wir Heutigen ganz verstehen! Das unbedeutendste historische Ereignis hat immer eine Person zur Ursache: jeder Streik hat seinen Führer, jeder Straßenputsch seine Agitatoren, und eine Religion, die Zusammenfassung der höchsten und tiefsten, innerlichsten und eruptivsten Kräfte der Menschheit, sollte keinen Stifter haben? Das Volk hat auch immer den gesunden Instinkt besessen, alles auf Persönlichkeiten zurückzuführen. Man kann ihm hundertmal

vorreden, die deutsche Einheit oder die protestantische Reformation sei eine notwendige Folge von politischen Konstellationen, von allgemeinen Zeitideen gewesen — es wird doch immer sagen: Nein, die deutsche Einheit hat Bismarck geschaffen, und die Reformation ist eine Tat Luthers! Das Volk glaubt garnicht an sich selber: es glaubt an die großen Männer.

In der Tat leugnet ja diese ganze Richtung auch die überragende Bedeutung aller andern Genies. Drews sagt, zum Beispiel, auch Luther hätte fünfzig Jahre früher die Reformation nicht in die Wege leiten können. Aber das ist ja eben das Wesen des großen Mannes, daß er zur rechten Zeit erscheint, und daß er immer grade Das vollbringt, was die Zeit braucht und erwartet. Fünfzig Jahre früher hätte Luther eben etwas Andres getan, das ebenso gut und fruchtbar gewesen wäre. Friedrich der Große dachte liberal und absolutistisch, weil er dies als das Erfordernis der Zeit erkannt hatte: hundert Jahre später hätte er liberal und konstitutionell gedacht wie Bismarck, und zur Zeit der Kreuzzüge hätten Beide klerikal gedacht.

„Ideen", große, geistige Strömungen, Dominanten der geschichtlichen Entwicklung sind wohl immer Das, was den Fortgang und den Wandel des historischen Verlaufes bedingt; aber diese Ideen knüpfen sich, das können wir überall, soweit unsre Erfahrung reicht, bestätigt finden, stets an große Persönlichkeiten. Die Weltgeschichte wird von einzelnen prominenten Menschen gemacht, von Menschen, in denen der „Geist der Zeit" so konzentriert verkörpert ist, daß er nun für Jedermann sichtbar und wirksam wird. Die Geschichte macht Geschichte: auf diese Absurdität von Tautologie würde es hinauskommen, wenn man annehmen wollte, das dumpfe, unterirdische Kollektivbewußtsein der Menschheit sei das Schöpferische in der historischen Entwicklung. Die „Idee" ist immer das Primäre, gewiß: aber Leben und Realität gewinnt sie immer nur in bestimmten Individuen. Was den vielen Glaubensformen zur Zeit Christi fehlte, war das große Individuum. Mithras, Adonis, Dionysos, und wie sie alle hießen — das waren leere Begriffe oder wüste Phantasien: die Tatsache Jesus Christus war ein fester Kristallisationspunkt, um den sich alle menschliche Sehnsucht, Furcht und Hoffnung, das ganze Wissen und Wollen der Zeit ansetzen konnte. Auch Luther hat die Reformation nicht erfunden, etwa wie Auer das Auerlicht oder Manlicher das Manlichergewehr: aber er war so erfüllt von dem neuen Licht seiner Zeit wie Keiner, und dadurch hat er es erst sichtbar gemacht für alle Welt. Das Christentum ohne Christus, ohne einen Christus nämlich, der wirklich und wahrhaftig gelebt und gelitten hat, wäre ebenso spurlos verschwunden wie alle andern Religionen jener Zeit. Nur dadurch hat es sich siegreich behauptet, daß es von einer realen historischen Persönlichkeit getragen war. In jener Zeit der Theokratie, wo man alle Reli-

gionselemente, aegyptische, griechische, jüdische, persische, indische bunt durcheinander glaubte und zu einem großen Pantheon zu vereinigen strebte, wäre es ein Baustein unter zwanzig andern geworden. Aber was vermochten die tiefsinnigsten, farbenreichsten, einleuchtendsten Gedanken und Bilder gegen die wenigen einfachen Weisheiten, die ein lebender Mensch tatsächlich gesprochen und gelebt hatte, gegen das eine große Bild des lebendigen Jesus? Dichtung, Philosophie und Skulptur der Hellenen hatten die herrlichsten Kunstwerke geschaffen und eine Religion der Schönheit hervorgezaubert, wie sie niemals vorher erblickt worden war und vermutlich nie wieder erblickt werden wird: aber was sind alle Kunstwerke gegen einen wirklichen Menschen, der ein Kunstwerk Gottes ist? Sie verblassen sogleich vor ihm zu armseligen Phantomen — da liegen sie nun als tote traurige Ruinen von Wünschen und Gedanken, als bloße Steinblöcke und Papierrollen, die sie sind! Als kindische und fruchtlose Versuche, etwas zu schaffen, während doch nur Einer etwas zu schaffen vermag, so oft er will, und so oft es ihm gut und notwendig erscheint für die Erleuchtung der Welt. (Schluß folgt)

Palestrina von Joachim Beck

Vergebt mir, daß es Abend ward! Eine nietzschische Einsamkeit, Resignation, Todesbereitschaft liegt als Abglanz über Pfitzners ‚Palestrina', der ein demütig stolzes Künstlerbekenntnis und Ausdruck einer Gesinnung ist. Zeugnis eines skeptischen Konservatismus, der die Zeitwende spürt, für sein Teil aber zugetan dem Alten bleibt. Es wurde Pfitzners Auseinandersetzung mit der Welt, seine Selbstbefreiung durch die Aussprache. Der geistige Weg, den der Held Pierluigi Palestrina beschreibt: von faustischen Qualen zur Ruhe, zu einer Schwermut, die schon wieder Leichtmut wird, ist auch der seine. Dieser innere Vorgang, oft übersehen oder als undramatisch verkannt, hat insofern eine antithetische Erweiterung erfahren, als der Dichterkomponist dem Künstlerschicksal ein Bild der Weltlichkeit gegenübergesetzt hat. Schopenhauers Wort, als Motto dem Werk voraufgeschickt: daß neben der Weltgeschichte schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste gehe, hat in einer gewaltigen Konzeption seine theatralische Veranschaulichung gefunden. Doch liegt hier zugleich auch der Angriffspunkt des Tondramas. Kann man Philosophie in Musik setzen? Der ‚Palestrina' führt also vom Zentrum alles Opernschaffens fort: er geht einen Seitenpfad; Pfitzners unerotische Männeroper begibt sich der besten, legitimsten Theaterwirkungen, sie bleibt ein höchststehendes Exemplar ihrer Gattung. Aus der Vision einer einzigen bühnenmäßigen und zuinnerst musikalischen Szene entstand das Ganze. Diese hat der Tondichter mit entführender Kraft ge-

staltet. Noch nie ist der künstlerische Schöpfungsprozeß ab ovo, die einsame Geisterstunde, die Gebärwehen, alles Schaffenselend, alles Schaffensglück, die Heiligung, die Vergöttlichung des Auserwählten, der unter einem überirdischen Diktat handelt, mit gleicher apokalyptischer Gewalt versinnlicht worden. Wem die hohe Gedanklichkeit des Dichtwerks verschlossen bleibt, wer da irgendwelche Längen zu verspüren glaubt, der sei verwiesen auf die kompositionelle Schönheit, mit der die dramatische Linie im ersten Aufzug zur Höhe gezogen wird, wie da aus dem Nichts ein Ungeheures wächst, wie nach den Schüler-, den Borromeo-Auftritten eine fürchterliche Monodie sich um den alleingelassenen Pierluigi legt, wie seinem umdunkelten Blick, dem übersichtig gewordenen Auge die verstorbenen Ahnen seiner Kunst erscheinen — die nun allerdings ein allzu ausgiebiges Bühnenleben führen —, wie sich der Meister in Empfängnisschmerzen windet, bis das Gnadenwunder beginnt und sich ihm die Meßkomposition ruckweise losringt. Hier gelangt Hans Pfitzner zu der höchsten Steigerung, deren er fähig ist, zugleich zu einer objektiven Großtat der Musikgeschichte, wie sie allein ein Künstler von außerordentlicher Erlebnisfähigkeit verrichten kann.

Dieses undramatische Kernstück: das Diorama des ringenden Menschen, wie er dasteht, „laut nach oben" rufend, das Diorama des gottbegeisterten Sängers, dem die Engel jauchzen, mußte der Dichter schon aus dramaturgischen Gründen auskleiden und auflockern. Pierluigis Lebensschicksal vollendet sich äußerlich wie innerlich im dritten Akt, der auch stimmungsmäßig an den ersten anschließt. Er scheint seine tränende Doublette und ist, sieht man von dem meisterhaften Abbau des Schlusses ab, mit seinen Parsifal-Anklängen musikalisch überhaupt schwächer ausgestaltet. Zwischen den beiden Eck-Aufzügen steht der vielfach mißverstandene, als störend empfundene Konzil-Akt, durch die Figur Borromeos in der Tat nur locker mit dem Seelendrama verschlungen, dennoch keinesfalls zu entbehren. Der Autor war hier kühn genug, ein rein ideell gesehenes Geschehen, das menschlich weder bewegend noch dramatisch treibend, sondern nur Spiegel und Hintergrund ist, an die Rampe zu bringen; die Handlung interessiert ihn nicht in ihrer Materialität, sie ist „Leben im Lichte des Gedankens", wie Thomas Mann das nennt. Wer in der Schießerei, womit der Aufzug abschließt, nichts als einen veristischen Theatercoup erblickt, der übersieht, daß hier nur ein verpuffendes kulturgeschichtliches Ereignis glanzvoll illuminiert wird. Alle Bewunderung für die Art, wie der Dichterkomponist den Stoff durchdrungen, wie überlegen er die Aktion geführt, wie treffend er die Typen gezeichnet, wie sicher er die disparaten Elemente musikalisch gemeistert und in einen reibungslosen, fließenden Zug eingeordnet hat, dazu die Bewunderung für herausstechende Einzelheiten wie den fugierten Spottchor der Spanier,

für die Budoja- wie die geniale Abdisu-Episode, die eine rührende Karikatur gottergebener Taprigkeit ist — alle Bewunderung kann freilich nicht hindern, die Wahrheit auszusprechen, daß der Akt unser geistiges Bild von der weltgeschichtlichen (Un-)Bedeutung des Tridentiner Konzils nicht bereichert, daß er letzten Endes zu einer Begabungsprobe des Musikers wird, der die Begebnisse nicht intuitiv erleuchten, sondern nur „durchkomponieren" kann. Die Vorgänge erfahren einmal im Bühnenspektroskop eine natürliche Verengung und Vergröberung; sie widerstreben zum andern einer Vertonung, die stets in den Grenzen der Arbeit, des Kontrollierbaren bleiben muß.

Hans Pfitzners piekender Sarkasmus konnte auch kein Weltbild von der Weite einer so viel reichern Natur, wie Richard Wagner es war, erstehen lassen. Man sieht bei ihm eine Mischung von dozierendem Drang, einer stachligen Verhaltenheit und wieder einer unendlichen Liebebedürftigkeit, einer Begnadung, die sich nicht eben oft, dann aber umso großartiger manifestiert. Daß er sich zu seinem Helden Palestrina sublimiert hat, dem er sich übrigens auch als Tonkünstler in einer bedeutungsvollen Weise, fern von spielerischer Archaistik, annähert, scheint mir kein Zufall, sondern ein Zeichen seines rückschauenden, versponnenen Romantismus und ein Zeichen der Wahlverwandtschaft. So konnte er die deutsche Bühne (an eine tiefgehende internationale Wirkung des Werkes glaube ich vorerst kaum) mit einer eindrucksamen, unvergeßlichen Gestalt beschenken: der Gestalt des lebenabgekehrten, geduckten und dann wieder trotzig aufbegehrenden Meisters Pierluigi, des hypochondrischen Einsam, der endlich zu innerm Frieden eingeht. Um ihn gespenstert eine wundersame Jenseitigkeit, eine Melancholia, die einen bereits bei der Lektüre des ideengroßen, sprachlich ganz ausgeformten Buches gefangennimmt.

Dem geistigen Rang des Kunstwerks entspricht nicht durchgängig der musikalische. Einen selbständigen Operntyp hat unter den Lebenden einzig das Genie Franz Schrekers zu bilden vermocht; eine ähnliche formale Bedeutung hat die Musik des ‚Palestrina' nicht. Sie steht hinter jener auch an Gleichniskraft zurück und schwingt sich allein bei Gelegenheit der Meßkreation erschütternd auf. Hier hat Pfitzner Teile der ‚Missa papae Marcelli' mit Eignem verschmolzen, wie er sich auch des alten Quinten- und Quarten-Organums sowie der Kirchentonarten bedient. Das Romantikertum des Schumann verwandten Tonmeisters erweist sich in einem versunkenen Laufenlassen des Griffels, in dem unbekümmerten Ausspinnen der Melodie, das er bis zu einer antiphonen Schreibweise, dem sogenannten Empfindungskontrapunkt geführt hat. Nimmt man die Melodie als reinen Gefühlsausdruck, so läßt sich dieser lineare Kontrapunkt tatsächlich aesthetisch damit begründen, daß Gefühle unauflösbar komplexer Natur sein können. Abgesehen davon, daß Pfitzner dem „Einfall", der

„Inspiration", wie er selbst es nennt, sich völlig überläßt, daß seine Musik mithin nicht so sehr der szenischen Gebärde folgt, daß sie mehr vorwärtsgerichtet als harmonisch ist, erweist er sich als ein stärkster Wagner-Nachfahre, der von seinem Vorbild Satzbau, Motivik, Vorhalttechnik übernommen, der das alles teilweise weitergebildet, und der zu alledem noch etwas Unerlernbares hat: die ritzende, schwärende Expressionsgewalt der Tonsprache, wesenhaft bis in den Taktteil, bis in den Akkord hinein, den man in Einzelstimmen zerlegen kann. Wie er überall eine begrüßenswerte Vereinfachung erstrebt und erreicht, die sich schon in dem unverwechselbaren Notenbild ausprägt und nur mitunter dürr wird, wie er als Instrumentator keineswegs auf Farbe arbeitet, ja ursprünglich überhaupt nicht orchestral denkt, so ist auch die Klangwirkung seltsam unsinnlich, in sich verglühend, wie ausgezehrt. Die kammermusikalische, schmerzhaft zusammengezogene, luftleere Enge der Lagen, die der Tonsetzer bevorzugt, die Vorliebe für Bratsche und tiefe Holzbläser fördern diesen Eindruck. Sehr offenbarend in einem durchaus persönlichen Sinne ist die Deklamation: aus der spitzen Art der Akzentuation, des Tonfalls, der Tonhöhe transzendiert der ewig gereizte, ewig beleidigte, widerhakige Pfitzner; besonders aufschlußreich ist hierfür Borromeos Rede, wogegen das Korrelat des innigen, verträumten Meisters in der Ighino-Partie am evidentesten wird.

*

Die münchner Aufführung erhält ihr Gewicht von Karl Erb, einem mit dem Geniezeichen begnadeten Spieler von erstaunlicher Einfühlungskraft. Unser Josef Mann — auch er ein ehrenwerter Mann — setzt dawider sein ungleich größeres, wohllautendes Organ ein. Herrn Armsters herrischer Borromeo hat noch nicht die Ueberlegenheit Emil Schippers, in dessen hoffärtiger Stimme es gewaltig wetterleuchtet. Dagegen ist dem bayrischen Ighino, der Ivogün, unsre Birgit Engell fast ebenbürtig. Sie vermag jeden motivischen Zusammenhang mimisch zu verdeutlichen und brauchte zur Vollkommenheit nur um einen Grad weniger gefühlsselig zu sein. Der Rangunterschied zwischen dem gebornen Opernmenschen Bruno Walter und Kapellmeister Stiedry wird schon im Vorspiel ersichtlich, das Walter ganz bachisch und abstrakt nimmt. Stiedry zelebriert die Partitur mit bedeutendem Ernst in breiten Tempi, doch verdichtet sich seine äußerst fleißige Dirigentenleistung nicht zu gleicher Ausdrucksintensität. Herr von Schillings aber, Intendant der Staatsoper, wird erst dann freie Hand bekommen, wenn er nicht mehr gezwungen ist, mit der Dekorationsfirma Kautsky zu arbeiten. Anstatt Palestrinas Zimmer, der Not des riesigen Bühnenhauses gehorchend, in einen klosterähnlichen, gewölbten Bau zu verwandeln, hatte man ein weitläufiges Gemach aufgeschlagen, das, loggienartig durchbrochen und einen stimmungslosen Ausblick auf die ewige

Stadt gewährend, die Geistervision um ihre schnürende Bangigkeit bringt. Eine grelle violette Beleuchtung läßt dort die Erscheinungen der toten Meister bedenklich körperhaft hervortreten, wie auch im letzten Aufzug der Fehler gemacht wird, daß die Szene, die Palestrinas Gemütsstimmung symbolisieren soll, nicht von vorn herein im abendlichen Dämmer liegt. Lob verdient jedoch die Engelsglorie, die einen naiven Kinderhimmel in der Weise Fra Angelicos heraufführt, sowie im Mittelakt die große Konzilversammlung, die durch eine runde, zuschauerzugewandte Anordnung zu bester akustischer und optischer Wirkung kommt. Des Spielwarts Pfitzner Faust ist da überall zu merken: in der Bewegungsregie, in der Verlebendigung der Figuren wie in der Deutlichkeit des Wortes.

Klagelied eines Einsamen von Kaspar Hauser

Nun schütteln wieder Mixer an den Tischen
den blank polierten Nickeltopf mit Eis.
Die Glastür geht. Die Droschkenautos zischen.
Man zahlt für alles den Valutapreis.
Musik steigt auf. Auf plüschbelegten Treppen
läßt sich der Zigarettenmann aus Frankfurt neppen.
Um halb Zwölf kommt die Landespolizei . . .
Und ich bin nicht dabei —!

Auf der Estrade steht im Reichstagssaale
ein Vollbartgreis im Gehrock — und er schwitzt.
Ein freier Mann — jedoch das Nationale
hält er steil in die Höh — der Speichel spritzt.
Die Hörerschaft spürt zwischen Schlaf und Wachen:
man muß — zur Volkswohlfahrt — Geschäfte machen.
Und man verteilt die Posten, die noch frei . . .
Und ich bin nicht dabei —!

Maria strahlt. Sie ist nur schwach bekleidet:
die Armbanduhr schmückt glitzernd ihr Gelenk.
Worum sie manche Frau so sehr beneidet,
beut sie den lieben Gästen als Geschenk.
Weiß hebt die Haut sich ab von grünem Rupfen.
Man sieht zwei Herrn ein Kokainchen schnupfen.
Sie tanzt. Ganz leise haucht ein kleiner Schrei . . .
Und ich bin nicht dabei —!

Im Kino huscht die Diva auf der Leinwand.
Ein Riesenauge, glotzt das Publikum.
Die Kohlennot ist für dies Fach kein Einwand.
Laut ist die Stadt und leider haltlos dumm . . .
Da draußen schwankt ein Weidenbusch im Winde.
Ein alter Herr träumt unter einer Linde,
wer heut zum Skat noch einzuladen sei . . .
Und ich bin nicht dabei —
noch nicht dabei!

Cymbelin

Ein Werk, das bisher stets das schlimmste Theaterschicksal gehabt hat: den Respektserfolg. Nun ja: die Erfindung ist „unwahrscheinlich“, die Entwicklung zerfahren, und wie sich zum Schluß die Irrungen, Wirrungen lösen — führt das einmal dem Bretterbeherrscher Sudermann vor, und er wird lächeln. Die Königin meldet durch Boten vom Sterbebett, was ihre intrigante Eitelkeit angerichtet hat; Jachimo, dieser Jago in der Reisekiste, bekennt sich zu seinem gefährlichen Betrug; Posthumus zeiht sich des Mordes an seinem fälschlich verleumdeten Eheweib; Imogen gibt schnell ein Zeichen, daß sie noch lebe; Belarius berichtet, daß einer seiner Pflegesöhne den Prinzen Cloten, der in den Kleidern des Posthumus stak, erschlagen habe, und daß beide Pflegesöhne rechte Söhne des Königs Cymbelin seien. Alle haben Alle belogen und betrogen, sind dadurch nicht schlechter geworden und reichen jetzt einander verstehend und verzeihend die Stirn zum Kuß. Kein Krieg klang je so schön in Friede aus. Aber nicht auf den langwierigen Stellungskrieg kommt es an, sondern auf die Krieger und auf den Klang und den Ausklang. Gewiß: der König Cymbelin ist eine Verwinzigung des Lear für die Hintertreppe. Immerhin ist schon die schlaue, behende, heuchlerische Königin ohne Namen nicht ohne Farbe, und gar ein Quartett wie Cloten und Jachimo, Belarius und Imogen dürfte gut genug sein für die unumstrittensten Meisterwerke des Briten. Posthumus nicht? Die Gelehrten mäkeln an ihm herum. Meines laienhaften Erachtens macht ein Mensch mit seinem Widerspruch eine bessere Dramenfigur als ein Ideal von Mannestum; besonders in diesem Falle. Hebbels Kandaules hat von Posthumus ein paar Tropfen, und wie Rhodopen solch ein Relief am angemessensten ist, so wäre es schrecklich für das Tugendbündel Imogen, mit einem Tugendbündel gepaart zu sein. Aber noch größer als der Menschenkenner Shakespeare ist hier der milde Menschenverächter, der gütige Misanthrop, der resignierende Timon, der nicht Steine schmeißt, sondern bittend die Hände zur Abwehr hebt: Lasse, Welt, o laß mich sein, locke nicht . . . Dieser Quietismus hat nichts von Grillparzers wienerischer Bequemlichkeit, die eine Dauereigenschaft, keine Alterserscheinung ist. Shakespeare zeigt nicht das Leben, bevor es bestanden ist, abschreckend im Traum: er rettet sich aus der Tat, der verrichteten Tat, in den spiegelnden Traum, aus der Stadt in den Wald, aus dem Sturm ins Idyll, aus der blutig-häßlichen Wirklichkeit ins zauberhaft romantische Märchen. Das Getümmel trennt, die Stille eint. Geschwister, die nichts von ihrer Geschwisterschaft wissen und draußen einander vielleicht erschlagen würden, gelangen im Schatten der Bäume zu derjenigen Uebereinkunft der Pulse, die einer Bekräftigung durch Geburtsurkunden entraten kann. Herrlich diese Musik der ahnungslosen Bruder- und Schwesterliebe, die einfach christliche Nächstenliebe — nicht einmal: die das selbstverständliche Gemeinschaftsgefühl der klaren, keuschen, kulturentrückten Naturkinder ist. Das ist das Evangelium des reif und weise gewordenen

Shakespeare: daß Hof und Staat, Getriebe und Krieg, Machtgier und andre Leidenschaften und überhaupt alle bunten und geräuschvollen Einrichtungen überwunden werden müssen, weil sie nur die Seele hindern, zu sich selber zu kommen. Es ist wohl kein Zufall, daß zwar das Theaterstück bereits vor siebenundzwanzig und dreizehn Jahren zu Experimenten hergehalten, daß man das Evangelium aber erst nach dem Untergang Europas zu predigen versucht hat.

Ich stelle mir vor, wie Max Reinhardt ‚Cymbelin' angefaßt hätte. Er hätte, vermut' ich, in satten, saftigen, sehenswerten Kontrasten das Reich von dieser, das Reich von jener Welt aufgebaut. Der Teufel, zu der Wollust hinzugemalt, hätte nicht von ihr abgeschreckt. Bei Königs hätte sichs ebenso vergnüglich hausen lassen wie unter Lämmern und Rehen, und der Umgang mit diesen wäre höchstens eine Ferienerholung von der Haupttätigkeit im Dienste der goldenen Waffen und silbernen Kugeln gewesen. Ein Gleichnis, dessen Enträtselung nicht vielen Berlinern Mühe und den meisten Vergnügen bereitet hätte. Zweihundert ausverkaufte Häuser. Umso lobenswerter von Reinhardt, daß er dem jungen Regisseur Ludwig Berger den Spielraum zu einer Inszenierung gegeben hat, die den Jahrestag der Revolution nicht erleben wird, weil ein konservatives Publikum von stumpfer Genußsucht nicht plötzlich auch vor der Rampe einer neuen Zeit ins schmallippige Antlitz blicken will. O, wie gehts hier mit einem Male streng zu! Dieser Reformator duldet nicht länger, daß Shakespeare für die Bühne bearbeitet wird. Man bearbeite, umgekehrt, die Bühne für Shakespeare! Shakespeares Schauspieler aber steht im leeren Raum, ohne andre Hilfsmittel als den eignen Körper, die eigne Stimme. Nun, das sind Lehrsätze einer materiell verarmten Epoche, die sie durchdrücken wird, weil sie eben muß. So war Reinhardts Sendung vor zwanzig Jahren: die Bühne Otto Brahms, der nachträglich der bescheidenen, tiefanständigen, sauber-preußischen Sachlichkeit Wilhelms des Ersten — Wahlspruch: Ich dien' — entsprochen hatte, auf aesthetisch einwandfreie Art mit dem Glanz einer imperialistischen Aera zu erfüllen. Die Schwierigkeiten waren immer und bleiben dieselben: die Trägheit der Kunden, deren Humpelschritt den künstlerischen Exponenten einer Epoche gewöhnlich erst einholt, wenn er sich ausgegeben hat, und die Gewohnheit der Schauspieler, die als solche keinen Charakter hätten, wenn sie von gestern auf heute sich aus Klassizisten in Romantiker, aus Impressionisten in Expressionisten verwandeln könnten. Aber wie gestern Reinhardt, geht heute Berger unbekümmert um alle Widerstände vor wie auf der Bühne an sein Geschäft. Er verdeckt das kleine Orchester, um Platz zu gewinnen, und setzt in die Mitte des Hintergrunds einen halbhohen Torbogen, von dem nach rechts und nach links Gardinen sich spannen, und dessen Pfosten ein Vorhang, mal der, mal jener, verbindet. Hinter ihm liegt Imogens Schlafgemach oder die Höhle des Belarius. Darüber läuft eine Brücke, auf der personae dramatis angehuscht kommen. Die Szene bedeutet entweder England oder Italien, entweder Garten oder Hafen, entweder Thronsaal oder Schlachtfeld.

Unsre Phantasie läßt sich willig belasten und wird doch durch den Dekorationsersatz wieder entlastet. Vermutlich wäre ohne diesen der Eindruck einheitlicher und stärker. Es braucht ganz und gar nicht der bemalten Leinewand oder Pappe, nicht des kleinsten Restes, um den Geist eines so gewaltigen Dichters wie Shakespeare leibhaft und dadurch wesenhaft zu machen. Aber unentbehrlich ist dreierlei. Erstens die souveräne Beherrschung des Lichts, das imstande ist, zu gliedern, zu jagen, zu bremsen, herauszuheben und einzuhüllen. Die Möglichkeiten des freundlichen Elements hat Berger diesmal schwerlich erschöpft. Der Wechsel von Hell und Dunkel war nicht entschlossen genug. Offenbar aus Angst vor Effekten hielt dieser erfreulich unrobuste Regisseur die ganze Dichtung in einer Dämmerung, durch die sie unnötig eintönig wurde. Unentbehrlich ist zweitens ein sicheres Gefühl für das Tempo des Dramas. Es erhöhte die Eintönigkeit, daß alles zu gleichmäßig über Stock und Stein ging. Wenn man in der Trösteinsamkeit des Flüchtlings-Trios zum Augenblick sagen wollte: Verweile doch, du bist so schön!, dann war er schon wieder vorbei, und das war doppelt bedauerlich, weil ja der Antrieb des Dichters ist, die Abgeschiedenheit vor dem Gassenlärm, die Ruhe vor der Unrast zu preisen. Ein Regisseur, der sich der Veranschaulichung begibt, bei dem muß die Lautlosigkeit zum mindesten hörbar werden. Aber dazu ist drittens unentbehrlich ...

Bei Kayßler hatte Berger es leichter. Dort fand er eine frisch zusammengestellte Truppe zum Teil von Anfängern vor, während hier eine Garde, die sich ein Meisterstratege der vorigen Generation zum Teil aus dieser geschaffen hat, nach einem andern Schlachtplan mit demselben Erfolg manövrieren soll. Es spräche gegen Reinhardt, wenns völlig gelänge. Es spricht für Berger, bis zu welchem Grad es gelungen ist. Dem Regisseur, der dem Schauspieler eine volle Umwelt liefert, hat dieser weniger zu leisten als dem Regisseur, der ihn an eine Planke schnallt und ihm zuruft: Nun rede — für dich, für mich und für unsern Dichter! Daß der Augenmensch Reinhardt die Redekunst allenfalls vernachlässigen durfte, hat jetzt der Ohrenmensch Berger zu büßen. Wie wird es in Zukunft? Selbst angenommen, daß nicht daran gedacht wird, Berger nach seinen Intentionen allein regieren zu lassen, daß der Wunsch besteht, dieselben Schauspieler, kaum zum Heil der Entwicklung, abwechselnd dem Epikuräer und dem Asketen in die Hände zu geben — selbst dann ists notwendig, für die Rhetorik des Personals zu sorgen, wohlverstanden: für eine Rhetorik von heute. Den Augenmenschen wird sie nicht hemmen, und für den Ohrenmenschen ist sie die conditio sine qua non. Es ist unerwünscht, daß man merkt, wie der Regisseur sich bei Dem und Jenem geplagt hat, ohne doch zu erreichen, daß nicht die meisten seiner Darsteller unverändert in eine Inszenierung von Reinhardt hineinspringen könnten. Zum Glück ist der meisten Kunst und Menschlichkeit so ausgeprägt, daß Stilfragen an die zweite Stelle rücken. Für den geistesschwachen und patriotischen Prinzen Cloten hat Waßmann nur die Großmäuligkeit und die Komik, nicht die Bestialität, die den Verlust des leeren Kopfes rechtfertigt. Aber

Wegener ist, wie vor dreizehn Jahren, als Jachimo wuchtig und flackernd zugleich, Winterstein hat für Belarius die mannhafte Wärme seines Kent, Hartmanns Posthumus ist so wunderbar rein, daß meinetwegen erst der nächste Darsteller den Kandaules-Zug herausholen mag, Raul Lange bestätigt meine hohen Erwartungen, Helene Thimig, der die Worte für des Sprachpflegers Berger Absichten öfters allzu sehr wegtropfen, ist im Knabenkleid von leuchtend fraulichem Adel, und durch Hermann Thimig wird der alte Pisanio ein Jüngling und ein so hingegeben treuer Diener seiner Herrin, daß brüderliche Zuneigung im prachtvoll schlichten, im ergreifend schamhaften Spiele sein muß. Wenn ‚Cymbelin' wieder nicht mehr als einen Respektserfolg gehabt hat, so ist bewiesen, daß den Berlinern Schauspielkunst an sich ziemlich gleichgültig ist. Was von dem Evangelium, das Shakespeare predigt, garnicht erst gesagt werden muß.

Staatsbankrott? von Franz Reichwaldau

Wir waren ein reiches und arbeitsames Volk — heute sind wir weder dies noch das. Wer seinen Reichtum und den Ertrag seiner Arbeit viereinhalb Jahre lang verwüstet oder zum Verwüsten benutzt, muß arm werden. Das trifft für das Volk als Ganzes zu. Daß sich Das, was vom Reichtum übrig geblieben ist, auf Einzelne verschoben hat, daß der Mächtigen und Privilegierten im Kriege und in der Revolution mehr geworden sind, kann uns über den Gesamtreichtum des Volkes nicht täuschen. Wenn dem so ist, daß innerhalb jeder zivilisierten Gesellschaft — und das wollen wir doch sein und bleiben — das Glück der Mächtigen und Privilegierten auf der Mühsal und schweren Arbeit einer unterdrückten und ausgebeuteten Masse beruht: dann muß es eine Grenze geben, über die hinaus die Zahl der Mächtigen und Privilegierten nicht anwachsen, die Masse nicht unterdrückt und ausgebeutet werden darf. Diese Grenze haben wir bereits überschritten.

Der Krieg war für jede Art Geschäftsmann, Lieferant und Produzent, die höchste Konjunktur, die die Welt je erlebt hat. Die Industrie war die erste, die die Hochkonjunktur begriff und in der großzügigsten Weise auszunutzen begann — der schwerfällige Bauer der letzte; dafür hält sie aber auch bei ihm und seinem Vermittler, dem Lebensmittelschieber, am längsten an. Die Konjunktur wurde auf Kosten der Feldgrauen, der Arbeiter und der Festbesoldeten gemacht, die nehmen mußten, was man ihnen gab, während die Andern bekamen, was sie forderten. Und daß sich die Fordernden von patriotischer Gefühlsduselei nicht leiten ließen, ist zur Genüge bekannt. Die Einfalt könnte die bescheidene Frage einwerfen, warum es denn, wenn im Krieg für uns alles auf dem Spiele stand, der allmächtigen Militärherrschaft mit ihren Generalkommandos und Kriegsämtern nicht gelang, der Uebergriffe der Fordernden dadurch Herr zu werden, daß sie den Nehmenden gleich gestellt wurden. Wer so fragt, hat das Wesen weder des vor- noch des nachrevolutionären Staates begriffen.

Daß Regierung und Nationalversammlung ihrer ganzen Zusammensetzung nach das Problem, auch wenn sie es erkennen, nicht im Kern angreifen können, ist klar. Das Problem ist dies: Ein Volk von über sechzig Millionen Menschen verliert durch den Krieg an Toten, Schwer-

verletzten und Siechen nahezu drei Millionen der arbeitstüchtigsten Männer, ganz abgesehen von der mittelbaren Schädigung der Arbeitskraft der Daheimgebliebenen. Die übrig Gebliebenen sollen neben allen zu tragenden Lasten des Krieges auch noch Millionen ernähren, die sich dank der Gunst der vor- und nachrevolutionären Zeit zu Rentnern und Halbrentnern „emporgearbeitet" haben. Das ist selbst für ein Volk von der Gutmütigkeit (um nicht zu sagen: Dummheit) und Arbeitsamkeit des Deutschen zu viel. Diese Rentner und Halbrentner sind keineswegs Greise und unmündige Waisen; es sind Männer im besten Mannesalter. Wir brauchen diese Hände — auf die Köpfe wollen wir der eignen Sicherheit wegen verzichten —, wir können sie nicht entbehren! Wie hält man diese Menschen wieder zur Arbeit an? Zwingen kann man sie dazu nicht; man könnte ihnen allenfalls Etwas abnehmen, kraft dessen sie Zuschauer der Arbeit geworden sind — aber auch das nicht mit Gewalt. Und sie werden die Vorrechte der Zuschauer auf die natürlichste Weise verlieren, ohne daß es dazu der Mitwirkung Uebelwollender bedürfte — einzig darum, weil das arbeitende Volk die ihm zugemutete Belastung trotz aller Gutmütigkeit und Arbeitsamkeit nicht zu tragen imstande ist. Es wird zusammenbrechen — ob allein unter der Last der Rentner und Halbrentner, tut nichts zur Sache — und dadurch seine Mitesser nicht etwa begraben, sondern auf die eignen Füße stellen. Was geschieht dazu von Regierung und Nationalversammlung?

Wir haben vor und im Kriege nicht einmal eine Politik des morgen und übermorgen gehabt, geschweige denn eine Politik der großen Ziele. Was wir heute treiben, ist eine Politik der Tagessorgen, die da sind: Ruhe und Geld. Die Ruhe wird mit dem altbewährten preußischen Hausmittel erzeugt, das Geld mit der Notenpresse für die Einzelnen und mit der Steuerschraube für die Allgemeinheit. Da es nun, nach einem Ausspruch Nietzsches, in jedem Staate Etwas geben muß, worüber nicht gelacht werden darf, so wollen wir annehmen, daß das bei uns diese Dinge sind. Für den Staat ist die bequemste Form der Steuer die indirekte; indirekt insofern, als sie der Produzent durch entsprechende Aufschläge auf die Ware beim Konsumenten einzieht. Mit der Zeit ist diese Steuermethode, die den Anschein erweckt, als ob der Produzent die Steuer zu tragen hätte, selbst für die dümmsten der Leidtragenden durchsichtig geworden. An den indirekten Steuern hält auch die aufgeklärte Republik fest, nicht nur weil sie bequem einzutreiben sind, sondern weil sie jeden im Unklaren darüber lassen, wie viel Steuern er wirklich zu zahlen hat. Ebenso leicht wie die indirekten sind für den Produzenten und das investierte Kapital die direkten Steuern abzuwälzen. Während die indirekten Steuern auf den Stück- oder Mengen-Preis draufgeschlagen werden, werden die direkten bei den Generalunkosten verarbeitet — also ist, im Grunde genommen, alles Sache der Kalkulation und beileibe nicht des Zahlens. Von den direkten Steuern und Abgaben unterscheidet sich das Reichsnotopfer, das sich auf Jahrzehnte verteilt, nur dem Namen nach. Wer sein Geld investiert hat oder undeklariert im Strumpfe hält, hat nichts zu befürchten. Wie alle dem Kapital zugedachten Steuern wird auch das Reichsnotopfer Diejenigen treffen, an denen was gut zu machen wäre, das ist: die Lohn- und Gehaltsarbeiter.

Von der sozialistisch-bürgerlichen Republik haben also die Rentner und Halbrentner der Kriegs- und Revolutionszeit nichts zu befürchten. Das Verhängnis des Staatsbankrotts geht aber, der halb-und-halben

Regierungsmaßnahmen ungeachtet, seinen ebenso langsamen wie sichern Gang, ganz gleich, ob ihm der Weg geebnet oder verlegt wird. Den Weg ebnen ihm die streikenden und arbeitdämpfenden Lohn- und Gehaltsarbeiter; zum Teil unabsichtlich, zum Teil aber auch absichtlich und in voller Erkenntnis der zur Erschütterung der finanziellen Grundlagen unsrer Volkswirtschaft führenden Folgen. Soweit es absichtlich geschieht, ist es keineswegs, wie allgemein angenommen wird, das Werk politischer Agitation, sondern die selbsteigne Einsicht der Lohn- und Gehaltsarbeiter-Massen, die längst dahinter gekommen sind, daß der Krieg nur für die Idealisten, wirtschaftlich Abhängigen und geistig Armen eine eiserne Zeit war, während Andre aus ihm eine goldene oder wenigstens vergoldete Zeit zu machen wußten.

Diese Einsicht ist nicht von heute. Im ersten Kriegsjahr freilich wußten nur Wenige von den klingenden Geschäften der Kriegsindustrie. Mit der Zeit wurde die ganze Industrie Kriegsindustrie, und unter der Herrschaft des Hindenburg-Programms erreichte das Geschäft Jeden, der etwas erzeugen oder als Vermittler liefern konnte. Je härter es an der Front wurde, desto höher stieg die Hochkonjunktur, desto größer wurden die Gewinne. Diese Zusammenhänge, im Lande ein offenes Geheimnis, blieben auch der Front nicht verborgen. Urlaubsreisen und Berichte aus der Heimat vermittelten auch den Dümmsten die Einsicht in diese Zusammenhänge. Zur Demoralisierung des Feldheeres bedurfte es keiner Agitation und Verhetzung; die Zustände in der Heimat waren es, die den geistig Aermsten die Augen öffneten und ihren Willen zum Durchhalten lähmten. Wem einmal die Augen geöffnet worden sind, der lernt sehen und beobachten, und nicht ohne Mißtrauen. Und daß sich nach der Revolution die Zustände im Lande genügend geändert hätten, um das einmal geöffnete und durch Mißtrauen geschärfte Auge weniger herauszufordern, können nur Die behaupten, die noch ernten oder um die heimgebrachte Kriegsernte besorgt sind.

Die Quellen der epidemisch angewachsenen Arbeitsunlust und politisch gefärbten Streiksucht wären damit aufgedeckt. Die Arbeiter des verarmten und unter dem Druck außenstehender Machthaber stehenden Landes wollen die unzähligen Rentner und Halbrentner nicht mehr ernähren. Sie würden es nicht können, selbst wenn sie es aus Dummheit oder Selbstverleugnung wollten. Sie werden es nicht können, wenn man sie dazu zwingen sollte; schon darum nicht, weil Zwangsarbeit die wirtschaftlich am wenigsten ergiebige Arbeit ist. Die Kriegs- und Revolutions-Rentner und -Halbrentner der Arbeit wiederzugewinnen, dazu reichen alle Maßnahmen der sozialistisch-bürgerlichen Regierung nicht hin. Also muß kommen, was sich nicht mehr aufhalten, wohl aber beschleunigen läßt, und was die nur Beschäftigten oder der Arbeit Zuschauenden dem arbeitstätigen Volke wieder zuführen wird.

Gar zu viel dürfen sich freilich die Arbeitenden von den kommenden Dingen nicht versprechen. Sie werden nach wie vor nicht nur arbeiten, sondern hart arbeiten müssen. Der Trost und die Genugtuung, daß so Mancher, der es schon geschafft zu haben glaubte, wieder zur ehrsamen Arbeit wird zurückkehren müssen, mögen ihnen das harte Los weniger schwer erscheinen lassen. Der Drohnen wird es immer so viele geben, wie ihrer das Arbeitsvolk ernähren kann. Den Ueberschuß abzuwerfen, war bisher der Sinn einer jeden Revolution. Dies ist in unserm Falle noch nicht geschehen. Also ist die Revolution auch noch nicht beendet.

Rundschau

Ungarns Rückweg

Die moralische Grundlage eines politischen Systems ist meist und zum größten Teil die Erbitterung, die das vorangegangene System hinterlassen hat, und diese uralte Wahrheit erleichtert es politischen Hasardeuren so sehr, an die Macht zu gelangen.

Ungarn bestätigt das. Eine kleine Bande reaktionärer Desperados hat sich des Landes bemächtigt und regiert aus Gottes Gnaden, gestützt einzig und allein auf die Wut gegen Bela Kun. Der Bolschewismus hat ausgespielt, noch mehr aber die Bolschewisten. Dieser Bolschewismus war ein echt ungarisches Produkt: auch während seines Regiments waren obenauf überzeugungslose Politiker, die die Leitung den überzeugten und daher auch überlegenden Kommunisten bald aus der Hand genommen hatten. Bela Kun, ein Fanatiker, ein ehrlicher Fanatiker, verschwand hinter den Genossen, die man „Rettig“ nannte, weil sie außen rot und innen weiß waren. Die Opportunisten, die Geistlosen, die Unproduktiven stürzten sich ausgehungert auf das neue Regime. Die Leute, die niemals einen Erfolg gehabt hatten, beeilten sich, aus ihrer Erfolglosigkeit politisches Kapital zu schlagen und sich Positionen zu sichern. Sie bestürmten die Aemter, und über Nacht war eine neue Bürokratie entstanden, tausendmal schlimmer als die alte, weil sie alles für erlaubt hielt. Ein neues Enrichissez-vous! hallte durch ganz Ungarn. Vergebens sprach Bela Kun, vergebens wetterte der zum Bedauern anständige Varga gegen die Korruption unter der Sowjet-Beamtenschaft — die Korruption wuchs ins Unheimliche. Sie war nicht zu bekämpfen, und im Grunde genommen hat sie das System gefällt, da sie das Vertrauen der Arbeiter zertrümmerte.

So brach das Räte-System zusammen. Ein rein sozialistisches Ministerium kam, und die beiden Politiker, die vor dem Bolschewismus emigriert, doch auch in ihrer freiwilligen Verbannung Ungarns Hoffnung geblieben waren, machten sich bereits auf den Heimweg. Der Sozialist Garami und der Demokrat Vazsonyi waren jetzt die berufenen Männer. Aber dem schwergeprüften Lande sollte keine Ruhe beschieden sein. Unter dem Schutz der rumänischen Truppen verjagte eine kleine Gruppe reaktionärer Politiker die sozialistischen Minister und riß die Macht an sich. Nach den roten Hasardeuren kamen die weißen Abenteurer: Friedrich und Genossen.

Herr Friedrich war keine politische Neuerscheinung. Er hatte jahrelang jenen in Ungarn besonders verbreiteten Typ politischer Außenseiter repräsentiert, die sich in den Wandelgängen des Parlaments herumtreiben, von unerfahrenen Reportern als „Herr Abgeordneter“ angeredet werden und mit wechselndem Glück nach einem Reichstagsmandat angeln. Auch Herr Friedrich angelte; und — blieb ganz erfolglos. Allein er hatte die jugendliche Zähigkeit des Fußballchampions, der er mal in seiner Jugend gewesen war, in sein Mannesalter hinübergerettet. Er gab nicht nach. Er fuhr mit Karolyi nach Amerika, geriet mit ihm bei der Rückreise in französische Gefangenschaft, flüchtete und setzte seine politische Laufburschentätigkeit in Budapest fort. Dann kam die Revolution. Herr Friedrich saß Tag und Nacht im Club der Karolyi-Partei. Er entwarf die irrsinnigsten Pläne. Er wollte von den Monitoren die Burg beschießen lassen, organisierte aus achtzehn-

jährigen Fähnrichen Revolutionstruppen und ging bei jeder Demonstration voran. Seine Hüttenwerke vernachlässigte er vollständig: er lebte nur noch für die Politik. Er wurde Staatssekretär für Kriegswesen. Seine Genialität äußerte sich darin, daß er ein zionistisches Regiment aufstellen wollte. Indessen fand er auch Zeit, mit monarchistischen Offizieren einen Putsch vorzubereiten. Er wollte dem Erzherzog Josef auf den Thron verhelfen. Der Putsch wurde vorzeitig entdeckt: Friedrich mußte gehen. Er zog sich in seine Fabrik zurück und wartete. Als der Bolschewismus zusammenbrach und Ungarn sich als erschöpft, ausgesaugt, widerstandsunfähig erwies, kam Herr Friedrich wieder zum Vorschein. Nun regiert er.

Seine Ministerkollegen — die er sich ausgesucht hat —, reihen sich ihm würdig an. Der Unterrichtsminister Huszar ist ein eingefleischter Antisemit, der im Parlament dafür bekannt war, daß er nur erschien, um sein Gehalt abzuholen. Der Minister des Aeußern Graf Sommrich ist einer der talentlosesten ungarischen Aristokraten. Der Ackerbauminister war Führer des Agrarierbundes. Daß dieses Ministerium sich nur reaktionär betätigen konnte, ist klar. Es knebelte vor allem die Presse. Die Zeitungen durften erst erscheinen, als Herr Friedrich bereits fünf neue Blätter gegründet hatte, die ihn unterstützen. Die Reformen, die Karolyi versprochen hatte, sind rückgängig gemacht worden. Die Bodenreform schrumpft zu einer Enteignung der Kirchengüter zusammen, die Wahlreform zu einer unbedeutenden Korrektur von Tiszas Wahlrecht. Die Entente verlangt eine gesetzgebende Körperschaft, sie verlangt die Wahlen. Die Wahlen sind gefährlich — allein Herr Friedrich weiß sich zu helfen. Er ruft das alte Parlament zusammen, diese Versammlung altehrwürdiger Panamisten und junger Schreier, dieses Parlament, das seit acht Jahren beisammen sitzt und die Blutschuld des Weltkrieges auf der Stirn trägt. Dieses Parlament soll jetzt das neue, demokratisch-republikanische Ungarn aufbauen! Dieses Parlament der Unfähigen soll die ungeheure Aufgabe übernehmen, das Land, das von den Bolschewisten heruntergewirtschaftet und von den Rumänen ausgeplündert worden ist, wieder in die Höhe zu bringen!

Ungarn ist auf dem Rückweg — auf dem Rückweg zur feudalen Monarchie. Es hat eine Regierung, die sich nur durch Klassenhaß und konfessionelle Hetze aufrechterhalten kann, eine Regierung, die erklärt antisemitisch und antidemokratisch ist. Und die Herren Minister, die vor dem Volke noch von Republik und Demokratie faseln, wobei sie die jüdischen Studenten von der Universität ausschließen und die jüdischen Professoren entlassen — diese selbe Regierung spinnt im Dunkeln bereits wieder die Fäden eines monarchistischen Putsches. Agenten des Exkönigs Karl kommen und gehen in Budapest, und der englische Admiral Troubridge, die Hauptstütze der monarchistischen Partei, sitzt Tag für Tag in der Burg bei dem Erzherzog Josef. Die Soldaten tragen die Rosetten mit dem königlichen Namenszug, und der Armeeoberkommandant erklärt offiziell, daß seine Truppen „im Namen des Königs" dienen, da sie sich des Treueides nicht entbunden erachten. Auf den Straßen erscheinen royalistische Plakate — eine royalistische Partei bildet sich. Und Herr Friedrich führt sein Land im Beisein von vier Entente-Generälen und trotz einem guten Dutzend Entente-Noten mit sichern Schritten der Monarchie entgegen . . . zurück.

Eugen Szatmári

Antworten

Redakteur. Eure Organisation hat in Aschaffenburg getagt und will nun eine Gewerkschaft werden. Wie ich euch kenne, werdet ihr vor lauter Skrupeln und Zweifeln nicht dahin kommen. Welcher Stand außer euerm hat heute noch keinen festen Tarif? Die Weser-Zeitung macht mit Recht auf die wirtschaftliche Parallel-Erscheinung der Anwaltszunft aufmerksam; aber sie verkennt die Nachgiebigkeit, die Jahrzehnte dem Redakteursstand anerzogen haben. Daher seine Machtlosigkeit. Die Mehrzahl von euch ist auf Nebenverdienste angewiesen (die leider nicht immer ganz sauber sind) und wird es, wenn Ihrs so weitertreibt, auch noch lange bleiben.

Buchhändlerbörsenblatt. Nun wird es aber wirklich zu bunt. Deine Redaktion schreibt an den Verlag Neues Vaterland in Berlin: „Ihr Inserat betreffend ‚J'accuse' bedauern wir nicht veröffentlichen zu können, da es sich um ein verbotenes Werk handelt. Das Buch wird ferner als schwere Schädigung des deutschen Ansehens im Auslande betrachtet, und bedauern wir auch aus diesem Grunde, von einer Veröffentlichung Abstand nehmen zu müssen." Gleichzeitig wimmelst du von den üppigsten Anpreisungen antisemitischer Hetzschriften, die dem deutschen Ansehen im Ausland genau so abträglich sind, wie ihm die Tatsache nützlich gewesen ist, daß wenigstens Ein deutscher Mann die Kenntnisse und den Mut gehabt hat, beizeiten die Wahrheit über den Krieg zu sagen. Aber Grelling hin, Pogromisten her: unter gar keinen Umständen darfst du über die Inserate eine Zensur ausüben, die weiter geht, als die Strafgesetze bestimmen. Als Monopolblatt darfst du das nicht. Wärst du keins, so könntest du zum Verleger sagen: Inseriere anderswo! So aber hast du nicht das Recht, zu einem politischen oder sonst einem Boykott auch nur den leisesten Versuch zu machen. Um deine Motive zu verdecken, schwindelst du, daß ‚J'accuse' verboten sei. Heute ist nicht mehr Krieg. Diese Schrift kann jeder Sortimenter verkaufen. Und so hast du — bist du ein Junker-, Agrarier-, Kanonenfabrikanten- oder ein Buchhändlerbörsenblatt? — zur Hebung des Geschäfts deiner Abonnenten und Inserenten einfach zu drucken, was man dir aufgibt, und dich jedwedes Urteils zu enthalten. Du bist ein Markt, keine kritische Tribüne. Du bist eine kaufmännische Veranstaltung, keine Vaterlandspartei. Die aufrechten Buchhändler und Verleger sollten sich endlich zusammentun, um dir Uebergriffe abzugewöhnen, wie sie unter dem alten Regime eine Polizeibehörde sich täglich geleistet hat und unter dem neuen sich stündlich leistet.

Braver Mann. Die ‚Isartalbahn-Zeitung' bringt zwei Tableaus mit je zwölf Köpfen: ‚Märtyrer Deutschlands'. Also die Mütter der Kriegstoten? Die Legionen Krüppel? Die mißhandelten Europäer? Aber keineswegs. Sondern: Tirpitz, Falkenhayn, Ludendorff, Kluck, Bethmann Hollweg, Kaiser Wilhelm (nicht an erster Stelle), Helfferich, Jagow, Kronprinz Wilhelm — kurz: alles Leute, die zwar verdienen, in die ‚Isartalbahn-Zeitung', aber auch anderswohin zu kommen. Und wenn man nicht als Fachmann genau wüßte, daß der Redakteur einfach alte Clichés herumliegen gehabt hat und sie durchaus noch verwenden wollte, so müßte man an den Deutschen verzweifeln. Nein: man muß an ihnen verzweifeln.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Das baltische Komplott von Heinrich Ströbel

Wer hätte vor elf Monaten an das Mirakel geglaubt, daß im Oktober 1919 noch deutsche Truppen in Rußland einen Beutekrieg führen würden? Und doch kämpfen heute deutsche Regimenter um Riga gegen Letten und Entente-Truppen. Aber nein: Oberst Bermondt, Fürst Awaloff Bermondt, wie wir jetzt sagen müssen, da die offiziellen deutschen Depeschenbüros die Titulatur berichtigt haben, hat ja dem Entente-General, der ihn zur sofortigen Entlassung der deutschen Truppen aufforderte, ebenso höflich wie gewissenhaft geantwortet, daß sich in seinem Verbande gar keine deutschen Truppen befänden. Natürlich nicht: die 25 000 Mann aus Naugard und Parchim, aus Quackenbrück und Bückeburg, die vor zwei, drei Wochen mit Sack und Pack, mit Minenwerfern und Feldküchen, mit Maschinengewehren und Gulaschkanonen, mit Funksprechern und Entlausungsapparaten zu ihm übergetreten waren, sind ja Stockrussen! Die Letten selbst, auf deren Gebiet sie sich befanden, haben ihnen zwar das Bürgerrecht verweigert, aber das hat Oberst Bermondt nicht abgehalten, sie aus höchsteigner Machtvollkommenheit zu Russen zu ernennen. Und diese frischbackenen Bürger eines Rußland, das einstweilen noch im Monde liegt, führen nun wohlgemut Krieg gegen Bolschewiken und Antibolschewiken, gegen Sowjet-Rußland und die Randstaaten, gegen Letten und Entente-Truppen. Die deutsche Regierung aber sieht mit Unschuldsmiene zu. Die ganze Gesellschaft geht sie ja nichts mehr an. Seitdem die Eiserne Brigade sich auf eigne Füße gestellt hat und zu dem geheimnisvollen Grusinierfürsten übergetreten ist, der das ehemalige russische Reichsgebiet für Niemandsland ansieht und sich dort, wie einst der Kaiser der Sahara, ein neues Reich gründen will — seitdem waschen Noske und Hermann Müller ihre Hände in Unschuld. Kann man von der Wilhelm- und Bendler-Straße aus ein Corps halten, das davonlaufen will? Und mögen sie drüben nun anfangen, was sie wollen, mögen sie das letzte bißchen Porzellan entzweischlagen: Hermann und Gustav können nicht dafür.

Nun, welches Maß der Verantwortung für das Abenteuer bis zur offenen Meuterei der Eisernen Brigade gegen die Befehle der Regierung und des Reichswehrministers die deutsche Republik trifft, haben wir bereits früher festgestellt. Inzwischen aber hat sich mancherlei zugetragen, was die Schuld der deutschen Regierung noch viel schwerer, viel offenbarer macht. Oder war es nicht unglaublich, daß sie sich eines von der Goltz als ihres Stellvertreters noch bediente, als es galt, die Räumung des Baltikums durchzusetzen? Angeblich war dieser Mann, der vor aller Welt längst als der Spießgeselle der Bischoff und Bermondt entlarvt war, seit Wochen durch den General Eberhardt ersetzt wor-

den; in Wirklichkeit aber war er noch immer der Manager des genialen Menschenkenners Noske. Der übertrug ausgerechnet ihm die Organisation der Truppenzurückziehung und verbürgte sich feierlich für die Loyalität seines Getreuen just in demselben Augenblick, wo der den Bischoff und Bermondt seine Glückwunschtelegramme wegen ihres erfolgreichen Angriffs auf Riga übersandte! Was soll nun die Entente von einem solchen Reichswehrminister denken? Entweder hält sie ihn für die fleischgewordene Unfähigkeit, für einen Menschen, mit dem sich seine Generäle jede Mystifikation erlauben können, oder für einen heimlichen Parteigänger der intriganten Militaristenpolitik. Beides aber bringt das deutsche Volk in die übelste Lage, weil es das ohnehin so starke Mißtrauen gegen die deutsche Politik ins Ungemessene steigert, jede wirkliche Friedenspolitik sabotiert und Deutschland ganz unsinniger Weise neuen, schweren Kontributionen aussetzt. Denn was soll das Stöhnen über die enormen Kosten der Truppenunterhaltung in den von der Entente besetzten Reichsgebieten, was das Jammern über die massenhafte Offizierseinquartierung in Berlin zum Zweck der Abrüstungsüberwachung, wenn die deutsche Regierung das Mißtrauen so provokatorisch anfacht! Wenn sie, im besten Falle, jeder Fähigkeit ermangelt, der konfliktlüsternen Abenteurerpolitik ihrer noch immer von Welterobererwahnsinn geblähten Generale das Handwerk zu legen!

Die Milliarden, die das deutsche Volk für die linksrheinischen und die andern Besetzungstruppen, für die Ueberwachungskommissionen in Berlin und anderswo zahlen soll, sind gewiß eine kaum erträgliche Last. Aber nur dann besteht Hoffnung, daß uns diese Bürde erleichtert wird, wenn Deutschland seinen Friedenswillen durch eine Politik manifestiert, die jeden Revanchegedanken und jeden Versuch zu internationalen Komplotten ausschließt. Ein Deutschland aber, das noch ein Jahr nach der Demobilisierung monatlich eine Milliarde für Heereszwecke ausgibt, das — trotz unausgesetzten Warnungen — den politischen Zettelungen seiner Truppenführer im Baltikum so lange tatenlos zusieht, bis daraus ein neuer internationaler Kriegshandel geworden ist: ein solches Deutschland kann leider nicht auf Nachsicht rechnen. Die deutschen Volksmassen werden sich also auch diese Milliarden noch abdarben müssen zu den Unsummen, die der Noske-Militarismus direkt der trostlos darniederliegenden Volkswirtschaft entzieht!

*

In der liberalen Presse zerbricht man sich den Kopf darüber, welches Ziel denn nun eigentlich General Bermondt seinem Ehrgeiz gesteckt habe. Oder ob er wirklich nur der schlichte Mann in Feldgrau sei, dessen reaktionäre Unrast es einfach nicht dulde, daß die Eroberung Petersburgs und Moskaus ohne seine Mithilfe vor sich gehe. Habe er doch in seinen Botschaften an Litauen und Polen, an Koltschak und Denikin versichert, daß er garnicht

an Beute denke, sondern sich aus purer Jagdpassion an dem großen Kesseltreiben gegen die Bolschewiki beteiligen wolle. Nun, die Entente meint, Bermondts Kriegsplan sei nicht allzuschwer zu enträtseln. Bermondt ist der Favorit der baltischen Junker, der deutschen Generale und, vermutlich, der deutschen Schwerindustrie, die sein Unternehmen finanziert haben dürfte. Die Zentralleitung und die Fraktion der Unabhängigen Sozialdemokratie haben in ihrem Aufruf „gegen die internationale Verschwörung des Kapitals" aus diesen deutlichen Fakten gefolgert, daß die deutschen Imperialisten und Militaristen für ihre Verluste und Niederlagen sich in Rußland schadlos halten und zugleich die russische Gegenrevolution als Sprungbrett für die Gegenrevolution in Deutschland benutzen wollen. Diese Konjektur wird der Entente durchaus einleuchten, nur wird sie ihr noch nicht die letzten und für die deutschen Mitverschworenen wichtigsten Absichten des Komplotts zu erfassen scheinen.

Die Entente-Aktion, die der Aufruf der Unabhängigen die internationale Verschwörung des Kapitals gegen Sowjet-Rußland nennt, stellt sich in den Augen der Entente-Politiker selbst als notwendige Liquidierung des Kriegsabenteuers dar. Die Entente kann die Weltlage so lange nicht als endgültig beruhigt betrachten, solange in Rußland nicht wieder gesicherte Verhältnisse eingetreten sind. Gegen ein demokratisches Rußland hätte die Entente schwerlich etwas einzuwenden gehabt: nur mit der Sowjet-Republik vermag sie sich nicht abzufinden. Denn abgesehen von den eigenartigen Verbindungen, die seit Beginn der maximalistischen Revolution zwischen den deutschen Militärs und den Bolschewikenhäuptern gesponnen wurden, und die bis zur Stunde nicht völlig abgerissen sind, ist die Schaffung der Räte-Republik seit zwei Jahren die Ursache des russischen Bürgerkriegs geworden, dessen Ende bei einer Passivität der Entente garnicht abzusehen wäre. Solange aber das ganze östliche Riesenreich ein brodelnder Krater der Revolution und des Bürgerkriegs ist, muß in jedem Augenblick mit einer neuen Störung des politischen und sozialen Gleichgewichts gerechnet werden. Weltkrieg und Weltrevolution bleiben in drohendster Nähe. Darum gibt es nach der Ansicht der Lloyd George und Clemenceau für Regierungen, die die Sowjet-Republik als eine soziale Fehlgeburt ansehen, kein andres Mittel, als die russischen Gegner der Bolschewiki nach Kräften zu unterstützen. Da aber die Ententevölker aus allgemeiner Kriegsmüdigkeit, zum Teil auch aus gefühlsmäßigen Sympathien für Sowjet-Rußland keine militärische Intervention erlauben, bleibt nichts als eine Unterstützung durch Kriegsmaterial und finanzielle Mittel übrig. Natürlich wünschen die Entente-Politiker auch, das nach dem Zusammenbruch der Räte-Republik neuerstehende Rußland, sei es nun mehr Einheitsstaat oder mehr Föderativ-Republik, in engern politischen und wirtschaftlichen An-

schluß an die Entente zu bringen. Zumal da der wirtschaftliche Wiederaufbau Rußlands und die Erschließung seiner enormen Bodenschätze dem Entente-Kapital herrliche Geschäfte verspricht.

Und da drängt sich nun ein neuer Bewerber um die Rettung und die Reorganisierung Rußlands in den Ring: General Bermondt, der Erkorene und Vertraute der deutschen Militaristen und Imperialisten, der Bannerträger der Baltenjunker und Schlotbarone. Er gibt sich als guten Kumpan und deutet an, daß er, wenn man ihn entsprechend am Geschäft beteilige, auch ein hübsches Kapital mit einbringe. Als man aber nichts mit ihm zu tun haben will, wird er unangenehm aufdringlich. Der Bolschewistenbekämpfer wirft seine Truppen mit Vehemenz gegen Riga, schlägt auf die antibolschewistischen Letten mit einer Rücksichtslosigkeit los, als gäbe es gar keine Bolschewistenfront, als käme es ihm nicht auf die Befreiung Zentralrußlands, sondern auf die Eroberung der nordöstlichen Randstaaten an. Und die Entente vermag sich nun ohne besondere Sherlock-Holmes-Künste in den Denkapparat Bermondt umzuschalten: er möchte nicht neben den Judenitsch, Denikin, Koltschak eine Rolle spielen, sondern er möchte möglichst das Rennen allein machen. Und er möchte nicht ein Rußland haben, wie es die Entente am liebsten sähe, ein föderatives Gebilde, mit einem starken Polen und einer Reihe selbständiger Randstaaten, die Anlehnung an die Entente suchen, sondern einen straff zentralisierten Staat, der dadurch Kraft zu gewinnen sucht, daß er sich auf einen andern Rekonvaleszenten stützt: auf Deutschland. Und wenn die Entente von den Denikin und Koltschak auf Drängen ihrer Völker noch gewisse demokratische Garantien zu fordern gezwungen ist, so ist den deutschen Militaristen und Schwerindustriellen das reaktionäre Rußland am sympathischsten. Soll die siegreiche russische Reaktion doch der deutschen Reaktion zum Danke wieder das Joch der republikanischen Pöbelherrschaft zerbrechen helfen!

Aber dieser gegenseitige Liebesdienst soll nicht der einzige bleiben. Rußland und Deutschland sollen wieder in ihre alten Grenzen hineinwachsen, sollen mit vereinter Kraft versuchen, was ihnen getrennt mißlingen mußte: die Herrschaft in Europa an sich zu reißen. Der Krieg zwischen Slawen und Germanen war ein tragischer Irrtum, den Beide schwer büßen mußten; ihre Aussöhnung und Vereinigung wird die Vorherrschaft der Anglo-Amerikaner stürzen und ihre eigne Machtstellung ins Grenzenlose erhöhen. Darum zunächst: für ein freies Allrußland, gegen die Randstaatenpolitik, gegen die Entente! Der gradeste Weg führt über Moskau. Aber wenn Denikin dort früher ankäme, nützte der Sturz der Sowjet-Herrschaft nichts. Dann bekämen die Ententefreunde die Oberhand, und aus dem deutsch-russischen Aufstieg würde nichts. Dann wäre es womöglich noch besser, man triebe der Entente nach dem Patent Simson die Bolschewisten-

füchse ins Korn. Welche Gesichter würden sie schneiden, wenn ihr Schutzstaat Polen in Flammen aufginge! Und finge dabei selbst Deutschland ein wenig Feuer: hier hätten Reichswehr und Einwohnerwehr den Brand längst gelöscht, wenn er sich über die Ententeländer noch als furiose Feuersbrunst dahinwälzte. Und allen Andern zuvor würden die deutschen Militaristen die Herren von Europa . . .

*

Ob die Befürchtungen der Entente übertrieben sind — wer vermöchte es zu sagen! Hat denn nicht die ganze deutsche Reaktion vor der Unterzeichnung des Friedensvertrags mit der Bolschewisierung der Welt gedroht? Und war nicht auch während des Krieges die östliche Orientierung, die Aussöhnung und der gemeinsame Kampf mit einem reaktionären Rußland der Traum unsrer Junker? Aber wie dem auch sei: das skrupellose Abenteuer, in das unsre Militärkaste zehntausende deutscher Soldaten zu verstricken verstanden hat, und das sich des jubelnden oder doch nur schlecht zu dämpfenden Beifalls der ganzen nationalen Presse erfreute, erweist wieder einmal abschreckend die unausrottbare militaristische Geistesverfassung breitester bürgerlicher Schichten. Und selbst das wäre noch zu ertragen, wenn wenigstens das übrige Volk mit der demokratischen Regierung an der Spitze umso entschiedener und glaubhafter zu erkennen gäbe, daß es unter die Tragödie des Weltkrieges einen dicken Strich machen, nichts mehr von irgendwelcher Gewalt oder Diplomatenränke erhoffen, sondern all seine Zuversicht nur auf den Völkerbund, die Weltfriedensidee und die fortschreitende Demokratisierung und Sozialisierung der Menschheit setzen will. Statt dessen sehen wir, daß das amtliche deutsche Depeschenbüro zum Sprachrohr des Hauptquartiers der „Westrussischen Armee", also des Obersten Bermondt, entwürdigt wird, eine Blamage und eine Kompromittierung der Regierung, die selbst dem ‚Vorwärts' nicht entgangen ist.

Wenn unsern Militaristen und Schwerstverdienern die Leichen-Ernte und der Haß-Ertrag dieses Krieges noch nicht genügt, wenn ihnen die Kultur noch nicht radikal genug zerstampft, die Menschheit noch nicht hinlänglich bespieen ist, so soll ihnen doch von Allen, die noch ein wenig auf ihre Menschenwürde halten, gesagt werden, daß man keineswegs gewillt ist, sich die imperialistischen Verrücktheiten noch länger gefallen zu lassen. Auch wir wollen endlich den Krieg liquidieren! Wir wollen wieder arbeiten! Nicht für die Mordkultur, für die raffinierte Menschenvernichtung, für die Vitzli-Putzli-Idole eures Nationalismus, sondern für so gemeine und verächtliche Dinge wie Menschenglück und Völkerverbrüderung. Darum ist für uns der Friede kein Fetzen Papier, sondern ein Vertrag, den nur der freie Entschluß der Kontrahenten ändern darf. Das Recht soll unser Anwalt sein, das Gewissen freier, sozial erweckter Völker unser Richter. So hoffen

wir auf den Völkerbund, den wir, gleich Clemenceau, in seiner heutigen Gestalt nur für den Anfang des Anfangs, aber dennoch für das Fundament des Friedenstempels halten. Nicht hetzen und intrigieren wollen wir deshalb gegen die Entente, nicht heute mit Rußland, morgen mit Italien, übermorgen mit Japan gegen sie konspirieren, sondern uns nur auf unsre moralische Kraft verlassen. Das ist nicht die Kapitulation vor der Gewalt, sondern der sicherste Weg zu ihrer Ueberwindung. Denn die sittliche und soziale Erneuerung, die wir uns mit der Abkehr von den nationalistischen und imperialistischen Götzen gewinnen, wird uns eine Stärke verleihen, der auf die Dauer keine Macht zu widerstehen vermag, am wenigsten der selbst längst im Innersten erschütterte Entente-Imperialismus.

Der Memoirenschreiber Tirpitz von L. Persius

Statt über die würdelosen Verfasser von ‚Erinnerungen' immer wieder zu zetern, sollte man dankbar sein für jeden solchen Reinwaschungsversuch. Es wird doch nützliche Arbeit für unsre Erkenntnis verrichtet. All diese ‚Erinnerungen' bringen uns zum Bewußtsein, von wie minderwertigen Charakteren sich das deutsche Volk hat regieren lassen. Fast alle die Männer, deren Händen unser Geschick anvertraut war, die in den Tagen des Glücks gemeinsam die Allerhöchste Gnadensonne genossen — sie haben skrupellos den Mann preisgegeben, um dessen Gunst sie mit allen Mitteln gebuhlt hatten, und sprechen jetzt nur mit Verachtung von ihm; und untereinander klagen sie sich an und bewerfen sich mit Schmutz. Jeden Rekord schlägt Alfred v. Tirpitz. In seinen ‚Erinnerungen' (erschienen bei K. F. Köhler in Leipzig) wird Wilhelm der Zweite tief in den Kot gezogen, werden Kollegen und Kameraden — aus den Ministerien und Aemtern und von der Kriegsmarine — mit Ausdrücken bedacht, die in den Mund zu nehmen sich der Gentleman weigert; wird die Wahrheit umgebogen in einem Grade, der alles, was man von Tirpitz gewohnt war, weit übertrifft.

Noch einmal: seien wir Tirpitz dankbar! Kein Buch ist so wie das seine geeignet, die Jammerhaftigkeit und Verlogenheit, die ganze Fäule des vornovemberlichen Regimes zu demonstrieren. Treffsicher, wie's dem grandiosen Torpedeur bismärckischen Werkes ziemt, erreicht er das grade Gegenteil von dem, was er mit seinen Erinnerungen vorhatte: sich die verloren gegangenen Sympathien wiederzuholen. Gar zu aufdringlich und ungeschickt führt er seine Sache. Fast auf jeder Seite seines Buches liest man: Ich bin schuldlos — die Verantwortung trifft Wilhelm den Zweiten, Bethmann, Pohl, Ingenohl, Müller und die Andern! Fast auf jeder Seite verkündet er seinen unvergänglichen Ruhm, seine Verdienste, seine Genialitäten, seine Pflichttreue.

Immer wieder klingts durch: Wäre ich Reichskanzler, wäre ich Flottenchef geworden, dann wäre der Sieg unser gewesen, dann wäre Deutschland zur ersten Weltmacht emporgestiegen, dann hätt' ich den Deutschen das Paradies auf Erden geschaffen! Mit diesen „Erinnerungen' hat sich Tirpitz selbst das vernichtendste Urteil gesprochen.

Die Alldeutschen, die über den Entschluß von Tirpitz, seine Erinnerungen zu veröffentlichen, in Jubel ausbrachen, und die auch heut noch Lobeshymnen in ihrer Presse anstimmen, werden bald kleinlaut werden, dann nämlich, wenn sie das Buch gelesen haben. Gewissenlose Skribifaxe bauen darauf, daß die 526 großen und dichtbedruckten Seiten der ‚Erinnerungen' — bei einem Preis von zwanzig Mark — nur von Wenigen sorgsam studiert werden. Wenn erst die Einsicht durchsickert, daß die Alldeutschen mit den Erinnerungen von Tirpitz keinen, aber auch gar keinen Staat machen können, dann wird der Nationalheros selbst von der alldeutschen Masse in Bann getan werden müssen.

Der Defaitismus feiert in Tirpitzens Kriegsbriefen Orgien. Gleich nach der Marne-Schlacht ist Tirpitz überzeugt von unsrer Niederlage, sieht er Alles pechschwarz, erblickt er überall unfähige Heerführer, schimpft er auf die schlappen Oesterreicher, Türken und Bulgaren, stellt er mit Bestimmtheit die Revolution ans Kriegsende. Er schreibt am achten Oktober 1914 (auf Seite 416):

> Ich kann mir kaum vorstellen, nachdem die furchtbaren Fehler von der Heeresleitung gemacht worden sind, wie wir aus diesem Kriege mit Ehren herauskommen sollen . . . Nach dem Kriege kommen freilich gewaltige Umänderungen im Innern. Es muß eine Katastrophe kommen. Man sah es daherkriechen und konnte doch nichts ändern und wird zum Schluß als der Schuldige genannt werden.

Und auf Seite 426 liest man:

> Nach dem Kriege gehe ich unter die Sozialdemokraten und suche mir Laternenpfähle aus, aber einen ganzen Haufen. Denn es müßte einer ganzen Hydra zu Leibe gegangen werden, wenn es besser werden sollte.

Tirpitzens größte Sorge ist, daß man ihm die mangelhafte Armierung unsrer Schiffe zum Vorwurf machen könnte. Er schreibt auf Seite 429:

> Es wird den Leuten in der Wilhelm-Straße schwer gelingen, mich als Sündenbock hinzustellen, dazu wissen zu viele Leute das Verfahren des Auswärtigen Amtes im Juli, das wahnsinnige Hereinschlittern in den Krieg. Fast gefährlicher sind die Leute, Pohl an der Spitze, welche die Ursache der Inaktivität unsrer Flotte auf die Typenfragen der Schiffe und auf die Technik werden abschieben wollen . . . Das Gefühl, daß ich in den fünfzig Jahren meiner Dienstzeit meine Schuldigkeit getan habe, und besonders in den letzten achtzehn Jahren, kann mir Keiner nehmen.

Am vierzehnten Januar 1915 schreibt er in einem Brief (auf Seite 439):

> Hopmann hat mir heut viel von der Flotte erzählt, aber keineswegs erfreulich. Tritt dort nicht eine Radikalkur ein, so wird nichts

daraus, und wir würden England heute schlagen. (?) Statt dessen gehen ihre ganzen Gedanken — der Admirale — in die Technik, die nach allen Richtungen hin zu wünschen übrig ließe, und sie dadurch hindere, etwas zu leisten.

Auf Seite 504 heißt es in miserabelm Deutsch, aber vielleicht doch verständlich:

> Zu den Maßnahmen, die mit einer gewissen Planmäßigkeit, jedenfalls in großem Umfange von Interessenten, um meine Stellung vor der Nation, in der Marine und beim Kaiser zu erschüttern, gehören die Ausstreuungen, die über die unzureichende Konstruktion unsrer Schiffe und Waffen im Umlauf gebracht wurden. Durch alle möglichen Kanäle wurde verbreitet, daß unsre Schiffe verkonstruiert, daß sie namentlich unterarmiert und nicht für das Feuern auf weite Distanzen eingerichtet seien . . . Auch wenn es uns gelang, englisches Material zum Vergleich heranzuziehen und den praktischen Gegenbeweis zu liefern, war es doch häufig schwer, in dieser Hinsicht die Front zu überzeugen, sobald einmal eine vorgefaßte Meinung bestand oder eine äußerliche Ueberlegenheit, zum Beispiel: im Kaliber, vorhanden war.

Auf Seite 447 schreibt Tirpitz:

> Jetzt sucht man einen Sündenbock, den sieht man in der Technik, das heißt in mir . . . Hätte ich die Flotte doch in den ersten Monaten kommandiert . . .

Es war ja der höchste Ehrgeiz von Tirpitz, die Flotte zu führen. Auf Seite 477 sagt er:

> Es herrscht allgemeine Empörung über die Führerlosigkeit in der Marine. Die öffentliche Meinung — achtzig Prozent — will mich haben . . . Pohl hat vollständig verspielt. In seinem Stabe nicht nur, sondern überall schreit man nach mir.

Es ist wohl kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß Tirpitz, der seit 1897 nicht mehr an Bord gewesen war, der den Zusammenhang mit der Front völlig verloren hatte, niemals als Flottenführer in Betracht gezogen werden konnte. Ueberflüssig, zu untersuchen, wie das Rechenexempel — achtzig Prozent — zustande kam!

Tirpitz hält sich für keinen Bramabas, keinen Alldeutschen! Er schreibt (auf Seite 413):

> Dabei ist die Tragikomik, daß ich nun, wie Capelle mir ganz richtig schrieb, unter die Chauvinisten und Hetzer gerechnet würde.

Er hat offenbar ganz vergessen, daß die Deutsche Vaterlandspartei ihm das Leben verdankt, daß der rücksichtslose U-Boot-Handelskrieg auf sein Betreiben in Szene ging, auch wenn er das später nicht mehr wahr haben wollte. Sein schlechtes Gewissen spricht aus dem Brief vom sechsten Februar 1915 (auf Seite 444):

> Das Schlimme bei der Aktion mit den U-Booten ist, daß die Versumpfung vor allem dadurch herbeigeführt werden wird, daß wir jetzt nicht genug Boote haben . . . Mich aber trifft es, da durch das Interview mit Wiegand die Sache an sich mit meinem Namen verknüpft ist, und man glaubt, ich wäre der Ausführende.

Tirpitz weist hier auf die Unterredung mit dem amerikanischen Journalisten v. Wiegand hin, die bereits im November 1914

geführt wurde, und in der Tirpitz sagte: „Wir werden England umzingeln und es aushungern, wir haben reichlich U-Boote.“

Auf Seite 500 liest man:

Wir sind auch in Belgien sentimental. Anstatt Flamen gegen Wallonen auszuspielen, betreuen wir das Land und stärken belgisches Nationalgefühl, welches eigentlich garnicht vorhanden ist.

Hierzu im Gegensatz wird für alldeutsche Ohren der Passus auf Seite 497 herzstärkend klingen:

Die Frage Kurland wurde lebhaft erörtert und unsre dortigen Armeeherren waren sehr für Behalten; es wird auch schwer sein, es zu verlassen. Von einer Neigung, preußisch zu werden, ist in der Bevölkerung sicherlich nicht die Rede. Vielleicht machen einige baltische Barone eine Ausnahme. Andrerseits würden aber auch keine großen Schwierigkeiten entstehen, wenn Kurland zunächst auf zwanzig Jahre „Kolonie“ würde.

Der letzte Satz wird also wieder zur Beruhigung der Treuteutschen dienen, denen auch folgendes Sprüchlein auf Seite 69 aus der Seele gesprochen sein wird:

Die Chinesen haben uns erkannt und sind zusehens mehr zu uns gekommen (in Tsingtau). Vielleicht, weil sie selbst ein altes Kulturvolk sind, haben sie begonnen, uns höher zu stellen als die Angelsachsen. Ich bin nicht der Meinung, daß wir vor dem Kriege irgendwie an tatsächlichen Leistungen hinter den Angelsachsen zurückblieben, auch nicht in kolonisatorischer Hinsicht.

Von mir persönlich wärs undankbar, wollte ich nicht Herrn v. Tirpitz Anerkennung aussprechen für seine Bestätigung der Ausführungen, die ich in der ‚Weltbühne‘ von Mai und Juni dieses Jahres über den Seekrieg gemacht habe (und die jetzt ganz erheblich erweitert als Buch im Verlag der Weltbühne erscheinen). Damals fiel die alldeutsche Presse über mich her. Heut wird sie — nach der Lektüre der ‚Erinnerungen‘ — eingestehen müssen, daß Tirpitz auf verschiedenen Gebieten genau zu dem gleichen Urteil gelangt wie ich. Ich gebe Beispiele.

In dem Artikel ‚Die Zeppeline‘ habe ich die Unternehmungen unsrer Marineluftschiffe über englischem Boden — kurz ausgedrückt — „töricht“ genannt. Tirpitz schreibt auf Seite 471:

Müller beklagte sich über die Zeppelin-Angriffe, und ich gab ihm vollkommen recht. Ich will versuchen, die Kindereien mit den Zeppelinen zu bremsen.

In dem Artikel ‚In der Ostsee‘ habe ich den Versuch der Forcierung des Rigaischen Meerbusens durch unsre Flottenteile als „mißglückt“ bezeichnet, ihn überhaupt verurteilt. Tirpitz schreibt auf den Seiten 499 und 500:

Die Affäre in Riga ist ein Schulbeispiel für unser Durcheinander in der Marine. Wir haben einen Luftstoß gemacht, und die Russen schlachten es als großen Seesieg aus.

Mit unsrer Riga-Expedition bin ich garnicht zufrieden. Trotz telegraphischen Abratens von mir ist es geschehen, und wir haben uns tatsächlich blamiert und schmerzliche Verluste erlitten.

Ich hatte in dem Artikel ‚Doggerbank‘ dem Admiral von Ingenohl Unfähigkeit vorgeworfen, das Vorgehen unsrer Kreuzer

so etwa als „blöd" charakterisiert und beklagt, daß unsere Hochseelinienschiffsflotte nicht zur Hilfe herbeieilte. Ich schrieb: „Wo war Ingenohl am vierundzwanzigsten Januar 1915, als jedenfalls Funkspruch auf Funkspruch mit der Bitte von Hipper einlief, wo befanden sich unsre Linienschiffe? Saß Ingenohl im Kasino und lagen die Linienschiffe sorglich vertäut an den Molen zu Wilhelmshaven?" Tirpitz schreibt auf Seite 412 und Seite 443:

> Ingenohl ist kein Führer ... Der Vorstoß ist mit demselben Fehler gemacht worden wie stets, die Flotte war im Hafen und nicht an der Stelle, wodie Rückendeckung stehen mußte.

Ich hatte in dem Artikel ‚Der Seeoffizier im Kriege' behauptet, unter Wilhelm dem Zweiten sei es mit der Marine bergab gegangen, was den Geist im Seeoffiziercorps betrifft. Ich schrieb: „Strebertum wurde groß gezogen, die Kommandanten wurden von Inspizierung zu Inspizierung gedrängt, zitterten für ihre Beförderung und glaubten, gute Leistungen durch unablässiges Drillen ihrer Mannschaften erzielen zu können." Tirpitz schreibt auf Seite 473:

> Ich habe schon seit Jahren gesehen, wie die Flotte verkommißte und für Paraden und Inspektion arbeitete.

Ich hatte an dem Gefecht bei Helgoland vom achtundzwanzigsten August 1914 herbe Kritik geübt. Tirpitz schreibt auf den Seiten 396 und 397:

> Ich bin in großer Sorge wegen der Affäre bei Helgoland. Mir scheint, man hat sich überraschen lassen. Unsre leichten Streitkräfte sind nicht ausreichend für solche Scharmützel. Wenn das so fort geht, werden sie bald zerrieben sein ... Die kleinen Kreuzer sind zu toll darauf losgegangen; aber abgesehen davon, empfinde ich so bitter, daß sie meines Erachtens nicht richtig verwendet zu sein scheinen. Man schickt sie nicht vorwärts in den Kampf mit geschützten Streitkräften, wenn man nicht große Schiffe und Torpedoboote dicht dahinter hat! ... Es war so besonders bitter für mich, daß diese Opferung unserer kleinen Kreuzer unnötig erscheint infolge falscher taktischer Auffassung ... Hat Ingenohl den Genius des Siegers? Pohl hat ihn sicher nicht ... Dabei habe ich die Empfindung, gerade in diesen Fragen mehr in der Nase zu haben, als Pohl im ganzen Schädel.

Genügt das? In einem der Kriegsbriefe, die wohl an die Gattin gerichtet sind, schreibt Tirpitz am vierundzwanzigsten August 1914:

> Du wirst mir tragen helfen, wenn eine Zeit kommt, in der man mit dem Finger auf mich zeigt. Innerlich bin ich mir freilich absolut sicher, in der Flottenfrage den einzigen Weg für Deutschland eingeschlagen zu haben, den es gab, wenn unser Volk nicht herabsinken sollte.

Das war der große Irrtum, ein Irrtum, der, geht man der Sache auf den Grund, die halbe Welt ins Blutbad stürzte, Millionen Leichenhügel türmte, Völker ins Verderben führte, Länder bis ins Mark verrotten ließ, ein Irrtum, der dem eignen Volk, einem aufstrebenden, intelligenten und fleißigen Volk sein Glück raubte. Und daß es ein Irrtum war, dafür drückt Tirpitz — unabsichtlich — mit seinen ‚Erinnerungen' jedem Einsichtigen das beweiskräftigste Material in die Hand.

Es ist an der Zeit! von Berengar

Sieg ohne Triumph und Niederlage, ohne Schmerz und Rachegefühl: dies wäre für die innere wie für die äußere Politik die Rettung.

*

Opposition ist Literatur. Literatur — das Unverwirklichte, nicht zu Verwirklichende — sollte der Politik fern bleiben. Die U. S. P., soweit sie sich auf Opposition beschränkt, treibt Literatur in der Politik. Das mag interessanter, mag geistvoller sein als manches, was die andern Parteien vollführen: es ist steril, weil es jede Berührung mit den andern Parteien meidet und die Opposition mit einem gewissen selbstgefälligen Stolz betreibt. Ueberdies ist sie taktisch ungeschickt, weil eine nichts als opponierende Partei dem Gegner das Argument der Regierungsunfähigkeit liefert. Die Banalität hat für den Widerspruch stets den Vorwurf des Niederreißens bereit und ist zu unfähig, um zu erkennen, daß Opposition auch Vorbereitung zur Tat sein kann. Und nichts verpflichtet so sehr zur Tat wie die Opposition. Dies muß die U. S. P. endlich zu Entscheidungen zwingen. Da sie die Gewalt verabscheut, bleibt ihr nichts als die Annäherung an die verwandte Partei, die Verhandlung, die Aufstellung erfüllbarer Forderungen, der versöhnliche Geist — Handlungen, die nicht minder Tat genannt zu werden verdienen, auch wenn sie nicht glänzen.

*

Auch im Parteileben gilt: reicht man ihnen den kleinen Finger, so wollen sie gleich die ganze Hand. Und reicht man ihnen gar die ganze Hand — du lieber Himmel, die große edle Vertrauensgeste wird in der Politik stets von Dem mißbraucht, dem sie gilt. Nicht ohne Grund fürchtet sich jede Partei, schwach zu erscheinen, weil die Wirkung beim Gegner nicht Versöhnlichkeit und Edelmut, sondern Ueberlegenheitstriumph und Brutalität. Dies der letzte Grund unserer politischen Misere.

*

Auch die Frage, wer den Anfang machen soll, ist, so lächerlich es klingt, ein Problem, weil den Anfang machen als Symptom der Schwäche gedeutet werden könnte. Das Prestige spielt in der innern Politik die gleiche klägliche und verhängnisvolle Rolle wie in der äußern. An all dem aber darf die Frage nicht scheitern, ob eine Regierungspartei, in der die U. S. P., die S. D. P. und die D. D. P. vertreten sind, möglich wäre. Sie ist möglich. Man schließe einen großzügigen, vom Willen gegenseitiger Verständigung durchdrungenen Frieden, einen edlen Frieden, einen „Frieden der Großmut und des Verzichts, ohne gekränkte Eitelkeit und verletzten Parteiegoismus. Man beseitige die schwersten, hauptsächlichsten Bedenken durch eine Art Austausch. (Wer lacht da? Die Politik ist kein starrer, sondern ein flüssiger Aggregatzustand — dies bedenket!) Etwa so: Noske — die Diktatur des Proletariats. Jener wie diese müssen preisgegeben werden — hoffnungslose Positionen, die mehr Blut gekostet haben, als sie wert sind. Die bürgerlichen Mittelparteien erhalten für das Bekenntnis zur energischen und aufrichtigen Sozialisierung gewisser großer Industrien die Versicherung der U. S. P.-Führer, sich für den Arbeitswillen und die Lohngrenze der Arbeiter einzusetzen. Dies sind nur Beispiele. Anders aber nicht wird ein aufbauendes politisches Leben sich entfalten. Es ist an der Zeit, daß die großen Parteien zu einem Friedenskongreß zusammentreten, der kein Friede von Versailles sein darf.

Das Leben Jesu von Egon Friedell

(Schluß)

Die Philosophie der Christus-Mythe

Und damit kommen wir endlich zu der innersten Tendenz, der eigentlichen philosophischen Pointe der Mythen-Theorie. Es ist ganz und gar richtig, wenn Drews am Schluß seines Buches sagt, es handle sich bei dem Streit, ob Jesu gelebt habe oder nicht, um zwei philosophische Bekenntnisse, und wenn Robertson am Beginn seines Buches etwas Aehnliches behauptet. Es handelt sich eben darum, diese Weltanschauung zu bekämpfen, die alle Geistesgeschichte auf „Ideenbewegung" zurückführt, was nur eine verfeinerte Umschreibung für Massenbewegung ist. Sie setzt an die Stelle der „Christus-Mythologie" nur eine andre Mythologie, die ödeste, armseligste, anämischste Art von Mythologie: nämlich Begriffs-Mythologie. Der „finsterste" Aberglaube hat mehr Lebenskraft als diese Schreibstubenweisheit. Darin liegt vor allem die Gefahr dieser ganzen Richtung: sie hat den Zweck, unser ganzes Leben, Denken und Fühlen zu sterilisieren.

Gewiß, die Lehre Jesu, seine Gottessohnschaft, ja, sogar seine Existenz: dies alles ist bis zu einem gewissen Grade eine Sache des Glaubens. Wer absolut will, kann an allem zweifeln. Die ganze Welt, ja, mein eignes Ich ist auch nur ein Glaube. Und es hat ja in der Tat Menschen gegeben, die das Ich, die überhaupt alles Wirkliche leugneten. Zu allem brauchen wir Glauben, zu jeder einfachen Betätigung. Von diesem Glauben leben wir. Das war ja eben die ewige Tat, die Jesus vollbracht hat, daß er einer Menschheit, die bereits gelernt hatte, an allem zu zweifeln, zurief: „Zweifelt nicht! Diese Welt ist, und sie ist ein Werk Gottes. Alles ist, auch das Geringste und Niedrigste: die Aermsten und Einfältigsten, die Kinder, die Sünder, die Lilien und Sperlinge — alles dies ist, wenn Ihr daran glaubt, wenn Ihr es liebt!" Diese beiden großen, ja, einzigen Realitäten: Gott im Himmel und die Liebe auf Erden hat er neu bekräftigt.

Die Mythen-Theorie, das wird man ihr nicht absprechen können, ist von einer außerordentlichen, einer furchtbaren und vernichtenden Konsequenz. Sie ist von einer solchen Konsequenz, daß wir, wenn wir ihr Schritt um Schritt nachgehen, schließlich vor einem ungeheuern grauen und leeren Abgrund stehen. Sie muß, folgerichtig weiterentwickelt, zur Gottleugnung führen; und sie führt auch dazu. In einer Welt, in der nicht die Persönlichkeit, der große Einzelne, der denkende, handelnde und leidende Held die Geschichte macht, sondern die „Ideen", das dumpfe Unterbewußtsein der Vielzuvielen, ist für einen Gott kein Platz. Denn der monistische, pantheistische „Gott", der hier etwa als Ersatz eingeführt wird, ist ja wiederum nichts als der „Geist" dieser Masse, etwa auf dem Niveau der „Zönobialseele" eines Pflanzenstocks, ein stupider Gemeinschaftsinstinkt, eine Tautolo-

gie. Leugnet man die Bedeutung der Einzelseele, die Individualität, dann muß man auch die großen Männer leugnen, und mit ihnen den Größten von allen: Jesus von Nazareth. Der umgekehrte Weg — und es ist der Weg der Zukunft — wird wieder zu Jesus zurückführen. Wir werden wieder glauben lernen, daß in Jedem, auch dem Geringsten von uns, eine göttliche Seele lebt, einmalig, einzigartig, keiner zweiten vergleichbar, nie vorher dagewesen, niemals so wiederkehrend — dieser Glaube trägt jeden andern im Keim in sich. Eben darum lehrte ja auch Jesus als erstes die Seele. Ohne Gott keine Seele, aber ohne Seele auch kein Gott! Eine Kollektivseele (die nämlich gar keine ist) kann nicht an Gott glauben, kann überhaupt an garnichts glauben als an stumpfsinnige, tote Massenmechanik. Eine solche Seele, die nichts ist als das Resultat gemeinsamen Ineinanderarbeitens von Massenteilchen, hat nämlich auch jede richtig gebaute Maschine! Die Maschine glaubt nicht an Uebermenschen, glaubt nicht, daß eine höhere überlegene Kraft sie geschaffen hat, glaubt nicht an „Geist" und „Persönlichkeit". sondern nur an sich selbst, an Schrauben, Räder, Transmissionsriemen, an Oel und Dampf! In dem Augenblick aber, wo wir glauben, daß wir selbst eine Seele haben, glauben wir auch notwendigerweise an einen Schöpfer dieser Seele, glauben wir an höhere Seelen, die diesem Schöpfer noch näher verwandt sind als wir, glauben wir an große Männer. Und wenn unter diesen sich einer befindet, der alle so sehr überragt, daß er dem Schöpfer mehr zu gleichen scheint als den Geschöpfen, dann ist es ganz logisch und natürlich, wenn wir ihn Gott nennen.

Die Form, in der die Menschheit dem großen Genius ihren Dank abstattet, besteht darin, daß sie Alles, was an tiefen und lebenskräftigen Vorstellungen dunkel in ihr lebt, nun auf ihn überträgt. Der Genius hat ihr die Zunge gelöst, und nun spricht sie von niemand Anderm als von ihm. Das Genie ist auch nach dem Tode noch fruchtbar und schöpferisch: das ist, wenn man will, der Sinn des Auferstehungsgedankens. Das Genie kann nicht sterben. Aber statt die unermeßliche, unerschöpfliche Wirkung einer solchen Naturkraft anzustaunen und schon aus dieser Tatsache allein einen unwiderlegbaren Beweis für ihre Existenz zu schöpfen, sagt man: Sie hat nicht existiert! Wo Rauch ist, muß Feuer sein oder doch gewesen sein, wo Licht ist auf dieser Erde, muß es von irgendeinem strahlenden Himmelskörper kommen, denn unsre Erde kann sich nicht selbst erleuchten, das steht einmal fest! Man bezweifelt die Existenz Shakespeares, weil zufällig seine Papiere verloren gegangen sind. Aber ich frage: Wer hätte denn diese sechsunddreißig Dramen, deren Gewalt und Fülle bis heute noch Keiner erreicht hat, schreiben sollen, wenn nicht Shakespeare? Vielleicht hieß er nicht Shakespeare: was kümmert uns seine Adresse! Aber vorhanden muß er doch gewesen sein. Es ist rich-

tig: Das Christentum hat eine Menge überkommene Elemente, alle Weltanschauungen und Religionen haben „überkommene Elemente". Aber warum trat es erst mit Jesus ins Leben? Platonismus, Parsismus, Buddhismus, und wie alle diese Dinge heißen, waren doch schon vor ihm da! Die „Bausteine" waren da, aber der Baumeister nicht! Der „homerische Sagenkreis" war ja auch schon vor Homer da, aber leider ohne Homer! Die Welt war auch da, ehe Gott sie geschaffen hatte, aber leider als ein wüstes Chaos von dummer Materie, die nicht wußte, wie sie sich zusammenfügen sollte. Und Gott hat aus dem Chaos den Kosmos gemacht. Und ganz dasselbe tut bis zum heutigen Tage jeder große und gotterleuchtete Mensch in seiner Sphäre. Shakespeare hat aus dem Chaos der kühnen und phantasievollen, aber dunkeln und wüsten Figurenwelt seiner Vorläufer den Kosmos seiner Dramenwelt gemacht. Homer hat aus rhapsodischen Bruchstücken unbewußter Dichter die sinnvoll geordnete bewußte Dichtung seiner ‚Ilias' und ‚Odyssee' gemacht. Und Jesus hat aus Angst, Reue, Weltflucht und Gottessehnen einer verirrten und suchenden Welt einen neuen Glauben geschaffen. Wenn es wahr sein sollte, daß aus „vorhandenen Elementen" plötzlich ganz ohne Dazutun Jesu die neue Religion des Christentums entstanden ist, dann wollen wir auch nächstens gern glauben, daß der Zeus, den wir bisher Phidias zugeschrieben haben, einem Gremium von Farbenreibern und Steinklopfern sein Dasein verdankt.

Ich glaube, man kann an allem eher zweifeln als an der Existenz solcher Männer. Ich glaube, man kann eher an der Existenz der Menschheit zweifeln. Denn der große Mann ist das Primäre, die Menschheit ist bloß sein Produkt. Irgendein Genius muß der Grund gewesen sein, daß aus wilden affenähnlichen Horden, die sich gegenseitig auffraßen, eines Tages die erste friedliche Arbeitsgemeinschaft, das erste Menschentum entstand. Irgendein Genius muß den Pflug, den Hammer, die Säge, das Feuerzeug erfunden haben, nicht das „Massenbewußtsein", die „Kollektivseele", das „Volk". Wir wissen von diesen Männern noch viel weniger als von Jesus. Aber darum haben sie doch gelebt. Und vielleicht wird eines Tages jede Kunde von Goethe verschwunden sein, und alle großen Gedanken und guten Taten seines Jahrhunderts werden von der Nachwelt instinktiv ihm zugeschrieben werden. Man wird vielleicht seinen Namen vergessen haben oder nur noch in falscher Form besitzen. Und dann wird eine ganze Literatur entstehen, die nachweist, daß Goethe eigentlich so viel wie Gothus heißt und Gothus in unsrer Zeit der Name eines Lichtgottes war, und daß der Geburtsort Frankfurt symbolisch zu nehmen sei, in dem Sinne, daß ein sagenhafter Stammesheros Frankus sich alljährlich im Frühling eine Furt macht, um das neue Jahr einzuleiten, und daß der ‚Faust' eine Sammlung von Volkssprüchen sei.

Es gibt eine weitverbreitete Sorte von Menschen, die die merkwürdige Gabe besitzen, alles zu komplizieren. Sie befinden sich überall, in allen Ländern, in allen Gesellschaftsschichten, Berufen und Ständen. Sie verwirren jedes menschliche Unternehmen, mit dem sie in Berührung treten, sogleich in unauflösliche Schwierigkeiten, Unklarkeiten und Widersprüche. Der einfache Mann aus dem Volke kennt diese Menschenklasse sehr wohl und fürchtet sie wie die Pest. Sie bringen in alle Beziehungen, auch in die einfachsten, unscheinbarsten und alltäglichsten, ein Element des Mißverständnisses und der Hemmung. In den geistigen Dingen sind sie aber noch weitaus gefährlicher. Sie sehen hinter jedem noch so simpeln Tatbestand etwas, das noch „aufzudecken", zu „erklären" sei. Sie decken diesen vermeintlichen Hintergrund auf, sie erklären diesen zweiten Sinn, den die Sache angeblich hat, und nun ist die ganze Angelegenheit für Jedermann rettungslos unverständlich geworden. Dies eben war der Zweck, den sie erreichen wollten. Sie wollen sich eine besondere Weihe verleihen und in den Geruch der Tiefsinnigkeit und Originalität gelangen, indem sie nichts so sehen, wie es ist, oder wie jeder gesunde Mensch erwarten sollte, daß es ist, sondern alles „anders" auslegen. In der Kommentierung der klassischen Literaturwerke ist dieser Unfug fast die Regel und allzu bekannt, als daß man ihn beschreiben und durch Beispiele belegen müßte. Neuerdings ergreift diese Unsitte auch die Geschichtsforschung. Da war alles weltgeschichtliche Geschehen weiß Gott wie verwickelt, hintergründig und doppelsinnig. Aber siehe da: es war grade umgekehrt! Wenn wir der geistigen Entwicklung genialer Neuschöpfer — ob sie nun Dichter, Denker, Religionsstifter oder Politiker waren — genau nachgehen, so sind wir immer ungeheuer erstaunt, wie einfach alles war! Das Genie ist immer einfach, eben darin besteht ein großer Teil seiner Genialität. Kompliziert sind die „Talente", die „Fachleute", die Literaten. Es ist zumeist nur ein einziger ebenso großer wie selbstverständlicher Gedanke, der das Leben des Genius erfüllt und bestimmt. Es ist zumeist nur ein einziger dunkler Wunsch und Trieb, der das Gesamtleben eines ganzen Zeitalters gestaltet und bewegt. Dieser Geniegedanke und dieser Zeitgedanke sind aber wiederum ein und dasselbe. Jedoch die Dutzendgelehrten machen alles schwierig. Sie verhalten sich zum großen Publikum wie törichte Eltern und Erzieher, die den Kindern auf die meisten ihrer Fragen antworten: Das verstehst du nicht! Aber die Kinder würden es ganz gut verstehen, in ihrer Art, wenn die Lehrer nicht zu dumm und zu hochmütig wären, um es ihnen zu erklären. Was der wahre und eigentliche, der göttliche Sinn jedes Ereignisses ist, das ist freilich für Kinder „zu hoch", aber es ist auch für Erwachsene zu hoch, für Jedermann zu hoch! Das bißchen aber, was wir davon wissen können, ist so einfach, daß es jedem Kind begreiflich gemacht werden kann.

Die „Entstehung des Christentums" ist das größte Ereignis der Weltgeschichte und darum das einfachste. Es hat keine symbolische, allegorische oder irgendwelche andre Nebenbedeutung, es ist klar wie das Tageslicht. Ein großer gottgesandter Mann, größer als alle bisherigen Gottgesandten, tritt in die Welt und löst durch die schlichte Tatsache seines Lebens und Sterbens das Rätsel des Menschen, indem er ihm mitteilt, daß er eine Seele besitzt. Seine Worte und Taten haben eine so ungeheure Gewalt, daß Jedermann sich ihnen unwillkürlich unterwirft: erst der kleine Kreis, in dem er wirkte, später ein größerer, schließlich die halbe Welt. Dieser Prozeß erfordert naturgemäß Zeit. Er ist auch heute noch nicht ganz abgeschlossen. Wir haben auf der einen Seite den Genius Jesus Christi, auf der andern Seite die Menschheit, jener spendend, diese aufnehmend und weiterbildend, ein nahezu zweitausendjähriger Kontakt zwischen zwei realen Weltkräften. Gibt es etwas Einfacheres als diesen Sachverhalt? Gibt es etwas Wahrscheinlicheres?

Aber so soll es nicht sein. Wir sollen statt dessen an eine Reihe von ganz unmenschlichen und unsinnigen Komplikationen glauben, wir sollen an einer Anzahl der gesichertsten und plausibelsten Tatsachen zweifeln, wir sollen eine endlose Kette von abenteuerlichsten Schlüssen und ausgeklügeltsten Erklärungen annehmen, und wenn wir alle diese schwierigen und abstrusen Gedankengänge glücklich durchgedacht haben, so besteht die Belohnung darin, daß wir Das, was uns bisher der höchste Trost, die tiefste Rechtfertigung, der beglückendste Sinn unsres Lebens war, für das Hirngespinst geisteskranker jüdischer Sektierer halten dürfen.

Die Entzauberten von Gisella Selden-Goth

Die Entzauberten' heißt ein Buch von Emil Ludwig, das zuerst vor dem Kriege und jetzt in einer neuen veränderten und erweiterten Auflage (bei Felix Lehmann) erschienen ist. Dieses Buch ist ein Kompendium aller unsympathischen Aeußerungen Richard Wagners. Was er in seinem langen Leben Affektiertes, Verlogenes, Gefallsüchtiges gesagt oder geschrieben, ist darin mit bemerkenswerter Beherrschung des Materials geschäftig zusammengetragen. Eine fleißige Arbeit, die seinerzeit geleistet wurde, um die Schar der „Entzauberten" sichtbar abzusondern von jener andern, die sich anno Dreizehn kopfüber in Jahrhundert-Feier und Parsifal-Rummel stürzte. Damals war es in Deutschland noch eine Lust zu leben, und viele Leute hatten keine andern Sorgen, als über die Dauer des Bayreuther Gedankens zu streiten.

Wozu dieser Haß, der nun noch einmal dreihundert Seiten lang offene Türen einrennt? Auch ohne Emil Ludwigs Ausführungen schwankt Wagners Charakterbild längst nicht mehr in der Geschichte. In seiner Erscheinung inkarniert sich ausbeute-

rische Selbstsucht und grenzenlose Selbstvergötterung. Er hebt das Axiom auf, daß nur ein großer Mensch auch ein großer Künstler sein könne. Seine Unverträglichkeit, seine Wichtigtuerei, sein Drang, sich bei agilster Tüchtigkeit als tragisch verkanntes Genie darzustellen, feiern in seiner Selbstbiographie wahre Orgien. Wie fern ihm jede persönliche Noblesse lag, wie rücksichtslos er seine Freunde, besonders den stets hilfsbereiten Liszt, auszunützen wußte, ist in jedem der vielen Bände seines Briefwechsels nachzulesen. Aber so wenig man heute irgendeine Ehrenrettung des Menschen Wagner ernst nehmen würde, so wenig besteht das Bedürfnis, alle menschlichen Schwächen einer künstlerischen Erscheinung zu katalogisieren und zu etikettieren, die — immerhin! — einzig dasteht und mit deren Wirkung noch lange, sehr lange zu rechnen sein wird.

Der Verfasser der ‚Entzauberten' weist freilich in seiner neuen Vorrede triumphierend darauf hin, daß die von ihm prophezeite Wagner-Dämmerung während des Krieges noch zugenommen habe. Die statistische Kurve der Wagner-Aufführungen krümmt sich abwärts — waren aber auch immer genug Bühnenarbeiter und Extrabläser zur Stelle? —, Verdis und Morzarts Kurve steigt steil in die Höhe. Emil Ludwig weiß, daß der Snob heute nach Melodie schreit, und daß kein besserer Mensch mehr den andern mit dem Siegfried-Pfiff herbeiruft. Er pfeift Figaro oder den Rosenkavalier. Und komponiert dieser Snob, so wird er peinlich hohes Geigentremolo und wohlklingende Tubenakkorde vermeiden. (Der wahre Künstler kann Wagner nicht verleugnen: ‚Palestrinas' durchkomponierte Dialektik, die üppige Koloristik der ‚Frau ohne Schatten' sind ohne Wagner undenkbar.)

Aber es wächst immer wieder eine Jugend auf, die bei jeder Walküren-Vorstellung das Theater stürmt und nachher ihres Gottes und des unverwüstlichen Feuerzaubers voll in heller E-Dur-Begeisterung nach Hause zieht. Sie wendet sich keineswegs von dieser Welt ab, wie Ludwig meint. Was ficht ihren Enthusiasmus der Schwulst und die Unlogik von Wagners aesthetischer Lehre an, die in allen seinen Schriften, so philosophisch er sich auch gebärden mag, letzten Endes immer nur auf die Verherrlichung seines Ich und seiner reformatorischen Ideen ausgeht? Auch in dieser Hinsicht wirkt Ludwigs Sturmlauf reichlich überholt. Niemand mehr wertet den Schriftsteller Wagner höher denn als gewandten Journalisten, dem alle Mittel einer überzeugten Suada zu Gebote standen, um im Interesse seiner mehr oder minder ausführbaren Pläne zu wirken. Ueberflüssig auch, heute noch den Finger auf die Schwächen seiner Texte zu legen. Daß sie hohe dichterische Schönheiten enthalten, muß auch in diesen boshaft detaillierenden Zergliederungen zugestanden werden. Daß die meisten Gestalten Wagners blutlose Schemen sind, sobald der Mantel der Musik von ihnen abfällt, daß uns ihre

geschwollene Redseligkeit mit und ohne Stabreime oft auf die Nerven fällt, daß sie schließlich mit den Begriffen Erlösung, Wollust, Grauen, Minne, Wonne und Lust Schleuderhandel treiben: all dies müßte nicht mehr mit einer bis ins Kleinste gehenden Absicht bewiesen werden, deren Gehässigkeit verstimmt, noch bevor man sie merkt.

Emil Ludwig in seinem Draufgängertum übersieht die Hauptsache: daß das Wagner-Problem heute nur noch von der musikalischen Seite her zu fassen ist. Dieser Seite kann aber nicht ein Schriftsteller beikommen, der sich selbst als Nichtmusiker bezeichnet. Sein ganzes Buch tastet demgemäß über sein eigentliches Thema vorsichtig hinweg. Er hat am Kernpunkt der Frage fröhlich vorbeigeschrieben. Mehr als von Musik ist von Brunst, Erotik, Sinnlichkeit die Rede; wie sich Ludwig überhaupt heftig bemüht, alle künstlerischen Aeußerungen von Wagners Genie aus verdrängter Sexualität zu erklären. Die Musik Richard Wagners trifft das nicht im geringsten. Sie ist aus keiner Kultur mehr wegzudenken. Im Urteil der Zeiten wird sich ihr unvergängliches Teil herauskristallisieren, wenn sonst alles an Wagner vergessen ist. Wie die räumlichen, so verkürzen sich, aus der Ferne gesehen, auch die künstlerischen Distanzen: kommende Epochen werden in der Reihe Fidelio-Freischütz-Lohengrin keine Caesur mehr empfinden. Ebenso wie schon heute der unbefangene, von Schlagworten unbeschwerte Hörer die Grals-Erzählung nicht anders genießt als irgendein Arie Mozarts oder Verdis: in heller Freude an der edelgeschwungenen Linie vollkommener Musik.

Eines aber hat Emil Ludwig doch begriffen: den Tristan. Sein Haß ist nicht blind, seine Feder nicht aggressiv genug, um sich auch an ihm zu vergreifen. Den Unmusikalischen selbst streift ein Hauch göttlicher Schönheit, da er an dieses Werk gelangt. Er hebt es auf ein einsames Piedestal und spricht es als die einzige Harmonie eines unharmonischen Lebens und Schaffens an. Er ahnt, daß es rein und menschlich empfangen und geboren, von Einem, der das Wort vom Rein-Menschlichen so oft als klingende Schelle auf den Lippen führte. Und weil er das geahnt, sei ihm manches verziehen.

Wir aber, die vor dem Tristan sitzen, wenn Blechs Taktstock weiße Glutwellen durch das Orchester jagt — wir wissen, daß dieser Zauber sich noch vielen Generationen immer aufs Neue offenbaren wird. Was kümmert uns da Liebestrank und Ehebruch, was Minne und Tod, Sänger und Szene? Meer der Träume, erträumter Klänge, Odem Gottes und höllischer Finsternis Verkündigung, Botschaft der Ewigkeit und Wunder der Zeitlichkeit, Lied und Schalmei, Donnerschall und süßes Weben — Musik! Da straffen sich unsre Nerven zu einer unerhörten Genußfähigkeit, und wir fühlen die Nacht der Liebe herniedersinken.

Denn wir sind noch nicht entzaubert.

Schiller und Tschechow

Wie lebensrot ist ‚Kabale und Liebe', wie verblichen ‚Maria Stuart'! Edel geschwungene Arien, die von den Bretterwänden einer Haupt- und Staatsaktion ziemlich hohl widerhallen. Das fünfte ‚Jahr der Bühne' versucht zu begründen, warum wir hier unbewegt bleiben, während der bunten Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht, das Herze stockt und die Augen sich feuchten. Der sentimentalische wird ein sentimentaler Dichter, dessen wir heute weniger denn je bedürfen. Aber da alles, was geschieht, notwendig und bezeichnend ist, so hat es schon seinen Sinn, daß die schottische Mumie die neue Aera des Schauspielhauses eindeklamiert. Das Stammpublikum ist unverändert gut königisch, und so soll es die Majestäten, die aus der Loge verschwunden sind, zum mindesten noch auf der Bühne glänzen sehen. Die Revolution war gar keine, und das Theater sei der Spiegel der Zeit. Immer langsam voran und zunächst um die alte Haut ein frisches Hemde. Der Dekorationsmaler Emil Pirchan hat eine Beziehung zu der Kunst, die diese oft entweihte Szene kaum jemals und sicherlich niemals vollständig reinigen wird. Das Hindernis ist menschlicher und wirtschaftlicher Natur: man müßte mit lauter jungen Kräften ganz von vorne beginnen und hat doch weder die Roheit, die alten, nicht ganz verbrauchten Kräfte auszuschalten, noch das Geld, sie ohne Beschäftigung zu ernähren. Darum wird die Entwicklung, wie beim Aufstieg und in der Blüteperiode der l'Arronge, Brahm und Reinhardt, auch jetzt den Gendarmenmarkt links liegen lassen. Hier haust der Kompromiß, und es ist allenfalls dafür zu sorgen, daß in dem unfreien Spiel der heterogenen Kräfte die Zukunft stärker vertreten ist als die Vergangenheit. Herr Fritz Kortner, angeblich ein Stück Zukunft, entzieht sich mir regelmäßig durch Absage, sodaß der Charakter meiner Vorstellung: die Charakterlosigkeit nur durch die Königinnen beeinträchtigt wurde, indem sie zum Glück keine Königinnen waren. Die Höflich war sie selbst, das heißt: erheblich mehr, als der Rhetoriker Schiller, von seinem Gegenstand dahin- und über die Gesetze der Psychologie hinweggerissen, sich und der reifern Jugend zusammenfabuliert hat. Agnes Straub ist reizvoll verwegen wie Bassermann, der Erfinder eines betrunkenen Geßler. Schiller erleichtert es, in der Dame Elisabeth das Luder, das scheinheilige Aas, das gehobene Fischweib zu finden. Aber dann will die Gemeinheit erst mit so funkelnder schauspielerischer Verve herausgehämmert sein. Bei einem Experiment, das sich etwa die Triesch nicht leisten dürfte, hilft der Straub die Erscheinung einer Herrscherin, der sich britische Höflinge beugen werden, trotzdem man mit solchem Akzent höchstens östlich von Memel oder südlich von Tetschen befehlen wird. Der Schuß Rührseligkeit, der dieser Darstellerin bisher beinah jede Rolle irgendwo fettig gemacht hat, macht ihr endlich einmal eine glänzend, weil er geheuchelt ist. So muß man den primitiven Schiller spielen: ohne die mindeste Angst vor dem springenden Wechsel von prallem Licht und pechschwarzem Schatten.

*

Ein Fresko-Maler ohne innere Beteiligung, aber mit Handgelenk und Kenntnis des Publikums, das sich nicht verändert, wird bei diesem nach hundert Jahren die alten Erfolge haben. Greife dir Themen der Geschichte in Schillers Manier, lasse sie über den Einzelfall hinaus beileibe keine symbolische Geltung gewinnen, und du hast noch den Durchschnitt der Nachwelt für dich. Anton Tschechow wird anno 2019 vergessen sein und hundert Jahre früher durchfallen. Dafür werden ein paar seiner Zeitgenossen mit ihm, bei ihm, über ihn weinen, ergriffen von einem Weh, das, „objektiv" genommen, auf einer Erde der Not und des Jammers grenzenlos unberechtigt ist und nur seinen Gestalter so qualvoll durchrüttelt hat, daß der Anlaß des Kummers gleichgültig wird vor seiner Kraft, und daß diese den Weltschmerz eines belanglosen, trägen, verschuldeten russischen Gutsherrn zum Welt-Schmerz härtet und hebt. ‚Iwanow' — oder Johannes Vockerat, der mit Anna Mahr verheiratet ist und sich zu Käthen hinübergezogen fühlt. Ein unmännlicher Mann ohne Leistung, der eigentlich gar keine Frau beanspruchen und am wenigsten zwei malträtieren darf. Eine Drohne, ein Abwärtsling, ein gesellschaftsfeindliches Element, das keinen Schuß Pulver wert ist, außer dem einen, mit dem es sich schließlich aus dem Wege schafft. Wer Iwanow retten will, der streckt seine Hände ins Leere. Um ihn schwirrt, um ihn kriecht, um ihn säuft und spielt und stöhnt und vergeht seinesgleichen. Träfe man diese Bagage — man würde sie meiden. Aber Tschechow blickt aus seinen Dichteraugen auf sie, aus dem einen tiefmelancholisch, aus dem andern auch nicht grade ironisch — und uns überwältigt seine und Strindbergs Empfindung: Es ist schade um die Menschen. Um die Menschen? Durch diese seine Empfindung, durch seine Gabe, mitzuleiden, werden sie eben Menschen, all die Nichtstuer, Gauner, Spießer und Schönredner. Tschechow hat die dramatische Technik, den theatralischen Schmiß der Russen, nämlich weder diesen noch jene, und seine vier Akte drehen sich gemächlich im engen Kreise: aber was innerhalb der Peripherie seine reine Hand berührt, gibt eine Seele preis, selbst wenn es bis dahin keine hatte. Man kann den schwierigen, schmierigen Alltag nicht gütiger, nicht schöner, nicht heller durchleuchten. Das Licht scheinet in der Finsternis, hier wie bei Tolstoi, der den freiern Horizont, nicht die größere Gestaltungsfähigkeit hat. Nach drei Stunden reißt man sich ungern los und verteilt seinen Dank an den toten Dichter und die lebendigen Kammerspiele. Der Arzt freilich sollte wieder dort abgeliefert werden, wo man ihn hergenommen hat. Aber von Frau Fein angefangen, die eine Entschädigungsklage anstrengen müßte, weil sie, zur Darstellung eines armen kranken Häufleins Judenunglück vorbestimmt, an diesem Theater jahrelang zur heroinenhaften Verzerrung ihres Wesens gezwungen worden ist — von ihr angefangen, über Gülstorff, der am meisten Atmosphäre auf der Grenze der Komik hat, und über Moissi, dessen Maëstria in der Wiedergabe spezifisch slawischer Gebrochenheit fast schon zu glatt ist, ging es hinauf bis, immer mal wieder, zu Werner Krauß, der es fertig kriegt, hinter jeder neuen Maske, und seine Maskenkunst scheint unerschöpflich, einen neuen Menschen unheimlich werden zu lassen.

Jeremias von Alfred Polgar

Jeremias' ist eine dramatische Dichtung von Stephan Zweig. Der Prophet Jeremias warnt vergebens Volk und König von Jerusalem, sich in Krieg mit Nebukadnezar einzulassen. (Ganz klar ist mir der Prophet als Warner nicht. Denn sieht er voraus, was geschehen wird und muß, kann ja auch seine Warnung das Unabwendbare nicht wenden; nützte sie aber, so wär' er doch ein falscher Prophet gewesen.) Also Jeremias warnt vergeblich Volk und König. Sie entscheiden sich für Krieg. Und es kommt dann haarscharf genau so, wie der große Ahnherr aller Jammerer antizipierend wehgeklagt hatte. Der König wird geblendet, seine Söhne hingerichtet, die Stadt Jerusalem dem Erdboden gleichgemacht und ihr Volk in die Diaspora geschickt. Hatte bisher Jeremias Uebel verkündet, so verkündet er jetzt — und hier macht das Drama, knapp vorm Ziel, eine national-jüdische Wendung — Heil und Trost. Er versichert den Juden, daß ihnen eine schöne und edle Spezialmission auf Erden bis zu aller Dinge Untergang gewiß, und daß ihr Geist unzerstörbar sei. Der große Zürner redet jetzt Worte der Güte, Liebe und Brüderlichkeit. Wie starke persönliche Suggestion von dem gotterleuchteten Propheten ausgeht, zeigt der Dichter an zwei erregenden Beispielen. Einmal ist es der kriegshetzerische Knabe Baruch, der vor Jeremias, unmittelbar nachdem er ihn mit dem Schwert verwundet hat, ehrfurchtsvoll hinsinkt. Das andre Mal tut dies der König, unmittelbar nachdem er einen Wutanfall gegen den lästigen Unglücksraben gehabt hat. Beide Bekehrungen vollziehen sich mit mystischer Plötzlichkeit: der Hörer hat nicht das Empfinden, daß Jeremias, sondern nur, daß der Dichter Wunder tut. Immerhin sind es zwei starke Augenblicke, die zwei starken Augenblicke des Werkes. Sonst bewirkt die Leidenschaft des Propheten nirgends dramatische, immer nur rhetorische Bewegung. Er redet viel, stark, groß. In der Weißglut seiner Ekstase löten sich die Versenden an einander: es reimt sich. Der König Zedekia hat eigentlich kein merkbares Ich; er ist ohne rechte menschliche Dimensionen. Der Knabe Baruch zeigt ein schwärmerisches Gehaben. Das Volk ist beweglich, so und so, die Priester und königlichen Räte tun stilvoll verbohrt und feierlich. „Jeremias' ist ein Produkt aus redlicher Empörung gegen den Krieg mal der Fähigkeit getragen Ausdrucks. Ein Drama al fresco. Es macht trotz allem Pathos des Schreitens und aller Spannweite der Gebärden gleich seinem Helden einen zarten, blassen Eindruck. Jeremias Weißhand sozusagen.

Dem Propheten gibt, im wiener Deutschen Volkstheater, Herr Onno die reine, schöne Intensität, die das Eigentlichste seiner Kunst und seines Wesens. Darstellung einer Person, deren tägliches Brot die Ekstase und die garnichts anders sehen kann

denn visionär, ist ihm natürlich ein Leichtes. Als Knabe Baruch tut sich Herr Schildkraut anfangs heftig um; später findet er für die Rolle einen Ton gequälter Nervosität, der, wenn auch nicht ins Herz, so doch scharf ins Ohr geht. Aus dem Zedekia macht Herr Aslan eine ziemlich weiche Majestät; die Figur hat allerdings auch dichterisch nur den Härtegrad etwa von Wachs. Das Volkstheater-Demos wogt nicht übel hin und her. Aber ich muß sagen, daß mir dieses Gewoge, dieses Armgespreize, diese ganzen rhythmischen Schrei- und Schwimmübungen eines Haufens teilnahmsloser, vom lächerlichsten Theaterplunder umschlotterten Gestalten schon ein Greuel sind, Aug' wie Ohr beleidigend und die Phantasie meuchelnd.

Der deutsche Farbentrust von Validus

In den letzten Wochen sind an den deutschen Börsen die Aktien der großen chemischen Werke um 100 bis 150 Prozent in die Höhe geschnellt. Das hat die Kurse teilweise recht nahe an 500 Prozent gebracht, eine umso merkwürdigere Erscheinung, als die Gewinnaussichten der Farbstoffwerke allgemein für ziemlich unbefriedigend gelten. Schon für das letzte Jahr waren die Dividenden der führenden Werke von 20 auf 12 Prozent heruntergegangen, und für 1919 wird mit wesentlich geringern Ausschüttungen gerechnet. Die Spekulation ließ sich dadurch nicht irre machen und verwies für ihre Käufe auf zwei Umstände: auf angeblich sehr bedeutende Käufe des Auslands und auf angebliche Absichten der Verwaltungen, in sehr erheblichem Maße neue und billige Aktien den alten Aktionären zu gewähren. Diese Börsengerüchte finden jetzt ihre Bestätigung: Die sogenannte „Interessengemeinschaft", das ist der Verband der deutschen Farbstoffwerke, nimmt bei einigen ihrer Mitglieder Kapitalverwässerungen vor, wie man sie in Deutschland wohl noch nie in diesem Ausmaß erlebt hat.

Wie ist diese Interessengemeinschaft entstanden? Die genialen Erfindungen der deutschen wissenschaftlichen Chemiker waren im wesentlichen von kaum mehr als einem halben Dutzend deutscher Werke ausgenutzt worden, und unter diesen hatten wiederum vier eine überragende Bedeutung gewonnen. Das waren die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, die Höchster Farbwerke, vormals Meister, Lucius & Brüning, die Elberfelder Farbstoffwerke, vormals Friedrich Bayer in Elberfeld und die einstweilen noch in Privatbesitz befindliche Firma Leopold Cassella & Co. in Frankfurt am Main-Mainkur. Der sich überall aufdrängende Syndikatsgedanke hatte auch in diesem mächtigen Gewerbezweig bald Anklang gefunden, und so hatten sich allmählich zwei Konzerne herausgebildet: das Elberfelder und Ludwigshafener Werk zum einen, Höchst und Cassella & Co. zum andern. Dem ersten hatte sich noch die A.-G. für Anilinfabrikation in Berlin-Treptow angegliedert. Es bestanden also — ähnlich wie in der Elektrizitätsindustrie (A. E. G. und Siemens & Halske) — zwei Gruppen, die den Markt beherrschten und in diesem Falle nicht nur den deutschen, sondern den Weltmarkt. Als dann in der Kriegszeit immer deutlicher erkennbar das Bestreben des Auslands wurde, gegen die deutsche Farbstoffindustrie Konkurrenzunternehmungen zu errichten, und die leiten-

den deutschen Kreise sich darüber klar waren, daß beim Friedensschluß eine schwere Arbeit beginnen würde: da entschloß man sich zu einer Vertrustung der gesamten Industrie. Zwar ließ man den einzelnen Werken ihre formelle Selbständigkeit; aber man traf weitestgehende Abmachungen über die Verteilung der Arbeit und beschloß vor allem, die Gewinne nach einem feststehenden Schlüssel zusammenzuwerfen. Es ergab sich folgender Gewinnanteil:

Höchster Farbwerke	24,82 %
Badische Anilin- und Sodafabrik . .	24,82 %
Bayer Elberfeld	24,82 %
Anilin Treptow	8,08 %
Grießheim-Elektron	6,00 %
Weiler-terMeer	1,65 %
Cassella & Co.	9,81 %

Als jener Vertrag geschlossen wurde (es war 1916, und Grießheim-Elektron und Weiler-terMeer wurden erst in diesem Jahr Mitglieder der Interessengemeinschaft): da machten allerdings einige Mitglieder des Trusts gewisse Vorbehalte inbezug auf neue, besonders hoffnungsvolle Betriebszweige. Als ein derartiges Vorbehaltsgut galt vor allem die Stickstoffgewinnung aus der Luft, wie sie in gewaltigstem Umfange besonders die Badische Anilin- und Sodafabrik auf Grund der genialen Erfindungen von Professor Haber aufgenommen hatte.

Bis dahin hatten diese Werke mit einem unverhältnismäßig kleinen Nennkapital gearbeitet. Erst im Jahre 1917 erhöhte jede der drei führenden Gesellschaften ihr Kapital von 54 auf 90 Millionen. Auch das war, an der Bedeutung der Unternehmungen gemessen, sehr wenig. Dementsprechend standen auch die Aktien meist außerordentlich hoch im Kurs. Jetzt kommen die Verwaltungen mit einem fast einzig dastehenden Vorschlag: Das Kapital der einzelnen Werke soll verdoppelt werden, so daß beispielsweise Höchst oder Ludwigshafen statt 90 Millionen 180 Millionen Stammkapital besitzen werden. Diese Aktien werden zu dem ungewöhnlich niedrigen Kurs von 107 Prozent den alten Aktionären angeboten. Damit ist es aber noch nicht getan, sondern es werden gleichzeitig Vorzugsaktien ausgegeben, und zwar geschieht das in dem Verhältnis, daß auf 100 Stammaktien 40 Vorzugsaktien umlaufen sollen. Mit andern Worten: jedes der drei großen Werke wird neben 180 Millionen Stammaktien 50,72 Millionen Vorzugsaktien besitzen. Die Art der Kapitalisierung ergibt sich aus folgender Uebersicht:

Aktienkapital in Millionen Mark	Bis 1917	Seit Herbst 1917	Künftiges Stammkapital	Künftige Vorzugsaktien
Höchst	54	90	180	72
Ludwigshafen .	54	90	180	72
Elberfeld . . .	54	90	180	72
Berlin-Treptow	19	33	66	26,4
Grießheim . . .	168	10,4	20,8	8,3
Weiler-ter Meer	30	45	90	36

Welchen Zweck hat nun die Ausgabe dieser beiden Aktienkategorien? Die Stammaktien werden ausgegeben, um den unleugbar starken Kapitalbedarf der Gesellschaften zu befriedigen. Die Vorzugsaktien aber sollen verhindern, daß ausländische Interessengruppen einen ausschlaggebenden Einfluß auf die deutsche Farbstoffindustrie gewinnen. Zu diesem Zweck werden die neuen Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht ausgestattet, obwohl nur 25 Prozent einbezahlt werden müssen. Diese unvollständig einbezahlten Aktien werden dann von jedem Werk

an die befreundeten Werke ausgeliefert. Kurzum: Mit Hilfe einer verhältnismäßig ganz geringen Kapitalsaufwendung (rund 75 Millionen) wird die Herrschaft über den gesamten Anilinkonzern ausgeübt, der heute einen Wert von etwa anderthalb Milliarden darstellt.

Der außerordentlich starke Kapitalbedarf der Interessengemeinschaft rührt in erster Linie von den Stickstoffunternehmungen her. Die Entwicklung, die hier sichtbar wird, ist volkswirtschaftlich höchst bedeutungsvoll. Der Stickstoffbedarf Deutschlands namentlich für landwirtschaftliche Zwecke war schon vor dem Kriege sehr groß. Er betrug beispielsweise 1913 222 500 Tonnen; über die Hälfte davon mußte aus Chile in Form von Chile-Salpeter bezogen werden (116 0000 Tonnen). Ungemein stark war freilich auch die Leistungsfähigkeit der Montanindustrie, die bei der Koksgewinnung 92 000 Tonnen Stickstoff in Form von schwefelsaurem Ammoniak lieferte. Der Rest kam teilweise aus Norwegen. Nur 4000 Tonnen Stickstoff wurden in Form von Ammoniak nach dem damals neu aufkommenden Verfahren von Haber gewonnen, das aus der Luft Ammoniak herstellt. Immerhin hatte damals schon die Badische Anilin- und Sodafabrik eine Anlage im Wert von etwa 35 Millionen Mark in Oppau am Rhein gebaut. Als nun der Krieg uns von Chile vollständig abschnitt, auf der andern Seite aber der Bedarf an Stickstoff für Munitionszwecke sich sehr erhöhte, da empfand man Habers Erfindung gradezu als Erlösung und baute nun, teilweise mit Reichsmitteln, neue Anlagen, sowohl am Rhein wie in der Gegend von Merseburg. Allmählich sind in diese Unternehmungen mehrere 100 Millionen Mark gesteckt worden, um nicht zu sagen: über eine Milliarde, oder müssen noch hineingesteckt werden. Das Reich ist heute nicht mehr gewillt, sich an diesen Dingen zu beteiligen, und so ist es Sache der Farbstoffindustrie, diese eminent hohen Beträge aufzubringen. Den drei Werken, die bisher an der Stickstoffgewinnung beteiligt waren, scheint nunmehr das Risiko doch zu groß zu sein, und deshalb will man alle Angehörigen der Interessengemeinschaft an der Ausnutzung beteiligen.

Wie bedeutend die Entwicklung von Habers Stickstoffverfahren für Deutschland geworden ist, möge man daraus ersehen, daß nach Fertigstellung der jetzt im Bau begriffenen Werke die Gesamtleistung nicht weniger als 300 000 Tonnen Stickstoff betragen wird, gegenüber einem gesamten deutschen Bedarf von 222 500 Tonnen vor dem Kriege. Mit andern Worten: Es ist nicht nur Hoffnung, den deutschen Bedarf reichlich zu decken und auf die Einfuhr von Chile-Salpeter so gut wie vollständig zu verzichten, eine ganz andre und gründlichere Düngung als früher vorzunehmen und damit den Ertrag unsres Bodens erheblich zu steigern — man wird vielleicht auch Stickstoff exportieren.

Warum geben da die Werke die Aktien so billig heraus? Schon bei der letzten Kapitalserhöhung im Jahre 1917 ist das aufgefallen. Man hat damals die Aktien zu 150 Prozent an den Markt gebracht. Kurze Zeit nach dieser Emission hat die Reichsbank verboten, daß hochrentable Werke in so krasser Form ihr Kapital verdünnen. Wird diesmal die Genehmigung erfolgen? Man gibt die Aktien so billig aus, weil man auf diese Weise mit wenig Geld den alten Besitzern die Kontrolle ihrer Werke ermöglichen will. Man will ferner die Dividenden künstlich herunterdrücken, um die Begehrlichkeit des Auslands, der Arbeiter und des Fiskus niederzuhalten. Wird der Staat hier ruhig zusehen? Ist überhaupt die Farbstoffindustrie für eine Sozialisierung nicht gradezu geschaffen? Der Hinweis auf die schlechten Erfahrungen

mit dem Staat als Arbeitgeber ist nicht von der Hand zu weisen. Aber ist denn Sozialisierung gleichbedeutend mit Verstaatlichung? Steht nicht in jener Denkschrift über die Sozialisierung des Kohlenbergbaus der klassische Satz: „Das Erste, was im Kohlenbergbau enteignet werden muß, das sind die Staatsgruben"? Kann man sich denn nicht die Bewirtschaftung unsrer chemischen Industrie dergestalt denken, daß nicht der Staat, sondern ganz andre Faktoren entscheidenden Einfluß üben? Könnte man sich denn nicht vorstellen, daß die jetzt bestehenden chemischen Werke ihren Aktionären die Aktien in festverzinsliche Obligationen umtauschen, daß die Aufsichtsräte, sofern sie nur kapitalistische Interessen vertreten, ausscheiden, daß aber die Direktoren, falls sie wirklich fähig sind (Duisberg, Weinberg und Andre), die Leitung in der Hand behalten, und daß darüber hinaus der Aufsichtsrat gleichmäßig gebildet wird von Vertretern der Arbeiter, der Ingenieure und der Chemiker und von den Abnehmern? Man sage nicht, daß dadurch Leistungsfähigkeit und Unternehmungslust gelähmt würden. Wer die Verhältnisse kennt, wer auch nur eine Ahnung hat, in welch unwürdiger Weise oft Chemiker mit ihren Ideen niedergehalten und in der Ausbeutung ihrer Erfindungen gehemmt werden, der wird sich vielleicht von einer derartig demokratisch aufgebauten Industrie erheblich mehr versprechen als von der heutigen rein kapitalistischen chemischen Monopol-Industrie.

Mißachtung der Liebe von Kaspar Hauser

Ach, Tante Julla, du in Neu-Ruppin
liest schaudernd von berliner Scheußlichkeiten,
und wie die Damen ihre Glieder spreiten,
und denkst: Dies Sündenbabylon Berlins!
Und deine Äuglein öffnen sich in Lüsten,
weil deine Kaffeeschwestern gerne wüßten
von einem Paar, gelagert Bein an Bein . . .
Wie mag das sein?

Ach, Tante Julla — komm mal an die Spree.
Und sieh dir dieses Wogen aus der Nähe,
ganz aus der Nähe an, wie ich es sehe.
Und denk dir nur ein Chambre séparée.
Sie quietscht. Der Kellner schummelt. Dünne Geigen
verleiten sie, sich ziemlich ganz zu zeigen.
Ein Mieder noch und noch ein Brüstchenlein . . .
Was kann da sein—?

Ach, Tante Julla — wir sind nicht blasiert.
Und doch: wie eng ist dieser Markt der Liebe!
Der liebt die Knaben, jener schätzt die Hiebe,
und der ist nur von Zöpfen enchantiert.
Die Themis bullert mit Moralgesetzen.
Man muß Erotik nicht so überschätzen.
Bleib nur in deinen bürgerlichen Träumen,
du hast hier nämlich garnichts zu versäumen.
Bleib, Tante Julla, in dem Stübchen klein —
Was kann da sein—?
Was kann da wirklich sein—?

Rundschau

Mehr Aufklärung!

Es gibt immer noch politische Kinder, die behaupten, es sei trotz allem Umsturz eigentlich alles beim alten geblieben. Sie jammern weiter über Kapitalismus, Militarismus, Bürokratismus, Lügenpresse, Kriegsmißwirtschaft und Belagerungszustand. Ueber diesen kleinen Rudimenten des alten Systems vergessen sie völlig die glanzvollen Errungenschaften der Revolution. Das ist zum Teil — dies darf nicht verschwiegen werden — Schuld der Regierung selbst. Warum bringt sie dem Volke nicht besser zum Bewußtsein, was alles eine grundlegende Aenderung erfahren hat? Es müßte doch mal endlich durch Nebeneinanderstellung in Wort und Bild dargetan werden: wie grundverschieden der alte Krieg im Schützengraben von dem modernen Bürgerkrieg in den Reichshauptstädten ist; wie sehr sich der Musketier vom Nosketier an Leib und Seele, Achselstück und Grußpflicht unterscheidet; wie so ganz anders doch heute ein Oberst über seine Minister Erzberger und Scheidemann spricht als zu den Zeiten, da noch Bethmann Hollweg Reichskanzler und die Hungerfriedensmacher Erzberger und Scheidemann Abgeordnete waren. Es wäre an der Zeit, darauf hinzuweisen, daß an Stelle des alten amtlichen Lügensprachrohrs: der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung das offizielle Organ für Treu und Redlichkeit: die Deutsche Allgemeine Zeitung getreten ist. Plakate lasset anschlagen, die den gewaltigen Unterschied zeigen zwischen den Fahnen und Flaggen des alten Reichs und des neuen, zwischen dem greisen Hohenzollern-Aar und dem taufrischen revolutionären Reichs-Adler, der gepanzerten Briefmarken-Germania und dem freiheitlichen Geiste der Nationalversammlungsfreimarken. Stellt graphisch dar: um wieviel schneller heute Gesuche bei Behörden erledigt werden als früher; um wieviel inhaltsreicher die Reden des Nationalversammlungsabgeordneten Schultze sind als die des Reichstagsabgeordneten Schultze; um wieviel geschickter der Zahlmeister vom Grenzschutz in der Verschiebung des Heeresguts ist als der stümperhafte Anfänger von 1915/16 in Belgien und Polen. Zeigt im Bilde, wie weit der Sozialismus schon marschiert ist. Macht dem Volke klar, um wieviel näher wir dem Paradiese der Freiheit gekommen sind. Habt Ihr nicht die Ufa? Also: Zeigt in ihren Lichtbildhäusern dreimal täglich, um wieviel vergnügter ein Schutzhäftling im freiesten Lande der Welt seinen blauen Heinrich verzehrt als im guten alten militaristischen Deutschland.

Ferdinand Nübell

Kurt Eisner

Wenn man in seinen gesammelten Aufsätzen (erschienen bei Paul Cassirer) blättert, dann verschärft sich der alte Eindruck: ein kluger Kritiker und ein gütiger Mensch. Immer wieder rufen diese Schriften den Leidenszug aus seinem Gesicht in Erinnerung, die überlegenen, leise lächelnden Augen und die harten Linien um seinen Mund. Man meint ihn sprechen, ihn erzählen zu hören mit seiner etwas spröden, gläsernen Stimme. Man glaubt ihn vor sich zu sehen auf der rotausgeschlagenen Tribüne des münchner Theaters, wo er die Feierabende eingerichtet hatte für Arbeiter: ein großer, müder Kopf mit langem, ausgebleichtem Haar hockt auf schiefer Schulter, knaben-

haftem Körper; dünn klirrende Stimme spricht hastige Worte voll kalter Glut. Gnomenhaft, hutzelig, verzwergt steht er oben.

Wir haben ihm alles zu verdanken, wir in München. Wir haben seiner Ueberlegung, seiner Entschlossenheit und seinem Opfermut zu verdanken, daß die entfesselten Kräfte gleich in die richtige Bahn geleitet wurden. Wir haben ihm auch zu verdanken, wie wir heute dastehen. Hätte damals nicht in Kurt Eisner der Pazifist gesiegt, hätte er sich des militärischen Machtapparates wirklich versichert — was ihm leicht gelungen wäre —: wir stünden heute anders da und nicht als sozialer Scheinstaat.

Sein persönlicher Einfluß war stark. Ohne Pathos, ohne Geste bezwang er die Menschen. Er war gerne lehrhaft. So beteiligte er sich lebhaft an der Bildungsarbeit der Partei, gab Unterricht, hielt Werbevorträge und begründete schließlich 1917 seine Diskussionsabende, die der Regierung solchen Schreck einjagten, daß sie Eisner des Hochverrats anklagte. Seine Erregtheit setzte sich meistens in ätzenden Spott um, und seine gründlichen historischen Kenntnisse unterstützten ihn da. Er bewährte sich inmitten aufgebrachter Soldaten und unter wütenden Demonstranten.

Ich habe von Eisners Persönlichkeit gesprochen und damit auch von seinen Aufsätzen, denn für Das, was er schrieb, setzte er sich ein. Was schrieb er? Impressionen, Skizzen, Glossen, Essays; teils mit einem guten Schuß Satire, teils voll tiefer, schlichter Menschlichkeit. Erlebnisse aus Strafanstalten, Reiseeindrücke, Ergebnisse sozialer Wanderungen. Die Sprache ist klar, eindringlich, vollendet. Vor einem Jahrzehnt und noch länger gehörte Eisner zu jener kritischen Gruppe, die sich in den Sozialistischen Monatsheften zusammengefunden hatte: Bernstein, Conrad Schmidt, Heine, Kampffmeyer, David, Schippel.

Er war kein Volksredner. Nur Anständigkeit, nur Mitleid und Wahrheitsdrang trieben ihn zur Politik. Das Schicksal hatte ihm ein Gran zuviel an sozialem Gefühl geschenkt, aber zur Aktivität zu wenig Härte und Nüchternheit. Er war Gelehrter. In seinen Dichterstudien, in den gelegentlichen Impressionen, in den kleinen famosen Theaterreferaten steckt der wahre Kurt Eisner. Seine Neigung gehörte den Büchern, der Dichtung.

Die Niederträchtigkeit bürgerlicher Kampfesweise lieferte gegen ihn ein Musterbeispiel. Es bleibt schmachvoll für Bayern, wie er — Rufer in der Wüste —, wie er, immer drängender, immer verzweifelter in seinen Aufsätzen der letzten Kriegsjahre, wie er von jener verkommenen Schmeichelpresse beschmutzt werden durfte. Der gleiche Bürger, der nach dem Blut der „Roten" lechzte, gedenkt mit keinem Wort des ungesühnten Mordes an Eisner. Doch sicherlich wird in fünfzig Jahren die bürgerliche Presse sich erschöpfen in Hymnen auf Kurt Eisner, und ein geheimer Staatsrat wird voll verhaltener Rührung die Worte sprechen: Denn er war unser! (Vorausgesetzt, daß diese Kaste auch dann noch nicht ausgerottet ist.)

Otto Graf

Präsentiert das ... Gwä!

Die bisher unwiderlegten Feststellungen über das deutsche Offiziercorps, die ich in diesen Blättern zu wiederholten Malen getroffen habe, lassen die Freunde eines Systems nicht ruhen, das den deutschen kleinen Privatmann einmal herrlich über sich selbst hinaushob.

Da ist bei Scherl eine Flugschrift erschienen — ‚An alle Front-

soldaten' heißt sie —, in der bekomme ich es aber ordentlich. Ich bringe nun bei Polemiken niemals die erforderliche Rage auf, weil ich weiß, daß man stets an einander vorbei spricht. Ich habe gesagt, daß deutsche Offiziere im Kriege dem Manne Essen gestohlen haben. Wer draußen war, wird das bestätigen. Soll ich mich deshalb öffentlich mit Einem auseinandersetzen, der in etwas quietschigem Pathos aufschreibt: „Ignaz, bekenne dich als Juden oder Christen, als Katholiken oder Atheisten, egal, egal, Judas Ischarioth bleibt doch dein erster Ahn!"? „Egal, egal" ist ja nun ganz ulkig; aber ich bekenne mich nur als Einen, der den Vorgesetzten in jedem Deutschen bis zur Siedehitze haßt. Was ist denn hier gesagt worden?

Es ist gesagt worden, daß deutsche Offiziere — und damit auch die von ihnen benötigten Militäranwärter und Unteroffiziere — allemal dann, wenns ihnen gut ging, den Versuchungen nicht widerstanden, die gehobene dienstliche Lage ihnen darboten. Ich habe niemals über die wenigen Fälle von Feigheit gesprochen, die überall vorkommen und vorkommen können — ja, ich habe sie ausdrücklich ausgenommen. Behauptet wurde: deutsche Offiziere haben ihre Pflicht als Vorgesetzte nicht getan. Und sie haben sie nicht getan, weil Welten sie von ihren Untergebenen trennten.

Die Unterscheidung: Etappe — Front ist falsch. Die Offiziere wurden alle nach einem Schema, in einem Corps, nach einem Plan ausgebildet — wo blieb die Erziehung? Da, in Warschau, in einem kleinen belgischen Dörfchen, da hätte sie sich zeigen können. Der Hauptmann, der im Graben mit seinen Leuten Feldküchenessen ißt, kann Keinem imponieren — denn verhungern wollte er nicht, und andres war nicht da. Aber der Offizier, der auch dort, wo Weiber, Sekt, Kasino-Nächte und fette Diners winken, sich bescheidet, um den Leuten, die es nicht so haben können, mit gutem Beispiel voranzugehen — der wäre ein Kerl gewesen. Wo gab es ihn?

„Von den Offizieren der Etappe handle ich nicht", sagt die Flugschrift. Aber ich. Denn was wir von dieser Führerschaft — auch im Frieden, besonders im Frieden — zu erwarten gehabt hätten, ist nicht auszudenken. Sie sahen im eignen Landsmann ein Instrument, „sie hetzten ihren Willen durch die Räume", wie einmal so gut bei Latzko steht, sie betrachteten das Ganze lediglich vom egozentrischen Standpunkt aus und ließen sich das bißchen Dienst mit Geld, Ehren und sehr guten Lebensumständen in einer lächerlichen Weise überzahlen.

Schuld sind immer die Andern. Fragt man einen Frontsoldaten, dann sagt er: Ja, die Etappe! Fragt man einen Stabsoffizier, so sagt er: Ja, die radikale Wühlarbeit! (Ich habe in dreieinhalb Jahren nichts von ihr zu sehen bekommen.) Fragt man die Heimat, so sagt die: Ja, das Heer —! Mich will es schier bedünken . . .

Es handelt sich nicht um das einzelne Stück einer Flugschriften-Reihe, in der die dümmsten und unverfrorensten Vertreter der alten Firma munter weiter schreiben: jener Oberst Bauer, Otto Ernst, der noch im August 1918 England für völlig niedergerungen erklärt hat (es wußte es nur noch nicht) — sie Alle sind auf dem Plan, werden gehört und genießen Achtung. Es handelt sich nicht um das Heftchen. Das ruft in freundlicher Weise nach dem Staatsanwalt wider Wrobeln (als ob sich dergleichen in einer preußischen Gerichtsverhandlung abzuwickeln

hätte), zitiert ein Kitschgedicht von Otto Anthes als Argument für den Leutnant und ist im Ganzen bestrebt, Löcher in der Logik mit Bombast zu verdecken.

Dieses Blatt wendet sich an euch, die Ihr unter ihnen gelitten habt. Es wird nichts weiter übrig bleiben, als sie nie wieder hochkommen zu lassen. Sie rühren sich. Habt Acht! Und bleibt frei!

Logik? Sie wollen nicht. Ihr Resultat steht von vorn herein fest: für den deutschen Ungeist zu zeugen, der dieses Land vernichtet hat.

Wir Andern wollen weiter gegen ihn streiten.

Ignaz Wrobel

Liebe Weltbühne!

Im Jahre 1916 gab eine Hofdame aus der engsten Umgebung der Kaiserin folgendes Bulletin aus: „Um allen deutschen Frauen mit leuchtendem Beispiel voranzugehen, hat sich die hohe Frau von heute an ihr Morgenei abgewöhnt".

Antworten

Mannheimer Schauspieler. Aus einem Rattenkönig von Abwehrartikeln, Entgegnungen, Erklärungen und Widerlegungen ersehe ich, daß Ihr einen Kritiker nicht „anerkennt". Dieser Anerkennung bedarf es garnicht. In Blumenthals ‚Gräfin Fritzi' steht der Satz: „Ich habe ein Mißtrauen gegen Kritiker, die beliebt sind" — ein Satz, der von seiner Wahrheit nichts dadurch verliert, daß eine behäbige, überaus weltzufriedene, juchhe-optimistische Kommerzienrätin ihn prägt, während doch nur der Autor seine Vergangenheit rechtfertigen will. Den Wert eines Kritikers entscheidet zwar nicht unbedingt der Grad seiner Unbeliebtheit, da dann, zetteh, der blutige Oscar ein besserer Kritiker als Th. F. gewesen sein müßte. Aber im allgemeinen leisten die verrohten Exemplare der Gilde mehr für die Kunst als die abgeklärten. Und kurz und gut: die süddeutsche Presse, die euereins boykottiert, solange Ihr vor Ernst Leopold Stahl nicht Komödie spielen wollt, hat tausendmal recht und meinen Segen.

Deutscher. Ihr macht die niedlichsten Sachen. Einer unsrer bekanntesten Pazifisten erzählte mir neulich, daß ihm ein Mann geschrieben habe: „Ich bedaure sehr, mich Ihren lobenswerten Bestrebungen nicht eher anschließen zu können, als bis Sie für das Wort ‚international' eine deutsche Bezeichnung gefunden haben." Und weil Ihr jetzt inne geworden seid, daß man zwar nicht mehr die Mandeln und den Blinddarm, wohl aber den Pazifismus trägt, so gründet Ihr einen neuen, einen deutschen Pazifismus. Eine Zeitschrift ruft in ihrem Werbeprospekt: „Nicht Personen oder Parteien, nicht der Staat, nicht einmal das Volk, sondern das Nationalgefühl selbst muß von der Verbindung mit den Verfehlungen im Krieg gelöst werden. Damit wird die Bahn frei . . ." Wofern ich das furchtbare Deutsch dieses Satzes richtig verstehe, kommt hier eine Lokomotive dahergefahren, die genau so rostig, genau so verquietscht und schmierig ihren Weg klappert wie die alte. Siehe da: es ist die alte! Sei mir gegrüßt, nationaler Dampfkessel! Du aber, Lokomotivführer, wisse: Ausschließlich das Nationalgefühl ist schuld gewesen an den Verfehlungen im Kriege.

Zeitungspapierkonsument. Das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt versendet einen Prospekt, der folgendes Stellchen enthält: „Der Berliner Lokal-Anzeiger hat es von jeher für seine besondere Auf-

gabe gehalten, abseits vom Parteigezänk, von Verhetzung und Verleumdung den Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, für gegenseitige Duldung und schöpferische Arbeit zu pflegen und zu stärken. So darf ich mir vielleicht gestatten, Sie zum Bezug des Berliner Lokal-Anzeigers einzuladen." Mir war von jeher die russische Korruption lieber. Dieses Blatt, gekauft von der Schwerindustrie, sagt die Wahrheit nur, wenn es an erster Stelle der Nummer aus Versehen der ,Weltbühne' einen Artikel nachdruckt, aber auch dann nicht, weil es die Quelle nicht angibt, und lügt im übrigen von Sonntag früh bis Sonnabend abend dreizehnmal alle Farben vom Himmel herunter, verschweigt und bläst auf, verkleinert und bramabarsiert. So darf ich mir vielleicht gestatten, es einzuladen . . .

K. W. Sie weinen sich an meinem Busen über die Rede aus, die Herr Professor Eduard Meyer bei der Uebernahme des Rektorats gehalten hat. „Er ist für ein System eingetreten, das in der absoluten Monarchie gipfelt, für eine Hochschule der Wenigen, für Abschluß vom Ausland, für den Geist vom August 1914, für eine vom Parlament unabhängige Regierung." Das Alles ist Ihnen so verwunderlich nur deswegen, weil Ihrs immer wieder unter dem falschen Aspekt beguckt, als ob in Deutschland irgendetwas geschehen sei. Beginnt munter da zu arbeiten, wo Ihr im Spätsommer 1914 aufgehört habt, lernt von den Reventlöwen die Unentwegtheit und die Beharrlichkeit, und Ihr werdet, vielleicht, in dreißig Jahren einen kleinen Erfolg bemerken.

Hämischer. In einem persönlichen Diskurs ließen Sie neulich beiläufig fallen: „Der Mann ist vorbestraft!" Ich halte das für keinen Einwand. Die irrsinnige Paragraphenjägerei hat jeden siebenten Deutschen zur Strecke gebracht, und deshalb ist es unsozial, unmenschlich und unsachlich, verbüßte Strafen wieder aufleben zu lassen. Wenn der Mann gefehlt hat, so haben in achzig von hundert Fällen die Umstände ihn getrieben. Höhe und Maß der Strafe besagen schon gar nichts, denn wie heterogene Dinge kämen zusammen, wenn einmal aneinandergereiht würde, was man in Deutschland alles für Ein Jahr Gefängnis tun darf. Und schließlich: Ihr Gegner hat die Strafe verbüßt. Damit sei — ne bis in idem — die Angelegenheit abgetan, und ich kann mir nicht viele Fälle denken, wo man den alten Kohl wieder aufwärmen mußte. Politische Kämpfer sollten dergleichen nicht tun. Noch weniger aber sollten es Arbeitgeber. Daß sie auf Lebenszeit einem armen Sünder einen Makel anzuheften versuchen, ist pharisäisch, ist lächerlich und ist falsch. Besser ein vorbestrafter und wieder anständig gewordener Mann als ein fetter Schieber, dems grade noch geglückt ist.

Mörder Kurt Eisners. Es freut mich zu hören, daß Ihr Befinden unverändert gut ist. Sie unternehmen schon kleinere Spaziergänge und üben sich so wahrscheinlich für einen großen. Daß man Ihrer schwachen Gesundheit die Aufregung einer Gerichtsverhandlung zumuten wird, haben Sie nicht zu befürchten. Sie haben ja nur einen Idealisten erschossen. Bleiben Sie auf dem Posten!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Untersuchungsausschuß

von Heinrich Ströbel

Während der Vernehmung Bernstorffs vor dem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß wurde mehrfach eine Aeußerung Wilsons erwähnt, wonach Amerika wahrscheinlich auch ohne den U-Boot-Konflikt in den Krieg hineingezogen worden wäre. Daß diese Erklärung, die Wilson im Senat abgegeben hat, bei ihrer ersten Erwähnung unter unsern Parlamentariern eine gewisse Sensation zu erregen vermochte, beweist wieder einmal die unsagbare politische Einfalt der guten Leute, denen die noch ahnungslosern Wähler ein politisches Mandat anvertraut haben. Als ob die Vereinigten Staaten jemals hätten dulden können, daß Deutschland sich durch Niederwerfung der Entente die europäische Suprematie und eine imperialistische Weltstellung eroberte, wie sie gleich unbestritten niemals eine Macht der Welt besessen! Errang Deutschland den Sieg, so wurde Mitteleuropa eine Tatsache, so waren Frankreich und England erledigt, wurden alle andern Staaten, selbst das Riesenreich Rußland, auf Menschenalter hinaus Vasallen- und Kolonial-Staaten Deutschlands, so war selbst die Union von unserm Machtwillen abhängig. Daß Deutschlands Sieg diese Folgen haben mußte, wußten nicht nur unsre Alldeutschen, nicht nur unsre Rohrbach und Naumann, sondern auch die Wilson und Lansing. Sie wußten, daß Deutschlands Weltherrschaft ein ganz andres Ding sein würde als Englands. Denn die Insel Großbritannien besaß ja nichts als ihre Flotte zur Sicherung ihrer Kolonialmacht. Ihre ganze Macht beruhte auf kluger Bündnispolitik, Schonung der Interessen der andern Mächte, auf einer sorgfältigen Ausbalancierung des europäischen Gleichgewichts. Englands „Weltherrschaft" war für keinen andern Großstaat eine Drohung oder Gefahr. Mit jedem Rivalen suchte es sich rechtzeitig zu rangieren, so mit Frankreich, so mit Rußland, und wenn die Bülow und Bethmann nicht so gänzlich von teutonischem Größenwahn verblendet gewesen wären, dann hätte auch Deutschland durch ein Bündnis mit England seine handels- und kolonialpolitischen Interessen im weitesten Ausmaß befriedigen können. Aber Deutschland wollte nicht Partner im weltpolitischen Spiel, nicht Gleicher unter Gleichen sein, sondern der Erste unter Allen! Schon hatte es sich, als stärkste Militärmacht der Welt, auch die zweitstärkste Flotte geschaffen, deren Vergrößerung es unermüdlich fortsetzte. Und nun hatte es sich in den Krieg mit Europa gestürzt, nach welchem es als Sieger nur dann auf längern Frieden rechnen konnte, wenn es seine Macht ins Ungeheure ausbaute. Das war die unerbittliche Logik der Tatsachen, das war auch der entschlossene Wille der deutschen Militärs und der deutschen Politiker. Selbst der von den Alldeutschen als schlapp gehaßte Bethmann dachte ja niemals an einen wirklichen

Verständigungsfrieden, an einen Frieden des status quo, den er noch im März 1917 dem heimgekehrten Bernstoff als „faulen Frieden" bezeichnete. Und man weiß doch, wie selbst Herr Erzberger sich den Siegfrieden gedacht hatte!

Daß Amerika einen deutschen Sieg nicht dulden konnte und nicht dulden würde, war etwas, worüber verständige deutsche Politiker nicht einen Augenblick im Zweifel sein durften. Wie man jenseits des Atlantic dachte, hat nach Kriegsausbruch der Botschafter Gerard in seinem Buche ‚Meine vier Jahre in Deutschland' ausgesprochen: „Abgesehen von der Verletzung der belgischen Neutralität — was wäre aus Großbritannien und aus der Welt geworden, wenn man der preußischen Autokratie freie Hand gelassen hätte, die Völker der Erde, eines nach dem andern, niederzuwerfen!" Nach der Niederwerfung Rußlands würde Deutschland sich einen großen Teil dieses Reichs einverleibt und seine Bodenschätze angeeignet haben. Es gab keine Blockade, Frankreich wäre leicht die Beute Deutschlands geworden, und auch England wäre verloren gewesen, „wenn die Unterseeboote von Cherbourg und Calais, von Brest und Bordeaux aus auf ihre Seeräuber- und Mordzüge ausgefahren wären". Zuletzt aber wäre die Reihe an die Vereinigten Staaten gekommen und an das lateinische Amerika. Nicht gegen die Union, sondern gegen Mittel- oder Südamerika wäre dann der erste Stoß gerichtet worden. „Es ist nicht zu vergessen, daß in Südbrasilien nahezu 400 000 Deutsche, wie ich herausgefunden habe, in ihrer Begeisterung für ihr Vaterland durch Geldspenden für Unterrichtszwecke vom Reichsschatzamt in Berlin unterhalten werden."

Wilson sagte also im Senat nur eine Selbstverständlichkeit.

*

Wie man sich bei uns in nationalistisch-chauvinistischer Verblendung über Amerikas Stellung zum Kriege täuschte, so vermochte man auch nicht das leiseste Verständnis für die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen an die Entente aufzubringen. Man verkannte auf deutscher Seite schon völlig die formale Rechtslage für einen schnöden Neutralitätsbruch. Rechtlich lag die Sache unzweifelhaft so, daß man Amerika aus den Lieferungen privater Firmen keinen Vorwurf machen konnte. Im Burenkriege hatten ja auch deutsche Firmen den Engländern Geschütze und Munition geliefert, obwohl eine gleichzeitige Lieferung an die Buren ausgeschlossen war. Und im spanisch-amerikanischen Kriege hatten deutsche Firmen auch zugunsten der Spanier die Blockade gebrochen. Ein sehr gelesener deutscher Unterhaltungsschriftsteller, Rudolf Herzog, hat in einem seiner Romane einen solchen Blockadebruch ja als verwegenes Heldenstücklein hanseatischen Unternehmungsgeistes verherrlicht.

Aber Amerika dünkte sich nicht nur formal-juristisch, sondern auch moralisch durchaus im Rechte. Grade die deutsche Ent-

rüstung, daß der Krieg längst zu Ende wäre, wenn Amerika Deutschlands Gegner nicht solche Mengen von Geschützen und Munition geliefert hätte, bestärkte es in seinem Gefühl, eine sittliche Pflicht zu erfüllen. Die große Mehrheit des amerikanischen Volkes hatte ja nie daran gezweifelt, daß Deutschland und Oesterreich die Verantwortung für den Kriegsausbruch trügen, und sie war durch die empörende Behandlung Belgiens und die sich häufenden Scandalosa der deutschen Kriegführung keineswegs zu der Auffassung bekehrt worden, daß Deutschland unter allen Umständen der Sieger sein müsse. Im Gegenteil: grade weil Deutschland sich im Gefühl seiner militärischen Schlagfertigkeit und industriellen Ueberlegenheit siegestrunken auf die Ententestaaten gestürzt und durch sein völkerrechtswidriges Vordringen durch Belgien Frankreich fast seine ganzen industriellen Hilfsmittel entrissen hatte, grade darum glaubte Amerika ritterlich zu handeln, wenn es England und Frankreich seine Industrie zur Verfügung stellte. Die Rüstungsgewinne waren den amerikanischen Unternehmern sicherlich nicht weniger willkommen als den deutschen Industriellen die Milliardengewinne aus ihren Heereslieferungen; allein das amerikanische Volk hielt die Munitionstransporte nach England für einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit. Denn daß Deutschland nach göttlichem und menschlichem Rechte siegen müsse, weil es „überfallen" worden sei, weil es nur den „Verteidigungskrieg" führe, weil es sich den „Platz an der Sonne" erobern, oder weil „am deutschen Wesen die Welt genesen" müsse: das war ja eine Vorstellung, von der bis zur Stunde noch kein normaler Ausländer zu begreifen vermag, wie sie in die deutschen Hirne je hat hineingehämmert werden können!

*

Die vom Parlamentarischen Untersuchungsausschuß verhandelte Frage: Wie kam es zum Kriege mit Amerika? läßt sich deshalb sehr einfach beantworten. Erstens, weil die damals ausschlaggebenden Männer Deutschlands keine Ahnung von der wirklichen Seelenverfassung Amerikas hatten; zweitens, weil unsre Militärs sich einbildeten und den Wilhelm, Bethmann, Zimmermann und Helfferich eingeredet hatten, daß man mit ein paar Monaten rücksichtslosen U-Boot-Kriegs England zur Kapitulation zwingen könne. Auch hier wieder paarte sich mit der grenzenlosen Unkenntnis einer fremden Volkspsyche die unsinnigste Ueberschätzung der eignen Machtmittel. An Amerikas Tatwillen glaubte man nicht. Nur Wilson mit seiner Friedensstifter-Manie und seinem pedantischen Postulat des „Friedens ohne Sieg" hielt man für den unbequemen Widersacher. Als man ihn, wider alles Erwarten, nicht durch die Präsidentenwahl losgeworden war, galt es, seinen Friedensvermittlungsversuch zu durchkreuzen. (Ludendorff zu Bernstorff: „Sie wollten in Amerika Frieden machen? . . . Ja, aber wir wollen nicht!") Das

geschah am wirksamsten, indem man Amerika mit einem eignen Friedensangebot zuvorkam, das mit seinem Drum und Dran (der famosen Kaiserrede!) jede Verhandlungsstimmung zerstörte. Lehnte dann, wie sicher zu erwarten, die Entente das Angebot ab, so hatte man für In- und Ausland einen trefflichen Vorwand zur Erklärung des schonungslosen U-Boot-Krieges. So bildete man sich ein, wenn man Amerika erst in Sicherheit wiege, und dann, unter einem noch so plumpen Vorwand, plötzlich mit dem U-Boot-Krieg losbreche, auch Wilson foppen, den Krieg gewinnen und die Beute in Sicherheit bringen zu können.

Wie gründlich man sich über Amerikas Volksstimmung täuschte, bewies schon die Behandlung des Botschafters Gerard im Jahre 1915. Wilhelm selbst schnitt ihn viele Monate lang. Als er ihm endlich Ende Oktober eine Audienz gewähren mußte, erging er sich in unverhüllten Drohungen. „Amerika wird besser tun, sich nach diesem Kriege vorzusehn.“ „Ich werde nach dem Kriege von Amerika keinen Unsinn mehr ertragen.“ Diese lächerlichen Provokationen erklären sich nur aus der Ueberzeugung, daß Amerika sie letzten Endes ruhig einstecken werde. Und an dieser Verkennung der amerikanischen Stimmung litt ja nicht nur Wilhelm. Schon ein paar Monate früher hatte Zimmermann dem amerikanischen Botschafter ins Gesicht gesagt: „Die Vereinigten Staaten dürfen es nicht wagen, das Geringste gegen Deutschland zu tun; denn wir haben 500 000 deutsche Reservisten in Amerika, die sich in Waffen erheben werden gegen Ihre Regierung, wenn sie es wagen sollte, gegen Deutschland etwas zu unternehmen.“ Einem Manne, der den famosen mexikanisch-japanischen Krieg gegen die Union anzuzetteln suchte, ist ja auch eine solche Entgleisung ohne weiteres zuzutrauen. Und während man so von Amerikas Entschlossenheit und Fähigkeit, in den Kampf einzugreifen, die denkbar geringste Meinung hatte, versprach man sich von der Wiederverhängung des schonungslosen U-Boot-Krieges wahre Wunder. Nach Bernstorffs eidlicher Aussage hat ihm ja Ludendorff am vierten Mai 1917 versichert: „Wir werden jetzt durch den U-Boot-Krieg die Sache in drei Monaten machen.“ Das war die felsenfeste Ueberzeugung nicht nur der Militärs, sondern auch der „Staatsmänner“. Schon am einunddreißigsten Januar erklärte Zimmermann Herrn Gerard, als er ihm die verhängnisvolle Note überreichte: „Geben Sie uns nur zwei Monate dieser Kriegführung, und wir werden innerhalb dreier Monate den Krieg beenden und Frieden schließen.“ Und noch ein oder zwei Wochen früher hatte selbst der in manchen Dingen verständigere Herr Solf Herrn Gerard vorrenommiert, daß es nicht mehr als einer Frist von drei Monaten bedürfe, um Großbritannien auf die Kniee zu zwingen. Aber man war nicht nur von der unfehlbaren Wirksamkeit des U-Bootkriegs überzeugt, sondern man traute selbst jetzt noch, nach der Brüskierung

Amerikas, Wilson und den Amerikanern keine rechte Energie zu. Sagte doch Zimmermann noch am dritten Februar, am Tage vor der Bekanntgabe des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen, zu Gerard: „Sie werden sehen: es wird alles gut ablaufen. Amerika wird nichts tun, Präsident Wilson will Frieden und weiter nichts. Es bleibt alles wie zuvor. Ich habe es eingerichtet, daß Sie nächste Woche in das Große Hauptquartier reisen und den Kaiser sehen — dann ist alles gut."

*

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß nicht nur die Ludendorff und Tirpitz, sondern auch die Zimmermann und Solf solche Hoffnungen auf den U-Boot-Krieg setzten, daß sie dagegen an Amerikas Eingreifen entweder überhaupt nicht glaubten oder es doch bei der raschen Kriegsbeendigung für völlig belanglos hielten: vermag man dann überhaupt noch einen Sinn in der langwierigen Untersuchung zu finden, ob Deutschlands Friedensdrängen bei Wilson und Deutschlands eignes Friedensangebot ehrlich gemeint war? Wenn die Regierenden wußten, daß Wilsons Vermittlung im besten Falle den „Frieden ohne Sieg" brachte, wenn sie dagegen im schonungslosen U-Boot-Krieg das sichere Mittel zum baldigen glorreichen Siegfrieden in der Hand zu haben glaubten: wer glaubt da noch, daß die entscheidenden Personen innerlich auch nur einen Augenblick geschwankt haben? Bethmann hat ja selbst dem Grafen Bernstorff das entscheidende Geständnis abgelegt: „Einen sogenannten faulen Frieden konnte ich nicht schließen, ohne die letzte Waffe zu gebrauchen, die im deutschen Volk als die schärfste betrachtet wird, und von der es glaubt, daß sie zum Siege führt." Was auch Herr v. Bethmann bei seiner eignen Vernehmung — ich schreibe einen Tag vorher — noch sagen wird: dies Geständnis bleibt ausschlaggebend! Bethmann wollte keinen „faulen Frieden". Und da er ganz genau wußte, daß er von der Entente, selbst durch Wilsons Vermittlung, nichts andres zu erwarten hatte, ergibt sich zwingend, daß der Appell an Wilson und die deutsche Friedensnote vom zwölften Dezember 1916 nichts waren und nichts sein konnten als die Vortäuschung des Friedenswillens und der notwendige Vorwand zur Erklärung des U-Boot-Krieges! Um das zu wissen, bedarf es gar keiner Beweise mehr, sondern nur der Fähigkeit, logisch zu denken. Zu allem Ueberfluß liegen aber noch so erdrückende Beweise vor wie das Kaisertelegramm vom sechzehnten Januar 1917, worin es siegesgewiß heißt: „Falls Bruch mit Amerika unvermeidlich wäre, ist es nicht zu ändern, es wird vorgegangen!" und der berühmte Armeebefehl Wilhelms vom zwölften Dezember 1916. Außerhalb Deutschlands wird kein Mensch glauben, daß mit diesem kaiserlichen Accompagnement des Friedensangebots ein andres Ziel verbunden gewesen sein könnte als die Erklärung des schonungslosen U-Boot-Krieges!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

I.

Schlieffen

Der Krieg ist verloren. Das deutsche Heer, so wie es sich aus den Ideen eines Scharnhorst entwickelt hatte, gehört der Vergangenheit an, und mit dem Heer ist der Generalstab verschwunden, dessen eigentlicher Begründer eben Scharnhorst gewesen ist, dieser geniale Organisator, dessen Schriften leider viel zu wenig bekannt sind. Er war ein ausgesprochener Demokrat und sozusagen königlich preußischer Revolutionär. Seine Schriften atmen durchaus freiheitlichen Geist: unter Wilhelm dem Zweiten wäre er, wären sie ganz unmöglich gewesen.

Unter Scharnhorsts Nachfolgern war, abgesehen von dem großen Moltke, Graf Schlieffen sicherlich der bedeutendste. Ein hochgebildeter Mann von selbständiger Geistesrichtung und außerordentlichen Scharfsinn, stand er weit über den Durchschnitt der Generale. Er war der Typ des gebildeten Weltmanns, ein Typ, der leider in Deutschland so selten ist, dabei von eisernem Fleiß und von einer Klarheit des Verstandes, die ihn sofort das Wesentliche erfassen ließ. Selbst in seinen letzten Jahren, wo er manchmal beim Vortrag einnickte, war der Referent am Schluß erstaunt, daß der alte Herr doch alles richtig verstanden hatte — und wehe Dem, der etwa versucht hatte, den Vortrag vor dem anscheinend schlafenden General abzukürzen. Man pflegte damals zu sagen: Schlieffen sei im Schlafe immer noch klüger als die meisten Andern im Wachen.

Schlieffen war eine durchaus aristokratische Erscheinung, groß und schlank. Das Monokel im Auge, verleugnete er den alten Garde-Kavalleristen nicht, und manches Mal passierte es, daß Offiziere, die ihn nicht kannten, ihn für eine Simplicissimus-Figur hielten und sich über seine rassige Nonchalance lustig machten. Er war sich durchaus klar über des Kaisers absolute militärische Unfähigkeit und über den schädlichen Einfluß eines obersten Kriegsherrn, der nur das dekorative Element beim Militär schätzte. Aber Schlieffen drückte ein Auge zu vor den dilettantischen Soldatenspielereien des Kaisers und beschränkte sich darauf, seinen Generalstab auszubilden. Damals war es im Generalstab üblich, mit einer gewissen milden Ironie über die Uebungen und Besichtigungen zu sprechen, die in Döberitz und auf dem Tempelhofer Felde vor dem Kaiser stattfanden, und die man als „Hoffestlichkeiten" bezeichnete. Auf der Kriegsakademie wurden die jungen Offiziere von den Taktik-Lehrern spöttisch gewarnt, ja nicht etwa bei diesen Uebungen etwas lernen zu wollen. Der Generalstab war eben durchaus modern, machte aber Konzessionen an die „altpreußischen Traditionen", deren Verfechter sich gern hinter den Kaiser steckten. Der Marsch im Tritt, zum Bei-

spiel, beanspruchte eine Ausbildungszeit, die in keinem Verhältnis zu seinem Nutzen stand. Das hatte der Generalstab längst eingesehen, aber er konnte sich nicht durchsetzen gegen den Geist von Potsdam, der im Parademarsch die Krönung der Ausbildung sah. „Nur die Schweine gehen ohne Parademarsch nach Hause“, sagte einmal der Kommandierende General des Gardecorps. Man gab schon immer dem Gardecorps als Kommandierende solche Generäle, die gleichzeitig Hofleute waren. Als einmal, aus Versehen sozusagen, ein geistig wirklich hochstehender General das Gardecorps bekam, der General v. Bock und Polach, dauerte es nur wenige Monate, und er mußte schleunigst fort, nach Karlsruhe. Er konnte nicht mit dem Kaiser arbeiten, der denkende, unabhängige Männer nicht in seiner Nähe vertrug. Aber er war der oberste Kriegsherr, war in der Armee absolut allmächtig, und man mußte daher mit ihm rechnen oder — gehen. Rein menschlich ist es daher verständlich, daß ein Mann wie Schlieffen, dessen Ehrgeiz durch die Stelle als Chef des Generalstabs ganz und gar befriedigt war, sich darein fand, mit dem Kaiser zu lavieren.

Daß diesen ein wirklicher Soldat schätzte, war nicht gut zu verlangen. Es war wieder einmal Kaisermanöver, und als Krönung sollte die unvermeidliche große Kavallerie-Attacke steigen, die der Kaiser, hoch zu Roß, selbst anführte. Das Gelände dazu wurde sorgfältig ausgesucht und jedes Hindernis auf das peinlichste beseitigt, denn des Kaisers Reitkunst... Als Objekt der Reiter-Attacke war ein ganze Feldartillerie-Brigade aus der Spielzeugschachtel ausgepackt und aufgestellt worden. Zur Deckung diente dieser Artillerie etwas Infanterie und eine Kavallerie-Brigade, die links rückwärts gestaffelt zur Gegenattacke bereit stand. Als das Schauspiel beginnen sollte, hatte ein Herr aus der Umgebung des Kaisers einen erleuchteten Gedanken. Wie schön müßte es erst sein, wenn die bewußte Kavallerie-Brigade attackierte, während der Kaiser mit seinen Reitern von vorne anrannte! Der Plan fand die begeisterte Billigung des Kaisers, und ein Offizier überbrachte der Kavallerie-Brigade den Befehl Seiner Majestät: die Helmkappen abzunehmen, etwas links heraus zu reiten, und wenn die große Attacke käme, von links her zu attackieren. Lachend ritt der Kavallerieführer zu dem Kollegen von der Artillerie und teilte ihm mit, daß er ihn nicht mehr schützen, sondern im Gegenteil gleich mit angreifen würde. Der Artillerist schüttelte vergnügt den Kopf und sagte: „Mir solls recht sein. Umso früher ist der Blödsinn zu Ende. Als der Befehlsüberbringer mit seiner kaiserlichen Botschaft zu dem Leiter des Manövers, dem Grafen Schlieffen kam, verzog dieser keine Miene, nur um seine Augen zuckte es eigenartig, und dann bemerkte er lächelnd zu seiner Umgebung: „Eine höchst originelle Idee.“ Darüber, daß im Ernstfall kaum ein Reiter lebendig aus dieser Attacke zurückgekehrt wäre, gabs keinen Zweifel: es war eben eine „Hoffestlichkeit“,

die sogar in Oelbildern verewigt und der staunenden Mitwelt überliefert wurde. Leider nur wohnten derartigen Vorgängen die fremden Militärattachés bei, die dann darüber berichteten, so daß im Ausland der Eindruck entstand, das deutsche Heer treibe „Revuetaktik" und sei nicht modern ausgebildet, und in einem Kriege werde der Kaiser selbst führen.

Im deutschen Heer kämpfte die Intelligenz mit der Tradition, die wie immer das Panier der Beschränktheit war. Dieses Panier trug der Kaiser voran. Wer im Heer noch den schlichten, vornehmen, väterlich gütigen alten Kaiser gekannt hatte, war tief innerlich verletzt und angewidert von der prunkvoll kitschigen „Aufmachung" und dem auf billige Effekte gestellten Auftreten des neuen Herrn. „Mit dem Erbe des alten Kaisers an monarchischem Gefühl wird gradezu gewüstet", sagte mir schon in den neunziger Jahren ein Mann, der unter dem alten Kaiser die große Zeit von 64 bis 71 mitgekämpft hatte.

Ob ein so gescheiter Mann wie Schlieffen den schädlichen Einfluß des Kaisers in vollem Maße erkannt hat, ist zweifelhaft. Er war vielleicht zu sehr Gelehrter und Fachmann, und die Berufsarbeit füllte sein Leben aus. Von seinen Werken ist die Studie ‚Cannae' auch für Laien höchst fesselnd. Schlieffen beweist darin schlagend, daß der wirklich große Sieg nur der ist, der mit Einschließung und Vernichtung des Gegners endet. Mit diesem Maßstab werden alle größern Schlachten der Kriegsgeschichte gemessen, und die konsequente Durchführung des Leitmotivs ergibt die interessantesten Resultate. Aber beschränkte Geister glaubten, nun ein Schema gefunden zu haben, und die Umfassung beider Flügel des Gegners, der sogenannte „Klammeraffe", wurde das allein selig machende Mittel. Die Franzosen, denen eine gewisse Methodik und Schematisierung liegt, bevorzugten in ihren Manövern lange Jahre den Durchbruch in der Mitte und waren sehr stolz, als in einem ihrer letzten großen Manöver der nach französischer Schule angreifende General den deutschen Klammeraffen der Gegenseite durchstieß und schlug.

Zu den Aufgaben des Generalstabschefs gehörte auch die Vorbereitung des Aufmarschs im Fall der Mobilmachung, und da ist Schlieffen der Vater des Gedankens vom Aufmarsch in Belgien, dessen Vorbedingung der sofortige Fall von Lüttich war. Die Festung mußte durch Handstreich fallen, sie mußte erobert sein, bevor das Zwischengelände zwischen den Forts ausgebaut, mit Drahthindernissen versehen und „rasiert" war. Dieser „Handstreich auf Lüttich" war daher ein dankbares Thema, das jedes Jahr neu bearbeitet wurde. Ob 1914 auch Schlieffen durch Belgien marschiert wäre, ist eine Frage für sich. Er mußte jedoch als Generalstabschef alle Vorbereitungen so treffen, daß ein glücklicher Anfang des Krieges gewährleistet war. Neutralitätsverletzungen sind ein fremdes Ressort: es wäre Sache des

leitenden Staatsmanns gewesen, da ein Veto einzulegen. Ebensowenig kann man dem Generalstabschef verdenken, daß er extreme Friedensbedingungen vertritt. Foch forderte als Grenze das linke Rheinufer, und jeder Feldherr wird seine Forderungen so stellen, als ob der nächste Feldzug in wenigen Wochen beginnen könnte. Der Soldat ist daher immer ein schlechter Politiker und muß von einem starken Staatsmann im Zaum gehalten werden. Daß der uns seit Bismarcks Abgang gefehlt hat, ist uns in diesem Krieg zum Verhängnis geworden.

Im Osten war Schlieffen zunächst für die Defensive. Der allmähliche Rückzug bis zur Weichsellinie soll von ihm vorgesehen gewesen sein. Diesem Plan lag wohl die Erwartung zugrunde, der Aufmarsch der russischen Armee werde so lange dauern, daß die großen Entscheidungen im Westen gefallen sein würden, bis das Gros der russischen Heere angriffsbereit wäre. Dazu mußte es aber im Westen schnell gehen, und das war, nachdem die Franzosen ihre Grenzbefestigungen gegen Deutschland sehr stark ausgebaut hatten, nur zu erreichen durch überraschenden Einbruch in das ziemlich ungeschützte Belgien. Schlieffens Plan ist von überzeugender Einfachheit: aber er war, was immer vergessen wird, ein Plan, ein Entwurf, von dem wir nicht wissen, wie er im Ernstfall ausgeführt und durchgeführt worden wäre.

Die taktisch-strategischen Aufgaben, die Schlieffen den Generalstabsoffizieren stellte, waren hochinteressant und von modernem strategischen Geist getragen. In seiner Großzügigkeit drückte er schon dem Oberleutnant auf dem Papier ein paar Armeecorps in die Hand. Unter Schlieffen bildete der Generalstab, mehrfach gesiebt, eine Klasse für sich und hielt sich auch von Nepolismus und zu offenkundiger Bevorzugung des Adels im allgemeinen frei. Der tüchtige Mann kam meist in die Höhe, wenngleich eine gewisse Geschmeidigkeit keineswegs schädlich war, was dazu führte, daß in der Front der Kamerad mit den himbeerfarbenen Hosen als „kaltschnäuzig" und hinterlistig verschrieen war. Bedeutende Männer, wie der Graf York v. Wartenburg, der Militärschriftsteller v. Freytag-Lorringhoven und mancher andre, sind aus dem Generalstab hervorgegangen. Rein als Organisation betrachtet, war er eine mustergültige Einrichtung. Mit Recht hat ein ausländischer Schriftsteller als die drei gewaltigsten Organisationen der modernen Geschichte den Vatikan, das englische Parlament und den deutschen Generalstab bezeichnet.

Und dieses machtvolle Instrument war letzten Endes ohne jede verfassungsmäßige Einschränkung in die Hände eines Mannes gelegt, dem in verhängnisvollster Weise der Sinn für das Wesentliche fehlte, der sich in spielerischer, noch dazu geschmackloser Manier mit den Emblemen des Volksheers drapierte, und dem die Armee schließlich doch nur eine Folie seiner geheiligten Majestät war.

Habsburgs Schuld von Hermann Wendel

Das posthume oesterreichische Rotbuch und die Veröffentlichung des Doktor Gooß haben aller Welt offensichtlich gemacht, worüber sich die Kenner der wiener Ballplatzpolitik längst schlüssig geworden waren: daß im Juli 1914 die k. u. k. Gewalthaber nicht leichtfertige Kinder waren, die in einer Pulverkammer mit Streichhölzern spielten, sondern kaltblütige Berufsverbrecher, die mit dem Ultimatum eine Zündleitung legten, um durch einen Druck auf den Knopf die europäische Flattermine in die Luft gehen zu lassen — was ihnen auch teuflisch gut gelang. Vor der Menschheit ist der elende Berchtold, Zoll um Zoll ein Staatsmännchen der ältesten Schule, mit einer Schuld belastet, die in einem schauerlichen Mißverhältnis zu seiner eignen Nichtigkeit und Hohlheit steht. Aber trotz allem stößt man in Deutschland bei den Parteien, die auf Gedeih und Verderb den schwarzweißroten Helfershelfern der schwarzgelben Missetäter Gefolgschaft leisteten, auf das Bemühen, selbst an diesem Mohren noch ein Fleckchen weiß zu waschen. Der ‚Vorwärts' bringt es fertig, zu schreiben: „Daß Oesterreich nach dem Mord von Sarajewo gegen Serbien irgendetwas unternehmen mußte, war klar", und das sozialdemokratische Blatt in Frankfurt am Main läßt sich gar vernehmen: „Daß aber Jemand der Ansicht sein konnte, daß kein sicherer Friede möglich sei, solange Serbien als Machtfaktor existiert, ist ebenso glaubhaft, wie daß Jemand auf keine ruhige Fortentwicklung Europas hoffte, bevor das militärische Preußen-Deutschland der Hohenzollern nicht in einem Kriege zusammengebrochen sei." Das ist schon allerhand! Eben erst ist der Oeffentlichkeit das Gutachten des Sektionsrats von Wiesner übergeben worden, der damals die angeblich nach Serbien führenden Fäden der Tat von Sarajewo bloßlegen sollte und als ehrlicher Mensch zu dem Schluß kam, daß „die Mitwissenschaft der serbischen Regierung an der Leitung des Attentats oder dessen Vorbereitung und die Beistellung der Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten" sei, daß vielmehr Anhaltspunkte bestünden, „dies als ausgeschlossen anzusehen". Gleichwohl ist das Hauptorgan der deutschen Sozialdemokratie auch jetzt noch der Ansicht, daß Oesterreich gegen Serbien „irgendetwas" unternehmen mußte! Und Serbien war, geschwächt durch zwei verlustreiche Kriege und dringend der kräftigenden Ruhe bedürftig, ein Kleinstaat mit kaum so viel Einwohnern, wie die oesterreichisch-ungarische Großmacht Bajonette aufzubringen vermochte, und aus den italienischen Enthüllungen ist bekannt, daß ihre Verantwortlichen schon 1913 einen blutigen Streitfall gegen den Nachbarn vom Zaun brechen wollten, und doch gilt es dem frankfurter Sozialistenblatt als ausgemacht, daß „Jemand" das demokratische Kleinbauernland mit demselben Recht als Friedensstörer ansehen konnte wie den in Waffen

starrenden, den internationalen Rüstungswahnsinn stets neu anpeitschenden preußischen Militarismus. Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich . . .

In Wahrheit füllt das oesterreichisch-ungarische Verbrechen des Juli 1914 nur die letzten Seiten des dicken Schuldbuchs, in dem von den Versündigungen der Habsburger an den Serben zu lesen steht, und nur als letztes Glied in einer langen Kette von Freveltaten wird das Ultimatum in seiner ganzen unheilvollen Bedeutung klar. Historische Tragik des Serbenvolkes war es, daß es sich der Unterdrückungszone des Osmanentums nicht zu entziehen vermochte, ohne auf die Vormarschlinie der habsburger Eroberungspolitik zu geraten; es konnte ewig nur vom Regen unter die Traufe kommen. Solange freilich Oesterreichs Fahnen gegen die Roßschweife der Paschas getragen wurden, also bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts und darüber hinaus, sah die arme serbische Raja in den Habsburgern die große christliche Vormacht des europäischen Südostens und jubelte ihrer Befreierrolle zu: noch Dositej Obradovic, der große serbische Schüler deutscher Aufklärung, flehte Josef den Zweiten in Versen um Rettung der Serben, Bulgaren und Griechen von unerträglichem Joch an. Umgekehrt betrachteten die Habsburger die Südslawen trotz dem Schwulst, mit dem ihre Kundgebungen seit Leopold dem Ersten die „christlichen Brüder" gegen den „heidnischen Erbfeind" auf die Schanzen riefen, nur als Objekt für die erlauchte wiener Politik, als Dünger für die Größe und Blüte des Erzhauses und als billiges Kanonenfutter in allen seinen Kriegen. Aber da man sie als Kanonenfutter verbrauchte, doch zugleich brauchte, striegelte man sie nicht nur, sondern streichelte sie auch zu Zeiten, wenigstens auf dem Papier. Seit zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts vierzigtausend serbische Familien im Troß des zurückweichenden oesterreichischen Heeres, vor der Rache der türkischen Herren fliehend, diesseits von Save und Donau Wohnsitz genommen hatten, wohin schon nach der Schicksalswende von Kosovo Scharen der Ihren ausgewandert waren, wurden die serbischen Siedelungen auf dem Boden des Habsburger Reiches immer häufiger und dichter, und so oft wurden allen Zuzüglingen besondere Rechte feierlich verbrieft und versiegelt, um ebenso oft schnöde unterschlagen zu werden. Der sprichwörtliche Dank vom Hause Habsburg blieb auch hier nicht aus. Zwar arbeiteten sich die ungarischen Serben, an der Peripherie des westlichen Kulturkreises dem lähmenden Einfluß der osmanischen Herrschaft entrückt, aus eigner Kraft wirtschaftlich und kulturell empor; aber sauer genug war das Brot dennoch, das sie unter den Fittichen des Doppeladlers brachen. Die magyarischen Großen und die kroatischen Stände, fröhlich pfeifend auf die Freiheiten, die Wien den Serben gewährt hatte, suchten sie auf die Stufe ihrer eignen Landsklaven herabzudrücken, der Gewerbefleiß und Handelseifer, wodurch die

Zuwanderer von den Ansässigen abstachen, lockten ihnen auch den Haß andrer Schichten auf den Hals, und nicht zuletzt hatten sie sich der gewaltsamen Versuche der katholischen Kirche zu erwehren, unter dem Deckmantel der Union die Orthodoxen ihres ererbten Glaubens und damit in einer Zeit, da die Anhänglichkeit an die von den Vätern überkommene Religion ein Mittel nationaler Selbstbehauptung war, auch ihres Volkstums zu berauben. In all diesen Wirren und Widrigkeiten nahm sich die wiener Hofkanzlei der Serben nur dann an, wenn sie sie wie das liebe Brot nötig hatte; sollten sie, wie im Siebenjährigen Krieg, zur höhern Ehre der habsburgischen Hausmacht die Massengräber füllen oder mit ihren Leibern einen Wall gegen die aufsässigen Magyaren bilden, so regnete es gnädige Versprechungen und Erneuerungen alter Privilegien; schien die Gefahr gebannt, so war für die „Raizen" der Himmel hoch und der Kaiser weit. Gleichwohl wirkte der Zauber Habsburgs als eines Vorkämpfers gegen Türkendruck und -drohung an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts noch so stark, daß dem serbischen Freicorps, das Josef der Zweite in dem letzten Krieg Oesterreichs gegen die Osmanen aufstellte, die Freiwilligen aus allen Teilen des serbischen Sprach- und Stammesgebiets begeistert zuströmten, und daß Karadjordj in seinem historischen Befreiungskampf gegen den Großherrn wiederholt um Hilfe nach Wien sandte.

Aber damals war schon die französische Revolution allen Legitimisten als kalter Schreck ins Gebein geschlagen, und tief durchdrungen von der Weisheit, daß, wo sich die Völker selbst befreien, die Wohlfahrt des Hauses Habsburg nicht gedeihen könne, bewährte sich Metternich in den Jahrzehnten nach dem Wiener Kongreß als der große Konservator europäischer Mittelalterlichkeiten, zu denen für ihn auch die Türkenherrschaft über die christliche Raja, und nicht an letzter Stelle, gehörte. Zählten schon an sich nach seinem zynischen Wort über die Ostgrenzen der Monarchie hinaus dreißigtausend Gehängte, Erwürgte, Gepfählte nicht viel, so waren ihm die Serben, wenn sie die Waffe gegen ihre Bedränger erhoben, nichts als freche Rebellen gegen einen angestammten Herrscher und eine überlieferte Ordnung, von denen Ansteckung für die eignen Untertanen zu befürchten stand. Ganz im Gegensatz zu der früher beliebten Anlockung flüchtiger Südslawen aus der Türkei befahl 1832 die k. u. k. Staatskanzlei, „alle jene Bosnier, die von nun an wiederholt die Fahne des Aufruhrs zu schwingen sich erdreisteten" — gegen osmanische Unterdrückung! —, an den schwarzgelben Grenzpfählen zurückzuweisen, und jahrzehntelang war Oesterreich, wozu die Pestfurcht erwünschten Vorwand bot, von Serbien wie ein regelrechtes Gefängnis abgesperrt; serbische Besucher aus dem Fürstentum mußten sich in dem Grenzstädtchen Semlin mit Stammesgenossen aus dem Habsburger Reich in einem Parlatorium durch ein Gitter hin-

durch, zehn Schritt von ihnen getrennt, unterhalten. Wenn es darauf ankam, stärkte Metternich die Macht der Pforte gegenüber ihrem Tributärfürstentum ohne Scheu und Scham eher, als daß er den Serben einen Atemzug frischer Luft vergönnte.

Zu gleicher Zeit rottete seine Politik im Innern mit gewohnter Brutalität die ersten Keime südslawischen Gemeinsamkeitsgefühls aus, das Kroaten und Serben in der höhern Einheit des Illyrers aufzulösen strebte, und verbot sogar die Bezeichnungen Illyrismus und illyrisch. Als aber 1848 auch die Südslawen des Donaureiches zu einem eignen nationalen Dasein durchzustoßen suchten, stellte sie ein widriges Geschick, da sie es mit den Vergewaltigungsversuchen des jungen und hitzigen magyarischen Nationalismus zu tun hatten, in eine Front mit der wiener Reaktion und hängte ihnen bei der europäischen Demokratie den übeln Ruf eines gegenrevolutionären Volkes an; Stratimirovic, der Führer jenes Aufstandes, erzählt in seinen Lebenserinnerungen von dem begeisterten Geschrei: Hoch die Serben! das der reaktionäre Klüngel im Parterre und auf den Rängen des wiener Hoftheaters anstimmte, als er sich in serbischer Generalsuniform an der Logenbrüstung zeigte. Der Dank war auch diesmal ein Dank vom Hause Habsburg. Zwar wurde für einen Teil der ungarischen Serben eine Art Selbstverwaltungsgebiet, die Vojvodina, eingerichtet, aber selbst das nur für ein paar kurze Lenze, und im allgemeinen traf das Wort ins Schwarze, daß die Südslawen als Lohn für ihr Verhalten in den Revolutionsjahren Dasselbe geerntet hätten, was die Magyaren als Strafe einstrichen, nämlich rücksichtslose Niederhaltung ihres Volkstums.

War all das mehr Vorspiel gewesen, so begann mit der Schlacht von Königgrätz die eigentliche Tragödie. Auf dem Rücken der Südslawen schlossen die beiden Herrenvölker, Deutsche und Magyaren, den Ausgleich ab, und wenn die Südslawen als solche vordem wenigstens noch ab und zu die Aussicht gehabt hatten, von Wien geschützt zu werden, weil man sie gegen Budapest verwenden konnte, so gerieten sie jetzt wehrlos unter den magyarischen Stiefelabsatz. Das ganze Streben roher und tölpelhafter Machthaber erschöpfte sich fürder darin, den Serben und Kroaten das Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit zu nehmen und, der uralten Gepflogenheit des divide et impera treu, bald die Einen gegen die Andern, bald die Andern gegen die Einen auszuspielen. Außenpolitisch aber blieb, nachdem den Habsburgern 1859 und 1866 in Italien und Deutschland die Tür vor der Nase zugeschlagen worden war, der Weg nach Südosten einzig für Ausdehnungs- und Eroberungsdrang offen; auch Bismarcks Ratschläge wiesen in gleicher Richtung; und mehr und mehr durchtränkte sich die hohe Politik Wiens mit der Stimmung, unter deren Bann der Thronerbe später davon schwärmte, daß die Standarte der Habsburger in Salonik aufgezogen werden müsse.

Aber auf der Straße nach Salonik stand der Serbe, und ihn zu ködern oder zu überrennen, trafen Wien und Budapest beizeiten jede Vorbereitung. Wenn es für dieses frevelhafte Spiel eine Entschuldigung gab, so die, daß ganz allgemein die europäische Diplomatie ebenso in den Serben ein gottgewolltes Anhängsel Oesterreich-Ungarns sah, wie sie die Bulgaren als die natürlichen Vasallen des Zarismus betrachtete; auf klassische Art erklärte Bismarck einen bulgarisch-serbischen Konflikt in den achtziger Jahren aus dem Gegensatz Oesterreich-Ungarns zu Rußland: „Läßt du deinen Bulgaren los, so lasse ich meinen Serben marschieren."

Auch gaben alle Großmächte auf dem Berliner Kongreß zu einer der unheilvollsten Taten der neuern europäischen Geschichte: der Besetzung der serbischen Kernlande Bosnien und Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn ihr Ja und Amen. Diese Provinzen, die den wiener Imperialisten nur als das stets offene Tor nach Südosten galten, zu sichern, dachten die Habsburger zwar beileibe nicht daran, das Land anders als eine Kolonie zu verwalten und etwa die Masse des Volkes, die orthodoxen Kmeten, von der mittelalterlichen Ausbeutung durch die mohammedanischen Grundherren zu befreien — ganz im Gegenteil! Dafür unternahmen sie es, Serbien auf jede mögliche Weise lahmzulegen. Mit Milan gelang es ihnen 1881 den berüchtigten Geheimvertrag abzuschließen, durch den ein gekrönter Lumpazivagabundus die Selbständigkeit seines Landes verschacherte; vier Jahre später hetzten sie die Serben in einen brudermörderischen Krieg gegen die Bulgaren, um auf jeden Fall einen möglichen Zusammenschluß der kleinen Balkanstaaten zu verhindern; ebenso trieben sie Keil auf Keil zwischen die beiden serbischen Staaten Serbien und Montenegro.

Während der Herrschaft der Obrenovic hatte der Ballplatz in Belgrad immer mehrere Trümpfe im Spiel, und vielleicht ist es nicht von ungefähr, daß zu gleicher Zeit unter dem Schandregiment Khuen-Hedervarys in Kroatien die Serben auf Kosten ihrer kroatischen Volksgenossen gehätschelt wurden. 1903 aber drehte sich das Glücksrad, als die Karadjordjevic, um sich der Umklammerung durch Oesterreich-Ungarn zu entwinden, bei Rußland Anlehnung suchten und der rollende Gulden in Serbien seine Ueberredungskraft verlor. Daß ein kleines Volk, das die göttliche Vorsehung zum Hintersassen habsburgischer Macht und Herrlichkeit bestimmt zu haben schien, auf eigne Faust Politik machte, erbitterte in Wien und Budapest umso grimmiger, als die serbische Selbständigkeit auch dem oesterreichischen und magyarischen Krämer an den Beutel ging. Da Oesterreich in der Türkei besondere Handelsvorrechte genossen hatte, fiel es ihm arg auf die Nerven, als Serbien mit der Erlangung der vollen staatlichen Selbständigkeit in die frische Luft des freien Weltverkehrs

emporgehoben wurde; mit allen Mitteln suchte es, dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht gewachsen, wenigstens den serbischen Markt dem Absatz seiner Waren vorzubehalten. Daneben begannen die magyarischen Schweinezüchter, durch das Beispiel Deutschlands zum Hochschutzzoll ermuntert, auf dem Weg der Gesetzgebung das serbische Vieh jedenfalls vom eignen, möglichst auch vom Weltmarkt auszuschließen. Da den Serben so auf der einen Seite oesterreichischer Industrieschund gewaltsam aufgedrängt und auf der andern Seite der Absatz ihrer Landwirtschaftserzeugnisse verwehrt wurde, saß ihnen die oesterreichisch-ungarische Wirtschaftspolitik wie eine würgende Faust an der Kehle, und allein dieser oekonomische, zugleich soziale Gegensatz, die Vergewaltigung eines Kleinbauernvolkes durch einen Haufen von Großgrundbesitzern und Großkapitalisten mußte auf die Dauer zum blutigen Aufeinanderprall führen. Um für diesen Fall die Sympathien der europäischen Oeffentlichkeit auf Seiten Oesterreichs zu haben, begann die schmutzigste und feilste Presse der Welt, die wiener, die ungeheuerliche und planmäßige Verleumdung eines tüchtigen Volkes, das, erfüllt von dem ehrlichen Drang vorwärts und aufwärts, nicht ohne Erfolg nach der Korruptionswirtschaft der Obrenovic an seiner innern Erneuerung arbeitete. Die deutsche Presse diente ihr dabei als „brillanter Sekundant", der ‚Simplicissimus' im besondern bekundete schon damals die Niedrigkeit seiner Gesinnung, indem er geistlos und clichéhaft den Serben immer mit hüpfendem und kriechendem Ungeziefer in Zusammenhang brachte.

Die Serben Oesterreich-Ungarns spürten gleichfalls die knöcherne Faust des vergreisten habsburger Despotismus, da die trennenden Schranken zwischen ihnen und den Kroaten fielen und die Koalition die ersten Schritte auf dem Wege südslawischer Politik tat; es waren die Tage, da der Graf Forgach die k. u. k. Gesandtschaft zu Belgrad in eine Fälscherwerkstätte für Dokumente verwandelt hatte, die der Welt eine sich von Serbien nach Kroatien erstreckende Verschwörung darzutun und auch so den Krieg moralisch vorzubereiten hatten, und da in Kroatien nicht Bäume genug zu wachsen schienen, um Galgen für Hochverratsurteile gefälliger Gerichte gegen Serben zu zimmern.

Als dann die Annexion von Bosnien und Herzegowina die Stimmung in Serbien wie ein Quirl umrührte, weil sie unzählige Stammesbrüder für immer vom Mutterland zu entfernen drohte, schon damals gedachte Wien den Chimborasso von Verbrechen gegen den Nachbarstaat mit dem letzten und fluchwürdigsten, dem frevelhaft heraufbeschworenen Krieg, zu krönen; Berchtolds gräßliche Laune vorwegnehmend, delirierte damals ein einflußreiches Blatt wie Danzers Armee-Zeitung, man müsse „Serbiens Vernichtung als conditio sine qua non fordern": „Serbien muß von der Landkarte verschwinden!" Noch einmal schien

der Balkankrieg durch die habsburger Rechnung einen dicken Strich zu machen, denn er schweißte die kleinen Balkanvölker zu einem festen Bund gegen die Einmischung der Großen in ihre innern Angelegenheiten zusammen und brachte, was für den oesterreichischen Irrwahn wirtschafts- und machtpolitisch gleich unangenehm war, Serbien an das freie Meer. Aber den gerissenen Staatskünstlern des Ballplatzes gelang es, und laut rühmten sie sich dessen, den Balkanbund, der eine Gewähr des Weltfriedens hätte werden können, durch Aufstachelung und Unterstützung der bulgarischen Großmachtgelüste zu sprengen, die Serben durch Erfindung des albanischen Fastnachtfürstentums von der Adria abzudrängen und derart den Kessel vorsätzlich so zu überheizen, daß er über kurz oder lang platzen mußte.

So war nach den Schüssen von Sarajewo das Ultimatum nur der Schlußpunkt hinter einer Politik, die gleich verbrecherisch in jedem einzelnen ihrer Abschnitte wie als Ganzes war, und durch Jahrhunderte, nicht durch Wochen zieht sich Habsburgs schwarze Schuld gegen die Serben. Aber in dem Ende der finstern Tragödie lebt und webt versöhnend das Walten ausgleichender Gerechtigkeit. Keine Dynastie hat sich im Verlauf des letzten Jahrhunderts als Kerkermeister und Folterknecht der aufstrebenden Nationen so verhaßt gemacht wie die Habsburger. Wie sie zuerst bei den Deutschen den Traum vom einigen Vaterland als Hochverrat und Majestätsverbrechen verfolgten und die Träger des schwarzrotgoldenen Bandes in Schmach und Tod hetzten, wie sie die kühnen Vorkämpfer der italienischen Einheit auf dem Spielberg faulen ließen und Venezien und Lombardei mit Galgen bepflanzten, so suchten sie die Sehnsucht des serbischen Stammes und südslawischen Volkes nach einem eignen Dach über dem Kopf in Blut und Schmutz zu ersticken und schreckten nicht davor zurück, als alles nicht verfangen wollte, die ganze Welt in Brand zu stecken. Aber wie die Ate im griechischen Bühnenspiel schritt das Verhängnis auf ihren Spuren, und die Idee, an der sie am meisten gefrevelt hatten: die nationale brachte sie zu Fall. Der Drang des deutschen Volkes nach Einheit ließ sich nicht hemmen und riß einen Pfeiler habsburger Herrschaft um, der Wille des italienischen Volkes zur Nation gelangte zum Ziel und stürzte den zweiten Pfeiler, und als der gleichen Sehnsucht des südslawischen Volkes Erfüllung ward, da barst der dritte Pfeiler, und das morsche Gebäude brach über dem niederträchtigsten Regime zusammen. Auf dem Schindanger der Geschichte liegt es nun verscharrt, und wenn es je ein Grabmal erhält, so rechtfertigt schon seine Mißhandlung des Südslawentums, daß eine richtende Hand in den Stein das bittere Wort des englischen Staatsmanns gräbt: Es gibt keinen Fleck auf der Landkarte, auf den man den Finger legen und sagen könnte: Hier hat Oesterreich Gutes getan!

Die Valuta der Moral von Ferdinand Nübell

Das „Stahlbad" des Weltkrieges ist uns schlecht bekommen; so schlecht, daß man sich oft fragt, ob es überhaupt möglich ist, herauszukommen aus dem Sumpf, worin wir stecken.

In dieser Zeitschrift und anderswo ist wieder und immer wieder — aber noch nicht oft genug — der Finger auf unsre grauenhafte Korruption gelegt worden. Leider aber steckt trotz allem im Volk immer noch ein gradezu unverwüstlicher Optimismus. Der biedere Bürger ist seelenruhig, sobald er nur genügend oft ein paar dumme Redensarten hört: „Ja, wenn erst die Streiks mal aufhören! Wenn erst die Arbeiter mal einsehen, daß wir Alle" — bei „wir Alle" sind immer noch, wie in der großen Zeit, „die Andern" gemeint — „daß wir Alle arbeiten und ‚Werte schaffen' müssen, dann wirds schon wieder werden!" Ach ja, wenn das Volk nur, wie Doktor Heim sagt, seinen „Beruhigungsschnuller" hat! Das alles mutet an, wie wenn ein Pestkranker stöhnt: „Wär' ich nur erst den verdammten Schnupfen los! Dann sollten Sie mal sehen!"

Natürlich: wenn der Arbeiter hübsch brav ist, dann wird etwas erarbeitet, das der Schieber in „Ruhe und Ordnung" verschieben kann. Dann hat der Wucherer was anzubieten, der Schleichhändler was abzusetzen, dann gibt es Pöstchen und Aemter, die zu verschachern sind, neue Stellen, die „im Interesse der Allgemeinheit" geschaffen und an den tüchtigsten Vetter oder gar an den Meistbietenden vergeben werden; dann kann der Vermittler in Ruhe seine „Provision" verdienen und so berechnen, daß sie sich im Notfall mit dem Abnahmebeamten der Militär- oder Zivilverwaltung teilen läßt. Und die Rechtspflege wird schon das ihrige tun, damit Ruhe und Sicherheit nicht gefährdet werden. Um die öffentliche Meinung nicht unnütz zu erregen, werden eben Untersuchungen gegen amtliche Stellen oder prominente Persönlichkeiten im Sande verlaufen, damit umso sicherer ein Exempel statuiert werden kann, wenn der kleine Pinscher, dem großen Beispiel folgend, auch mal corriger la fortune spielt. Die Amtssprache drückt das im ersten Falle so aus: „Die Ermittlungen haben einen Verstoß gegen bestimmte Strafvorschriften nicht ergeben"; im zweiten: „Die Justiz muß derartigen Machinationen mit aller Gewalt einen Riegel vorschieben." Aber alle diese Symptome wären zu beseitigen, wenn es sich um einzelne Krankheitserscheinungen handelte. Das ist nicht der Fall — und darum ist unsre Situation so trostlos. Die Unmoral ist Gemeingut des Volkes geworden.

Nicht das ist das Schlimmste: daß die Regierenden nach innen wie nach außen unehrliche Politik treiben; daß es Legionen von Schiebern, Schleichhändlern und Wucherern gibt, daß der Pöstchen- und Aemterschacher weiter blüht, wächst und gedeiht;

daß Bestechungen nach wie vor an der Tagesordnung sind; daß die Rechtspflege nicht mehr überall nach dem Grundsatz: Recht muß doch Recht bleiben!, sondern nach Gesichtspunkten der Opportunität oder gar auf höhern Wink arbeitet. Nein, daß dies alles dem Empfinden der breitesten Volksschichten mehr und mehr entspricht; daß das Rechtsbewußtsein des Volkes dem Tiefstand unsrer Valuta mindestens gleichkommt; daß der Pestbazillus überall sitzt: das ist es, was an der Heilung verzweifeln läßt.

Ich höre Entrüstungsrufe von Verallgemeinerung und Uebertreibung. Darin waren wir Deutschen immer groß, und darum haben wir auch unsre Krebsschäden so herzhaft operiert wie der Arzt, der so lange Pülverchen gegen Magenverstimmung verschreibt, bis der Patient am Darmkrebs gestorben ist.

Ob Ihrs wahr haben wollt oder nicht: es ist so! Das Gefühl für Recht und Unrecht, für Anstand und Unmoral ist nicht nur bei Einzelnen, sondern, von Ausnahmen abgesehen, bei der Gesamtheit des Volkes so gut wie völlig geschwunden. Wo Einer sich besonders laut über Schiebung und Wucher entrüstet, ist es meist aus dem durchsichtigen Grunde, daß ihm selbst „kein Geschäft glücken will"; wo am wildesten über Bestechung und Vetternwirtschaft gezetert wird, ist es nur zu oft der Aerger, daß „man selbst leider gar keine Beziehungen hat" — „man hätte eben auch bei Zeiten umlernen sollen". Wer zornbebend erzählt, wie Der und Der in der Etappe „sich gesund gemacht hat", vergißt fast nie hinzuzusetzen: „Ich hätte das ja auch machen können, aber man war damals noch so dämlich anständig." Wer sich schier überschlägt bei Schimpfereien über den Terror der Arbeiter, der hat kaum ein Achselzucken, wenn er hört, daß bei einer „Säuberungsaktion" völlig Unbeteiligte auf den leisesten Verdacht hin kurzer Hand erschossen sein sollen. Bei dem Prozeß gegen den Oberleutnant Vogel konnte man überall in der Bürgerschaft, bei der „Intelligenz", ja selbst von Anwälten des Rechts heimlich und offen hören: „Daß ein regulärer Mord vorliegt, ist ja klar. Aber, daß der Mörder so billig weggekommen ist, war doch eigentlich selbstverständlich. Uebrigens, die Sache mit der Flucht nach Holland ist famos gemacht." Findet überhaupt noch ein guter Deutscher etwas dabei, daß so und so vielen Verbrechen, wie den Erschießungen im Spandauer Forst, im Moabiter Gefängnis, in der Französischen Straße und Dutzenden andrer Sachen, überhaupt nicht ernstlich nachgegangen worden ist? Lacht nicht Jeder, dem nicht die Mißgunst aus den Augen blickt, darüber, wie hübsch es Dem und Jenem gelungen ist, sein Vermögen zu verschieben? Bricht nicht unter den Erwählten des Volkes schallende Heiterkeit aus, wenn Einer der Ihrigen einen Ankläger mit den abgegriffensten Witzworten „zudeckt"? Selbst dort, wo über die himmelschreienden Zustände ab und zu Proteste und Anklagen laut werden, wird man manchmal den übeln Geschmack

nicht los, daß weniger sittliche Empörung, Aufbäumung des Rechtsbewußtseins dazu drängt als andre, weniger edle Motive, vielleicht gar die vorzügliche Eignung des Stoffes zur Agitation.

Und da sollte wirklich alles wieder wunderschön werden, wenn nur erst äußerlich „Ruhe und Ordnung" wiederhergestellt ist, nur erst wieder „regelrecht gearbeitet" wird, oder, wie jetzt Viele schwatzen und nachbeten, „wenn wir nur die alten Zustände" — damit meinen sie ein System, das an seiner innern Fäule, Unwahrheit und mangelnden Selbsterkenntnis zusammengebrochen ist — „wieder hätten"? Ach nein: keine Regierung, weder die alte noch die neue noch eine künftige, kann uns Brot statt Steine geben, wenn es ihr nicht gelingt, durch vorbildliche Rechtschaffenheit nach innen und außen ganz allmählich wieder im Volke das Rechtsempfinden zu wecken, die Valuta der Volksmoral zu heben. Einstweilen deutet nichts, aber auch gar nichts darauf hin, daß dies gelingt oder nur angestrebt wird, ja, daß auch nur die Wurzel des Uebels einigermaßen klar erkannt wäre. Ein Christus zeigt sich nirgendwo, nicht einmal ein Johannes. Und nahte er sich den Toren der Hauptstadt: man würde ihn wie einst nach Golgatha schleppen.

Ritualmord in Ungarn von Alfred Polgar

Eine „jüdische Tragödie in fünf Aufzügen" nennt der Dichter Arnold Zweig sein starkes, in Farben der rohen Wirklichkeit brennendes, vom unwirklichen Licht eines religiösen Mystizismus bleich umdämmertes Werk. Sein Held ist jenes liebevoll und inbrünstig, aber auch mit zürnender Trauer gesehene Judentum, das den Fluch und Segen der Auserwähltheit auf so starken wie allzu schwer beladenen Schultern trägt. Jenes Judentum, das der Herr nicht müde wird zu prüfen, zu läutern und mit Gnaden des Märtyrtums zu überschütten. Alles, damit es aus seiner Seele um so sicherer den Messias heraufbringe. Es ruht gewiß in dieser Vorstellung von einem aus Liebe unablässig und listenreich folternden Gott etwas ganz Großes und Erhabenes. Aber auch ein Finsteres und Grausames, das schwer auf die Seele drückt. Das Kaninchen in Vivisektors Hand, von ihm besonders gern im Dienst einer Heil-Idee herangezogen, mag ja stolz sein auf solche Favoritstellung. Ob es zu beneiden, ist eine andre Frage.

In Arnold Zweigs Stück von ‚Semaels Sendung' (es heißt jetzt tapfer und gradezu ‚Ritualmord in Ungarn') wünscht Gott, daß das Herz seines Volkes in Läuterung erglühen, daß der Sturm der Verzweiflung es durchbrausen solle. Zu diesem Zweck befiehlt er dem abtrünnig gewordenen Engel Semael, „die Lüge des Blutes über die Häupter Israels" zu bringen. Der Befehl an Semael ergeht in der hochgeschwungenen, vor dem Thron Elo-

hims spielenden Eingangsszene des Stücks, die an den ‚Prolog im Himmel‘ erinnert. Auch hat Semael mit Mephisto darin Gemeinsames, daß er das Böse will und doch, im Sinne der höhern Marter-Reinigungs-Tendenz, das Gute schafft. Solche Szenen im Ueberdimensionierten unterbrechen an mehreren Stellen die Erden-Handlung des Stücks. Sie sind in deren Ablauf locker eingeschaltet, herstellend Kontakt mit Mächten „außerhalb des irdischen Raumes“. Von diesen kleinen mystischen Zwischenspielen redet die eindringlichste Symbolsprache jenes, das den Propheten Elias und den Dämon Pfefferkorn auf die Szene bringt: sie nennen einander Freund wie Bruder und wandeln, zur Eingestalt zusammengetan, die unendliche Straße. Ewig eins die zwei Seelen, ach, in des Juden Brust: die Gott zugewandte, ahnungsvoll wissende und die dem Gold-Götzen frondende, Gott und sich selbst verschachernde (Anlaß zu der vorhin erwähnten zürnenden Trauer). Im übrigen sind diese sphärischen Intermezzi der weitaus schwächere Teil des Dramas, klein in der Vision und von nicht grade allzu kühner gedanklicher Spannung. Gott ist da doch nicht mehr als ein potenzierter Mensch, durchaus nach dessen Ebenbilde geschaffen, durchaus Geist von dessen fleischgebundenem Geist. Der Böse, Semael, zu gering als Gegenspieler. Die zwei skurril-beflissenen Teufel, der Hunds- und der Katzenteufel, sind jüdisches Barock, Figuren wie aus einem primitiven Purim-Mysterienspiel; die leibhaftige „Dummheit“ eine zwar dicke, aber blasse Allegorie. Daß sie in die hohle Statue der Justitia fährt, ist ein netter Einfall.

Viel stärker als in der phantastischen Ueberhöhung des Spiels spricht sich in dessen tiefer Erdverwurzelung das Talent des Dichters aus. Inhalt seines Dramas ist der Ritualmordprozeß von Tisza-Eszlar. Die Akteure dieses höchst schauderhaften Gerichtsverfahrens sind auch Akteure des Stückes von Zweig. Mittelpunktfigur: der dreizehnjährige Sohn des Synagogendieners Scharf, Moritz, der, „noch nicht um die Seele wissend“, falsch gegen seinen Vater und die Gemeinde aussagt. Wie dem Knaben diese falsche Zeugenschaft grausam und listig entquält wird, wie er, dem gleichsam das Herz aus dem Leibe herauspräpariert wurde, dann gefühllos dahergeht, ein gespenstisches, kaltes, gläsern tönendes Menschenkind, wie er endlich aus der Verzauberung fällt, gewahr wird, daß ihm die Seele entflohen, und ihr den Leib nachsendet: das ist dichterisch gesehen und dramatisch gestaltet. Die Figur wandelt in einem Licht, das hinstrahlt in unbarmherziger Schärfe und mitleidsvoller Güte; beide so eng in einander verwirkt wie Pfefferkorn und Elias. Das gleiche grelle und doch gewissermaßen streichelnde Licht fließt um die andern jüdischen Gestalten, um den menschlichen Staatsanwalt, um den wackern, der Volksmeinung trotzenden Gendarmen. Weniger gestreichelt werden der Schänder und Mörder Onody, sein Freund, der anti-

semitische Abgeordnete Istoczy und der boshaft-beschränkte Untersuchungsrichter. Diese gottfernen Figuren haben so was Antiseelisches, tierhaft Unheimliches, penetrant Lebensfarbenes wie rohes, blutiges Fleisch. Der Untersuchungsrichter ist ein Prachtstück aus der Familie der Mensch-Lurche, der Onody eine stattliche Bestie, ganz Gebiß, Gier, Instinkt. Ein wenig komisch — obzwar ja plausibel — wirkt an ihm, daß er, weil er die arme Esther Solymossi damals grade beim Krebsen traf, so oft das Stichwort „Krebs" fällt, einen kleinen Nervenschock erleidet, zum Beispiel, wie in seiner Gegenwart von einer an Leberkrebs erkrankten Dame gesprochen wird. Der Effekt stellte sich vermutlich auch ein, wenn ihm Jemand etwas vom Sternbild des Krebses erzählte. (Derart leitmotivische Reizungen sind in der Lustspieltechnik von Wirkung. Das ernste Schauspiel verträgt sie nur in sehr vorsichtiger und spärlicher Applikation; Häufungen wie Variationen sind da von Uebel.)

Wie gefährlich die Menschbestie wird, wenn sie denken und ihre bösen Urkräfte planvoll nützen kann, zeigt der Abgeordnete Herr Istoczy. Durch seine Rede wider die Juden zuckt ein Funke puren höllischen Feuers, tauglich, dürre Seelen in Brand zu setzen. Dieses Abgeordnetenmaul ist wahrhaft Sinnbild der politischen Maschine, von der das Recht zermalmt und die Vernunft so dünn gewalzt wird, daß ein kräftiger Hauch sie durchreißen kann.

Zwischen solchen schwachen Judenmenschen und starken Unjuden-Unmenschen geht das dramatische Spiel, gradlinig geführt und bei aller theatralischen Wucht doch so, daß die innere Spannung die äußere überwiegt. Es ist reich an Gefühlskalorien; ein guter Wärmeleiter von des Dichters zu des Hörers etwaigem Herzen. Nicht geglückt ist der Tragödie, dem dargestellten Spezialfall höhere Gültigkeit zu entwinden. Das Grenzenlose rund um die umschrittene, eng begrenzte Welt ist Kulisse. Daran ändert auch die aufgerollte großjüdische Perspektive nichts. Legende — mechanisch neben das tatsächliche Geschehen gestellt — blieb Legende; nirgendwo löst sie sich im Geist des Spiels, nirgendwo wird er durch sie klarer, tiefer, licht-durchlässiger. Als poetisch blühende Hecke umfriedet sie das Erdenstück, das Stück Erde. So weit ihr Duft trägt, so weit reicht ihr Zauber.

*

Bei der Aufführung kam das Krasse, Peinigende des Schauspiels naturgemäß kräftiger zur Wirkung als das poetisch Weihevolle des um- und eingeflochtenen Mythos. Die Neue Wiener Bühne hat aber kaum jemals bessere und schönere Arbeit geleistet als in dieser „jürdischen Tragödie". Die lange Reihe stimmungsatter, eindrucksvoller Szenenbilder, das starke innere Tempo, von dem die Aufführung beschwingt war, die Fülle guter, fugenlos ineinanderschließender darstellerischer Leistungen, die menschliche Wärme, von der das ganze Spiel durchströmt schien, halfen der

Dichtung, soweit ihr zu helfen war. Von Gott angefangen — der Elohim der Neuen Wiener Bühne und zugleich ihr „Vorsteher der Gemeinde" war naturgemäß Herr Direktor Geyer — bis herab zur „zweiten Bäuerin" und zum letzten Juden hatte jede Figur Eigenfarbe, erwies sich stark genug, eine Spur im Gedächtnis des Hörers zu hinterlassen. Eine ganz große Leistung aber war der Moritz Scharf des Fräulein Elisabeth Bergner. Wie sie das Unwissend-Knabenhafte der Figur traf, das Scheue, Freche, Ahnungslose, wie sie das Lamm Gottes in Klauen des Teufels spielte, wie sie (letzte Szene vor dem Untersuchungsrichter) sündelos zum Sünder wurde: einfach meisterlich!

Revolutions-Rückblick von Kaspar Hauser

Ich schau zurück. Die Pressegenerale
ergriff vor einem Jahr der große Schreck.
Die O. H. L. verstummt mit einem Male.
Vorbei. Die Phrase lag im Dreck.
Vorbei die Pläne und die dicken Thesen,
vorbei die plumpen Renommisterein —
Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen,
behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Soldaten vor! Der Kaiser hat verzichtet.
Nun wolltet Ihr alleine weiter sehn.
Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
daß bei den Eberts gleich die Noskes stehn.
Kaum ist das Land von einer Pest genesen,
fällt es mit Grazie in die nächste rein —
Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen,
behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Wir dachten schon: Jetzt gilts den Offizieren!
Wir dachten schon: Hier wird nun Ernst gemacht.
Wir dachten schon: Man wird sich nicht genieren,
das Feuer brennt einmal . . . es ist entfacht . . .
Wir dachten schon: Nun kommt der Eisenbesen . . .
Doch weicht der Deutsche sich die Hosen ein —
Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen,
behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Kommt diesem Lande niemals denn ein Retter?
Die graue Regenluft weht naß und fahl.
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter:
Fahr wohl, fahr wohl, November-Ideal!
Denn erstens kostest du zu hohe Spesen,
und zweitens singt Ihr noch die Wacht am Rhein —
Tatü-tata — es wär zu schön gewesen,
behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Schloß Wetterstein

Als Wedekind Lulu nicht mehr gestalten konnte, aber noch immer gestalten wollte: da setzte er ihr sein Gehirn ein, auf daß sie in überaus unzulänglicher Weise darüber nachdenke, wie sie sich ausdrücken müßte, wenn Sodoms Ende statt des fettig prangenden jungen Sudermann einen alt und dürr gewordenen Sataniker zur pathetisch-satirischen Betrachtung gereizt hätte. Alles wiederholt sich nur im Leben, sobald die Phantasie müde und auf geringfügige Variationen angewiesen ist. Was für Lulu der Sohn ihres Mannes, das ist für Effie der Mann ihrer Mutter. Die londoner Dachkammer des verkommenen Schigolch, in die Lulu sich von der Straße Neger und Weiße heraufschleift, wird zu Schloß Wetterstein, in das ein geschniegelter Impresario Millionäre und Prinzen geleitet. Lulus letzter Kunde ist Jack the Ripper, Effies Mister Chagnaral Tschamper aus Utakama. Das Messer verfeinert sich zur Blausäure, wie die Gassenhure zur Edelhure, die hunderttausend Dollar bezahlt kriegt und dazu den Stoßseufzer des exotischen Gastes, daß er so etwas häufig für einen Dollar gekauft habe. Uns als Zuschauern gehts nicht anders. Lulus Lebenslauf brauchte keine geradebrechte Vorrede. Aber ‚Schloß Wetterstein' enthält Wedekinds „Anschauungen über die innern Notwendigkeiten, auf denen Ehe und Familie beruhen", und verbittet sich ein Urteil darüber, „bis sich ein solches auf stattgefundene Aufführungen gründen kann". Nun, schon bevor die Aufführung des Theaters in der Königgrätzer Straße stattgefunden war, hatte der Leser nicht weit zu der Einsicht, wie verheißungsvoll der Versuch ist, aus der Seelenbeschaffenheit und dem Erdenwandel eines Rudels von Hochstaplern, Masochisten, Bordellhaltern, Dirnen und Lustmördern auf die innern Notwendigkeiten der Ehe und der Familie zu schließen. Das Ergebnis? „Die Ehe ist für den Menschen da, nicht der Mensch für die Ehe"; oder die Perspektive für den Frosch, nicht der Frosch für die Perspektive. Einer behauptet, er habe nie gedacht, daß die Welt so leichtverständlich eingerichtet ist. Was denn? Soll sie etwa schwerverständlich sein bei einem emeritierten Dramatiker, der eine Gattung der Bildnerkunst dazu benutzt, um seinen „Anschauungen Platz zu schaffen", aber als „Anschauungen" billig blinkende Antithesen ausgibt und für die Unlösbarkeit des Rätsels vernehmlich genug gezeugt zu haben glaubt, wenn er es nicht einmal darstellt?

Grade das freilich ist für unsereins lehrreich und unterhaltend: einen Wedekind an der Arbeit zu beobachten, der bis auf den Funken Alles hat, und festzustellen, wie ohne solch eine Kleinigkeit sich dies Alles ausnimmt. Man sieht einen feierlichen Spießbürger, der sich vor dem Laster zu retten sucht, indem er es pedantisch beschreibt und durch systematische Uebertreibung abschreckend macht. ‚Schloß Wetterstein' ist eine kärglich hölzerne Wohnstätte, aber verschwenderisch ausgestattet mit Superlativen. Die Methode Wedekinds ist die nämliche, ob es sich nun um den Superlativ des Ausdrucks oder des ausgedrückten Vorgangs handelt. Der Witz, leider allzu oft ein unfreiwilliger, besteht in der

Umdrehung, im Kontrast, im Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form. Ungeheuerliche Ereignisse werden in komisch stelzender, druckreifer Rede möglichst trocken und obenhin mitgeteilt. Dagegen werden Belanglosigkeiten mächtig aufgeplustert. Mitten in einer harmlosen Konversation richtet, zum Beispiel, Leonore von Wetterstein an ihren Mann die sachliche Frage: „Und was sagte er (Christus) von uns Frauen?“ Darauf wäre schließlich ohne Erregung zu erwidern. Bei Wedekind? „Rüdiger (aufschreiend): Leonore! Wie kommt die Frage auf Deine Lippen?“ Durch diese Sprunghaftigkeit, diese Knockabout-Unlogik, diese unvermittelte Hysterie wird ein Dialog, der gleichmäßig lange, glattgestreckte Sätze bevorzugt, sie am liebsten streckenweise mit demselben Wort anfangen läßt und immer wieder einen maskenhaft starren Charakter annimmt, sozusagen dramatisch bewegt. Am Ende kann garnichts andres vorhanden sein als diese drei Einakterchen, in denen die menschlichen Gefühle eine infernalische Gaunersprache sprechen. Der arme Wedekind weiß es selbst, daß verkauft und verraten ist, wer ihrem Kauderwälsch traut. Halb möchte er nicht, halb muß er eben. Warum er mußte, als seine schöpferischen Gaben ausgebrannt waren und der unzulängliche, von Beginn an unzulängliche Geist nur noch dünne Rauchwolken über dem Scheiterhaufen eines gejagten Moralflagellanten bildete — warum ihm zum Schluß bestimmt war, mehr eine tragische Figur denn ein Tragiker zu sein: das habe ich in den acht ‚Jahren der Bühne‘ auf mehreren Dutzend Seiten nachzuweisen versucht.

Aber was wollt Ihr? Der kalte Rauch wird gierig geschluckt von derselben Sorte, die vor zwanzig Jahren nicht an das lieblich dampfende schiere Fleisch zu zwingen war. Welch ein Schicksal für den verwesten Dichter, der sich im Lichte so namenlos gequält hat, Lieblingstheaterschriftsteller dieses Packs geworden zu sein! Jeder Besitz bringt einem als ersten Ertrag gleich den stolzen Vorteil ein, daß man sich nicht mehr darum zu kümmern braucht, woher er stammt: wenn solch eine Wendung fällt, dann hört man die neuen Reichen förmlich geschmeichelt durch den Raum schmatzen. Dabei weiden ihre Augen auf den Schenkeln und Schultern, die Fräulein Orska bis an die äußerste Grenze hierzu bereitstellt. Die Schauspielerin für die Kriegslieferanten hat deren automatische Entwicklung zu Revolutionsgewinnlern begreiflicherweise überstanden, ohne an Reiz und Ruhm einzubüßen. Vielleicht hat die Aussichtslosigkeit, von einem dergestalt befriedigten Publikum als Regisseur gewürdigt zu werden, Carl Meinhard unentschlossen gemacht. Er hatte die Wahl etwa zwischen der wüsten Fleischlichkeit, die in der ‚Büchse der Pandora‘ Jannings dem Quast, und der spirituellen Phantastik, die Krauß dem Schigolch gegeben hat. Diese wäre dem weniger bild- als zerrbildhaften Spätwerk ungefähr angemessen gewesen; aber auch jene hätte wahrscheinlich eine stärkere Gesamtwirkung ausgeübt als Meinhards Experiment, durch Vornehmheit einen Ausgleich zu den Bestrebungen seines Stars zu schaffen. Ein Rechenfehler. Wer Circe Orska vor und mit ihrem Borstenvieh spielen läßt, der darf nicht diesem gleichzeitig Perlen hinwerfen wollen.

Das billige Deutschland von Validus

Während wir hier über die unerschwinglichen Preise ächzen, während vor allem das große Heer der Festbesoldeten nicht weiß, wie es Einnahmen und Ausgaben in Einklang bringen soll, sind unsre ausländischen Besucher teils erstaunt, teils begeistert über das billige Deutschland. Wir Alle sind entsetzt, für einen Anzug weit über tausend Mark zahlen zu müssen. Wenn aber ein Holländer zu uns kommt, so bestellt er sich schnellstens mehrere Anzüge. Ein amerikanischer Bankier hat kürzlich in Baden-Baden seinen Ohren nicht getraut, als ihm eine der schönsten Villen für fünfviertel Millionen Mark angeboten wurde. Dieses herrliche Besitztum kostet ihn lumpige 40 000 Dollar.

Der katastrophale Rückgang der deutschen Reichsmark hat zur Folge, daß der Amerikaner für seinen Dollar nicht mehr 4,20, sondern 30 Mark, der Holländer anstelle von 168 gar 1200 Mark erhält. Das ist leicht begreiflich und fast selbstverständlich. Merkwürdig und für Manchen wohl überraschend ist nur der Umstand, daß diese Valuta-Katastrophe sich nicht entsprechend in den Preisen ausdrückt. Man weiß doch, daß die Hauptfolge der Mark-Entwertung die außerordentliche Verteuerung aller Auslandsbezüge ist, daß in dem Augenblick, wo uns der Dollar das Sieben- oder Achtfache des Friedensstandes kostet, wir auch das Sieben- oder Achtfache für Käufe im Ausland bezahlen müssen. Man sollte also denken, daß die Bewegung der ausländischen Valuten mit unsern heimischen Preisen parallel läuft. Das aber ist nun nicht der Fall, oder sagen wir ganz vorsichtig: einstweilen nicht der Fall, sondern die Preiskurve steigt auf sehr vielen Gebieten auch nicht annähernd so steil an wie die Kurve der Auslandsdevisen. Die Erklärung liegt zunächst darin, daß eine ganze Reihe von Stoffen garnicht aus dem Ausland bezogen, sondern im Inland erzeugt werden: Kohle, ein großer Teil unsrer Nahrungsmittel — Getreide! —, aber auch Eisen und hundert andre Dinge. Vor allem wird ja der allerwichtigste Bestandteil unsrer Produktionsgüter ausschließlich im Inland erzeugt: das ist die menschliche Arbeit; und hier besteht nun zweifellos ein außerordentlicher Unterschied zwischen In- und Ausland. Wenn in England Wochenlöhne von fünf bis sieben Pfund keineswegs selten sind und heute einem Betrage von siebenhundert bis tausend Mark entsprechen, wenn in den Vereinigten Staaten manchmal ein Mehrfaches dieser Löhne bezahlt wird, so scheinen unsre heimischen Entlohnungen lächerlich niedrig. Aber noch ein drittes Moment kommt in Betracht: die viel gescholtene Zwangswirtschaft. Viele Interessenten verlangen die schrankenlos freie Wirtschaft. Sie würde nicht etwa das Paradies heraufführen, das jene vielgewandten Syndici uns verheißen, sondern zunächst einmal ein gradezu furchtbares Tohuwabohu. Es würde eine Preisrevolution eintreten, wie beispielsweise jetzt auf dem Gebiete des Leders, wo durch die Erklärung eines völlig freien Marktes die Leder-Notierungen auf das Dreißig- bis Vierzigfache gestiegen sind. Soeben ist in vielen Teilen Deutschlands der Preis für ein Laib Brot von 0,90 auf 1,20 Mark erhöht worden. Bei freier Wirtschaft würde er fünf bis sechs Mark kosten; denn wir zahlen hier für die Tonne Weizen ungefähr 600 Mark, während sie auf dem Weltmarkt sich etwa auf 4000 Mark berechnet.

Damit soll übrigens nicht die Zwangswirtschaft als die einzige Rettung aus aller Wirtschaftsnot bezeichnet werden. So einfach liegen die Dinge nicht. Es ist sehr leicht möglich und sogar wahrscheinlich,

daß wir sie immer mehr abbauen müssen, schon deshalb, weil sie immer mehr zu Gesetzesübertretungen führt und der Staat immer weniger in der Lage ist, sie aufrecht zu erhalten. Sie ist gewissermaßen nur ein letztes Mittel, uns über einige Monate hinwegzuhelfen, nach deren Ablauf vielleicht von außen her eine kräftige Hilfe kommt, etwa in Form einer Valuta-Anleihe. Oder anders ausgedrückt: wenn es uns gelingt, mit Hilfe einer mehr oder weniger vollständigen Zwangswirtschaft die Preise einigermaßen niederzuhalten, bis wir irgendwie eine Besserung der deutschen Valuta zustandegebracht haben, dann kommen wir um eine der schlimmsten Preisrevolutionen der Wirtschaftsgeschichte herum.

Zwangswirtschaft und entsprechend geringe Löhne sind somit die Hauptgründe für die verhältnismäßig noch recht niedrigen Inlandspreise. Die Folgen dieses Unterschieds in der Preisbildung diesseits und jenseits der Reichsgrenzen führen nun zu außerordentlich starken Käufen der Ausländer. Das sah man auf den Messen. Eine schlechte Valuta ist eben eine gute Ausfuhrprämie. Ist nun diese Ausfuhrprämie von unserm Standpunkt aus erfreulich oder nicht? Einesteils ist es zweifellos unsrer Wirtschaft günstig, wenn wir in die Lage kommen, wieder stark auszuführen und dadurch die überall verpönte deutsche Ware wieder zur Geltung zu bringen. Nur hat die Sache einige Haken. Zunächst einmal machen wir uns bei einem sehr großen Teil des Auslandes: bei den Produzenten recht unbeliebt. Man empfindet den Deutschen als wirtschaftlichen Störenfried und als Gefährder der eignen Produktion. Wenn auch der ausländische Verbraucher davon Vorteile hat, so beherrscht doch nicht er, sondern der Produzent mit Hilfe der Presse die öffentliche Meinung. Und wir ernten zu all unserm Unglück auch noch den Haß des Auslandes. Aber das nicht allein: wie lange wirds dauern, und der ausländische Produzent wird zuwegebringen, daß man besondere Schutzzölle gegen die deutsche Valuta errichtet! Man wird in Deutschland sehr zu überlegen haben, ob man hier nicht das Prävenire spielen und schleunigst Ausfuhrzölle erheben soll. Das hätte, unter anderm, den Vorteil, daß unser Fiskus viel Geld verdient, und daß der Gewinn aus dem Ausfuhrgeschäft nicht einigen Fabrikanten zufließt.

Ein zweiter Nachteil der billigen deutschen Preise ist der, daß nicht nur Waren vom Ausland gekauft werden, nicht nur Produkte, sondern auch Produktionsmittel. Wenn Schweizer nach Deutschland kommen und Druckerei-Anlagen für ein Butterbrot erstehen und über die Grenze schaffen lassen, dann wird uns der Ast abgesägt, auf dem wir sitzen. Oder das Ausland geht her und kauft deutsche Fabriken und deutsche Häuser. Hier liegt die Sache ein bißchen anders. Daß nämlich die Ausländer sich durch Aktienkäufe an unsrer Industrie beteiligen, ist nicht so schlimm, wie es aussieht: es kommen entsprechende Kapitalien in unser Land, und vor allem ist das Ausland dann am Gedeihen unsrer Wirtschaft interessiert. Weniger erfreulich ist der Kauf von Mietshäusern und Hotels, weil das unsre Mieten verteuert.

Ganz besonders aber scheint sich eines herauszubilden: Deutschland wird infolge der schlechten Valuta ein Platz, wo das Ausland billig im Lohn arbeiten lassen kann, nach dem alten Verlegersystem. Dieses besteht bekanntlich darin, daß ein Unternehmer Rohwaren an arme Leute ausgibt, die ihm das Fertigfabrikat abzuliefern haben. Mit andern Worten: Deutschland würde die Hausindustrie der Welt werden. Diese Perspektive ist nicht grade sehr erfreulich. Immerhin: dies wäre doch wohl noch besser für uns, als zu erfrieren und zu verhungern.

Zum Neunten November

Name	Beruf	Schicksal
Eisner	Wahrheitsfanatiker	Gemeuchelt
Landauer	Idealist	Abgeschlachtet
Liebknecht	Radikaler Politiker	Abgeschlachtet
Luxemburg	Revolutionäre Heldin	Abgeschlachtet
Vogel, Hans	Mörder und Oberleutnant	Nach freier Ueberfahrt in Brasilien als ehrenhafter Bürger ansässig geworden (Oberkellner)
Ludendorff, Erich	Landeszerstörer	Umjubelt und königlich honoriert
Wilhelm, Kaiser	Keiner	Empfänger von täglich tausend Huldigungstelegrammen
Tirpitz, Vollbart	Märchenerzähler	Unbehelligt, geehrt, gekauft
Pichulla	Vizefeldwebel und energischer Mann: hat in umsichtiger Weise Gustav Landauer abgeschlachtet	Zum Offizierstellvertreter befördert. Nicht auffindbar

Rundschau

Leviens Auslieferung

Die münchner Regierung soll von der wiener die Auslieferung Leviens kategorisch gefordert und für den Fall seiner Zurückbehaltung mit einer „Trübung" der Beziehungen zwischen beiden Staaten gedroht haben. In Wien ist man aber noch so menschlich oder schon so weit fortgeschritten, daß man den kommunistischen Politiker nur ausliefern will, wenn München ihn einer verbrecherischen Handlung beschuldigen kann. Die oesterreichischen Behörden sind also im Gegensatz zu den bayrischen der Meinung, daß eine politische Tätigkeit noch keine verbrecherische ist. Nun, eine solche dem Kommunisten Levien anzudichten, wird der Regierung des Herrn Hoffmann nicht eben schwer fallen. Außerdem hält sie seit längerer Zeit einen oesterreichischen Politiker gefangen, und so wird wohl über kurz oder lang ein Austausch stattfinden, und wir werden bald das Drama erleben, Max Levien vor einem bayrischen — selbstverständlich: außerordentlichen — Gericht zu sehen.

Irgendwer hat festgestellt, daß Levien sich zur Zeit der Geisel-Erschießung in dem Hause, auf dessen Hof das Verbrechen begangen worden ist, aufgehalten hat; und das dürfte der rührigen bayrischen Staatsanwaltschaft genügen, ihn — wenn auch nicht des Mordes, so doch der Beihilfe dazu anzuklagen. Man braucht kein Jurist oder Detektiv zu sein, auch nicht die zweifellos peinlich genau und objektiv geführten Akten über den münchner Frühjahrsaufstand studiert zu haben: man braucht nur Levien zu kennen, um von der Absurdität einer Anklage gegen ihn

von vorn herein überzeugt zu sein. Levien hat die Geisel-Erschießung weder gebilligt noch gar gefordert; war er zufällig in der Nähe des Tatortes und konnte die Tat nicht verhindern, so lag das entweder daran, daß er nicht rechtzeitig Kenntnis von dem Vorhaben oder nicht Macht genug über die wirklich schuldigen rohen Gesellen hatte.

Wer sich die Lebens- und Leidensgeschichte Leviens vergegenwärtigt; wer sich besonders erinnert, wie er dreizehn Monate als politischer Gefangener in einem Kerker des Zaren geschmachtet hat; wer weiter daran denkt, daß er vier Jahre lang die Qualen des Weltkriegs an Leib und Seele erfahren hat: der kann nicht daran zweifeln, daß er trotz seinem Haß auf den Kapitalismus und dessen Träger nie einen rohen Gewaltakt angestiftet oder auch nur geduldet hat, einen Gewaltakt noch dazu, dessen Opfer Unschuldige werden sollten.

Levien hat ein weiches Herz, das für die Armen, Bedrängten und Bedrückten schlägt. Er ist keine trotzige Trotzki-Natur, in der solche Gefühle mit einer wahnsinnigen Wut auf alles Bestehende streiten. Trotzki ist Real-, das heißt: Gewaltpolitiker, und er ist darin Fachmann, ja Künstler. Levien dagegen ist ein politischer Dilettant, ein Schwärmer, ein Amateur. Jener hat das russische Proletariat in die Höhe gebracht; aber nachdem es zur Macht gelangt ist, spielt auch er sich als Beherrscher aller Reußen auf. Levien hingegen drängt niemals sich in den Vordergrund. In seinem Idealismus vergißt er sich selbst vollkommen und hat nur ein Ziel vor Augen: die dumpf dahinlebende Masse zu sich, zu seinem geistigen Niveau emporzuheben. Er ist in dem Maße Idealist, daß er vor jeder Ausübung von Gewalt fast kindische Furcht hat, und er ist in so hohem Grade universal und tief gebildet, daß seine Sittlichkeit ihm jegliche Brutalität verbietet.

Sein Wahlspruch ist: Man darf den Menschen keine Gelegenheit zu niedrigen Taten geben, diesem zum Stehlen, jenem zum Morden; jeder muß so viel besitzen, daß er nicht seines Nächsten Gut zu begehren braucht, muß so viel geistige Nahrung erhalten, daß ihm Menschenblut heilig wird. Wer dennoch stiehlt und mordet, der gehört nicht in die Strafanstalt, sondern ins Krankenhaus.

Vielleicht ist Levien mit seinen Ideen auf einem Irrweg, vielleicht ist die Welt heute noch nicht reif dafür.

Aber wollt Ihr Herren Juristen, Männer des toten Buchstabens, Psychologen mit der Scheuklappe eine Entscheidung treffen, ob das euch Bürokraten unbegreifliche Ideal eines Mannes, dem Ihr nicht das Wasser reichen könnt, „strafbar“ zu nennen ist? Wollt Ihr, auf Aussagen unzuverlässiger, roher Gesellen gestützt, von einseitigen, aus aufregenden Zeiten stammenden, oft absichtlich falschen Berichten der Presse beeinflußt und aus zufällig gleichzeitigen Ereignissen schließend, eine verbrecherische Handlung konstruieren? Wollt Ihr, womöglich einem Druck von oben gehorchend und nicht eurer eignen Einsicht, Lob und Lohn einheimsen, indem Ihr eine der Regierung des „freiesten Staates der Welt“ unbequeme Intelligenz vernichtet? Pocht Ihr darauf, daß, wenn Eure Seele zu Noske springt, sein Geld in euerm Beutel klingt?

Doch es wird alles nichts nützen. Levien wird bestimmt nicht freigesprochen werden. Und wenn der bayrischen Regierung das Urteil zur Bestätigung vorgelegt werden wird, dann wird sich der Herr

Ministerpräsident auf seine dritte Urlaubsreise begeben, um später nach berühmten Mustern seine Hände in Unschuld waschen zu können.

Heinrich Pincas

Kaiserbilder

Die Anhänglichkeit und Treue der Mannen ist rührend. Auch unerklärlich? Garnicht, wenn man genau hinsieht. Sie meinen nämlich nicht den Kaiser. Nicht den da. Nicht Wilhelm den Zweiten.

Das Kaiserbild sagt: „Ich war eine schöne Zeit. Ich strahlte über euch Allen, aber ich lieh Jedem ein bißchen Glanz, mit dem Ihr prunken konntet, nach unten hin. Ich erhöhte Jeden, damit er die Andern erniedrigte. Jeder galt etwas, und zwar immer ein bißchen mehr als sein Hintermann. Ich war eine schöne Zeit."

Die gesträubten Schnurrbartspitzen sagen: „Heil und Sieg! Wessen Heil und wessen Sieg — das gilt uns gleich. Wir brauchen nach des Tages Last und Arbeit ein idealähnliches Geräusch, mit dem wir uns betäuben. Wir brauchen etwas, zu dem wir aufsehen, etwas, dem wir die Stiefel lecken können, etwas, an dem wir unsre Treue auslassen können. Denn wir haben einen ganzen Bauch voll Treue. Wem waren wir nicht schon alles treu! Heil und Sieg!"

Die Brust voll Orden sagt: „Der Mann alleine ist nichts. Nur ein Mensch ... Ich mache euch erst zu etwas. Ich gebe euch Bedeutung, Orden, Rang und Sprossennummer. Durch mich werdet Ihr etwas, könnt euch heraustrauen, weil Ihr abgestempelt seid, dürft herauskriechen aus der engen Häuslichkeit, ohne euch lächerlich zu machen; weil Ihr ein Teil von mir seid, ein Teil vom Ganzen. Erhabenes Gefühl der Angehörigkeit! Wurm von einem Mensch, der du dich vermissest, einsam und allein zu stehen! Ich — ich mache dich zum Supernumerar. Der Mann alleine ist nichts."

Und die Leute sagen: „Als Der noch da war —". Und sehen leuchtenden Augens zur Wand.

Warum eigentlich? Es ist doch noch alles beim alten.

Ignaz Wrobel

Die Konstantin

Eine kräftig gerundete Frau tritt hinter die Theke und schänkt aus. „Was darf ich Ihnen alles anbieten? Ich habe da ein picksüßes Kinderlächeln, erstaunte Füßchen, eine sprudelnde Redegabe mit unterschlagenem Atem — o! ich habe alles — was befehlen der Herr? Zorn? Haß? Liebe? Eifersucht? Das alles gemischt? Bitte sehr, bitte gleich!" Und mischt und sprudelt und schnattert und glückst und kichert und piepst und weint und lacht und tut so, als wenn sie nur täte ... Aber ich kaufe nichts und gehe einen Laden weiter.

Der schrecklichste der Schrecken ist wohl der Star, der gar keiner ist. Ich kann mir allenfalls denken, daß ganz Burg (bei Magdeburg) dieser Frau zu Füßen liegt, da gehört Burg hin. Aber daß ein berliner Parkett sich dieses Stück Unnatur gefallen läßt, daß es Versager belächelt und Töne beklatscht, die es nicht gibt — ich habe sie gehört, aber ich glaube nicht daran —: das scheint unbegreiflich. Man ziehe von der Bernhardt die Persönlichkeit und die Technik ab — dann bleibt die Konstantin.

Der armselige Schreiber, den das Zeitungsgewerbe ins Theater schickt, haspelt sich Komplimente von „Virtuosität" ab. Wenns die noch wäre! Aber es ist Kälte und Mangel, und das ist ein bißchen viel auf einmal. Eine einzige Kraft hat diese Frau: einem die Schreibmaschine zu lähmen. Sie entwaffnet völlig. Man kann ihr

nicht böse sein. Nach dem zweiten Akt der ‚Cyprienne' sind wir still aus dem Deutschen Künstler-Theater gegangen, und die ersten Worte, die die Garderobenfrau zu uns sprach, waren ein Labsal, ein Quickborn, eine Freude.

„Was haben Sie gegen die Frau?" Fontane: „Man soll artig, verbindlich, galant sein, keiner schönen Dame den Erfolg, die Gage, das Engagement oder den ‚Ruhm' verderben, aber was unsereinem alles verdorben wird, darum kümmert sich niemand; und wenn man auch halbtot geödet würde, dazu ist man da."

Peter Panter

Antworten

Kinofachmann. Sie beschweren sich in einer Ihrer vielen Fachzeitschriften über den Tiefstand der Kinokritik. Tiefstand ist nicht das Wort. Aber Sie überschätzen die Wirkung dieses Geschreibsels. Bilden Sie sich ein, daß ein Mensch mehr oder weniger ins Kino läuft, weil Herr Muckelmann in der ‚Welt auf der Leinwand' geschrieben hat, Fräulein My Pinicke habe zu viel mit der Nase gewackelt? Und wenn sie noch so wackelt, und wenn er noch so schreibt: diese Bumslokale sind voll. Was wollen Sie mehr?

Memoirenleser. Ihr Lieblingsautor Alfred von Tirpitz soll uns hier nicht bloß einmal beschäftigt haben. Er hat in seinem Märchenbuch für die reifere Jugend oftmals des Admirals von Müller tadelnd Erwähnung getan und diesem dadurch nicht wenige Sympathien verschafft. Daß der weiland Chef des Marinekabinetts sie verdient, erweist er durch die Antwort, die er dem großen Mann in der Neuen Berliner Zeitung gibt. Eine Antwort ebenso ruhig und nobel wie sachlich schlagend. Man erfährt, daß Tirpitz „noch im letzten Moment gegen den U-Boot-Krieg hätte opponieren können, denn er war Ohrenzeuge, als Pohl, der Chef des Admiralstabs, auf einer Bootsfahrt in Wilhelmshaven den Befehl beim Kaiser erwirkte". Tirpitz hat diese Gelegenheit ungenutzt gelassen, erklärt heute aber, daß er Deutschland gerettet hätte, wenn man nur klug genug gewesen wäre, bei allen Beschlüssen ihn zu Rate zu ziehen. Man erfährt von Müller auch, was man freilich nicht erst zu erfahren brauchte, daß Tirpitz auf eine dienstliche Anfrage, welche Kriegsziele Deutschland sich nach dem Zusammenbruch seines ursprünglichen Feldzugsplanes zu stecken habe, als das erste den Besitz der flandrischen Küste bezeichnete. Man erfährt schließlich, daß Müller es für nötig gehalten hat, zu der Entlassung des Großadmirals beizutragen. Dafür gebührt ihm Dank. Tirpitz stattet ihn ab, indem er in seinen ‚Erinnerungen' Müller als schwächlichen Höfling charakterisiert. Er erinnert sich wie gewöhnlich miserabel: einwandfreie Gewährsmänner haben längst bestätigt, daß Müller dem Kaiser ein überaus unbequemer Kabinettschef gewesen ist. Für Tirpitz ist er noch jetzt ein Gegner, mit dem anzutreten sich lohnen würde. Aber der Matador der glorreichen Deutschen Vaterlandspartei wird wohl kneifen.

Mnemotechniker. Wo habt Ihr eigentlich euer Gedächtnis? Ihr erlaubt allen Zeitungsschreibern, die sich schändlich blamiert haben, heute genau so weise und gravitätisch einherzustelzen wie dunnemals. Wenn Ihr nur einmal nachblättern wolltet! Da erörtert Paul Rohrbach die baltische Frage, und wie man sie hätte anfassen sollen, und wie es nunmehr geworden ist, und Ihr hört ihm zu und habt offenbar ganz vergessen, wie grade dieser Schriftsteller jahrelang zu einer völlig ver-

biesterten Ostpolitik geraten hat. Er würde, bräche Dschingis-Khan bei uns ein, auch hierzu sagen, was nötig ist, denn smart sind sie Alle, und auf der Höhe des Augenblicks sind sie auch, und auf dem Boden der gegebenen Tatsachen stehen sie allemal. Wenn Ihr nur nachblättern wolltet!

Alter Soldat. Exzellenz von Lüttwitz . . . Nein, das muß ich ganz hersetzen: „Exzellenz von Lüttwitz, der bekannte und vielgerühmte Heerführer aus dem Kriege, weilte gestern in Beuthen, um die hier liegenden Reichswehrtruppen zu besichtigen. Vormittags elf Uhr hatten sich die Truppen auf dem Moltkeplatz aufgestellt. Exzellenz von Lüttwitz schritt die Fronten ab und unterhielt sich leutselig mit vielen Soldaten. In seiner Begleitung befand sich Generalmajor von Höfer aus Gleiwitz. Der Parademarsch zeigte, daß in unsrer Reichswehr vorzüglich gearbeitet wird, um die Truppe wieder mit der alten Disziplin und dem alten Geist zu erfüllen. Zu dem militärischen Schauspiel hatten sich viele Zuschauer, auch aus Arbeiterkreisen, eingefunden, und man hörte über die vortreffliche Haltung der Truppen grade aus diesem Munde manche Anerkennungen." Ich habe nie daran gezweifelt, daß in unsrer Reichswehr vorzüglich gearbeitet wird, um die Truppe wieder mit dem alten Geist zu erfüllen. Daß für diese Geistesfüllung der Parademarsch wie geschaffen ist, steht ebenfalls fest. Ich habe nur noch nicht eingesehen, weshalb von dem sauer verdienten Gelde, das ich der Steuerbehörde zahle, Leute erhalten werden sollen, die uns so maßlos geschadet haben. Es ist nicht einerlei, in welchem Sinne die hunderttausend Mannen erzogen werden, und es ist nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, daß notwendige Ordnung und kurzstirnige Brutalität wiederum miteinander vermengt werden.

Wandervogel. „Eine Rede, wie die von Geheimrat Roethe lehnt die völkische Jugendbewegung restlos ab." Man mag gegen euch sagen, was man will: aber das wenigstens ist erfreulich, daß Ihr einen solchen nationalistischen Armeepauker „restlos" ablehnt. Auch Ihr fühlt, daß eine gellende Trompete noch kein Mann ist.

Frommer Mann. Sachte, sachte! Lege dir einen Eisbeutel auf, besinne dich auf die Geschichte der Vopelius mit dem Wasserkübel und sage dein Sprüchlein her: „Tanzen. Wir wollen doch die Dinge beim richtigen Namen nennen. Der wirkliche Grund ist das zügellose Begehren nach dem tollsten Ausleben, nach dem Genießenwollen um jeden Preis. Das Tanzen ist nichts andres als symbolische Unzucht. Brich mit der ganzen Tanzerei!" Ich breche. Du aber fährst fort: „Du sagst vielleicht: ich möchte wohl, aber ich kann nicht. Viele Ehrliche werden so sprechen. Wenn sie Tanzgelegenheit sehen, Tanzmusik hören, dann müssen sie." Ja, Manche müssen. Während Andre wieder wohl möchten, aber nicht können. Und kurz und gut hat, wie immer, der Nationaldichter Schiller recht: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl."

Plakatsammler. Du liest mir aus deiner Liste vor: ‚Kriegs- und Revolutionsplakate'. Darunter befindet sich Nummer 82: „Was will Spartacus? (Sehr selten, von Polizei beschlagnahmt.)" Es gibt also zwei Sorten Revolution: eine polizeilich genehmigte und eine verbotene. Aber das wußten wir. Die deutsche Revolution hat vor einem Jahr nach gebührlicher Anmeldung den Genehmigungsschein erhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Parteitag der Unabhängigen

von Heinrich Ströbel

Die Unabhängige Sozialdemokratie rüstet zu ihrem leipziger Parteitag. Er soll die Entscheidung bringen über die wichtigsten Fragen der innern und äußern Politik, über die Stellung zur internationalen Organisation und zur politischen und sozialen Gestaltung des eignen Landes. Beide Probleme stehn in innigstem Zusammenhang; denn ob sich die U. S. P. D. für oder gegen den Anschluß an die dritte Internationale erklärt, hängt davon ab, ob die Mehrheit der Delegierten für ihre innere Politik sich im Prinzip zur Räte-Diktatur oder zur Demokratie bekennt. Die Auffassungen darüber laufen innerhalb der Partei weit auseinander. Vom Bezirk Leipzig ist der Anschluß an die moskauer Internationale, die sich auf der Räte-Diktatur aufbaut und die Demokratie und den Parlamentarismus als kapitalistischen Schwindel ächtet, bei der Urabstimmung nur mit geringer Mehrheit abgelehnt worden, und auch auf der Generalversammlung des Bezirksvereins Berlin hatten die Parteigänger der moskauer Richtung starken Anhang. Die zum Schlusse angenommene Resolution weicht zwar der Entscheidung aus, macht aber dem kommunistischen Flügel weitgehende Zugeständnisse. Mit der zweiten Internationale will man nichts zu tun haben, nach Genf will man nicht gehn. Der moskauer Internationale will man sich nicht „bedingungslos" anschließen, sondern durch Verhandlungen eine „wirklich revolutionäre, aktionsfähige neue Internationale" vorbereiten. Das käme also auf die Schaffung einer vierten Internationale hinaus, die erst recht ein lebensunfähiges Ding wäre, also auf eine, sei es auch ungewollte, Sabotierung jeder internationalen sozialistischen Zusammenarbeit! Das wäre am Ende zu ertragen, denn bevor die innere Politik der Sozialisten der großen Industriestaaten sich geklärt hat, ist eine internationale sozialistische Politik unmöglich. Das hat auch Friedrich Adler erkannt, der auf dem Parteitag der oesterreichischen Sozialdemokratie zwar die Beteiligung an der zweiten Internationale empfahl, aber den Zusammentritt des Genfer Kongresses um mindestens ein halbes Jahr vertagt wissen wollte.

Wenngleich nun ein Nichtfunktionieren der sozialistischen Internationale, so beklagenswert und verhängnisvoll es sein mag, am Ende noch keine Katastrophe für den Sozialismus bedeutete, so ist die Fortdauer der sozialistischen Zerfahrenheit und Uneinigkeit innerhalb der einzelnen Länder schlechthin unerträglich und die schwerste Gefahr für eine vernünftige politische und soziale Entwicklung. Die Trostlosigkeit der deutschen Zustände ist dafür das schlagendste Beispiel. Nichts wäre deshalb notwendiger, als eine Klärung der Geister über die Aufgaben und Möglichkeiten

einer sozialistischen Gegenwartspolitik. Dazu müßte — sollte man meinen — der bevorstehende Parteitag der U. S. P. D. die vorzüglichste Gelegenheit geben. Aber fast möchte man, was Friedrich Adler für die Internationale Tagung forderte, auch für diesen Parteitag wünschen: eine Hinausschiebung, damit der gärende Most der Ansichten sich erst einmal ein wenig beruhigte. Von den Debatten des Parteitages selbst versprechen wir uns wenig. Es wird dabei zugehn wie auf den bisherigen Konferenzen und den Bezirksgeneralversammlungen, wo die revolutionäre Phraseologie alle politische Einsicht überwucherte und die klaren und besonnenen Köpfe sich durch den Beifall bei dröhnenden Kraftworten und hohlen Agitationsphrasen so verschüchtert fühlten, daß sie ihre Bedenken nur in diplomatisch abgeschwächter und eben darum eindrucksloser Form vorzubringen wagten. Es ist ein grober psychologischer Schnitzer, sich einzubilden, man könne dem religiösen Fanatismus der kommunistischen und halbkommunistischen Räte-Schwärmer, der grade durch die leidenschaftliche Form seiner Propaganda auf die Massen suggestiv wirkt, mit halblauten, schüchternen, verklausulierten Einwendungen wirkungsvoll begegnen. Die beste Sache ist verloren, wenn sie nicht mit Leidenschaft, Energie und rücksichtsloser Folgerichtigkeit vertreten wird, wenn ihre Verfechter nicht im festen Glauben an ihren Sieg jeden Kampf für sie wagen. Nur geschlossene, willensstarke Persönlichkeiten und Ideen haben, wie alle Geschichte beweist, bisher Erfolg gehabt. Alle Halbheit ist vom Uebel und stets vom Mißerfolg geschlagen.

Auf dem Parteitag der U. S. P. D. aber werden, wenn nicht alles trügt, nur die Anhänger der Räte-Diktatur und des tartarischen Sozialismus, wie Kautsky ihn genannt hat, mit Energie und Konsequenz für ihre Auffassungen eintreten. Die Anhänger des Marxismus der westeuropäischen Prägung und der Demokratie werden sich leider wieder einmal mit Halbheiten begnügen, zumal ihr bester Mann, Hugo Haase, diesmal in ihren Reihen fehlt. Auch der arme Haase war nichts weniger als ein Willensathlet; aber er war unter den nicht dem kommunistischen Taumel verfallenen Führern der U. S. P. D. immer noch derjenige, der in schwieriger Situation ein ernstes Wort zu sprechen wagte und für die Gebote der politischen Vernunft eine klare Formel zu finden wußte.

*

Auf der berliner Generalversammlung wurde auch eine Entschließung angenommen, die den von manchen Diskussionsrednern geforderten Antiparlamentarismus verwirft und „die Beteiligung am Parlamentarismus als Mittel des revolutionären Proletariats gutheißt“. So wird aller Vermutung nach auch das Votum des Parteitags ausfallen, und die bescheidenen Rechtsunabhängigen werden das als einen großen Sieg über die moskauer

Richtung empfinden. Als ob es in dieser historischen Situation mit der Wahlbeteiligung, mit der Eroberung von ein paar Dutzend Mandaten und der agitatorischen Ausnutzung der Parlamentstribüne getan wäre! Das war die Taktik, die der deutschen Sozialdemokratie vor dem Weltkriege, vor der Revolution geziemte, als sie noch geächtet, entrechtet, von der positiven Gestaltung der Staats- und Gesellschaftsorganisation ausgeschlossen war. Damals galt es, ihre Sturmkolonnen so lange zu mehren, bis die zehnfach verriegelten Pforten des Klassenstaates gesprengt waren. Der imperialistisch-militärische Zusammenbruch zwang die belagerte Festung zu bedingungsloser Kapitulation, zur Schleifung ihres ganzen politischen Verteidigungssystems. Die Demokratie ist in bisher beispielloser Lückenlosigkeit erobert, und die deutsche Arbeiterklasse braucht sich ihrer Handhabe bloß mit Vernunft und Tatkraft zu bedienen, um auch die Umwandlung des Wirtschaftsprozesses durchzusetzen, die aus der bürgerlichen die soziale Demokratie macht. Aber statt nun mit geschickten Händen und fröhlicher Zuversicht zuzugreifen, stehen breite Proletariermassen ratlos vor der demokratischen Maschinerie. Ohne es überhaupt auf einen ernstlichen Versuch ihrer Ingangsetzung ankommen zu lassen, erklärt man sie für untauglich und veraltet. Statt dessen sucht man sich, vom moskowitischen Sektiererwahn angesteckt, ein neues politisches System auszutüfteln, das dem Proletariat sofort, ohne Mühe und Schweiß, ohne tausendfältige Arbeit und geschickte Eingewöhnung in neue, schwierige Verhältnisse, alle Herrlichkeit des Tausendjährigen Reichs in den Schoß werfen soll!

Trotzdem: den konsequenten Kommunismus kann man noch verstehn. Die Diktatur des Proletariats, wie sie in Sowjet-Rußland besteht, mit der Entrechtung der Nichtarbeiter, dem Absolutismus der Bürokratie und der Roten Armee, der Unterdrückung der Koalitionsfreiheit, des Versammlungsrechts und der Preßfreiheit, kurz: mit dem systematischen Terror einer Minderheitsherrschaft, ist ein faßliches und handliches System. Man kann sich dafür, als das vermeintlich rascheste und radikalste Mittel zur Niederwerfung des Kapitalismus, begeistern; man kann es, als den rohesten und aussichtslosesten Versuch einer sozialistischen Reorganisierung der Menschheit, verabscheuen. Unbegreiflich nur ist uns, wie man, gleich Ledebour, die Räte-Diktatur fordern und gleichzeitig die systematische Gewaltanwendung, die man Terror nennt, verwerfen kann. Ein unvergleichlich klarerer Kopf als Ledebour, Karl Kautsky, hat unwiderleglich auseinandergesetzt, daß Diktatur die Herrschaft einer Minderheit ist, dieweil die Mehrheit zu ihrer Herrschaftsausübung eben nicht der Diktatur bedarf, sondern mit den Mitteln der Demokratie auskommt. Weil aber die Diktatur als Herrschaft einer Minderheit sich nicht ohne Gewaltanwendung behaupten kann, muß sie sich zwangsläufig des systematischen Terrors bedienen. Eine nicht terroristische

Diktatur ist darum eine contradictio in adjecto, eine stumme Musik, eine unsichtbare Malerei, eine körperlose Plastik.

Ein ebenso widerspruchsvolles Ding ist innerhalb eines völlig demokratischen Staatswesens die parlamentarische Betätigung, wie sie Ledebour vertritt: der Parlamentarismus „als Mittel des revolutionären Proletariats", also des Wählens und parlamentarischen Redens zur Mehrung und politischen Aktivierung der Parteianhängerschaft. Diese agitatorischen Zwecke sind etwas Selbstverständliches, aber sie sind innerhalb der Demokratie doch nicht das letzte Ziel. Die Hauptsache ist vielmehr die direkte Umsetzung des Parteieinflusses und der parlamentarischen Macht in politische Geltung, in unmittelbare soziale Auswirkung! Ein sozialistisches Proletariat, das seiner Masse und seiner parlamentarischen Vertretung nach auf Grund der demokratischen Staatseinrichtungen die ausschlaggebende Macht im Staate sein kann, diese Macht jedoch aus sektiererischer Verblendung den herrschenden Klassen überläßt und sich, aus allerhand vagen Zukunftsspekulationen, mit der Rolle einer rein agitatorischen Oppositionspartei begnügt, treibt eine Politik, die höchst befremdend, oder, um es noch deutlicher zu sagen, über die Maßen lächerlich ist!

Die einzige Frage ist, ob denn in Deutschland das sozialistische Proletariat seiner Masse und seiner parlamentarischen Vertretung nach eine solche Macht repräsentiert. Nun, schon heute fehlen den Sozialisten, beide Parteien zusammengerechnet, nur wenige Prozent an der absoluten Mehrheit. Eine sozialistische Arbeitsgemeinschaft würde also selbst dann, wenn sie bürgerliche Elemente an einer Koalitionsregierung beteiligte, die unbedingt ausschlaggebende Macht sein! Der Sozialismus kann somit auch vermittelst der Demokratie in Deutschland herrschen, wenn seine Anhänger nur auf den selbstmörderischen Sport verzichten, sich gegenseitig den Schädel einzuschlagen!

*

Die Politik der oesterreichischen Sozialdemokratie, die obendrein unter viel schwierigern politischen und sozialen Umständen zu arbeiten gezwungen ist, sollte den deutschen Sozialisten ein Vorbild sein. Die oesterreichischen Sozialisten sind vor allem bemüht, erst einmal die Herrschaft des Proletariats durch Sicherung der Demokratie zu schützen und die Neubildung eines Militarismus zu verhindern. Glückt ihnen das, wie zu erwarten steht, so können sie nach Ueberwindung der ersten furchtbarsten Krisenzeit auch den Sozialismus stufenweise durchführen. Will das deutsche Proletariat seine Herrschaft sichern, so müssen die Unabhängigen aus Verächtern der Demokratie zu ihren entschlossensten Beschützern werden. Bekennen sie sich so zur Demokratie, so ist jede Schranke zwischen den proletarischen Massen der beiden Parteien gefallen und die sozialistische Einheitsfront eine Selbstverständlichkeit geworden. Dann aber besteht auch die Möglichkeit, den Mili-

tarismus seines reaktionären Charakters zu entkleiden und in ein unschädliches Werkzeug der sozialen Republik zu verwandeln, das wirklich nur gegen tollhäuslerische Putschversuche von rechts oder links eine Schutzwehr bietet. Will also der Parteitag der U. S. P. D. wirklich revolutionäre Arbeit leisten, statt sich kurzsichtig-sektiererisch auf pseudorevolutionäre Parteipropaganda einzustellen, so muß er endlich bedingungslos auf den Boden der Demokratie treten und den entschlossenen Willen zu gemeinsamer sozialistischer Arbeit bekunden.

Ganz unbegründet wäre die Besorgnis, daß durch positive politische Arbeit die propagandistische Werbe- und soziale Stoßkraft des Sozialismus beeinträchtigt werden könnte. Ein Haufen unbelehrbarer kommunistischer und syndikalistischer Fanatiker würde feindselig bei Seite stehen bleiben, aber das müßte man eben mit in den Kauf nehmen. Auch müßte man den proletarischen Massen klar machen, daß, zumal nach fünf Jahren verwüstenden Kriegs und Bürgerkriegs, der sozialistische Aufbau sich nur schrittweise vollziehen kann. Aber neben diesen herabstimmenden Momenten stünden die zahllosen erhebenden und stimulierenden der praktischen Demokratisierungs- und Sozialisierungsarbeit. Denn wenn das sozialistische Proletariat nach der seine Kräfte fast völlig lähmenden Bruderfehde erst einmal energisch an das Werk des sozialistischen Aufbaus heranginge, so gäbe es für Zehntausende und Hunderttausende eine Tätigkeit, die jeden edeln Ehrgeiz und Wetteifer anspornen könnte. Welche unendliche Arbeit wäre in den Kommunen zu leisten, in allen Verwaltungskörperschaften, in den Kreistagen, den Provinzialvertretungen, in den kommunalisierten und sozialisierten Betrieben, in den Betriebsräten und den Arbeiterräten aller Art! Erst dann, wenn das sozialistische Proletariat alle öffentlichen und sozialen Institutionen mit seinen fähigsten und eifrigsten Elementen durchsetzt und unter seine gewissenhafteste Kontrolle gebracht hätte — erst dann wären ja die Vorbedingungen der wahrhaften Demokratisierung und Sozialisierung gegeben.

Und diese praktische Arbeit im Staat und in der Gesellschaft schlösse ja die propagandistische Kraftentfaltung der Partei und die intensive politische Schulung für den Sozialismus keineswegs aus. Grade die Räte-Fanatiker, die als neuestes revolutionäres Evangelium die uralte Harmonielehre verkünden, die wirtschaftliche Erfassung der Arbeiter durch das Räte-System sei die Hauptsache, aus der sich dann schon von selbst die ideelle Vereinheitlichung ergeben werde, negieren ja die Notwendigkeit der Partei, bestreiten ihre Rechte und Pflichten. Wir aber, die wir die politische Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen sozialistischen Parteien für die einzige Rettung aus dem sonst unausbleiblichen sozialen Niederbruch und dem ebenso unerbittlichen revolutionären Débâcle erklären, betrachten diese Arbeitsgemeinschaft und Einheitsregierung

keineswegs als bedingungslose Verschmelzung der verschiedenen sozialistischen Parteien. Denn so notwendig natürlich auch für jede gemeinsame politische Arbeit die Einigung auf große politische Grundlinien ist, so notwendig kann trotzdem die scharfe Herausarbeitung und politische Propagierung bestimmter politischer und sozialer Nuancen sein. Nur die blinden Räte-Gläubigen halten das Räte-System, unter dem sich doch fast Jeder etwas andres vorstellt, für das einzig anwendbare Universalheilmittel aller sozialen Gebreste. Wir demokratischen Sozialisten dagegen sind uns bewußt, daß erst die demokratische und sozialistische Praxis selbst uns alle Entwicklungsmöglichkeiten und Hilfsmittel lehren wird, und daß unter diesen Hilfsmitteln auch das Räte-System auf den verschiedensten Betätigungsgebieten eine hervorragende Rolle spielen wird. Aber zur Entwicklung des Räte-Systems kommen wir nur durch die Demokratie, durch die praktische Sozialisierungsarbeit, durch die sozialistische Einheitsregierung. Nur wenn diese Erkenntnis das Verhandlungsergebnis des Unabhängigen Parteitages wäre, hätte die deutsche Revolution nach so vielen Niederlagen die erste Schlacht gewonnen!

Brief aus Amerika von Eduard Goldbeck

Evanston, Illinois

Verehrter Herr Jacobsohn, ich erhielt Ihre freundlichen Zeilen vom vierten September am dreiundzwanzigsten. Heut ist der sechsundzwanzigste. Sie wünschen, daß ich Ihnen „die Wahrheit über Amerika" schreibe. Das ist, wie Fontanes Herr von Briest sagt, „ein weites Feld". Es gründlich abzuernten, ist unmöglich. Nicht einmal eine Garbe kann ich binden. Sie müssen mit ein paar Aehren vorlieb nehmen.

Es liegt mir nahe, zuerst von den Deutsch-Amerikanern zu sprechen, da ich selbst einer bin. Deutschland hatte viel von unserm Einfluß erhofft, sagt man. (Seit Jahren sind wir ja, hüben wie drüben, auf das „on dit" angewiesen.) Kenner Amerikas konnten wohl kaum so hoffnungsselig sein. Die Deutsch-Amerikaner waren und sind politisch nicht organisiert, und da sie dies nicht sind, fürchten die „Macher" unsrer Politik sie nicht. Wen man aber nicht fürchtet, dem tut man nichts zu Liebe. „Was kannst du armer Teufel geben?" Was kannst du nehmen? Die Deutsch-Amerikaner haben zwar eine Presse von über fünfhundert Blättern und Blättchen (ihrer viele sind freilich dem Kriegsbazillus erlegen); aber diese Presse schreibt deutsch. Sie ist also nicht von Belang. Sie hat keinen Einfluß auf die Jugend, denn die Jugend spricht, liest, schreibt englisch. Deutsch lernt nur der künftige Chemiker und Arzt. Wer sich um „Kultur" müht und zur „society" gerechnet werden will, versucht es mit dem Französischen. Da nun die Deutsch-Amerikaner politisch

machtlos sind, so ist es nicht erstaunlich, daß keiner der Männer, die im „Kabinett" sitzen, deutsches Blut in den Adern hat. Lesen Sie die Bücher des Präsidenten: Sie werden kein deutsches Zitat finden. Alle diese Träger der Macht kennen Deutschland nur von gelegentlichen Reisen und von Hörensagen, das heißt: aus englischen Quellen. Daß dem so ist, daran ist die Trägheit und Kurzsichtigkeit der Deutsch-Amerikaner schuld. Karl Schurz, der Politiker, der Reformer, der Staatsmann, blieb ein Ausnahmefall. Die Deutsch-Amerikaner hielten sich in pharisäischem Dünkel von dem unsaubern Geschäft der Politik fern und begnügten sich damit, Geld zu verdienen. Sie sahen nicht ein, daß es ohne politischen Einfluß auf die Dauer unmöglich ist, im großen Stil Geld zu verdienen. Aber freilich: der große Stil liegt ihnen überhaupt nicht. Die reichen Deutsch-Amerikaner werden sich nie entschließen, bedeutende Summen in politischen Aktionen anzulegen. Während des Krieges krochen sie in Mauslöcher; nie sprach einer von ihnen öffentlich ein Wort, das die Volksgenossen andrer „Rasse" zur Ruhe, zur Billigkeit, zu weisem Eigennutz gemahnt hätte. Sie konnten nicht? Oh, sie hätten sehr gut gekonnt. Ich, der ich nicht amerikanischer Bürger bin, habe während des letzten Kriegsjahrs neunzehn Vorträge in deutscher, acht in englischer Sprache gehalten und in manchem die Politik der Verbündeten getadelt. Man hat mir kein Haar gekrümmt. Wenn aber Mehrere oder Viele dies oder Aehnliches getan hätten, so hätte der „Feldzug des Hasses", den die Regierung inszenierte, nicht so üble Verwüstungen in der amerikanischen Seele anrichten können. Diese Campagne skrupelloser Lügen, an der sich Männer mit deutschem Namen freiwillig beteiligten, war eine der widerlichsten Erscheinungen des Krieges. Gewiß: wir haben Lissauers Haß-Hymne gelesen — aber auch die energische Abwehr in Ihren ‚Antworten', und in Amerika fehlte es an solcher Abwehr. In England erhoben sich Männer und sagten: „Nein!" In Amerika keiner. Kein Angelsachse, kein Ire, kein Deutscher. Alle Wohlmeinenden waren eingeschüchtert durch die wohl nie vorher zu solcher Vollkommenheit ausgebildete Geheimpolizei und durch die politischen Prozesse, die in den meisten Fällen mit barbarischen Verurteilungen endeten. Eine Amnestie haben wir heut noch nicht. Das „Spionagegesetz" besteht fort. Es läßt sich trefflich gegen die „rote Rotte" verwenden. Auch vom „innern Feind" ist schon viel die Rede.

Ich schweife ab. Um zurückzukehren und zusammenzufassen: die Deutsch-Amerikaner hatten und haben keine Organisation, kein Programm, wenig Opfermut und wenig Rassenstolz.

Aber selbst wenn sie dies gehabt hätten: sie hätten gegen die englische Macht nichts ausrichten können. England beherrscht die Presse, einen Teil der Lehrstühle und die „Gesellschaft". In Recht, Sitte, Literatur sind wir noch völlig von England abhängig.

Die finanziellen Beziehungen sind die denkbar engsten. Die englische Politik hat sich seit dreißig Jahren der amerikanischen gefällig gezeigt. Und die englische Propaganda hat seit ungefähr eben so vielen Jahren rastlos gearbeitet.

Unter diesen Umständen hätte auch eine energische Haltung der Deutschen das Ergebnis nicht ändern können. Daß wir keinen Bürgerkrieg entzünden konnten und wollten, war klar. Selbst wenn Deutschland keine feindseligen Handlungen gegen Amerika begangen hätte: Amerika wäre doch nicht neutral geblieben. Das hat Präsident Wilson, der „beste Freund der Deutschen", in einer Unterredung mit dem Senator Mc. Cumber selbst festgestellt. „Tut nichts! der Jude wird verbrannt."

Und jetzt? Was die Deutsch-Amerikaner betrifft, wird alles beim alten bleiben. Umsomehr, als die Stimmung der Nation langsam den Deutschen günstiger wird. Die zurückkehrenden Truppen wollen von Frankreich nicht viel, von England garnichts wissen. Wieder und wieder hört man, der nächste Krieg sei der zwischen England und Amerika. Mit diesem Balsam kühlt der Deutsch-Amerikaner seine Wunden. Während der Wahl-Campagne wird er schmunzelnd vernehmen, daß die Deutschen die besten Bürger seien. Er ist auch wirklich ein guter Bürger im Sinne des dahingegangenen Onkel Chlodwig („einen schwarzen Rock anhaben und Maul halten"); aber er ist ein Bürger zweiter Klasse. Er verdient es auch nicht besser. Was der Mensch haben will, muß er erobern, zum mindesten erarbeiten.

Die psychologische Reaktion kann Deutschland beschleunigen und verstärken, wenn es sich würdig in sein Geschick findet, weder winselt noch prahlt, rastlos arbeitet und die Friedensbedingungen, soweit sie erfüllbar sind, zu erfüllen versucht. An „Revanche" zu denken, ist mindestens verfrüht: dies ist ein Problem für die nächste Generation. Von „Revanche" zu sprechen, wäre töricht.

Der diplomatische Vertreter Deutschlands in Amerika sollte ein Bürgerlicher und unter gar keinen Umständen irgendwie mit der Bernstorff-Aera verbunden sein. Eine solche Verbindung würde es ihm unmöglich machen, das Mindestmaß von Vertrauen zu gewinnen, ohne das Verhandlungen nicht zu gutem Ende geführt werden können. Es versteht sich von selbst, daß oekonomische Bildung hier und heute wichtiger ist als diplomatische alten Stils. Amerika und Deutschland haben keine territorialen Reibungsflächen. Wenn unsre leitenden Männer nicht völlig verblendet sind, müssen sie einsehen, daß Deutschland der Welt und uns am meisten nützen kann, wenn es Ordnung und Freiheit, Kraft und Reichtum sein nennt. Dazu müssen wir Deutschland wieder verhelfen, soweit ein Mensch einem Menschen, ein Volk einem Volke helfen kann.

Von der Liga der Nationen erwarten wir nicht viel. Der Mechanismus ist da, und das ist Etwas. Aber der Geist, in dem

sie geschaffen wurde, läßt wenig Hoffnung aufkommen. Der Senat wird das Bündnis mit Frankreich, den Frieden mit Deutschland und den Weltvertrag vermutlich ratifizieren, diesen aber nur mit solchen Einschränkungen, daß Amerika völlig freie Hand behält. Man sagt, die Liga werde dann zu einem Debattierclub herabsinken. Gewiß; aber ein solcher Club kann nützlich werden. Mehr läßt sich wohl zugunsten der Neuordnung einstweilen nicht sagen. Die demokratische Partei muß natürlich offiziell Begeisterung für das Werk ihres Chefs an den Tag legen; aber im Privatgespräch erklingt eine andre Tonart. Es gibt nicht viele Amerikaner, die in einen Krieg willigen würden, um Frankreich endgültig das Saargebiet oder das linke Rheinufer zuzuschanzen. Noch weniger, die bereit wären, England Tibet, Persien, Beludschistan zu garantieren. Niemand, der den Shantung-Raub gutheißen würde.

Präsident Wilson ist als ein Besiegter heimgekehrt. Der Versuch, zu behaupten, daß die Vierzehn Punkte in den Arrangements der pariser Konferenz enthalten seien, erinnert doch gar zu sehr an Andersens Märchen von den Kleidern des Kaisers, die Niemand sehen konnte. Wilson sieht sie und sagt, Jeder, der nicht dumm oder schlecht sei, müsse sie sehen. Aber diese Taktik zieht nicht mehr. Wilson kämpft weiter, und die Widerstandsfähigkeit des trockenen, dürren, alten Herrn ist bewunderungswürdig; aber er verliert täglich an Boden. In den ersten Jahren hatte er eine vorzügliche Haltung: nie fiel aus seinem Munde ein würdeloses Wort, und doch blieb er einfach und leicht und vermied Steifheit und Pompositāt. Jetzt (geben die Nerven nach? Hat ihn der Schwindel der Allmacht umnebelt?) — jetzt schimpft er, prophezeit und fordert uns, ganz wilhelminisch, auf, ihm durch Dick und Dünn zu folgen. Aber — Gottseidank! — eine Proskynese wie die in Deutschland während der neunziger Jahre ist hier nicht möglich. Man hat einmal Napoleon den Dritten einen versehentlich zusammengehefteten Band von Don Quixote und Macchiavelli genannt: diese Charakteristik paßt auch auf den Präsidenten. Man weiß, wenn er zu sprechen beginnt, nie, wer von diesen Beiden denn nun zu Worte kommen wird. Trotzdem wird Wilson „bleiben" im Sinn der Geschichte. Von allen Staatsmännern der Welt war er der einzige, der konstruktive Begabung an den Tag legte, dafür sind die Vierzehn Punkte ein sprechendes Zeugnis. Später „listete er mit der Idee", wie Lassalle gesagt haben würde, und steht nun als Lucifer vor den verlassenen und enttäuschten Idealisten, die sein Heerbann waren.

Für eine dritte Wahl hat er keine Chancen mehr. Es ist Niemand in der Partei, der ihm vorgezogen werden könnte, aber auch er wird nicht siegen.

Eine Möglichkeit freilich bliebe ihm noch. Die: mit einem Programm der Sozialisierung vor die Nation zu treten und da-

durch die Stimmen der Arbeiter zu gewinnen. Die würde er erhalten, denn die Arbeiter wissen, daß sie als selbständige Partei heut noch keine Aussicht haben, einen eignen Kandidaten durchzubringen. Aber auf ein solches Programm kann selbst Wilson die demokratische Partei nicht festlegen. Das Land ist dafür noch nicht reif, obwohl in Allen, die nicht ganz dumpfen Sinnes sind, eine Ahnung aufdämmert, daß der Entscheidungskampf zwischen Kapital und Arbeit schon begonnen hat. Wir haben natürlich auch eine Anzahl Arbeitgeber und Kapitalisten, die auf Polizei und Heer bauen und eine Kraftprobe herbeiwünschen. Im Augenblick, wo ich schreibe, vollzieht sich eine solche zwischen dem Stahltrust und seinen Arbeitern. Wie sie ausfallen wird, läßt sich noch nicht übersehen; das Eine aber kann mit voller Sicherheit gesagt werden, daß Diejenigen, die sich den Massen gegenüber auf den Polizeiknüttel und das Bajonett verlassen, die Zeichen der Zeit nicht zu deuten wissen. Selbst für den Aristokraten, der mit Sapieha versichert, Vernunft sei stets bei Wenigen nur gewesen, ist die Götterdämmerung des Kapitalismus kein unangenehmer Gedanke. Diese gestern arrivierten Mastbürger mit den Feudalitäts-Allüren sind unerträglich, und ich kann mir wohl denken, daß ich mich in ein Sowjet-System eher einleben würde als in eine plutokratische Republik. Der Sowjet-Gedanke wird „bleiben", wie die Vierzehn Punkte, und wird sich in national verschiedener Erscheinung durchsetzen. Von dieser Einsicht ist man hier freilich noch weit entfernt. In den Tageszeitungen zumal findet man selten eine ruhige Beurteilung der russischen Entwicklung. Doch haben wir einige anständige, gut unterrichtete Wochenschriften (New Republic, Nation), die neue politische Formen vorurteilslos zu prüfen versuchen. Je mehr Leute dies tun, desto geringer wird die Gefahr einer Revolution. Sie bedroht uns überhaupt nicht unmittelbar, aber schon tauchen bedenkliche Symptome auf. Es wird viel von der Einsicht, der Ruhe, der versöhnlichen Gesinnung der streitenden Parteien abhängen. Man wird dem Amerikaner diese Eigenschaften nicht absprechen können. Der Einwanderer, der sie nicht besaß, erwirbt sie hier bisweilen. Auf sie muß muß hoffen.

Man wunderte sich, als die Dynastien in Deutschland kampflos zusammenbrachen. Wer die allerhöchsten Kreise auch nur ein bißchen kannte, konnte nichts Andres erwarten. Die Herrschaften glaubten schon lange nicht mehr an sich selbst. Die meisten von ihnen empfanden wie der Großherzog in Thomas Manns ‚Königliche Hoheit'. So brach die französische Aristokratie 1789 zusammen, und so wird meiner Ansicht nach die kapitalistische Bourgeoisie zusammenbrechen. Die Kapitalisten glauben nicht mehr an den Kapitalismus. Ruchlos tapferer Egoismus ist selten. Daß der Kapitalismus eine historisch notwendige „Kategorie" war, beweist nichts, denn das waren Monarchie und Adel auch.

Kluge Leute erstreben nichts weiter, als den unvermeidlichen Prozeß des „Ote-toi pue je m'y mett!' möglichst billig und sauber, mit einem Minimalverlust an Gut und Blut durchzuführen.

Früher oder später — aber sehr bald — werden Sieger und Besiegte erkennen, daß sie „in demselben Boot sitzen". Und diese Erkenntnis wird manche Härte des Friedensvertrages mildern. Die Kunst ist jetzt, zu vergessen und vorwärts zu blicken. Jeden Morgen ein Glas Lethe! Dann gehts vielleicht.

Die Verzögerer von Berengar

Es sind Kräfte am Werk, die die Versöhnung verzögern. Tirard, der neue französische Oberkommissar für die Rheinlande, hat eine Reihe von Erklärungen abgegeben, deren friedliche Gesinnung außer Zweifel steht. Das halbamtliche W. T. B. aber redigiert das Programm Tirards nach seinem Geschmack um. Es unterschlägt die Feststellung des französischen Oberkommissars, daß die rheinische Bevölkerung in ihren Zielen und ihrer Geistesverfassung rein deutsch ist, es schwächt die entschiedene Absage Tirards an die Annexionisten ab, es entstellt die von versöhnlichem Geist erfüllte Erklärung über die Wiederaufnahme der deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen . . . Und dieses W. T. B., das vom Gift der Kriegszeit noch vollgesogen ist, ernährt die gesamte deutsche Presse! Die politischen Schieber verstopfen das große Loch im Westen, wenn dorther freundliche Nachricht zu uns dringt; wird hingegen irgendwo in Kaiserslautern bei einer Weibergeschichte ein Deutscher von Franzosen ermordet, dann wird die Presse gehörig alarmiert. Nur so weiter, und die Legende vom Erbfeind wird sich nach fünfzehn, zwanzig Jahren in einem neuen Weltkrieg entladen.

*

Es sind Kräfte am Werk, die die Versöhnung verzögern. In Frankfurt störten mehrere Offizierstellvertreter der Reichswehr durch antisemitische Zwischenrufe eine deutsch-demokratische Versammlung. Um die von den Ordnungsleuten gestörte Ordnung wiederherzustellen, erschien plötzlich eine bewaffnete Abteilung der Reichswehr im Saal. Die Besprechung dieses Vorfalls in der Lokalpresse gibt dem Kommandeur der Frankfurter Reichswehr, Rittmeister de Neufville Gelegenheit, die Zeitungen in einer „Ruhe!!" (Kusch!) überschriebenen Erklärung abzukanzeln. Auch die Deutsch-demokratische Partei bekommt von diesem Herrn etwas ab. Denn die Reichswehrangehörigen hätten jene Versammlung nur besucht, weil „sie hofften, für ihr freies deutsches Empfinden dort etwas zu finden und zu lernen". Da die Ordnungsleute sich in dieser Hoffnung enttäuscht sahen, machten sie Krach. Ihr freies deutsches Empfinden dürfte schwerlich anderswo auf seine Rechnung kommen als in deutsch-nationalen Versammlungen. Wir werden an der Reichswehr noch Freude erleben.

*

Die Rolle des Bürgertums in dieser Revolution: scheinbar mitzugehen, um zu verhindern; zu verzögern, um gegen die Verwirklichung zu intrigieren, um mit allen Mitteln der bisherigen Macht die alten Positionen zu halten. In Gemeinschaft mit einem wahrhaft revolutionären Bürgertum wäre die Revolution nimmermehr so entartet: weder in ihrem Radikalismus noch in ihrem lahmen Kompromiß. Das Bürgertum war der Verderb dieser Revolution.

Schuld und — Sühne? von Georg Metzler

Nach einem vergeudeten, für Wahrheit und Gerechtigkeit verlorenen Jahr ist nun endlich die Untersuchung des Kriegsverbrechens eingeleitet worden. Die Zusammensetzung des Gerichtshofes, die Disposition des Stoffes und die Art der Verhandlung läßt indessen schon jetzt mit Sicherheit voraussehen, daß bei dieser Untersuchung letzten Endes herzlich wenig herauskommen wird. So ermittelt man die Wahrheit nicht; so wirklich nicht! Eine Anmaßung ist es, daß nur Parlamentarier diese Untersuchung führen, anstatt daß Diejenigen zu Gericht sitzen, die sich eingehend mit der Materie befaßt haben und durch keinerlei Rücksichten auf Parteien, Personen, Fraktionen und Cliquen gebunden sind. Vor allem ist es unglaublich, daß Angehörige des unseligen frühern Reichstags mitjudizieren, Sendboten des Reichs, die durch ihre Abstimmungen mitschuldig und deshalb befangen sind. Denn immer wieder muß es herausgeschrien werden, daß an unserm Unglück der Reichstag eine ungeheure Schuld trägt, ja daß er vor der Geschichte als der Hauptschuldige dastehen wird. In diesem Punkt, in der erbitterten Anklage gegen den Reichstag hat Bethmann Hollweg objektiv Recht — nur ist er der Einzige, der sie nicht erheben darf! Ja, der Reichstag hat seine Pflicht schmählich verletzt, hat sich in unverzeihlicher Leichtfertigkeit belügen und betrügen lassen, zum Teil aus Dummheit, zum Teil aus Feigheit. Wäre unter den Bürgerlichen ein Mann gewesen, ein einziger: er hätte — zunächst hinter verschlossenen Türen — mit wenigen Gesinnungsgenossen sofort einen Aufklärungs- und Ueberwachungsdienst organisieren und, auch gegen alle militärischen Vergewaltigungen, durchsetzen können. Eigentlich gehörte der Reichstag in toto auf die Anklagebank; will man davon absehen, will man ihm das beneficium stultitiae et dementiae gewähren, so treibe man seine Jämmerlinge wenigstens von der politischen Bühne. Kein Volk der Erde würde die Payer, Haußmann, Schiffer, Pachnicke, und wie diese jetzt demokratisch gefärbten Helden sonst noch heißen, nach solchem Zusammenbruch weiter in der Oeffentlichkeit dulden! Die Katastrophe der Franzosen von 1870 ist doch mit unsrer nicht entfernt zu vergleichen; aber was wäre wohl den Ollivier und Genossen geschehen, wenn sie gewagt hätten, wieder eine politische Rolle spielen zu wollen! Und die trugen doch nicht den zehnten Teil der Schuld unsrer „Politiker"! Unter den vielen Fehlern, die von der demokratischen Partei begangen wurden, war ohne Zweifel der schlimmste, der sich am bittersten rächen wird: daß sie mit Ablegung des alten Namens nicht die alten so schwer belasteten „Führer" für immer beseitigt hat. Mit diesen als unfähig oder als politisch unehrlich befundenen Männern hat die Partei sich einen Mühlstein an den Hals gebunden. Nie werden

diese Leute sich bereit finden, die Wahrheit aufzudecken, die sie selbst und ihre kläglichen Persönchen erbarmungslos zu Boden strecken würde. Und die Wahrheit allein kann uns retten, kann das Vertrauen im Ausland wiederbringen, von dem für uns alles abhängt — die Valuta inbegriffen. Wie will man von Herrn Payer oder Herrn Schiffer verlangen, daß sie der Wahrheit eine Gasse bahnen — der Wahrheit, die sie im Kriege hundert Mal haben ohne Widerspruch mit Füßen treten lassen! Es ist eine Dreistigkeit, wenn jetzt der Abgeordnete v. Richthofen — dessen Größe unbestritten doch noch weit mehr in Geschäften und Geschäftchen liegt als in der Politik, und der hoffentlich weder im diplomatischen Außen- noch Innendienst die so heiß erstrebte Verwendung findet — wenn dieser Herr v. Richthofen jetzt in tönenden Worten dem traurigen Bethmann Hollweg vorwirft, er habe dem Reichstag in der U-Boot-Sache nicht die Wahrheit gesagt. Kein denkender Mensch brauchte hier Behörden und Militär: man brauchte nur ruhig zu prüfen, englische und amerikanische Zeitungen oder ehrlich neutrale Organe zu lesen, um sich sehr rasch ein Bild zu machen. Die Abgeordneten haben ja seinerzeit im Reichstag die Zahlen des famosen Herrn Helfferich gehört — Helfferich, Richthofen, Stresemann waren ein Trifolium Vierzigjähriger, die dem Vaterland im Schützengraben viel weniger geschadet hätten als in Berlin —, Zahlen, die den Wahnsinn des U-Boot-Krieges erwiesen, und haben dann Anfang 1917 aus dem Munde desselben Herrn Helfferich, wohl doch der übelsten und unsympathischsten Erscheinung der ganzen Periode, das strikte Gegenteil vernommen. War das nicht Beweis genug? Jeder Neutrale, der aus England kam, jede große neutrale Zeitung berichtete über die ungeheuern Mengen, die die Engländer von den wichtigsten Nahrungsmitteln — Mais, Weizen, Fleisch — gestapelt hatten, sodaß mit einer britischen Hungersnot nur von Narren gerechnet werden konnte. Ach, nein: die Reichstagsmitglieder waren in übergroßer Zahl Ignoranten, Snobs, Subalterne, die sich demütig vor allem duckten, was vom Regierungstisch verkündet wurde — und wenn es faustdicke, offensichtliche Lügen waren —, oder es waren Schlauköpfe, wie Herr v. Richthofen, die einigermaßen klar sahen, sich aber aus manchmal höchst persönlichen Gründen hüteten, Anstoß zu erregen und sich Unannehmlichkeiten zuzuziehen.

Auch die Art des Verfahrens im Ausschuß ist überaus seltsam. Wie kann man Männer als Zeugen vereidigen, die, wenn nicht der Form, so der Sache nach, als Angeklagte, nämlich unter der furchtbaren Anklage, das Vaterland ins Elend gestürzt zu haben, vor den Schranken stehen? Und was ist das für ein abstoßender Verkehr in der dritten Person mit „Herr Grafen haben" und „Exzellenz sind"! Kommen wir denn nie heraus aus der Lakaienstube? Sind sich denn diese Richter nicht bewußt, was

sie zu repräsentieren haben: die Würde eines namenlos unglücklichen Volkes? Wie würde eine solche Szene sich wohl in England, Frankreich, Italien, ja selbst in Griechenland abspielen! Im übrigen hat man den Eindruck, als ob die Richter, samt dem Vorsitzenden, der Situation nicht gewachsen sind, und daß auch die fleißige Vorarbeit den Referenten Sinzheimer nicht zum Beherrscher auswärtiger Probleme gemacht hat. Darum können die politischen Uebermenschen, die uns so herrlich regiert haben, mit der Faust auf den Tisch schlagen, mit dröhnender Stimme reden, die schüchternen Fragen der Richter und der — fast durchweg kaum besonders Sachverständigen — ironisch behandeln, kurz: sich aufspielen, anstatt bescheiden und demütig vor ihren Richtern zu stehen.

Und endlich die Methodik des ganzen Verfahrens, seine Gliederung. Es muß zu Verdunklungen, muß zu ganz falschen Schlüssen führen, wenn man mit dem Mittelstadium der Entwicklung beginnt. Jeder Primaner, sicherlich aber jeder Student der Geschichte im ersten Semester weiß, daß die Geschichtswissenschaft heute nach der genetischen, der Entwicklungs-Methode arbeitet. Und dieser Staatsprozeß soll doch, kann doch nur wie ein Akt, ein ungeheuer wichtiger, historischer Akt behandelt werden. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Dann muß aber auch mit dem Beginn der akuten Katastrophe angefangen werden, das heißt: mit der Zeit seit dem Mord von Serajewo. Die gesamte Kulturwelt klagt die deutschen Machthaber an, daß sie den Krieg gewollt, in leichtfertiger Weise entfesselt haben, daß sie, unter dem Bruch heiliger Verträge, in das befriedete, neutralisierte Belgien eingedrungen sind und dort vandalisch gehaust haben. Diese Anklage gilt es zurückzuweisen oder als mehr oder minder richtig anzuerkennen. Sind unsre Machthaber schuldig — und dafür ist bekanntlich ein ungeheures Material beigebracht worden, und es sind in Schriften wie denen von Richard Grelling, deren tatsächliche Angaben bisher niemals in einem Punkte berichtigt werden konnten, jene Anklagen als begründet dargestellt worden —, sind also diese Anklagen richtig, so ergibt sich daraus, daß das Deutsche Reich seine Nachbarn überfallen und grausam behandelt hat. Ist aber wiederum dieses richtig, so wird man durchaus verstehen können, daß die Angegriffenen nicht gewillt waren, mit dem Angreifer einen Frieden zu schließen, bevor er im Staube läge. Denke man sich den Fall, daß in ein friedliches Haus ein Einbrecher eindringt, einige der Hausbewohner niederschlägt und dann den Ueberlebenden die Hand entgegenstreckt: würden diese nicht alles aufbieten, um ihre hingemordeten Familienmitglieder zu rächen, den Angreifer zu Boden zu schlagen? Im Falle des Weltkrieges würde, wenn die Anklage der Kulturwelt sich als richtig erwiese, durchaus verständlich sein, daß die Gegner die bedingungslose Zurückgabe von Belgien und Wiedergutmachung

der Schäden als erste Voraussetzung jedes Friedensangebots bezeichneten. Diese Bedingung ist stets gestellt, von Deutschland aber nie angenommen worden. Im Gegenteil: es sind bis in die letzten Wochen vor dem Zusammenbruch immer wieder Klauseln in Sachen Belgiens, der Garantien und der Kriegsschäden ausgetüftelt worden. Berücksichtigt man das, so wird man das Verhalten Amerikas, aber auch das Verhalten Englands ganz anders beurteilen müssen, als wenn man die Friedensverhandlungen Wilsons und unsre Aktionen mit Amerika als isoliertes Faktum behandelt.

Die sogenannte Revolution hat nun einmal eine Hauptaufgabe schnöde vernachlässigt. Sie hat keinerlei Klarheit geschaffen. Sie hat die Schuldigen nicht vor Gericht gezogen, als das noch leicht war, hat das gesamte Akten- und Urkundenmaterial nicht gesammelt und hat damit vor der Geschichte sich das denkbar ungünstigste Zeugnis ausgestellt. Die Art, wie jetzt nachgeholt werden soll, was ein Jahr lang versäumt worden ist, kann nur das stärkste Mißtrauen im Ausland und bei allen gerecht denkenden Deutschen erregen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

II.

Haeseler

Wie ein Symbol ragte die originelle Erscheinung des alten Feldmarschalls in unsre Zeit. Er war schon 64 hinter dem Prinzen Friedrich Karl ins Feld geritten, als junger Husarenoffizier, schon damals ein Sonderling, äußerlich und im Wesen. Ein gelehrter Soldat von großartiger Einseitigkeit, ein Mann ohne jedes Verständnis für die Freuden der Liebe und des Weins, für Genuß und Zeitvertreib — so lebte er nur seinem Beruf, und zwar nicht aus Zwang, sondern aus innerm Drang. Dieser Mann, der für sich und seine Soldaten keine Schonung kannte, war in vielen Dingen des Lebens einfach ein Kind. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn nie mehr. Auf einem schlanken, langen, in den Schultern schiefen Körper saß ein Kopf von charaktervoller Häßlichkeit. Zwei Zähne sprangen aus dem Munde und entstellten das sonst edle Profil. Trotz der Adlernase hätte das bartlose Gesicht ebensogut einer alten Frau gehören können. Schöne, strahlende Augen sprachen von Klugheit und Herzensgüte.

Graf Gottlieb Haeseler, oder einfach „Gottlieb“, wie ihn die Soldaten nannten, war eine der leider so seltenen durchaus vornehmen Naturen. Er hatte nur Eine Art sich zu geben, ob er nun mit einem Musketier, einem General oder dem Kaiser verkehrte. Wärs nach ihm gegangen: kein Kompaniechef, kein Bataillons- oder Regimentskommandeur wäre je fortgejagt

worden. „Ich kenne sie ja, ich werde sie im Ernstfall schon so verwenden, wie es ihren Fähigkeiten entspricht", pflegte er zu sagen.

Sein 16. Armeecorps fiel ganz aus dem Rahmen der übrigen Armee. Seine Infanterie-Regimenter waren keine „feinen" Regimenter — im Gegenteil: es wimmelte dort von Offizieren, die strafversetzt waren; aber er wollte gar keine andern, er wollte nur Soldaten und zwar moderne, keine Paradetruppe. Fand er morgens auf dem Exerzierplatz von Frescaty einen Kompaniechef, der Parademarsch übte, so wies er ihn an, die Zeit nutzbringender zu verwenden. Mit den Rekruten ging er nach vier Wochen ins Gelände, zum Entsetzen aller kleinen Geister. Wenn seine metzer Dragoner kaum die Trense halten konnten, ritten sie schon die ersten Patrouillen, und nach kurzer Zeit kannten die holsteinischen und hannoverschen Bauernjungens auch die schwierigsten französischen Ortsnamen und Höhen. Seine Musketiere waren meist Westfalen, waren das, was man früher „schwieriger Ersatz" nannte: drei Viertel der Leute hatten hinter dem Namen das ominöse kleine rote Kreuz, das „zielbewußter Sozialdemokrat" bedeutete. Wer zwei Kreuze hatte, war „Führer" gewesen. Wie Graf Haeseler zu diesen seinen Leuten stand, das zeigte sich, wenn er, oft und herzlich eingeladen, schließlich einmal nach Westfalen kam. Da tauchten sie alle aus den Gruben und Fabriken auf, um ihrem alten Gottlieb nach langer Zeit wieder in die guten Augen zu sehen, ihm, den die Franzosen „le diable de Metz" nannten und den man jenseits der Grenze achtete und fürchtete.

Wer unter Haeseler junger Offizier war, konnte nie verstehen, was man eigentlich in den andern Armeecorps gegen die Sozialdemokraten hatte. Ich erinnere mich noch, wie ich meinen besten Rekruten, er war Conditor aus Hagen und hatte zwei rote Kreuze, einmal fragte, wie er gewählt hätte. Er sagte: „Sozialdemokratisch". Wißbegierig und, wie jeder junge Mensch von achtzehn Jahren, voll sozialen Mitleids, fragte ich ihn weiter, warum er das getan hätte, und erhielt die Antwort, er sei Arbeiter und hätte doch gar keine Veranlassung statt eines Arbeiters einen Rittergutsbesitzer zu wählen. Das war höchst plausibel. Sagte man dann aber auf Urlaub einem Kameraden aus den alten Provinzen, daß die ganze sozialistische Bewegung viel mehr wirtschaftlicher als politischer Natur sei, und daß die Leute eigentlich ganz recht hätten, dann hieß es, man sei verrückt, und das sei ja auch kein Wunder, da man aus dem 16. Armeecorps käme.

Haeseler war trotz der Schwächlichkeit seines Körpers zäh und von einer für seine Umgebung höchst lästigen Ausdauer. Seine Manöver endeten so gegen sechs oder sieben Uhr abends, manchmal noch später. Totmüde ritten die Offiziere seiner Umgebung hinter ihm her, der im Sattel mit den ungeheuer langen

Beinen noch grotesker aussah als zu Fuß. Endlich gelangte man ins Quartier und das Pferd in den Stall, aber schon nach einer halben Stunde kam der Chef des Stabes und sagte: „Einer der Herren muß mit seiner Exzellenz zu den Vorposten reiten." Dann ritt man los, allein mit dem alten fanatischen Sonderling durch den lothringischen Lehmboden. In solchen Fällen plauderte er freundlich und liebenswürdig, aber ebenso mit den Soldaten, die er traf. Ganz ungeniert rief alles: „Gottlieb kommt!", wenn seine Silhouette durch die Biwackfeuer schimmerte. Ich habe ihn nur einmal wirklich böse werden sehen: da traf er bei glühender Sonnenhitze einen Offizier, der seine Leute nachexerzieren ließ und selber dabei im Schatten stand.

Seine Kritiken waren endlos. Er kannte jeden bessern Patrouillengefreiten bei den Dragonern mit Namen, und er sprach drei, sogar vier Stunden hintereinander, ohne Rücksicht auf den alten Großherzog von Baden, der als Armee-Inspekteur dabei stand.

Bezeichnend für seine vornehme Denkart ist ein Vorfall, der sich bei einem Feldartillerie-Regiment zutrug. Einem sehr korpulenten General hatte ein Batteriechef ein Reitpferd gestellt, das, als der Dicke „aufbaumte", ungnädig wurde und sich bockend seiner hohen Last entledigte, wobei der General den Oberschenkel brach. Wütend beantragte er strenge Bestrafung des Batteriechefs bei Haeseler, der grade diesen Offizier sehr schätzte. Wenige Tage darauf war die metzer Garnison im großen Viereck um den Gedenkstein für den alten Kaiser aufgebaut. Haeseler, wie immer auf einem kleinen unscheinbaren Pferde, sprengte auf jene Batterie los und fragte nach dem ominösen Pferde. Es wurde ihm gezeigt, so wie es vor die Kanone gespannt war. „Spannen Sie den Gaul mal aus, ich will ihn reiten", sagte der Graf mit seiner hellen Stimme. Das Pferd wurde ausgespannt, und dem Batteriechef sowohl wie uns Infanteristen, die wir daneben hielten, stand das Herz still, als der Alte die ungeheuer langen dünnen Beine in den Kommißbocksattel schwang, die Zügel ergriff und wegritt. Er ritt so die ganze Front des Armeecorps ab, galoppierte noch nach einer andern Stelle und kam dann zurück mit dem steifen schweren Gaul und sagte freundlich lächelnd zu dem Hauptmann: „Na, sehr schön ist er nicht; aber er ist immerhin zu reiten." Ich habe später manchen hohen und höchsten Herrn die Front abreiten sehen; aber nie hat mir einer solchen Eindruck gemacht wie der Graf Haeseler auf dem steifen, häßlichen Artilleriegaul, auf dem ein andrer, weit jüngerer General die Knochen gebrochen hatte.

Zum Kaiser hatte Haeseler kein rechtes Verhältnis. Verstehen konnten sich zwei so verschiedenartige Naturen begreiflicherweise nicht. Sein Einfluß in Berlin war minimal. Er er-

reichte nichts beim Kabinett, und wenn der Kaiser in Metz war, so mußte Haeseler wohl oder übel auf ihn eingehen, was ihm im Grunde so garnicht lag. Dann fanden Uebungen statt, bei denen dem nüchternen Soldaten Haeseler die Haare zu Berge standen. Man wußte, daß der oberste Kriegsherr Bilder sehen wollte, und so griff sogar einmal ihm zu Ehren ein Regiment mit schlagender Regimentsmusik an.

Geselligkeit kannte der alte Gottlieb nicht. Seine Repräsentationsgelder sparte er lieber. Als er einmal zwei hohe Sanitätsoffiziere zum Abschiedsfrühstück einladen mußte, gabs kalten Aufschnitt. Die Mayonnaise stand auf dem Buffet; man vergaß aber, sie zu servieren.

Eine kleine menschliche Schwäche des Alten war, daß er sich gern photographieren ließ. War er krank, was eigentlich nur vorkam, wenn er wieder einmal mit einem seiner billigen Pferde gestürzt war, dann lag er in Uniform zu Bett.

Taktisch war er seiner Zeit weit voraus und hatte immer nur die kriegsmäßige Ausbildung zum Ziel. Er machte mit seinen Truppen Dinge, die erst viele Jahre später anderswo aufkamen. Trotzdem oder eben deshalb waren die Ansichten über ihn geteilt. Man warf ihm vor, daß er zuviel von der Truppe verlange und im Kriege seine Armee bald verbraucht haben würde. Das ist der Fehler dieser Art Naturen, die selbst kein Erholungsbedürfnis kennen, und denen die Arbeit Bedürfnis ist.

Zum letzten Mal sah ich den alten Feldmarschall hinter dem Sarge des Generals von Hahnke. Er war schon so gebrechlich, daß er das Tempo des Trauergefolges nicht einhalten konnte und zurückblieb. Schließlich ging er beinah allein durch die Straße im Süden Berlins, dicht bei der Hasenheide. Keiner aus dem Volk, weder Mann noch Frau noch Kind, lachte über die groteske Erscheinung, über die unter dem Helm lang herunterhangenden Haare. Alles stand ehrerbietig da, und Einer sagte dem Andern: „Das ist der alte Haeseler." Die Arbeiter zogen aus innerstem Gefühl den Hut vor dem gebrechlichen Greis, der sein ganzes Leben lang auch ein Arbeiter gewesen war.

Im Weltkriege war er bei der 5. Armee, nicht im Hauptquartier, sondern in der Nähe der Truppe, die zu führen ihm sein hohes Alter verbot. Aber er sah wenigstens die Soldaten und konnte mit ihnen leben. Ende September 1914 schien es ihm Zeit, an Frieden zu denken. Wie mag ihm in den folgenden Jahren zu Mute gewesen sein!

Nun ruht er aus, der alte Gottlieb, an der Stätte, die ihm, nächst der Armee, die liebste war: auf seinem Gut in der Mark. Wer unter ihm gedient hat, wird seiner in Liebe gedenken, ob Offizier oder Mann, denn er gehörte keiner Partei an, sondern wie alle großen gütigen Herzen dem ganzen Volk.

Die gute alte Zeit

Die gute alte Zeit! Man soll von ihr nicht allein mit einem nassen, einem heitern Auge erzählen, sondern sie hier und da doch auch wieder zu Ehren bringen. Max Osborn sehnt sich nach dem Zuschauerraum des Schauspielhauses, wie er einstmals gewesen ist. Ich blättere in meiner ‚Schaubühne' und überrede mich, daß aus mehreren Gründen einen Neudruck verträgt, was ich am siebzehnten Mai 1906 veröffentlicht habe:

„. . . Das Königliche Schauspielhaus war im Winter 1904 auf 1905 umgebaut worden. Der berliner Polizeipräsident hatte immer energischer darauf gedrungen, die schweren feuer- und sicherheitspolizeilichen Mißstände abzustellen. Für diesen Umbau bewilligte der Landtag eine Summe, die um mehr als eine Million überschritten wurde; über zwei Drittel davon entfielen auf den Staat und nicht einmal ein Drittel auf die Krone. Wodurch diese Mehrkosten entstanden seien, führte für die Abgeordneten eine Denkschrift aus, die der Leiter des Umbaus, der Geheime Hofbaurat Genzmer, verantwortlich zeichnete. Ihre Ueberzeugungskraft war nicht groß: es wurde nicht recht ersichtlich, weshalb man eine so erhebliche Ueberschreitung des Kostenanschlags nicht hatte voraussehen können. Erst ein Zeitungsartikel brachte Licht in die Dunkelheit. Es stellte sich heraus, daß die Denkschrift des Herrn Genzmer die Bauverwaltung der Krone, den Landtag und das Land getäuscht hatte. Sie hatte nämlich verschwiegen, daß das Schauspielhaus nicht einmal, sondern zweimal umgebaut worden war. Ob nun wenigstens die Angaben jenes Zeitungsartikels auf Wahrheit beruhten, das wollten die freisinnigen Parteien durch eine Interpellation ergründen, die sie am achten Mai im Abgeordnetenhause zur Sprache brachten.

Was hatte der Zeitungsartikel verraten? Daß das Schauspielhaus endgültig für den dreiundzwanzigsten September 1905 fertiggestellt worden sei, aber schon vorher einmal provisorisch für den einundzwanzigsten März, für den Abend, den Herr von Hülsen dem Kaiser als Eröffnungsabend bezeichnet hatte, nämlich als Vorabend des Tages, an dem der Kaiser seine Mittelmeerreise anzutreten gedachte. Trotzdem der Kaiser bei der Besichtigung der Arbeiten selbst Bedenken äußerte, ob dieser frühe Termin auch würde einzuhalten sein, setzten die Herren von Hülsen und Genzmer, die treuen Diener ihres Herrn, allen Ehrgeiz darein, das Unmögliche möglich zu machen. Ihre Mittel waren die Mittel Potemkins. Alle Arbeiten, die in Marmor, echter Bronze oder Holzschnitzerei hergestellt werden sollten, wurden nur in Stuck und bronziert ausgeführt und an Stelle der geplanten Materialien angesetzt. Die Räume für den Hof — deren kostbare Einrichtung nicht etwa vom Kaiser angeregt wurde, sondern einzig auf die (leider nur moralische) Rechnung der Herren von Hülsen und Genzmer zu setzen ist — diese Räume sind zum Teil mit teuern Stoffen bespannt. Sie wurden bei der provisorischen Fertigstellung einfach auf den frischen Kalkputz gespannt. Um diesen Kalkputz für die vorübergehende Benutzung genügend zu trocknen, stellte man, dem polizeilichen Verbote zuwider, Kokskörbe auf: ihre Ausdün-

stung betäubte einzelne Arbeiter so, daß sie besinnungslos vom Platze getragen werden mußten. Noch am Mittag des einundzwanzigsten März wurde Zement-Estrich fertiggestellt, und am Nachmittag wurden Smyrna-Teppiche draufgelegt. Ueber diesen in jagender Eile hergestellten Boden flutete der gesamte Verkehr hinweg. Die Laufbohlen, die zum Schutz gelegt waren, preßten sich ein: fast alles wurde zertreten. Um zu diesem Ziel zu kommen, hatte man den Handwerkern Lohnerhöhungen von fünfzig bis hundert Prozent gewähren, hatte man die Arbeitsfristen überschreiten, die Sonntagsruhe verletzen, die wichtigsten hygienischen Forderungen vernachlässigen müssen. Und nun begann der Arbeit zweiter Teil! Alles, was an Stelle echten Materials in Stuck ausgeführt war, wurde, nachdem es ein Vierteljahr geblendet hatte, abgeschlagen und auf den Kehrichthaufen geworfen. Die auf dem frischen Kalkputz verdorbenen teuern Wandbekleidungsstoffe wurden ersetzt. Der Parkettfußboden, der auf feuchtem Untergrund gelegt worden war, wurde herausgenommen und erneuert. Die Brüstungen der Proszeniumslogen, des Parketts und des Ersten Rangs wurden vollständig abgerissen und zum zweiten Male verändert ausgeführt. Die gesamten Räume wurden, nicht wieder in Leimfarbe, sondern diesmal in Oel- und Wachsfarbe, neu gestrichen und die Vergoldungen erst jetzt echt hergestellt. Der Abgeordnete Rosenow, der die Interpellation begründete, hatte recht, wenn er von russischen Zuständen sprach.

Die Lehren, die sich aus dem Vorfall ergeben, sind politischer und aesthetischer Natur. Die Politiker stehen vor der Tatsache, daß es in Preußen, trotz aller parlamentarischen Kontrolle und trotz der Oberrechnungskammer, möglich ist, Staatsgelder wider den Willen des Landtags zu höfischem Zweck zu verwenden (um den Kaiser nicht warten zu lassen); daß es möglich ist, das Haus der Abgeordneten durch ein amtliches Schriftstück zu täuschen; daß es für sie, nach dieser Erfahrung mit dem Schauspielhaus-Umbau, durchaus geboten ist, bei allen großen Bauten der Krone den Betrag, den der Staat zu decken hat, von vorn herein endgültig festzustellen, und, vor allem andern, sich nicht ein drittes Mal mit einem Baumeister einzulassen, der schon zweimal derartige provisorische Fertigstellungen vorgenommen hat, zum Schaden Derer, die die Kosten zu tragen haben.

Der Aesthetiker kommt gleichfalls zu dem Schluß, daß es nicht gut, daß es gradezu verhängnisvoll wäre, sich ein drittes Mal mit diesem Baumeister einzulassen. Nicht weil er Potemkinsche Dörfer angelegt, Unsummen verschwendet und seiner obersten Instanz unklaren Wein eingeschänkt hat. Sondern weil er unser schönes, altes, schlichtes Schauspielhaus zur Unkenntlichkeit entstellt hat. Dessen Inneres hat dem Auge nicht so wohl getan wie sein Aeußeres. Dieses Innere war vielleicht ein bißchen zu karg, ein bißchen zu nüchtern, aber: es war unendlich vornehm. Es war armer Adel, aber es war immer Adel, und es paßte im Stil ebenso zu dem Aeußern wie zu dem Hauptbestandteil des Repertoires: zum klassischen Drama. Das neue Innere ist ein Parvenu und paßt zu nichts wie zu Felix Philippi. Wenn man jetzt Shakespeare genießen will, ohne von der Protzigkeit des Raumes gestört zu werden,

muß man sich in eine hintere Parkettloge setzen: da sieht man wenigstens nichts von den aufgepappten Bekleidungen der Rang-Brüstungen, die billige Imitation aller möglichen Bilder sind und eher einem Ausstattungstheater taugten als einem Hause, dem ein paar große Schauspieler bis heute die Würde der dramatischen Kunst bewahrt haben und noch einige Zeit bewahren werden. Unser stiller, würdiger Schinkelbau ist durch übertriebenen Materialprunk und leere Putzsucht verniedlicht und verzierlicht worden, daß es jedem empfindlichen Auge wehtut. Das ist, Gott seis geklagt, nicht mehr zu ändern. Aber die Zerstörung Berlins hat jetzt weit genug um sich gegriffen. Der neue Dom, das Kaiser-Friedrich-Museum, die Niederlegung des Palais Redern, die Siegesallee, der junge Wilhelm, die Barbarei vor dem Brandenburger Tor — was fehlt denn noch? Es geht um mehr als um ein paar hunderttausend Mark. Es geht um den Charakter eines Gemeinwesens, dessen Schicksal es war, den Weg vom Fischerdorf zur Weltstadt in viel zu kurzer Zeit zurückzulegen, und das diesen Charakter ganz einbüßen muß, wenn ihm seine paar alten schönen Bauten nicht erhalten, wenn ihm seine neuen nicht von Künstlern gegeben werden."

Und wenn seine verschandelten nicht wieder befähigt werden, Apollo zu loben. Vor dreizehn Jahren klagte man einem weniger griechischen Gott, daß nicht mehr zu ändern sei, was amusische Schranzen über die machtlosen Bürger Berlins verhängt hätten. Die Jahre fliehen pfeilgeschwind, und siehe da: man erlebt noch zu seiner grenzenlosen Ueberraschung, daß es zu ändern ist. Aber nun sollte es auch geändert werden.

*

Die gute alte Zeit! Es scheint einige Jahrhunderte her, daß das „naturalistische Trauerspiel" von dem gräflichen ‚Fräulein Julie' und ihrem Kammerdiener ausgeheckt worden ist. Der Dichter Strindberg erwartete, daß es einen traurigen Eindruck machen würde, ein unter glücklichen Verhältnissen lebendes Individuum untergehen zu sehen. Der Denker Strindberg wollte zugleich an einem ungewöhnlichen, aber lehrreichen Falle, an einer Ausnahme, welche aber die Regel bekräftigt, erweisen, wie der ehrwürdige, ehrenwerte Krieger-Adel entartet ist und an dem neuen Großgehirn-Adel zugrunde geht. Ich bekenne, daß ich hier ebenso unempfindlich vor dem Dichter wie verständnisbar vor dem Denker Strindberg stehe. Es macht mir leider nicht den geringsten Eindruck, daß Fräulein Julie gezwungen wird, sich ums Leben zu bringen, weil sie mich Zeit ihres Lebens keinen Augenblick interessiert hat. Sie ist ein monströses Gehirnprodukt, zu dem ich mich ganz vergeblich in irgendeine seelische Beziehung zu setzen trachte. Der Dichter kann sich in der vielseitigen Erklärung und Entschuldigung ihres Falles nicht genug tun und rückt uns damit sein Opfer eher fern als nah. Denn wenn grade diese physiologischen Bedingungen zusammenkommen mußten, um die Katastrophe herbeizuführen, dann braucht man ja nur ein paar von diesen Bedingungen auszuschalten, um Julien glücklich enden zu sehen. Der Denker irrt: der Fall ist zu ungewöhnlich, als daß er lehrreich sein könnte. Dabei wäre noch obendrein fraglich, ob wir

mit dem Inhalt dieser Lehre irgend etwas anzufangen wüßten. Auch der abgetane Krieger-Adel und der junge Großgehirn-Adel in ihrer Gesamtheit würden uns doch nur dadurch mehr als hohle Begriffe werden, daß die beiden Repräsentanten, die Frau und der Mann, wenigstens ein paar Fasern von unserm Fleisch und ein paar Tropfen von unserm Blut hätten. Das müßten sie unwillkürlich haben, wenn sie überhaupt Lebewesen wären. Aber Strindberg setzt im Drama nur raffiniert zusammen, was er in seiner programmatischen Vorrede sorgsam auseinandergelegt hat. Wer jetzt erklärte und bewiese, daß die Vorrede später geschrieben worden ist als das Drama, würde nichts an dem wesentlichen Eindruck ändern, daß ‚Fräulein Julie‘ durch kalte Kopfarbeit entstanden ist; jedenfalls ist diese Vorrede früher gedacht worden. „Uhren sind keine Welten“, sagt der Dramaturg Hebbel. Solch ein Uhrwerk wird in seiner unfehlbaren Exaktheit dem Vorstand genügen; aber es wird uns um keine Welt bereichern. Strindbergs Uhrwerk hat vor allen andern den einen Vorzug: es geht schneller. Man hat das Tempo von ‚Fräulein Julie‘ mit Recht einen wütenden Galopp genannt. Den wird keine Aufführung einschlagen können, weil alle diese vielfältigen Motivierungen zu Gehör gebracht werden und die Schauspieler sich gleichzeitig bemühen müssen, diesen abstrakt errechneten Figuren einen menschlichen Körper zu geben. Vielleicht hielt im Lessing-Theater der Regisseur sich allzu sehr an den Irrtum Strindbergs, er habe ein „naturalistisches“ Trauerspiel geschaffen. Dies hier ist kein Winkel der Natur, gesehen durch ein Temperament, sondern ein kulturhistorischer Querschnitt, gelegt von der sichern Hand eines literarischen Krafft-Ebing, eines Liebhabers psychologischer Sonderfälle. Ginge Barnowskys Ehrgeiz mehr auf den Grund als auf den Schein, mehr auf die Kunst als auf den Erfolg: es hätte größern Reiz für ihn haben müssen, ‚Fräulein Julie‘ auf eine neue, geistige Art aus den innern Bedingungen des Werkes heraus schlimmstenfalls unvollkommen, als aus der krassen Stofflichkeit heraus ungefähr so umständlich und veranschaulichend wie bei der Premiere vor einigen hundert Jahren, aber nach dieser Methode unanfechtbar schlagend zu spielen. Der Bursche Jean, der bald viehisch roh und bald blendend geistreich ist, kann die Tochter des Herrn nicht allein durch weltmännische Geschmeidigkeit, sondern auch durch stiernackige Brutalität verführen. Dies ist, wie seinerzeit Albert Steinrücks, so der Fall Eugen Kloepfers, der umso angelegentlicher bestrebt ist, die Künste seiner druckreifen Dialektik möglichst unscheinbar an den Mann oder an das Fräulein zu bringen. An Tilla Durieux. Die sagt sich, daß Julie sich zu drastisch benimmt, um noch besonders drastischen Wesens sein zu dürfen, und mildert, wo sie nur irgend kann. Im Gegensatz zu der Eysoldt, die dem Schmerz des Opfers absichtlich einen Ton von Seelenlosigkeit und Unechtheit gab, ist die Durieux gefühlvoll, nicht hysterisch und bewirbt sich um eine Sympathie, die die Figur im Buch nie erweckt hat.

*

Die gute alte Zeit! Die erste Hälfte des achten ‚Jahrs der Bühne‘, für das ich am zweiten Geburtstag der deutschen Revolution ein Vor-

wort schreiben soll, macht sie, die gute alte Zeit, lebendig, soweit sie auf dem Theater einmal lebendig geworden ist. Diese erste Hälfte besteht aus Kritiken, deren früheste anno 1905, deren späteste sieben Winter darauf erschienen ist. Pedanten, die die Gewohnheit ihre Amme nennen, werden zweifellos eine derartige Störung des Plans meiner Jahrbücher scharf bemängeln. Ursprünglich handelte sichs um einen kleinen Verzweiflungsakt, wie garnicht verhehlt zu werden braucht. Als ich den Band zusammenstellte, da zeigte sich, daß die Bogenzahl grade für eine Broschüre reichte. Meine Hoffnung am Anfang des vorigen Spieljahrs, daß der Waffenstillstand den Frieden und der Friede Friedenszustände des Theaters zur Folge haben werde, hatte mich nämlich getäuscht — oder auch nicht, da ich mir solche Hoffnung einfach gewaltsam eingeredet hatte, um von dem Verfall der Berliner Bühnenkunst nicht bis zur Arbeitsunfähigkeit deprimiert zu werden. Es nützte wenig: die Depression wurde immer stärker, und am Schluß des Spieljahrs lag eher ein Zeugnis von jener als von diesem vor mir, so kärglich war es gewesen. Jedenfalls mußte die Bogenzahl des Bandes verdoppelt werden. Aber nach getaner Arbeit erwies sich, daß aus der Not eine Tugend geworden war. Selbstverständlich nicht ohne zweckbewußte Nachhilfe. Die einhundertzwanzig Seiten waren aus dem reichlichen Vorrat gewiß aufs Geratewohl zu füllen; dann hatte der Band seinen Umfang, und die Kalkulation des Verlegers ging auf. Nur für Autor und Leser wars besser, daß eine systematische Auswahl getroffen wurde. Als Gegenbild zum ‚Revolutions-Theater', dessen Charakter oder Charakterlosigkeit ohne weiteres heraussprang, wenn die Kritiken, wie immer, einfach chronologisch aneinandergereiht wurden — als Gegenbild dazu rundete sich ein ‚Friedens-Theater', wenn die Beute von sieben Jahren in Dramen- und Schauspielkunst geteilt und jede der beiden Rubriken für sich wieder national gegliedert wurde. Das Ergebnis war: bunter Internationalismus. Wer es vergessen hat, erfährt jetzt, wieviel in der guten alten Zeit einträchtig mit den Völkern unsres Sprachgebiets die Belgier, Dänen, Engländer, Gallier, Holländer, Norweger, Russen, Schweden und Spanier dazu beigetragen haben, daß die Bretter des berliner Theaters zum mindesten geographisch Welt bedeutende Bretter wurden. Damals wars für den Kritiker nicht so schwer, sich auf das Theater zu beschränken. Man wird wenige Sätze bei ihm finden, aus denen ein Anteil an größern Gegenständen ersichtlich ist. Nach der Sperrung der Grenzen bleibt ihm, damit sich im engen Kreis nicht der Sinn verengere, kaum etwas übrig, als seinen Horizont zu erweitern. Daß die Erweiterung unverkennbar ist, scheint mir der zweite Unterschied zwischen ‚Revolutions-Theater' und „Friedens-Theater'. Eine Bühnenkunst, die von Matkowsky auf Fräulein Orska, von Otto Brahm auf die beiden Bindelbands gekommen ist, mag ihre Schieber, Robotter und Rotter fetter denn je versorgen: der Kritiker verhungert dabei, sucht seines Geistes Nahrung in andern Gefilden und gedenkt mit einem nassen, einem heitern Auge der Zeit, wo ihm wichtig war, die Nuancen Ernst Possarts ausführlich zu beschreiben, dieser vormärzlich windstillen, himmelblauen, gedeihlichen guten alten Zeit.

Erweckung von Kaspar Hauser

Heut, nach Jahren, sah ich Josephine.
Welch ein Schreck!
Ach, ich kannt sie mit der Unschuldsmiene —.
Die ist weg.
Kannte sie noch, als sie leise senkte
Lid und Wimper, wenn ein Mann sie kränkte.
Durft ihr niemals nach halb Neune nahn . . .
Wer hat diese Augen aufgetan?

Ihre Blicke waren einstmals züchtig.
Keusch und blind
küßte sie ihr gutes Muttchen flüchtig,
wie ein Kind.
Heute rufen ihre blauen Sterne:
Bleib! Ich sterbe küssend gar zu gerne —!
Wer geleitet sie auf süßer Bahn?
Wer hat diese Augen aufgetan?

Von der Liebe immer fortzugleiten,
ist mein Fluch.
Finster schreib ich Tagesneuigkeiten
in dies Buch.
Ach, Germania, sieh auf Josephinen!
Dir ist noch kein starker Mann erschienen.
Glaubst noch immer deinem Kinderwahn . . .
Wann wird dir die Seele aufgetan?

Das Ende der Geldflüssigkeit? von Validus

Als der Krieg ausbrach, prophezeiten die meisten Leute eine baldige Geldverteuerung außerordentlichen Umfangs. Stattdessen stellte sich bald das Gegenteil heraus: wir schwammen in Geld. Das wiederum ermöglichte, daß eine Kriegsanleihe nach der andern mit erstaunlichem Erfolge untergebracht werden konnte. Freilich machte grade dieser Umstand allmählich die Leute stutzig, denn es war auszurechnen, daß bei einer Fortdauer des Krieges schließlich eine Summe von Kriegsanleihen gezeichnet worden wäre, die das Volksvermögen vor dem Kriege erheblich überstiegen hätte. Da im Kriege das Volk nicht reicher, sondern viel ärmer geworden ist, so wurden auch die Naivsten bedenklich. Es dämmerte ihnen, daß hier etwas nicht in Ordnung sei; nach und nach ist man denn auch so weit gekommen, selbst in Deutschland den Begriff der Inflation zu verstehen; wenngleich im Zeitalter der Zensur über dieses Thema nicht gesprochen werden durfte. Inflation ist die künstliche Aufblähung der Währung, ist die Schaffung von Scheinkapital, die Erzeugung künstlicher Kaufkraft. Sie ist hauptsächlich dadurch entstanden, daß das Reich seine Geldbedürfnisse nicht auf dem mühsamen Wege der Steuereintreibung, sondern durch eine Forcierung der Notenpresse und andre papierbedruckende Maschinen bestritt. Die ungeheure Entwertung der Kaufkraft des Geldes und der Sturz der Valuta hängen aufs innigste hiermit zusammen.

Für Handel und Industrie stellte sich nun als Begleiterscheinung der Inflation eine einfach unheimliche Geldflüssigkeit heraus. Firmen,

die früher nur mit Mühe und Not Bankkredite erhalten konnten, die lange Ziele in Anspruch nehmen mußten, um ihre Lieferanten zu decken, wurden auf einmal zu Geldgebern größten Stils. Das kam nicht allein daher, daß die alten Lagerbestände ausverkauft wurden, sondern auch daher, daß Heer und Marine so verhängnisvoll üppige Preise bezahlten. Nicht immer wurden die Gelder ausschließlich zur Zeichnung von Kriegsanleihe verwendet oder den Banken als Guthaben überwiesen, sondern Leute, die früher nichts von der Effektenspekulation wußten, wurden plötzlich zu großen Käufern selbst der zweifelhaftesten Aktien. So ist zum Teil die jähe Aufwärtsbewegung aller spekulativen Werte entstanden.

Es ist klar, daß die Beseitigung der Inflation zu versuchen ist, wenn Preisrevolutionen und damit Arbeiterunruhen und Stockungen in unserm Produktionsprozeß nicht noch größern Umfang als bisher annehmen sollen. Ob dieses Kunststück gelingen wird, ist eine andre Frage. Während man sich nun aber noch überlegt, wie eine Deflation, also die Beseitigung der Inflation, zu bewerkstelligen sei, stellen sich ganz unverkennbar mit jedem Tage mehr Zeichen dafür ein, daß die Geldflüssigkeit fürs erste wohl bald vorüber sein wird. Während bis vor wenigen Monaten unsre großen Banken sich darüber beklagten, daß der Zufluß fremder Gelder bei ihnen kaum mehr zu bewältigen sei, während ferner die sogenannten Handelswechsel zur Finanzierung von Warengeschäften gradezu einen Seltenheitswert erlangt hatten, ist seit einigen Wochen in zunehmendem Maße die Abhebung jener flüssigen Mittel bei den Banken zu beobachten. Dieselben Leute, die jahrelang Gelder eingelegt hatten, fordern Kredite von ihren Verbindungen, und selbst der gute alte Wechsel tritt wieder in seine Rechte. Kein Wunder. Man bedenke nur einmal, was der Baumwollwarenfabrikant, der seit Jahren kaum mehr hat arbeiten können, weil die Blockade für ihn kein Rohmaterial hereinließ, heute für dieses Rohmaterial zu zahlen hat gegen früher: das Fünfzigfache — das Pfund Baumwolle kostet nicht mehr eine halbe, sondern fünfundzwanzig Mark. Und der Lederfabrikant, der bis zum Sommer über die Zwangswirtschaft jammerte und ihre Aufhebung betrieb, muß jetzt, wo er und seine Freunde die freie Wirtschaft durchgesetzt haben, das Dreißigfache für Rohhäute und Felle bezahlen.

Daher und von den riesenhaften Erfordernissen für Löhne und Gehälter stammt das Ende der Geldflüssigkeit. Heute schon taucht die Frage auf, wie und wo diese nötigen Kapitalien aufgebracht werden sollen. Noch viel brennender wird die Frage werden, noch ganz andre Kapitalien als bisher werden erforderlich werden, wenn die Zwangswirtschaft völlig der freien Wirtschaft weicht. Und dann laßt erst einmal die hohen Steuern in Kraft treten! Schon heute aber kann man sich von der nächsten Zukunft einen Begriff machen, wenn man die Kapitalserhöhungen beobachtet, die unsre Industrie vornimmt. Den Mut dazu hat dieselbe Industrie, die nicht genug klagen kann über ihre schweren Sorgen. Die Farben-Industrie oder der Pulver-Trust, die beide ihr Kapital verdoppelt haben, sind besonders krasse Beispiele. Daneben gibts aber wohl kaum eine Spinnerei oder Lederfabrik, die nicht eine Kapitalserhöhung zum mindesten plant.

Die Folgen sind sehr mannigfach. Schon heute ist die außerordentliche Geldflüssigkeit verschwunden, und man merkt ganz deutlich, wie die Geldsätze ansteigen. Da nun aber die neuen Aktien in Papiergeld einbezahlt werden, so wird eine Verdünnung und Verwässerung der Kapitalien unsrer Aktiengesellschaften eintreten, und grade, was der Stolz

unsres Aktienwesens war: die solide Fundierung wird dadurch einigermaßen in Frage gestellt. Außerdem wird, und das ist besonders bedenklich, durch die Ausgabe der neuen Aktien zu sehr billigen Preisen den derzeitigen Aktionären auf Kosten der Gesellschaft selbst ein recht bedauerliches und bedenkliches Opfer gebracht, wie ja schon während des Krieges die Gesellschaften so töricht waren, ihren Aktionären gewaltige Dividenden und andre Geschenke zu gewähren, um dem Fiskus ein Schnippchen zu schlagen. Die Folgen sind jetzt zu spüren, wo überall das nötige Kapital fehlt.

Aber nicht nur die Aktiengesellschaften kommen in eine merkwürdige Lage. Sie sind sogar insofern noch gut daran, als sie ja jederzeit neue Kapitalien aufnehmen können. Viel schlimmer stehts mit der großen Masse der Privatunternehmungen, die in der Hauptsache mit eignem Kapital und nur in beschränktem Maße mit Bankgeld arbeiten. Wie werden diese zurechtkommen? Sie, die doch nach den Gesetzen noch in ganz andrer Weise als die Aktiengesellschaften von den verschiedenen neuen Steuern, vor allem vom Reichsnotopfer und der Erbschaftssteuer betroffen werden. Hier kann unter Umständen das gesamte Privatunternehmertum vor eine so schwere Krise gestellt werden, daß eine Erholung überhaupt nicht mehr möglich ist. Der Auflösungsprozeß bei dieser Mittelschicht zwischen Kleinbetrieb und Aktiengesellschaft dürfte daher fortschreiten. Es besteht die Gefahr, daß die größern Privatgesellschaften völlig aufgesaugt und aufgerieben werden.

Rundschau

Woyzzeck

Einer der ganz seltenen Fälle hat sich zugetragen, wo philologische Leistungen unmittelbar wichtig für die künstlerisch Erlebenden werden: der Professor Georg Witkowski in Leipzig hat das Manuscript des ‚Wozzeck‘ von Büchner neu untersucht und dabei, außer der gleichgültigen Tatsache, daß der Titel, dem historischen Vobild getreu, ‚Woyzzeck‘ heißt, die aufregende Feststellung gemacht, daß die ganze bisherige, durch Karl Emil Franzos hergestellte Lesart unzuverlässig und zum Teil falsch ist, daß zwei Fassungen durch einander gewirrt sind, daß unmotivierte Einschiebsel gemacht sind, daß Wichtiges ausgelassen ist. Man weiß, daß die jüngste Generation Büchner zu ihrem Heros erhoben hat — man weiß aber auch, daß, von jeder literarischen Mode abgesehen, die Naturgewalt und die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Dichters seit Jahren immer mehr und stärker gefühlt wird. Daß sein wichtigstes Werk nun in einer völlig neuen Form geboten werden soll, ist deshalb für viele hundert Menschen in Deutschland ein Ereignis, wie wir es in dieser Art seit der Entdeckung des ‚Urfaust‘ und des ‚Urmeister‘ nicht gehabt haben.

Im ‚Inselschiff‘, der neuen Zweimonatsschrift des Insel-Verlags, macht Witkowski ausführlich Mitteilung über seine Entdeckung. Hinten aber steht zu lesen, daß die erste Veröffentlichung des neuen ‚Woyzzeck‘ nächstens als Luxusdruck des Insel-Verlags erscheinen wird. Soll sich der Skandal vom ‚Urmeister‘ wirklich wiederholen? Damals publizierte die Firma Cotta den allbewegenden Fund in einer Prachtausgabe, die sich eine kleine Schar schwerreicher Snobs kaufen konnte, während die vielen Goethe-Verehrer Deutschlands geduldig, das heißt: sehr ungeduldig, auf eine erschwingliche Ausgabe warten mußten. Wenn es irgendeinen

Verstoß gegen den Geist der Zeit, etwas greifbar und unbestreitbar „Unsoziales" gibt, so liegt das hier vor, wo ein Fund, an dem alle Geistigen der Nation lebendiges Interesse haben, der seinem innersten Wesen nach Volkseigentum ist, als Privateigentum der Zahlungsfähigsten etabliert werden soll. Wir wollen bis zum offenkundigen Beweis des Gegenteils nicht glauben, daß der in vieler Beziehung so ausgezeichnet geleitete Insel-Verlag sich diese gradezu herausfordernd schwere Kränkung des Zeitgeistes in seinen legitimsten Ansprüchen zuschulden kommen lassen wird. Kein Mensch hat was dagegen, daß der Insel-Verlag den Liebhabern von Prachtdrucken auch bei dieser Gelegenheit ihr überflüssiges Geld abnimmt; aber das Recht dazu hat er nur, wenn er in einer möglichst billigen Ausgabe, am besten im Rahmen seiner vortrefflichen Insel-Bücherei, das erneute Werk Büchners schleunigst all Denen zugänglich macht, die durch ihren innern Anteil, nicht durch den Kapitalbesitz Anspruch darauf haben.

Julius Bab

Niddy Impekoven

Gleich tanzenden Derwischen liefen, als Herolde des Ruhms verkleidet, einige Dichter und Literaten vor ihr her und sangen mit ekstatisch verzerrten Mienen Lobeshymnen. Nun kam sie selbst, die kleine Tänzerin, hielt feierlich Einzug in die Kammerspiele, und die künstlerischen Nobilitäten der Stadt machten sich auf, sie zu begrüßen.

Sie brachte zunächst Enttäuschung. Ihre Gestalt hat nicht mehr die holde schwebende Leichtigkeit eines kleinen Mädchens, noch nicht die wiedererrungene Freiheit, die oberstes Merkmal der Künstlerin ist. Das tanzende Kind schafft himmlische Figuren mit einem Körper, der ihm nur zum Schein der irdischen Existenz gegeben ist. Sie aber war, zunächst, schon mühevoll und mußte Bewegung formen aus einem Material, das begann, sich zu wehren. Waren nicht ihre Arme schwer und in wenig anmutigen Stellungen gebogen? Man hätte sie ihr abnehmen mögen; sie trug sie wie etwas Fremdes, sie störten.

Dann aber verwandelte sie sich in ein Scherzo von Chopin; sie tanzte pizzicato, staccatissimo, spielte lustig und etwas frech mit ihren Gliedern, die sie von sich schleuderte wie Bälle; niemals jedoch maßlos, sondern mit feinster rhythmischer Präzision, in der sich jede Nuance der Musik spiegelte.

Dies ist eine von ihren Gaben: Musik auf eine eigne Weise sichtbar zu machen. Sie erscheint wie hervorgewachsen aus Klang und Melodie; ein Geschöpf der Töne, dennoch von eignem Leben erfüllt.

Dazu hat sie mimische Phantasie und Witz: auf eine ergötzliche Art ließ sie allerhand Puppen lebendig werden. Geschickt modelliert sie so ein kleines Tanzstückchen, pointiert es an den richtigen Stellen und beendet es fein säuberlich mit einem vergnügten, netten Schnörkel.

Doch zu rasch und zu leicht ergreift sie, wie Viele, die Flucht zum Witzigen und Parodistisch-Grotesken. So entfernt sie sich von der obersten Gottheit der Tänzerinnen: dem Genius Mozarts.

Sie hat noch einen weiten Weg zur Kunst. Einen Weg, der doppelt schwer ist in diesem Lande, wo es keine Tradition einer wahren Tanzkunst gibt und so viele Talente an verfrühtem Ruhm dahinsiechen.

Fräulein, hüten Sie sich vor zweierlei, bitte. Erstens vor dem Erfolg, zweitens vor dem Hasen, den Ihnen Enthusiasten auf die Bühne sandten. Der Erfolg macht dumm, der Hase fett.

Franz Warnow

Amüsiervergnügen

Ich gehöre ja im allgemeinen zu den lachenden Tieren (Felis pardus ridens) — aber wenn ich euch über eine so ernste Sache, wie es die berliner Lustbarkeiten sind, erzähle, dann darf ich doch auch wohl einmal den Kater-schnurrbart sträuben und ernst mit dem Stert wackeln, nicht wahr?

Es ist zu traurig. Da laufe ich nun für dieses rote Heft seit Wochen herum, um mich einmal ordentlich auszulachen und auch Andre lachen zu machen — aber es glückt mir immer vorbei. Ich war . . . laßt mich nicht aufzählen, wo ich alles war — Ihr würdet mich verspotten. Aber woher soll ich auch wissen, wo es lustig zugeht? Die Presse?

Die Welt fällt darob nicht ein; aber laßt mich einmal sagen, daß die Zeitungskritik über die leichtern Dinge des Theaters, über das Variété, über das Kino von jener Unzuverlässigkeit ist, die auch von der ernsten Kritik nicht übertroffen werden kann — und das will etwas heißen. Soll ich konkret werden?

Soll ich sagen, daß die Neueinstudierung der ‚Bummelstudenten' im Berliner Theater hölzern und ledern ist? Daß Hilde Woerner weniger als nichts kann? Daß die Kinos von Tag zu Tag weniger Geist und mehr Spektakel machen? Daß die vielgerühmte Dubarry — wenn man einem Berliner von der Kino-Dubarry spricht, zieht er die Augenbrauen hoch, runzelt die Stirn und sagt: Fa—a—belhaft! — daß die Dubarry eine mächtig inszenierte Belanglosigkeit ist und ein Schmarrn dazu? Daß die Variétéprogramms matt und schwunglos sind?

Der Einfluß der Presse auf diese Dinge ist merkwürdig genug. Ich glaube nicht an ihre Wirkung auf das große Publikum. Meiner Meinung nach laufen die Leute in den Wegener-Film, auch wenn ihn die gesamte „Fachkritik" (Sie müßten die Jungens mal sehen!) ablehnt. Eigentümlicherweise aber richtet sich der Markt danach und die Direktoren. Die schlechte Kritik schadet dem Künstler in erster Reihe im Theaterbureau, nicht beim Publikum. Warum, keine Ahnung, wie . . .?

Wer nun weiß, auf welche Weise diese Kritiken zustande kommen, wer weiß, welches Unmaß von Beziehungen, Ueberredungen, Drehungen und Schiebungen notwendig ist, um eine halbwegs interessierte Kritik herauszukitzeln, der wundert sich nicht, wenn er ihre Unzuverlässigkeit bestätigt findet. Sie stimmt nicht. Es ist ja nichts richtig: ich bin seit zwei Wochen auf alle Empfehlungen der Tagespresse hereingefallen, und es war stocköde.

Liegt es an den Schreibern, die in die Stücke geschickt werden? Nun, es sind nicht die besten (so viel beste gäbe es auch garnicht). Es sind auch nicht einmal die mittelguten (die gäbe es aber). Es ist Ausschuß, aus Indolenz, aus Verachtung der leicht geschürzten Muse (na, Muse . . .), aus Faulheit, und weils nichts kosten soll. Liegt es — Felix pardus tristis — liegt es vielleicht gar an uns?

Es ist wahr: wir sind nicht jünger geworden. Aber noch nicht so alt, um alle Schuld auf uns zu nehmen. Die Stadt trägt ihr gerüttelt Maß. Und ich kann alle Die so begreifen, die da sagen: Ich habe es bis dahinaus, mich interessierts nimmer, wie Fräulein Woerner ihrs hinlegt, und ob Frau Durieux und ob sie nicht, und wie Pola Negri . . . . Und die das Hütchen ergreifen, es sorgsam und liebevoll aufstülpen und sich still und schweigsam zurückziehen: in die böhmischen Wälder.

Peter Panter

Antworten

Leihbibliotheksleser. Es wird, Gott behüte, ein Buch vorbereitet: ‚Rudolfs Herzog Leben und Dichten'. Mir erscheint das eine so legendär wie das andre. Allenfalls will ich glauben, daß er gedichtet hat; aber daß er lebt, geht mir nicht in den Kopf.

Student. Die Studierenden der Tierärztlichen Hochschule zu Hannover haben für ihre Studentenvertretung die deutsche Abstammung und die deutsche Muttersprache der Wahlberechtigten als notwendig bezeichnet. „Die Versammlung vertrat den Standpunkt, daß der Begriff deutscher Abstammung enger zu fassen sei. Es wurde vor allem auf die Zustände hingewiesen, die in Deutschland durch die Einwanderung zahlreicher polnischer und galizischer Juden bevorständen, und die an den deutsch-oesterreichischen Hochschulen bereits zu bedauerlichen Mißständen geführt hätten. Mit überwältigender Stimmenmehrheit wurde beschlossen, daß Juden nicht unter den Begriff Studierende deutscher Abstammung fallen." Wir werden kein Aufhebens davon machen, daß dieselben treudeutschen Herrschaften nicht protestierten, als im August 1914 die Juden zu tausenden sich freiwillig meldeten: wir halten uns strikt an den Beschluß der „tierärztlichen Hochschüler". Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Das soll keine Beleidigung für die Tiere sein. Aber auf ihre künftige Aerzte hat der Mangel an menschlichem Umgang einen schädigenden Einfluß gehabt. Sie wissen nicht, daß ihr Beschluß, da es sich um Studenten deutscher Nationalität handelt, einfach verfassungswidrig und unverzüglich vom Kultusminister aufzuheben ist.

Simplicissimus. Daß dir die Seiten nicht weh tun! Du bist schon wieder umgefallen. Diesmal sachte nach links. Wenn mans dir nur noch glaubt, du Gummidogge!

Statistiker. Die Tägliche Rundschau, die mich immerzu schriftlich um Inserate anbettelt, also ihren schmeichelhaften Widerwillen gegen die Juden auf den redaktionellen Teil beschränkt, pflegt ihren Schnorrbriefen eine Uebersicht über ihre Abonnentenschaft beizulegen. Danach wird sie von ungefähr achtzigtausend Familien der besten Gesellschaftskreise Deutschlands gelesen. Das spricht nun nicht für das Blatt, sondern gegen die Kreise, und ich wüßte wirklich gern, woher in Deutschland ein Umschwung kommen soll, wenn alle diese Regierungspräsidenten, Oberposträte, Landesgerichtspräsidenten, Referendare, Universitätsprofessoren, Oberlehrerinnen, Oberstabsärzte, Apothekenbesitzer, Forstmeister, Oberförster, Diplom-Ingenieure, Architekten, Fabrikdirektoren, Geheime Kommerzienräte, Kapitän-Leutnants, Generale — wenn, trotz dem Erlebnis des fürchterlichsten Jahrfünfts der Menschheitsgeschichte, alle diese Leute bei einer Weltbetrachtung verharren, die, falsch und verlogen, ihre Privatinteressen hebt, aber schließlich nur für kurze Zeit heben kann, da sie Deutschland so über alle Maßen schädigt.

Schornalist. Dein japanischer Kollege Ssusiki kraucht in Amerongen um Wilhelm den Zweiten herum und will ihn aushorchen und beobachten und photographieren und schildern. Der Kaiser hat vielerlei Unheil angerichtet und Strafe verdient. Aber diese ist doch wohl zu hart.

Noske-Verehrer. Ein Bootsmannsmaat aus Wilhelmshaven kommt nach Gleiwitz auf Urlaub, grüßt dort die unbekannten Offiziere natürlich nicht und wird von den Herren des Heimatschutzes, die das Monocle unverändert hoch tragen, frischweg verhaftet. Auf der Wache läßt man ihn blutig schlagen. Der ‚Vorwärts' hat über diesen Vorfall einen Bericht gebracht, bei dem einem abwechselnd heiß und kalt wird. Nun er-

wartet Niemand von diesen Militärbolschewisten etwas andres als Gesetzlosigkeit und Roheit. Mich aber fragen Sie dauernd, was ich denn gegen Noske hätte. Eben dies: daß er in einem solchen Falle nicht durchgreift, sondern nach Vorlegung eines Rapports die Sache für erledigt erklärt und überhaupt alles beim alten läßt. Die Burschen, die da eine sogenannte Tätigkeit mit Geld und gutem Leben über-und-überzahlt bekommen, bleiben unbestraft und dürfen ihr uniformiertes Rowdytum weiter betätigen, wo und wanns ihnen paßt. Wenn Noske nicht weiß, wie ein beruhigender Rapport an ihn hergestellt wird, dann taugt er nichts und müßte entfernt werden. Wäre die Arbeiterschaft — vom Bürgertum ist ja nichts zu erwarten — politisch vernünftiger: na, sie würde ihm Beine machen!

Kaufmann. Die Ostseesperre? Beklagen Sie sich nicht bei mir, sondern bedanken Sie sich bei dem Reichswehrminister. Er hat sie durch seine verfehlte Baltenpolitik verschuldet.

Tintenmosaiker. Nein, Das hat die Presse der Rechten wirklich nicht nötig. Warum in aller Welt sollte sie von der schönen, freundlichen Gewohnheit ihres Daseins, zu lügen, zu lügen, zu lügen, grade am Jahrestag der Revolution keinen Gebrauch machen! Die Kreuz-Zeitung, in ihrem Geburtstagsgruß an die junge Republik, ereifert und entgeifert sich, daß die Regierung zu achtzig Prozent aus Juden bestehe. Der Reichsregierung gehören an die Herren: Bauer, Schiffer, Bell, David, Erzberger, Geßler, Giesberts, Koch, Mayer, Müller, Noske, Schlicke, Schmidt. Dreizehn ist ohnehin eine Unglückszahl. Verbrennt den Judenstämmling Schiffer, und Ihr habt ein rundes Dutzend waschechter Christen. Der preußischen Regierung gehören an die Herren: Hirsch, Braun, Fischbeck, Haenisch, Heine, Oeser, Steegerwald, Südekum, Am Zehnhoff. Auch hier hätte nur der Jude Hirsch verbrannt zu werden. Aus den achtzig Prozent sind also bereits zehn und ein Zehntel Prozent geworden. Wenn man nun aber bedenkt, daß die Regierung garnicht regiert, sondern von ihrem Personal, den Geheim-, Kanzlei- und andern Räten erster bis vierter Klasse regiert wird, und daß diese erlauchte Gemeinschaft, in die vor dem Neunten November niemals ein Jude dringen konnte, noch heute pensionsberechtigt, rasserein und vorwiegend antisemitisch unter sich ist: so wetteifert die Behauptung, daß seit einem Jahr die Juden das arme Deutschland zugrunde richten, an Triftigkeit mit der ebenso feurig verfochtenen, daß ohne die politische Tätigkeit und die militärische Untätigkeit der Juden der Krieg nicht verloren gegangen wäre. Den Verlust des Krieges und Deutschlands Verfall haben auf dem beneidenswert robusten Gewissen: die Kreuz-Zeitung, die Tägliche Rundschau, die Post, die Deutsche Zeitung, die Deutsche Tageszeitung, der Reichsbote, der Berliner Lokal-Anzeiger und noch ein paar Dutzend Blätter von ähnlicher Einsicht und Weitsicht samt ihren lieben Lesern, die sich durchweg das Besitzes der größten Kartoffeln rühmen dürfen.

Präsident des Zentralausschusses für die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche. Ihr wart am Fuße irgendeines Berges versammelt und konntet nicht umhin, euern weiland Monarchen anzutelegraphieren. Die Kundgebung schließt: „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.“ Gott hatte uns eine Last aufgelegt, aber er hat uns auch von ihr geholfen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Hugo Haase von Heinrich Ströbel

Die jämmerliche Tücke, mit der das Schicksal, einem grinsenden Idioten gleich, auch dies in kritischster geschichtlicher Situation doppelt wertvolle Leben vernichtete, drängt von neuem die verzweifelte Frage auf, ob auf den labyrintisch verschlungenen Wegen der Weltgeschichte überhaupt so etwas wie eine menschlichen Verstandeskräften erkennbare Schicksalsführung zu erkennen sei. Die vormarxistische Geschichtsphilosophie hatte im Verlauf der Menschheitsgeschichte die Durchsetzung einer Gerechtigkeitsidee als eines Vernunftprinzips entdecken wollen, und zwar waren die großen Männer und erwählten Geister der Völker die Werkzeuge, deren sich die das Universum bewegende geheime Kraft zur Vollstreckung ihres Willens bediente. Aber schon lange vor Marx hatte man die krassen Willkürlichkeiten solcher Geschichtskonstruktionen und die fatale psychische und politische Zwangsläufigkeit so mancher gefeierten Größe erkannt, schon lange vor der sozialistischen Formulierung der materialistischen Geschichtstheorie war man dahinter gekommen, daß das Wirtschaftliche im Geschichtsverlauf eine ausschlagende Rolle spiele. Marx und Engels nur hatten sich das Verdienst erworben, all die oekonomischen und soziologischen Einsichten, die sich in den Forschungen und Konzeptionen der Historiker, Oekonomen und Philosophen oft schon in starken Adern Edelmetalls eingesprengt fanden, in ein konsequentes System zu bringen. Danach sind es die wirtschaftlichen Triebkräfte, die in allem bisherigen Geschichtsverlauf den gesellschaftlichen, politischen und ideologischen Ueberbau geformt haben und den Gang der Ereignisse bestimmten. Die politisch und geistig führenden Männer waren nur die Vollstrecker und — oft unbewußten — Interpreten der wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Die wirtschaftlichen Interessen bestimmter Schichten wirkten sich aus in der Klassenpolitik. Und gegen die jeweils herrschenden und privilegierten Klassen kämpften an die entrechteten und ausgebeuteten Klassen, sodaß sich dem Forscher das Mysterium der geschichtlichen Entwicklung nur entschleierte, wenn er sie betrachtete als eine Kette von Klassenkämpfen.

Unsre offizielle Wissenschaft vertrat zu sehr die Ideologie (brutaler gesagt: die Interessen) der heute herrschenden Klassen, als daß sie eine Methode der historischen Forschung angenommen hätte, die unsre gottgewollte Ordnung als nacktes Herrschaftsinstrument einer privilegierten Oberschicht entlarvte. Die Geschichtserfassung im Geiste von Marx und Engels blieb so den wenigen Theoretikern des Sozialismus vorbehalten; aber die Kautsky, Mehring, Plechanoff und, in seinen bessern Zeiten, Cunow haben durch ihre geschichtsmaterialistischen Untersuchungen oft mit Scheinwerferhelle die dunkelsten Zusammenhänge

durchleuchtet. Endlich begannen die Schleier zu fallen und der Sinn der Geschichte lag klar vor uns ausgebreitet.

Dennoch: hinter alle Geheimnisse des geschichtlichen Werdens sind wir noch lange nicht gekommen. Die Gesetzmäßigkeit des Geschehens war erwiesen; aber wie stand es mit seiner Notwendigkeit? Das Oekonomische kann erst wirken durch seine Umsetzung in die Ideologie, deren Träger menschliche Individuen sind. Und von der Beschaffenheit gewisser Individuen, ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit, ihrer Energie oder Willensschwäche, hängen oft ungeheure Entscheidungen ab. Die Beispiele liegen ja so nahe. Für den Ausbruch des Weltkriegs waren die imperialistischen Voraussetzungen gegeben. Aber wäre nicht dennoch die Katastrophe zu verhüten gewesen, wenn nicht der skrupellose Intrigant Berchtold und der charakterlose Schwächling Bethmann an leitender Stelle gestanden hätten? In der Verflechtung der unzähligen Einzelursachen und Wirkungen mag es freilich kein Zufall, sondern Determination sein, daß grade Bethmann und Berchtold den Kriegskonflikt schüren mußten. Aber diese erdrückende Fülle ursächlicher Zusammenhänge vermag kein menschliches Hirn zu entwirren, und so behält auch die Ermordung Haases für unser beschränktes Zweckdenken den Charakter stupider Sinnlosigkeit oder gar der hämischen Tücke eines hohnlachenden Dämons.

*

Daß Hugo Haase der Unabhängigen Sozialdemokratie grade jetzt entrissen wurde, kann dieser Partei und der Zukunft des Sozialismus zum Verhängnis werden. Der Parteitag, der über die innen- und außenpolitische Taktik der U. S. P. D. entscheiden soll, steht unmittelbar bevor. Und bei der Aussprache über diese so unendlich wichtigen Probleme wird Keiner den Verstorbenen ersetzen können. Haases Einfluß war in der Zeit der abnormen Gemütswallungen und einer manchmal pathologischen Stimmungspolitik nicht eben gewachsen. Persönlichkeiten von heißerm Temperament, fanatischerer Einseitigkeit, naiverm Selbstbewußtsein und robustern Ellenbogen, die in solchen Zeiten suggestiv auf die Psyche leidenschaftlich erregter Massen wirken, hatten ihn an Popularität ausgestochen. Erst als die Kugel des Verrückten den Führer zu entreißen drohte, begannen die durch wirren Fanatismus ihm entfremdeten Massen wieder zu begreifen, welchen Wert dieser unbestechlich klare Kopf für sie besaß, und welchen Dank sie seiner reinen Hingabe und seinem schier übermenschlichen Arbeitseifer schuldeten. Hätte Haase sich von seinem Schmerzenslager wieder erheben dürfen: sein Ansehen wäre größer gewesen als je zuvor, und von seiner in langen Rekonvaleszentennächten gereiften Einsicht wäre die klärendste Wirkung auf die brodelnde Gärung der Parteiwirrungen, der wohltätigste Einfluß auf die Verhandlungen und Entschließungen des Partei-

tags zu gewärtigen gewesen. All diese Hoffnungen sind nun zuschanden geworden. Die Ledebour und Däumig, die geistigen Antipoden Haases, werden nun mit ihrem Anhang in Leipzig das große Wort führen. Männer von unbestreitbaren revolutionären Verdiensten, von hohem Mut und idealem Wollen, aber leider umso begrenzterer oekonomischer und politischer Einsicht und Voraussicht. Und die dieser Einsicht nicht bar sind, die im Sinne Haases zu sprechen vermöchten, Die werden nun, ihres Freundes und Führers beraubt, womöglich noch zaghafter und diplomatischer auftreten als bisher. Oder sollten wir uns täuschen? Sollte grade die gefährdetere Situation, die gehäuftere Verantwortung ihr politisches Gewissen schärfen und ihre Tatkraft anfeuern? Wie gern ließen wir uns des Irrtums überführen!

*

Haases Begabung war überwiegend analytisch. Er hatte den durchdringendsten Verstand und eine erstaunliche Fähigkeit, sich im Augenblick auf die schwierigste Lage einzustellen. Und da diese bedeutenden Eigenschaften sich mit selbstlosem Eifer für die Sache des Sozialismus und mit agitatorischer Rührigkeit verbanden, zog Haase schon früh die Aufmerksamkeit Bebels auf sich, der für die Parteileitung nach einer zuverlässigen Verstärkung des linken Flügels und einem spätern Ersatz für sich selbst ausschaute. Nicht immer hat Bebel bei seinen Vorschlägen für die Besetzung der Parteileitung einen guten Blick bewiesen: in Haase hatte er sich nicht getäuscht. Haase war, was dem Parteivorstand not tat. Denn diese höchste Verwaltungs- und Regierungsinstanz der Sozialdemokratischen Partei wurde fast ausschließlich von Praktikern des Partei- und Gewerkschaftslebens gebildet, tüchtigen Verwaltungsbamten und bewährten Agitatoren, denen zur geistigen Führung einer großen revolutionären Partei nicht weniger als Alles fehlte. Für die theoretischen Probleme und alle Aufgaben, die über das reguläre Organisationsleben und die banalste Tagespolitik hinausragten, fehlte ihnen jedes Verständnis und Interesse. Der seelische Inhalt des Sozialismus, das Weltanschauungsmäßige, war ihnen Hekuba, und die Erörterungen darüber, welcher Kampfesmitteln die Partei sich im Fall eines Krieges oder in revolutionären Situationen zu bedienen habe, erschien ihnen unfruchtbare Zeitvertrödelung. Wie furchtbar sich dies politische Banausentum rächte, hat ja dann der schmähliche Zusammenbruch der deutschen Sozialdemokratie im August 1914 und in den Kriegsjahren bewiesen! Haase war von anderm Kaliber. Als Intellektueller war er grade durch die sozialen und humanitären Ideale des Sozialismus zur Partei getrieben worden. Das Endziel der Menschheitsbefreiung war ihm die Hauptsache, und über das Tempo des Befreiungskampfes hatte er ganz andre Ansichten als die braven Partei-

bürokraten, die im Gleichtakt ihrer Werkeltätigkeit unbemerkt verphilistert waren. So wurde Haase im Parteivorstand ein wertvolles Gegengewicht gegen den Parteibürokratismus und den verflachenden, die revolutionären Energien einschläfernden Opportunismus sowohl der revisionistischen Intellektuellengruppe wie des viel einflußreicheren Gewerkschaftsbeamtentums.

Die führende Stellung, die Haase, vollends nach Bebels Tod, im Parteivorstand und in der Fraktion errang, verdankte er einer Vereinigung seltener Eigenschaften. An politisch-historischem Wissen und theoretischer Erkenntnis überragte er die meisten seiner Kollegen um Haupteslänge. Dazu hatte er praktischen Verstand, rasches Orientierungsvermögen und die eindringende Kenntnis der Gesetze und der Verwaltungspraxis, die dem erfahrenen Juristen eignet. Aber all diese Vorzüge hätten Haase bei dem unverkennbaren Umsichgreifen des Opportunismus in der Partei seine leitende Stellung nicht gesichert, wenn sie mit Schroffheit und herb hervortretendem Selbstgefühl gepaart gewesen wären. Haase jedoch verstand, den Scheidemann, Ebert und Gleichgearteten seine geistige Ueberlegenheit durch die ungemeine Verbindlichkeit seines Auftretens erträglich zu machen. Diese Liebenswürdigkeit und Konzilianz nun, die dem Verstorbenen ja auch die bürgerliche und rechtssozialistische Presse in den Nekrologen nachrühmt, war nichts künstlich Angenommenes, nicht diplomatische Gewöhnung, sondern das echte Naturell dieser menschlich so sympathischen Persönlichkeit. Haase hatte in seiner phaenomenalen Objektivität zu viel Verständnis für menschliche Schwächen und Unzulänglichkeiten, als daß sein Tadel je verletzend, seine Kritik je schonungslos geworden wäre. Bis zum Aeußersten glaubte er überreden und vermitteln zu können. Bis er es zum Bruch kommen ließ und den schonungslosen Kampf aufnahm, mußte er die allerletzten Vermittlungsmöglichkeiten erschöpft haben.

Diese ungewöhnliche Verbindlichkeit seines Wesens, die ebensosehr das Produkt seines kritischen Verstandes wie einer unverwüstlichen Herzensgüte war, machte Haase zum geborenen Führer für Friedenszeiten, während einer evolutionären Entwicklung. Der Krieg und die Revolution verwandelten die menschlichen Tugenden in politische Schwächen. Denn die ungestüme und gewalttätige Zeit erforderte neben dem politischen Scharfblick und dem raschen Orientierungssinn auch impulsive Entschlußkraft und unbeugsame Energie. Und diese Eigenschaften fehlten Haase. So kam es, daß er zeitweise ins Schlepptau einer falschen Politik geriet. So im Jahre 1914, als er die schützenbrüderliche Erklärung der Kreditbewilliger verlas. So, als er noch viele Monate lang vor einer Absage an den Sozialpatriotismus zurückschreckte, während Liebknecht und später sogar in einer Kollektiv-Erklärung tausend Parteimitglieder den Kampf gegen ihn bereits

aufgenommen hatten. So auch im Herbst 1918, als er der nach Deutschland übergreifenden Doktrin des jede Demokratie verwerfenden Bolschewismus nicht gleich Kautsky, Bernstein und mir sofort entschieden entgegentrat; so während des Jahrs 1919, wo er, statt energisch Partei zu ergreifen, zwischen den heterogenen Prinzipien der Räte-Diktatur und der Demokratie vergebens zu vermitteln suchte.

Aber diese allzu diplomatische Zaudertaktik entsprang nur einer Weichheit des Charakters, keineswegs gerissener Rechnungsträgerei. Haase war ja nichts weniger als eine kühle Verstandesnatur. Mehr als einmal habe ich ihn aus seelischem Schmerz in Tränen ausbrechen sehn. Beim Kriegsanfang, als ihm ein Artikel Stampfers, der als Erster die nationalistische Parole ausgab, den politischen Abgrund offenbarte, in den die Partei hineinstürzen sollte. Und ein zweites Mal im Dezember 1918, als er angesichts des sich ankündigenden Revolutionsdébâcles die fremden und eignen Fehler beklagte. Mochte man dem Politiker Haase zuweilen grollen: dem bezwingenden Menschen vermochte man nicht zu widerstehen. Sie haben einen guten Mann begraben. Und vielleicht gilt das einer erlösten Zukunft als höchster Ruhm!

Der Belagerungszustand von Ferdinand Nübell

Als Demokraten und Sozialisten noch nicht Staatslenker waren, hielten sie den Belagerungszustand für „eines freien Volkes unwürdig". Nachdem sie aber auf Grund des „freiesten Wahlrechts der Welt" zur Regierung gelangt sind und dem Volke „die freieste Verfassung der Welt" gegeben haben, finden sie es ganz in der Ordnung, daß nach dem (für den Militärbefehlshaber) freiesten Belagerungszustands- und Schutzhaft-Gesetz weiterregiert wird. Allerdings: so ganz wohl scheint den Erwählten des Volkes dabei doch nicht zu sein. Denn da der Belagerungszustand, selbst nach dem modernen Gesetz von 1851, nur für den Fall eines Krieges oder im Fall eines Aufruhrs bei dringender Gefahr für die öffentliche Sicherheit erklärt und aufrechterhalten werden kann, wir aber seit Jahresfrist sozusagen im Frieden leben und seit vielen Monaten weder Aufruhr noch dringende Gefahr für die öffentliche Sicherheit besteht: so beschleicht doch den einen oder andern von ihnen das Gefühl, daß vielleicht nicht alles in Ordnung ist. Man hat daher in der Sitzung des Reichshaushaltsausschusses vom fünfundzwanzigsten September den „Wunsch geäußert", das Reichsjustizministerium möge ein Gutachten zu der Frage vorlegen: „auf Grund welcher gesetzlichen Bestimmungen der Belagerungszustand in Berlin zurzeit noch aufrechterhalten wird und seine Durchführung erfolgt". Dies Gutachten ist prompt vorgelegt worden und hat auf Grund einer wissenschaft-

lichen Untersuchung, die an Oberflächlichkeit nicht viel zu wünschen läßt, selbstverständlich die Rechtmäßigkeit des Belagerungszustands bejaht, sodaß die Herren Abgeordneten sich beruhigt auf die andre Seite legen und weiter sch . . affen können. Wie sieht es nun aber in Wahrheit mit der „Rechtmäßigkeit" der Aufrechterhaltung des Belagerungszustandes aus?

Die Grundlage der Anordnung des Belagerungszustandes ist, wie erwähnt, das preußische Gesetz vom vierten Juni 1851, ergänzt durch Bekanntmachung vom elften Dezember 1915. Dies Gesetz war durch Artikel 68 der alten Reichsverfassung provisorisches Reichsgesetz geworden. Denn in Artikel 68 war vorgesehen, daß der Kaiser bei Bedrohung der öffentlichen Sicherheit jeden Teil des Bundesgebiets in „Kriegszustand" erklären könnte. Bis zum Erlaß eines Reichsgesetzes über die Regelung der Voraussetzungen und Wirkungen des Kriegszustandes sollten die Bestimmungen des preußischen Belagerungszustand-Gesetzes gelten. Ein Reichsgesetz ist unter der alten Regierung nicht ergangen, sodaß es im einzelnen bei den Bestimmungen des preußischen Gesetzes blieb. Da aber die Erklärung des Kriegszustandes überhaupt durch die Reichsverfassung, also durch Reichsrecht, geregelt ist — wenn auch die Voraussetzungen, Form und Wirkungen einstweilen gleich denen des preußischen Gesetzes sein sollten —, so hat nach dem auch in Artikel 13 der neuen Reichsverfassung „verankerten" Grundsatz: „Reichsrecht bricht Landesrecht" von da an das Reichsgesetz dem Landesgesetze vorzugehen. Mit andern Worten: Der Belagerungszustand konnte seit der Reichsverfassung nur noch vom Kaiser, nicht mehr vom Festungskommandanten oder Kommandierenden General, und auch im Falle des Aufruhrs nicht mehr vom preußischen Staatsministerium erklärt werden. Das ist die bei weitem überwiegende und allein richtige Ansicht in der juristischen Literatur und erhellt zur Evidenz aus dem Gesetz vom elften Dezember 1915 betreffend Abänderung des Belagerungszustand-Gesetzes. Das Reichsjustizministerium geht somit in seinem Gutachten schon von einer absolut falschen, mindestens aber höchst anfechtbaren Grundlage aus, wenn es ohne weiteres als feststehend annimmt, der Belagerungszustand über Berlin sei vor dem Inkrafttreten der neuen Reichsverfassung „in rechtsgültiger Weise von der zuständigen Behörde angeordnet worden". Denn der Belagerungszustand ist am vierten März 1919 vom preußischen Staatsministerium erklärt worden. Dies war aber hierzu nicht zuständig, sondern nur der Nachfolger des Kaisers: der Reichspräsident. Schon § 6 des Gesetzes über die vorläufige Reichsgewalt vom zehnten Februar 1919 bestimmt, daß die Geschäfte des Reichs vom Reichspräsidenten geführt werden. Seine zivilen und militärischen Anordnungen und Verfügungen bedurften zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung durch einen Reichsminister. In dem sogenannten Uebergangsgesetz

vom vierten März 1919 wurde dieser Grundsatz wiederholt und ausdrücklich in § 4 bestimmt, daß die Befugnisse, die nach den Gesetzen oder Verordnungen des Reiches dem Kaiser zustehen, auf den Reichspräsidenten übergehen.

Ist schon hiernach die Grundlage des jetzigen Belagerungszustands über Berlin ungesetzlich, weil die Anordnung nicht von der zuständigen Reichsinstanz, sondern von dem dazu nicht berechtigten preußischen Staatsministerium ausgegangen ist, so kommt hinzu, daß zur fraglichen Zeit das Belagerungszustand-Gesetz überhaupt nicht mehr in Geltung war, sodaß auch der Reichspräsident Teile des Landes nicht in Belagerungszustand erklären konnte. In dem Aufruf der Volksbeauftragten an das deutsche Volk vom zwölften November 1918 nämlich war unter Ziffer 1 bestimmt: „Der Belagerungszustand wird aufgehoben." Damit war nicht nur die verfassungsmäßig durch Verordnung des Kaisers am einunddreißigsten Juli 1914 erfolgte tatsächliche Anordnung des Kriegszustandes beseitigt, sondern es sollten ersichtlich die Gesetze über den Kriegs- und den Belagerungszustand, also das preußische Gesetz vom vierten Juni 1851, Artikel 68 der Reichsverfassung, das Gesetz über den Kriegszustand vom vierten Dezember 1916, die Ausführungsverordnungen dazu vom vierten Dezember 1916 und vom fünfzehnten Oktober 1918 und alle den Belagerungszustand betreffenden Bekanntmachungen, Verordnungen, Gesetze, insbesondere auch das Schutzhaft-Gesetz aufgehoben werden. Das ergibt sich, wenn auch die durch die gebotene Eile entschuldbare ungenaue Fassung des Aufrufs der Volksbeauftragten es nicht ausdrücklich sagt, dennoch deutlich aus den Eingangsworten: Die aus der Revolution hervorgegangene Regierung, deren politische Leitung rein sozialistisch ist, setzt sich die Aufgabe, „das sozialistische Programm zu verwirklichen". Sie verkündet „schon jetzt mit Gesetzeskraft folgendes". Und nun werden summarisch die Hauptpunkte des sozialistischen Programms, Vereins- und Versammlungsfreiheit, Aufhebung der Zensur, Freiheit der Religionsausübung undsoweiter und darunter an erster Stelle Aufhebung des Belagerungszustands aufgeführt. Wenn hiermit bloß die tatsächliche Erklärung des Belagerungszustands hätte rückgängig gemacht werden sollen, so brauchte der Aufruf nicht ausdrücklich mit „Gesetzeskraft" versehen zu werden. Außerdem widerstrebten dem sozialistischen Programm, das nunmehr „verwirklicht" werden sollte, vor allem andern der Belagerungszustand und die seine Grundlage bildenden Gesetze. Deren Aufhebung sollte daher in erster Linie die Aufgabe der Volksbeauftragten sein. So hat auch das Reichsgericht in einer Entscheidung vom dritten Dezember 1918 die Rechtslage aufgefaßt. Wenn daher eine Darstellung des amtlichen W. T. B. vom vierundzwanzigsten Oktober 1919 demgegenüber meint, der Belagerungszustand sei im März 1919 aufs neue vom preußischen

Staatsministerium verfügt worden, so ist dagegen zu sagen, daß dies unmöglich war, weil die Gesetze über den Belagerungszustand vom zwölften November 1918 aufgehoben und nachträglich nicht wieder eingeführt worden waren, und weil außerdem das preußische Staatsministerium zur Anordnung des Belagerungszustands auch nicht berechtigt gewesen wäre, wenn die Gesetze noch bestanden hätten.

Völlig unmöglich aber ist es, die Aufrechterhaltung des Belagerungszustands auch nach Erlaß der neuen Verfassung vom elften August 1919 rechtfertigen zu wollen. Artikel 178 der neuen Verfassung lautet:

> Die Verfassung des Deutschen Reichs vom sechzehnten April 1871 und das Gesetz über die vorläufige Reichsgewalt vom zehnten Februar 1919 sind aufgehoben.
>
> Die übrigen Gesetze und Verordnungen des Reichs bleiben in Kraft, soweit ihnen diese Verfassung nicht entgegensteht. Die Bestimmungen des am achtundzwanzigsten Juni 1919 in Versailles unterzeichneten Friedensvertrages werden durch die Verfassung nicht berührt.
>
> Anordnungen der Behörden, die auf Grund bisheriger Gesetze in rechtsgültiger Weise getroffen waren, behalten ihre Gültigkeit bis zur Aufhebung im Wege anderweiter Anordnung oder Gesetzgebung.

Durch diese Vorschrift ist die Geltung des Belagerungszustand-Gesetzes, die auf Artikel 68 der alten Reichsverfassung sich gründet, mit klaren Worten ausdrücklich beseitigt. Das Reichsjustizministerium hat sich nun, um die Aufrechterhaltung des Belagerungszustands zu rechtfertigen, auf Absatz 3 dieses Artikels berufen und ausgeführt, daß danach auch eine vor Inkrafttreten der Verfassung ergangene Anordnung über die Verhängung des Belagerungszustands ihre Gültigkeit behalte bis zur Aufhebung im Wege anderweitiger Anordnung oder Gesetzgebung. Eine solche Aufhebung aber sei bisher nicht erfolgt.

Einmal ist der letzte Satz falsch. Die Aufhebung ist zwar nicht durch eine anderweitige Anordnung der Behörden, wohl aber durch die Gesetzgebung, nämlich grade durch die Absätze 1 und 2 des Artikels 178 erfolgt. Denn wenn dadurch das ‚Gesetz' über den Belagerungszustand überhaupt aufgehoben ist, so kann auch die Erklärung des Belagerungszustands nicht aufrecht erhalten bleiben, im andern Falle könnte ja für die Folge der Militärbefehlshaber, dem die vollziehende Gewalt übertragen ist, überhaupt keine rechtsgültigen Anordnungen mehr treffen, weil das Gesetz, auf Grund dessen er Anordnungen treffen will, nicht mehr besteht. Dazu kommt, daß der Absatz 3 für die Aufrechterhaltung des Belagerungszustands überhaupt nicht herangezogen werden kann. Denn er spricht nur von „Anordnungen". Unter Anordnung versteht man im juristischen Sinne eine keine besondere Form erfordernde Verfügung einer zuständigen Behörde oder eines zuständigen Beamten, zum Beispiel Polizei-Verbote und -Gebote, Befehle der militärischen Dienststellen innerhalb

ihrer Zuständigkeit. In diesem Sinne spricht auch der § 4 des Belagerungszustand-Gesetzes von den „Anordnungen“ der Militärbefehlshaber. Die Erklärung des Belagerungszustands aber kann (abgesehen vielleicht von der provisorischen Maßnahme nach § 2 des Belagerungszustand-Gesetzes) überhaupt nicht im Wege einer „Anordnung“ erfolgen, sondern sie geschieht nach Artikel 68 der alten Reichsverfassung durch kaiserliche „Verordnung“. Das ist ein Akt, der einer besonderen Form bedarf, nämlich der Gegenzeichnung durch den Reichskanzler und der Verkündung im Reichsgesetzblatt. Und wenn die Erklärung des Belagerungszustands vom preußischen Staatsministerium erfolgt, was, wie oben ausgeführt, richtiger Ansicht nach überhaupt unzulässig ist, so geschieht sie ebenfalls nicht durch eine formlose „Anordnung“, sondern durch einen formellen, von allen Ministern zu unterzeichnenden „Beschluß“. Auch dieser Beschluß ist rechtlich als eine Verordnung anzusehen. Das ergibt der Wortlaut des § 5 des Belagerungszustand-Gesetzes, wo im Gegensatz zu den Anordnungen des Militärbefehlshabers von einer besonderen, in der Form des § 3 bekanntzumachenden Verordnung die Rede ist. Tatsächlich ist denn auch der Belagerungszustand über Berlin am vierten März 1919 durch einen formellen, von allen Staatsministern unterzeichneten Beschluß des Staatsministeriums erklärt. Es kann hiernach nicht dem allermindesten Zweifel unterliegen, daß mit dem Erlaß der neuen Reichs-Verfassung der Belagerungszustand und alle darauf bezüglichen Gesetze ausdrücklich außer Kraft gesetzt worden sind. Es wäre ja auch eine jeder Logik Hohn sprechende Konsequenz, wenn die „Anordnung“ einer Behörde Gesetze in Geltung lassen könnte, die die Reichsverfassung ausdrücklich aufhebt. Der über Berlin im März 1919 verhängte Belagerungszustand hat nach alledem von Anfang an nicht zu Recht bestanden, durfte aber unter keinen Umständen nach Erlaß der neuen Reichsverfassung auch nur noch einen Tag aufrecht erhalten werden. Die außerordentlichen Kriegsgerichte und ihre Rechtsprechung entbehren daher der rechtlichen Grundlage. Darüber hilft Sophisterei nicht hinweg.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

III.

Heer und Kaiser

Es lohnt sich heute, wo das alte Heer aufgelöst und sein oberster Kriegsherr geflohen ist, zurückzublicken auf die Verfassung, in der es sich unter Schlieffen befand, und in der es unter Moltke in den Weltkrieg ging. Erstaunlich ist ja, wie wenig im Allgemeinen der Deutsche das innere Gefüge des Heeres kannte, trotz der allgemeinen Wehrpflicht. Das liegt wohl daran, daß der Deutsche im Grunde lange nicht so militärisch veranlagt ist wie

etwa der Franzose. Einer unsrer bekanntesten Generale, im Kriege der Bezwinger von Antwerpen und Modlin, sagte einmal: „Der Franzose ist der geborne Soldat, der Deutsche ist der ausgebildete Soldat.“ Er nahm, nach seiner persönlichen Erfahrung, nur die Brandenburger aus, die er auch als geborne Soldaten bezeichnete, wozu sie geworden sind durch die jahrhundertlange Schulung in der Armee.

So ist beispielsweise das Offiziercorps des alten Heeres nie in dem Grade homogen gewesen, wie gewöhnlich angenommen wurde. Je größer das Heer wurde, umso mehr trat das hervor, und unter der Regierung Wilhelms des Zweiten verschärften sich die Gegensätze innerhalb des Offiziercorps durch die vom Kaiser begünstigte oder zum mindesten geduldete ganz offenkundige Bevorzugung des Adels. So etwas konnte man eigentlich nur dem deutschen Bürger bieten, diesem geduldigsten, rückgratlosesten aller Bourgeois. Unter dem alten Kaiser hatte es nur wenige rein adlige Regimenter gegeben, zwei oder drei Garde-Infanterie-Regimenter und einige Kavallerie-Regimenter in den alten Provinzen. Das wurde anders unter seinem Enkel. Allmählich wurden aus allen Garde-Grenadier-Regimentern, aus der Garde-Artillerie und aus vielen Provinz-Regimentern, zum Beispiel in Weimar, Wiesbaden, Breslau, Liegnitz, die bürgerlichen Offiziere herausgeworfen, oft, wie in Darmstadt, gegen den Willen der Bundesfürsten. Bei der Kavallerie gab es für bürgerliche Offiziere eigentlich nur die Grenz-Regimenter. Als die 11. Ulanen von Perleberg nach Saarburg kamen, waren sie bald ganz bürgerlich; ebenso ging es den 14. Ulanen, als sie von Verden nach St. Avold, den 15., als sie von Straßburg nach Saarburg kamen. Das vollzog sich ganz offenkundig und war in der Rangliste genau zu verfolgen. Aber Jahr um Jahr leugnete der Kriegsminister im Reichstage ab, daß eine Bevorzugung des Adels stattfände; und erst als der Abgeordnete Müller-Meiningen immer wieder bohrte, bequemte man sich dazu — gewissermaßen, um dem Reichstag den Mund zu stopfen — einige „Konzessions-Schulzen“ in die Garde zu versetzen. Mir ist nur ein Fall bekannt, daß einer dieser Begnadeten sich den Unfug verbeten hätte: ein Stabsoffizier, der Lehrer an der Feldartillerie-Schießschule war und, als er ein Garde-Regiment in Potsdam übernehmen sollte, seinen Abschied einreichte.

Wie solche „Veredlung“ eines Regiments sich vollzog, zeigte sich in Metz, als das bis dahin gänzlich unbeachtete Infanterie-Regiment 145 die allergnädigste Aufmerksamkeit erregte. Dies Regiment trug damals die höchste Nummer der Armee, und bei einer Uebung bemerkte ein Herr aus der Umgebung des Kaisers sehr witzig: „Wenn jetzt die ganze Armee zu einem Kreise herumschwenkte, ständen die 145er neben dem 1. Garde-Regiment zu Fuß.“ Bald darauf war das Regiment „entdeckt“, bekam einen

Namenszug, Haarbüsche und andre schöne Dinge und als äußersten Gnadenbeweis nur noch adlige Junker. Als kurz darauf Neuformationen kamen, nahm man von oben her dem Regiment nur bürgerliche Offiziere ab — gegen den Willen des Kommandeurs, der auf die Weise seine besten Offiziere los wurde — und füllte es mit Adligen auf. Natürlich machte das böses Blut und trug dazu bei, daß die bürgerlichen Offiziere sich mehr und mehr als Offiziere zweiter Klasse fühlten.

Wenn das nicht so in die Oeffentlichkeit drang, so lag das daran, daß durch die Einrichtung der Offizierkasinos das Offiziercorps hermetisch gegen andre Berufsklassen abgeschlossen wurde. Früher, unter dem alten Kaiser, war das lange nicht in dem Maße der Fall gewesen. Der Offizier, zumal der kleinen Garnison, aß im Gasthof und saß abends am Stammtisch mit den Honoratioren. Alles war einfacher und gemütlicher, Luxus war ziemlich unbekannt, und wenn man öffentlich redete, so geschah das mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung. Damals gab es Regimentskommandeure, die am Geburtstag des „Königs", wie man den alten Herrn in der Armee gerne nannte, beim Festmahl nur die Worte sprachen: „Meine Herren, Seine Majestät der König lebe hoch!" Das wurde unter seinem Enkel gründlich anders. Eine Flut jener fürchterlich hohlen, so gänzlich unpreußischen Phrasen überschwemmte die Armee, Ausdrücke wie: „voll und ganz", „unentwegt" und ähnliche Superlative aus den kaiserlichen Reden fanden sich nun in jeder Ansprache, und die alten Offiziere dachten sorgenvoll an Friedrich Wilhelm den Vierten, der auch die gefährliche Gabe gehabt hatte, blendende Reden zu halten.

Es wurde überhaupt alles anders unter dem neuen Herrn. Seine Vorliebe für den dekorativen Effekt tobte sich aus an der wehrlosen Armee. Litzen aus friederizianischer Zeit wurden wieder eingeführt; aber nicht genug damit: auch einen Paradegewehrgriff aus der Zeit der Grenadiere Friedrichs des Großen grub der Kaiser wieder aus und ließ die Garde-Infanterie darin ausbilden. Fragte man einen Generalstäbler, was denn der Unsinn eigentlich solle, so erhielt man die Antwort: „Das ist die Auswertung der Erfahrungen des Burenfeldzuges", und alles lachte — bis auf die Grenadiere, die im Schweiß ihres Angesichts den neuen Griff lernen mußten. Und die Kompaniechefs lachten auch nicht, denn nun gab es wieder eine Gelegenheit mehr, bei der Besichtigung hereinzufallen.

Das System der Besichtigungen war dazu angetan, auch die besten Nerven mit der Zeit zu ruinieren; es war, so wie es vielfach gehandhabt wurde, der Gipfel der Unvornehmheit, und etwas Aehnliches existierte eigentlich nur in der Heimarbeit. Dazu kam noch die allgemeine taktische Unsicherheit, die entstanden war, als nach 1870 die Selbständigkeit der Unterführer sozusagen regle-

mentarisiert wurde. Vor 70 bildete der Hauptmann seine Kompanie recht und schlicht aus, machte seinen Angriff nach Schema F, und als der Krieg kam, ging alles prachtvoll. Später ließen die Reglements, von klugen, aufgeklärten Generalstäblern verfaßt, einen großen Spielraum, sowohl in der Ausbildung als auch ganz besonders in der taktischen Verwendung der Truppe. Das führte aber grade zum Gegenteil von dem, was man beabsichtigt hatte. Denn nun stürzten sich die höhern Führer auf den mit Absicht offen gelassenen Spielraum und füllten ihn aus mit ihren eignen taktischen Anschauungen. Die Folge war, daß eigentlich jede Division, sicherlich aber jedes Armeecorps seine eigne Taktik hatte. Als ein Stabsoffizier vom 16. Armeecorps aus Metz ins Innere versetzt wurde, empfing ihn sein neuer Kommandeur mit den Worten: „Sie kommen von Haeseler. Da werden Sie hier viel umlernen müssen."

Und so lernte man dauernd um, und daß es unmöglich war, eine taktische Aufgabe richtig zu lösen, war in der Armee beinah sprichwörtlich. Was taten da schwächere Charaktere? Sie schielten bis zur Charakterlosigkeit nach oben. Wer auf die taktischen Anschauungen des Vorgesetzten nicht einging, der wurde ziemlich sicher verabschiedet. Das französische System der Altersgrenze ist jedenfalls viel humaner als das deutsche System der Qualifizierung durch die Vorgesetzten. Ein vollkommen unwürdiges Schauspiel gar war es, wenn ein höherer Offizier „geschlachtet" werden sollte. Ohne Rücksicht auf die Gegenwart der jüngsten Leutnants wurde das Opfer schlecht gemacht, oft genug auch noch verhöhnt, bis endlich das Ziel erreicht war und der Abschied eingereicht wurde.

Auch hier gab der Kaiser das Beispiel. Dankbarkeit und Achtung vor fremder Leistung lagen ihm fern. Alte verdiente Generale behandelte er schlecht und ließ sie unbeachtet stehen, während er mit jungen Offizieren scherzte. So erging es unter andern dem General von Lessel, der die Expedition in China geleitet hatte, und der ein grader, aufrechter Mann war. Einen andern General konnte nur der gewandte Eingriff des alten Hahnke davor retten, sich die kaiserliche Ungnade zuzuziehen. Der General war nach erfolgter Meldung zur Frühstückstafel befohlen worden und hatte im Gespräch geäußert, er sei kein Freund des Alkohols. Daraufhin ließ ihm der Kaiser, als Liqueur serviert wurde, ein Wasserglas voll Cognac eingießen und befahl ihm, es zu trinken. Der General weigerte sich, der Kaiser wiederholte seinen Befehl, und es wäre zu einer peinlichen Szene gekommen, wenn nicht der General Hahnke eingesprungen wäre, das Glas ergriffen und mit den Worten geleert hätte: „Euer Majestät gestatten wohl, daß ich meinem Kameraden den Auftrag abnehme."

Das Gefühl der Unsicherheit der Existenz zerbrach im Lauf der Jahre bei den meisten ältern Offizieren, den Kompaniechefs

und Bataillonskommandeuren und den noch höhern jede selbstständige Regung, was sich am schlimmsten bei der Infanterie äußerte, wo dem Gros des Offiziercorps der pekuniäre Rückhalt fehlte. Im Kriege hatte das zur Folge, daß eigentlich achtzig Prozent der Generale völlig passiv waren und sich darauf beschränkten, ihren Namen unter den von dem jungen Generalstabsoffizier entworfenen Befehl zu setzen. Das erklärt auch den eigenartigen Umstand, daß sich die meisten Generale so schnell auf „den Boden der Tatsachen" gestellt haben, als das alte Regime zusammenbrach.

Das alte Heer duldete weder Kritik an seinen Einrichtungen noch liebte es Leute, die ihre eignen Wege gingen. Wer es glücklich bis zum General gebracht hatte, der hatte eines gelernt: den Mund zu halten. Politik war gänzlich ausgeschaltet, insofern, als von Jedem ganz selbstverständlich angenommen wurde, daß er konservativ war. Ein Offizier, der in der Elektrischen das Berliner Tageblatt gelesen hatte, wurde dienstlich gerüffelt.

Der Hang des Deutschen, in seinem eignen Beruf aufzugehen und alle andern Berufe zu mißachten, erzeugte in der Armee den bekannten Kastengeist. Den Kadetten, die ihre Lehrzeit hinter sich hatten, sagte der Kaiser in feierlicher Ansprache einmal wörtlich: „Verkehren Sie so wenig wie möglich mit dem Zivil!", und natürlich machte das einen unauslöschlichen Eindruck auf die jungen Leute. Ueberhebung ist immer ein Zeichen von Beschränktheit, und die zur Schau getragene Arroganz, die sich schon in der Barttracht des Kaisers ausdrückte, führte dazu, daß der Offizier in der Oeffentlichkeit an Ansehen verlor, und daß die Witzblätter immer boshafter und aggressiver wurden, obgleich eigentlich der Durchschnittsoffizier besser war als sein Ruf. Unwillkürlich richtet sich eine Truppe in vielen Kleinigkeiten nach ihrem Führer. Verwegene Chefs haben ebenso verwegene Unteroffiziere und Mannschaften. Der Führer beeinflußt den Typ. Unter dem wortkargen Friedrich Wilhelm dem Dritten, der aus Verlegenheit in allen Sätzen die Hälfte der Worte fortließ, hatten sich auch die Offiziere diesen Ton angewöhnt: „Gestern Theater gewesen, Tell gesehen." So ließ die Satire den Offizier noch zu unsrer Zeit sprechen; aber nur die wirklich allerältesten Leute erinnerten sich, diese Ausdrucksweise gehört zu haben. Unter dem alten Kaiser gab es den allgemein beliebten und geachteten ältern Offizier, der auch in der Barttracht seinem Vorbild ähnelte. Ebenso schuf sich Wilhelm der Zweite seine Nachäffer, und das waren allerdings höchst unerfreuliche Erscheinungen. Mit aufwärts gesträubtem Bart, naßforsch, arrogant und unwissend, wurden diese Leute in den bessern Schichten des Volkes nach Gebühr gering eingeschätzt.

Das Kultur-Ideal des Engländers ist der Gentleman; wer keiner ist, möchte wenigstens dafür gelten und bemüht sich, die

beherrschte Zurückhaltung und kühle Gleichgültigkeit seiner Vorbilder zu kopieren. Das Ideal des Durchschnitts-Deutschen und noch mehr des Preußen war der Militär. Das schadete nichts, solange der führende Soldat ein vornehmer alter Herr war. Es wurde aber unsagbar widerwärtig, als die Kopien Wilhelms des Zweiten zu Tausenden in Uniform und in Zivil diesseits und leider Gottes auch jenseits der deutschen Grenzen herumliefen. Diese aufdringliche, würdelose Anbiederei, die mit renommistischen, von Taktlosigkeit wimmelnden Reden abwechselte, diese ekelerregende Schneidigkeit, und das ganze geschmack- und kulturlose Gehabe, das aus dem gesucht einfachen, klugen, gebildeten Deutschen der Aera Bismarck einen sporenklirrenden Bramarbas gemacht hatte — all das darf man nicht übersehen, wenn man die Gründe unsres Unglücks erforschen will.

Es irrt, wer glaubt, daß innerhalb der Armee diese Dinge nicht erkannt worden wären. Sie zu bekämpfen, war aber unmöglich, denn das Beispiel kam von oben. Nirgends wurde der Kaiser so scharf kritisiert wie in der Armee. Trotzdem war in der Armee der althergebrachte militärische Geist lebendig geblieben. Die ganze Organisation war so gesund, daß sie auch einen Mann wie Wilhelm den Zweiten ertrug. Nur das Gefühl der Anhänglichkeit an den obersten Kriegsherrn starb allmählich aus. Das persönliche Verhältnis zwischen dem Offizier und seinem König wurde immer loser und lauer und machte schließlich einer Stimmung Platz, die zwischen Gleichgültigkeit und Abneigung schwankte.

Mauthner von Julius Bab

Siebzig Jahr nun angekettet
an die Welt vom Wort gewebt,
hat Dein heller Zorn gerettet,
was im Wort nach Wahrheit strebt.

Wenn die Geister stockten, starrten,
Worte wie gemünztes Geld
wechselten, warfst Du mit harten
Worten sie ins Meer der Welt.

Und nun tauchen sie und ringen
redend hoch in heiliger Scheu —
und sie kommen heut und singen
zu dem Alter jugendneu,
zu der Würde ohne Ruh:

„Der ist dem Wort am tiefsten treu,
der es so haßt wie Du!"

Grenzen des Gastrechts von A. Singalowski

Am siebenundzwanzigsten Oktober erschien im ‚Vorwärts' ein Leitartikel von Fritz Spiegelberg, gerichtet gegen die östlichen Arbeiter, die sich in Deutschland aufhalten. Seit dem militärischen Zusammenbruch redet das Zentralorgan immerfort von Wiederverbrüderung des internationalen Proletariats und von gegenseitiger Versöhnung. Diese schönen Worte scheinen aber nur den „vollwertigen" Proletariern der siegreichen Länder zu gelten, nicht den russischen und den polnischen — lies: jüdisch-polnischen und allerlei ostjüdischen — Arbeitern gegenüber.

Das orientalische Gastrecht als Parallele heranziehend, schreibt Herr Spiegelberg: „Auch wir haben als Volk im Ganzen genommen die Gastfreundschaft bis zur Selbstentäußerung gepflegt. Wir haben nichts dagegen gehabt, daß alljährlich zehntausende von Italienern in unser Land kamen, um hier Verdienst zu suchen, und wir haben es auch geduldet, daß ständig mehr als eine halbe Millionen russisch-polnischer Berg- und Landarbeiter bei uns ihr Auskommen fanden. Beide Kategorien waren für uns weder wirtschaftlich noch kulturell ein Gewinn." Weiß aber der ‚Vorwärts' nicht, daß die Deutschen in einem viel, viel größern Maße fremde „Gastfreundschaft" in Anspruch genommen haben, als sie je Gelegenheit hatten zu gewähren? In Rußland, in der Ukraina, in Polen und Litauen haben sich beim Ausbruch des Krieges bekanntlich ganz bedeutend mehr Deutsche befunden als Russen in Deutschland. Und in England, Amerika und allen andern Ländern der Welt?

Deutschland habe von den polnischen und italienischen Arbeitern gar keinen Gewinn gehabt. So? Frage man doch den Gutsbesitzer, frage man den Industriellen, ob sie die Fremden nur aus reiner Tugend der Gastfreundschaft gehalten haben oder aus welchen Gründen sonst. Weiß denn Herr Spiegelberg wirklich nicht, daß diese Arbeiter nach Deutschland stets gerufen wurden? Daß die deutschen Gutsbesitzer nach dem Osten ihre Agenten schickten, die mit allen Mitteln den Landarbeiter zu bewegen suchten, einen Vertrag gleich für mehrere Jahre abzuschließen? Und vielleicht wird es Herrn Spiegelberg ein Trost sein, wenn wir ihn daran erinnern, wie wenig der Arbeiter aus der „Pollackei" an Wohltat hier genossen hat.

Selbst im gastfreien Orient verlange man vom Gast, daß er Sitten und Gebräuche des Hauses respektiert und die Ruhe und Ordnung dort nicht stört, wo man ihm ein Obdach anbietet. Aber welche Sitten und Bräuche haben denn die Fremden in Deutschland zu respektieren unterlassen? Und was wird hier überhaupt unter Achtung der Sitten eines Landes verstanden? Für den Spießbürger bedeutet es, daß der Fremde beispielsweise nicht wagen darf, sich uneingeschränkt seiner Muttersprache zu be-

dienen. Der Deutsche im Ausland hat jedoch seine Muttersprache uneingeschränkt gebraucht. An der Wolga, in Südrußland und in der Ukraina habe ich ganze Dörfer von Deutschen bewohnt gesehen. Es ist aber der heimischen Bevölkerung nie eingefallen, sich als Verdienst anzurechnen, daß sie diese Deutschen „geduldet" und ihnen ihre eignen Sitten, Gebräuche und Sprache unangetastet gelassen hat. Und völlig fern lag es dort dem Intellektuellen, selbst nur einfach liberaler Färbung, über den Zuzug fremder Arbeiter oder über die ständige Zunahme der immer schon sehr ausgedehnten deutschen Kolonien in Petersburg, Moskau, Kiew, Lodz in hämischer Weise zu reden.

Und was meint Herr Spiegelberg mit Ruhe und Ordnung im Hause? Wann haben die polnischen oder polnisch-jüdischen Arbeiter in Deutschland die Ruhe und Ordnung gestört? Der ‚Vorwärts' wird sich wohl beeilen, ein Dutzend Namen zu nennen. Und das genügt, um eine Hetze gegen sämtliche russisch-polnischen und galizischen Arbeiter zu entfesseln? Sollte dem ‚Vorwärts' wirklich unbekannt sein, daß an den blutigen bolschewistischen Operationen von Oktober 1918 und später in Petersburg, Moskau und andern Städten mindesten tausendmal so viel deutsche Staatsangehörige beteiligt gewesen sind, als Russen oder „Pollacken" die Ruhe und Ordnung in Deutschland gestört haben? Muß das berliner Polizeipräsidium wirklich erst gegen Ruhestörer mobil gemacht werden? Wird nicht ein fremder Ruhestörer sofort des Landes verwiesen?

Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß die Hauptsünde der Fremden in der angeblichen Ruhestörung bestehe. Denn Herr Spiegelberg erklärt weiter, diese Elemente seien zugleich ein Werkzeug in der Hand der Kapitalisten gegen die organisierte deutsche Arbeiterschaft. Weil die Fremden nämlich wie Verrückte „Tag und Nacht ins Blaue hinein schuften", außerdem Heimarbeit leisten und sich grenzenlos ausbeuten lassen. Das soll die sozusagen sozialistische Rechtfertigung der deutschnationalen Hetze sein. Die eingewanderten Handwerker lassen sich den Gewerkschaften nicht zuführen und sabotieren deren Beschlüsse. Besonders blühte im Krieg das Geschäft dieser Leute.

Zunächst wollen wir Herrn Spiegelberg daran erinnern, daß diese Handwerker, deren „Geschäft" während des Krieges so geblüht hat, keineswegs freiwillig hergekommen waren. Vielmehr pflegten in den Städten und Ortschaften der okkupierten Gebiete deutsche Agenten durch alle möglichen Lockmittel Arbeiter auf freien Plätzen oder in geschlossenen Räumen zusammenzutreiben und sie dann in Haufen gewaltsam nach Deutschland abzutransportieren. Warum hat der ‚Vorwärts' damals gegen diese polnischen (zum größten Teil jüdischen!) Arbeiter nicht gehetzt?

Zweitens ist die Darstellung des antisozialen Charakters der Fremden maßlos bis zur Unwahrheit übertrieben. Als Haupt-

zeugen dafür, daß die Fremden sich nicht an die Tarifvorschriften halten und Heimarbeit leisten, führt Herr Spiegelberg den Schneider-Verband an. Ohne Glück. Denn grade in der Schneider-Branche sind die Fremden fast ausnahmslos jüdische Arbeiter, die eine langjährige Schulung in professionellen Organisationen hinter sich haben. Die jüdischen Arbeiter sind völlig im Geiste der wahren Arbeitersolidarität erzogen. In dieser Hinsicht hat die verhältnismäßig junge ostjüdische Arbeiterbewegung vielleicht mehr geleistet als manche fünfzig Jahre alte Gewerkschaftsschule.

Aber Herr Spiegelberg weiß wohl, daß er mit all dem den Bürger kaum schrecken kann, und so greift er zu einem viel wirksamern, zeitgemäßern Mittel: dem Bolschewismus. Man fragt sich nun freilich: Wie kommen „Lohndrücker" und Heimarbeiter zum Bolschewismus? Darauf hat Herr Spiegelberg nur das eine Wort: Radek! Und kaum hat er diesen Namen ausgesprochen, da geht auch schon sein Blut mit ihm durch. Es prasseln die Phrasen: „Untergrabung unsrer Kultur und unsres Wirtschaftslebens", Notwendigkeit, „ganz energisch dagegen Front zu machen", und weiter das übliche Zeug. Wir sind der Meinung, daß die Radeks in Deutschland wie drüben in Rußland schädlich gewesen sind. Aber diese Durcheinandermengung von Radek, Trotzki und den hiesigen polnischen (hauptsächlich polnisch-jüdischen) Arbeitern ist unter allen Umständen — eine schändliche Denunziation. „Ob es russische Juden oder jüdische Russen sind, die unser Gesellschaftsleben unterminieren, kann für einen Sozialisten keine Rolle spielen." Die Schädlinge sind in jedem Falle jüdisch, ob „russische Juden oder jüdische Russen". Und dabei will Herr Spiegelberg als Sozialist diese Frage nicht auf rassenpolitisches Gebiet hinübergelenkt sehen. Er weiß sehr gut, daß die hier lebenden jüdischen Arbeiter nicht für Radek verantwortlich gemacht werden dürfen. Gleichviel: gegen wen könnte er heute mit mehr Erfolg sein Gift verspritzen als gegen jene Schutzlosen, überall Preisgegebenen, gegen die armen ostjüdischen Einwanderer, deren sich auch die ententistischen Gerechtigkeitsapostel nicht annehmen werden.

Zum Schluß setzt Herr Spiegelberg wieder sein frommes Gesicht auf zu folgendem Abgesang: „Jeder ist uns als Gast willkommen. Aber er muß unsre Sitten und Gebräuche achten und immer der Tatsache eingedenk sein, daß seine Füße unter einem fremden Tisch ruhen. Will er das durchaus nicht begreifen, so muß es ihm beigebracht werden, indem man ihm zeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat." Darauf ist zu erwidern, daß keine sozialistische Internationale darum herumkommen wird, einem Herrn Spiegelberg und ähnlichen Giftmischern nicht nur aus Gründen sozialistischer Ethik, sondern aus einfachster menschlicher Gesittung zu zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.

Badetag von Kaspar Hauser

Wie munter ist das in Berlin!
Der Hauswirt, schwer gepeinigt,
läßt Freitags warmes Wasser ziehn,
und Jeder wird gereinigt.
Es baden sich zu gleicher Zeit
wohl hunderttausend Beine,
die Bürgerschaft, die Obrigkeit
und selbst Herrn Heine seine.
Fern Andra wäscht sich. Ebert auch.
Er spült sich heiter seinen Bauch
und denkt: Es kann nichts schaden —
du könntst mal wieder baden . . .
Und nun sitzt er in der Wanne und nun wäscht er sich
und bürstet nicht zu knapp.
Und planscht und manscht und seift sich ein
und schwemmt sich wieder ab!

Frau Durieux plätschert. Rauscher braust
(viel Strahlen — wenig Wasser).
Kahl fürchtet, daß sein Bart zerzaust —
er ist ein Badehasser.
Die Orska wird im Bad rasiert.
Bei Veidtens filmt es Einer.
Nur Märchen Pallenberg markiert —
es sieht ja schließlich Keiner!
Auch Noske spricht zum Adjutant:
„Verpatzen Sie derweil das Land!"
Und denkt: Es kann nichts schaden —
du könntst mal wieder baden . . .
Und nun sitzt er in der Wanne und nun wäscht er sich
und bürstet nicht zu knapp.
Und planscht und manscht und seift sich ein —
doch die Flecke gehn nicht ab!

Es baden Fuhr- und Bassermann,
frottiert wird zart Frau Porten.
Ein Fischer trieft als nasser Mann —
sie baden aller Orten.
Gar manche sehr bekannte Frau
montiert sich ab die Locken.
Auch Klöpfer nimmts nicht so genau —
er sitzt nicht gerne trocken.
Selbst Ludendorff steigt tapfer rein;
weil er das kann, seift er sich ein.
Und ganz Berlin denkt: Schaden
kanns nichts, wir wolln mal baden . . .
Und sie sitzen in der Wanne und sie waschen sich
und nehmen Bad an Bad.
Die Sintflut tät es schließlich auch!
Gott segne diese Stadt —!

Tollers Publikum von Ignaz Wrobel

In dem kleinen Theaterraum des Hauses an der Berliner Straße zu Charlottenburg sitzen etwa zweihundert Menschen und starren auf das Stückchen Bühne, das da in fahlem Licht vor ihnen steht. Was denken sie sich?

Neben den wenigen Verständigen, neben den berliner Literaturschiebern saß das kompakte Theaterpublikum, das nie alle wird. Man hörte ordentlich durch die Dunkelheit, wie es in ihren Schädeln knirschte. Sie versuchten, Das da oben in ihre Schablonen einzuordnen, und es ging nicht; sie versuchten, Episoden zu erhaschen, Bonmots und geflügelte Worte, und es ging nicht; sie versuchten, dem Ding beizukommen, wie man eben so irgendeinem Theaterstück von Hardt oder Blumenthal oder Schönherr beikommt, und es ging nicht.

Es konnte nicht gehen, hier ist völlig Neues. Wenigstens für unsre Zeit Neues — denn es scheint, daß ostasiatische Völker ein solch stilisiertes Theater, das nicht vortäuscht, sondern eine selbständige Sache ist, schon längst haben. Und es ging auch so —! Welche Ueberraschung: es ging auch so. Es ging ohne die Scharen murmelnder, gleichgültiger, verrosteter und verstaubter Statisten, ohne das Ab und An und Auf von Mimen und Virtuosen, ohne Kulissenkram, ohne Rummel und ohne Spektakel. Es ging. Was nämlich die gesamten Stadttheater Deutschlands zusammen nicht mehr haben: Geist — das war hier. Es war Ernst, und es ging uns etwas an, und eine Faust griff in unsre Brust und preßte das Herz zusammen, das zuckende Bündel. Und wir schwiegen.

Das Publikum aber war stumm. Nach jener fürchterlich-herrlichen Szene, wo die fünf Soldaten — blutendes Quintett — sich parallel aus den stinkenden Kissen erhoben und nur Eine Stimme aus ihnen schrie, nur Ein Mund aus ihnen sprach, Ein Herz klopfte, Eine Lunge atmete: da weinten einige Frauen in weißen handgestickten Blusen. Die lieben Frauen —! Haben sie im Kriege geweint? Haben sie damals geweint, als die ‚Lusitania' torpediert wurde? Als auf hoher kalter See Leute gemordet wurden? Wasser schluckten und versanken? Als Tausende und Tausende in den Stacheldrähten hingen, in den Ackergräben verröchelten? Sie weinten vielleicht, wenn ihr Junge, ihr Mann, ihr Geliebter dabei war. Wußten sie Den in Sicherheit, dann jauchzten sie und freueten sich, denn siehe! das Hauptquartier hatte eine gewonnene Schlacht gemeldet. Und der Begriff „französische Mütter" war hierorts ausgelöscht. Die lieben Frauen —! War ihr Herz nicht immer bei den Siegern? Bei Denen, die obenauf waren? Bei den Starken? Da standen sie, die drei Krankenschwestern auf der kleinen Bühne, und da saßen die Andern unten im Parkett — aber nur Die da oben brachen

mit einem Wehlaut zusammen vor dem, was da in den Betten lag. Die Blusendamen weinten. Es war so rührend. War es das? War es das wirklich? Hätten nicht dieselben Damen einer Kriegsliteratur zugejubelt, die Gott behüte entstanden wäre, wenn dieser Krieg gewonnen worden wäre? Sie hätten gejauchzt, wenn die Witze auf die feigen Franzosen und ekelhaften Engländer und schmutzigen Russen nur so gehagelt wären. Keine Sorge: sie haben gejauchzt. Besinnt Ihr euch noch auf die Kriegspossen des Kriegsanfangs?

Zwei Reihen vor mir saß ein Mann mit martialischem Kragen und furchterregenden Schmissen im Gesicht, getränkt von Offensivgeist. Was dachte er sich? Wie muß er ein Stück gefühlt haben, das seine heiligsten Güter in den Staub zog, oder wie man zu sagen pflegt? Er folgte dem Judenjungen da oben noch allenfalls, wenn der in der Idee „Vaterland" aufging — höher hinauf reichte es bei ihm nicht. Phrasen. Drückebergerei. Utopie.

Das Publikum blieb stumm. Doch: einmal lachten sie. Das war, als der Medizinprofessor den Totkranken Rhizinus verordnete. Ach, wir haben nicht gelacht, als uns das bei lebendigem Leibe passierte. Schade: ich hätte es lieber gesehen, wenn dieser Menschenarzt nicht zur Marionette stilisiert worden wäre — er hätte einen gut sitzenden Gehrock tragen müssen oder, noch besser, eine prall sitzende Uniform, und das Gehirn des Publikums hätte ihn durchaus ernst nehmen sollen. Schade: er war durchsichtig dumm. Und daß seine große Rede („Die Rüstungsindustrie schlägt das analytische Verfahren, wir, die Aerzte, das synthetische ein") eine blutige Parodie auf das salbungsvolle Pathos dieser Helfershelfer zum Morde war: das merkte keiner von denen. Man muß ihre Götter nicht travestieren. Es genügt, sie darzustellen.

Das Publikum blieb stumm. Ergriffenheit? Du lieber Gott, auch die Kuh bleibt stumm, wenn man ihr die Neunte Symphonie vorspielt. Sie rupft ihr Gras. Und Realforscher schreiben einen gelehrten Essai über die Wirkung der Musik auf die pflanzenfressenden Tiere.

Das Publikum blieb stumm. Und da oben riß Einer sein Herz auf und predigte das Evangelium der Liebe — zum wievielten Mal auf dieser Welt? Und ich dachte: Aber es ist ja nicht neu. Es ist ja immer Dasselbe, von Christus bis Tolstoi immer dasselbe, nur, daß der es wieder einmal als erschütternd neu und lebendig gefühlt hat, daß das Erstarrte sich in ihm zu lösen begann, und daß er die alten Worte durchblutete und zu neuem Leben aufschrie.

Das Publikum blieb stumm. In diese Köpfe geht nichts mehr. Verdummt, eingeschüchtert, verängstigt, durch ein vierjähriges Trommelfeuer von Lügen und Uebertreibungen eines verlogenen Presse-Apparates zu Grunde gerichtet, lassen sie

apathisch alles vorbeigehen, was gepredigt wird, und wachen erst auf, wenn das Straßenbahnabonnement erhöht wird. Und vor einem kleinen Stückchen Holz, vor ein paar schwarzen Vorhängen stand Einer und schrie Das hinaus, was uns alle angeht, was unsre Sache ist, was wir wollen und sind und erstreben und nicht erreichen. Schrie von dem Haß, mit dem allein es nicht getan sei . . . und ich wurde ganz klein auf meinem Stuhl. Ich bekenne: ich habe gehaßt, vier, fünf, sechs Jahre lang, und ich hasse heute noch mit der ganzen Kraft, deren ich fähig bin. Ich weiß, daß es nicht recht ist. Ich weiß, daß ich so nur das Korrelat eines alldeutschen pensionierten Obersten bin. Ich weiß, ich weiß. Und doch hasse ich den Typ des Deutschen, wie er sich in diesen Stabsärzten, in diesen Offizieren, in diesen Verwaltungsbeamten, in diesen Subalterngeistern darstellt, und fühle mich dem letzten slawischen Bauern näher als Diesen da.

„. . . und hätte der Liebe nicht." Auch diese seien arme, verblendete Menschen, sagt Toller. Vergib mir.

Vor wem sprechen diese Gestalten? Vor wem öffnet sich ein Herz weit, weit, vor wem strömen Blutbäche, rinnen Adernbahnen? Vor einem Parkett, das auch nicht auf der untersten Stufe zu dieser Leiter steht. Vor Leuten, die zum allergrößten Teil und bestenfalls dem „Kommis des Tages" nachlaufen, den brandhaarigen, argumentgewandten Podiumssatrapen, die heute so können und morgen so. „Marschiert! Marschiert!" sagt da oben der Mann des Stückes zur Masse. Aber zuvor: Habt den Geist! Ein freundlicher Imperativ. Und eine blanke Unmöglichkeit.

Das Stück gehört nicht in dieses Theater. Es ist ein Wagnis gewesen, es aufzuführen, und ein dankenswertes Wagnis. Ein gekrümmter Knöchel schlug an verschlossene, dicke Bohlentüren. Es ward nicht aufgetan. Toller telegraphierte aus dem Gefängnis, in das man ihn geworfen, weil nach § 9 b des Gesetzes über den Belagerungszustand vom Jahre 1851 die derzeitige Revolution als beendet anzusehen war: sein Stück gehöre den Arbeitern, nicht den Bürgern. Himmel, entsinnt Ihr euch, welche unglaublichen Charakteristiken über Ernst Toller durch die Blätter gingen, als er in München politisch tätig war? Ein lächerlicher Verbrecher. Ein verrückter Schwarmgeist. Ein Hanswurst. Ein Rowdy. Ein eitler Geck, der Napolium äfft. Gott schenke uns viele Solche.

Das Stück gehört den Arbeitern. Wenn die's nicht verstehen, ist es ein Schmarrn. Wenn sie's nicht ganz verstehen, nicht auf den ersten Anhieb verstehen: so mögen sie es zweimal sehen und es lesen und sich erklären lassen. Aber in der Masse gärt und brodelt es, der Zahlabend der Bezirksorganisationen gibt bei keiner Partei — auch bei den Unabhängigen nicht — die geistige Nahrung, die nottäte und die dem jungen ringenden Ar-

beiter Brot schenkte und Segen. Das Stück gehört vor die richtigen Augen, vor die richtigen Köpfe, vor die richtigen Gehirne. Hier ist es bestenfalls eine kleine Sensation.

„Wenn wir das gewußt hätten“, sagte hinter mir eine junge Dame zur andern jungen Dame, „dann wären wir nicht hingegangen! Sonst sieht man doch immer am Titel, was los ist — aber hier . . .!“

Laß mich noch kämpfen, Toller. Kämpfe du mit dem Kreuz, ich kann es noch nicht. Ich will zu dir kommen und dir sagen, wenn ich den langen Weg gegangen bin, der zur Liebe führt.

Je nach dem von Alfred Polgar

Während des Krieges verboten gewesen

„Das Leben ist trostlos. Ungerechtigkeit, Gewalt, Grausamkeit, Wahnsinn überall. Der Reiche schlemmt, der Arme hungert. Und was kann der Einzelne beitragen zur Besserung? Mir quillt der Bissen im Munde, wenn ich an all Die denke, die nichts zu essen haben. Mir brennt der Rock am Leibe, wenn ich an all Die denke, die frieren müssen.“

„Da geht Ihr Empfinden in die Irre. Einer kann nicht allen helfen, aber einer einem. Man muß sich bescheiden, im kleinen Kreis des eignen Lebens Gutes zu wirken.“

„Und die Zusammenhänge mit der Allgemeinheit? Und die höhern Ziele und Zwecke des Lebens?“

„. . . Sind ein Luxus . . . für die Unabhängigen, die Genies, die Starken. Für die Kleinen, Armen, Unfreien muß sich der Sinn ihres Daseins im Engen erfüllen . . . Das Heim ihre Welt . . . Die paar Menschen, die sie lieben, ihre Menschheit.“

„Wirklich?“

„Gewiß . . . Alle Hungrigen können Sie nicht sättigen. Trachten Sie, daß die Ihren zu essen haben. Alle Kinder können Sie nicht zu starken Menschen erziehen. Trachten Sie, daß Ihr Sohn einer werde.“

„Mein Sohn ist vor drei Tagen gefallen . . .“

„Wie? . . . Ach! . . . O! . . .“

„Ja. Und kein Trost!“

„Sagen Sie das nicht . . . Freilich, es ist hart . . . Aber . . . aber man muß die Zusammenhänge spüren . . . mit der Allgemeinheit . . . Ja . . . hier müssen Sie Ihren Trost suchen: in dem Gedanken, daß Ihr Sohn für alle gestorben ist . . . Die Familie ist nicht die Menschheit . . . und die Welt endet nicht an den vier Wänden des eigenen Heims . . Blicken Sie hinaus . . .!“

Bibel-Ersatz

Bei Rolf Lauckner ist es mehr Fortführung als Ersatz. Der Evangelist habe die Geschichte vom verlorenen Sohn nicht zu Ende erzählt, und deswegen schließe sie komödienhaft; in Wahrheit aber habe sie einen tragischen Epilog — und dieser reizt einen Autor, der noch immer nicht einsieht, daß seine Sache die komödienhaften Anfänge, Mittelstücke und Schlüsse sind. Wem geht nahe, was der grundsatzfeste Pastor Demant mit seinem verliederten Jungen vorhat? Kaum dem Verfasser. Er müßte sonst ein Mal, ein einziges Mal die Stimme des Blutes zwischen den Beiden unwillkürlich aufklingen — nicht bloß schandenhalber kurz vor der Katastrophe den harten Mann einem kleinen Mädchen, der Liebsten des Sohnes, sein Vaterherz ausschütten lassen. Daß das geschieht, ist immerhin etwas, ist geschmackvoll gemacht, menschlich sympathisch, schamhaft und unsentimental. Aber eben jene Naturlaute, die aus einem zermarterten Vater wie Michael Kramer hervorbrechen: eben die sind dem respektabel geschickten Lauckner nicht verliehen. Man fühlt weder Sprößling noch Erzeuger irgendwann wirklich leiden. Wenn der Bengel seinem innersten Wesen folgt, dann schlägt er die Pastorshaustür mit einem gesunden Fluch auf den Alten hinter sich zu und wird Komödiant. Leider ist dem Schriftsteller weniger das innerste Wesen seiner Figuren wichtig als der Plan, sich durch Blutrünstigkeit von der Heiligen Schrift zu unterscheiden. Fritz kriegt einen Schießprügel in die Hand, kehrt ihn gegen den Vater, leert ihn jedoch gegen sich, und der Gottesdiener, der Gemeinde und Sohn empört hat, indem er eine zweiundsiebzigjährige Selbstmörderin nicht begraben wollte, erweicht für sich seinen starren Sinn und erhängt und ertränkt sich zugleich. Er ruhe sanft neben seiner uninteressanten Brut in der ‚Mutter Erde‘, an die mich die ‚Predigt in Litauen‘ erinnert; wie überhaupt Rolf Lauckner der Max Halbe für Ostpreußen werden könnte oder schon ist. Gemeinsam ist Beiden der Hang, einer neuen Mode zu folgen über das Hindernis hinweg, das ihr behaglich beharrendes Naturell ihnen in den Weg stellt. Wohlverstanden: was für Halbe die neue Mode war, ist für Lauckner, ein Vierteljahrhundert später, die alte Mode, die hoffentlich trotzdem immer wieder zu Ehren gebracht wird, wo es drauf ankommt, eine Umwelt zu malen. Lauckners Expressionismus ist an sich nicht viel wert, weil durchaus nicht notgedrungen, also ganz und gar eine contradictio in adjecto; aber er dient dazu, seinem Naturalismus die Weitschweifigkeit zu nehmen. Man braucht die Kurische Nehrung sicherlich nicht zu kennen, um diesen dicken Brodem von Geilheit, Verschlagenheit, Räucheraal, Segeltuch, Heuschober, Zwielicht, slawischer Dumpfheit, Rotspon und Schnaps zu beglaubigen. Am Bülow-Platz ballte er sich nicht recht, weil Bühne und Zuschauerraum die geforderte Intimität nicht hergeben. Aber unabhängig von Ort und Zeit und Unzulänglichkeit des Librettos tönte aus Kayßlers verlorenem Vater eine ergreifende biblische Musik.

*

Eine ergreifende biblische Musik: nichts andres ist ‚Jaakobs Traum‘. Ein Drama? Nicht doch. Wenns anfängt, hat Jaakob bereits seine Segnung. Er hat sie nicht erschlichen, nicht erschleichen müssen, weil er von Hause aus der rechte Erbe ist, und weil Großvater Abraham aus Vater Jizchak, über ihn und Esau weg, höchstselbst zu seinem auserwählten Enkelsohn hat sprechen wollen. Die Segnung hilft nur dank dem Segen, nicht allein. Auch ohne Segnung hätte Jaakob sicherlich den Pfeilen Esaus standgehalten; hätte er vermöge eingeborener Güte, Einsicht und Mitleidensfähigkeit des Bruders Mordgier mühelos besänftigt; hätte er soziale Sinnesart genug gehabt, um seinen Sklaven Idnibaal freizulassen; wär' er auf dem weichen Ruhekissen eines unbemakelten Gewissens eingeschlummert zu dem Traum, mit dem die Dichtung endet, aber eigentlich erst beginnt. Bis dahin war sie Hirtenlied, zu bühnenhafter Uebersichtlichkeit gegliedert, durch den Kontrast von wildem Jagdgeschrei und geistiger Beschaulichkeit belebt. Jetzt wird sie Oratorium. Es singt gen Himmel und aus ihm zurück. Gott offenbart sich selbst in seinen Engeln, und sein geringer Knecht Jaakob ringt mit ihm. Für keinen Reichtum dieser Erde will er drauf verzichten, sein Teil am Leid des Schöpfers um die Nöte der Geschöpfe mitzutragen. Derselbe Gott gab ihm, zu sagen, was er leide, und das ist ihm Entschädigung und Wollust. Sie muß nicht klein sein, da Beer-Hofmann Jahre lang, sechs Jahre lang darin geschwelgt hat, alle Qual des Judentums zu formen, und mit dem Vorspiel zur ‚Historie von König David‘ in drei Abenden genau ein Viertel seiner Arbeit fertig hat.

Ich bin recht froh, daß Polgar mir in Nummer 32 die sachliche Kritik der Dichtung abgenommen hat. Ich hätte Mühe gehabt, als Aesthetiker abzuwägen, ob dieses Oratorium von Beer-Händel oder Beer-Bach ist. Ich wüßte Keinem eine Antwort, der hier mehr reifstes Artistentum als elementare Künstlerschaft am Werke sähe. Es sind wahrscheinlich nicht die vorwärtstreibenden Genies der dramatischen Gattung, die ihr erstes Produkt mit fünfunddreißig, ihr zweites mit fünfzig Jahren vollenden und durch keines von beiden den Eindruck erwecken, als ob man nackten Fußes über glühendes Eisen liefe. Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe. Sie haben Zeit, Betrachtungen über Menschen und Tiere, über Freiheit und Knechtschaft, über Gegenwart und Zukunft, über Heimat und Fremde in einer Sprache anzustellen, deren Tempo dem idyllischen Zustand ihrer Seele entspricht. Sie bleiben feierlich gemessen, wenn sie an der Pforte des Himmels um den Zutritt zu diesem kämpfen. Sie laben das Ohr mit schönen, schwellenden hebräischen Namen, in denen die U und A sich anhören, wie Brokat sich anfaßt. Richard Beer-Hofmann nimmt den Weg von Palästina nach Westeuropa, ohne dessen gesättigte Kultur seine Poesie zwar die schweren Wurzeln, aber nicht diese schlanken Wipfel hätte. Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen. Die Schwermut alter Geschlechter eint sich mit der Befriedigung, noch jugendsaftig mittun zu können. Zum mindesten kommt es mir so vor, der ich abermals rate, sich für die Bewertung des Kunstgebildes an Polgar zu halten. Ich bin unzuständig.

Denn ich bin Jude genug, um ‚Jaakobs Traum‘ als ein Nationalgedicht zu empfinden, von dem ich widerstandslos besiegt werde. Daß ein Christ eiskalt davor säße, wäre mir gar keine Ueberraschung. Meine verschleierten Augen rauben mir das Vermögen der Unterscheidung, ob der Christ amusisch ist, oder ob Beer-Hofmanns Werk der Allgemeingültigkeit ermangelt. Mag es doch! Mag doch die Schilderung, die es hinreißend von der Mission des Judentums gibt, weiter nichts als sich selbst bedeuten, mag doch ihre Symbolik zu wenig umfassend sein, um Nichtjuden einen innern Anteil zu ermöglichen: grade heute würde mich inniger nur eine Dichtung beglücken, die zu verstehen und mitzufühlen man Jude sein muß. „Ereignisse“ haben Beer-Hofmann veranlaßt, den Prolog seiner Trilogie, der von dieser nicht getrennt werden sollte, gleichwohl vor ihrer Beendigung zu veröffentlichen. Ereignisse? Ich vermute, welches eine Ereignis ihn bestimmt hat: seine rückwärtsgewandte Prophezeiung, daß die Judenheit ihren Wirtsvölkern immerdar der Sündenbock sein werde, ist wieder einmal in Erfüllung gegangen. Da kommt sein zärtlicher, aber niemals kritiklos überschwänglicher Hymnus als Trost und Mahnung. Fluch und Gnade einer so schmerzenreichen, einer so tragischen Auserwähltheit schallen, schalmeien aus seinen priesterlichen Versen. Kraft, Stolz, Geduld: das sind die Tugenden, die er vor Gottes Thron seinem Volke in der Vergangenheit nachrühmt und für die Zukunft leidenschaftlich empfiehlt. Vermutlich weil jetzt eine Gegenwart ist, wo die Juden diese Tugenden zu bewähren haben, hat ein vorbildlicher Jude wie Richard Beer-Hofmann nicht schweigen wollen. Wir danken es ihm, mit unsrer Gebetsformel, von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüte.

Ihm und Max Reinhardt, für den es hier Muttersprache, Mutterlaut von der Bühne ertönen zu lassen galt. Die zwei Szenerien boten ihm keine Schwierigkeiten: Jizchaks enger Hof vor Sonnenaufgang und die Bergkuppe, die dem träumenden Jaakob zum Himmel wird. Erfreulich, daß für diesen keine pompösen Theaterkünste, keine gewaltigen Maschinen und Prospekte in Bewegung gesetzt wurden. Es sauste und wehte ein bißchen unirdisch um das kleinste Himmelslicht: die Sterne, und im übrigen posaunten die herrlich ehernen Kehlen des Samael Deutsch und des Michael Lange. Moissi, bei so viel vorweggenommener Weisheit des künftigen Stammvaters möglicherweise nicht jugendlich trotzig genug, wurde umso besser, je höher er die Sprossen der Jakobsleiter emporstieg. Unten im Tale tat sich am meisten die Heims hervor. Frau Fein hatte einen guten Moment: wie sie in eine Türöffnung trat, mit der Hand sich über die Stirne fuhr, keine Silbe sprach oder deklamierte und wieder verschwand. Ihr Sohn Hartmann in seiner unbedenklich rohen Dummheit schien die Verkörperung von Jisroels ewiger Verfolgerschaft. Bei einem so hohen Durchschnittsniveau der Aufführung war es doppelt bedauerlich, daß die schönste, klarste, mächtigste Stimme zu schade für den Herrn war, der in das Getöse eingreift, um Jaakob und seinem Geschlecht das beherzigenswerte Wort zuzurufen: „Erbarmen — weigr' ich! Fordere du — dein Recht!“

Canada von Validus

Im Mittelpunkt der Börsenspekulation steht zur Zeit die Aktie der Canadian Pacific Railway, die in dem Augenblick, wo ich schreibe, einen Kurs von 611 erreicht hat. Die Geschichte des Papiers und seines Kurses ist in mehr als einer Beziehung äußerst interessant. Als vor einigen Jahrzehnten eine berliner Bankfirma das damals noch recht unbekannte Papier in die Burgstraße brachte, und zwar zu einem Kurs von etwa 47, da wurden von vorsichtigen Kritikern allerhand Bedenken gegen ein solches Wagnis laut. Man erinnerte daran, wie schlechte Erfahrungen das deutsche Anlagekapital mit amerikanischen Eisenbahnwerten gemacht habe, wie der deutsche Anleger sogar in hypothekarisch gesicherten Obligationen von drüben manchmal schweres Geld verloren habe, und um wieviel gefährlicher daher die Geldanlage in einer überseeischen Aktie sei. Bald stellte sich aber heraus, daß es sich hier doch um ein Papier ganz besonderer Art handle, daß die C. P. R. anders als die andern Unternehmungen zu bewerten sei. Tatsächlich handelte es sich hier, wie sich mit jedem Jahr deutlicher zeigte, und wie jeder aus Canada zurückkehrende Reisende oder Jeder, die die Bilanz der Gesellschaft studierte, allmählich merken mußte, um eines der bestfundierten Werke der ganzen Welt.

Wenn man einmal versuchen wollte, ein Halbdutzend Vorbilder für kluge kapitalistische Geschäftsführung aufzustellen, so käme neben die Standard Oil Co. (den Oeltrust des Herrn Rockefeller) und die A. E. G. ohne Zweifel die C. P. R. Diese ist nämlich die einzige Bahn, die den stolzen Traum aller amerikanischen Bahnleute verwirklicht hat und eine ununterbrochene Durchgangslinie vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean besitzt. Sie ist aber außerdem durch frühzeitige Angliederung industrieller Anlagen und Schiffahrtsbetriebe und vor allem durch gewaltigen Landbesitz, den sie seinerzeit von der amerikanischen Regierung geschenkt erhielt, um das Risiko eines Bahnbaus auf sich zu nehmen, unermeßlich reich geworden. Sie hat immer nur einen verhältnismäßig kleinen Teil ihres Gewinnes ausgeschüttet, nämlich 10 % auf das Aktienkapital von 200 Millionen Dollars, wovon 7 % aus den Bahneinnahmen, 3 % aus den Zinsen ihrer übrigen Anlagen flossen. Immer größere Reserven konnte sie ansammeln, die nur zum Teil in ihrer Bilanz zum Ausdruck kamen. Im Kriege wurde sie dazu noch der größte Munitionsfabrikant des Landes, ohne einen Pfennig ihrer Kriegsgewinne in ihrer Bilanz erscheinen zu lassen. Die Erfolge der Bahn sind umso großartiger, als ihre beiden Konkurrentinnen, die Grand Trunk Bahn und die Canadian Northern Bahn, in recht elender Weise zusammengebrochen sind und vom Staat übernommen werden mußten.

Nun steht Canada erst im Anfang seiner Entwicklung. Es ist etwa zwanzigmal so groß wie Deutschland, besitzt unerschöpfliche Bodenschätze und hat erst elf Millionen Einwohner. Darum würden an und für sich die Zukunftsmöglichkeiten der Bahn gradezu unbeschränkt sein. Indessen hat die Sache doch wohl einen Haken: Wird das canadische Volk es zulassen, daß die glücklichen Besitzer der Aktien Jahr um Jahr ungeheure Summen von dieser Bahngesellschaft und damit doch von der Volkswirtschaft des Landes beziehen? Der Canadier ist stark nationalistisch und wird in diesem Punkt umso weniger Spaß verstehen, als die Besitzer zum großen Teil Ausländer, vor allem Kapitalisten in den Vereinigten Staaten sind. Daß verhältnismäßig nicht wenige Aktionäre

auch in dem armen Deutschland sitzen, wird erst recht den Wunsch nach einer Beschränkung der Dividende aus der C. P. R. in Canada laut werden lassen. Tatsächlich ist schon längst die Behauptung aufgetaucht, es bestünden Abmachungen, wonach nie mehr als 10 % ausgeschüttet werden dürften. Nur so ist zu verstehen, daß an der newyorker Börse der Kurs auf 150 steht.

150 in New York entspräche heute an und für sich einem deutschen Kurs von etwa 1200. In Wahrheit müßte der Kurs noch höher stehen, denn in den deutschen Stücken stecken rückständige Dividenden für beinah fünf Kriegsjahre. 50 % Dividende in Amerika und Dollars würde aber zur Zeit 400 % in Deutschland und Papiermark bedeuten. Warum stehen also die Aktien nicht 1600, sondern „nur“ 560? Abgesehen davon, daß man nicht wissen kann, wie hoch der Kurs in einigen Tagen oder Wochen gestiegen sein wird, drückt sich hier selbstverständlich die Unsicherheit darüber aus, wie nun eigentlich der Besitzer abgefunden werden soll. Die deutschen Canada-Aktien sind nämlich auf deutsche Namen drüben eingetragen. Sie sind mit deutschem Stempel versehen, und man kann sie nicht so ohne weiteres an ausländischen Börsen verkaufen. Nebenbei bemerkt, handelt es sich nach amerikanischen Angaben um insgesamt 20 Millionen Dollars deutschen Besitzes, wovon freilich wohl manches schon unter der Hand über die Grenze gewandert sein mag. Denn sonst würde dieser Besitz nach dem heutigen newyorker Kurs etwa einem Wert von reichlich einer Viertelmilliarde entsprechen, also ein Posten sein, mit dem sich recht viele Lebensmittel einführen ließen.

Die Aufwärtsbewegung der Canadian-Aktien an den deutschen Börsen in den letzten Tagen gründet sich auf ein Gutachten Walter Schückings, wonach die deutsche Regierung bei Liquidation oder Zurückhaltung deutschen Eigentums durch feindliche Regierungen den Schadenersatz mindestens in der Höhe des Reinerlöses der Liquidation oder des Absatzwertes zu leisten hat, und zwar zu dem Valuta-Kurs, den das feindliche Geld zur Zeit der Zahlung am Zahlungsorte habe. An sich ist daran nichts neu: im Friedensvertrag mag Jeder diese Bestimmung nachlesen. Immerhin wird durch das Gewicht des Namens Schücking und durch die Wiederholung dieser Bestimmung bei der Spekulation der Eindruck erweckt, daß man auch dann nichts zu befürchten habe, wenn etwa die canadische Regierung unter irgendwelchem Vorwand die deutschen Aktien beschlagnahmt oder die Dividenden nicht auszahlt.

Die Sache hat freilich zwei Haken. Zunächst fragt sich, ob die deutsche Regierung all die unendlich vielen Verpflichtungen, die man ihr auferlegt, auch wirklich ausführen kann, ohne in Zahlungsschwierigkeiten zu geraten, und zweitens, ob der Friedensvertrag nicht grade in diesem Punkt irgendwie revidiert werden wird. Das wäre sehr wünschenswert, und das Ausland hätte keinen Grund, dem zu widersprechen. Wir betrachten es nämlich als eine ganz unerhörte, einseitige Bevorzugung einer bestimmten und nicht eben der sympathischsten Kapitalistenklasse, wie die Besitzer ausländischer Wertpapiere in Deutschland behandelt werden. Man erinnert sich aus dem Krieg des Versuches, allen Besitzern fremder Werte diese abzukaufen, um für Deutschland Lebensmittel aus dem Ausland hereinzubringen. Wer damals ein Gefühl für die Allgemeinheit hatte und diesem Appell gefolgt ist, der ist heut der Geschädigte. Wer aber nur an sich dachte, wer gewissermaßen auf die Not des Reiches, auf die zunehmende Verschlechterung der Valuta spekulierte, der kann heute, wie das Beispiel von Canadian zeigt, gewaltige Gewinne ein-

stecken. Es ist in diesem Punkt nicht wenig gefehlt worden. Man hätte zu einer viel frühern Zeit den gesamten Handel in ausländischen Werten verbieten und alle diese Papiere zugunsten des Reiches beschlagnahmen müssen, wie das später sehr unvollkommen geschah, als längst Herr Erzberger in einer unvorsichtigen Rede die ganze Welt auf die großen Kursaussichten hingewiesen hatte. Heut gibt es ja festverzinsliche ausländische Werte überhaupt nicht mehr, sondern nur noch exotische Aktien. Da alle die festverzinslichen Papiere für Nahrungsmittelbedürfnisse längst beschlagnahmt sind, hat sich die Spekulation mit umso größerer Wut auf die Aktien geworfen und dort nicht nur bei Canadian, sondern auch bei andern Papieren unglaubliche Triumphe gefeiert. Es sei nur an den Kurs von Steaua Romana erinnert, der über 1000 % gesprungen ist. Wäre es nicht am Platz gewesen, und wäre nicht auch heute noch Zeit dazu, diese unheimlichen Gewinne ganz oder teilweise für das Reich zurückzubehalten, das damit entweder seine furchtbare Steuerlast etwas erleichtern oder, wenn das nicht möglich ist, einen Fonds schaffen könnte, um alle Jene abzufinden, die auf Grund des Friedensvertrages ins Ausland Verpflichtungen unter Zugrundelegung der alten Valuten haben? Bankiers und Effektenbesitzer werden entrüstet über solch einen Vorschlag sein. Warum soll man aber für diese Leute eine Ausnahme machen, wo doch beispielsweise keiner von ihnen was dabei finden wird, daß man etwa den Lederfabrikanten ihre durch die Aufhebung der Zwangswirtschaft und das Valuta-Elend erzielten Konjunkturgewinne abnimmt?

Rundschau

Der Bankrott Europas

Großsprecher nannten sie groß: damit war ihr Bankrott besiegelt. Aus dieser unsrer gesegneten Zeit sammelt Herbert Eulenberg allerhand Szenen und läßt sie unter dem Titel: ‚Der Bankrott Europas' (bei Fritz Gurlitt in Berlin) erscheinen.

Es sind viele und auch gute Stücke. Aber Barbusse und Latzko haben mit weniger Material mehr gegeben. Eulenberg ist vornovemberlich und will zeitlos sein. Dieses ist noch unmöglich, jenes ist sein Vorzug: (Er ist noch nicht in der Impotenz unsrer Zeit untergegangen, die nur Idee und Pathos statt Gestaltung bringt.) Charakteristische Bilder summieren sich in dem Buch. Front, Etappe, Heimat, Gefangenenlager, selbst Tier- und Geisterwelt ziehen vorüber. Betrachtung und Perspektive fehlen nicht, und eben um des Geistes willen wird der Boden der Wirklichkeit verlassen und die Phantasie bemüht, die doch noch lange nicht ausreicht, um die nackte Realität dieses Krieges nachzuschaffen. Typen wie der Feldgeistliche, der sich besinnt, und der Heimatpfaffe, der sich nicht besinnt, der Idealist, der den Dienst verweigert und sich erschießt, und der andre, der als Geisteskranker zu Tode kuriert wird, der kriegsbesessene Zivilist, der versoffene Offizier, der Assessor mit dem Gehirnschuß, der Kompromißler und der Durchhalter — diese Typen haben Realität, obgleich sie von vorn herein als Typen gedacht sind. Mensch und Tier werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgepreßt, Gräber aufgerissen, Geister in den Ruinen aufgestört. Belgische Märtyrerglorie und französischer Revanchegeist glänzen in Greueltaten und Tücken. Der

Deutsche ist da, um zu leiden — unter dem toten System — und Anekdoten zu erleben.

Aber es ist nicht die Zeit für Anekdoten. Das Erlebnis selbst brennt. Der Geist Europas krankt am unbegriffenen Erlebnis. Das ist sein tiefster Bankrott, und den deckt Eulenberg doch nicht auf. Dazu gehört tiefste Leidensfähigkeit und letztes Wissen.

Eduard Saenger

Forster-Larrinaga

Ich bin verliebt in ihn, einfach verliebt. Was läßt sich da machen? Er ist sicher das frechste kleine Luder unter der Sonne, mit seinen spöttisch blitzenden Augen und Zähnen in dem schmalen braunen Gesicht — Robert Forster-Larrinaga, den Schwabing der Einfachheit halber Schulze-Alligator nennt. Er ist Kapellmeister der münchner Kammerspiele, ein Musiker von Rang; er ist der witzigste, einfallsreichste, verwegenste Regisseur, der überraschendste und originellste Schauspieler und, mit seinem melancholisch-unverschämten ‚Floh im Panzerhaus', einer der erfolgreichsten Autoren dieses Theaters. Alles in allem: ein amüsantes Phaenomen, wie es nur in München vorkommt, ein Geschöpf, das, hätte es in Sansibar das Licht der Welt erblickt, unwiderstehlich und magnetisch gezogen in dieser törichten und hochgelobten Stadt gelandet wäre. Er repräsentiert die delikateste Spezies Dilettantismus: Liebhaberei, Witz, Laune — mehr noch: Dämonie. Hinter all der spöttischen Frechheit, der gelassenen Ueberlegenheit, die so unanfechtbar ist, daß sie nur ein Minimum der andeutenden Geste braucht, um sich zu dokumentieren, steht als unveränderlicher Hintergrund eine schwarze Wolkenwand.

So hat er den ‚Floh im Panzerhaus' geschrieben. So hat er den Verrückten im ‚Herrn Commissär' gespielt. Schildkraut gastierte in der Titelrolle, er war ausgezeichnet, blutvoll, breit, saftig und von der gefestigten Beschränktheit des echten Bürgers — aber wie verlosch jeder Anteil an dieser Gewerbsmäßigkeit, als Forster auftrat, ein schmaler Pariser, den Zylinder im Nacken, ein paar wirre Haare an die Stirn geklebt, mit diesen bitterernsten Augen, die in eine andre Welt schauten, so wirklich, daß sich in ihnen fast sichtbar „die Ratte in der Baßgeige" spiegelte; als er müllerte, mit der wütenden Inbrunst des Verrückten — dies alles reinlich auf eine Spitze getrieben, wo das Unheimliche echte Groteske wird.

So hat er frech und phantastisch-preziös mit Hilfe des Malers Passetti (der gleichfalls eines unsrer besten Besitztümer ist) den Amphitryon des Molière inszeniert und eine sehr witzige Musik dazu gemacht. In die gepuderte Menuett-Melodie drohen immer wieder, wenn sie am leichtfertigsten ist, die ersten Takte der Marseillaise von ferne herein, aber kaum daß das erschrockene Ohr sie wahrgenommen hat, ist der bedrohliche Marsch in die Höhe eines sehr lieblichen Spieldosengeklingels gestiegen. „Ach, ich habe mich getäuscht, es donnert ja nicht, und die Sonne scheint wie immer auf die Schäferspiele des heitern Marly."

Und nun will Reinhardt ihn uns wegholen für sein Cabaret, das ist schrecklich, und der Winter ohne Kohlen wird noch trübseliger sein ohne Schulze-Alligator.

Er war die Worcester-Sauce auf dem Beefsteak, das wir nicht haben, er war der Schuß Cognac in der Bowle, die es nicht gibt. Ach, ich bin verliebt in ihn, was läßt sich da machen; und, ich sag es offen: wenn er sich entschlösse, statt Comisär, Desert, interesant

Commissär, Dessert, interessant zu sagen — ich wäre einfach verloren.

Lucy v. Jacobi

Die beiden Bindelbands

Gebrüder Rotter haben den Menschendarsteller Wegener als Schauspieler zu sich engagiert und zahlen ihm für zwei Monate eine Gage, die sonst nur das Kino zu zahlen in der Lage ist. (Allerdings muß er dafür Sudermann spielen.) Ich glaube aber, daß dieser Fall mit Wegener und den beiden Bindelbands . . . Setzer, halten Sie die Maschine an! — es geht nicht mehr — gedruckt ist gedruckt . . . gemeint sind die Rotterschen — daß dieser Fall etwas Symptomatisches an sich hat.

Der Lauf der Dinge ist gewöhnlich der, daß sich eine geistige Stätte — in unserm Fall ist es Reinhardt gewesen — dafür einsetzt, einen Mann aus idealen Motiven zu „machen“. Jahre harter Arbeit gehen dahin. Der Künstler ringt. Sein Direktor (oder Verleger oder Redakteur) setzt den Mann mit allen Mühen langsam durch. Verfolgt von höhnischen Stimmen, von den Spöttereien der Besserwisser, von böswilligen Kritiken Derer, die nur Fertiges anerkennen, aber nichts Werdendes — gegen dieses Alles wird der neue Mann durchgehalten. Endlich ist die Zeit der sieben magern Jahre um. Die fetten folgen. Fett für wen —?

Fett für die Andern. Fett für das Kino. Fett für die Bindelbands. Den, welchen groß werden zu lassen sie niemals imstande gewesen wären, Den, der jahre- und jahrelang bei seinem Entdecker und Förderer geschuftet hat in harter geistiger Arbeit, aber in dem erleichternden Gefühl der künstlerischen Sicherheit — Den nehmen sich die Bindelbänder und zeigen ihn dem erstaunten Publikum vor. Seht —! Da ist er —! Unser Wegener! Unser Moissi! Unser . . . Ihrer wars nicht. Es ist ein erpumpter Ruhm.

Wir erleben täglich die trübe Ernte, die das Kino unter den Gewordenen hält. Wir erleben täglich, wie sich die ganze Rotte der Rotters vergeblich bemüht, auch nur ein Mal einen solchen Mann aus ihren Reihen erstehen zu lassen. Das kann man nicht, wenn man ins Publikum schielt. Das kann man auch nicht, wenn man keine geistige Spannkraft und Bildung hat. Aber es ist so einfach, mit dem dicken Geld den Andern Den wegzunehmen, den Die gemacht haben. Ein feiner Gärtner zieht eine wundervolle Maréchal Niel auf, mit unendlicher Mühe, mit hingebender Sorgfalt — gekauft wird sie von Herrn Generaldirektor Vegesack, der schenkt sie seiner Betthäsin. Die schöne Rose . . .

Aber Gottes Mühlen mahlen so langsam wie ein preußischer Instanzenzug und wesentlich sicherer. Ein Fluch lastet auf diesem Tun. Der also Weggekaufte strahlt, lacht womöglich des alten Herrn (ich spreche jetzt nicht etwa von Wegener), freut sich, wie kinderleicht alles beim neuen läuft und eilt auf Flügeln des Gesanges froh einher. Bis er plötzlich merkt — oder bis die Andern plötzlich merken, wie er schlecht und schlechter wird, wie die künstlerische Sorgfalt schwindet, und wie nach ein paar Jahren ein leergepumptes Wrack dasteht. Dahin, dahin.

Aber das ist der Lauf unsrer Welt. Kunst? Feinheit? Fingerspitzen? Das geht ein paar Jahre, bis die Leute darauf aufmerksam geworden sind, bis auf diese feinen Töne alle Welt lauscht, bis man sie erzogen hat, zu lauschen . . . Und dann?

Und dann: Großaufnahme! Licht! Bewegung!

Peter Panter

Antworten

Ignaz Wrobel. Sie machen mich auf den Aufruf aufmerksam, den Ihre Gesinnungsfreunde und Sie unterzeichnet haben, den Aufruf zur Gründung eines „Friedensbundes der Kriegsteilnehmer". Das letzte Wort lautet: „Kriegsteilnehmer aller Länder — vereinigt euch!" Wenn dem Bund Alle beitreten, die unsre Haltung in der Militärfrage billigen, dann wird er Erfolg haben. Die Mitgliedschaft kostet monatlich Eine Mark und ist anzumelden bei Herrn Albert Klauer, Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 17 a. Kritik alleine genügt nicht, in diesem Deutschland schon gar nicht. Man muß auch was tun. Ich zweifle nicht, daß Sie und der Bund unter meinen Lesern viele finden werden, die mithelfen wollen, den Typ des kurzgestirnten Soldaten auszurotten.

Zensurfreundin. Dabei wollen wirs lassen: Gazetten dürfen nicht geniert werden. Das gilt für alle. Und für die Vossische Zeitung im besondern gilt, daß man dem Ochsen, der da leeres Stroh drischet, das Maul nicht verbinden soll.

Republikanischer Führerbund. Ich wünsche dir Heil und Segen auf deinen Weg. Vergiß nicht, daß das Heer in der guten alten Zeit kein Volksheer gewesen ist (oder wenn du's vergessen hast, erfahrs von dem Stabsoffizier, der sich bemüht, es in diesen Blättern zu schildern); sondern es fiel in zwei Kasten auseinander: in eine geduckte, lehmgraue, willenlose Masse und in die Herrscher-Kaste — die aber ihren Pflichten nicht nachkam. Erzieh du das Ehrgefühl im „Mann", denn er, nicht der Offizier, soll der Halt und der Kern der Wehr sein. Zerstöre du den Stolz auf Abzeichen und die gradezu neurasthenische Eitelkeit bei Beförderungen. Und bedenke, daß auf dem Boden der gegebenen Tatsachen eine Menge Leute stehen, die sich besser im Keller verborgen hielten. Es ist nicht alles, beileibe nicht alles Demokrat, was glänzt, Pension lehrt beten, und Umlernestunde hat Gold im Munde.

Zeitungsausschneider. „Felix Philippi, der langjährige vertraute Freund aller Berliner . . ." Meiner nicht.

Bücherleser. Sie schicken mir eine Nummer des ‚Bücherwurms', von dem Sie erzählen, daß er eine große Verbreitung hat. Ich blättre ihn durch, stimme seinen literarischen Urteilen entweder zu oder lehne sie ab und entdecke plötzlich, daß er sich auch mit Politik befaßt. Wie ers tut, ist freilich unfaßbar. Ein Reich ist an der Verlogenheit seiner Leiter zugrunde gegangen, und das erste Wort einer deutschen Bücherliste, die nicht mehr der Meinung ist, daß im Anfang das Wort war, lautet: Lettow-Vorbeck. Daß der in Afrika seine Sache gut gemacht hat — diese winzige Episode in den ungeheuerlichen Ereignissen eines weltgeschichtlichen Lustrums bestimmt das Blatt, die zerfetzte Fahne einer mörderischen, einer satanischen Vergangenheit voll und ganz und unentwegt hochzuhalten. Eine zweite Glosse: ‚Schuld' wälzt, getreu den Weisungen des Kriegspresseamtes, alle Schuld auf die Andern, und tapfer polemisiert eine Chiffre W. W. — welches Weichgehirn! —: „Ich selbst habe nur drei Jahre in England gelebt, aber das genügt mir, um zu wissen, welches Kamel unser früherer Vertreter in London Lychnowski ist." Ein Bursche, der nicht imstande ist, den Namen des angegriffenen Politikers richtig zu buchstabieren, ignoriert Krieg und keinen Frieden und trampst gemächlich seinen Trott weiter. Erstaunlich immer wieder die Fähigkeit, die Ideale wahrer deutscher Denker und

Dichter so lange zurechtzubiegen, bis sie in den Hohlschädel eines Skatbruders passen. Aber das ist die ganze Bürgerschicht dieses Landes, nicht etwa allein der ‚Bücherwurm'. Vornan eine Politik, wie sie dämlicher nicht der Nachtportier des Auswärtigen Amtes aushecken würde, dahinter verwaschene, verschwommene, wolkige Philosopheme, bei denen sich Jeder alles denken kann — was für die Deutschen bekanntlich erst die echte Philosophie ist und Walter Rathenaus Erfolge begründet hat —, und den Schluß bilden munter, als sei garnichts geschehen, Dostojewski und Tolstoi und Storm und Keller und Morgenstern; und die Köpfe möchte ich sehen, die von diesen Mentoren Germaniens nicht unter einen Hut zu bringen sind. Ich muß schon sagen, daß mir da der ergraute Kadett Erich Ludendorff doch bedeutend lieber ist: der liest überhaupt nicht und pfeift auf die Karamasows, Karenins, Pole Poppenspäler, Regula Amrain und Korff und Palmström. Jene dagegen fangen die Muse ein, pressen sie in das Korsett einer Konsistorialrätin, fingern an ihrer Frisur herum, und wenn das Möddchen so auf die Straße geht, ist es für uns zwar nicht wiederzuerkennen, aber ein Kapitänleutnant mag sich ungeniert mit ihm zeigen. Und das ist wohl die gefährlichste Lüge der deutschen Kultur.

Straßenmädchen. Gegen Ihren Beruf ist nicht viel zu sagen. Sie spazieren auf und ab, leisten, wofür man Sie bezahlt, und betrachten es notgedrungen als ein wenig belustigendes Gewerbe, das stärkere Geschlecht ein bißchen zu schwächen. Sie geben auch keineswegs vor, eine verkappte Gräfin zu sein. Nicht so Verlagsdirektor Herr Georg Bernhard. Der stellt nach vier Jahren wüstester Kriegshetzerei, nach vier Jahren „Ran an den Feind!" und „U-Boote heraus!", nach vier Jahren hemmungsloser Unterstützung des Tirpitz-Vereins ein Heftgen zusammen: ‚Die Kriegspolitik der Vossischen Zeitung.' „Die Richtigkeit der kriegspolitischen Ideen, die die Vossische Zeitung in stetem harten Kampf durchzusetzen versuchte, hat sich mit dem Fortschreiten der Ereignisse immer deutlicher gezeigt." Der harte Kampf, der mit der Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes an einen Strammsteher aus der Zeitungsbranche seinen siegreichen Abschluß fand — aber die Angelegenheit ist doch wohl zu traurig, um heiter behandelt zu werden. Was um Himmels willen ist das für ein Land! Nicht etwa ist empörend, daß Einer im Kriege die verderblichste Politik geleitartikelt hat, weil sich so am bequemsten leben, die nützlichste Förderung von den Machthabern einstreichen und mit der Schwer-Industrie das beste Inseratengeschäft machen ließ: empörend ist, daß so Einer hinterher wagen darf, seine Prophezeiungen systematisch zu fälschen, bis er sie mit den Ereignissen, die ganz anders verlaufen sind, zu lückenloser Deckung gebracht hat. Was um Himmels willen ist das für ein Land! So Einer findet weiter Gehör und ein Publikum, und Keiner blättert zurück, und Niemand erinnert sich, und was heißt denn hier überhaupt Charakter, und ob ich will oder nicht — ich sehe, sobald ich an den großmäuligsten und eisenstirnigsten Repräsentanten der Sorte denke, das Oel vor mir, das auf unsrer Spree stromabwärts fließt: es riecht nicht gut, schillert bunt und schwimmt immer oben.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Die Attacke der Reaktion von Heinrich Ströbel

Es soll naive Gemüter gegeben haben, die sich von den Verhandlungen des Untersuchungsausschusses eine Bloßstellung des vorrevolutionären Systems und eine Schwächung der Reaktion versprochen hatten. Und die nun konsterniert sind, daß die Vertreter des alten Systems täglich selbstbewußter auftraten, bis sie schließlich mit der edlen Dreistigkeit eines Helfferich unter dem Jubel der reaktionären Presse zur Offensive übergingen. Und daß die Vorladung der Hindenburg und Ludendorff sich zu einem unerhörten Affront der republikanischen Regierung und zu einem Triumphzug dieser vornehmsten Repräsentanten jenes Militarismus auswuchs, dessen Anmaßungen und dessen vierjähriger Diktatur Deutschland das grenzenlose Elend von heute zu danken hat. Aber das sei, so meinen jene naiven Gemüter, zum guten Teil wohl auf die unzulänglichen Presseberichte zurückzuführen, die zu wenig Sinn für das politisch Wesentliche verraten hätten. Als ob mit einer solchen Berichterstattung nicht von vorn herein zu rechnen gewesen wäre! Und als ob man nicht gewußt hätte, daß die ganze bürgerliche Presse bis auf diesen Tag noch nationalistisch verseucht ist und jeden ernsten Versuch einer Entschleierung deutscher Schuld als eine Besudelung deutscher Ehre empfindet. Wie konnte man da etwas andres erwarten, als daß fast die ganze bürgerliche Oeffentlichkeit nur die Szene nachfilmte, die im Sitzungssaal ein überwiegend alldeutsches Auditorium agierte: daß sie jeder nationalistischen Phrase, jeder Invektive gegen Wilson und die Entente, jedem antisemitischen Stichwort begeisterten Beifall spendete. Nur dies nationalistisch-judenhetzerische Theater genießt und beklatscht man; um den magern sachlichen Ertrag der in endloser Rederei unabsehbar sich hinschleppenden Verhandlungen kümmert sich kein Mensch. Schon bei der Lektüre der lückenhaften Zeitungsberichte geht den Leuten ein Mühlrad im Kopf herum. Wer wird da vollends die ausführlichen amtlichen Protokolle lesen, die im Buchhandel um fünfunddreißig Pfennige für jeden Sitzungsbericht zu haben sind. Sie werden in den Archiven und den Bücherschränken literarischer Kuriositätensammler verstauben, ohne an der verhängnisvollen Seelenverfassung unsrer Bourgeoisie und ihres Spießeranhangs die leiseste Veränderung hervorgebracht zu haben.

Aber nicht nur diese Disposition des bürgerlichen Publikums brachte den Untersuchungsausschuß um jede Wirkung, sondern auch das Wesen dieses eigenartigen Gerichtshofs. Man hat einem völkerrechtlichen Tribunal der Entente jede Eignung zu einwandfreier Prozeßführung und Urteilsfindung abgesprochen, weil es den Angeklagten mit feindseliger Befangenheit gegenüberstehe. Liegt nicht aber mindestens die gleiche Befangen-

heit bei einem Untersuchungsausschuß vor, von dem die Angeklagten selbst behaupten, daß er überwiegend aus Mitschuldigen bestehe? Schon das ist bezeichnend, daß von Angeklagten garnicht die Rede sein kann, da die Schuldigen ja als Zeugen und, oft genug, als die eigentlichen Verhandlungsleiter fungieren, daß sie sich sogar in der Robe des Staatsanwalts spreizen und Mitgliedern des Gerichtshofs, amtierenden Ministern und den Staatsmännern des Auslands die schneidigsten Anklagen ins Gesicht schmettern dürfen. Und alles das läßt dieser sonderbare Untersuchungsausschuß, der nur für die gröblichste Verletzung der Verhandlungsformalitäten Rügen findet, in stoischer Schicksalsergebenheit über sich ergehn. Wie sollte er auch nicht! Die Mehrheit seiner Mitglieder sympathisiert in der Tat mit den Bethmann, Helfferich und Ludendorff. Denn diese Urheber des rücksichtslosen U-Boot-Kriegs treffen ins Schwarze mit ihrer Erklärung, daß die meisten ihrer „Richter" sie zu Halbgöttern erhoben haben würden, wenn der U-Boot-Krieg statt der Niederlage den deutschen Sieg und den schonungslosen Siegfrieden gebracht hätte!

*

Sollte von der Untersuchung irgendeine moralische Wirkung auf Inland und Ausland ausgehn, so mußte man die moralischen, die völkerrechtlichen Momente in den Vordergrund schieben. Unbeschadet der Spezialuntersuchungen andrer Ausschüsse wäre das Hauptgewicht auf die Völkerrechtswidrigkeit und die schauerliche Barbarei des rücksichtslosen U-Boot-Kriegs zu legen gewesen. Hierüber wären die Bethmann, Helfferich, Capelle, Hindenburg zu inquirieren gewesen, und vornehmlich auch darüber, wie sie die riesenhafte Verantwortung auf sich nehmen durften, durch eine unerhörte Presse- und Gewissensknebelung und eine systematische Geistes- und Seelenverwirrung das deutsche Volk zum Mitschuldigen der U-Boot-Schmach zu machen. Durch eine solche Zuspitzung der Fragestellung hätte man Bethmanns Entschuldigungsversuch, das deutsche Volk selbst habe durch seinen Stimmungsdruck den schrankenlosen Tauchbootkrieg erzwungen, sofort durchkreuzt. Zu dieser Art der Prozeßführung gehörte freilich, daß wenigstens der Gerichtshof selbst ein Gefühl für die moralische Ungeheuerlichkeit einer solchen Kriegführung hatte. Was aber erlebten wir im Untersuchungsausschuß? Daß man der Obersten Heeres- und Marineleitung grade deshalb die bittersten Vorwürfe machte, weil sie selbst während des Krieges nicht U-Boote genug gebaut habe, um den uneingeschränkten Tauchbootkrieg mit seiner ganzen grausigen Konsequenz führen zu können. Und nicht etwa Alldeutsche waren es, die gegen Tirpitz und Genossen die entrüstete Anklage schleuderten, nur elende Stümper in der Vorbereitung der barbarischsten Kriegsmethode gewesen zu sein, sondern stramme Demokraten, zuverlässigste Säulen des heutigen Regierungssystems. Nicht daraus drehten

selbst die Extremsten der bürgerlichen Opposition der alten Regierung und ihren militärischen Einbläsern einen Strick, daß sie gegen jedes Völkerrecht und jede Menschlichkeit alle Schiffe ungewarnt versenkten; sondern daraus, daß sie nicht, der Mahnung fortschrittlicher Berater folgend, so viele Tauchboote gebaut hatten, um noch mehr Schiffe und Besatzungen auf den Meeresgrund befördern zu können.

Und von diesem jämmerlichen Krakehl darüber, ob die Zahl der U-Boote ausgereicht habe, um wirklich auf einen rechtzeitigen Erfolg gegen England rechnen zu können, erwartet man Läuterung der alldeutsch vergifteten Gemüter, erhofft man die Gewinnung ausländischer Sympathien? Und bei solcher Verhandlungsführung rechneten die Rechtssozialisten auf eine Einschüchterung und Diskreditierung der Bannerträger des alten Regimes? Die immer aggressivere Verteidigung des Bethmann und Helfferich sollte ihnen endlich die Augen geöffnet haben über die Verfehltheit einer systemlosen parlamentarischen Campagne. Und über ein Andres noch: über die Sünden ihrer eignen Kriegsvergangenheit!

Herr David hat im Untersuchungsausschuß sehr entschiedene Töne gegen die Bethmann und Helfferich angeschlagen. Er hat mit lobenswertem Eifer nachgewiesen, daß die Taktik der Beiden, erst Wilson zur Friedensvermittlung anzureizen und dann die Inszenierung und Auswirkung seiner Friedensaktion durch die plumpsten und unheilvollsten Gegenaktionen zu durchkreuzen, in Amerika und anderswo unbedingt den Eindruck eines tückischen Ueberlistungsversuchs habe machen und notwendig alle Friedensverhandlungen zum Scheitern habe bringen müssen. Diese Argumentation des sozialistischen Ministers war von durchschlagender Beweiskraft. Aber wenn dann David die Behauptung wagte, daß die Reichstagsmehrheit sich durch Bekanntgabe von Bernstorffs Depesche, wonach der U-Boot-Krieg die sichere Kriegserklärung Amerikas bedeute, von ihrer Begeisterung für diese Kriegführung hätte kurieren lassen, so durften sich Bethmann und Helfferich wirklich Blicke verständnisinnigster Heiterkeit zuwerfen. Denn diese Mehrheit hatte sich durch ihren nationalistischen Größenwahn und die militärischen Ammenmärchen so hoffnungslos verblöden lassen, daß sie vorher genau so auch auf Amerikas Kriegserklärung gepfiffen hätte, wie sie später noch länger als ein Jahr hindurch darauf gepfiffen hat. Man gedenke nur des bejubelten Wahnsinnsworts des Ministers Hergt aus den Februartagen des Jahres 1918: Die Amerikaner können nicht fliegen, sie können nicht schwimmen, sie werden nicht kommen! Nein, darin hat Bethmann zweifellos recht, daß die deutsche Volksvertretung die volle Mitschuld am U-Boot-Krieg und damit am Kriege mit Amerika trägt, weil sie aus maßlosem Machtdünkel und grenzenloser Denkträgheit die Folgen des U-Boot-Krieges

nicht sehen wollte. Aber auch auf die Partei des Herrn David fällt schwerste Mitverantwortung für den Konflikt mit Amerika. Denn sie mußte ihn, war sie nicht gleichfalls mit nationalistischer Verblendung und militärischem Größenwahn geschlagen, längst kommen sehen. Selbst wenn sie von alle dem, was damals hinter den Kulissen vorging und auch Fernstehenden eifrig zugetragen wurde, kein Sterbenswörtchen erfahren hätte: schon Zeitpunkt und „Aufmachung" des deutschen Friedensangebots hätten sie stutzig machen und über die wahren Absichten der nunmehr einig gewordenen zivilen und militärischen Machthaber aufklären müssen. Trotzdem ließ man das Verhängnis laufen, ohne ihm energisch in die Speichen zu fallen. Man hatte ja auch den verschärften U-Boot-Krieg niemals prinzipiell verworfen, seine Führung stets nur von seiner Wirksamkeit abhängig gemacht. Wie will man da jetzt die Bethmann und Helfferich in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammen, weil ihre Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen! Weil sie allzu leichtfertig kalkuliert hatten! Warum hatte man ihre Berechnungen nicht selbst nachgeprüft, sondern sich blindlings in die Katastrophe hineinzerren lassen!

Vor diesem Untersuchungsausschuß brauchten die Schuldigen des Weltkriegs und des U-Boot-Verbrechens nicht zu zittern. Vor seiner Schranke konnten sie leicht aus der Verteidigung zu hohnvoller Anklage, zu zügelloser Provokation übergehen. Es kam nur, wie es kommen mußte.

*

Ihr Gutes hatte die Farce vor dem Untersuchungsausschuß dennoch. Durch ihre Neuentfachung der nationalistischen Leidenschaften, durch den offenen Hohn, mit dem die Schildträger der Reaktion der republikanischen Regierung und vollends ihren rechtssozialistischen Würdenträgern begegneten, durch die militärischen Zusammenrottungen, Kundgebungen und antirevolutionären Umsturzdrohungen wurde endlich auch der rechte Flügel der Sozialdemokratie aus seiner politischen Schlaftrunkenheit emporgerüttelt. Die Regierungssozialisten begriffen den Grund solch ausgesuchter Nichtachtung: man respektierte sie nicht mehr, weil man ihnen keine Macht mehr zutraute. Der Militarismus fühlte sich derart erstarkt, daß er nun auch in Berlin selbst zur offenen Auflehnung überging, der Befehle des Reichswehrministers spottete und aus der vermeintlichen Schutztruppe der republikanischen Regierung in deren Herrn und Gebieter zu verwandeln sich anschickte. Noch ein kleiner Schritt weiter, und wir waren mitten im gegenrevolutionären Staatsstreich, der dann auch die Regierungssozialisten unsanft aus allen Ministersesseln, Oberpräsidenten- und Landratsposten herausgeworfen hätte. Dazu kam, daß die Regierungsmaschine ohnehin aufs tote Gleis geraten war, da sich in allen sozialen Kernfragen trotz der Koalitionsregierung ein allbürgerlicher Widerstandsblock gegen die

sozialistische Parlamentsminderheit gebildet hatte. So war Scheidemann sicherlich nur das Sprachrohr einer starken Parteimehrheit, als er den Warnungsruf ausstieß: „Der Feind steht rechts!“ und die Linkssozialisten zum gemeinsamen Kampf gegen die Reaktion aufrief. In den Demonstrationsversammlungen der Rechtssozialisten fand diese Losung ein starkes Echo. Und zuvor schon hatten Scheidemanns Parteifreunde im preußischen Abgeordnetenhaus sein Thema auf beachtenswerte Weise variiert und namentlich betont, daß die Einigung des deutschen Sozialismus an einer Personenfrage nicht scheitern werde.

Dies Bündniswerben der Rechtssozialisten entspringt ganz offenbar dem eigensten Interesse der Scheidemann-Partei. Aber grade diese Tatsache sollte den Linkssozialisten das Angebot der Waffenbrüderschaft umso beachtenswerter erscheinen lassen. Denn das Interesse bildet auch in der Politik den festesten Kitt. Und wenn die Linkssozialisten die Lage klaren Auges überprüfen, werden sie erkennen, daß sie gleichfalls durch stärkste Interessengemeinschaft zum Anschluß an die Rechtssozialisten gedrängt werden. Verharren beide Richtungen in ihrer Trennung und Feindschaft, so verhelfen sie der schon so übermütig sich gebärdenden Reaktion zum sichern und leichten Triumph. Einigen sie sich rechtzeitig, so können sie auch jetzt noch trotz höchster Gefahr dem gemeinsamen Feind erfolgreich die Spitze bieten.

So schwer Einem, dessen Sympathien der sozialistischen Linken gehören, das Geständnis fällt: es darf doch nicht unterdrückt werden, daß bei den Annäherungsversuchen die Rechtssozialisten sich bis jetzt verständiger benommen haben. Während sich die ‚Freiheit‘ spröde zurückhält, spielt der ‚Vorwärts‘ diesmal mit offenen Karten. Er zeigt, wie er sich eine sozialistische Koalitionspolitik denkt: Beteiligung der sozialistischen Linken an der Regierung zu dem ernstlichen Versuch, demokratisch-sozialistische Aufbaupolitik zu treiben. Scheitert der Versuch an dem Widerstand der Bürgerlichen, so soll bei den Neuwahlen die gemeinsame Kraft der Arbeiterklasse eine sichere Volksmehrheit für den Sozialismus zu gewinnen suchen. Wisse die ‚Freiheit‘ einen andern Weg, so möge sie ihn weisen. Die ‚Freiheit‘ wird wohl die beiden Bedingungen wiederholen, die der Fraktionsredner der Unabhängigen im Landtag gestellt hat: den Verzicht auf die Koalition mit bürgerlichen Parteien und die Absage an die Noske-Politik. Das sind Forderungen, die den Rechtssozialisten keineswegs undiskutabel erscheinen werden. Sollen aber die Verhandlungen gefördert werden, so hätten sich zunächst einmal die Vertreter der verschiedenen Parteien zusammen an einen Tisch zu setzen und alle Fragen einer sozialistischen Gemeinschaftspolitik gründlich durchzusprechen. Denn es handelt sich um Probleme, die mit gleicher Rückhaltlosigkeit in der Presse oder in Versammlungen zur Zeit garnicht erörtert werden können. Darum: wer

solchen Verhandlungen ausweicht oder sie von der Erfüllung besonderer Vorbedingungen abhängig macht, sabotiert in sträflichster Weise die proletarische Friedensanbahnung, die über das Schicksal der deutschen Demokratie und des deutschen Sozialismus entscheidet.

Nichts aber wäre bedauerlicher als linkssozialistische Kleinmütigkeit oder Furcht vor der Last einer freilich ungeheuern Verantwortung. Der sozialistische Einfluß und Anhang hat unter dem Bruderkrieg schwer gelitten. Aber das deutsche Proletariat wäre in dem Augenblick unwiderstehlich, wo es sich zu ehrlicher Gemeinschaftsarbeit zusammenfände! Alles verlorene Terrain würde es spielend zurückerobern und sein Panier sieghaft in den finstersten Provinzen aufpflanzen! Begeisterung und Tatkraft vermöchten trotz allen Widerständen auch das Wunder der Einigung zu vollbringen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

IV.

Die Waffengattungen

Die Infanterie, die große Masse des Heeres, war dessen bester Teil. Das Offiziercorps führte ein arbeitsreiches Leben, der Dienst war anstrengend und schwer, und die Unsicherheit der Lebensstellung ließ die meist armen Offiziere nicht zur Ruhe kommen. Das Damoklesschwert des Abschieds schwebte vom Oberleutnant an dauernd über ihnen. Bei dem schlechten Avancement wurde der Durchschnitt erst mit fünfunddreißig Jahren oder noch später Hauptmann, und all das bewirkte einen Verbrauch der Nerven, den oft die Truppe ausbaden mußte. Der Kompagniechef insbesondere war der geplagteste Mann der Armee. Das System, daß er persönlich für jeden Mann seiner Kompagnie verantwortlich gemacht wurde, zehrte an seiner Kraft, und jede Besichtigung konnte das Ende seiner Karriere bedeuten. Wer das zehn oder auch elf, manchmal sogar zwölf Jahre mitgemacht hatte, war verbraucht, wenn er schließlich Major wurde. Daß später im Kriege eine so große Anzahl älterer Offiziere mit den Nerven zusammenbrachen, erklärt sich aus diesem zermürbenden Friedensdienst. Oft genügte ein Mißverständnis, irgendein unglücklicher Zufall, um so einen armen Hauptmann zu ruinieren, ja, es sind Fälle vorgekommen, wo er garnicht gemeint war und „geschlachtet“ wurde, weil ihn der Vorgesetzte für einen Andern gehalten hatte. Die vom Kaiser eingeführten Schießauszeichnungen entfesselten einen höchst unfairen Konkurrenzkampf mit allen, oft auch unlautern Mitteln, und mancher Kompagniechef ist dank diesen völlig überflüssigen Kinkerlitzchen draufgegangen.

Der Ton unter den Infanterie-Offizieren näherte sich am meisten dem, was man unter „Kommissigkeit“ versteht; das heißt: man übertrug die dienstlichen Chargenunterschiede auf den ge-

sellschaftlichen Verkehr. Es gab Regimenter, wo die Leutnants die Oberleutnants auch im Kasino „Herr Oberleutnant" nannten. Diese Kommissigkeit artete nicht selten aus in ein unangenehm zur Schau getragenes militärisches Protzentum andern Berufen gegenüber. Im Wesen der Infanterie mit ihren hyperexakten Gewehrgriffen und Parademärschen liegt eine gewisse Uebertreibung des formalen Elements. Der Horizont des Leutnants, der vielleicht im Kadettencorps erzogen war und dann in einem kleinen Grenznest begann, war naturgemäß eng, und wer nicht den Drang hatte, sich weiterzubilden, verkam leicht in beruflicher Beschränktheit. Hier hat das Militärkabinett gradezu unverantwortlich gesündigt. Diese Grenztruppenteile waren in jeder Beziehung die Stiefkinder der Armee, und daß die Oeffentlichkeit sich ihrer nie annahm, beweist, wie wenig im Volke das innere Gefüge der Armee bekannt war. Die eigentliche Schuld an der großen Skandalaffäre im Train-Bataillon 16 von Forbach, zum Beispiel, trugen nicht die armen Sünder auf der Anklagebank, sondern das Militär-Kabinett in Berlin. Dieser Fall Büse war die Rache des Trains an der Armee für die fortwährende schlechte Behandlung von oben her. Wenn trotz alledem später im Weltkrieg die aus den öden Grenznestern stammenden Regimenter ebenso ihre Schuldigkeit getan haben wie die Garde, so spricht das für die rührende Pflichttreue und die anständige Gesinnung dieser braven Truppen.

Bei den Jägern ging es im allgemeinen etwas gemütlicher her als bei der Infanterie. Die vielen Freiwilligen, die kleinen Offiziercorps, die hübschen Garnisonen machten aus dieser Truppe eine Art Elite.

*

Ganz anders als die Infanterie war die Kavallerie. Das Leben floß den Offizieren aus wohlhabender Familie angenehm und genußreich dahin. Die blinkenden Uniformen und der dekorative Zuschnitt der ganzen Waffe machten sie zum Liebling der meisten Fürsten. Der Kaiser vor allen war wunschlos glücklich, wenn er im goldglänzenden Küraß der Gardes du Corps, den Adlerhelm auf dem Kopf oder in der schreiend bunten Parade-Uniform der Garde-Husaren einherprunken konnte. Auf jene Uniform war er so stolz, daß er sie keinem seiner Söhne zu tragen erlaubte. Als der Kronprinz Escadronchef bei den Gardes du Corps war, mußte er die Regimentsuniform der Pasewalker Kürassiere tragen. Wie liegt das alles weit zurück . . . .

Wenn auch innerhalb der Kavallerie eine deutlich ausgeprägte Trennung zwischen adligen und bürgerlichen Regimentern bestand, so nahm doch der allgemeine Wohlstand der Offiziere dieser Tatsache die Schärfe. Der Unterschied zwischen Reich und Arm ist sehr viel größer als der zwischen Adel und Bürgertum; dem Garde-Ulanen-Offizier von Potsdam stand der reich-

bürgerliche Kavallerist von Saarburg näher als der arme adlige Infanterist von Magdeburg. Der bürgerliche Kavallerie-Offizier bemühte sich oft, den Glanz des Namens durch großen Geldaufwand zu ersetzen, und war als die anspruchsvollste Einquartierung gefürchtet. In den Grenz-Kavallerie-Regimentern, besonders im Westen, herrschte ein ziemlich wüster Ton, was zu manchen Skandalaffairen führte. Bei der Bevölkerung jedoch war die Kavallerie beliebt, denn sie ließ viel Geld im Lande und war nicht kleinlich. Es hätte nie ein Zabern gegeben, wenn die Garnison des Orts aus ein paar Schwadronen bestanden hätte.

Bei der Kavallerie ging es meist auch im Dienst gemütlich und nett her. Nach dem Dienst fielen alle Rangunterschiede weg, Vorgesetzte und Untergebene duzten sich gern, und Keiner tat dem Andern was zuleide. Man fand daher nirgends so viele unverbrauchte frische ältere Offiziere wie bei der Kavallerie, und im Weltkrieg war manches Bataillon froh, das einen Kavalleristen zum Führer bekam: der war gewöhnlich großzügig, ließ fünf grade sein und hatte den Grundsatz: „Leben und Leben lassen." Dem Durchschnitts-Kavallerieleutnant ging es im Frieden auch wirklich sehr gut. Der Dienst war für einen passionierten Reiter eine Freude, alle Genüsse des Lebens winkten ihm, und wo er sich zeigte, war er willkommen und Tafelaufsatz jeder Gesellschaft. Das geistige Streben war bei der Kavallerie, im Vergleich zur Infanterie, minimal. Es fehlte eben der Druck der ärmlichen und unfrohen Kommissigkeit der kleinen Infanterie-Garnisonen, niemand wollte gern vom Regiment weg, und nach Berlin reiste man so wie so oft genug von der Garnison oder von der Reitschule in Hannover aus — also wozu sich erst zur Kriegsakademie vorbereiten? Die wenigen Kavalleristen auf der Akademie oder im Generalstab waren auf diese Weise Leute, die tatsächlich aus Lust an geistiger Beschäftigung arbeiteten, und man fand unter ihnen ganz hervorragende Männer, wie Schlieffen, Bernhardi, Graf York v. Wartenburg und Andre.

Die vielen Prinzen aus regierenden Häusern und Reichsunmittelbaren gaben der ganzen Waffe ein hocharistokratisches Gepräge, verhinderten aber die kriegsmäßige Ausbildung der Truppe. Der Gedanke, daß der Kavallerist immer mehr berittener Schütze werden müsse, war den vornehmen Herren unsympathisch, und Bernhardi machte sich höchst unbeliebt, als er an der Friedensausbildung der Kavallerie eine berechtigt scharfe Kritik übte. Aber heranzukommen war nicht an diese Waffe, die mit allen Höfen durch unzählige Fäden verbunden und dadurch stärker war als jeder General. Wer, zum Beispiel, Kommandierender General des westfälischen Armeecorps wurde, mußte sich unbedingt mit den 4. Kürassieren in Münster stellen. Tat er das nicht, versuchte er womöglich gar, wie der wilde Bernhardi, diesem hocharistokratischen, streng-katholisch-westfälischen

Offizierclub etwas „aufzuschwänzen", so dauerte es nicht lange, und er hatte Zeit, in Zivil über die „Imponderabilien" und „rochers de bronce" nachzudenken.

*

Die Feldartillerie war das Stiefkind der Armee, und zwar traditionell. Schon der alte Kaiser hatte es dieser Waffe nie verziehen, daß 1848 mehrere ihrer Offiziere zu den Revolutionären übergegangen waren, und auch Wilhelm der Zweite mochte die Waffe nicht. Schon die Uniform war ihm zu schlicht; er trug sie eigentlich nur einmal im Jahr, wenn er zum 1. Garde-Feldartillerie-Regiment ging. Der Waffe haftete in den Augen der Garde-Infanteristen, die für die ganze Armee maßgebend waren, etwas Bürgerlich-Demokratisches an. Man beschäftigte sich nicht mit den Kanonen. Die Unvertrautheit mit dem Wesen der Artillerie war gradezu erstaunlich, und über die Generale, die aus der Infanterie oder Kavallerie hervorgegangen waren, wurden keine schlechten Witze gemacht. Die Bewaffnung war unmodern im Vergleich zur französischen Artillerie, die Ausbildung war mäßig, die Besichtigungen waren auf die Unkenntnis der Divisionskommandeure zugeschnitten, und für das Geschütz herrschte selbst in der Waffe kein großes Interesse.

Die schwere Artillerie war moderner, weil kluge Männer wie Schlieffen sich für sie interessierten. Die bespannte schwere Artillerie ist Schlieffens ureigne Schöpfung.

Während in Bayern und früher, ehe der preußische Einfluß überwog, auch in Hessen die Artillerie eine bevorzugte Stellung einnahm, konnte diese Waffe in Preußen gesellschaftlich nicht recht hochkommen, trotzdem sie krampfhaft bemüht war, sich durch Schaffung ganz- oder halbadliger Regimenter den herrschenden Anschauungen anzupassen. Sie vermochte gegen die Tradition nicht aufzukommen. Es schadete einem Divisionskommandeur nicht, wenn er öffentlich erklärte, von Artillerie verstünde er nichts, und die paar Generale aus andern Waffen, die sich ernstlich mit artilleristischen Fragen beschäftigt hatten, waren an den Fingern abzuzählen. Der Artillerie fehlte eben jede Beziehung zu „oben". Ihr Inspekteur wurde mit Vorliebe von den Kommandierenden Generalen schlecht behandelt. Ein Mann wie Gallwitz, der den Durchschnitt der Generale weit überragte, war im Begriff, vor dem Kriege seinen Abschied zu nehmen, da er als Feldartillerie-Inspekteur nichts ausrichten konnte. Der Kaiser mochte ihn nicht, und da war nichts zu wollen.

*

Die Pioniere und technischen Truppen bildeten einen geschlossenen Kreis von ausgesprochen bürgerlichen Elementen und waren in der Armee wenig bekannt. Für die gesellschaftliche Stellung dieser Truppenteile gilt dasselbe wie von der Artillerie. Die kaiserliche Gnadensonne leuchtete den Männern mit dem ein-

fachen schwarzen Kragen nicht, ihr Los war Arbeit, und wenn es ihnen gelang, im Weltkrieg hervorzuragen, so liegt das daran, daß die Offiziercorps dieser technischen Truppen sich aus der Industrie und Technik rekrutierten und schon im Frieden an dem allgemeinen Aufschwung teil gehabt hatten.

*

Das Unteroffiziercorps war bei der Infanterie tüchtig und stramm. Bei den berittenen Truppen herrschte fast allgemein eine milde Form der Korruption, eingeführt durch die wohlhabenden Einjährig-Freiwilligen. Es gab sogar Kavallerie-Regimenter, wo auch die Gemeinen, die meist reiche, freiwillig eingetretene Landwirte waren, bestimmte Monatsgelder an den Wachtmeister ablieferten.

Ueber die Mannschaften braucht kein Wort verloren zu werden. Der deutsche Soldat ist der aufgeweckteste und praktisch brauchbarste Soldat der Welt. Er ist gutmütig und gewöhnlich auch anspruchslos, wenngleich das je nach der Provinz verschieden ist. An die Verpflegung stellt er höhere Ansprüche als etwa der Franzose. Sehr empfindlich ist er im Punkt: Gerechtigkeit, und was er garnicht verträgt, ist: hochfahrendes Wesen. Seine Beziehungen zu den Vorgesetzten sind rein persönlich. Im Westen tritt das noch mehr hervor als im Osten. Der Rheinländer achtet seinen Vorgesetzten nicht, weil er sein Vorgesetzter ist, sondern seiner menschlichen Eigenschaften wegen. Durch den Wechsel der Person des Führers kann aus einer guten Kampagnie im Nu eine zuchtlose Horde werden. Wiederum wird ein guter Vorgesetzter, der Herz hat, mit den schwierigsten Untergebenen fertig. Wo solche Vorgesetzte vorhanden waren, hat sich die Revolution in den denkbar gemütlichsten Formen abgespielt.

*

Alles in Allem war das alte deutsche Heer zur Zeit Schlieffens mitsamt seinen kleinen Mängeln und Schwächen eine gewaltige Waffe, dank der innern Tüchtigkeit des deutschen Volkes. Pflichttreue, Intelligenz und Fleiß waren darin heimisch als Erbteil eines Scharnhorst, eines Moltke und eines Kriegsherrn, wie es der alte Kaiser gewesen war. Die persönliche Verehrung, die man für diesen gehabt hatte, war auf seinen Enkel nicht übertragen worden. Er ist in der Armee nie beliebt gewesen und nirgends so abfällig kritisiert worden wie in den Kreisen denkender Offiziere. Einsichtige Männer, bekannte Militärschriftsteller sahen in ihm den Ruin des Landes, und der großen Masse der Offiziere war er vollkommen gleichgültig. Er hatte garnicht die Gabe, Wärme um sich zu verbreiten. Sein Wesen, eine Mischung von forcierter Lebhaftigkeit und zur Schau getragener Eitelkeit, stieß unwillkürlich ab, und die allgemeine Abneigung übertrug sich auch auf seine Umgebung, über die man meist mit unverhohlener Verachtung sprach. Aber er war nun einmal da, und

diese ungeheure Ansammlung von Waffen und Menschen aus Fleisch und Blut lag in seinen Händen, obwohl ihm jeder politische und auch militärische Instinkt fehlte. Seine katastrophale Außenpolitik brachte es fertig, daß die ganze Welt gegen das deutsche Heer zum Kampfe antrat, und daß die Gräber unsrer Soldaten in drei Erdteilen verstreut sind — dieser feldgrauen deutschen Männer, über deren tieftragischen Kampf ein süddeutscher Fürst das gute Wort sprach: „Von dem deutschen Soldaten kann man eigentlich nur mit Tränen in den Augen reden."

Zwei Mann in Zivil von Ignaz Wrobel

Also das hat Deutschland vier Jahre lang regiert! Also das hat vier Jahre lang den Ton angegeben und kommandiert und unterdrückt und gemaßregelt und Weltpolitik gemacht! Also das waren die Heroen eines Volkes, das in ihnen sich selbst verehrte! Also das waren sie! Das? Du lieber Gott.

*

Am achtzehnten November 1919, vormittags um einviertelelf Uhr, treten Hindenburg und Ludendorff in den braunen, wenig feierlichen Saal. Der Alte im Gehrock; der viereckige Kopf hat etwas Mongolenhaftes, aber Figur, Schnurrbart und Backenknochen —: ein Nationalheld, wie man sie auf Weißbiergläser malt. Ludendorff, hölzern-steif, sehr aufgebracht und sehr unsicher, im schwarzen Jackettanzug; um die Nasenflügel ein böser Zug, der sagt: Schweden . . . Ein Wachtmeister in Zivil und ein höherer Verwaltungsbeamter. Sie setzen sich.

Die Geschichte fängt damit an, daß Ludendorff den § 54 der hier geltenden Strafprozeßordnung heranzieht: „Jeder Zeuge kann die Auskunft auf solche Fragen verweigern, deren Beantwortung ihm selbst oder einem Angehörigen die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würde." Fühlt er, daß er solches Bollwerks bedarf?

Die Vernehmung beginnt. Eine Vernehmung, wie sie in keiner Privatbeleidigungsklage vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte möglich wäre: die Zeugen denken garnicht daran, die ihnen gestellten Fragen zu beantworten, sie lesen aus fertig vorliegenden Schriftstücken unentwegt vor, was sie vorzulesen sich vorgenommen haben, sie gehen nur auf Das ein, was ihnen bequem ist. Es bestehe keine Aussagepflicht, sagen sie. Und der Ausschuß kuscht.

Eine Welt stand auf. Da saßen sie: Bethmann, ein alter, zusammengefallener Mann; Zimmermann, rötlich-blond und robust und gewöhnlich; Bernstorff; der „Rayonchef" Helfferich, mit blanken, allzuklugen Augen, schmalem Kopf und abstehenden Ohren — und vorn, an einem kleinen Tischchen, die beiden Heroen der Nation. An der Seite die Sachverständigen, unter ihnen der Nußknacker Dieterich Schaefer — wozu man diesen

steglitzer Gymnasiarchen hierher geholt hat, wird nicht recht klar. Er spricht manchmal mit hoher, machtloser, ewig beleidigter Stimme. Im Publikum die Konjunkturschieber der neuen Regierung; das gelbe Gummigesicht Georg Bernhards; ein blanker, sauber gewaschener und appetitlicher Offizier von vollem, rosigem Fleisch, wie ein kleines Schweinchen, die schräg gestellten Augen sagen: Ich stehe auf dem Boden der gegebenen Tatsachen! und: Ich mache alles! und: Bitte sehr, bitte gleich! — Major von Gilsa, Gustavs durchaus rechte Hand. O, wäre er linkshändig!

Die Vernehmung hat begonnen. Eine Welt steht auf. Welch eine Welt! Wenn Bethmann sagt: „Qui tacet consentire videtur" — so fühle ich: Schulpforta, Philosophie, Universität — und wenn ich das auch alles nicht wüßte, so empfände ich doch: Das ist Einer von den Unsern, das ist Einer, der irgendwie etwas mit Geist zu tun hat, mag er schwach, mag er nachgiebig, mag er unselbständig gewesen sein — er ist doch schließlich ein Mann unsrer Welt. Aber diese Beiden da —?

Es ist die größte Enttäuschung meines Lebens gewesen. Sie waren beide schlechtweg nicht vorhanden. Keine Persönlichkeiten, keine Köpfe — nichts. Zwei alte, grau gewordene Kadetten.

Hindenburg menschlich durchaus der Größere von Beiden. Dem Manne schlägt ein Herz in der Brust; wenn er barsch einherpoltert, so fühlt er irgendetwas — es sind nicht unsre Empfindungen —, aber er fühlt, sein Blut strömt. Der Andre eiskalt. Nicht jener grauenhafte Typ glatt rasierter Etappenoffiziere, wie sie da in Zivil massenhaft umherstehen — aber von derselben Gefühlskälte wie sie, von derselben unerschütterlichen, unfaßbaren, sich selbst unbewußten Roheit.

Das Weltbild, das sich da entrollt, ist erschütternd. Nichts von Erfahrung, nichts von Menschenkenntnis, nichts von Goethe oder Dostojewski. (Man braucht keine Zeile von ihnen gelesen zu haben — aber es geht ja nun einmal doch nicht ohne einen von ihnen.) Die dachten mit dem Biceps und schrieben mit den Fäusten. Wenn Ludendorff sagt, er und Bernstorff hätten verschiedene Weltanschauungen, so ist das nicht richtig. Sie haben zusammen nur eine. Und die hat Bernstorff.

Der General wehrt sich gegen die fernsten Dinge. Man habe ihm vorgeworfen, daß er auf vierundneunzig Photographien nie gelächelt habe — nun, er habe vor lauter Verantwortung nicht lächeln können. Ach, wir glauben ihm die Schwere dieser Verantwortung gern — aber er hätte sie nicht nur fühlen: er hätte sich auch von ihr leiten lassen sollen. Lächeln hätte er können.

Der Zuschauerraum hält den Atem an, wenn Ludendorff spricht. Die Augen der Offiziere in Zivil glitzern hart. Aber so war es hier immer: wenn Helfferich seine ganz und gar unsachlichen Zahlen, die uns heute nicht mehr trösten können, auf-

sagte, wenn Schaefer mit professoraler Lehrhaftigkeit Begriffe dozierte — macht euch doch nichts vor! Es ging ja nicht um Holz und um Metalle und um 21 % Kohle — es ging nicht um Begriffe. Sprach Ludendorff, so atmete der Zuschauerraum: Ja — und sprach Doktor Sinzheimer, so sagten die deutschen Seelen: Nein — und die Offiziersfrauen, die da saßen, fühlten: Unser Reich soll wiederkommen! Unser Reich, in dem wir glücklich gewesen sind und von Einfluß, in dem wir mehr Nahrungsmittel hatten als die Andern, in dem unsre Gatten und Freunde befehlen konnten, ohne selbst gehorchen zu müssen, daß es ihnen wehtat — unser Reich! unser Reich! Darum ging es, und das war die Frage.

Zwei Welten stoßen auf einander. Aber die eine, die alte, die schlechtere, macht einen erbarmungswürdigen, einen entwaffnenden Eindruck. Wie es die Journalisten rechts fertig bekommen werden, diesen Augenblick welthistorisch „aufzumachen" — es muß eine harte Arbeit sein.

Vier Jahre lang haben sich Diese da jede Einmischung in ihre Tätigkeit mit dem Hinweis auf die große Verantwortlichkeit verbeten — und nun ist sie da, die Möglichkeit, sich zu verantworten — nun haltet Stange! Und nun kneifen sie. Man faßt sie auch nicht. Haben Sie, General Ludendorff, die Berichte, die gegen den U-Boot-Krieg sprachen und die von guten Fachleuten abgefaßt waren, so sorgfältig gelesen wie die, die für ihn sprachen — ja oder nein? Waren Ihnen die einzelnen Stadien der Wilson-Aktion bekannt — ja oder nein? Haben Sie stichhaltige Gründe gehabt, anzunehmen, man könne England wirklich auf die Knie zwingen — ja oder nein?

Und Ludendorff liest und liest. Und ein Ausschuß wartet auf Antwort.

„Ich hatte nur mit dem Reichskanzler zu verhandeln — die Aeußerungen des Grafen Bernstorff waren für mich nicht dienstlich", sagt der General. Das ist mein Deutschland.

Der sinnlose Trieb, um der Arbeit, nicht um des Zwecks willen zu arbeiten, um der Organisation willen zu organisieren, lähmte schließlich die Kräfte Aller. Man sah ja nichts. Die Frage nach einem Grund war Ketzerei — alles wurde eingeteilt, weil arithmetische Ordnung die Stütze aller Schwachen ist, die sich im Strom des bunten Lebens nicht mehr zurechtzufinden wissen, und dazu kam ein andres schweres Unglück. Der Deutsche kann sein Bestes nur geben, wenn er diktatorisch gestellt ist. Ersprießliches korporatives Arbeiten ist ihm fast unmöglich — er bleibt dann augenblicks im Apparat stecken, in Geschäftsordnungsdebatten, in Formen, in sich selbst. Jede Organisation, jede Kollektivität — auch die geistige — in Deutschland ist jederzeit bereit, um der Formalien willen die Materie zu vergessen. Sie lähmen einander, weil jeder zu sagen haben will. Arbeite

in diesem Lande, und es fallen dir Drei in den Arm, die dir zeigen, wie dus anders machen mußt — aber Keiner, der dich unterstützt. Arbeite — und du wirst ein Lied davon zu singen wissen, wieviel Hemmungen, Bedenken, Erwägungen, Bleigewichte sich dir an die Gelenke hängen. Arbeite — und du merkst, wie unleidlich mit Denen zu arbeiten ist. Nun waren sie diktatorisch gestellt, und es ging auch nicht. Es konnte nicht gehen, weil alle „nachgeordneten" Stellen eben nichts waren als dies, und weil auf dem Papier haften blieb, was in die Herzen hätte dringen sollen. Selbst wenn Ludendorff ein ganzer Kerl gewesen wäre, hätte er sich nicht in diesem Haufen wirrer Knäule durchsetzen können. Er wäre hängen geblieben. Ein entarteter Militarismus hat jede freie Arbeitskraft aus den Deutschen herausgeprügelt. Denn es war die Degeneration des Militarismus, die da gewirkt hat, es ist nicht einmal fritzisch, es ist nicht das Erbe jenes Königs, der ein Philosoph gewesen ist sein Leben lang. Dieses hier war eine große Zeit: der Feldwebel.

Ressortpatriotismus und Instanzenzug — hier sind sie in Reinkultur. Die vollkommene Unfähigkeit dieser Gehirne, zu begreifen, daß es nicht auf die Akten, sondern ausschließlich und lediglich auf den Erfolg ankommt, ausschließlich darauf, alles, einfach alles zu erfassen, auch wenn es nicht von der vorgesetzten Dienststelle herrührt — sie entwaffnet einen. Quid dicam, quod —? Sie habens nicht besser gelernt.

Die Verlesungen nehmen ihren Fortgang. Der Alte liest seins vor, rauh, ungefüge, unlogisch und von einem erstaunlich mäßigen Niveau. Ob Helfferich vorher probiert hat, weiß ich nicht; hat ers getan, ist er ein sehr schlechter Regisseur. Die Luft im Saale wird erdrückend — sogar der gute, alte Holzbock ist erschienen und sieht sich seine Kollegen von der Armee an. Es gibt eine Pause, in der der Ausschuß berät — Wilhelm Bruhn tritt auf Ludendorff zu, er sieht aus wie ein Linoleumfabrikant, und Beide schütteln sich die Hände. Ein herzerfreuender Anblick. Georg Bernhard schmeißt sich an Alles und Alle heran — ich sehe ihn mit einem dicken alten Obersten sprechen, der in einen viel zu engen Kaiserwilhelmsgedächtnisgehrock eingewickelt ist — ich höre kein Wort, aber ich sehe die Hände des ollen ehrlichen U-Boot-Einheizers. Deutschlands Helden aus großer Zeit.

Helden? Helden? Was haben diese Beiden da mit dem Heldenbegriff zu schaffen? Der Landser war ein Held, und der arme Kompagnieführer war einer, der im Dreck stak und seine Leute herausriß, und der Vizefeldwebel draußen war einer und der Mann am Schiffsrohr. Aber diese da —? Verwaltungsbeamte, gut genährt, stets außer Gefahr und stets — wie Ludendorff im November Achtzehn — auf dem Sprung, auszureißen. Auch hier Hindenburg, der weiter seine Pflicht tat und sich erst da zu einer gewissen Größe aufschwang, wertvoller als der Andre.

Aber schlägt nicht das Herz des Volkes für die Beiden? Nun, des ganzen Volkes nicht. Aber wie erkenne ich meine Deutschen wieder? Sie sind doch sonst nicht so ritterlich, so zartfühlend, so unendlich taktvoll — und das bei zwei Erfolglosen? Es ist nicht verecundia. Wäre sies! Hier spricht das Herz. Und der Zug des Herzens war des Schicksals Stimme. Hier spricht nicht das Gehirn — hier spricht nur das Herz.

Und hätten diese Beiden einen scheußlichen Totschlag begangen: eine halbe Nation stünde auf und nähme sich ihrer an. Sie lieben in diesen Männern nicht die Personen: sie lieben die Repräsentanten eines geliebten Systems, das Jedem das Seine gab und Jedem die Möglichkeit, auf dem Andern herumzutreten. Das ist derselbe Grund, der den Kaiser in öffentlichen Diskussionen fast tabu macht, nicht das menschliche Mitleid und nicht Großmut.

Das sind die Führer gewesen, das die Verderber. Die gigantische Gefahr, die im Militarismus steckt, ist heut noch nicht ganz erkannt. Das gesamte Bürgertum hält ihn für eine Tugend, bedauert nur, daß dieser Krieg verloren gegangen ist, und greift allenfalls diese Beiden an. Falsch. Sie waren die besten Vertreter des schlechtesten Systems. Millionen tragen noch den königlich preußischen Wachtmeister mit sich herum, diesen feilen Gesellen, der die Vorschriften peinlich genau beobachtete, am peinlichsten dann, wenn es galt, einen Unbeliebten zu schikanieren. Denkt doch ja nicht, daß die kleinen Menschlichkeiten, die anderswo offen zutage treten (worüber sich die Deutschen zu lächeln erlauben), hier ausgeschaltet seien! Sie treten versteckt auf, eine schleichende Gefahr. Tief unehrlich ist das alles — bis in den Kern hinein war die Armee, war die Verwaltung verlogen. Und dies sind ihre Repräsentanten. Die Wirkung auf das Bürgertum, auf die Arbeiter war katastrophal. Jeder Straßenbahnschaffner, jeder kleine Portier —: Ludendorff, Oberbefehlshaber, Kaiser und Feldwebel in einer Person.

Und als ich die Beiden hier sitzen sah, fern aller Geistigkeit, fern von alledem, was wir als wertvoll anzusehen gewohnt sind, begriff ich wieder und stärker als je: der Militarismus ist eine Geistesverfassung. Oder vielmehr: das Geistesmanko.

Die Sitzung wird geschlossen. Eine primitive, dickköpfige Obstruktion der Heroen setzt ein. Der Ausschuß kuscht. Und vertagt sich auf unbestimmte Zeit. Man hört Ludendorffs scharfe, abgehackte Stimme schelten. Unter brausendem Hurra des Spalierpöbels verlassen die Herren das Lokal. Man muß einen Krieg verloren haben, um so gefeiert zu werden.

Draußen. Im beschneiten Tiergarten stehen Hunderte hinter einer Kette grüner Sicherheitssoldaten und winken und drohen und rufen Hoch und rufen Nieder. Die Haltung der Sicherheitssoldaten ist einwandfrei sachlich und überlegen. Das Auto fährt ab. Und so wenig sympathisch die Gasse ist, die da

„Nieder mit dem Massenschlächter Hindenburg!“ ruft — was falsch ist —, so aufgehetzt noch das Land ist, in dem ganze Kasten um ihre alte wirtschaftliche Vorherrschaft ringen, so wenig die Gefahr eines militaristischen Deutschlands gebannt ist — so befriedigt fühlt man, dem davonsausenden Auto durch das Schneegestöber nachblickend, das Eine: Aus.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXXX.

Heinrich Braun

Heinrich Braun, Doktor der Staatswissenschaften, war, noch nicht Dreißig, Anfang der achtziger Jahre Mitredakteur an Conrads Jahrbüchern für Nationaloekonomie und Statistik. Ein junger, ideal veranlagter Mensch, nach Wahrheit suchend und strebend, ein Mensch, dem die Nöte des Proletariats ans Herz gegriffen hatten, der nicht allein wissenschaftlich sozial arbeitete, sondern, darüber hinaus, vor allem mithelfen wollte an der Linderung der Not durch den Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung. Ein Sozialdemokrat. Professor Conrad, der nationaloekonomische Wissenschaftler, der trotz allem Zünftlertum Mensch unter Menschen geblieben war, machte Braun eines Tages den Vorschlag, sich in Halle an der Universität zu habilitieren. Braun lehnte ab: „Als Sozialdemokrat kann ich mich ja doch nicht auf dem Katheder frei äußern. Und als Jude? Na, Herr Professor, Sie wissen doch, was das heißt.“

Conrad ließ diese Einwände aber nicht gelten: „Es ist richtig: eine statutarische Bestimmung der Universität Halle besagt, daß sich an ihr nur Männer evangelischen Bekenntnisses habilitieren dürfen. Ein Rudiment aus jener verklungenen Zeit, da die Luther-Universität Wittenberg nach Halle verlegt wurde. Indessen, lassen Sie mich nur machen.“ Conrad schrieb an seine Exzellenz den Kultusminister, Herrn Gustav von Goßler, und bat ihn, vom Kaiser, Wilhelmo primo, einen Dispens von jener Statutenbestimmung zu erwirken. Aber, so gut Conrad oben angeschrieben war: der Kultuschef lehnte das Ansinnen ab. „Soll ich mich mit einem solchen Schritt den Angriffen der Kreuzzeitung und ähnlicher Blätter aussetzen? Ich danke bestens dafür. Ueberdies lassen sich doch alle Schwierigkeiten im Nu durch den Akt der Taufe beseitigen.“

Conrad berichtet es Doktor Braun: „Und nun?“ Braun erwidert lächelnd: „Das Taufen finde ich zu jüdisch. Ich bleibe lieber draußen.“ Damit war die Sache zunächst erledigt. Aber Conrad ließ trotzdem nicht nach. Eines Tages drang er von neuem in Braun und ersuchte ihn, sich doch die paar Tröpfchen Wasser aufs Haupt träufeln zu lassen. „Ich will Ihnen auch sagen, warum. Doktor Friedberg, Privatdozent an der Universität

Leipzig, bemüht sich um meine Zustimmung, sich in Halle habilitieren zu dürfen. Friedberg rechnet auf die außerordentliche Professur, die nach dem Tode des Herrn von Putlitz in Halle freigeworden ist. Ich kann nun Friedbergs Zumutung nur dann ablehnen, wenn ich ihm sage, Sie, Herr Doktor Braun, seien eben im Begriff, sich hier zu habilitieren, und für einen zweiten Dozenten fehle in Halle der Platz."

Aber Braun blieb hart. Und so kam Friedberg, empfing das heilige Sakrament der Taufe, mit Conrad als einem Paten — der andre war Hermann Paasche —, wurde in Halle Dozent, bald außerordentlicher, später ordentlicher Professor und Geheimer Regierungsrat und eifriger Vertreter der evangelischen Interessen im preußischen Landtag, nachdem er auch in der nationalliberalen Partei Karriere gemacht hatte. Er machte sie weiter: unter dem Reichskanzler Hertling wurde er Vizepräsident des Königlich Preußischen Staatsministeriums und, nach dem Umsturz des alten Systems, Chef der deutsch-demokratischen Landtagsfraktion.

Braun blieb Zeitschriftenredakteur und Sozialdemokrat. So gings, mitunter wunderlich, in der guten alten Zeit zu.

*

Heinrich Brauns Leben ist reich an Enttäuschungen gewesen. Nachdem zwei Ehen mißglückt waren, lernte er Lily, verwitwete Frau von Gyczicki, kennen. Aus Freundschaft, aus Zuneigung, aus gemeinsamer politischer Anschauung und Betätigung wurde Liebe und schließlich Ehe. Anno 96. Die Sensation war nicht klein. In einer Zeitung stand: „Zur Palastrevolution im ‚Vorwärts'. Cherchez la femme! Wir erhalten von authentischer Seite folgende interessante Aufklärung über die tiefern Beweggründe der Empörung der ‚Vorwärts'-Redaktion gegen ihren Chef Wilhelm Liebknecht. Frau von Gyczicki, alias Fräulein Alix von Kretschman, heiratete kürzlich Doktor Braun, einen der ‚Vorwärts'-Redakteure. Ihr brennender Ehrgeiz, der das Ziel verfolgt, das Zentralorgan der Partei in die Hand zu bekommen, ist es, der die Intrige anzettelte. Eine Dynastie Braun dürfte die Dynastie Liebknecht nunmehr ablösen."

*

Heinrich Braun gehört heute zu den bejahrten Parteigenossen. Bereits 1879 wurde er wegen Verbreitung verbotener Schriften auf Grund des Sozialisten-Gesetzes als straßburger Student in Untersuchung genommen. Wie Strolche und Mörder wurden die Sozialdemokraten damals in dem größten Teil der bürgerlichen Presse behandelt. Eine der wenigen Ausnahmen war die Berliner Volkszeitung, die 1886 und 1887 für die Verfemten eintrat. Braun erkundigte sich nach dem Verfasser der temperamentvollen Artikel. Zu seinem nicht geringen Erstaunen hieß er: Franz Mehring. Der war der Partei als Sozialistentöter bekannt, hatte 1877 eine wüste Hetzschrift wider die Sozialdemo-

kraten veröffentlicht und hatte noch 1880, als Bismarcks Sozialisten-Gesetz schon Gültigkeit hatte, nach Hödels Attentat auf Wilhelm den Ersten in der ‚Gartenlaube‘ wider die Sozialdemokratie gewettert, was das Zeug hielt. „Die sozialdemokratische Agitation war ein kühl berechneter und geplanter Versuch schlauer Demagogen, die bestehende Ordnung der Dinge gewaltsam umzustürzen. Sie war die politische Waffe einer politischen Partei; sie förderte mit roh revolutionären Mitteln roh revolutionäre Zwecke. Sich hiergegen zur Wehr zu setzen, die Waffe zu zerbrechen, die nach seinem Herzen gezückt wurde, war nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht des Staates, der, wie jeder lebendige Organismus, den Trieb der Selbsterhaltung hat, auf das Recht wie die Pflicht der Notwehr niemals verzichten kann.“

1887 wurde Braun auf dem geheimen Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Sankt Gallen zum Schriftführer gewählt, und man beschloß, daß künftighin unter keinen Umständen die Sozialdemokraten bei Stichwahlen für Freisinnige stimmen sollten, weil diese sich bei der letzten Wahl zu schnöde verhalten hätten. Braun machte Bebel und Singer auf die auffallende Sinnesänderung Mehrings aufmerksam, aber Singer erwiderte höhnisch: „Nun, was wird dann Mehring aber zu dem Sankt-Gallener Beschluß sagen? Er wird nicht übel schimpfen.“ „Ich bin überzeugt,“ erklärte Braun, „daß er wird sagen müssen: Unter den gegebenen Umständen konnte die Sozialdemokratie keinen andern Beschluß fassen.“ Singer wehrte ab: „Da geh ich doch jede Wette ein.“ Es wurde um ein Souper gewettet. Nach drei Tagen bestätigte Brauns Voraussage sich. Als man, im November, einen bestimmten Abend für das Souper zu Dreien (Bebel, Singer und Braun) verabredet hatte, machte Braun, halb aus Scherz, halb im Ernst den Vorschlag, dazu auch Mehring einzuladen. Gut. Die beiden Andern waren einverstanden. Diese Einladung zum Souper der roten Primadonnen ward Mehrings Ehrenrettung.

Fortan wirkte Mehring als Sozialdemokrat, wurde bald, neben Kautsky, der Gralshüter des sozialistischen Dogmas und fing an, immer mehr nach links zu rutschen. Nicht ohne zu krakehlen. So tief sein historisches Wissen, so mustergültig sein Stil war, so unerträglich war er als führender Parteigenosse. Den Aufstand der Linken gegen die Rechte innerhalb der Partei machte er 1915 zu 16 mit allen Schauern der Wonne mit, raste dann aber bald über die Peripherie der Unabhängigen hinaus, schlug sich mit Kautsky theoretisch herum und veröffentlichte am dritten Juni 1918 jenes berüchtigte offene Schreiben in der russischen ‚Prawda‘, worin er den Unabhängigen einen Fußtritt gab: „Nur einen Fehler haben wir gemacht, nämlich den, daß wir nach Gründung der Organisation der unabhängigen Sozialdemokratie uns ihr angeschlossen haben, selbstverständlich unter Wah-

rung unsres eignen Standpunktes, in der Hoffnung, daß uns gelingen werde, sie vorwärtszutreiben. Auf diese Hoffnung haben wir schon lange verzichten müssen. Alle Versuche dieser Art scheiterten daran, daß unsre besten und erprobtesten Leute von den Führern der unabhängigen Sozialdemokratie des Lockspitzeltums verdächtigt wurden. Dieses Mißtrauen ist gleichfalls ein Erbe der alten und erprobten Taktik. Aber schließlich gibt es Dinge, die jede Geduld zum Platzen bringen. Zu diesen gehört der heimliche Kampf der Kautsky und Co. gegen die Bolschewiki."

Nun liegt der alte Mehring, der mit seinem zottigen, langen, weißen Bart, seiner wallenden Mähne aussah wie ein wackliger Prophet aus dem Alten Testament, auch schon unter der Erde, nachdem er dem deutschen Volk in letzter Stunde vor seinem Tode noch ein wundervolles, dickleibiges Werk über Karl Marx geschenkt hat.

*

Die Reichstagswahlen des Jahres 1903 hatten der Sozialdemokratie, nach den tollen Kämpfen wider den Schutzzoll, einen Riesenerfolg gebracht. Aber dauernd und rein war die Freude nicht. Denn auf dem Parteitag, der im Herbst jenes Jahres in Dresden stattfand, gabs einen mächtigen Krach. Vor aller Welt wusch die Partei ihre unsäglich schmutzige Wäsche. Mehring war das Karnickel gewesen, der die Eiterbeule in der ‚Neuen Zeit' aufgestochen hatte. Er hatte verurteilend auf einen kuriosen Artikel der ‚Zukunft' hingewiesen, worin Georg Bernhard sagte, daß die Führer der Partei privatim ganz anders dächten und sprächen, als sie öffentlich redeten, und nun ging das Gewitter über all die sozialdemokratischen Schriftsteller nieder, die an bürgerlichen Organen mitarbeiteten, über die Heine, Bernhard, Göhre, Braun und Konsorten. August Bebel hielt ein fürchterliches Ketzergericht: „Es muß endlich einmal reiner Tisch gemacht werden. Als einer der ältesten unter Ihnen erkläre ich: Ich hätte es vor einigen Jahren nicht für möglich gehalten, daß es Elemente gibt, die moralisch so tief gesunken sind, daß sie für ein Blatt wie die ‚Zukunft' bis in die letzten Tage hinein mitarbeiten und mit Herrn Wittkowski-Harden noch gewisse freundschaftliche Beziehungen unterhalten." Stürmischer Beifall. Der Reihe nach treten sie auf, um sich zu entschuldigen. Bebel stellt nach dem ersten Streich fest: „Bernhard hat heute ja gründlich revoziert, so gründlich revoziert, daß es vielleicht eine Barbarei wäre, persönlich noch gegen ihn vorzugehen, denn, Genossen, ein ärgeres testimonium paupertatis, auf deutsch: Armutszeugnis, als Bernhard sich heute inbezug auf seinen Artikel selbst ausgestellt hat, konnte er sich garnicht ausstellen. Ich frage: Wollen Sie noch für die ‚Zukunft' Artikel schreiben?" Bernhard: „Nein." Bebel: „Es freut mich, das von Ihnen zu hören. Ueber einen Sünder, der Buße tut, ist bei mir mehr Freude als über . . ."

Braun läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Breit angelegt und nicht ohne Spitzen ist die Auseinandersetzung mit Bebel. „Haben", fragt er, „nicht die besten und hervorragendsten Genossen, die Marx und Engels, Liebknecht und Vollmar, Bernstein und Kautsky an nichtsozialdemokratischen Blättern mitgearbeitet?" Mehring bekommt eins ausgewischt. „Ueber die ‚Zukunft' kann ich sehr unbefangen sprechen, denn ich für meine Person habe nie eine Zeile darin veröffentlicht, obwohl ich vielleicht ein Dutzend Mal von dem Herausgeber dazu aufgefordert wurde. Meine Frau ist entschlossen, seit Monaten, niemals wieder eine Zeile für die ‚Zukunft' zu schreiben . . ."

Harden schäumt und veröffentlicht die Briefe der Heine, Bernhard, Göhre, Braun und Konsorten an ihn.

*

Bei dem großen Wahlerfolg der Sozialdemokratie hatte sich auch Heinrich Braun, in Frankfurt-Lebus, ein Mandat erobert. Aber das Glück eines M. d. R. lächelte ihm nicht lange. Schon nach nicht ganz einem Jahr wurde sein Mandat für ungültig erklärt. Der Beschluß des Reichstags war merkwürdig begründet. Der von Braun besiegte konservative Gegenkandidat Felisch, erklärte man, habe amtliche Wahlbeeinflussung erfahren. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre vielleicht statt seiner der Nationalliberale Schwabach in die Stichwahl gekommen, und der Wahlausgang wäre ein andrer gewesen. Diese Logik frappierte. Die Wahl wurde kassiert, Braun fiel in der Nachwahl richtig durch, und der 1903 durchgefallene Bassermann kam zu einem Reichstagssitz, nachdem der wilde dresdner Parteitag eine wenig günstige Wirkung auf die Schar der sozialdemokratischen Mitläufer ausgeübt hatte.

*

Heinrich Braun ist seinem Beruf als Zeitschriftenredakteur nie untreu geworden. Er hat wohl öfter die Zeitschriften gewechselt; aber er ging auf dem einmal eingeschlagenen Weg der Sozialreform unermüdlich weiter. 1883 war er an der Begründung der berühmten ‚Neuen Zeit' beteiligt, fünf Jahre später rief er das ‚Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik' ins Leben, verkaufte es sechzehn Jahre später an Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé, leitete zwischendurch das ‚Sozialistische Centralblatt', aus dem sich allmählich die ‚Soziale Praxis' entwickelte, gab nach dem Verkauf des ‚Archivs' zusammen mit seiner Frau Lily ‚Die neue Gesellschaft', ein ausgesprochen revisionistisches Organ, heraus, hatte damit aber auf die Dauer kein Glück und kehrte zu dem Archiv-Gedanken zurück, indem er ‚Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung' erscheinen ließ.

Heinrich Braun hat eine unabsehbar weitreichende wissenschaftliche und publizistische Kleinarbeit geleistet.

Aus zweiter Hand

Aus zweiter Hand? Max Herrmann-Neiße legt Wert auf die Feststellung, daß er ‚Albine und Aujust' ohne Kenntnis Frank Wedekinds gedichtet habe. Aber einmal war 1905 ein Werk wie ‚Frühlings Erwachen' bereits ein Jahrdutzend alt und ‚Erdgeist' längst auf dem Spielplan wichtiger Bühnen, also die Literaturluft so voll von Wedekind, daß ein strebsamer Anfänger ihn garnicht gesehn noch gelesen zu haben brauchte und trotzdem in allen Gliedern und Nerven haben konnte; und dann: gedichtet? Da Max Herrmann-Neiße sich selber nicht als irgendeine pseudonyme Dramenfigur, sondern mit seinem ehrlichen Namen und seinem eignen Körper auf die Bühne setzt, um seine Arbeit preiszugeben und dem Leben in die Schuhe zu schieben, dessen man sich nach einer Drehorgelweise freuen solle, und das doch eben dies ungereimt häßliche Zeug zusammenlalle: so ist eigentlich schade, daß er nicht noch um eine Spiralwindung die sogenannte romantische Ironie höher getrieben, sich auch über sie lustig gemacht und mit dem Freimut seines sezierenden Verstandes bekannt hat, wie wenig geistig tapfer eine ziemlich schematische Wiederholung des alten Tieck ist. Das hätte zwar nicht für die anilinfarbenen ersten drei Akte entschädigt, aber immerhin den vierten davor bewahrt, unter Hebbels Vernichtungsurteil zu fallen: „Doubletten sind wertlos in der Kunst." Diese Doublette hier sucht ihr Heil im außerkünstlerischen Geschnörkel. Zum Beispiel: „Für die Vorgänge der Komödie muß man sich die fabelhafte Zeit vor 1914 als Hintergrund denken." Kein Mensch muß müssen. Die Zeit nach 1914 war und ist anders, aber nicht minder fabelhaft und liefert in Zirkus, sturmfreier Bude, Bordell und Mädchencafé dieselben Typen, die mit Sonderzügen auszustatten der Autor leider vergessen hat. Welcher? „Der Max Herrmann des Stückes ist natürlich nur der Max Herrmann dieser Zeit vor 1914." Aber das ist wiederum Selbstbetrug. Hätte Max Herrmann der Dramatiker sich geändert, so hätte er entweder seine Komödie umgegossen oder darauf verzichtet, durch ihre Veröffentlichung seine beträchtliche und persönliche Lyrik bloßzustellen. Wie die vier Akte vorliegen, spricht für sie nichts weiter als dieses Eine: daß die Widerwärtigkeit des ungestalteten Stoffes kaum lästig wird. Das beweist von neuem, daß aesthetischer Geschmack nicht einmal innerhalb desselben Produkts unvereinbar mit künstlerischer Ohnmacht ist. Ueber diese hinwegzutäuschen, versuchte der unternehmungslustige Karlheinz Martin, der keineswegs aus zweiter Hand spielordnet. Aber sei es nun, daß das Kleine Schauspielhaus zu sehr normales Theater für einen Neutöner ist, sei es, daß kein Regisseur mit so bitterwenig poetischem Material einen Abend füllen kann, selbst wenn ihm energische Gaukler wie Hermann Vallentin helfen: man wurde erst aufgerüttelt, als der Verfasser in die Erscheinung trat. Hätte er unser Mitleid mit seiner Gebrechlichkeit angerufen: wir hättens für uns behalten. Aber wie er mit kalter Sachlichkeit auf sie hinwies: das griff ans Herz.

*

Keiner ist ungestraft Ibsens Sohn, Björnsons Schwiegersohn und norwegischer Staatsmann obendrein. Sigurd Ibsen erinnerte sich an Vaters ‚Volksfeind' und ‚Bund der Jugend', an Schwiegervaters ‚König' und den Paul Lange der Tora Parsberg, kontrollierte die literarischen Eindrücke an den Erfahrungen seiner politischen Tätigkeit und: ein Drama war fertig. Man merkt ihm auf Schritt und Tritt deutlich an, daß kein Dichter, schon weniger deutlich, daß ein Verwandter von Dichtern es empfangen hat: so völlig ist es in der Berufssphäre eines Ministers stecken geblieben. Wo es heraus will, da gerät es nicht in die Poesie, sondern in den sentimentalen Roman. Der Ministerpräsident Robert Frank, der eine kleine Revolution angefacht hat, um sie blutig niederschlagen zu können, begnadigt von den aufrührerischen Gewerkschaftsführern den einen einzigen Levinski, aus Eifersucht, nämlich damit der nicht in Julia Camerons Augen zum Märtyrer werde. Levinski, den die unmotivierte, öffentlich nicht zu erklärende Begnadigung den Arbeitern höchlichst verdächtig macht, muß sich für diese reinigen und zu dem Zweck seinen Gegenspieler erschießen — und tuts in dem Augenblick, wo dem grade Julia Cameron, jeden Zweifel behebend, an die Mannesschulter gesunken ist. Das dürre Stroh politisch-sozialer Erörterungen wird von den Flammen der Liebe, die es lange schüchtern umzüngelt haben, am Ende kräftig erfaßt, und wessen geistiger Anteil bis dahin gering gewesen ist, dessen Gemüt gerät jetzt in schöne Wallung. Aber irgendwie hat doch Jeder geistigen Anteil genommen. Nicht den rechten, der aus der Sache selber entspringt. Sondern den falschen der Genugtuung, zwischen Traum und Tag, zwischen „Dichtung" und Wirklichkeit eine Uebereinstimmung zu entdecken. Anno 1919 ähnelt Deutschlands innenpolitische Lage in vieler Beziehung derjenigen, die sich anno 1912 Sigurd Ibsen für seine Heimat ausgedacht oder garnicht auszudenken gebraucht hat. Wer Arbeitnehmer und Arbeitgeber zufriedenzustellen wünscht, verdirbt es mit beiden; wovon heute bei uns Parteien und Personen ein Lied zu singen wissen. Robert Frank hält für schädlich und gibt es auf, Gerechtigkeit zu erstreben. Was ihm vorschwebt, ist eine Diktatur der Kultur, die sich allmählich von oben nach unten durchsetzt. Es lohnt nicht, zu diskutieren, ob das alles falsch oder richtig ist. Die Ideen eines Dramas werden gefährlich oder heilsam ja immer nur dann, wenn das Drama als solches Leben hat. Sigurd Ibsen ist der Sohn eines starken, der Schwiegersohn eines lauten Dramatikers und selber gar keiner. Trotzdem ist dieser Politiker in seinen Mußestunden kein Siegfried Wagner. Mit der Unzulänglichkeit seiner Nebenberufsausübung versöhnt seine Menschlichkeit, sein Distanzgefühl, seine Noblesse. Ein Mann von Welt, der zwar außerstande ist, zu formen, was er in dem Getriebe erblickt hat, aber nicht außerstande, immer spüren zu lassen, wieviel er erblickt hat. Das unterscheidet ihn zu seinem Vorteil von Max Herrmann-Neiße, daß er unsichtbar sich reicher erweist als sein Werk, während dieser aufmarschieren muß, um für zwanzig Minuten sein Werk von dem Odium der Ueberflüssigkeit zu befreien. Wahrscheinlich deshalb hat bei Sigurd Ibsen der Regisseur

nicht nötig, bekümmert auf seine leeren Hände zu zeigen. Emil Lind gelang im Lessing-Theater auf die gute alte Manier des Realismus eine ebenso sehnige wie farbige Aufführung, deren Beschwingtheit geistige Bedeutsamkeit vortäuschen mochte. Wie Hanns Fischer stellt man sich den Parlamentarier Hermann Paasche vor: ein schmierig-glatter Fuchs mit Vollbart, worin ein hohler Biedermannston zerbröckelt. Nicht minder bewundernswert Alfred Abel. Man glaubt, vielleicht auf seine äußere Schmächtigkeit hin, am Anfang gewöhnlich nicht, daß er für Titelrollen das innere Format hat — und dann hat ers allemal. Und schließlich wäre noch von Lina Lossen zu reden. Aber da erstirbt mir vor Ehrfurcht, vor Dankbarkeit, vor Freude des Wiedersehens nach einer kleinen Ewigkeit, vor Liebe zu dem Inbegriff fraulichen, menschlichen Adels das Wort im Munde.

Der Stier von Olivera von Joachim Beck

Eugen d'Albert war — das ist nicht viel, aber auch nicht wenig — der stärkste deutsche Vertreter der „Theateroper". Seiner Oper liegt nicht, wie dem Singspiel oder dem Musikdrama, eine tondichterische Idee zugrunde: er untermalt den Ablauf dramatischer Tatsachen und färbt eine Handlung bunt, die außerhalb der musikalischen Sphäre entstanden und bühnenfähig ist. Man sagt, daß sein neuestes Werk seinen Ruf bestätige; dieses vorletzte tut es nicht. Was fehlt also? D'Alberts Formgefühl, das seinen Frühwerken Gepräge, Reiz und Ansehen gab, hat diesmal ausgesetzt. Herr Batka hat das Libretto aus einem Drama von Lilienfein mit energischen Stößen gezimmert. Wo in ‚Tiefland' eine breite musikalische Landschaft stand, steht hier ein weltgeschichtlicher Hintergrund, auf dem schließlich der große Napoleon erscheint. Aus dem Gegensatz zweier Rassen, zweier Lebensalter wird der Konflikt gewonnen: Juana, die lächelnd stolze Spanierin, wirft ihren Landesbedrücker, den frauenfremden General Guillaume, aus der Bahn, macht sich den kottwitzhaften Haudegen liebeshörig, betrügt ihn mit ihrem „Vetter" und wird von dem Alten in dem Augenblick erstochen, wo ein Trommelwirbel den Empereur ankündigt.

Der Brigadier François Guillaume, in dicken und deutlichen Umrissen hingezeichnet, wurde die Bombenfigur, wie Eugen d'Albert sie beliebt, und wie er sie zu brauchen scheint. Er mußte sie naturgemäß im Deklamationsstil halten, wie ihn andrerseits das Lokalkolorit, das Spaniertum, der politische Hintergrund zu Farbigkeit und Größe der Empfindung stacheln mußte. Hier aber wird seine innere Gelähmtheit fühlbar. Die Musik nimmt kaum irgendwo die pastose Gebärde an, die sie haben müßte. Sie hat, sieht man von Aeußerlichkeiten wie Triolen und Bolero-Rhythmen ab, nicht viel Spanisches, nichts Unverwechselbares an sich, sondern wird aus ‚Carmen' und ‚Tiefland' bestritten.

Aehnlich wie Puccini hat sich d'Albert auf eine starre Formel festgelegt — wobei die Mitverantwortung seine Textverfertiger trifft, die ihm Vorwürfe immer desselben Grundcharakters zutrugen.

D'Alberts wildes Blut, seine sprungbereiten Nerven sichern seinen Opern ihre Beweglichkeit und ihre Wucht; ihre brutale Naturkraft soll nicht niedrig veranschlagt werden. Freilich: bedrohliche Stärke hat diese Naturkraft nicht. Das Eklektikertum des franco-angelsächsischen Komponisten in der auffälligen Mischung von Wagnerschen und veristischen Bestandteilen ist ja frühzeitig und oft festgestellt worden. Puccinisch die aufgepulverte Melodik sowie die primitive, unverwischte Orchestrierung, neudeutsch die Harmonik. Unzusammengehörige Teile sind hier eine Verbindung eingegangen, die ihr Zwischenländertum offen eingesteht. Diese Musik ist vulgär und parfümiert. Bei d'Albert offenbart sich hinter dem Opernhaften nichts Menschliches. Er streift im ‚Stier von Olivera' immer nur die Oberfläche und schreibt auch in höchstgespannten Augenblicken — wenn etwa der General zum süßlichen Juana-Thema die Ehebrecherin mit der Pistole bedroht — eine leichte Konversationsmusik, in der das Ungeheure des Begebnisses nicht nachzittert. Man sieht: der schöpferische d'Albert steht in einem Wesensgegensatz zu dem nachschaffenden, dem Klavier-Titanen, dessen Rückwirkung auf den Tonsetzer sich negativ in der pianistischen Empfundenheit der Orchestersprache, positiv in der modulatorischen und kadenzierenden Geschicklichkeit geltend macht. Staunend steht der Kritiker vor dem Wunder der gespaltenen Künstlerseele dieses Mannes, der ein Riese und ein Bourgeois zugleich ist. Als Ausübender ein germanisch knorriger, überlebensgroßer Beethoven-Spieler, als Schaffender ein begabter, geschmeidiger Schüler Giacomo Puccinis.

D'Alberts Stilgebung, die sich in den ‚Toten Augen' immerhin dem Zeitrahmen anzupassen suchte, ist nun wieder dieselbe wie im ‚Tiefland'. Dort wie hier der breite Pinselauftrag, melancholische Untertöne, Mitgehen der Streicher mit den Singstimmen, reichliche Verwendung der Solo-Geige, volle Harfenklänge, gestopfte Trompeten. Unverändert auch, daß die Handlung über lyrische Haltepunkte, Liedeinlagen meist ländlichen Charakters dem dramatischen Höhepunkt zugetrieben wird. D'Albert macht sichs nicht schwer, mit flüchtiger Hand wirft er die Szenenfolge hin. Kurze Motive werden sequenzartig aneinandergereiht und harmonisch gewürzt. Der Wert der einzelnen Aufzüge schwächt sich stufenweise ab und sinkt im Schlußakt, wo nur der Tristan-Effekt eines hinter der Bühne gesungenen, von Kontrabässen begleiteten Soldatenliedes Stimmung macht, am weitesten. Der Dialog ist leichthin und ohne Eigenprägung gearbeitet. Die Orchesterzwischenspiele, gutklingende elegische oder heftig durchpulste

Tonstücke, verraten eine Verwandtschaft mit den Vorspielen zum dritten und vierten Akt der ‚Carmen'. Ganz am Schluß der Oper, wenn der Spannungsumschlag erfolgt ist, und der epilogisierende Bonaparte erscheint, wird, gleichsam als „fallende Pointe", das Melodram benutzt.

*

Die Staatsoper hat das Stück in einer etwas überhasteten Aufführung herausgebracht, die der Intendant noch in letzter Minute uminszeniert hatte. Dunkle Draperien betonen den Ernst der Geschehnisse und der am Horizont wetterleuchtenden Historie, bestimmen aber nicht genügend die Umwelt dieses spanischen Schloßhauses, in dem aller Adels- und Nationalstolz aufleben müßte. Wiederum zeigt sich, daß die planvolle Arbeit von Schillings, seine Bemühung um die Herstellung eines lückenlos erlesenen Ensembles unfruchtbar bleiben muß, wenn er auf Jahre hinaus an kulturwidrige, also unsittliche Verträge gebunden wird. Was er vor allem braucht, ist: ein Maler und ein Spielordner. Herr Holy, dem man das Recht zuspricht, eine Veristenoper illusionistisch zu beleben, dürfte nicht an der unrechten Stelle einsetzen: er sollte sowohl falsche humoristische Lichter, Theaterpathos, übertriebene Gestikulation bekämpfen wie für die innere Bewegung des Dramas sorgen. Die französischen Offiziertypen sind nur unmerklich von einander unterschieden; das Treiben der Soldateska wird kaum sinnfällig; Juana, die alle Aufmerksamkeit ihrer Mitspieler auf sich ziehen müßte, bleibt bei ihrem Trinklied von ihnen unbeachtet; die Napoleon-Szene, die nicht an Clewing kommen durfte, hat keine Gewalt, nichts von der bannenden Starrheit, die nach dem Abgang Guillaumes auf ihr lasten sollte. Raumtechnische Mängel, die ungünstige Unterbringung der Diner-Szene in einem seitlich engen Erker, der den vorgeschriebenen Blick auf die Gebirgslandschaft verwehrt, sind vielleicht der Not der Stunde zuzuschreiben.

Wäre Bohnen nicht durch einen Katarrh behindert gewesen: er hätte einen Riesenerfolg gehabt. Ganz persönlich geschaut ist dieser Untergeneral mit dünnen Moltke-Haaren, plumpem Leib und dem Habitus des vergötterten Kaisers. Wie er zwischen Liebe und Soldatenpflicht kämpft, zwischen Beherrschung und Sturm wechselt, wie er zum Kinde wird, zusammengeknickt und in den Tod rennt: das ist eine Meisterleistung, an der eine gelegentliche Neigung zu virtuosischer Ueberdeutlichkeit keineswegs stört. Man kann die Rolle nicht anders als sprechsingend zur Wirkung bringen — und wer ist darin so sicher wie Bohnen? Die Juana gibt Barbara Kemp mit höchster musikalischer Bravour, mit dem Einsatz ihrer großen Persönlichkeit. Ich denke mir diese Spanierin aber anders: siegesgewiß, schlangenhaft schillernd, von einer innern Beherrschtheit, daß die Versklavung des Mannes begreiflich wird.

Die Morgenpost von Kaspar Hauser

Was bringt mir morgens so die Post?
Da liegt ein kleines Häuflein Briefe —
ich tue noch, als ob ich schliefe
und dreh mich brummelnd wieder um . . .
Noch nicht, du Tag! Noch kein Spektakulum!
Es tickt die Uhr. Da kommts aus West und Ost . . .
Was bringt mir morgens so die Post?

Ganz oben liegt ein großes Dings.
Ich öffne. „Bürger!" muß ich lesen,
„Sie sind doch auch Soldat gewesen!
Einwohnerwehr! Schützt euer Haus!"
Ach, Spiegelberg, so siehst du aus!
Mein kleiner Tisch — er wackelt links —
ich stütz ihn nachher mit dem Dings.

Ein blaues Brieflein. Zarte Hand . . .
O Minnie, ist es dir gelungen?
Verlobt! So fingst du dir den Jungen?
Mein Segen ruht auf diesem Paar.
Ich sage nichts von dem, was war.
Wie schön ist Hymenaios Band
(für Andre). Liebe zarte Hand . . .

Da nahts. Der Aufdruck so vertraut —
„Ich habe", schreibt S. J., „gebeten
um ein Gedicht — Sie schickens nie!
Gebt Ihr euch einmal für Poeten,
so kommandiert die Poesie!"
Und kommandiere ich auch noch so laut:
Die Muse ist doch schließlich keine Braut!

Ein Schreiben noch. Im Eifer des Gefechts
fiels auf den Boden. Viele Listen.
Verein der Antibolschewisten . . .
Nun steh ich auf. Ich weiß Bescheid:
Nach jener winzigen, großen Zeit
sei dies der Wahrspruch des Geschlechts:
Der Feind steht rechts! Der Feind steht rechts!

Brief aus Mexiko

Ich bitte Sie im Interesse der deutschen Arbeit um die Verbreitung der folgenden Ausführungen.

Die deutsche Wirtschaft steht im Begriffe, sich freiwillig und fortdauernd vom gesamten ausländischen Kapital ausfleddern zu lassen. Man stemmt sich mit aller Gewalt gegen die Lohnforderungen der deutschen Arbeiterschaft, die sich nur ihr physisches Gleichgewicht entsprechend den hohen Lebensbedingungen erkämpft, und jammert, daß diese erhöhten Lohnforderungen mangelnde Konkurrenzfähigkeit, daraus resultierend fehlende Rentabilität und letzten Endes sogar den Ruin der Industrie zur Folge haben müßten. Man glaubt, den Konkurrenzkampf mit dem Auslande durchhalten zu können, indem man billige Ware auf den Markt

schleudert, die nur durch billige Arbeitskräfte billig sein kann. Der Arbeiter und immer wieder der Arbeiter, hört man, soll die Schuld an unserm industriellen Niedergang tragen. Die Schuld liegt nicht am Arbeiter, sondern an den Leuten, welche augenblicklich noch die deutsche Industrie beherrschen. Ich entnehme der neuesten Praxis zwei Beispiele, die beliebig vermehrt werden können.

Ein deutscher Verlag bietet jetzt dem Ausland Bücher an. Eins hat in Friedenszeiten neun Mark gekostet und kostet jetzt zwölf. Die Preissteigerung wird erklärt mit den gewaltig erhöhten Löhnen und der Verteuerung aller Rohmaterialien. In der sagenhaften Friedenszeit hatte ein mexikanischer Peso den Wert von zwei Mark. Das Buch zu dem Friedenspreis von neun Mark mußte also in Mexiko mit viereinhalb Pesos bezahlt werden. Heut hat das Buch den Kriegspreis von zwölf Mark. Ein Peso ist heut vierzehn Mark wert. Ich bekomme also das Buch heut für 12 : 14 = 0.85 Pesos. Ist das eine Kalkulation? Aber in Deutschland behauptet man, daß der deutsche Arbeiter an dem Niedergang der deutschen Industrie die Schuld trage.

Das zweite Beispiel: Eine deutsche Fabrik medizinischer Instrumente bietet dem Ausland Platin-Nadeln an und kalkuliert dabei, ähnlich wie der Buchverlag, so, daß die hiesige Firma, lächelnd über die Dummheit der Deutschen, 500 % Gewinn in die Tasche stecken kann.

Und da ich grade schon schreibe: ich lese in der Newyorker Staatszeitung einen Artikel über Erzbergers „Reichsnotopfer“. Man muß also bei einer Million Mark Vermögen binnen 30 Jahren 246 000 Mark abgeben. Angenommen, daß sich die Million Mark zu dem gewiß niedrigen Satz von 5 % verzinst: dann bringt diese Million in 30 Jahren 1½ Millionen Mark Zinsen, und diese, zum Kapital geschlagen, ergeben 2½ Millionen Mark Vermögen, wovon lumpige 246 000 Mark gezahlt werden müssen. Für die Zahlung kann sogar Kriegsanleihe zum Kurswert benützt werden. Sind dem Volk schon die Augen über diese lächerliche Vermögensbeschlagnahme geöffnet worden?

Das Auslandsdeutschtum? Es schämt sich des armen, zerquälten, geschundenen deutschen Volkes und sagt das offen. Tatsächlich erstreckt sich die ganze Liebe zu Land und Volk bei diesen „Pionieren des Deutschtums“, wie sie sich nennen, auf die Absingung der sattsam bekannten Lieder und auf die Teilnahme am Kaisergeburtstagsessen. Sobald materielle Interessen in Frage kommen, wird die Liebe zum Heimatland eisig. Wir hatten eine Zeitung gegründet: ‚Neu-Deutschland‘, die aus Mangel an Mitteln und weil die Gründer gesellschaftlich und geschäftlich dem Boykott ausgesetzt wurden, was hierzulande schwer wiegt, nach der zwölften Nummer einging. Da Originalartikel zu spärlich einliefen, so brachte die Zeitung prachtvoll erleuchtete und erleuchtende Artikel aus der ‚Friedenswarte‘ und aus schweizerischen Tagesblättern, geschrieben von Alfred H. Fried, F. W. Foerster, Hermann Fernau, Richard Grelling, Norman Angell, Frank Harris, Wilhelm Muehlon, Henri Barbusse. Die Hetze gegen die Zeitung war maßlos gemein. Führer in dieser Hetze waren die amtlichen Vertreter der kaiserlich deutschen Republik, die nicht zulassen zu dürfen glauben, daß man bei uns die Wahrheit über das alte deutsche Regime erfährt. Nach dem Tode von ‚Neu-Deutschland‘ verlangten wir von der bestehenden deutschen Zeitung, die im ultra-deutschnationalen Fahrwasser segelt, eine Annäherung an die geänderten deutschen Verhältnisse. Welch ein Ansinnen! Der Redakteur dieser Zeitung war bis vor kurzem ein verbummelter

Corpsstudent, der, unter anderm, in den letzten Monaten schrieb, daß man, noch einmal vor die Frage gestellt, ob die ‚Lusitania' zu versenken sei oder nicht, für die Versenkung des Schiffes stimmen müsse, der weiter schrieb, daß im alten herrlichen Reich der Wille des Volkes das oberste Gesetz gewesen sei! Der Mann will in Wort und Schrift und Tat, wie er sich rühmt, für die Monarchie kämpfen. Er hat auch einen Katechismus des Hasses herausgegeben. Als Privatmann mag er sich zügellos entfalten. Aber daß ihn nach seinem Abgang von der Zeitung die deutsche Gesandtschaft, die Vertretung einer Republik, als Dezernenten für die Einwanderungsfrage mit 300 Dollars Gold — nach dem Tageskurs: 4750 Mark — Monatsgehalt hat anstellen können: das ist unglaublich. Ich habe das Auslandsdeutschtum und unsre diplomatischen Verhältnisse in Dänemark, Schweden, Cuba und Mexiko gut studiert. In drei Tagen gehe ich in die Vereinigten Staaten. Nach meiner Rückkehr will ich mir den reaktionären Augiasstall deutscher Diplomatie einmal vornehmen.

27. September 1919

Rundschau

Antisemiten

In antisemitischen Flugblättern wird oft eine Liste von jüdischen Politikern aufgestellt. Sie werden aber nicht Politiker, sondern Volksverführer, Aufwiegler, Verräter, lichtscheue und volksfremde Elemente, Giftmischer und Betrüger genannt. Und es wird „nachgewiesen", daß sie als die Vertreter einer „volksfremden Rasse" das deutsche Volk undsoweiter undsoweiter.

Diese Liste beginnt meistens mit Marx und Lassalle und hört etwa bei Max Liebermann (Tatsache!) und Rosa Luxemburg auf. Ich möchte sie heute um zwei Namen vermehren. Zwei Namen, die, obwohl sie unzweifelhaft zwei Vertretern der jüdischen, „volksfremden Rasse" gehören, einen ganz außerordentlichen Einfluß auf das deutsche Volk gehabt haben und noch haben: Moses und Christus.

Niemand wird leugnen, daß sie beide der jüdischen Rasse entstammen, niemand wird leugnen, daß sie Politik trieben, und ich glaube auch, es wird kein Mensch bestreiten, daß ihr Einfluß auf das deutsche Volk viel tiefer, viel nachhaltiger und viel aufwühlender gewesen ist und noch ist als der von Marx oder gar der von Rosa Luxemburg. Und doch findet man merkwürdigerweise die Namen dieser beiden jüdischen Volksverführer auf keiner der antisemitischen Listen. Sonderbar! Höchst sonderbar und seltsam!

Wäre nicht die Ehrlichkeit und Anständigkeit grade der antisemitischen Politiker über jeden Zweifel erhaben, so könnte man fast auf den Gedanken kommen, sie hätten ihre Gründe dafür, daß sie zwar gegen die ermordete Rosa Luxemburg und den hingerichteten Leviné, aber nicht gegen den doch gleichfalls hingerichteten Christus agitieren. Solch ein Verdacht darf nicht laut, das muß anders werden!

Fortan müssen die Namen Moses und Christus an der Spitze jener Listen stehen! Die antisemitische Bewegung muß sich mit aller Kraft gegen diese beiden Juden und ihre Sache wenden, gegen diese Sache, die so typisch jüdisch und so völlig undeutsch ist!

Einer der wichtigsten Sätze dieser Lehre lautet bekanntlich: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Es ist undenkbar, daß dieser Satz jemals in einem ger-

manischen Gehirn entstanden wäre. Er widerspricht dem deutschen Wesen völlig. Christus aber hat diesen Satz des Moses nicht nur in seine Lehre übernommen: er hat ihn noch erweitert. Er lehrt sogar: „Liebet eure Feinde!“ Man stelle sich das vor! Müßte dieser Satz in jeder unvoreingenommenen echtgermanischen Gemeinschaft nicht ein Hohngelächter erregen?

Es ist kein Zweifel möglich: die Lehre Christi, diese Lehre eines ganz und gar ungermanischen, perversen, typisch jüdischen Masochismus — sie hat das deutsche Wesen vergiftet, sie hat die Urkraft deutscher Stammesart geschwächt. Ihr muß der Kampf der antisemitischen Bewegung gelten. Wer Antisemit sein will, der muß in erster Linie Antichrist sein.

Nur dann kann das deutsche Wesen und an ihm endlich die Welt genesen. Nur dann kehren wir zurück zu rein germanischer Lebenskraft, zu rein germanischer Kultur.

Dann werden wieder auf unsern Bergen undsoweiter undsoweiter. Dann werden wir in Wahrheit singen:

Frischauf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen.
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen!

Dann wird endlich von unsern Altären wieder das Blut der Gefangenen rinnen. Dann wird die deutsche Schmach undsoweiter undsoweiter.

In diesem Sinne: Heil!

Hans Siemsen

Von Eisner

Kurt Eisner ist einer von den wenigen deutschen Revolutionären, denen Sozialismus mehr war als nur die Ersetzung unsrer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung durch eine neue, höher organisierte. Ihm war Sozialismus neue Gemeinschaft, neuer Geist, neue Menschheitskultur. Sozialismus war ihm nicht, wie manchem Andern, leerer Lippendienst. Er empfand und erlebte Sozialismus, und deshalb lehnte er auch alle terroristischen Gewaltakte ab und unternahm nichts gegen die schamlose Lügenpresse, die letzten Endes durch ihre gewissenlose Aufpeitschung der Leidenschaft für seine Ermordung verantwortlich ist.

*

Ein klarer Dezembertag wars. Das Thermometer stand tief, aber in den Köpfen der münchner Spießbürger war die Temperatur bis zur Siedehitze gestiegen. Die Federhelden hinter den Redaktionstischen sandten täglich ihre Giftpfeile gegen Kurt Eisner. „Ein Narr oder ein Verbrecher“, „landfremder Gewalthaber“ und ähnliche Kosenamen gaben sie ihm. Märchen erfanden sie, daß er von der Entente bestochen sei, und was solch kranken Journalistenhirnen sonst einfallen kann, sofern ihnen überhaupt etwas einfällt. In der ersten Proklamation „An das bayerische Volk“ waren baldige Wahlen zur verfassunggebenden Versammlung versprochen worden. Andre dringlichere Arbeiten schoben die Wahlen aber immer wieder hinaus. Die bürgerliche Presse schrie nach dem Landtag, als ob das Heil des Volkes davon abhinge, und ihr Refrain war immer wieder: „Kurt Eisner ist Bayerns Verderben!“ So wars kein Wunder, daß die münchner „Bürger“ in dem bayrischen Ministerpräsidenten den Ausbund eines verbrecherischen Gewalthabers sahen. Die bürgerliche Presse versteht sich auf Stimmungsmache. Sie hats ja im Kriege gründlich von dem Chef des Kriegspresseamtes gelernt.

*

Ministerium des Aeußern am Promenadenplatz. Im Treppenhaus ist ein fürchterlicher Tu-

mult. Matrosen von der Wache haben einen jungen Mann umstellt und bearbeiten ihn ausgiebig mit ihren schwieligen Fäusten. Einer hält triumphierend einen geladenen Revolver in die Höhe, den er dem Verprügelten abgenommen hat. Schließlich führen die Matrosen den jungen Menschen zu Eisner. Aus seinen Papieren geht hervor, daß es sich um den zwanzigjährigen Studenten K. aus L. handelt. Er gibt auf Befragen zu, daß er Eisner habe erschießen wollen. Er ist noch erregt und erschöpft von der überstandenen Exekution, weshalb ihm Eisner Kola-Pastillen, die er stets bei sich hat, anbietet. Sie werden dankend angenommen. Eisner läßt ihm einige Minuten Zeit, sich zu beruhigen, und fragt den Attentäter nach einer kleinen Pause, warum er ihn habe ermorden wollen. Die Antwort: „Weil ich Sie für das Unglück Bayerns halte." Nachdem Eisner ihm vorgestellt hat, welches Unglück er angerichtet hätte, wenn ihm sein Plan gelungen wäre, räumt der Student schließlich nach längerer Diskussion ein, er habe eine große Dummheit begangen, aber Schuld an allem trügen die Hetzereien der Zeitungen.

Eisner ließ sich nun die Adresse der Eltern des Deliquenten geben; ihn selbst aber ins Polizeigewahrsam bringen. Dann richtete ich an die Eltern nach Eisners Anweisung ein Telegramm, das folgenden Inhalt hatte:

> Seien Sie ohne Sorgen, wenn Sie von der Verhaftung Ihres Sohnes lesen. Er wollte mich erschießen, wurde aber glücklicherweise daran gehindert. Es wird ihm nichts geschehen. Ich erwarte Ihren Besuch. Kurt Eisner.

*

Am nächsten Tage kamen die Eltern. Eisner saß eben beim Mittagessen. Die beiden alten Leute — er war Beamter — erstarben fast vor Ehrfurcht und Verbeugungen, bis Eisner ihnen bedeutete, daß er das nicht wünsche. Sie sollten mit ihm sprechen wie mit jedem andern Sterblichen. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung sagte Eisner, daß er den Studenten für nervös überreizt halte, und daß ihm die Zeitungen völlig den Kopf verdreht hätten, und daß es das Beste sei, wenn der junge Mann für einige Monate München verlasse und bei seinen Eltern versuche, wieder zu ruhigerm Nervenzustand zu kommen. Ins Polizeigewahrsam habe er ihn nur bringen lassen, damit er nicht neuerdings von den Soldaten verprügelt oder gar erschlagen würde. Dann ließ er eine Beorderung an den Polizeipräsidenten schreiben, daß der Student K. sofort auf freien Fuß zu setzen sei. Noch am selben Tage fuhr der Attentäter mit seinen Eltern nach Hause.

Zwei Monate später ereilte Kurt Eisner dann doch das Schicksal, das er vorausgesehen. Sein Trost war immer: „Man kann mich nur ein Mal ermorden."

*

Vor kurzem erfuhr ich aus München: Als nach dem Zusammenbruch der bayrischen Räte-Republik die U. S. P. München bei der Gemeindewahl zum ersten Mal wieder mit einer politischen Aktion hervortrat, war einer der eifrigsten Wahlhelfer der leitenden Genossen ein junger Akademiker: der Student K. aus L.

Felix Fechenbach

Selbstanzeige

Mein ziemlich guter Freund Kaspar Hauser hat seine Weltbühnen-Gedichte in einen Band hineingesammelt, ihn ‚Fromme Gesänge' betituliert, als Verfasser Theobald Tiger angegeben und das Ganze bei Felix Lehmann in Charlottenburg erscheinen lassen. Man weiß ja, wie Kritiken zustande kommen — Kaspar Hauser ist ein angetrauter Stiefzwilling des für die ‚Weltbühne'

verblichenen Theobald Tiger, der ist wieder mit mir verwandt, und dann wundert sich noch Einer, daß die Gedichte hier lobend erwähnt werden! Da kann selbst Hasenschiller noch lernen.

Weil der p. Hauser aber auch mich angedichtet hat, und weil die Gedichte wirklich fast alle in der ‚Weltbühne' gestanden haben, sei hier eine kleine Selbstanzeige erlaubt.

Der politische Versemacher hats nicht leicht. Er soll jede Woche seinen Purzelbaum schlagen, und ich glaube, daß das „Wochengedicht" dann, wenn es „das" Thema der Woche behandelt, ein purer Schwindel ist. Es gibt fast niemals nur Ein Thema — es gibt immer sechs. So ist also das Büchlein nichts als der Spiegel, in dem sich die Welt von acht Jahren abbildert, und obs ein Convex- oder Concav-Spiegel ist, das mögen Berufenere entscheiden. Sie sind alle über einen Löffel balbiert, die Gedichte, ein einziger Ton geht durch das Buch, und Eine Melodie singt. Wem sie gefallen hat, der wird wissen, was ihn in dem Bändchen erwartet. Wirklich neu ist die Gattung nicht — der alte Ludwig Thoma hat dergleichen auch schon ganz hübsch gemacht, und manchmal ganz prachtvoll. Auch Doktor Owlglaß wäre als Papa zu nennen. Neu ist nur die Gattung ‚Die blaue Blume' — eine Abteilung, auf die der p. Hauser besonders stolz ist; besingt sie doch ziemlich zum ersten Mal das erotische Problem (ist es eins?) auf eine zart ironische Weise. War das schon da? Hauser kennts kaum.

Und nun wollen wir einmal ein Terzett anstimmen, Panter, Tiger und Hauser, und uns zu Dritt einen singen: Wir wollen dem Herausgeber unsern Dank sagen für Das, was er in acht langen Jahren an uns getan hat. Er hat uns gedruckt, wie wir noch so klein gewesen sind, und er hat — geh mal raus, S. J., daß Du das nicht hörst! — uns erst zu dem gemacht, was wir heute sind. Er hat mit uns und an uns gearbeitet und hat uns nicht nur gedruckt, sondern gefördert. Annehmen und zurückschicken kann schließlich jeder Redakteur — aber einen Baum begießen, daß er wächst, aber ein wildes Tigertier aufziehen, das kann nicht jeder. Und wenn wir heute die blauangemalte Flöte so geläufig zu blasen verstehen, so verdanken wir das alle Drei vor allem dem Herausgeber. Panter! Tiger! Hauser! Angetreten! Ausrichten! Tiger, Kopf hoch, Panter, Hinterteil still halten! — die Augen links! (Der Herausgeber von rechts): „Guten Morgen, Leute!" „Guten Morgen, Herr Herausgeber!" (in einer Silbe zu schreien).

Und Dank für alles, was gewesen ist.

Peter Panter

Antworten

Astronom. Ihr Johannes Schlaf verficht in eigenbrödlerischer Dickköpfigkeit die Theorie, daß die Planeten sich um die Erde drehen. Vielleicht ist das falsch, vielleicht ist das richtig; denn was bei dem Planetenlauf im Mittelpunkt steht, weiß ich nicht. Dagegen weiß ich, was bei den Oesterreichern im Mittelpunkt steht: noch immer der Schmock. Wie mir wiener Freunde erzählen, wächst dort unten die Grauenhaftigkeit der Verhältnisse täglich und stündlich. Das Pfund Mohrrüben kostet zwölf Kronen, das Pfund Fleisch zwischen fünfzig und sechzig, und wer das nicht zahlen kann, stiert an die Wand und macht sich Gedanken darüber, wie wenig Interesse die umliegenden frühern „Kron-

länder" an der Weiterexistenz dieses Deutsch-Oesterreich haben. Und in all dem Wirrsal, in all der Not gibt es noch Journale, die alten schlechten Journale, und in den Journalen prangt einmal wöchentlich die Rubrik: ‚Hinter den Kulissen', entweder so oder anders betitelt, und hinter diesen Kulissen gehts neckisch und lüstern zu wie einst im Mai, und der Zeilenschinder guckt der Soubrette unter die Röcke und plaudert aus, was er da gesehen hat, und kurz und gut: wahrscheinlich wird die Welt untergehen müssen, bevor wir das von der Presse sagen können. Darum dreht Oesterreich sich. Im Planetensystem meinetwegen die Sonne um die Erde.

Reichswehroffizier. Sie sind Monarchist? Sie sind Reaktionär? Sie verehren Ludendorff? Aber dann wirds Ihnen an Beförderung nicht fehlen. Eben erst ist Ihr sogenannter oberster Vorgesetzter für die Stellung einer Ehrenkompagnie bei Hindenburgs Ankunft verantwortlich gemacht worden. Noske beruhigt das Volk und sagt, es sei alles nicht so schlimm. Dabei wars schlimmer als sein Artikel. Hindenburg reist wieder ab, und prompt tritt wieder die Reichswehr an. Sie pfeift auf Justaffen. Und die Unabhängigen haben ganz recht, daß sie sich keineswegs früher mit ihren Genossen einigen wollen, als bis Mittel und Wege gefunden sind, dieses ebenso skandalöse wie lächerliche System zu beseitigen.

Literat. Aus einem Reklameprospekt: „Ich finde gleich in den lyrischen Gedichten am Anfang des Buches viel Gutes, zumal wo der Verfasser den volkstümlichen Ton recht glücklich anschlägt. Aber auch der künstlerisch gehobene Stil in ‚Meerfahrt' ist trefflich gelungen. In den Dramen ziehen mich die lyrischen Abschnitte am meisten an; sie finde ich durchweg warm und schön. Das Reichsreformprogramm ist so reichhaltig und in seinem Inhalt so verschiedenartig, daß man fast ein Buch schreiben müßte, wollte man zu jedem Satze Stellung nehmen. Sehr viel Richtiges steckt in den Aphorismen, und zwar verdient auch der scharfe satirische Ausdruck oft alle Beachtung. Auch auf die Sprüche in Versen möchte ich dieses Lob ausdehnen. Nicht minder charakteristisch sind die Reime auf deutsche Städte." Und so was wie dieser Begutachter ist Geheimer Hofrat und Doktor gar und Professor der Literaturgeschichte an der Universität München.

Türmer. Du verteidigst mit antisemitischem Wutgeheul gegen mich das Buchhändlerbörsenblatt, welches sich eine Zensur über wahrheitsfrohe politische Bücher anmaßt. Lieber Türmer: Zum Sehen geboren, zum Schauten bestellt.

Bayer. Eure Einwohnerwehr zählt jetzt 270 000 Mann. „Man hofft, den Stand von 400 000 Mann zu erreichen. Die Staatsregierung hat ein Organisationsstatut ausgearbeitet. An der Spitze der Einwohnerwehr in Bayern steht ein Landeshauptmann mit einem Landesstab. Ihm sind die sieben Kreishauptmänner mit den Kreisstäben und die Gauleitungen mit den Gaustäben unterstellt. Der Landeshauptmann für die sämtlichen Einwohnerwehren Bayerns ist der Regierung verantwortlich." Der alte Unfug — das alte Lied. Hier ist der Embryonalkörper für ein künftiges Heer, hier ist Unterschlupf und Nest all dem Volke, das schon in der großen Zeit den deutschen Namen geschändet hat. Hier ist der Boden für die Bakterien, und sie werden blühen, gedeihen, sich fortpflanzen und wieder einmal ein ganzes Land verseuchen. Aber die Regierung hat ein Organisationsstatut ausgearbeitet.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Weltkatastrophe oder Völkerbund

von Heinrich Ströbel

Schrille Verzweiflungsschreie drangen in den letzten Wochen aus Oesterreich herüber. Ein Volk steht dort vor dem Schicksal des Hungertodes. Die Bevölkerung einer Zweimillionenstadt hat weder Heizmaterial noch Brot und Kartoffeln. Der lebensunfähige Staatsfetzen Deutsch-Oesterreich bringt an Getreide und Kohle nur den vierten Teil der unbedingt nötigen Mengen hervor. Alle Versuche, das fehlende Quantum durch Einfuhr zu beschaffen, sind fehlgeschlagen. Tschechien ist in der Kohlenlieferung weit hinter den vertraglich ausbedungenen Mengen zurückgeblieben, und die Lebensmittelbelieferung durch die Entente hat erst recht versagt. Deutschlands Hilfe ist nur der Tropfen auf dem heißen Stein. So schickt das verzweifelte Land, das hungernde und frierende Wien erschütternde Hilferufe in alle Welt. Schon hat sich die Sterblichkeitsziffer gegen den Friedensstand verdoppelt, und dabei zwingt jetzt die Ernährungskrise, die Brotration auf die Hälfte herabzusetzen. Und die vom Hunger geschwächten Menschen können sich nicht vor dem Froste bergen. Ergreifend schilderte Otto Bauer in der Nationalversammlung dies Trübsalsbild der wiener Holzsammler, den endlosen Zug von Männern, Frauen und Kindern, die, weil sie am Tage arbeiten müssen, oft nachts in die Wälder ziehn und mit dem erbeuteten Bündel nassen Holzes für ein paar Stunden die Küche heizen und eine karge Mahlzeit bereiten. Den Proletariern und Handwerkern schließen sich hohe Beamte an. „Es werden die Planken heruntergerissen, die die Friedhöfe umgeben. Es werden die Bäume gefällt, nicht nur in den Wäldern, sondern auch in Alleen und Friedhöfen. Es sind Telegraphenstangen gefällt worden . . .“

Die furchtbare Tragödie, die sich in dem sterbenden Petersburg abspielte, droht sich in Wien zu wiederholen. Aber sie müßte in Oesterreichs Hauptstadt weit schlimmer noch werden. Denn das vor dem Hungertode flüchtende petersburger Proletariat konnte sich doch noch auf das Land retten, in der Agrarwirtschaft des Riesenreiches Unterschlupf finden; das karge Landgebiet Oesterreichs jedoch kann nicht einmal seine eigne Bevölkerung ernähren. Selbst sein ertragreichster Teil, Oberoesterreich, importierte im Frieden Fleisch, Vieh und Getreide. Wenn es also nicht gelingt, aus dem Ausland die nötigen Mengen von Getreide und Kohlen hereinzubringen, steht Wien vor einer beispiellosen Katastrophe. Das Elend und die ewige Unsicherheit zehren, nach dem Worte des Staatskanzlers Renner, auch das Nervenkapital des Volkes auf: „Unser Volk kann das nicht mehr ertragen, und wir müssen ernsthaft befürchten, daß alle Be-

mühungen, es zur Ruhe zu mahnen und an seine Besinnung zu appellieren, vergeblich sein werden.“ Aber, so pervers das scheinen mag: es gibt in Oesterreich reaktionäre Kreise, die auf die Katastrophe und einen proletarischen Verzweiflungsausbruch spekulieren. Otto Bauer enthüllte die Ruchlosigkeit dieser Schichten, die den Entente-Diplomaten einzuflüstern versuchen, daß Oesterreich bei voller Wiederherstellung des freien Handels gar keiner ausländischen Hilfe bedürfe, und die eine vorübergehende Anarchie als das willkommene Durchgangsstadium zum neubefestigten Reaktionssystem betrachten! Habe doch vor wenigen Tagen auf der Industriekonferenz ein wiener Großindustrieller freimütig herausgesagt: ihm tue nur leid, daß Oesterreich noch nicht den Bolschewismus habe! Für diese Herren Kapitalisten sei das ungarische Exempel offenbar höchst verlockend. Man rechne mit einer kurzen Phase des Bolschewismus, der in ein paar Wochen an der Lebensmittelnot zugrunde gehe, mit Befreiern vom Schlage der Friedrich und Horthy und der Wiederherstellung der einstigen Kapitalistenherrlichkeit . . .

*

Die natürlichste Rettung vor der Katastrophe nannte Otto Bauer auch jetzt noch den Anschluß Oesterreichs an Deutschland. Sperre jedoch die Entente diesen Weg, so müsse sie die großartige Versorgungsorganisation Hoovers wiederherstellen und ausbauen. Eine Gesamtorganisation der Staaten, die über Rohstoffe, Kredit und Verkehrsmittel verfügen, müsse die Kohlen- und Lebensmittelversorgung und den wirtschaftlichen Wiederaufbau der durch den Krieg ruinierten und durch die Friedensbedingungen an ihrer Selbstaufrichtung behinderten Nationen übernehmen. Ueberlasse man Oesterreich seinem Schicksal, so werde es zu sozialen und politischen Erschütterungen kommen, deren Wellen sich weithin fortpflanzen würden.

In der Tat: nach diesem wirtschaftlichen und politischen Ausgang des Krieges können die Sieger die Besiegten unmöglich ihrem Schicksal überlassen! Und nicht allein Oesterreich bedarf der wirtschaftlichen und finanziellen Hilfe der Entente, sondern auch Deutschland. In Oesterreich ist die Krise nur am schnellsten und offenkundigsten hereingebrochen. Seine Valuta hat, nächst der russischen, den rapidesten und tiefsten Sturz erlebt, sein Wirtschaftsleben liegt am hoffnungslosesten danieder. Deutschland hat, bei entsprechender Produktionssteigerung, keinen Mangel an Kohle und braucht sich bei seinen landwirtschaftlichen Produktionsmöglichkeiten auch vor dem Verhungern nicht zu fürchten. Aber um sein Transportwesen wieder herzustellen und seine Industrie wieder in Schwung zu bringen — und von deren Prosperität hängt doch die Existenz von zwei Dritteln seiner Bevölkerung ab! — bedarf es der Einfuhr riesiger Mengen von Erzen und andern Rohstoffen. Dazu ist die Lösung des deut-

schen Valuta-Problems, sind Kredite von vielen Milliarden notwendig. Und zwar bald, wenn nicht auch das deutsche Wirtschaftsleben total zusammenbrechen, wenn nicht auch die deutsche Valuta auf den Stand der oesterreichischen herabsinken soll. Käme es aber zu diesem Aeußersten, so erlebte auch Deutschland soziale Katastrophen, die das ganze Wirtschaftsgefüge der Welt auseinandersprengen und Europa in einem Zustand der Kulturverwüstung zurücklassen müßten, der nur mit dem Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege vergleichbar wäre.

Ist es da nicht eine weltgeschichtliche Posse ohne gleichen, was sich in den letzten Monaten und Wochen im amerikanischen Senat abgespielt hat? Wenn der Wille der Republikaner und des Senators Lodge siegt, wenn es Wilson nicht doch noch gelingt, den Friedensvertrag in Form eines annehmbaren Kompromisses durchzudrücken, so geht der Völkerbund rettungslos in die Brüche und mit ihm jede Aussicht auf eine friedliche und vernünftige Lösung der sozialen und nationalen Weltkonflikte, die der Krieg hinterlassen. Beteiligen sich nicht die Vereinigten Staaten im größten Stile an der Sanierung Europas, so bleibt diese internationale Rettungsaktion ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln und ein vergebliches Beginnen, das der allgemeinen Auflösung und Zerrüttung keine Schranke setzt. Und wird die Union nicht der leidenschaftlichste Garant und das Rückgrat des Völkerbundes, so werden imperialistischer Neid und haßsäende Koalitionen den Frieden von neuem untergraben, bis sich eines Tages die europäische Menschheit in neuen Orgien der Bestialität wälzt. Nichts Blöderes deshalb, als wenn Deutsche oder Oesterreicher gar so etwas wie Schadenfreude über das Mißgeschick Wilsons empfinden und voll verächtlichen Hohnes über die Spottgeburt von Dreck und Feuer sprechen, die als Völkerbund aus der versailler Hexenküche hervorgegangen sei. Gewiß, dieser Völkerbund war ein trauriges Kompromiß und dem Ideal Wilsons höchstens ähnlich wie eine Karikatur: aber er knüpfte doch wenigstens das erste Band der Völkersolidarität, setzte doch im Prinzip an die Stelle des internationalen Faustrechts den zwischenstaatlichen Landfrieden. Daß künftig alle Völker gemeinsam Grenzstreitigkeiten und Rivalitäten schlichten und den Weltfrieden sichern sollten, war das Neue, Kühne, war die gewaltige Kulturerrungenschaft dieses Völkervertrags, dessen Härten, Mängel und Widersprüche durch die Völkerbund-Praxis selbst korrigiert werden konnten.

Sich über das Sabotierungswerk der Republikaner in Washington zu freuen, haben höchstens fanatische Bolschewiki Ursache, nicht aber Pazifisten und demokratische Sozialisten. Ja, nicht einmal deutsche und oesterreichische Nationalisten. Denn die Opposition des Senators Lodge und seiner Helfer bezweckte durchaus keinen Freundschaftsdienst für das besiegte Mittel-

europa. Nicht sie planten die große Sanierungsaktion für Deutschland und Oesterreich, sondern Wilson. Den Republikanern wars einzig um die Konsequenzen der Monroe-Doktrin zu tun, um die insulare Politik Amerikas, um die Nichteinmischung in die europäischen Geschicke, kurz: um eine Politik des beschränktesten nationalen Egoismus. Wilson war im Gegensatz zu ihnen der Vertreter einer pazifistischen Weltpolitik, der Vorkämpfer der Idee einer wirtschaftlichen und kulturellen Interessengemeinschaft der Völker. Das Scheitern des Völkerbundes wäre nur der Sieg des alten Wahns der Völkerisolierung und des rücksichtslosen nationalen Egoismus über ein neues fortschrittliches Prinzip. Es gehört schon jene heillose Verblendung dazu, die uns während des Krieges aus einer Torheit in die andre getrieben hat, um Wilson und seiner Völkerbundsidee eine Niederlage zu gönnen, unter der die Völker Mitteleuropas am bittersten zu leiden haben würden. Sinn hätte diese Schadenfreude nur bei den Doktrinären des Bolschewismus, die den Pazifismus und den Völkerbund so lange für ein Hirngespinst halten, bis die proletarische Räte-Diktatur und der Kommunismus in allen Ländern die Herrschaft angetreten. Was der Menschheit die trübseligsten Aussichten eröffnet! Denn trotz allen momentanen militärischen Erfolgen ist der Kommunismus als Wirtschaftssystem selbst in Rußland so wenig gefestigt, daß Lenin in seinem Friedensangebot der Entente die Verzinsung aller anno 1917 annullierten Schulden und dem ausländischen Kapitalismus die größten Wirtschaftskonzessionen zusicherte. Und der Wahlausfall in Frankreich verrät auch nicht grade den siegreichen Vormarsch des Kommunismus in Westeuropa. Sollte es aber wirklich einmal durch Wirtschaftskatastrophen in andern Ländern, in Oesterreich, Deutschland oder selbst in Italien, zu einer Räte-Herrschaft kommen, so würde das Ende dieser gewaltsamen Erschütterung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die kommunistische Weltrevolution, sondern die internationale Stabilisierung der Weltreaktion sein!

*

Die Zerreißung des Völkerbundvertrags und der wirtschaftliche Zusammenbruch sind also Dinge, über die sich nur die Desperados der beiden Richtungen, die extremen Reaktionäre und die Bolschewiki, zu freuen vermögen. Alle Freunde einer friedlichen Entwicklung und eines gesunden sozialen Aufbaus haben das stärkste Interesse am Zustandekommen des Völkerbundes und einer katastrophenlosen Ueberwindung der Wirtschaftskrise. Das sollten vor allem die deutschen Sozialisten begreifen, gleichviel, ob sie auf dem rechten oder dem linken Flügel stehn. Leider fehlt noch sehr viel an dieser Einsicht. Der ‚Vorwärts' kann sein inneres Frohlocken über die allzu trefflich gelungene Campagne des Senators Lodge nur schlecht unterdrücken, und der zu den Kommunisten übergegangene hamburger Links-Unabhängige Laufen-

berg predigt gar mit feurigen Zungen den proletarischen Befreiungskrieg gegen England und die Entente. Daß durch solch törichtes Gebaren jenseits des Kanals und des Atlantic besondere Sympathien für das deutsche Volk geweckt und grade jene Kreise, auf die es ankommt, zu einer wirtschaftlichen Hilfsaktion für Deutschland begeistert werden könnten, ist nicht anzunehmen. Ohne die Unterstützung der Entente ist aber weder die Valuta zu heben noch sonst unser Wirtschaftsleben zu sanieren. Gelingt uns nicht der Wiederaufbau unsrer Industrie, so ist der völlige Zusammenbruch mit seinen kommunistischen und reaktionären Abenteuern unvermeidlich.

Wollen wir in ein erträgliches Einvernehmen mit der Entente und zum innern Frieden kommen, so muß der äußere Zickzackkurs und die Innenpolitik des haltlosen Kompromisses endlich ein Ende haben. Die deutsche Regierung muß sich dann fest auf die Grundlage des versailler Friedensvertrags und des Völkerbunds stellen. Sie muß zugleich die Entschlossenheit zeigen, die wirtschaftliche Auflösung und soziale Korruption mit entschiedenen Mitteln zu bekämpfen. Der preußische Ministerpräsident Hirsch schüttete unlängst in die Korrespondenz eines halboffiziösen Schmocks seinen tiefen Schmerz über dieser Zeiten Jammer aus. Der Valuta-Sturz sei verschuldet durch die unsinnigste Schieberwirtschaft. Für vier Milliarden Zigaretten und Zigarren habe man seit der Aufhebung der Grenzsperre eingeführt und für mindestens ebensoviel Milliarden überflüssigste Luxusgegenstände. Ja, warum haben denn die Regierungen im Reich und in Preußen diesem Unfug tatenlos zugesehn? Warum haben sie überhaupt so lange geschlafen? Wären sie auf dem Posten gewesen, so hätte die Kapitalistenclique nicht zwanzig bis dreißig Milliarden Kapital ins Ausland verschleppen, so hätte nicht das Schiebertum Währung und Wirtschaftsleben unbehelligt ruinieren können. Aber die Regierungen versagten, weil die Koalition mit den kapitalistischen Parteien die rechtssozialistischen Minister vollends entnervte. Rettung kann nur von einer Regierung kommen, in der das proletarische Interesse den Ausschlag gibt. Sie schaffen zu helfen, ist dringendste Pflicht auch der Linkssozialisten. Oder worauf wollen die Unabhängigen noch warten? Auf den totalen Zusammenbruch? Bilden sie sich ein, daß ihnen der Aufbau dann leichter fallen würde?

Juden raus! von Georg Metzler

Die antisemitische Welle — würde nicht etwas fehlen im Bild dieses Deutschland, das selbstverschuldetes Unglück ohne Würde trägt und ohne Größe, wenn diese anmutige „Welle" ausgeblieben wäre? Nur eines kann den Abscheu, der unserm unseligen Land von allen Kulturnationen zuteil wird, noch im-

mer vergrößern: das ist die Erbärmlichkeit und Niedrigkeit einer Gesinnung, wie sie die in Preußen-Deutschland unverändert maßgebenden Schichten durch ihren Judenhaß kundtun.

Es ist sicher: die deutschen Juden haben mancherlei Laster und Gebrechen — oder sagen wir lieber: es gibt in der deutschen Judenschaft einen nicht unerheblichen Teil, der unerfreuliche Eigenschaften aufweist, namentlich in Berlin. Man sieht oft einen gröblichen Mangel an Takt und Geschmack, viel Urteilslosigkeit und Snobismus, Furchtsamkeit und einen Hang zum Wohlleben, der abstößt. Aber diese Fehler sind deutsch, wenigstens neudeutsch, nicht jüdisch; die französischen, englischen, italienischen Juden zeigen sie nicht. Oder muß etwa im Berlin des Doms und der Siegesallee die deutsche Geschmacklosigkeit noch besonders nachgewiesen werden, oder nach diesem Krieg die Urteilslosigkeit und Furchtsamkeit? Trotz allem Aufschwung in Handel und Wirtschaft ist der Deutsche, der Normaldeutsche seit 1870 ein recht unerfreulicher Geselle gewesen, und die deutsche Weiblichkeit war ihm ziemlich ebenbürtig; in der ungeheuern Mehrheit der obern Schichten war man anti-idealistisch, dabei verlogen, protzenhaft und von einer gradezu märchenhaften Dummheit und Kritiklosigkeit. Die „Tüchtigkeit“ gedieh hierbei ganz außerordentlich. Man eroberte die Welt, das heißt: man kroch überall hinein, und staunend sahen die Andern dieses so ganz falsch beurteilte, betriebsame neudeutsche Händlervolk, das je nach Bedarf demütig oder frech auftrat: Merkur erscheint an Sonn- und Festtagen in der Mars-Garnitur. Uns kann Keener! es waren kaum Juden, die in den britischen Dominions, in Nordafrika, in Ostasien diesen Typ repräsentierten, einen Typ, der in allen Kolonialromanen der Weltvölker vor dem Krieg wiederkehrt. Grade der Fehler, die man in Deutschland den Juden vorwirft: unsympathische Betriebsamkeit, Mangel an Fairneß, an Takt und Geschmack — grade dieser Fehler bezichtigt man die Deutschen auf der ganzen Erde. Immer wieder erklären kluge Ausländer, die hier den Antisemitismus kennen lernen, daß in den Augen der Kulturwelt der Deutsche heute die Rolle spielt, die man in Deutschland den Juden zuweist. Den starken Einschlag von Brutalität und Grausamkeit hat erst der Krieg aufgedeckt — er findet sich bei den Juden nicht; selbst die Radau-Antisemiten werden die Juden nicht als brutal und grausam bezeichnen können.

Der Jude und die Jüdin aus den mittlern Handelskreisen, die Welt des jüdischen Großhandels und der Großindustrie ist ganz und gar „national“, hält sich ohnehin stark zurück; man kennt sie in Berlin kaum, da es dort eine „Gesellschaft“ nicht gibt, nie gegeben hat und sicherlich niemals geben wird. Diese Leute kleiden sich in der Regel sorgfältiger und besser als die entsprechenden Schichten des christlichen Besitzes und der In-

telligenz. Die Frauen der Offiziere und Beamten müssen sich oft einschränken; alle Festbesoldeten tragen in Zeiten wie diesen besonders schwer. Noch immer wird in Deutschland auf Kleidung und Schuhwerk im Mittelstand weniger gegeben als im Ausland; Franzosen, Italiener, aber auch Bulgaren und Rumänen beiderlei Geschlechts werden daher in Berlin gewöhnlich für Juden gehalten, auch Amerikaner verfallen diesem Verdacht. Nun sind gewisse Straßen, vor allem der Kurfürstendamm und neuere Teile des berliner Westens, viel von Juden bewohnt, die meistens aus erfreulichen Gründen in moderne Häuser ziehen, nämlich weil sie dort Badezimmer, fließendes Wasser und Zentralheizung finden. Diese Juden bevölkern dort Straßen und Geschäfte und erwecken die Wut aller Derer, die es sich saurer werden lassen müssen. Der in Deutschland lebende Jude unterscheidet sich oftmals — keinesfalls immer; es gibt sehr jüdisch aussehende Germanen und umgekehrt — im Typus vom Nichtjuden; seine reichere Kleidung und die seiner Frauen, die oft häßlich und ungraziös aussehen, wirkt aufreizend auf manches treudeutsche Gemüt, das gerne auch möchte, aber nicht kann, und daran entzündet sich dann der giftig antisemitische Haß, der wohl die tiefste Stufe sozialen Neides bezeichnet. Und man kann hundertmal, tausendmal darauf hinweisen, daß in diesem Kriege die ungeheure Mehrzahl der Kriegsgewinnler und Schieber Nichtjuden, daß die Kriegsgewinne des jüdischen Handels verhältnismäßig gering waren und in einer begreiflichen Ausnutzung der Konjunktur lagen: es nützt nichts und wird auch weiter nichts nützen. Im Deutschland von heute findet die Wahrheit keine Stätte, kann sie bei einem an Geist und Gemüt so durch und durch kranken Volk nicht finden! Es ist ganz wie mit der Schuld am Kriege: die Beweise liegen seit Jahren für Jeden auf der Straße; aber man will die Wahrheit nicht sehen, man will nicht und wundert sich über die Folgen, wundert sich über die entrüstete Antipathie ringsum.

Es gehört die ganze Unwissenheit und Kritiklosigkeit neudeutscher „Mentalität“ dazu, um bei den Juden von jeder Differenzierung abzusehn, sie als gleichartig zu betrachten, während doch die Verschiedenheiten bei einem so begabten, oft überkultivierten Volk naturgemäß sehr groß und mannigfach sind. Grade die jüdischen Geschäftskreise, die den Antisemitismus zunächst hervorrufen, sind nach Anschauung und Ansichten ganz und gar deutsch, sind innerlich völlig germanisiert, haben wie die Vorzüge, so die Untugenden des neuern Deutschland angenommen: sie sind fleißig, tüchtig, betriebsam, sie sind aber auch beschränkt, gehorsam, diszipliniert wie die echtesten Germanen. Nirgends ist da von zersetzendem Kritizismus, nicht einmal von Skepsis die Rede. Eine durch und durch simplistische Zufriedenheit mit dem Bestehenden würde grade diese Juden zu den allertreusten

Deutschen machen, „wenn nur der verdammte Antisemitismus nicht wäre". Wie rasch, wie kinderleicht würden die „Nationalen" bei einem bißchen Philosemitismus mit Republik und Demokratie fertig werden! Nirgends war im Kriege der „Patriotismus" stärker als grade in jenen jüdischen Mittelkreisen, wo man mit brennendem Eifer überall dabei sein wollte und mußte, wo man sich für Kaiser und Reich und vor allem für die Armee begeisterte, für Wilhelm schwärmte und Hindenburg anbetete. Gab es einen „strammern" Offizier, einen begeistertern als den jüdischen Reserveleutnant, der sich mit förmlicher Verzückung dem berauschenden Glück seiner Stellung hinzugeben pflegte und oft genug selbst das Schnarren und all das andre Drum und Dran des echten Borussen erlernt hatte?

Neben den drei- bis fünftausend Juden des behäbigen Wohlstands leben nun in Berlin, von den größern und kleinern Provinzstädten zu schweigen, viele tausend schlichter, einfacher, nach innen gekehrter Juden, die unter sich wieder in verschiedene Arten zerfallen. Es sind meistens fleißige bescheidene, zum Teil tief nachdenkliche Menschen, musterhafte Gatten und Eltern, treu anhängliche Kinder. Oft arbeiten sie uneigennützig und still im Dienst der Gemeinde und gemeinnütziger Anstalten. Auch sie sind insofern ganz deutsch, als sie mit vielfach leidenschaftlicher Liebe an deutscher Dichtung, an deutscher Musik, Kunst, Wissenschaft hangen. Nirgends findet man einen stärkern Kultus für Goethe, für Mozart, Schubert und Wagner als in diesen Kreisen, die fast durchweg einen intensiv intellektualistischen Einschlag haben. Tausende von Jünglingen sind aus diesen jüdischen Kreisen im Kriege zu den Fahnen geeilt und haben mit hellem Ueberschwang gelitten — als Juden oft doppelt und dreifach gelitten — und geblutet für eine Sache, die sie als gut empfanden; ohne zersetzende Kritik. Treudeutsche Antisemiten ehren jene tapfern jungen Männer und ihre Eltern durch wüste und blöde Beschimpfung.

Aber: Eisner, Landauer, Leviné und Levien, Haase und Cohn, Rosa Luxemburg und noch so mancher und manche Andre — sind es nicht alles Juden? Juden, die an die heiligsten Güter der Nation getastet haben? Hierauf muß offen und ehrlich erklärt werden: Ja, darin habt Ihr recht, Ihr wackern deutschen Antisemiten! Es ist ja gewiß nur eine kleine, sehr bescheidene Zahl: aber diese radikalsten unter den deutschen sonst so gut gesinnten Juden beweisen doch, daß in der eigentlich deutschen Intelligenz, in der Bourgeoisie nicht ein Fünkchen revolutionären Geistes lebt, nicht ein Hauch jenes Rebellentrotzes, der auch heut noch in allen, allen Nationen des Erdballs sich findet — nur nicht bei Deutschen. Denn hier herrscht noch heute die Hundedemut nach oben, die Brutalität nach unten; Leidenschaft zeigt sich einzig, wo keine Gefahr droht: gegen Juden und Radikale.

Und was in andern Ländern der Lynchjustiz eines empörten Volkes verfallen wäre, das erringt in Deutschland hohe und höchste Ehren. Man braucht mit den Eisner, Landauer, Leviné und Haase politisch-wirtschaftlich ganz und gar nicht übereinzustimmen und muß doch bewundernd stehen vor der Seelenreinheit, dem Geistesadel und der Unerschrockenheit dieser Tapfern. Nehmt sie doch fort aus dem deutschen politischen Leben der letzten Menschenalter, die Heine und Börne, die Marx und Lassalle, die Eisner und Landauer, was bleibt denn noch groß übrig außer Bismarck etwa, diesem letzten Endes innerlich so ganz undeutschem Rebellen? Und wenn einst die Geschichte, auch die von Deutschen geschriebene, richten wird, dann werden die Eisner und Haase anders dastehen als die Schiffer und Riesser; und selbst die Heroen von heute, die Ludendorff und die andern Abgötter der deutschen Oberlehrerei werden versinken vor jenen Juden.

Und darum: Juden raus! Man kann allen jüdischen Rittern vom Geiste nur raten, dringend raten: Macht euch auf, wandert aus! Sucht euch ein neues Vaterland; Ihr findet es außerhalb Deutschlands überall. Und Ihr jüdischen Väter: Laßt Eure Kinder nicht nur Englisch lernen und Französisch, sondern auch Spanisch und Italienisch, damit sie eine andre Heimat erwerben können, eine Heimat, in der Raum ist für wahrhaft freiheitliche Gedanken und gütige Herzen!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

V.

Der zweite Moltke

Am Ende des Jahres 1905 trat der zweiundsiebzigjährige Graf Schlieffen in den Ruhestand. Sein Wahlspruch war gewesen: „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen.“ Wie er die Aufgaben eines Chefs des Generalstabs auffaßte, zeigte eine Rede, die er 1905 bei der Enthüllung des Moltke-Denkmals auf dem Königsplatz hielt. „Moltke hat“, so sagte Schlieffen, „in die Tat übersetzt, was Bismarck und Roon eingeleitet und vorbereitet haben.“ Auf den Weltkrieg übertragen, würde das also lauten: Ludendorff hat in die Tat übersetzt, was Bethmann Hollweg und Heeringen eingeleitet und vorbereitet haben!

Schlieffen füllte den Rest seines Lebens (er starb 1913) mit schriftstellerischer Tätigkeit aus. Sein Aufsatz: ‚Der Krieg in der Gegenwart‘, Januar 1909 von der ‚Deutschen Revue‘ veröffentlicht, erregte größeres Aufsehen, schon weil der Kaiser den zur Neujahrs-Cour versammelten Kommandierenden Generalen den Artikel vorlas, hauptsächlich wohl in der Absicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf Gefahren abzulenken, die von außen drohten, nachdem im Innern soeben die unerhörteste von allen seinen

Entgleisungen passiert war: die berüchtigte Veröffentlichung im ‚Daily Telegraph' und in der ‚World'.

Die Frage, wer Schlieffens Nachfolger werden sollte, wurde damals in der Armee viel erörtert. Beseler wurde oft genannt, aber der war bürgerlich und aus den Pionieren hervorgegangen und hatte somit die gesamte Garde-Infanterie-Clique gegen sich. Dazu muß man wissen, daß mehr als die Hälfte aller Kommandierenden Generale aus der Garde-Infanterie stammten, so daß der Einfluß dieser Regimenter in der Armee ausschlaggebend war. Allerdings wurde auch nirgends in der Armee so gearbeitet wie in den Garde-Infanterie-Regimentern. In der Kaserne des 2. Garde-Regiments, zum Beispiel, wohnten etwa zwanzig Offiziere; darunter waren immer einige, die schon in den Generalstab versetzt waren, einige, die kommandiert waren, einige, die auf Kriegsakademie waren, einige, die sich grade vorbereiteten, und so half einer dem andern. Bei den übrigen Garde-Regimentern war es ähnlich, und die Garde-Infanterie war sicherlich die fleißigste Truppe der Armee. Als beim Examen zur Kriegsakademie der Brauch eingeführt wurde, die Namen zunächst geheimzuhalten, stellte sich heraus, daß trotzdem nicht weniger Garde-Infanteristen das Examen bestanden hatten.

Beselers Ernennung zum Chef des Generalstabs hätte die Garde-Infanterie, aus der maßgebende Leute wie der Chef des Militär-Kabinetts Hahnke, wie Plessen und Hülsen-Haeseler stammten, nie geduldet, und so wurde es schließlich ein Mann, auf den selbst im Generalstab eigentlich niemand gekommen war, der aber den historischen Namen Moltke trug.

Der Kaiser liebte es, mit großen historischen Namen zu spielen. Als während der Boxer-Wirren die Kaufmannschaft von Shanghai um Unterstützung telegraphierte, antwortete er: „Moltke mit Bismarck" — gemeint war das Kriegsschiff — „unterwegs, 40 000 Mann folgen." So wird es dem Chef des Militär-Kabinetts auch nicht schwer geworden sein, dem Kaiser klar zu machen, daß allein der Name dafür spräche, grade den General von Moltke Schlieffen zum Nachfolger zu geben.

Dieser Moltke war ein unaufregender Mann. Er gehörte nicht zu den unruhigen Köpfen wie Bernhardi, vor dessen scharfer Feder und rücksichtsloser Draufgängerei man sich fürchtete, er hatte auch nicht, wie der alte Goltz, verdächtige Beziehungen zur Presse und schrieb weder Bücher noch Artikel im roten ‚Tag'. Eine zu selbständige Hervorkehrung seiner eigenen Ueberzeugung, wie sie seinerzeit General von Bock und Polach von Berlin nach Karlsruhe geschleudert hatte, war von Moltke auch nicht zu erwarten.

In seiner Stellung erwies er sich immerhin besser als sein Ruf und keineswegs nur als Träger des berühmten Namens. Er war ein fleißiger, unterrichteter Mann, ein guter Durchschnittsgeneral, der im Frieden seine Stellung, selbst als Nach-

folger Schlieffens, leidlich ausfüllte. Genialität fehlte ihm vollständig; aber er hatte einen gewissen gesunden Menschenverstand. Wäre der Krieg nicht gekommen, so wäre die Fruchtfolge: Schlieffen-Moltke garnicht schlecht gewesen. Nach einem großzügigen Kerl, unter dem zweifellos die höhern Führer etwas zu eigenwillig geworden waren, ein nüchterner, pedantischer, aber tüchtiger Fachmann, der dafür zu sorgen hatte, daß die Bäume der „Selbständigkeit der Unterführer" nicht in den Himmel wuchsen. Dieser alte Garde-Infanterist war von ehrlichem Charakter und vornehmer Denkweise. Sein größtes Verdienst ist und bleibt, daß er es war, der ein Ende machte mit den unwürdigen, lächerlichen Soldatenspielereien des Kaisers. Er erklärte, nur dann die Stellung als Chef des Generalstabs übernehmen zu können, wenn der Kaiser nicht mehr im Manöver führte. Die großen „Hoffeste", die Riesen-Attacken, über die die Armeen der ganzen Welt gelacht hatten, fielen von jetzt an weg. Es blieben nur noch einzelne intimere Veranstaltungen, wie das berühmte Kaiser-Exerzieren, das Ende Mai jedes Jahres in Döberitz stattfand zum Andenken an ein Brigade-Exerzieren unter Kaiser Friedrich. Der Kommandierende General des Gardecorps stellte hierbei dem Kaiser die Aufgabe, und da gab es Kritiken wie etwa diese: „Die erste Anordnung Eurer Majestät war der Befehl zum Zusammensetzen der Gewehre. Damit kann ich mich nur durchaus einverstanden erklären, die Truppe bedarf unbedingt der Ruhe . . ." Dabei standen die zur Kritik versammelten Offiziere vielleicht um den berühmten Obelisken auf dem Hasenheidenberg, der auf der einen Seite Friedrich den Großen, auf der andern Wilhelm den Zweiten verherrlichte . . .

Die großen Manöver unter Moltke waren interessant und lehrreich; überhaupt war eigentlich Jedermann angenehm überrascht von dem neuen Herrn, grade weil man so garnichts von ihm erwartet hatte. Moltke erkannte, wahrscheinlich, weil er beschränkter war als Schlieffen, daß die vielgerühmte Selbständigkeit der Unterführer in Gefahr war, zur Willkür zu werden. Ein Divisionskommandeur, der auf seinen Ruf als Taktiker hielt, führte beinahe keinen Befehl wörtlich aus, sondern „wich sinngemäß ab". Es gab Kaisermanöver, wie, zum Beispiel, eins im nördlichen Teil der Provinz Brandenburg und im südlichen Mecklenburg, wo eigentlich jeder höhere Führer etwas andres machte, als ihm befohlen war. In einem großen Manöver, wo der sächsische Kriegsminister auf einer Seite führte, wurde die Truppe so abgehetzt, daß die Kavallerie nach drei Tagen nur noch Schritt reiten konnte, und daß einzelne Infanteriekompagnien des 4. Armeekorps streikten, als sie immer noch marschieren sollten. In der Front sprach man von „Papierstrategen" und „Heerverderbern" und schob die gewohnheitsmäßige Ueberanstrengung der Truppe in den Manövern auf die Kraftwagen,

die die Exzellenzen morgens zu einer Zeit, wo der Musketier schon stundenlang marschiert war, bequem und schnell nach vorn schafften. Dieselben Erscheinungen wiederholten sich später im Weltkrieg: Ueberanstrengung der Truppen durch die weit hinten bequem untergebrachten Führer, die in Kraftwagen kamen und verschwanden, Willkür und Eigenmächtigkeit der Führer und Generalstabsoffiziere, die in letzter Linie doch immer die Truppe auszubaden hatte.

Moltke selbst wußte, daß er sogar im Frieden seine Generale taktisch nicht in der Hand hatte. Seinem letzten großen Manöver in Schlesien lag eine ganz einfache Kriegslage zugrunde: auf jeder Seite einige mit den Flügeln angelehnte Armeecorps, die frontal auf einander losgingen. Es war mehr ein Gefechtsexerzieren größten Stils. Nach diesem Manöver hieß es dann, Moltke wolle gehen. Daß er ein kranker Mann war, wußte man. Tatsächlich soll er auch um seinen Abschied gebeten haben, denn er fühlte, daß er nicht mehr felddienstfähig und am Ende seiner Kräfte war. Daran konnte auch der Gebetsfeldzug seiner bigott frommen, zu Pietismus und Gesundbeterei neigenden Frau nichts ändern. Ob Moltke selbst trotz seiner körperlichen Geschwächtheit derartigen Einflüssen zugänglich war, ist zweifelhaft.

Das war der Mann, dem wohl das wichtigste Amt der Welt übertragen war, als der Weltkrieg ausbrach. Die Führung des Heeres entglitt den Händen des Kranken, der in den Abendstunden bis zu vierzig Grad Fieber hatte, und der auch in gesunden Tagen den Riesenanforderungen der Stellung keineswegs gewachsen war. So zog das deutsche Heer in den Weltkrieg, mit diesem Chef seines Generalstabs und einem obersten Kriegsherrn, der zwar nicht selber führte, dessen Einfluß aber doch entscheidend war, da er die einzige Verbindung zwischen Armee und Flotte darstellte, und dessen Wahlspruch lautete: „Wenig leisten, stark hervortreten, weniger sein als scheinen." Es liegt eine tiefe Tragik in diesen Tatsachen. Die verhängnisvolle Veranlagung des Kaisers, der in der Auswahl der leitenden Männer fast immer versagte, und dank dessen dilettantenhafter auswärtiger Politik und dessen taktlosen aufreizenden Reden der Ring um Deutschland geschlossen worden war — dieser Kaiser hatte es fertig gebracht, daß das stärkste und beste Heer der Welt unter Bedingungen in den Kampf trat, die den Keim des Mißerfolgs in sich trugen. Die Schlacht gewinnt nämlich nicht das Heer, sondern der Feldherr, der überlegen und sicher die Leitung fest in der Hand hält, der widerspänstige Unterführer kräftig zur Ordnung ruft oder fortschickt, und der unbeschränkt über alle vorhandenen Machtmittel verfügt.

Die Einleitung des Weltkrieges ist bekannt. Im Westen blieb der linke deutsche Flügel vor den französischen Befestigungen liegen, der rechte jedoch stieß, nach Schlieffens altem Plan, sieg-

reich durch Belgien durch, und dann begannen die Armeen Bülow und Kluck ihren Wettmarsch auf Paris. Naturgemäß hing nun der rechte Flügel in der Luft, ja er war sogar seitlich vorwärts statt rückwärts gestaffelt — eine strategische Lage, die nur zu halten war, wenn man die französisch-englische Armee vollständig schlug. Das Große Hauptquartier begnügte sich damit, die Dinge laufen zu lassen. „Soll ich den siegreichen Armeen in den Rücken fallen?", hat Moltke damals angeblich gesagt. Gewiß ist es der denkbar schwerste Entschluß, den Siegeszug zweier Armeen zum Stehen zu bringen, und die Armeen meldeten ja immer neue Siege. Die Armeeführer glaubten zu verfolgen — wir in der Front aber wußten genau, daß man keine Verfolgungs-, sondern schwere Rückzugskämpfe durchmachte. Nirgends fand man fortgeworfene Waffen und andre Spuren eines überhasteten Rückzugs, und die ständig angreifenden deutschen Bataillone verloren von Tag zu Tag in schweren Kämpfen an Gefechtsstärke. Joffre hatte seine Kräfte hinter Paris zurückgenommen, hatte sie umgruppiert und lieferte die einzige Entscheidungsschlacht des Weltkriegs, die Schlacht, die Deutschlands Schicksal entschied: die Marne-Schlacht.

Moltke, den in diesen Tagen Generalstabsoffiziere von der Front im Großen Hauptquartier sahen, war, wie sie erschreckt berichteten, so schwach, daß ihm manchmal die Kinnlade schlaff herunterhing. Aber er sagte sich wohl auch, nach seinen Friedenserfahrungen: Wozu Kluck und Bülow etwas befehlen? Sie tun es ja doch nicht.

Als seine Gesundheit immer schlechter wurde, verfiel man auf den Ausweg, den Kriegsminister von Falkenhayn zu den Beratungen des Großen Hauptquartiers hinzuzuziehen. Nun wußte Niemand mehr, wer eigentlich die Verantwortung hatte. Es traten unhaltbare Zustände ein, und schließlich gab man dem alten Moltke den Laufpaß. Falkenhayn wurde sein Nachfolger.

Moltke, den man als Opfer des Prestiges bezeichnen kann, mußte den Kelch bis zu Ende leeren. Der schwerkranke General durfte nicht abreisen, sondern mußte im Großen Hauptquartier bleiben, wo er nichts zu sagen hatte und nicht mehr erfuhr, als täglich im Heeresbericht zu lesen war. Manchmal setzte er sich ins Auto und fuhr zu seinem Freund Beseler, der Antwerpen belagerte.

Und wie lohnte ihm sein oberster Kriegsherr seine treuen Dienste? So unglaublich es klingt: der alte Chef des Generalstabs der deutschen Armee, unter dessen Leitung schließlich doch die großen Anfangssiege errungen worden waren, bekam das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Es wurde ihm nicht etwa vom Kaiser persönlich überreicht, nein: ein junger Hauptmann sollte es ihm übergeben. Voll Mitleid mit dem alten General brachte er es nicht übers Herz, sich seines Auftrags zu entledigen, und schließ-

lich wurde der Orden ihm auf den Schreibtisch geschmuggelt. Er hat ihn nie getragen.

Später durfte er endlich nach Hause gehen und ist noch während des Krieges seinem Herzleiden erlegen. Er war ein Mann von bestem Willen und einem Durchschnittskönnen und hatte sich nicht zu dem Posten gedrängt, auf den Unverstand und Torheit ihn gestellt hatten. Es gab genug Männer, die ihn besser ausgefüllt hätten. Aber sie trugen nicht den historischen Namen des „Handlangers Seiner Geheiligten Majestät Meines in Gott ruhenden hochseligen Herrn Großvaters Kaiser Wilhelms des Großen".

Moritz Heimann von Julius Bab

Es ist fast ein Jahrzehnt her, daß ich an dieser Stelle versuchte, das Bild Moritz Heimanns zu zeichnen: wie er auf dem Wege von wünschendem Wissen zu schöpferischem Geschenk „einer Wahrheit nicht gemeiner Art" nachfolgt. Die Form, die sich damals bei der Betrachtung seiner schöpferischen Gaben in erster Linie anbot, war die künstlerische. Und vom Verhältnis der Menschlichkeit Moritz Heimanns zum Wesen und Willen künstlerischer Form mußte man deshalb am ausführlichsten sprechen. Dies Verhältnis hatte den feinen, aber schmerzhaften Reiz einer letzten Unbefriedigung. Zwei Größen kamen niemals zu völliger Deckung. Es war ein Versuch wie die Quadratur des Kreises. Ganz erstaunlich, bis zu welcher äußersten Dezimalstelle Heimann seine Zahl Pi ausrechnete. Ein Rest — ein in all seiner unendlichen Kleinheit unendlich großer Rest mußte bleiben. Denn ein im Grunde rechtwinkliger, auf das begriffene Widereinander von Grundkräften gebauter Geist kann ohne Verlust in das widerspruchslose Kreisrund der Kunst nicht umgerechnet werden. Oder, um es mehr von der technischen Seite und in einem Bilde Heimanns selber zu sagen: der allerrüstigste Wanderer kann nicht den Berg ersteigen, den der Genius erfliegt. Hierbei brauche ich nun freilich das Wort Genius in dem besondern und einzigen Sinne künstlerischer Schöpfung: Wesen und Rang einer genialen Kraft — einer Kraft, die aus tiefstem, unlehrbarem Zusammenhangsgefühl heraus neue, nie vorher ergriffne Verbindungen zwischen den Dingen stiftet — eine solche Kraft kann sich natürlich auch in andern als künstlerischen Formen offenbaren. Daß Moritz Heimann eine solche vollkommene Kraft besitzt, braucht nun nicht mehr aus den erhabenen Unvollkommenheiten seiner Kunstübung abgeleitet zu werden: rein, rund und völlig wirkt sie sich aus in den ‚Prosaischen Schriften', die der Verlag S. Fischer jetzt in drei Bänden herausgegeben hat.

Für jeden Menschen, dem eine reine, jedem unmittelbaren Interesse entrückte geistige Anstrengung tiefste Erholung ist,

müssen diese Essay-Bände eine Quelle des lautersten Genusses, der ernstesten Erbauung werden. Die drei Bände bedeuten drei verschiedene Wege zum gleichen Ziel. Man geht durch die politischen Formungen des Lebens, durch seine literarischen Gestaltungen und schließlich durch die elementaren Aeußerungen der Natur und Zivilisation, Gedankenwelt und Phantasie hindurch — geht immer zur Darstellung des einen, jede Erkenntnis erschließenden, jedes Urteil gründenden Heimannschen Weltgefühls. So viele Werte die politische, literarische und elementare Weltbetrachtung im Einzelnen ans Licht fördern mag: das Alles bleibt nebensächlich neben dem Besitz, den uns jede einzelne Seite und die Gesamtheit dieser fast tausend Seiten vermittelt. Dem Schriftsteller Moritz Heimann gelingt die völlige Ausprägung seines Wesens. Wenn die kritische Kraft in ihm der künstlerischen ein Hemmnis war, so ist die künstlerische in ihm der kritischen die gewaltigste Förderung — ja die entscheidende: denn dem Künstler ist es zu danken, wenn dieser unvergleichliche Meister des Wortes doch niemals vom Wort verführt wird. Wenn er weiß: „Die Sprache selbst fälscht und erschlägt das eigentliche, strömende, ungeteilte Leben", wenn er die ganz tiefe Hochachtung vor der stummen Weisheit des unvernünftigen, rein kreatürlichen Daseins in keinem Augenblick verliert und grade damit auf dem Wege bleibt zu seiner „nicht gemeinen Wahrheit". (Daß so zwar der ewig wache Kritiker den Künstler stören, der ewig wache Künstler den Kritiker aber nur zu seiner höchsten Leistung beflügeln kann: das ist vielleicht ein tiefer Hinweis darauf, daß von diesen ebenbürtig geborenen und ewig einander unentbehrlichen Brüdern dennoch einem der Vorrang gebührt, und daß unter zwei im tiefsten Daseinsrecht gleichen doch der eine, der synthetische, der erste vor dem zweiten, dem analytischen, genannt werden muß.)

Der erste Weg und vielleicht der gradlinigste, den Heimann zu seinem Ziele geht, ist der der Politik. Er hat das höchste Recht, sich hierbei jene Verwechslung mit den Literaturknaben zu verbitten, die, vorgestern noch weltverachtend aesthetische Snobs, gestern die Politik bemerkten und „die ‚Güte' als eine neu entdeckte, auf die Dauer von fünf Jahren angelegte literarische Manier" in Gebrauch nahmen. Moritz Heimanns Verhältnis zur Politik ist leidenschaftlich-ernst und so alt wie sein Ringen um bewußten Weltbesitz überhaupt. Ja, es gibt für die ganze Struktur seines Geistes kaum einen so bezeichnenden Zug wie seine Höchstwertung der Politik — keineswegs aus Nützlichkeits-, sondern aus Weltanschauungsgründen! Ihm ist Politik vor allem wichtig als „Schule des Geistes", sie ist imstande, den Menschen die rechte Stellung zu lehren „zwischen der Flüchtigkeit und der Ewigkeit des Lebens . . . hindurchzusteuern zwischen Journalismus und Chiliasmus in kluger Fahrt". Im

Ausblick über vielerlei akute Erschütterungen und dauernde Probleme des sozialen und politischen Lebens sagt Heimann sehr viel tief Treffendes, gründlich Aufhellendes, ernstlich Förderndes; es muß auch erwähnt werden, daß er bereits 1910 — das heißt: zu einer Zeit, wo die herrlichen „Aktivisten" von heut wahrscheinlich noch nicht gewußt haben, was der Unterschied zwischen einem Minister und einem Ministranten ist — sehr merkwürdige Dinge über die äußere Politik geschrieben hat und ihre „extreme Erscheinung", an der sie erkannt, von der aus sie beurteilt werden müssen: den Krieg! Das wichtigste Ergebnis dieses ersten Bandes aber bleibt: wie jede Einzelbetrachtung von einem Weltgefühl durchleuchtet wird, das politisches Erkennen und Wollen zur religiösen Pflicht macht, weil Politik ein dem Menschen unersetzliches Organ der Weltgestaltung ist, das verkümmern zu lassen Verarmung und Verkrüpplung des ganzen Organismus bedeuten muß.

„Man hat auch die Politik eine Kunst genannt, und sie ist es in der Tat in mehr als bloß in einem technischen Sinne." So tritt im zweiten Band neben die, nicht nur als ebenbürtig, sondern als gleichartig erkannte Kraft der Politik das zweite Mittel der Weltgestaltung: die Kunst, die Dichtung, die Literatur. Daß nun hier (im weitaus stärksten der drei Bände), wo der leidenschaftliche Künstler Moritz Heimann dem Kritiker noch in einem sekundären, technischen Sinne zur Hilfe kommt, die alleraußerordentlichsten Einzelerkenntnisse vermittelt werden, das versteht sich von selbst. Sein Instinkt trifft unter den unendlichen Möglichkeiten der Weltliteratur eine Auswahl, um Anlaß zur Entfaltung seines Grundwillens zu haben. Als das Wichtigste ist wieder zu betonen, daß hier, wie in jedem wirklich bedeutenden Buch, zwar für das Bewußtsein des Autors das Bedürfnis persönlicher Entfaltung in der treusten Hingabe an die behandelte Sache verschwindet, für den Leser aber die Bedeutung der einzelnen Inhalte hinter der entfalteten Gesamtanschauung einer großen Persönlichkeit zurücktreten muß. Wichtiger als die tiefgehende Analyse einzelner bedeutender literarischer Gestaltungen bleibt die Grunderkenntnis vom Wesen jeder Form, die Heimann einmal (übrigens auf gut Hebbelsch) so ausspricht: „In der Form hat das Unendliche teil am Endlichen; das ist ihr Geheimnis, ist für den Begriff ihr ewig aufreizender, unerschöpflicher Widerspruch."

Die philosophische Reinheit des eigentlichen Wertes bei Moritz Heimann liegt dann am offensten, von keiner Ablenkung ins Einzelne gefährdet zutage in den Betrachtungen des dritten Bandes, die unmittelbar von einem Erlebnis landschaftlicher oder gesellschaftlicher Art oder rein innerer Natur ihren Ausgang nehmen. Hier, wo der Trieb der Welterkenntnis nicht mehr den Umweg über die kritische Auflösung bereits geschaffener Welt-

gestaltungen nimmt, berühren sich die Extreme. Der reine Philosoph scheint dem reinen Künstler am nächsten. Natürlich trügt der Schein — die Extreme, die sich berühren, decken sich nicht im mindesten: Der lebendigste Plato ist von dem weisesten Shakespeare (bei aller Ebenbürtigkeit des Ranges) tiefer geschieden als ein minder extremes Mischprodukt, eine philosophische Dramatik, eine dramatisierte Philosophie von Byron oder Shelley etwa, von einem dieser Beiden. Sie berühren sich nur in einem Punkt, um funkensprühend auseinander zu fahren. Der Unterschied zwischen dem Denker und dem Dichter wird hier erst völlig deutlich, weil die Leidenschaft des Denkers Erlebnisse ergreift, die als ein sinnlich starker und feiner Weltausschnitt auch Stoff des Dichters hätten werden können. Heimanns impressionistische Kraft, seine Fähigkeit, Eindrücke bis in das allerheimlichste Grenzgebiet von Körper und Seele zu verfolgen, ist außerordentlich; aber nicht einen Grad größer als seine Kraft, noch den allerkörperlichsten Vorgang als Zeichenschrift des heiligen Geistes zu lesen. Und da bei diesem großen Schriftsteller das einzige entscheidende Streben ist, die Erscheinungen des Lebens in einander zu erklären, durch immer neue Zurschaustellungen ihres Gemeinsamen und Unterscheidenden die ungemeine Wahrheit näher und näher einzukreisen, so ist es im Grunde gleich, ob er eine Erscheinung aus dem geistigen Bereich durch ein Bild aus der Naturerfahrung erklärt oder einem Naturerlebnis den weltbedeutenden Sinn entlockt. Heimann erklärt einmal das Wesen eines umfassend großen Mannes durch den Vergleich mit der zweikeimblättrigen Pflanze: der ein zwiespältiger Samen nicht hemmenden Widerspruch, sondern reichere Struktur bedeutet. Ein ander Mal sucht er den geistigen Grund der rein physischen Erfahrung, daß ihm der Anblick einer Säulenhalle wie die Einkehr aus nächtlicher Landschaft in ein einfaches Zimmer so wohl getan hat, und findet das Geheimnis unsre rechtwinkligen Geistesstruktur, das Urbild unsrer Existenz: tragender Geist senkrecht zur lastenden Natur gestellt. Und er hat im allerletzten Grunde beide Male Dasselbe gesagt! Als Wesen ganz reifen Schrifttums wird offenbar, daß zwischen Form und Inhalt kein eigentlicher Unterschied mehr besteht: das gedeutete Ding und die deutende Metapher sind vom gleichen Stoff und können auch wohl den Platz vertauschen. Denn alles Vergängliche liefert nur den Stoff sich wechselseitig erklärender Gleichnisse, jedes Wort spricht an dem einen Unaussprechlichen.

Verlieren so in der Welt Moritz Heimanns alle Dinge ihre absolute Bedeutung, weil sie alle erst in ihrer Beziehung aufeinander, in ihren Gegensätzen und Ergänzungen etwas vom eigentlichen Wesen der Welt verraten, so ist Moritz Heimann doch nichts so wenig wie ein Relativist, wie ein Skeptiker. Durchaus existiert für ihn ein Absolutes, wenn er auch nicht die weit verbreitete Naivität besitzt, es mit irgendeiner Einzelerscheinung

gleichzusetzen. Die Paradoxie, der unauflösbare Widerspruch in allem Existierenden ist ihm das Siegel jeder wahren Erkenntnis; aber deshalb gibt es für ihn durchaus eine Wahrheit: die Wahrheit, die „zwischen zwei Extremen, aber nicht in der Mitte" liegt — nicht in der festgenagelten Mitte des Philisters, sondern in der rastlos tätigen Bewegung des künstlerischen Menschen, der in das „offene Geheimnis" schaut. Heimann weiß: „daß man nicht richtig hört, wenn man allzu genau hört", weil eben zu jedem Satz sein Gegensatz gehört. Aber er hat die tiefe Konsequenz, auch diesen Satz gegen sich selbst zu kehren und neben die reine Vernunft die praktische zu setzen. Und die lehrt ihn, daß das Wort von der Relativität aller Wahrheit „ein furchtbares und bequemes Wort" ist, das uns statt zum Gipfel der Erkenntnis in Nihilismus und Anarchie führt, wenn man es auch nur einen Augenblick zu früh — das heißt: vor der letzten, willigsten Anspannung unsres Wahrheitswillens — anwendet. Auch zwischen Dogmatik und Nihilismus steuert Moritz Heimanns genialer Lebensinstinkt in kluger Fahrt hindurch. Diese äußerste Ehrfurcht vor den Lebendigen, die sich jede Lust des erkennenden Geistes noch unterordnet, und die doch wieder auch im Geiste ein Lebendiges zu tief verehrt, um in die unduldsamen Rasereien Nietzscheschen Lebenskultes zu verfallen, dies ist das Wesen von Moritz Heimanns Frömmigkeit. (Und viel mehr in dieser gründlichen Religiosität als in der fabelhaften Dialektik seiner Vordergründe wird man Moritz Heimanns jüdisches Erbteil sehen müssen.) Heimann weiß: die Welt würde zugrunde gehen, wenn irgendein absoluter Gedanke herrschte. Aber er trifft auch den nicht minder tötlichen Irrtum des Skeptikers mitten ins hohle Herz mit dem prachtvollen Satz: „Die Zwiebel besteht aus lauter Häuten — also gibt es keine Zwiebel." Der Wille zur Form ist unsrer Existenz ebenso unentbehrlich wie das immer wache Gefühl einer jede Form überflutenden Unendlichkeit. Und dieses Wissen steigt für Moritz Heimann dann einmal an zum feierlichen Bekenntnis des „zweigesichtigen Gottes: Gott-Welt, dessen kein Ende und Ziel ist, in dem ich getragen werde, gegen Wissen und Willen, schwindelnd über den Abgründen; und Gott-Vater, in dessen Hand ich in Ziel und Zufriedenheit ruhe, gegründeten Standes und heiter."

Und nachdem ich all dies gesagt habe, hoffe ich verstanden zu werden, wenn ich nun sage: das Höchste in diesen drei Bänden, die vollkommenste Ausbreitung des Heimannschen Wesens ist der an der Spitze des zweiten Bandes befindliche Aufsatz: ‚Zum Thema Goethe'. Und dieser Aufsatz ist zugleich vielleicht die wesenhafteste der vielen Millionen Aeußerungen, die bisher zum Thema Goethe existieren, die vollkommenste Ausbreitung des Goetheschen Wesens. Ich wenigsten habe noch nirgends diese völlig unsentimentale religiöse Ergriffenheit dem Phaenomen

Goethe gegenüber gefunden, die ein weit stärkeres und vor allem ein ganz andres Gefühl ist als die naive Begeisterung für den großen Mann oder der literarische Enthusiasmus für den großen Dichter, und die vielleicht am entferntesten von jener aristokratisch-exklusiven Huldigung für das vollkommene Bildungsphaenomen Goethe ist, die in Gundolfs unsagbar dickem Buch ihren Ausdruck gefunden hat. Denn es gibt wohl keinen tiefern Unterschied als den zwischen Exklusivität und Religiosität, zwischen einem eiteln und einem frommen Menschen. Heimann aber, der da weiß, daß ganz gelegentliche Worte Goethes aus Briefen, Gesprächen und gleichgültigen Aufsätzen (vielleicht mehr als seine erlesensten dichterischen Prägungen) uns plötzlich bis zu Tränen erschüttern können: der weiß, was Goethe ist. Heimann, der ausspricht, daß alle Extreme des menschlichen Geistes — selbst Michelangelo, selbst Johann Sebastian Bach — leichter zu verstehen sind „als diese unfaßbar mittlere, unfaßbar wahre Erscheinung“: der weiß, was Goethe ist. Heimann, der das eigentliche Wesen dieses angeblichen „Egoisten“ in seinem völligen Mangel an Selbstsucht findet, das heißt: in seiner antisentimentalen Hingabe an den Willen der Welt, in seinem Abscheu vor jeder Uebertreibung, die doch die Verzeihung des Himmels für den aufschwebenden Faust „angemessen“, nicht „ungemessen“ sein läßt: Heimann weiß, was Goethe ist. Wer das Gleichbedeutende der Goetheschen Totalität mit einer tiefen Güte erfaßt und in dem dezidierten Nichtchristen als ständig gegenwirkende Kraft ein ganz ursprüngliches Christentum zu erkennen weiß: der weiß, was Goethe ist. Und so wage ich die Behauptung, daß für Moritz Heimann diese vollkommenste Darstellung des großen Goetheschen Geistes nur auf Grund einer vollkommenen Kongruenz möglich ist — man kann freilich ebenso gut sagen: auf Grund einer vollkommenen Gegensätzlichkeit, muß dann aber den Ton auf das Adjektivum legen. Der Heimannsche Geist ist der reziproke Wert zu dem Goetheschen. Er ist, wie ein Spiegelbild zu seinem Original gestellt, vollkommen ähnlich, aber genau umgekehrt. Heimann denkt dauernd die lebendige Wirklichkeit in ihre konstitutiven Gegensatzkräfte auseinander; Goethe lebt stündlich leidenschaftlich erfahrene Gegenkräfte in der einheitlichen Gestalt seines Geistes wieder zum undurchdringlichen Ganzen zusammen. Vom letzten Rangunterschied des synthetischen und des analytischen Geistes habe ich ja vorhin schon etwas gesagt; aber an Spannweite, an unermüdlicher Wachsamkeit, an nie zu überrumpelnder Ehrlichkeit scheint mir das Heimannsche Lebensgefühl allerdings dem Goetheschen ebenbürtig, und so deckt sein Begriff die Goethesche Gestalt, wie der Handschuh die Hand. Eine in rein gedanklicher Beziehung dem Moritz Heimann verwandte Natur, der Philosoph Georg Simmel, hat in seinem sehr bedeutenden Goethe-Buch auch einmal den Versuch gemacht, die Goethesche Lebenssprache in den Dialekt der Begriffe zu übersetzen;

er scheint mir aber mit seinem starken Buch weniger zu sagen als Heimann mit seinen paar Seiten, weil ihm der Gedanke tatsächlich letzte Heimat und letzte Lust war, während er in Moritz Heimann nur die vornehmste Waffe seines religiösen Grundwillens ist. So ist dieser Autor mit seinem erhabenen Objekt im tiefsten Gehalt eins und doch in der ausformenden Kraft aufs Tiefste getrennt. So vertraut und fremd zu sein, dies erzeugt jene Mischung von Nahgefühl und Sehnsucht, die wir wahrhaft Liebe nennen — die Mutter alles schöpferischen Gelingens, so auch der Heimannschen Goethe-Kritik.

Es scheint mir schließlich im Stil dieses Autors zu bleiben, wenn man seinen Blick nicht nur auf den Mann richtet, über den er das Innerlichste und Wichtigste gesagt hat, sondern auch auf einen, über den er in besonders bezeichnender Weise nicht spricht. Ich meine Friedrich Hebbel. Daß Heimann von den vielen hundert Möglichkeiten der Weltliteratur ja doch überhaupt nur einige wenige behandelt, ist kein Einwand gegen diese Betonung. Denn es sind ja außer Goethe nicht nur Menschen gleicher Atmosphäre, wie Gotthelf, Keller und Hebbel, über die er spricht; und nicht nur Zeitgenossen, die besondere Schicksalsgemeinschaft wahllos nah rückt. Heimann geht in seinen Betrachtungen über Kleist, Büchner, Grabbe gradewegs auf Hebbel zu — und begnügt sich dann mit der Seitenbemerkung, Hebbel habe zwar zu Recht den Vergleich mit Grabbe abgelehnt, da dieser ideenlos sei, habe aber unrecht, diese Ablehnung überheblich zu färben, da er seine höhere Organisation der Stoffe mit außerpoetischen Mitteln erreiche. Dies ist nebenbei ungerecht, da Hebbel, wenn wir einmal den Streit über den Dramatiker ruhen lassen wollen, das Nachtlied und das Gedicht von den beiden Schwänen geschrieben hat, Dinge, von deren rein künstlerischer Vollkommenheit in den tollwütigen Genialitäten Grabbes auch kein fernster Schimmer glänzt. Noch aufschlußreicher aber als die Ungerechtigkeit ist die karge Einzelheit dieser Bemerkung Moritz Heimanns über einen Autor, der ihm von allen bisher bekannten Geistern vielleicht der verwandteste ist! Hebbel hatte für den Ausdruck des gleichen tiefreligiösen Grundgefühls die gleichen, vorzugsweise dialektischen Werkzeuge — und den gleichen halbglücklichen Auftrieb zur künstlerischen Formung. Aber eben deshalb fehlt für Moritz Heimann nicht nur der in Goethe so erschütternde Reiz einer großen Fremdheit: ich bin überzeugt, daß er in einem letzten unvernünftigen Grunde diesen Hebbel gradezu haßt — so wie nur Brüder sich hassen können. „Ja, es gibt Brüder. Die Natur bedurfte ihrer, denn wie hätte sie sonst wohl die für ihre Zwecke so notwendige Feindschaft in die Welt bringen können!" Es ist überaus aufschlußreich (und nicht nur für Moritz Heimann), daß die Ungerechtigkeit eines Geistes, der sonst schon beinah die Totalität besitzt, die mit der Güte gleichbedeutend ist, just gegenüber einem

Individuum einsetzt, das ihm das denkbar nächste ist. Eine solche kritische Ungerechtigkeit aber ist dadurch geadelt, daß sie schon beinah Selbstkritik ist, und daß sie aus der recht eigentlich heiligen Ungenügsamkeit eines aufrechten Geistes stammt, der sich bewußt ist, daß ihm sein natürlichen Grenzen nur so lange eine würdige und wertvolle Gestalt verleihen, als er nie aufhört, gegen die Enge dieser Grenzen leidenschaftlich anzukämpfen.

Einen Pfennig! von Major Eckart

Auf gesetzgeberischem Wege ist es nicht in allen Fällen möglich, die pensionsberechtigten Krieger so zu bedenken, wie es ihre wirtschaftliche Lage tatsächlich erheischen würde, denn die Fälle sind zu verschiedenartig. Mehr oder weniger muß sich die Abfindung der Pensionsempfänger immer in schematischer Weise vollziehen, und das führt zu Härten, die unbedingt ausgeglichen werden müssen.

Es ist eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, alle Kriegsteilnehmer oder deren Hinterbliebene vor Not zu bewahren. Dazu kann Jeder — auch der wirtschaftlich Schwache — beitragen.

Wir haben im Deutschen Reich rund 33 Millionen Steuerzahler. Wenn sich nun jeder Steuerzahler verpflichtet,

täglich Einen Pfennig zu opfern,
so beträgt das Ergebnis
am Tage 330 000 Mark
und im Jahr rund 120 Millionen Mark.

Verpflichtet sich gar jeder Steuerzahler, dieses Opfer zehn Jahre lang zu bringen, so erreicht die Summe die Höhe von 1,2 Milliarden.

Es darf aber angenommen werden, daß die wirtschaftlich Bessergestellten mehrere Pfennige beisteuern werden. Ferner wird diese freiwillige Steuer vielfach nicht auf die zehn Jahre verteilt werden, sondern bereits im ersten Jahr zur Einzahlung kommen, so daß ein Teil davon auf Zins und Zinseszinsen gelegt werden kann.

Endlich ist auch zu erwarten, daß besonders vermögende Leute auf ein Mal Beträge beisteuern werden, die den Pfennigbetrag um ein Vielfaches übersteigen. Es werden also Summen auf Zins und Zinseszinsen angelegt werden können, die das Endergebnis der zehnjährigen freiwilligen Steuer schätzungsweise auf 3,5 Milliarden erhöhen werden.

Um nun die ganze Summe dem guten Zweck ungeschmälert zukommen lassen zu können, also alle Verwaltungskosten zu vermeiden, wäre es notwendig, daß die Regierungen ihre Rentämter anwiesen, an die Steuerzahler Steuererklärungen zu verteilen, auf welchen diese sich freiwillig verpflichten, eine jährliche Steuer von so und so viel Mark zu zahlen, und zwar für die Dauer von zehn Jahren.

Diese freiwillige Steuer würde von den Rentämtern mit den übrigen Steuern eingezogen und an eine Zentralstelle abgeführt werden, die sie wiederum den Fürsorgestellen zuweist.

Trotzdem die künftigen Steuern hohe Anforderungen stellen werden: hier handelt sichs für den Einzelnen um einen Betrag, den Jeder, einfach Jeder leisten kann — um Drei Mark und fünfundsechzig Pfennige im Jahr! —, und der in seiner Gesamtheit die Not aller Kriegsteilnehmer und ihrer Angehörigen beseitigen wird.

Großes Schauspielhaus

Man wird Geduld haben müssen. Wenn neben einem die Clowns des alten ehrlichen Zirkus sich aus der Zivilgarderobe schälen, um einmal nicht lachen zu machen, sondern zu weinen: dann ergreift einen doch mit wildem Weh die Erinnerung an jene Sonntag-Nachmittage, wo der Erwachsene ein Kind frei hatte, welches man selber war. Drinnen ist jede Spur der Vergangenheit getilgt. Das Kreisrund ist auf einer Seite eckig gezogen. Vor eine lange blecherne Wand in Hellgelb, die wahrscheinlich als Vorhang dient und sich nachher feierlich auseinanderschieben wird, ist ein schwarzer Stufenbau gelagert. Ihm gegenüber pflegte der Stallmeister seine Pferde in die Manege zu knallen. Da kauert jetzt ein niedriges Tor, durch das zuverlässig die atemlosen Boten in die Arena gestürzt kommen werden. Ueber ihr schwebt die Tropfsteinkuppel des Architekten Hans Poelzig. Die Stalaktitensäulen, die sie tragen, laufen nach unten zu spitz zu, daß sie garnicht den Boden zu erreichen scheinen. Wird dieser Himmel nicht auf die Erde fallen? Es ist eine Massigkeit, vor der man, statt ruhig, nervös wird, und solch ein unwuchtiger, solch ein durchbibberter Amerikanismus bezeichnet ja wohl auf seine Weise die Zeit — deren Genossen sich stürmisch ein zeitgenössisches, ein genossenschaftliches, einfach: ein Volks-Theater verlangten? Keineswegs. Sie brauchen zu nötig panem, um so gierig auf circenses zu sein, die adliger wären als das Kino. Und Max Reinhardt würde, wie Lessing, über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein National-Theater geben zu wollen, bevor sie eine Nation geworden sind, in Bälde seufzen oder lächeln, wofern er Heuchler genug wäre, sich als Träger einer gewaltigen sittlich-geistig-künstlerischen Idee zu empfinden. Du lieber Gott! Er hatte einen Szenenbeherrscher-Ehrgeiz von unalltäglichem Umfang, einen imperialistischen, einen wilhelminischen Ehrgeiz, und den haben ihm Kapitalisten endlich befriedigt.

Wie die ‚Orestie' zunächst unter Reinhardts Mitwirkung vor ungefähr neunzehn Jahren auf der gewöhnlichen Bühne, wie sie dann unter seiner Leitung vor ungefähr acht Jahren im gewöhnlichen Zirkus aussah, und wie sie beim Aischylos sowohl Wilamowitz-Moellendorffs wie Karl Vollmoellers aussieht: davon gibt das erste ‚Jahr der Bühne' eine Darstellung, deren Ausführlichkeit mir heute Seiten erspart. Damals wurde es Mangel an Phantasie genannt, daß ich mir von den Unzulänglichkeiten des Pferdezirkus den Eindruck hatte verkümmern lassen. Wenn die erst beseitigt seien . . .! Nun, jetzt sind sie beseitigt, jetzt sind in verbissener Kleinarbeit Reinhardts Träume verwirklicht worden — und jetzt ist der Eindruck nicht stärker, sondern erheblich schwächer. Jene Aufführung war improvisiert und demgemäß roh; aber der Schmiß, womit sie über die ungeahnten Gefahren eines fremden Terrains hinweggaloppierte, erhitzte und rötete ihr Blut. Diese, auf abgetastetem, angepaßtem Boden, ist nüchtern und schüchtern. Damals hatte man immerhin den Mut, die Chöre durch Uebersteigerung eines Prinzips bis zur Lächerlichkeit zu verpatzen. Diesmal melodramatisierte man sie zag-

haft, bis sie zerflossen. Daß Orest sich vor den Erinnyen fürchtete, war nicht zu verstehen, so bescheiden enthielten sie sich der atembenehmenden Grausigkeit. Leider war — und das ist der unerfreulichste Unterschied zu dem Pferdezirkus — auch akustisch zu wenig zu verstehen. Ueberdies bedingen die gewaltigen Entfernungen zwischen einzelnen oder zu Gruppen geballten Partnern eine Verlangsamung des Spieltempos, der sich die Sprechkunst noch nicht hat fügen können. Mit Ueberstürzung wechselt Getragenheit. Vorläufig würde die eigentlichen Akzente das Licht verteilen, wenn man bereits die Handgelenke hätte, es mit bedächtiger Schnelle abzutönen. Kurz: bei der Fülle der Kinderkrankheiten ist des Kindes Lebensfähigkeit nicht ohne weiteres richtig einzuschätzen. Für sich hat es die beispiellose Zähigkeit seines Vaters Max Reinhardt, der bisher immer erreicht hat, was er sich vorgesetzt hatte.

Er wird sich auch seine Leute aufziehen oder umerziehen, wofern er dazu noch die Spannkraft hat. Sie haben es ungeheuer schwer. Die Guckkastenbühne, indem sie den Schauspieler abgrenzt, einhüllt und schützt, konzentriert die Aufmerksamkeit. Die Arena zerstreut sie. Nackt und bloß steht oder liegt der Solist mittendrin in demselben Publikum, gegen das er sich zu behaupten hat. Das will gekonnt sein. Allerdings ist es grausam, den Schlag Gregori auf solche Probe zu stellen. Wieviel von der allgemeinen Unsicherheit der doppelt aufregenden Premiere zuzurechnen war, wird die Folge erweisen. Jeder machte sein Experiment für sich und Reinhardt seins für sie Alle. Charakteristisch war, daß selbst ein Rhetoriker wie Wüllner nicht zur gewohnten Geltung kam. Erst zum Schluß gab Raul Langes Apollo ein hehres Beispiel. Das Hauptproblem unter einer ganzen Anzahl sehe ich jedenfalls darin, daß niemals ein Ensemble vom höchsten künstlerischen Range für dieses Haus zu bilden sein wird, wenn die Mitglieder abwechselnd hier, im Deutschen Theater und in den Kammerspielen beschäftigt werden. Die dritte Bühne hat einzig einen kleinern Kubikinhalt als die zweite. Aber die erste ist von der zweiten und dritten durch Struktur, System und Stilbedürfnisse derartig prinzipiell geschieden, daß ohne reinliche Abtrennung einer eignen Truppe das Große Schauspielhaus möglicherweise den Aktionären Freude, aber keine Epoche in der Theatergeschichte machen wird.

Man wird Geduld haben müssen. Es hat fast zehn Jahre gedauert, bis Reinhardts Sehnsucht nach einem Riesenhause erfüllt worden ist. Leicht möglich, daß es dieselbe Anzahl von Jahren dauert, bis er die Technik für diese Dimensionen geschaffen und auszuüben gelernt hat. Am ersten Abend — Eröffnungsvorstellungen sind befugt, zu mißglücken — hatte einen einheitlich großen Stil nichts als die Langeweile der Gäste. Kein geringer Teil der Schuld kommt, selbstverständlich, auf das Libretto. Trotzdem bei Beginn ein furchtbarer Krieg beendet ist, und trotzdem die ‚Eumeniden' absichtlich an der Stelle abgebrochen wurden, wo der antike Schiller die Bürgerschaft zur fruchtbaren Einigkeit aufruft — dergleichen unwillkürliche oder herbeigeführte Aktualitäten behüteten diese „toten Symbole" nicht davor, einen Verwesungsgeruch über die dreitausenddreihundert Zuschauer auszuströmen. Ob man im-

stande sein wird, in deren lebendige Seelen zu greifen: darauf beruht die Zukunft des Unternehmens. Es hätte Sinn, ein Theater von solchen Bedingungen an die ‚Letzten Tage der Menschheit' zu wenden, vor denen alle unabgestumpften Leidensgefährten unsrer herrlichen Aera in einem Gemeinsamkeitsgefühl ohne gleichen erbeben würden. Aber ohne Zweifel ist man zu ängstlich für Karl Kraus. So suche man, bis die Gegenwart einen genügend weiträumigen, nicht gar zu unbequemen Dichter hervorgebracht hat, in der klassischen und der jüngstvergangenen Literatur nach den Dramen, deren Atem der Besucherzahl eines normalen Theaters zu mächtig ist. Für pure Regiekunststücke noch so pompösen Ausmaßes ist kein Markt mehr oder wird morgen keiner mehr sein. Nur wenn das Große Schauspielhaus sich zum Sammelplatz und Ventil einer neuen Intensität macht, hats eine Existenzberechtigung, wirds eine Existenz haben.

Diebe im Haus von Alfred Polgar

‚Diebe im Haus' ist eine Komödie in drei Akten von einem Autor, der den tiefdeutschen Namen Andreas Eckbrecht führt. Ein Schreinermeister, der Holbein Modell gesessen, könnte so heißen. Es heißt aber so Frau Gina Kaus, Adoptivtochter des Doktor Josef Kranz, jenes bekannten wiener Finanzmanns.

Schlafzimmer der Frau Baronin. Es treten auf: der Herr Baron, ein Selbst-Gemacht-Mann, kurzstirnig, aber in seinen Grenzen garnicht dumm, ein Kerl mit imponierenden Tatzen, gemein und gutmütig, laut und unpathetisch. Ein Menschen-Braucher und -Verächter, ein Mann, der immerhin auf festen O-Beinen steht und seinen tüchtigen Schatten wirft. Dann die Frau Baronin, jung und fein, Sunamitin ihres müden Gemahls, von Leere und Einsamkeit bedrängt, mit einem hungernden, aber dressierten Herzen unter der sympathischen Büste. Ferner der Sohn aus des Barons erster Ehe, ein Jüngling mit lockerer Seele, deren schöner, kindlich zielunbewußter Auftrieb dem Ballast der väterlichen Millionen entgegenwirkt. Weiter ein Prachtexemplar von Lakai, die Art des Herrn burlesk widerspiegelnd, Urahn künftiger Barone gleichen Stils. Das netteste Wesen im Komödienpersonal ist aber die Kammerzofe. Hübsch und zierlich, geistig außerordentlich flink, helle bis zur Unverschämtheit, durchschaut sie die Figuren des Spiels, hat gewissermaßen von allen Marionettenfäden ein Endchen zwischen den Fingern. Diese charmante Zofe bestiehlt ihre Herrin. Und wie sie den Diebstahl seelenruhig eingesteht, wie sie für solches Anteilnehmen an Kleidern, Schmuck und Wäsche der gnädigen Frau die nettesten persönlichen und grundsätzlichen Rechtfertigungen findet, wie sie, halb zynisch, halb treuherzig, ihre Schuld hinter einem Wirbel von Sophismen und erfühlten Wahrheiten verschwinden macht: das ist sehr fein, in gutem Sinn witzig und von echtem komödischen Geiste be-

schwingt. Indes der Baron zur Polizei läuft, hat die Baronin Gelegenheit, sich der Zofe gegenüber (die wohl auch ein bißchen verliebt in die Dame) menschlicher, fraulich verständiger zu zeigen, und diese findet Gelegenheit zu einer kleinen Revanche, indem sie das Liebesspiel zwischen der gnädigen Frau und dem Stiefsohn vor Störung behüten hilft. Das wäre so ziemlich der erste Akt. Er ist amüsant, mischt Komödienspaß und tiefere Bedeutung zierlich ineinander und legt allerlei motivische Fäden bloß, die sich wohl zu einem artigen Spiel verspinnen könnten. Leider kommt es dann nicht ganz so. Sondern die Mischung wird trübe — der Spaß bekommt einen zähen Beigeschmack, der Ernst einen von Komödie —, und jene Fäden schwellen plötzlich zur Kabeldicke auf, bestimmt, eine Weltanschauung weiter zu leiten. Zofe und Jüngling entzünden sich ethisch aneinander: in einer Art mutueller Erleuchtung, Hand in Hand wie Rosmer und die Seine, beklettern sie den Weg zu freier sittlicher Höhe. Die Baronin jedoch entläßt das Kammerfräulein und wagt es, ihm Geld anzubieten. Nun, da hört sie aber Riese-Töne eines beleidigten Mädchens aus dem Volke, über die weder sie noch die Zuhörer was zu lachen haben. Moralisch noch größer wird die Jungfer im dritten Akt. Obzwar man ihrer figaresken Behendigkeit und Schlauheit mancherlei Verkleidung zutraut, ist es doch überraschend, die Zierliche mit einem weißen Umhängebart erscheinen zu sehen: Meinen Namen sollt Ihr nie erfahren, ich bin der Graf Tolstoi! Worauf sie sich einem komischen Polizeimenschen überliefert. Auch der Sohn zieht demonstrativ aus der Wohllebengasse fort. Und zurück bleibt, seelisch wie physisch unerlöst, die Baronin an der Seite eines schlafbedürftigen alten Verdieners. Was hat sie sie jetzt von ihrem Reichtum, ihrer Würde, ihrer goldenen Perücke? Einen Schmarrn. Sehr lehrreich. Sehr lehrreich. Aber auch den Zuhörer, der Ja sagt zu allem, was gegen Feigheit, Lüge und Besitz der bourgeoisen Welt — gescheit, boshaft, mit einer gewissen Anmut auch der polemischen Geste — vorgetragen wird, fröstelt in der Herzenskälte, die das ganze Spiel durchweht. So gut frappiert kommt die neuere Moralität doch nur auf den Tisch der Reichen. Und es macht einen sonderbar unwahrscheinlichen, artifiziellen Eindruck, wenn in solcher Eiskellerluft die Osterbotschaft der sozialen Auferstehung ergrünt. Hiervon abgesehen, ist Andreas Eckbrechts Komödie eine vielfach reizvolle Arbeit. Schon daß es hier einmal nicht um öde Liebe und Heiraterei geht, ist ein deutsches Lustspiel-Novum. Ein Novum auch das geistig Federnde der drei Akte — die „Unruhe", von der die Uhr des Spiels bewegt wird —, das Mokante und Gefährliche ihrer Witzigkeit und die List, der Erwartung des Hörers immer wieder ein Schnippchen zu schlagen. Kurz: Geht Ihr zum Fulda; ich gehe zum Andreas. Ins Schloßtheater von Schönbrunn.

Körperkultur von Kaspar Hauser

Und wie sich auch die weißen Glieder ranken;
wie sie sich, wenn die letzten Hüllen sanken,
wollüstig aalt —
es kann mich nicht von meiner Brunst erlösen.
Es ist doch alles, teure Voyeusen,
bezahlt! bezahlt!

Es rast die Polizei. Die Kommissare,
sie nutzen dies als eine wunderbare
Reklame aus.
„Die Orgje." Und: „Entkleidet bis zum Nabel"
(von unten her) — und: „Welch ein Sündenbabel!
welch Pfreudenhaus!"

Du Polizei vom Alexanderplätzchen!
Es liebt doch jeder gern sein eigenes Schätzchen
und sein Plaisir.
Dies Schauspiel war, zum Beispiel, für die Dümmern.
Du mußt dich aber nicht um alles kümmern —
wir schenkens dir.

Und, Presse, du! Laß das Moralgeflenne —
willst du, daß ich dir etwas Schlimmeres nenne
als dies Lokal?
Die gaben nackt sich hin im Lasterloche.
Das Liebste, tust du schließlich jede Woche
wohl dreizehn Mal.

Ausfuhrzölle! von Validus

Die Zersetzung der deutschen Valuta schreitet immer weiter fort. Die Mark hat im Ausland kaum noch den zehnten Teil des Friedenswertes. Die furchtbaren Folgen sind nachgrade jedermann bekannt: ein derartiger Valutastand wird eine beispiellose Ausfuhrprämie und ein unübersteigbarer Schutzwall gegen die Einfuhr — ein Wall von einer Höhe, wie ihn auch die phantasievollsten Schutzzöllner nie und nimmer aufrichten könnten. Das muß, wenn kein Wunder geschieht, uns auf der einen Seite immer mehr entblößen von der Zufuhr fremder Waren, die uns ganz unentbehrlich sind. Man bedenke unsern Mangel an Nahrungsmitteln, den Bedarf vor allem an Bekleidung, wofür die Rohstoffe ja fast ausschließlich von überseeischen Märkten kommen (Baumwolle und Wolle). Auf der andern Seite ist eine Exportprämie zunächst ja recht angenehm. Sie wirkt vor allem für ein Land, dem nur durch eine entsprechende Ausfuhr zu helfen ist, unter normalen Verhältnissen wie ein Heilmittel. Indessen hat auch das seine Grenzen, und diese Grenzen haben wir bereits überschritten. Wenn nämlich die Valuta derartig entwertet ist wie heute bei uns, dann artet die Exportprämie nach zwei Richtungen in äußerst gefährlicher Weise aus.

Einmal werden die Preise in einem Land wie dem unsern für das Ausland gradezu phantastisch billig. Es entsteht die schwere Gefahr, daß Deutschland gewissermaßen ausverkauft wird wie ein bankrottes Geschäft. Die Verhältnisse sind derartig aus dem Gleichgewicht ge-

kommen, daß es sich für den fremden Käufer sogar rentiert, die Dinge im Detailgeschäft zu kaufen, wiewohl doch hier bereits ein großer Prozentsatz von Zwischengewinn darauf liegt. Die zweite Folge aber ist gewissermaßen außenpolitischer Natur. Auf die Dauer wird sichs das Ausland nicht gefallen lassen, von Deutschland mit spottbilliger Ware überschwemmt zu werden. Nicht als ob das ein Schaden für das Ausland wäre. Im Gegenteil. Aller Wahrscheinlichkeit nach wärs ein großer Gewinn. Denn der Konsument, und das ist ja die erdrückende Mehrzahl der Bevölkerung, kommt dadurch billig zu guten Sachen. Aber leider hat der Konsument einstweilen nirgends auf der Welt was zu sagen. Das große Wort führt der Produzent, der die Preise beherrscht und das Ohr der Regierung hat. Der ausländische Produzent aber wird selbstverständlich durch spottbillige Angebote aus Deutschland konkurrenzunfähig gemacht. Tatsächlich hört man schon heute aus manchen Ländern derartige Klagen. Diese Beschwerden werden sich in einer für uns recht verhängnisvollen Weise verdichten. Sie werden nämlich dazu führen, daß das Ausland besondere Einfuhrzölle gegen Deutschland erwägt. Was entstünde daraus für uns? Die Unmöglichkeit, fremde Waren einzuführen, weil sie zu teuer sind, und die Unmöglichkeit, unsre eignen auszuführen, weil das Ausland sie nicht hereinläßt.

Was sollen wir also tun? Verhüten, daß unsre Waren zu einem Schundpreis aus Deutschland herausgehen; daß wir das Einzige, was wir noch haben, in selbstmörderischer Art verschleudern; daß das Ausland uns wegen angeblicher Schleuderei gram wird. Durch gute Worte und Aufklärung wird da wenig zu machen sein. Wohl ist denkbar, daß große industrielle Syndikate ihre Preise einigermaßen nach der Valuta regeln. Aber die gesamte Klein- und Mittelindustrie versagt in dieser Beziehung nach allen unsern Erfahrungen. Sie muß umso mehr versagen, als durch Zwischenmänner im Einkauf sehr leicht verschleiert werden kann, ob ein Inländer oder ein Ausländer die Ware erhält. Aber selbst dann, wenn der Industrie die Erkenntnis der gefährlichen Lage käme, selbst wenn sie so viel Disziplin im Leibe hätte, um die Auslandspreise entsprechend hochzuhalten, so würde noch keineswegs alles gewonnen sein. Denn die gewaltigen Gewinne hätte ja nicht die Allgemeinheit, sondern ausschließlich die Großindustrie.

Und deshalb scheint die einzige Rettung für Deutschland: Ausfuhrzölle! Kein Zweifel: sie hätten ihre Schwierigkeiten und Nachteile. Ausfuhrzölle sind in der Wirtschaftspolitik ja verhältnismäßig selten. Sie spielen gegenüber den Einfuhrzöllen eine bescheidene Rolle, denn im allgemeinen ist jedes Land froh, wenn es so viel wie möglich exportieren kann. Nur bei Gütern, die eine Art Monopolcharakter tragen, hat man bisher zu diesen Exportzöllen gegriffen, und zwar in der Regel ausschließlich aus fiskalischen Gründen. So führte England nach dem Burenkrieg einen Ausfuhrzoll auf Kohle ein, und die Abgaben, die etwa Chile auf seinen Salpeter, Argentinien zeitweise auf sein Getreide erhob, gehören ebenfalls hierher.

Was wären die Folgen eines Ausfuhrzolls? Für die Gesamtheit sehr erhebliche Einnahmen, über deren Verwendung wir uns keine grauen Haare wachsen lassen müßten. Am nächsten läge es, den Erlös zur Verbilligung der Einfuhr zu gebrauchen. Mindestens gleich wichtig aber wäre die Beseitigung der Gefahr für uns, im Ausland noch verhaßter zu werden, als wir ohnehin sind. Und schließlich wäre eine gewisse Gerechtigkeit in der Verteilung des Gewinns aus der Ausfuhrprämie ge-

währleistet. Die Gegner eines Ausfuhrzolles verweisen vor allem auf die Schwierigkeiten, die aus dem Friedensvertrag entstehen. Sie bezweifeln, ob wir solche Zölle überhaupt erheben dürfen. Wenn das zweifelhaft ist, so mag man durch Verhandlungen das Ziel zu erreichen suchen. Man sollte meinen, daß die Ausländer froh sein müßten, auf diese Weise ihre eigne Industrie schützen zu können. Aber die Industrie wird in dem Augenblick, wo sie den großen Gewinn aus Auslandsverkäufen nicht ganz behalten darf, sondern mit der Gesamtheit zu teilen hat, die Ausfuhr einstellen? Diese Befürchtung scheint einigermaßen unbegründet. Denn in Deutschland haben sich die Verhältnisse dank dem Valuta-Elend so zugespitzt, daß der heimische Markt immer kaufunkräftiger werden und jeder Fabrikant froh sein wird, nur einigermaßen seinen Betrieb aufrecht erhalten zu können. Zudem brauchte man ja nicht den gesamten Gewinn aus dem Export dem Staate zu geben. Man lasse dem Industriellen eine gewisse Anreizprämie.

Geschieht aber nichts, so werden die Folgen furchtbar sein. Dann ist der Zusammenbruch unsrer Valuta gewiß. Er wird unter Umständen zu völliger Arbeitslosigkeit und damit zu den schlimmsten revolutionären Ausschreitungen führen. Das Ausland wird von einer solchen — sagen wir einmal: bolschewistischen Welle nicht verschont bleiben. Das deutsche Valuta-Elend ist nicht nur für uns, sondern für die Welt eine Riesengefahr. Das Ausland hätte daher allen Anlaß, uns möglichst schnell zu helfen, sei es durch eine internationale Anleihe, sei es durch eine Revision des Friedensvertrages — am besten aber durch beides.

Rundschau

Tiere

Vorüber an Wänden behängt mit Slevogts Phantasien über die ‚Zauberflöte' geht (bei Cassirer) der Weg zum Saal mit Gauls Tieren. Eben noch Menschen, Teufel, kleine geschwänzte Noten. Im Fliegen verkürzten sich Glieder, Bewegtheit war selbst die Ruhe, aus leichten Strichen Welten gebaut. Dann die in den größern Raum hinabführenden Stufen — und sind diese Stufen allein nicht schon sammelnd, zwingen sie nicht, feierlich und retardierend, zur Hingabe? Fand sich oben Leichtigkeit, Esprit und Gelöstheit der Glieder zusammen, wurde man ein wenig verwirrt von all dem komplizierten Leben, so trifft man hier auf Gebilde, mit einem Blick zu umspannen. Ueber den schlichten Aufbau gleitet das Auge glatt und ungehemmt.

Man wundert sich wohl, wie ernst Gaul die Tiere nimmt: da ist nichts Bewegtes und Helles, keine Geschmeidigkeit und Laune, was einem die Tiere vor den Menschen lieb machen könnte. Wenn also nicht dieses, was dann? Ist es die Seele? Aber um derentwillen können diese Pinguine nicht da sein und diese Fischottern, Bären und Biber. Sie sind unerlöst und dumpf, ihre Güte ist nicht Güte aus Fülle, sondern aus leerem Instinkt, ihr Humor ist täppisch und ein wenig töricht. Gaul will einfach vom zerfahrenen Kontur der Menschen fort zur runden Geschlossenheit der Tiere. Die haben keine in alle Richtungen zerflatternden Glieder, und das Agens ist die Größe.

Mit andern Mitteln hätte Gaul Dasselbe auch beim Menschen erreichen können, aber er ist Naturalist. Den Naturalismus der Oberfläche, der das Fell etwa stofflich gäbe (wie bei den frühen Ziegen), hat er gelassen, aber beim innern

Naturalismus ist er geblieben. Alles ist Muskelfunktion, nichts Seele. Haben wir die Form begriffen, so ist Alles ausgeschöpft, und kein Geheimnis bleibt. Wir wissen um Alles. Von innen her ist nichts bedingt, und so ergreift auch nichts. Trotz aller Größe wächst nichts ins Uebergroße, und so sind wir nicht überwältigt. Wir gehen fort, erfüllt von der Form, doch unbeschwingt und nicht entlastet.

Elisabeth Simon

Michelangelo

Das Leben Michelangelos' von Romain Rolland (erschienen bei Rütten & Loening in Frankfurt am Main) ist ein Bekenntnis zum Leben und zum Leiden. Es ist jagend, heiß, im Lebenstempo glühender Seelen geschrieben. Genug Dichtung, um Wahrheit zu sein. Dieses Leben ist die Passion des Leidend-Handelnden, des Künstlers, der unter der Peitsche seines Dämons schafft. Hier erscheint ein Großer, der die Welt verachtet und ihr doch dient; sie beherrscht und vor ihr zittert. Ein Reicher, der sich verschließt und doch Herz und Hand jedem Ausbeuter offenhält. Er gibt sich der Liebe ekstatisch hin, ist heute ein Kind, morgen ein Götze vor den Mächtigen, hat Alles, verliert Alles und schmachtet ewig. Er schließt sich mit seinem Gott ein, ringt ihm Form und Geist ab und wird doch nicht von ihm gesegnet. Er überwindet den Stoff in sich, aber der Weltstoff überwindet ihn, und am Ziel hoher Jahre befiehlt er seinen friedlosen Willen wund in die Hand des Schöpfers und Heilands. Michelangelo ist kein Faust, den sein strebendes Bemühen erlöst, er lebt die Renaissance nicht, wie ein Germane sie nachlebt, im Licht der Ewigkeit, sondern unter der Sonne, die einen Savonarola zeugte. Auch er ist ein Verbrennender.

Viele Abbildungen, besonders von Handzeichnungen und unvollendeten Marmorwerken des Meisters, sprechen im Geiste des Buches. Die dichterischen Proben verblassen in der stümperhaften Verdeutschung; der Buchtext ist von Werner Klette lebendig übertragen.

Eduard Saenger

Ein weißer Rabe

Im Verlag Neues Vaterland zu Berlin ist ein kleines Heft erschienen, das heißt: ,Das verlorene Afrika' und ist von Hans Paasche, Kapitänleutnant a. D. Ein Idealist, ein Wahrheitsfreund, ein weißer Rabe.

Paasche ist unten in den deutschafrikanischen Kolonien gewesen — und erzählt von der deutschen Kulturarbeit da unten, und davon, was er unter dieser Kultur gelitten hat, und endlich, endlich steht das erlösende Wort da: „Eine Aenderung des Denkens tut not." Haben wir das in der Revolution oft gehört?

Von den Kolonien ausgehend, behandelt Paasche nun dieses wilhelminische Deutschland, und man kann es nicht genug behandeln — nur nicht sanft. Man kann nicht oft genug wie Paasche sagen, daß alles, aber auch alles schief und schlecht in diesem Lande gewesen ist, soweit es sich zu einer — sagen wir: Geistigkeit manifestierte. Grade die gipsernen Ideale dieser nicht genügend zerstörten Welt müssen gänzlich entzweigeschlagen werden, ehe an die Errichtung neuer zu denken ist. Wir sehen doch täglich, wie die Leute an diesen alten Kriegervereinstiraden hängen — und grade um die geht es.

Paasche spricht vom Spuk „Schwarz-weiß-rot". Der ist verdammt real. Heute noch. Und fast alle Leute glauben an Gespenster.

Paasche zählt auf, was da gespielt worden ist: die Roheit der herrschenden Macht, der Aberglaube an die geistliche Gewalt, die falsche und schlechte Ambition, die Welt zu beherrschen (ohne die Mittel, sie zu beherrschen — das war das Schlimmste), die mangelnde Intelligenz und die unerhörte Verbohrtheit dieses Volkes.

Beschmutze nicht dein Nest — wispert es, schreit es, dröhnt es. Wir können nicht mehr: Ihr habts reichlich besorgt. Und Paasches Name ist nicht Thersites, sondern Herkules im Augiasstall.

Wenn der gereinigt ist, dann mögt Ihr wieder Kolonien aufmachen. Eher nicht.

Ignaz Wrobel

Antworten

Julius Bab. Wie Herr Kippenberg vom Insel-Verlag und Herr Professor Witkowski Ihnen schreiben, wird gleichzeitig mit dem Luxusdruck des ‚Woyzeck' eine wissenschaftliche Ausgabe und eine populäre erscheinen. Damit werden die Befürchtungen, die Sie in Nummer 48 geäußert haben, erfreulicherweise hinfällig.

Tübinger Student. Du sendest mir eine Erklärung deines Rektors Sartorius, wonach „in Zukunft bei der Anmeldung zu einem Staatsexamen nicht nur die Tätigkeit der Kandidaten im Heeresdienste, sondern auch ihre Teilnahme an der Einwohnerwehr" anzugeben ist. Er, der Rektor, im Namen des großen Senats „bringt damit zum Ausdruck, daß er von jedem dienstfähigen Studierenden den Beitritt zur Einwohnerwehr erwartet". Herr Sartorius verschweigt in dem Aufruf leider, was der Senat mit Studenten zu tun gedenkt, die der überflüssigen und kostspieligen Einwohnerwehr aus dem Wege gehen. Er wagt noch nicht die Rechtswidrigkeit, diese Studenten wegen Mangels an Kadavergehorsam von den Prüfungen auszuschließen. Die Tatsache, daß sich den neuen Kriegervereinen die nichtkorporierten Studenten vorläufig fernhalten, ist ein Lob für sie, das den Verbindungen zollen zu können Keiner erwartet hat. Man hatte gehofft, daß die Dienstpflicht der Deutschen abgeschafft werden würde. Hier ist sie in andrer Gestalt. Die Geschichtsbücher unsrer Enkel werden lehren: „Aus dieser Einwohnerwehr entwickelte sich dann später unser herrliches Heer." An euch, dem politisch sauber denkenden Nachwuchs, wird es sein, dem Unheil rechtzeitig vorzubeugen und im Keim eine Institution zu ersticken, die wieder — nach dieser Katastrophe! — den Vizefeldwebel über den Menschen stellt. Der tübinger Rektor steht offensichtlich darunter.

Idiot der Reichshauptstadt. Das Blatt, das morgens und abends für Sie gedruckt wird, der Berliner Lokal-Anzeiger, gibt seiner Abonnements-Einladung den fetten Titel: Warum müssen wir hungern? und beantwortet diese Frage selbstverständlich mit dicken **Tendenzlügen.** Sie haben daraufhin schnell abonniert und behaupten nun stolz, daß Ihre Leibzeitung die Interessen des werktätigen Bürgertums wirklich mannhaft vertrete. Mein Parsifal: die Bewohnerin der südlichen Zimmer-Straße nimmt sich an der Weiblichkeit der nördlichen Seite ein Beispiel. Sie geht auf den Kundenfang — nach der kleinen Revolution genau so wie bis vor einem Jahr in der großen Zeit. Und genau so wie dazumal, als noch der schwarze Pudel Mohrchen zwei kaiserliche Dackel zärtlich von hinten beroch. Das war die einträglichste Epoche, und sie kehrte erst wieder, da sich der Zeitung Gelegenheit bot, die gefährliche politische Lage durch

die Herstellung eines erfundenen Extrablatts noch gefährlicher zu machen. Heut aber ist nichts widerwärtiger als dieser Ton einer falschen Bonhommie, diese Vorspieglung für den Mittelstand, als lebten wir immer noch anno 1820 — my house is my castle, doch siehe: es ist nur eine Vier-Zimmer-Wohnung. Heut ist nichts übler als diese Beflissenheit, die fauligen Instinkte einer Schicht wachzurufen, die, nicht mehr Proletarier und noch nicht Bürger, ungefähr den wiener Christlich-Sozialen entspricht. Immerhin: ein Licht scheinet in der Finsternis. „Der Berliner Lokal-Anzeiger hat sich die Aufgabe gestellt, auf die Beseitigung von Mißgriffen und Mißständen hinzuwirken, gleichviel an welcher Stelle sie sich zeigen." So ist zu hoffen, daß er sich selber beseitigt.

Speichellecker. Du inserierst in den Münchner Neusten Nachrichten: „Für Sammler. Hohes Kelchglas, welches Hindenburg anläßlich einer Feier des Hauptquartiers 1917 benutzt hat, preiswert zu veräußern." Gibts dafür überhaupt einen Preis?

Bernhard W. Am sechsten November habe ich hier behauptet, daß Paul Rohrbach uns durch seine verbiesterte Ost-Politik beträchtlich geschadet habe. Sie reihen nun eine Anzahl Zitate aneinander, aus denen das grade Gegenteil hervorgehen soll. Aber ich muß es auf das Konto dieses politischen Schriftstellers setzen, wenn unbefangene Leser jahrelang den Eindruck gehabt haben, als spreche hier Einer, der immer dabei sein müsse, ein protestantischer Georg Bernhard. Es ist erwiesen, daß er das Alldeutschtum bekämpft, aber nicht, daß er die Wirkung seiner Politik übersehen hat. Er hatte zu wissen, daß diese Regierung niemals im Baltikum als Befreier einziehen werde, und wenn ers wußte, so war es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, ihr das zu sagen. Er hat es ihr nicht gesagt; wenigstens nicht so, daß ichs behalten hätte. Er hat sie oft genug unterstützt und ist, für mein Gefühl, ein Mann, der Alles ertragen kann, nur das Eine nicht: in aussichtslos scheinender Opposition zu stehen. Aber grade darin bewährt sich der Publizist. Halten Sie neben Paul Rohrbach einen Politiker, der den Ausgangspunkt oder doch das erste Stück der Wegstrecke mit ihm gemein hat: Hellmut v. Gerlach, und betrachten Sie sich, wohin Der, wohin Jener gelangt ist: dann wird Ihnen klar sein, weswegen Der mir verehrungswürdig, Jener recht unerfreulich vorkommt.

Verlag So und So. Du inserierst: „In Nummer 204 des ‚Börsenblatts' kündigten wir das Erscheinen einer neuen Schrift unter dem Titel: ‚Deutsche Fürsten in der Verbannung' an. Verschiedentlich aber besteht in den Kreisen des verehrlichen Sortiments die irrige Auffassung, daß es sich hier um eine Schmähschrift handle. Das Gegenteil ist der Fall! Der Autor hat die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst, aus jeder Zeile spricht große Liebe zu unsern frühern Fürsten. Sachlich, ruhig und objektiv, verschiedentlich von neuen Gesichtspunkten aus, behandelt der Autor den Zusammenbruch des einst so stolzen Reiches. Ferner wird auch der Aufenthalt sämtlicher deutscher Fürsten sowie die mit ihren Ländern abgeschlossenen Verträge bekanntgegeben. Jeder echte Deutsche wird diese kleine Schrift mit Befriedigung aus der Hand legen, an Ihnen aber, Herr Kollege, liegt es, für die weiteste Verbreitung zu sorgen. Ihre Bemühungen unterstützen wir durch reichliche Rabattgewährung." Heil! Jetzt wissen wir erstens, wo unsre frühern Fürsten wohnen, und zweitens haben wirs Schwarz auf Weiß, daß jeder echte Deutsche in seinen patriotischen Bemühungen durch reichliche Rabattgewährung unterstützt wird.

Sachkenner. So schlecht habe ich die offiziöse Presse kaum lesen gelernt, um nicht jede Wette zu riskieren, daß wir einen Prozeß Sklarz nie erleben werden. Das soll mich nicht hindern, die Ratschläge, die Sie dem Staatsanwalt erteilen wollen, an ihn weiterzugeben. „Zunächst versichere dich des Revolverjournalisten, der vor mehreren Monaten an die Litfaßsäulen ein Plakat seines Blattes kleben ließ mit dem weithin leuchtenden Titel: Der Fall Sklarz. Während sonst ein Blatt erst dann plakatiert wird, wenns an der nächsten Ecke zu kaufen ist, erschien dies Plakat drei Tage vor der Nummer, die den Artikel — nicht enthielt, sondern statt seiner den Vermerk, daß die Beilage, für die er bestimmt gewesen sei, wegen Papiermangels ausfallen müsse. Dem Revolverjournalisten hat dieser Papiermangel, der sich nicht auf eine Woche beschränkte, sondern chronisch wurde, ohne daß nun etwa das Hauptblatt für den Artikel Platz gehabt hätte, zweihunderttausend Mark von demselben Herrn Sklarz eingetragen, der jetzt erklärt, man habe ihm das Belastungsmaterial, das kürzlich veröffentlichte, zum Kauf angeboten, und er habe den Kauf abgelehnt — was sehr vernünftig war, weil heute schon zu viele Zeugen vorhanden sind, die nur von dir, lieber Staatsanwalt, vernommen zu werden brauchten, um allerhand hübsche Geschichten zum besten zu geben. Erkundige dich, beispielsweise, wie es kommt, daß die Herren Sklarz zu den beliebtesten Kunden des Gewerbegerichts gehörten, wo die berechtigtsten Ansprüche ihrer Angestellten von diesen eingeklagt wurden, daß sie dagegen einem Reichspressechef als Lektor des Verlags für Sozialwissenschaften monatlich tausend — nach andrer Lesart: zweitausend — Mark bezahlten, die durch die Begutachtung keines einzigen Manuscripts abgearbeitet wurden. Stelle immer und überall die alte Gewissensfrage des Römischen Rechts: Cui bono? Wenn hie Knauserei aus Naturanlage — warum hie grenzenlose Verschwendung? Verfolge bis in den Sommer zurück, wie lange Mitglieder der Regierung samt ihren Angehörigen in den luxuriösen schweizer Villen der Sklarz zu Gaste gewesen sind. Vernimm die Zollbeamten, die eines Tages Kisten für das Auswärtige Amt — „Inhalt: Akten" — öffneten und ein wohlassortiertes Lager der köstlichsten Dinge in einzelnen Packen für hohe und höchste Reichsbeamte entdeckten. Wer waren die Absender? Wer die Empfänger? Wie viele Monate hatte dieser anmutige Aktenwechsel bereits gedauert? Vor allem aber: beschlagnahme schleunigst die Geschäftsbücher und die Korrespondenz der Firma Sklarz. Wenn diese in Deutschland Gegenstände einführen konnte, für welche die Einfuhrerlaubnis sonst durchweg verweigert wurde, und wenn sie daran eine Menge Millionen verdienen konnte: wer hat die Einfuhrgesuche begutachtet, wer gefördert, wer die Fracht bis zur Löschung treulich geleitet? Das Alles, lieber Staatsanwalt ist, vielleicht, am heutigen Tage noch festzustellen — morgen, vielleicht, nicht mehr. Carpe diem!" Na ja, mein Sachkenner. Auf dem Spezialgebiet der Geschäfte des Hauses Sklarz mögen Sie, werter Herr, sich nicht ohne Berechtigung so nennen dürfen. Aber welchen Grad von Gestank die deutsche Oeffentlichkeit erträgt, ohne die Reinigung der Atmosphäre zu fordern: davon, mein Teuerster, haben Sie keine blasse Ahnung.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Parvus-Helphand von Heinrich Ströbel

Der Herr Parvus, der bald in Dänemark, bald in der Schweiz sich aufhält, ist jetzt auch in Schweden aufgetaucht; auch gegenwärtig sitzt er in Stockholm. Bildet sich die Regierung etwa ein, daß ausgerechnet dieser Mann, der ehemalig ausgewiesene „Schnorrer und Verschwörer", der aber jetzt als reich gewordener Kriegsspekulant das Bürgerrecht in Berlin — während des Krieges! — erhalten hat, daß dieser Mann von der russischen Regierung als der geeignete Vertreter der deutschen Arbeiterklasse angesehen werden wird? Glaubt man denn, daß dieser Begründer der berüchtigten ‚Glocke', dieses Tummelplatzes des deutschen Sozialimperialismus, und der nicht minder berüchtigten „Internationalen Korrespondenz', dessen Wirken so eindeutig und dessen Dunstkreis Korruption ist — daß dieser Parvus der Vertrauensmann des deutschen Volkes gegenüber der russischen Regierung sein könnte?

Abgeo dneter Ströbel am elften Dezember 1917 im Abgeordnetenhause

Ueber diesen Parvus-Helphand findet sich unter meinen Kriegsaufzeichnungen folgende Notiz vom dritten März 1915:

Parvus besuchte uns heute auf der Redaktion. Der „bekannte deutsche Genosse Parvus", wie das W. T. B. sich in seinem Bericht über eine Versammlung in Sofia ausdrückte, in der Parvus sich mächtig gegen die Entente ins Zeug gelegt hatte. Der bekannte „deutsche" Genosse Parvus. Dabei ist der Russe Parvus niemals in Deutschland naturalisiert worden. Wohl aber hat ihn die preußische Polizei ausgewiesen. Damals, als er noch radikaler Gesinnungen verdächtig war.

Heute ist Parvus der Schwurzeuge eines Haenisch geworden. Selbst Wolfgang Heine, der Völkische, wird ihm heute kameradschaftlich die Hand schütteln — er, der grade diesen Parvus meinte, als er gegen die „Ausländer" wetterte, die sich herausnähmen, uns Deutschen „in die Stube zu spucken", er, der in Lübeck den lästigen Ausländer Parvus förmlich der Polizei denunzierte — allerdings nach einem kräftig begossenen Frühstück, wie Heine dann zur Beschwichtigung der allgemeinen Empörung entschuldigend erklärte.

In blühender Fülle seines leiblichen Menschen trat mir Parvus entgegen. Voller Stolz erzählte er sogleich, welch bedeutende Rolle er während des Krieges in Konstantinopel gespielt. Wenn Liman von Sanders und dem Kommandanten der ‚Göben' die militärische Kriegsbereitschaft der Türkei zu danken ist, so darf Parvus das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Konstantinopel und die europäische Türkei verproviantiert zu haben. Denn nur seiner zähen persönlichen Initiative gelang es nach unsäglichen Schwierigkeiten und Laufereien, den Getreidehandel wiederherzustellen, die Mühlenindustrie in Tätigkeit zu setzen, die nötigen Eisenbahnwagen für die anatolische Zufuhr zu requirieren, kurz: die notwendigen wirtschaftlichen Kriegsvorbereitungen durchzusetzen.

Und dieser Mann, dem Deutschland so Wichtiges zu danken hat, findet in Berlin nicht die richtige Würdigung. Ja, wenn er ein Südekum wäre, Gentleman und Revisionist von makellosen Antecedentien! Aber so haftet ihm noch immer etwas vom Ludergeruch seiner radikalen Vergangenheit an. Und wenn es sich noch um einen Lensch oder Haenisch handelte, deren man sich wie Marionetten bedienen kann. Aber dieser Abenteurer mit dem Bauch eines Falstaff und dem Schädel eines Großgehirnmenschen, mit dem Wissen eines Gelehrten und der Geschäftsenergie eines gerissenen Börsenspekulanten ist unsern Büro-

kraten unheimlich. In Halbasien mag diese Mischung von politischem Condottiere und Industriekapitän am Platze sein; in Berlin ist ihre Zeit trotz einem Helfferich noch nicht gekommen. Wenigstens klagte Parvus, daß man ihm in Preußen vermutlich nicht einmal das Staatsbürgerrecht geben werde. Ich gab ihm gute Ratschläge: er möge nicht soviel Selbstbewußtsein und Talent verraten, sondern hübsch brav „vaterländische" Artikel schreiben, wie Haenisch, dann bekomme er sogar noch das Ehrenbürgerrecht.

Ob er diese Ratschläge freilich beachten wird? Der Mann hat zu viel Talent und zu wenig Neigung, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. In der braven Kinderstube, zu der man die deutsche Partei jetzt so gern machen möchte, würde es eine ungebändigte Kraftnatur wie Parvus sicher nicht lange aushalten.

*

Mit dieser Charakteristik, die ich vor nun fast fünf Jahren niederschrieb, hatte ich recht und unrecht. Recht in dem, was ich über die Psychologie des Mannes sagte, dieser Mischung von Gelehrtem und Abenteurer, von Politiker und Jobbergenie. Unrecht in dem, was ich über die deutschen Zustände sagte, ihren vermeintlich noch immer bürokratisch-spießbürgerlichen Zuschnitt. Ahnungsvoll sprach ich zwar von einem „noch nicht"; aber die Ehrlichkeit gebietet doch das Geständnis, daß ich mir damals noch nicht entfernt eine Kriegskorruption auszumalen wagte, wie wir sie seitdem schaudernd erlebten. Im März 1915 verstanden Regierung und Militärbehörden den Wert eines Parvus noch nicht gebührend einzuschätzen; aber der Krieg schuf bald genug eine Atmosphäre, die Extremitäten und Kolosse ausbrütete und auch die besondern Gaben eines Kriegs- und Revolutionsschiebers von dem Format eines Parvus zur vollen Geltung brachte.

Doch zunächst Einiges über den Parvus der Vorkriegszeit. Er tauchte auf um die Mitte der neunziger Jahre. Bruno Schönlank, damals zum Chef des leipziger Parteiblatts berufen, hatte den biedern ‚Wähler' in die smarte ‚Leipziger Volkszeitung' verwandelt und damit in der sozialistischen Presse ein Wunder von journalistischer Umwälzung vollbracht. Unter den unbekannten Talenten, die der findige Chefredakteur des leipziger Sozialisten-Organs in seinem Blatte herausstellte, erregte bald ein gewisser Parvus (die sächsischen Genossen sprachen das Pseudonym Doktor Helphands wie Barfuß) unter der proletarischen Intelligenz beträchtliches Aufsehen. Schönlank selbst schwärmte für seinen Mitarbeiter, den er seines vielseitigen Wissens und seiner eisernen Arbeitsenergie wegen — Parvus studierte und schrieb damals in dürftigster Behausung vom ersten Morgengrauen bis tief in die Nacht — mit dem jungen Marx verglich. Aber das schöne Verhältnis endete bald mit einem Krach. Schönlank hatte im Auftrage der Partei gemeinsam mit Vollmar ein Agrarprogramm ausgearbeitet, das der radikale Sturmgeselle Parvus als reformistische Entgleisung in einer endlos ausgesponnenen Artikel-Serie in Grund und Boden hinein kritisierte. Und die Veröffent-

lichung dieser unabsehbaren Artikelreihe mutete Parvus der Leipziger Volkszeitung zu, deren Chefredakteur selbst das Opfer dieser monströsen publizistischen Abschlachtung war. Lange Zeit ertrug Schönlank die Tortur. Aber als Parvus jeden schüchternen Verteidigungsversuch seines Opfers in neuen Tintenergüssen erstickte, verlor Schönlank die Geduld und setzte seinem bewunderten Mitarbeiter, dessen Produktivität ihm unheimlich geworden war, den Stuhl vor die Tür.

Parvus aber fuhr fort, sich eifrig als Publizist der intransigentesten Richtung zu betätigen. Eine Zeitlang als Redakteur der ‚Sächsischen Arbeiter-Zeitung' in Dresden, später wieder als Mitarbeiter des wissenschaftlichen Organs der Partei und des radikalen Teils der sozialdemokratischen Tagespresse. Mit Rosa Luxemburg bildete er die äußerste Linke der Partei. Mit unerbittlicher Schärfe bekämpfte er namentlich den modernen Imperialismus und besonders auch die deutsche Kolonial- und Weltpolitik. In einer vor zwölf oder fünfzehn Jahren geschriebenen Broschüre wies er mit zwingenden Argumenten nach, daß die imperialistische Expansionspolitik den wirtschaftlichen und politischen Interessen des Proletariats ins Gesicht schlage.

Aber je länger desto weniger hielt der wiedererstandene junge Marx, was er zu verheißen geschienen. Sein revolutionäres Feuer glomm nur noch unter einer Aschenschicht, seine literarische Produktivität versiechte. Dafür drängten geschäftliche Talente nach Betätigung, die sich früher nur in ausgiebiger Pflege der Vorschußwirtschaft bekundet hatten. So gründete er zusammen mit Marchlewski (Karski) einen Verlag, der auf der Uebersetzung russischer Autoren basierte und seine finanzielle Stütze in den Werken Maxim Gorkis fand. Das Unternehmen machte jedoch Pleite, und sowohl Gorki wie Marchlewski waren seitdem schlecht auf den Verleger und Compagnon Parvus zu sprechen. Parvus selbst begründete sein plötzliches Verschwinden, das den Zusammenbruch des Unternehmens verschuldete und namentlich Gorki beträchtliche Vermögensnachteile zufügte, damit, daß er sich der damals ausgebrochenen russischen Revolution habe zur Verfügung stellen müssen. Er verstand es damals offenbar noch nicht, Politik und Geschäft zu einer höhern Einheit zu verbinden.

Ein gutes Jahrzehnt lang war Parvus dann fast von der politischen Bildfläche verschwunden. Eine Broschüre über die Aufgaben der Gewerkschaftsbewegung verriet kaum noch etwas vom ehemaligen Radikalismus. Und auch was sonst gelegentlich von ihm in der Parteipresse erschien, war abgeblaßt und gleichgültig. Der radikale Parvus, der revolutionäre Feuergeist war eine Legende geworden, und wenn man, was selten genug geschah, im Kreise der Engern einmal von dem Verschollenen sprach, so erzählte man höchstens pikante Anekdoten von dem literarischen Zigeuner und politischen Landfahrer, der in Ragusa oder sonst

einem romantischen Erdenwinkel sybaritisch sein Dasein genoß. Zuletzt hatte er sich in Konstantinopel niedergelassen, von wo aus er eine Korrespondenz an die Presse verschickte. Lose Zungen behaupteten, er sei nach der Türkei gegangen, um die Polygamie an bester Quelle zu studieren. Aber vielleicht hatte Parvus auch bereits eine sichere Witterung der kommenden politischen Abenteuer und der glorreichen Geschäfte, die sich dabei machen ließen.

*

Was Parvus während des Krieges getrieben, haben dann die Mitteilungen über die Affäre Sklarz verraten. Er hat in genialem Stil und mit vollendeter Bedenkenlosigkeit die Politik zum Geschäftemachen und das Geschäftemachen zu politischen Schiebungen benutzt.

Als Parvus im Frühjahr 1915 im Salonwagen des türkischen Finanzministers in Berlin eintraf, erzählte er selbst Jedem, der es hören wollte, daß er, der bis dahin höchstens den Hosenknopf der Madame Humbert besessen hatte, bei seinen türkischen Verproviantierungsgeschäften viel Geld gemacht habe. Auf eine halbe Million schätzte er sich damals. Aber dies Kapital und seine kommerzielle Findigkeit sollten nicht lange brach liegen. Bald hatte er das anfängliche Mißtrauen der rechtssozialistischen Führer und Regierungskreise überwunden, so daß er sich nun nach Herzenslust in seine Geschäfte mit dem Ausland stürzen konnte. Welcher Art diese Geschäfte waren, wird hoffentlich die gerichtliche und parlamentarische Untersuchung der Affäre Sklarz ergeben, da ja Parvus eine Art Teilhaber der Firma Sklarz war. Das ist sicher: sie brachten enormen Gewinn. Heinrich Cunow, der bald als Hauptmitarbeiter der von Parvus gegründeten ‚Glocke‘ mit Parvus in engere Verbindung trat, erzählte mir einmal, daß Parvus ihm gestanden habe, nur die erste Million koste Schweiß; die zweite und die folgenden kämen dann schon von selbst. Es zirkulierten denn auch fabelhafte Gerüchte über seine Schiebergewinne, und heute gar sprechen die bescheidensten Schätzungen von einem Vermögen von dreißig Millionen. Er selbst soll sein steuerpflichtiges Einkommen freilich nur auf 95 000 Mark beziffert haben. Aber wenn Parvus Unsummen verdiente, so war er nicht minder großzügig im Ausgeben. Nach den Behauptungen des ehemaligen Geschäftsführers der ‚Glocke‘, des Rechtssozialisten und Redakteurs der Internationalen Korrespondenz Baumeister, soll er allein für diese Wochenschrift einen Jahreszuschuß von 1 400 000 Mark geleistet haben. Und seine Lebensführung soll nach der gleichen Quelle vollends die eines Krösus gewesen sein, eines Krösus mit Lebemannsallüren.

Aber diese Schiebergeschäfte und Lebensgepflogenheiten interessieren nur insoweit den Politiker, als sie politischen Beigeschmack haben. Und da zeigt sich nun, daß Parvus seine Ge-

schäfte garnicht hätte machen können, wenn sie nicht zugleich politische Liebesdienste für die deutsche Regierung und den deutschen Militarismus gewesen wären. Seine russischen Kalendergeschäfte, beispielsweise, konnten sich nur deshalb der Begünstigung der kaiserlichen und der revolutionären Regierungen erfreuen, weil sie unter der Flagge der Bolschewistenbekämpfung gingen. Die eigenartige Verquickung von deutscher Kriegspolitik und einträglichem Schiebergeschäft offenbart sich vollends in den Kohlenlieferungen der Firma Parvus-Sklarz an Dänemark. Diese Firma erwirkte die Genehmigung zu billiger Kohlenbelieferung an die organisierte dänische Arbeiterschaft und erreichte damit zweierlei: erstens wurden, und das war der Effekt, auf den es der deutschen Regierung ankam und der auch erreicht wurde, die dänischen Sozialisten der deutschen Kriegspolitik günstig gestimmt, und zweitens verdienten Parvus und Sklarz an diesem mühelos sich abwickelndem Geschäft nach den Angaben Baumeisters monatlich 250 000 Mark. Das gleiche Geschäft versuchten diese Wohltäter der Menschheit (die kürzlich ja auch das Friedmannsche Tuberkulose-Serum aufkauften) in der Schweiz zu machen. Erzählte mir doch im Juli 1917 der schweizerische Nationalrat Robert Grimm, der damals grade von seiner berühmten petersburger Exkursion nach Bern zurückgekehrt war, daß Parvus, den ich tags zuvor in Begleitung Adolf Müllers in Zürich angetroffen hatte, bemüht sei, die schweizer Sozialdemokratie für ein ähnliches Abkommen zu gewinnen. Die schweizer Arbeiter sollten billige deutsche Kohlen bekommen und sich dafür in ihrer politischen Haltung erkenntlich erweisen. Selbst Robert Grimm, der damals doch durch seinen mißglückten Versuch, einen russisch-deutschen Separatfrieden zustande zu bringen, den begreiflichen Zorn der Entente erregt hatte, empfand diese Zumutung als eine politische Schmach. Herr Scheidemann freilich mag anders empfinden, denn er pries erst letzter Tage seinen „alten Freund" Parvus als „genialen Politiker". Wenn der Mangel an jeder politischen Moral und geschäftliche Skrupellosigkeit den genialen Politiker machen, so hat Herrn Scheidemanns Lob freilich alle Berechtigung.

Zudem hat Herr Scheidemann noch einen triftigen Grund, seinen alten Freund Parvus als genialen Politiker zu preisen: ist doch Parvus einer der Haupturheber der russischen Bolschewistenherrschaft. Im dritten Heft der ‚Glocke', also bereits im Oktober 1915, schrieb Parvus: „Ich gehe meinen Weg, denn ich habe meine Mission zu erfüllen. Diese Mission ist: eine ideelle Verbindung herzustellen zwischen dem bewaffneten deutschen und dem revolutionären russischen Proletariate." Das „bewaffnete deutsche Proletariat" war die deutsche Armee, und die ideelle Verbindung mit dem russischen Proletariat bestand zunächst in der von der ‚Glocke' so fanatisch verbreiteten Losung,

daß der Sieg der deutschen Waffen die Befreiung des russischen Proletariats sei. Welche unmittelbaren Dienste Parvus dem deutschen Militarismus geleistet hat — man munkelt ja von den Spionagediensten des kopenhagener Geschäftsbüros der Kohlenfirma Parvus-Sklarz — wird vielleicht die Verfolgung der Affaire Sklarz ergeben.

Sicher ist, daß auch der Sturz des Zarismus und der Sieg der russischen Revolution dem Eifer des Herrn Parvus für revolutionäre Geburtshelferdienste noch nicht genügte. Als es galt, die Lenin und Trotzki aus der Schweiz durch Deutschland nach Rußland zu schaffen, hatte Parvus seine Hand im Spiel. Und als es sich darum handelte, die Regierung Kerenski zu stürzen und Rußlands Heeresmacht vollends zu zertrümmern, dürfte Parvus dem deutschen Militarismus gleichfalls wertvolle Maklerdienste geleistet haben. Und gegen Ende des Jahres 1917, als es darauf ankam, die bolschewistische Regierung in die Illusionen eines Verständigungsfriedens mit dem deutschen Militarismus einzulullen, fehlte Herr Parvus nicht in Stockholm. Er verhandelte mit Radek, wie er mit Ludendorff verhandelt hatte. Als genialer Politiker dachte er wohl gleich Rohrbach: die Bolschewisten sind Deutschlands beste Freunde, denn sie ruinieren Rußland in Grund und Boden hinein.

Nur eins hatte dieser geniale Politiker nicht in Rechnung gestellt: den spätern Zusammenbruch des deutschen Militarismus und die bolschewistische Verseuchung der deutschen Revolution, die seinem Freunde Scheidemann jetzt so arge Sorgen macht. Ein Trost jedoch blieb Parvus beschieden: auch mit der Revolution haben er und Sklarz Bombengeschäfte gemacht! Und was auch in Deutschland siegte: Bolschewismus oder Reaktion — Parvus und Sklarz kämen dabei in jedem Fall auf ihre Rechnung!

Das türkische Problem von Asiaticus

I.

Das türkische Problem ist in einem kritischen Stadium. Alles, was das vorige Jahrhundert im nahen Orient an politischen Problemen zu einem bedenklichen Gewitter zusammengetrieben, hat sich zu entladen begonnen. Dem elenden Lande und seiner noch elendern Bevölkerung ist zu wünschen, daß es ein reinigendes Gewitter sein möge.

Die orientalische Frage, die früher mehr oder weniger eine kompakte Masse bildete und mit der „Türkei" zusammenhing, ist heute in ihre Unterfragen aufgelöst. Schon im Balkankrieg wurde die Balkanfrage abgetrennt, und durch den Weltkrieg ist vor allem die syrische und arabische Frage abgelöst worden. Die Türkei ist liquidiert. Dadurch wurde der Teil der orientalischen Frage, der das eigentlich türkische Problem enthält, auf Kleinasien ver-

dichtet. Dort verstrickt es sich noch mit dem griechischen und dem armenischen. Uns soll das kleinasiatisch-türkische Problem beschäftigen

Die durchschnittliche öffentliche Meinung Deutschlands über die türkische Frage zeugt von unglaublicher Unkenntnis der Tatsachen und nährt sich von den sagenhaften, oft gradezu schwindelhaften Nachrichten, die die verschiedenen Quellen der internationalen Presse auf den politischen Markt sprudeln. Bei uns spielt dabei auch noch das unklare und daher moralisch falsche Gefühl einer gewissen Treueverpflichtung gegen einen alten Bundesgenossen mit, ein Gefühl, das nur dazu führen kann, den Blick für die Wahrheit zu verschleiern und uns weiter unfähig zu auswärtiger Politik zu erhalten. Wir dienen damit weder uns noch den Türken.

Verworren und einander widersprechend schwirren die Gerüchte aus Kleinasien über die Länder. Im Mittelpunkt des Interesses steht jener nationalistische General, der sich im Innern des Landes gegen Entente und Sultans-Regierung zur Wehr setzt und nationalistische Kongresse abhält. Amerikanische Truppen sollten bereits gegen ihn angesetzt sein. Die Abreise ihres Generales Harbord nach Armenien war gemeldet. Die Engländer sollten 200 000 Amerikaner verlangt haben! Plötzlich aber hieß es wieder, Amerika und Wilson dächten garnicht daran, das Mandat zu übernehmen, bis zum zweiten Mal andersherum der Senat die Entsendung von 20 000 Mann für Armenien beantragen wollte. Von den Griechen hingegen sollten schon 70 000 Mann an die asiatische Küste geworfen sein. ‚Morning Post‘ hatte sogar Angst, die Bolschewisten (!) könnten den Briten zuvorkommen. England möge sich daher beeilen. Dieselbe Zeitung prophezeite eine Tragödie zuerst für die Türken, dann für die Griechen und behauptete, Konstantinopel könne nicht von der Türkei getrennt werden. Groß ist der Aerger der Franzosen, daß sie von Griechen, Italienern, Engländern und Amerikanern an die Wand gedrückt werden. ‚Echo de Paris‘ konnte sich daher auch scharf über den Geist der kleinasiatischen Bewegung äußern, während ‚Manchester Guardian‘ die Türkenfreundlichkeit der Engländer mit antigriechischer Betonung hervorhob. Wahrscheinlich haben sie deswegen Brussa besetzt. Noch türkenfreundlichere Berichterstatter verbreiteten kürzlich die Nachricht von 850 000 Mann einer nationalen türkischen Armee, die gegen England die Sache lösen werde. Kenner wird dieses Fabelheer nur lächeln machen. Jedenfalls scheint sich die Entscheidung nur langsam anzubahnen, und es besteht Gefahr, daß sie nicht so ausfällt, wie es zu wünschen ist.

Es handelt sich bei der Lösung der türkischen Frage um eine Befreiung von unerträglichen Unterdrückungs- und Abhängigkeits-Verhältnissen, um eine nationale Vereinigung, wilsonisch

ausgedrückt: um die Durchführung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen. Es sollen die politischen Formen gefunden werden, unter denen die kleinasiatischen Menschengruppen zu geordneten Verhältnissen kommen können. Wir müssen wünschen, daß diese Formen den betroffenen Gruppen selbst zum Besten dienen; wir müssen gleichzeitig aber die Bedingung stellen, daß sie auch dem Interesse der Gesamtheit, wilsonisch: des „Völkerbundes“ nicht schaden. Dieses Interesse kann nur ein Kulturinteresse, darf kein eigensüchtiges Interesse Einzelner sein. Nur diejenige politische Organisation Kleinasiens können wir anerkennen, die beiden Forderungen gerecht wird. Wo in den Motiven der Staaten und Völker, welche die Lösung betreiben, sich überwiegend das Eigeninteresse hervordrängt, müssen wir ihre Vorschläge und Absichten ablehnen.

So kommt es darauf an, mit Hilfe dieses Prinzips die Motive zu erkennen, welche die in Kleinasien politisch Handelnden leiten. Ihr Gedankeninhalt wird es sein, der ihre Berechtigung dartut und ihre Fruchtbarkeit verbürgt. Da wir an die Gerechtigkeit der Weltgeschichte glauben, wissen wir auch, daß nur so berechtigten und fruchtbaren Gedanken die Zukunft gehören kann, und nur die Träger dieser Gedanken am Ende recht behalten und das Neue gestalten. Mögen sie dem oberflächlichen Beobachter auch heute vielleicht als unterlegen erscheinen.

Uns interessieren von den Politikern Kleinasiens naturgemäß die Türken am meisten. Haben wir uns ja immer als ihre besondern Freunde ausgegeben. Wie nun nimmt sich das türkische Problem vom Standpunkt Derer aus, deren Konkursmasse zur Verteilung steht?

Mustafa Kemal Pascha hat sich in Anatolien als der große Türke aufgestellt. Die konstantinopler Regierung spielt keine Rolle mehr. Er verkörpert daher die türkische Sache. Wer ist Mustafa Kemal Pascha? Er ist ein junger Mann von noch nicht vierzig Jahren, der dank seinen Beziehungen rasend schnell Karriere machte, an den Dardanellen 1915 noch Oberstleutnant und Divisionskommandeur, Anfang 1918 bereits Generalmajor und Armeekommandierender war. Ob dem Jungtürkischen Komitee angehörig oder nicht: er trägt die eigentümliche jungtürkische Pose zur Schau, eine besondere Geste knapper Elastizität, die teils preußischen Schneid, teils französischen Esprit vortäuschen soll. In Wahrheit ist bei den Enver-Jüngern dieser nicht imstande, türkische Einbildung und Aufgeblasenheit zu verdecken, und jener nur geeignet, sie zu verstärken. Es kommt ein unsympathisches Gebilde heraus. Den einzigen sozusagen vergeistigenden Zug gewinnt das Charakterbild durch jenen Schimmer durchdringender Verschlagenheit, der aus grauen orientalischen Augen lebhaft leuchtet. Der preußische Schneid der eignen Haltung macht übrigens den Träger noch lange nicht zum Deutschen-

freund. Auch Mustafa Kemal Pascha dürfte mit den Deutschen nicht so gute Erfahrungen gemacht haben, daß er zu besonderer Deutschfreundlichkeit veranlaßt wäre.

Von einem Mann wie diesem haben wir jedenfalls nichts Andres zu erwarten als die Fortsetzung der alten offiziellen und inoffiziellen jungtürkischen Politik. Die Grundgedanken dieser Politik sammeln sich um den Nationalbegriff der Jungtürken, und erst eine geschichtliche Betrachtung dieses Begriffes ermöglicht uns, ein Urteil über seine Bedeutung und damit über diese Art türkischer Politik überhaupt abzugeben und einen Standpunkt zum türkischen Problem einzunehmen.

Der jungtürkische Nationalbegriff hat zwei Stufen durchschritten; den Einschnitt bildet die Revolution von 1908, in der die Jungtürken (Komitee für Einheit und Fortschritt) die Macht ergriffen.

Man muß bedenken, daß die Türken Mohammedaner sind, und daß beim Mohammedaner alles religiös durchtränkt ist. Daher war auch der älteste National- und Staatsbegriff der Türken ein religiöser. Der Türke kennt ursprünglich weder den Begriff des Staatsgebiets noch den des Staatsvolks noch aber auch den einer eignen türkischen Volksgruppe. Die Begriffe Vaterland, Staat, Volk gehen ganz und gar im Islam auf. Alles Islamische war „Osmane", und „Türke" war damals noch ein Schimpfwort. Erste Aufgabe der Jungtürken war es, den modernen Staatsbegriff mit seinen Attributen Gebiet und Volk zu schaffen. Bei Midhat Pascha (in den siebziger Jahren) tritt er uns schon entgegen und ist bereits zum Ausgangspunkt politischer Ziele erhoben. Er ist Grundlage für die „Eintrachtspolitik" zwischen den verschiedenen Nationalitäten. Als Vorbild mag die oesterreichische Politik gedient haben. Das Nationalbild ist hiernach rein territorial-osmanisch. Osmane ist nicht mehr gleich Mohammedaner, sondern gleich Bewohner des osmanischen Reichs. Der Staatsbegriff ist gebildet, auf dem eine moderne Gesetzgebung aufbaut. Aber er ist ein rein formaler, und es dauert nicht lange, bis die völkischen und religiösen Momente auf ihn einwirken.

Noch bis 1908 erscheint das territoriale Element des jungtürkischen Nationalbegriffs vorherrschend. Man spricht und schreibt von „la commune-patrie", fordert die Vereinigung der Revolutionäre aller osmanischen Nationalitäten, schwelgt im Brudertaumel der gemeinsamen Religion des Vaterlandes und der Menschlichkeit. Alle für Alle! Kein Unterschied zwischen Armeniern, Türken, Arabern, Albanesen, Griechen, Kurden und Juden. Alle sind Osmanen.

Aber bald wirkt der religiöse Begriff ein. Nicht umsonst gibt es für „Nation" kein Wort im Türkischen, ist ihr „millet" gleichbedeutend mit religiöser Gemeinde. Doch wird es jetzt auch

langsam national gefärbt, entwickelt sich langsam die Idee des Türkentums. Wäre diese Entwicklung zusammen mit der Entwicklung der ursprünglichen Gleichheitsidee im Sinne wahrer Gleichberechtigung, das heißt: im nationalen und zugleich übernationalen Kultursinne vor sich gegangen, so wäre sie vielleicht die Erbauerin einer neuen Türkei geworden. Aber mit ihr wurde von vorn herein ein gefährliches nationalistisches Werturteil zugunsten der neugeschaffenen türkisch-islamischen Gruppe unter den Osmanen geschaffen. Das Gesicht der Jungtürken war tolerant und paritätisch, ihr Herz unduldsam und machthungrig.

Das nationalistische Werturteil bestimmte die Politik der Jungtürken nach dem Jahre 1908. Zunächst schien freilich alles hinter dem territorialen Einheitsgedanken zurücktreten zu wollen. Alle Gruppen sprachen einmütig von „le peuple, la nation, la patrie". Es war die Verfassungsbegeisterung. Lange hielt sie nicht vor. Im modernen osmanischen Staat mußten sich Gruppen bilden, die ihre nationalen, religiösen und wirtschaftlichen Gegensätze ausfochten. Auch die Jungtürken mußten sich in dieser Richtung weiterbilden. So brach bei ihnen mit Macht der alte islamische Gemeinschaftsbegriff durch, und bereits am achten Juli 1909 äußerte sich in der Kammer der Jungtürke Dschahid Bey im Sinne der „Absorbierung" der christlichen Gruppen durch das moslimische Element. Die neue Nationalhymne: „Das Vaterland ist unsre Seele, weihen wir ihm unser Blut!" verklang hinter dem alten: „Wenn du stirbst, bist du ein Märtyrer, wenn du siegst, ein Verteidiger des Islam."

Zugleich wird das Moment des eigentlichen Turkismus stärker. Kaum erhebt aber das Türkentum sein Haupt, so wird auch schon ein Werturteil dafür abgegeben und die Hegemonie des türkischen Volkselements gefordert. Die Eintracht zerbarst. Die Nichttürken erkannten das Herz der Jungtürken und ließen sich durch die osmanische Maske nicht mehr täuschen. Die Jungtürken proklamierten die „Turkisierung" der Nichttürken.

Die politische Idee der Jungtürken hatte sich also endlich dahin verdichtet: die türkische Volksgruppe ist die „Eroberer-Nation" — daher muß sie kommandieren! Daß aber eine Eroberer-Nation nicht auf die Dauer kommandieren kann, wenn sie weiter keine Berechtigung mitbringt als die ihres Schwertes — diese Wahrheit ist ihnen nie aufgegangen. Schwertpolitik ohne Kulturpolitik, äußere Gewalt ohne innere Macht muß zusammenbrechen: das ist das ganze Geheimnis von der Niederlage der Türkei.

Die türkische Volksgruppe ist notorisch hinter allen übrigen Gruppen des ehemaligen osmanischen Reiches weit zurückgeblieben. Hinter Griechen, Armeniern und Juden an Bildung und Werktätigkeit in Handel und Gewerbe, hinter Arabern an Temperament und Streben, hinter Kurden und Albanesen an

gesunder Volkskraft. Das türkische Volk war in dem Moment, wo es zu sich selbst kam, bereits innerlich zerstört und für jede Kultur verloren. Die wahnsinnige, von der Religion geschürte Eroberungspolitik seiner Machthaber hatte seine Kraft sinnlos vergeudet, und im neunzehnten Jahrhundert mußte der anatolische Bauer seine letzten Blutstropfen in den Schlachten verspritzen, die den unvermeidlich gewordenen Krach hinausschieben sollten. Die ganze Restauration der osmanischen Türkei auf türkischer Grundlage war ein Versuch mit untauglichen Mitteln, eine ungeheure Volkstragödie — keine Aufopferung mehr für eine große Sache, sondern eine wahnsinnige Opferei. Verblendete Machthaber führten das arme, ausgebeutete, ausgepreßte anatolische Volk mit verbundenen Augen auf die Schlachtbank des blutigen Molochs „Osmanisches Reich", zu einer Zeit, wo sie längst hätten sehend sein sollen. Dann kamen Momente, wo der Mißerfolg ohne Unterlaß das Volk zur Verzweiflung trieb, wo der Untergang ihm vor Augen stand, und wo es in seiner Wut nichts mehr wußte, als daß es wenigstens auch noch die andern Nationen mit zur Hölle reißen wollte. Diese Stimmung ist es, aus der die satanischen Akte der Armenier-Massakres erwuchsen, Wahnsinnsakte eines ewig in Unmündigkeit unterdrückten, aber auch nie aus sich selber mündig werdenden Volkes, elender und schändlicher Ersatz für eine Volksempörung, die gegen ganz andre Leute zu richten gewesen wäre. Und schon hören wir wieder von solchen Vorgängen in Kleinasien, welche die vollständige Blindheit und Verruchtheit des jungtürkischen Unwesens kennzeichnen.

Zu der seelischen Blindheit des türkischen Volkes kommt hinzu seine geistige. Es ist unwissend und ungebildet, es versteht sei eignes Schicksal nicht, und damit nicht genug: es ist auch körperlich ruiniert. Alkohol und Syphilis haben das Ihrige getan, es aufzureiben. Wer in der Türkei war, hat die Angaben der Literatur und eignen Bekenntnisse von Türken bestätigt gefunden. Die Durchseuchung mit beiden Giften ist in der Türkei als das einzige Ergebnis ihres Militarismus übrig geblieben, denn vor allem das Heer gab den Nährboden für das Gedeihen dieser Stoffe ab. Kein Wunder, daß das türkische Volk keinen Geburtenzuwachs mehr aufweist und zum Tode verurteilt scheint.

Politische Pläne eines solchen Volkes sind abzulehnen, wenn sie von nichts als alter Großmannssucht genährt sind. Ein solches Volk kann sich nicht selbst regieren, kann sein Selbstbestimmungsrecht nicht frei ausüben; es ist unmündig, ihm muß ein Vormund gestellt werden, nachdem es in die Grenzen verwiesen ist, in die es gehört. Nur soll dieser Vormund es nicht zu Eigenzwecken ausbeuten, sondern muß die Vormundschaft im höhern Kulturinteresse führen.

(Schluß folgt)

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

VI.

Falkenhayn

Die Schlacht an der Marne ließ die Träume vom Einzug in Paris jäh verfliegen und bewies endlich auch dem Großen Hauptquartier, und damit dem Kaiser, daß der Chef des Generalstabs wohl Moltke hieß, aber kein Moltke war. Das deutsche Heer stand mit weit vorgebogenem, gänzlich ungeschütztem rechten Flügel, mit geschwächten Bataillonen, ohne genügende Munition in schwerem Kampf; und das war eine Lage, wie sie operativ ungünstiger kaum sein konnte. Der alte Schlieffen drehte sich wieder einmal im Grabe herum. Das erste Mal hatte er sich herumgedreht, als Moltke dem Westheer zwei Armeecorps entzogen und nach dem Osten geschickt hatte, wo sie zur Schlacht von Tannenberg zu spät kamen.

Der Kaiser verkannte die Gesamtlage so sehr, daß er Anfang September eines schönen Morgens den Herren seiner Umgebung zum Frühstück die freudige Mitteilung machte: „Meine Herren, Mein Chef des Generalstabs meldet mir: Die französische Armee ist vernichtet.“ Als Moltkes Gesundheitszustand sich verschlechterte, befahl der Kaiser, daß der Kriegsminister den wichtigen Sitzungen der Obersten Heeresleitung beiwohnen solle. Und als dann die Schlacht an der Marne kam, ergriff derselbe Kriegsminister die herunterhangenden Zügel und machte sich sozusagen selbst zum Chef des Generalstabs. Falkenhayn stand damit am Ziel seines Ehrgeizes: er hatte das höchste Amt inne, das die Armee zu vergeben hat, er war vielleicht der wichtigste Mann, den es auf der Welt gab, Chef des Generalstabs der deutschen Armee im größten aller Kriege, über sich nur einen Kriegsherrn, den zu beherrschen nicht schwer sein konnte, da er vom eigentlichen Metier nichts verstand.

Die Armee horchte auf. Also doch Falkenhayn! Ja, ein Mordskerl. Tatsächlich ist Erich von Falkenhayn einer der interessantesten Menschen, die die Armee hervorgebracht hat. Vorzüglich aussehend, schlank und rassig, vereinigte er die unbekümmerte Lebensauffassung des leichtsinnigen Aristokraten mit einer gradezu erstaunlichen Arbeitskraft. Seine große Liebenswürdigkeit, sein scharfer Verstand, der durch irgendwelche Gemütsregungen nicht behindert, sondern, im Gegenteil, durch ausgesprochene Herzenskälte noch wirksamer wird, sein weiter, auch durch Traditionen nicht beschränkter Horizont bestimmten diesen Mann zum Führer — vielleicht jedoch mehr zum Diplomaten als zum Heerführer. Falkenhayn verbreitete stets eine Atmosphäre von kühler Sachlichkeit um sich. Mit beißender Ironie geißelte er die Beschränktheit, gegen die er unerbittlich war, auch wenn sie fleißig und gewissenhaft arbeitete. Kein Chef konnte

seine Gehilfen so hundsmiserabel behandeln wie er — wenn sie es sich gefallen ließen. Er war außerstande, mit andern als klugen Leuten zu arbeiten, und so war er bei allen „feierlichen Dummköpfen" verhaßt. Die Garde-Infanterie-Clique lehnte ihn ab als „Parvenu", denn er war nicht in Berlin oder Potsdam, sondern in Oldenburg eingetreten, und im Generalstab mochte man ihn auch nicht. Die Himbeerfarbenen bezeichneten den höchst unbequemen Emporkömmling — im besten Sinne des Worts — als: „Abenteurer" und Streber. Das war die Rache für seine, vielleicht unbewußt, zur Schau getragene Verachtung jeder Mittelmäßigkeit. Zur Popularität fehlte ihm so ziemlich alles. Den eleganten Cyniker mag das Volk nicht. Ehrwürdige, ernste Männer von einer gewissen Schwere sind der großen Menge lieber.

Falkenhayn hatte das, was man in der streng korrekten deutschen Armee eine bewegte Vergangenheit nannte. Leichtsinn, Unternehmungslust, vielleicht auch Schulden — er war immer ein unbekümmerter Geldausgeber — führten ihn als jungen Generalstabshauptmann a. D. nach China, wo er in Wutschang, gegenüber Hankau am Yangtsekiang, für den alten Vizekönig Tschgan-tschi-tung Soldaten ausbilden sollte. Aber da er sich mit diesem nicht vertrug, trat er bald zurück und war nun stellenlos, denn er war für zwei Jahre aus der Armee entlassen. Kurz entschlossen ging er nach Tsingtau und stellte sich dem Gouverneur zur Verfügung, nicht ohne vorher den Vizekönig auf Auszahlung des Gehalts für die zwei Jahre verklagt zu haben. Der Chinese zahlte auch, großzügig wie er war, die ganze Summe, sprach aber den bestimmten Wunsch aus, diesem Herrn von Falkenhayn nicht wieder zu begegnen.

Der Gouverneur von Tsingtau wußte nicht recht, was er mit dem stellenlosen Hauptmann anfangen sollte. Schließlich ließ man ihn das neu erworbene Gelände topographisch aufnehmen, und der Adjutant des Gouverneurs teilte dem bescheidenen und liebenswürdigen, aber da man ihn nicht näher kannte, etwas zweifelhaften Kameraden mit, die Herren hätten nichts dagegen, wenn er in der Offiziersmesse verkehre. Der fleißige Topograph lächelte mit seinen Katzenaugen und erschien im Kasino. Als dann eines schönen Tages ein Telegramm aus Berlin kam mit der Meldung, er sei Generalstabsoffizier beim Gouvernement geworden, da merkten Alle, daß er doch etwas andres sei als der übliche, halb gescheiterte chinesische Instrukteuer. Jetzt wurde er gefürchtet. Aber bald verließ Falkenhayn das Schutzgebiet wieder, und es ging ihm auch hier, wie es ihm oft gegangen ist: wenn er fort war, sehnte man sich nach ihm zurück, nach seiner klaren, gescheiten, raschen Manier, die Geschäfte zu erledigen, die gegen den geschraubten Stumpfsinn seiner Nachfolger abstach.

Als im Jahre 1900 die Boxerwirren begannen, gehörte der Major von Falkenhayn als Generalstabsoffizier der deutschen

Truppe an, die berufen war, „das Evangelium der geheiligten Majestät Wilhelms des Zweiten mit gepanzerter Faust im fernen Osten zu verkündigen". Er war der Regisseur dieses operettenhaften Feldzugs auf der großen Völkerwiese in China und leistete nützliche Arbeit. Als gewandter Weltmann beherrschte er schnell die Lage, mit derselben Verbindlichkeit fertigte er den japanischen Offizier, den deutschen Kaufmann, den Engländer, Franzosen oder Amerikaner ab, und im allgemeinen geschah, was er wollte.

Nach drei Jahren gewinnbringender Tätigkeit in Tientsin kehrte Falkenhayn nach Deutschland zurück. Seinen Namen hörte man wieder, als er Chef des Stabes in Metz bei Prittwitz wurde. Daß dieser allgemein als ziemlich unfähig geltende General noch Generaloberst und Armee-Inspekteur wurde, verdankte er wohl nur diesem Chef seines Stabes. Wie Prittwitz im Weltkrieg, ohne Falkenhayn, im Osten den Feldzug eröffnete, ist bekannt; er wurde samt seinem Chef des Stabes, dem Grafen Waldersee, schleunigst durch Hindenburg und Ludendorff ersetzt.

Als Oberst gab Falkenhayn auch eine Gastrolle in Berlin, und zwar als Kommandeur des 4. Garde-Regiments zu Fuß. Die ältern Offiziere des Regiments schimpften über den „Parvenu" aus der Provinz, die jüngern mochten ihn teilweise sehr gerne, weil sie mit der Naivität der Jugend lächelnde Glätte für Güte nahmen. Alles in allem ließ Falkenhayn auch in dieser Stellung kalt, obgleich er mitmachte, was die Tradition erforderte. An den Gedenktagen hielt er, für den ein Regiment doch nichts als eine Figur auf dem Schachbrett war, die übliche Rede, aber es klang nicht echt — und dazu diese verdammten Augen! Man traute ihm nicht, er war zu helle, und die alten gesinnungstüchtigen Gardisten mit dem engen Horizont und dem weiten Dünkel lehnten ihn definitiv ab. Bald wurde er zum zweiten Mal Chef beim General Sixt von Armin, einem im Kriegsministerium großgewordenen, nicht sehr bedeutenden Manne, dem Nachfolger Hindenburgs in Magdeburg.

Hier war Falkenhayn, als der große Aufstieg seines Lebens begann. Das Kriegsministerium hatte damals unter Heeringen wohl seinen äußersten Tiefstand erreicht, und bis weit in die Kreise der Parlamentarier war das Gefühl davon gedrungen. Seit Bronsart hatte kein Kriegsminister auch nur einigermaßen den Durchschnitt überragt. Wer auf Falkenhayn gekommen ist, weiß ich nicht; es heißt, Sixt von Armin hätte Heeringens Nachfolger werden sollen, hätte jedoch gedankt und seinen Chef als den geeigneter Mann bezeichnet.

Der Kriegsminister Falkenhayn, von dem die Armee eigentlich viel erwartete, hatte ausgesprochenes Pech mit seinem Debut, das grade in die Zabern-Affaire fiel. Was durfte unter dem alten Regime ein Kriegsminister andres sagen, als damals Falkenhayn sagte! Eine Menge teils ungeschickter, teils takt-

loser Leute, wie Deimling, der Kronprinz, Oldenburg-Januschau, verdarben ihm das Konzept, und er lernte die Grenzen seiner Macht kennen und merkte, daß ein Kriegsminister in Preußen vor allem eins können mußte: lavieren.

Dann kam der Weltkrieg und trug den Mann, über dessen Befähigung die Ansichten, auch im Generalstab, diametral auseinandergingen, zu der höchsten Staffel der Armee empor. Mit dem Mut des Leichtsinns und der Zuversicht eines Lebensspielers, der in vielen Lagen glücklich gewesen war, übernahm er das Amt, dessen schwere Verantwortung er seiner ganzen Natur nach leicht trug. Seine Gabe, immer einen Ausweg zu finden, würde ihn schon nicht im Stiche lassen! Gesunde unverbrauchte Nerven hatte er auch — also los!

Seine erste Anordnung als Leiter der Operationen war die Herstellung einer günstigern Front im Westen. Beide Gegner verlängerten in der Folge ihre nördlichen Flügel, und es entstand der bekannte Wettlauf nach dem Meer, der erst endete, als der rechte deutsche Flügel bei Nieuport an der See angelangt war. Eine Umfassung des feindlichen Flügels an der Yser mißlang unter sehr großen Verlusten, hauptsächlich wohl deshalb, weil man hier als Offensivtruppe im schwierigsten Gelände die eben ganz neu in der Heimat aufgestellten Armeecorps verwandte, die sich fast nur aus jungen Kriegsfreiwilligen zusammensetzten. Die sinnlose Aufopferung dieser Regimenter ist einer der schwersten Fehler des ganzen Krieges, und sie wäre vermieden worden, wenn man die neu formierten Corps an ruhigen Stellen der Front eingesetzt und dafür alte aktive Corps herausgezogen hätte.

Nach einer Konferenz aller Armeechefs im Westen, die Falkenhayn geleitet hatte, sagte einer der Chefs zu den andern: „Man hat so den Eindruck, als wenn Falkenhayn die Stelle als Chef des Generalstabs im Nebenamt verwaltete." Ob da auch sein gänzlicher Mangel an Feierlichkeit die Schuld hatte, oder ob er tatsächlich seiner Natur nach nicht imstande ist, eine Sache wirklich gründlich mit heiligem Ernst anzupacken — wer will das jetzt schon entscheiden?

Die Ereignisse des Krieges unter seiner Leitung sind bekannt. Der serbische Feldzug ist seine beste Leistung. 1916 wird sein Unglücksjahr. Sein Verhältnis zum Oberkommandierenden Ost war gespannt, und Hindenburg war der populärste Mann in Deutschland und in der Armee. Im Westen mußte etwas geschehen, nachdem Falkenhayn sich immer wieder darauf festgelegt hatte, daß die Entscheidung im Westen fallen würde. Oder es mußte wenigstens scheinen, als ob etwas geschehe. Da schlug Schmidt von Knobelsdorff, der Chef der Armee des Kronprinzen von Preußen, den Angriff auf Verdun vor, das er mit verhältnismäßig geringen Kräften in sieben Tagen nehmen wollte. Die Sache scheiterte, hauptsächlich an dem entsetzlichen Wetter, und

nun folgten die zermürbenden Kämpfe in den schlammigen Schluchten vor Verdun, die wohl die schwerste Prüfung für alle Truppen waren.

Die Oesterreicher brauchten indes dringend Kriegsruhm für den jungen Erzherzog Karl, den spätern Kaiser, und unternahmen mit ihren besten deutschen Divisionen den Angriff bei Asiago-Arsiero gegen die Italiener. Die dadurch geschwächte Südostfront erlag der starken russischen Offensive unter Brussilow; Rumänien erklärte den Krieg, und dann kamen, im Juli 1916, die schweren Durchbruchskämpfe an der Somme. Die Ansicht des Chefs des Generalstabs, daß die Kämpfe um Verdun die französische Armee aktionsunfähig gemacht hätten, erwies sich als irrig. Nur mit äußerster Mühe gelang es, an der Somme den Durchbruch zu verhindern. Den deutschen Truppen fehlte Munition, und man warf dem Chef des Generalstabs vor, die Herstellung von Munition und Geschützen nicht mit der nötigen Energie betrieben zu haben. Es sollen damals sogar Fabriken, die Munition herstellten, stillgelegt und für andre Zwecke umgestellt worden sein, und zwar auf Veranlassung des Kriegsministeriums, dem der General Wild von Hohenborn vorstand. Insgesamt war die Lage im Sommer 1916 so, daß in der Armee, besonders im Westen, das Gefühl überwog: So kanns nicht mehr weitergehen! Die Verbände waren vollständig durcheinander. Keine Division hatte mehr ihre Artillerie bei sich, und das Vertrauen in die Führung war schwer erschüttert. Aller Augen richteten sich unwillkürlich auf die beiden Männer, die in erzwungener Untätigkeit im Osten saßen, und die das Vertrauen der Armee hatten.

Ich sah Falkenhayn damals mit dem Kaiser bei einer Truppenschau im Westen. Er stand abseits und war ernster als sonst, und man hatte den Eindruck einer gefallenen Größe. Ende August 1916 machte der Kaiser auf den Rat Bethmann Hollwegs Hindenburg zum Chef des Generalstabs. Im Großen Hauptquartier hatten sie es wohl alle etwas mit der Angst bekommen. Sie fühlten das Bedürfnis, sich, um wieder populär zu werden, hinter dem breiten Rücken des Siegers von Tannenberg zu verstecken.

Als Armeeführer in Rumänien, in der Türkei und auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat Falkenhayn sich in der Folgezeit bewährt. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß er zum Chef des Generalstabs nicht das Ausmaß hatte. Starke Intelligenz allein genügt da nicht: sie muß mit Charakterstärke gepaart sein. Aber im September 1914 fühlte sich der Kaiser im Großen Hauptquartier noch sicher. Damals zwang ihn die Angst noch nicht, einen Fachmann von starkem Charakter in seiner Umgebung zu dulden — die Sorte Mensch, die für den Dilettanten die unangenehmste ist.

Verankerte Rechte von Ferdinand Nübell

Am elften August 1919 hat das deutsche Volk sich bekanntlich eine neue Verfassung gegeben und zwar, wie es in den Eingangsworten heißt: „Einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen, dem innern und äußern Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern.“ Reden wir heute weder von äußerm noch innerm Frieden. Aber Freiheit, Gerechtigkeit und gesellschaftlicher Fortschritt sind in der Verfassung fest „verankert“. Proben gefällig?

„Das Deutsche Reich ist eine Republik.“ (Die vorsätzliche oder fahrlässige Wiedergabe dieser Vorschrift in Wort, Schrift oder bildlichen Darstellungen, insbesondere in Vereinen und öffentlichen Versammlungen ist unzulässig. Wiederholte Zuwiderhandlung hat den Verlust der Bezeichnung „national“ zur Folge.)

„Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ (Was unter Volk im Sinne dieser Vorschrift zu verstehen ist, bestimmt der Reichswehrminister.)

„Die Reichsfarben sind schwarz, rot, gold.“ (Die Bezeichnung „Judenfahne“ ist in amtlichen Erlassen, Verordnungen und Verfügungen grundsätzlich zu vermeiden. In andern Fällen ist sie nur insoweit zur Anwendung zu bringen, wie dies zum Verständnis der Sache notwendig erscheint oder die Loyalität des die Bezeichnung Benutzenden jeden Mißbrauch ausschließt.)

„Die Abgeordneten sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie sind nur ihrem Gewissen unterworfen und an Aufträge nicht gebunden.“ (Auf das Recht, die Richtigkeit amtlicher Erklärungen zu prüfen, können sie ein für alle Mal verzichten. Nicht dagegen auf das Recht, bei Debatten über die tieftraurigsten Dinge im Namen des ganzen Volkes ohne dessen Auftrag gewissenhaft und unbändig zu lachen.)

„Ausnahmegerichte sind unstatthaft.“ (In Ausführung dieser Bestimmung wird der Reichsjustizminister im Wege der Verordnung Sondergerichte für Wucherer, Preistreiber, Schieber und solche, die so aussehen, errichten.)

„Nach Maßgabe eines Reichsgesetzes wird ein Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich errichtet.“ (Diesem erwächst die Aufgabe, das im Untersuchungsausschuß gedroschene leere Stroh zu garben, zu bündeln und unter Dach und Fach zu bringen.)

„Alle Deutschen sind vor dem Gesetze gleich.“ (In einzelnen Fällen sogar gleich Null.)

„Jeder hat das Recht, jeden Nahrungszweig zu betreiben.“ (Und umgekehrt jeden Nahrungsbetrieb zu verzweigen. Eine besondere Handelserlaubnis ist für Den nicht erforderlich, den eine Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr und Geldstrafe bis zu zehntausend Mark nicht schreckt.)

„Eine Handlung kann nur dann mit einer Strafe belegt werden, wenn die Strafbarkeit gesetzlich bestimmt war, bevor die Handlung begangen wurde." (Wer infolge von Leichtsinn, Unerfahrenheit oder körperlicher oder geistiger Minderwertigkeit nicht in der Lage ist, alle Strafgesetze zu kennen, zu verstehen oder zu lesen, soll spätestens bei seiner Verurteilung darüber belehrt werden, daß, wann und inwieweit die Strafbarkeit der in Rede stehenden Handlung gesetzlich bestimmt war.)

„Die Ehe steht als Grundlage des Familienlebens und der Erhaltung und Vermehrung der Nation unter dem besondern Schutz der Verfassung." (Namentlich ist die Vermehrung der Nation im Interesse der Aufrechterhaltung der Rationierungsvorschriften, zur Stärkung und Wiederaufrichtung der Wehrkraft und zur loyalen Erfüllung des Friedensvertrages eine unbedingte Notwendigkeit.)

„Alle Deutschen haben das Recht, sich ohne Anmeldung oder besondere Erlaubnis friedlich und unbewaffnet zu versammeln." (Was unter „friedlich und unbewaffnet" im Sinne dieser Vorschrift zu verstehen ist, bestimmt der Reichswehrminister. Er hat im einzelnen zu entscheiden, inwieweit mit Taschenmessern, Hausschlüsseln, Zigarrenabschneidern, Haarnadeln und andern gefährlichen Werkzeugen versehene Personen als bewaffnet und unfriedlich anzusehen sind.)

„Gesetze und Verordnungen des Reiches bleiben in Kraft, soweit ihnen diese Verfassung nicht entgegensteht." (Dieser Verfassung steht kein Gesetz und keine Verordnung im Wege, da es im Deutschen Reiche nie Gesetze und Verordnungen gegeben hat, die der unbeschränkten Freiheit und Gerechtigkeit, dem innern und äußern Frieden und dem gesellschaftlichen Fortschritt zu widerstreiten auch nur den Anschein erwecken könnten.)

Die Sterne von Alfred Polgar

Der Papst Urban der Achte in Hans Müllers Drama ‚Die Sterne' hält die Galileische Lehre keineswegs für eine Irrlehre. Aber er erachtet den Glauben durch sie bedroht, diese sicherste Klammer einer sonst in Wirrsal und Zweifel zerfallenden Welt. Urban bekennt sich zum Ethos des Politikers, Galilei zu dem des Wahrheitserforschers. Das ist der eine dramatische Gegensatz im Stück. Schauplatz des andern ist Galileis Inneres. Nicht zu widerrufen — wie es die Inquisition verlangt —, rät ihm der Geist; zu widerrufen, rät ihm der Leib, den die Angst vor Folter und Scheiterhaufen peinigt. Galilei widerruft. Und bereut dann zehn Jahre lang, daß er es getan. Denn der Mensch, erkennt er, muß nicht nur die Glorie, sondern auch das Kreuz seiner Wahrheit auf sich nehmen. Und sich für sie entscheiden, coûte que coûte. Insbesondere darf er keine Angst haben.

Für den Kampf dieser Gegensätze hat Hans Müller aus historischen Balken und eignem Weichholz ein theatralisches Gerüst aufgeschlagen, auf dem Folgendes sich ereignet.

Im ersten Akt erscheint Galilei als Angeklagter vor zehn Kardinal-Inquisitoren. Er verteidigt sich nervös, fast hysterisch. Er krümmt sich großartig wie ein getretener Riesenwurm. Die Kardinäle sind menschlich differenziert. Einer ist gütig, einer schwitzt, ein dritter ist brutal und beschränkt, der vierte ein Lebemann (lächelnd bemerkt er, indes Galilei sich auf der moralischen Folter windet, daß er heute noch zu einer Premiere von Orlando Lasso müsse). Einer aber, Neffe des Papstes, der Jüngling Francesco Barberini, ist ein Schwärmer und hält es mit dem Angeklagten. Wie Galilei draußen ist, tritt er für ihn mit den Worten ein: „Ein letzter Rest bindet den Menschen an die Ewigen". Und fügt den sprachlich wie gedanklich nicht ganz luciden Satz hinzu: „Diesen Rest soll man ihn vor sich selber nicht zerstören sehen!" Der Kardinalsabstimmung macht das Erscheinen des Papstes ein Ende. Urban der Achte behandelt den vatikanischen Hochadel nicht sehr förmlich. „Ihr Hühnerköpfe! Ihr Nichtse!" schimpft er. Dieser Papst hat in seinem Selbst-Respekt etwas vom Holofernes. Zum Beispiel, wenn er sagt: „Seit zehn Jahren denkt Ein Hirn für die Welt". Oder wenn er ausruft: „Wehe, wer jetzt meine Gedanken unterbricht . . .!" Das Inquisitionstribunal beschließt auf Urbans Wunsch, daß Galilei widerrufen müsse.

Zweiter Akt. Galilei im Turmzimmer, darin er die Nacht vor dem Urteilsspruch verbringt. Sternenhimmel. Ein Fernrohr. Um nicht allein zu sein, hat sich der Greis ein Bettlermädchen von der Straße mitgebracht. Sie heißt Marina, handelt mit Gipsfigürchen, die ihr prügelnder Vater knetet. Eine echte Papierblume aus des Verfassers Poesie-Gärtchen, trocken, leblos, unwahr. Galileis Dialog mit diesem Müllerschen Klebewesen rührt an die Magennerven. Er läßt sie durch das Fernrohr sehen; da ruft sie aus („in höchster leidenschaftlicher Erregung"): „das Goldene . . . dort . . . Herrliche . . . der feurige Tiber . . ." Der Alte aber erzählt der Kindlichen von seiner „Bängnis" und den Geheimnissen des Sternenhimmels und schwärmt sich dabei in eine derart rauschende Wort-Ekstase hinein, daß ihm der perlende Feuilletonschaum auf die Lippen tritt: „Eine Musik hub an . . . hundert klingende Erden . . . wonnevoll . . . unendlicher Brückengesang . . . undsoweiter." Das wunderliche Zwiegetön endet mit Galileis Frage: „Dich schläfert?" und Marinas wohlgesetzter Antwort: „Nur der Wein, dessen ich nicht gewohnt bin . . ." Dieser peinlichsten Szene des Dramas folgt seine beste: Gespräch Galileis mit dem Papste. Zwei verschiedene Methoden, die Welt zu erobern und den Menschen das Heil zu bringen — jede in ihrer Art groß —, stoßen

gegen einander. Logik wider Logik, Ethos wider Ethos. Recht wird der Papst behalten, denn er hat die Macht.

Der dritte Aufzug, im Kapitelsaal eines Klosters, beginnt mit Volksgetümmel in pointillistischer Technik. Im Burgtheater treffen sie das. Von der Balustrade, eingekeilt in ein sieben- bis achtköpfiges unlösbar ineinander verknotetes Volksgedränge, ruft Herr Huber im traulichsten Ottakringerisch herab: „Wir sind Röma!" Unzufriedenem Rhabarber macht die Drohung des Korporals, er werde „die Galerie räumen", ein Ende, und am Parterre wehrt die Hellebarde des Wächters dem Gewühle zweier lebhaft umeinander rotierender Mädchen in Cavalleria-rusticana-Kostüm. Es entwickelt sich dann das Schauspiel des Widerrufs. Galilei, dem im entscheidenden Augenblick ganz Prinz-von-Homburgisch zumute wird, verzichtet auf die Seligkeit des Märtyrtums. Auch das herzliche Zureden des Francesco Barberini, sich doch lieber verbrennen zu lassen, damit er, Francesco, sich an solch heroischem Bekennertum erbauen könne — „Zerstöre dich mir jetzt nicht!" sagt der Jüngling —, stimmt den angstgequälten Greis nicht um. Er widerruft. Vermutlich folgt Müllers Szene hier getreu irgendeinem überlieferten Aktenstück. Sie entwindet sich aber der historischen Fessel in dem tapfern Aufschrei der Marina von der Galerie herab: „Schämt Ihr . . . schämt Ihr euch denn nicht? . . . Seht Ihr nicht, was der leidet . . .?" Worauf diesmal der Kardinal Borgia die Galerie räumen läßt.

Im vierten und letzten Akt hat die Entwicklung der Marina aus einer Straßenbettlerin zu einer vom Geist Erleuchteten noch weitere eminente Fortschritte gemacht. Auch ihre Bildung. So kann sie zum Beispiel einen Vers des Ulrich von Hutten, den der nun achtzigjährige blinde Galilei dem Besucher aus England — es ist der Dichter John Milton — in ein Widmungsexemplar schreibt, in der mittelhochdeutschen Ursprache lesen. Eine kleine Amourschaft mit dem Physiker Torricelli setzt in die weiße Heiligkeit der Marina einen sonderbar spitzen, erdfarbenen Tupfer. Galilei, wie schon eingangs erwähnt, bereut den Widerruf. Und gierige Sehnsucht, den Widerruf zu widerrufen, martert ihn wie seine Umgebung. Da der Wunsch des blinden Achtzigjährigen, nochmals vor den Inquisitor zu kommen, an krankhafter Heftigkeit immer mehr zunimmt, erbarmt sich seiner — die Umstände fügen es so — ein armer, buckliger Rinnsteinfeger und spielt die Rolle des inquirierenden Paters. Vor dem ahnungslosen, dumpfen Proleten nun spricht Galilei sein heiliges Bekenntnis aus, seine Wahrheit. Und geht dann gleich in eine hochgetragene Sterbeszene über. Hier breitet die Müllersche Diktion Schwingen. „Nun, ihr Sterne . . . ihr meine Kinder . . . goldene, flügge Tauben . . ." Und es steigt eine Arie, ein Psalm, eine Ode, ein deliranter Gesang . . . pure Harfe, was er spricht. Bis er auf die Kniee sinkt, den Kopf „um und um von Sonne umzittert".

Es ist das Neue an der Galilei-Schauung durch Hans Müller, daß der ruhmvolle Gelehrte, den Laienmeinung als geniales Hirn, als klaren, exakten Forscher dachte, sich hier als Harfenist, Lyriker und siderischer Koloratursänger offenbart. Er macht aus seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen eine poetische Marmelade von hohem Süßigkeitsgehalt. Er hat zu den Sternen ein schwärmerisch-sonntägliches, ein Weihnachtsbeilage-Verhältnis. Er wirkte poetischer, wenn er nüchterner wäre, und größer, wenn um ihn nicht immer der Rauch großer Worte — wie Müller sagt — „bitterte". Es ist sehr verwunderlich, aus dem kühlen, reinen Bronnen der sphärischen Trigonometrie so dicken literarischen Dunst qualmen zu sehen. Die Sprache ist teils im-, teils, in der Aufeinanderschichtung halber, zerrissener Interjektionen, expressionistisch und auch, wie der Autor selbst bekanntgab: „kompreß". Jedenfalls also ein pressionistisches Stück. Daß der Verfasser mit dem Stoff gerungen hat, ist glaubhaft. Seine Aufregung und dichterische Ergriffenheit schlägt über die Grenzen des Textes, in die szenischen Bemerkungen. Der Kenner und Könner der Bühne verrät sich in der Art, wie die Historie mit Theateressenz, mit Theatrin, gebeizt und imprägniert erscheint. Zur rechten Lebendigkeit kommt das geschichtliche Figurenkabinett leider nicht. Es ist ein Mitternachtszauber à la Puppenfee, der hier in die alten Häute, Namen, Kleider, Tatsachen und Legenden gefahren ist. Und sie wie ein mechanisches Spielwerk, zwischen Starrheit und Starrheit, in Bewegung setzt.

Den Galilei spielt Herr Paulsen. Er packt die Figur so wuchtig an, daß sie schon nach den ersten Griffen in ein leidenschaftliches Zittern verfällt, von dem sie sich bis zum letalen Ausgang nicht mehr erholt. Der Mann ist gewissermaßen von einem innern Dauersturm gebeutelt; die Worte werden ihm aus dem Mund geschüttelt und die Gesten vom Leibe gerissen. Wichtiger als alle Schauspielerei scheint aber für eine Figur, die den Namen Galilei trägt, geistiges Niveau des Darstellers. Das hat Herr Paulsen. Er ist kein schauspielerisches, aber man kann es glauben, daß sein Galilei ein mathematisches Genie. In der Burgtheater-Aufführung der ‚Sterne' wird überhaupt sehr viel gezittert. Nicht nur die Sonne zittert um und um den Kopf des sterbenden Galilei, die Sterne zittern, der Kardinal Borgia zittert (kraft oder eigentlich: schwachs seiner neunzig Jahre), Frau Medelsky zittert, der Papst zittert, Francesco tremoliert, Torricelli bebt. Papst Urban zittert verhalten, in gebändigter Kraft. Herr Heine gibt ihm das strenge und harte bürgerliche Format, das seine Könige, Tyrannen und Bösewichter vermenschlicht und entromantisiert. Es ist seine eigenste Kunst, das Ueberdimensionierte auf Lebensgröße herabzusetzen. In die Papierdüte Marina schüttet Frau Medelsky ihr stets gebrauchsfertiges Herz. Daß sie „Evantschelista" sagt, ist ein geringer Schönheitsfehler.

Die abgekürzte Chronik

Das soll das Theater doch wohl sein? Das ist es, obs will oder nicht.

Wer seit dem Sommer 1914 geschlafen hätte, brauchte jetzt nur zu erwachen und wahllos durch drei Theater zu schweifen, um zu erfahren, daß ihm besser gewesen wäre, niemals mehr zu erwachen. Schmach und Gram, daß er zur Welt, sie einzurichten, kam! Aber wer denn? Es kommt ja Keiner, erwacht ja Keiner. Nichts geschieht. Es wird weiter gerutscht und geschoben. Kein Volk steht auf, kein Sturm bricht los, wenn uniformierte Hyänen, für die der Krieg nicht lange genug gedauert hat, um ihren Blutdurst zu löschen, die Pranken in Lämmer des eignen Geheges schlagen. Nebenan der Rummelplatz ist deshalb nicht leerer von den Genossen der Opfer, und so werden die Genossen der Raubtiere, mögen sie mit den Zähnen Knochen oder zu Wucherpreisen Mehl zermahlen, schwerlich darauf verzichten, an ihren Vergnügungsstätten juchzend ihr Bild zu grüßen. Freilich: auch wo die Bühne den Alltag unmittelbar nicht widerspiegelt, beweist sie eben durch die Art, wie sies nicht tut, daß die Gefühle verwirrt, die Instinkte krank, die Gehirne phosphorarm, die Hände kraftlos geworden sind. Das Große Schauspielhaus: ein Dokument der Unterernährtheit in jeder Beziehung. Ausgenommen die Maße des Raumes? Elephantiasis ist keine Form der Gesundheit. Und die Leistung des Regisseurs? Aischylos als ihn selber zu spielen, ist 1919 unmöglich. Ihn als Hofmannsthal zu spielen, wie vor acht Jahren, ist kaum noch „modern“. Ihn als August Stramm zu spielen, ist vielleicht ein bißchen zu früh. Wie dem nun sei: ihn unabsichtlich als Victor Hugo zu spielen, ist, bei aller ernsten Bemühtheit, Verrat am Leben der Kunst, am Leben der Zeit, am Leben des Landes, das zwar durch seinen Verfall den Verfall des Theaters hervorgerufen oder beschleunigt hat, das aber — hier herrscht Wechselwirkung — umso schneller hochkommen wird, je verzweifelter seine Künstler widerstehen. Ach, man sehe, wie vergnügt sie im Schlamm der Sintflut sich fühlen. „Jetzt hat der größte Haufen freche und buhlerische Augen und ein unreines Herz: Tugend sitzt den Meisten bloß auf den Lippen und gibt alle andern Zugänge der unverschämtesten Ausgelassenheit preis.“ Der das schon 1778 gesagt hat: Heinrich Leopold Wagner, wird von den beiden Bindelbands auf ihr Residenz-Theater gebracht. Die erste Fassung seiner ‚Kindermörderin‘ beginnt in einem Bordell, die zweite endet vergnüglich. Wie gut muß erst Rollmops mit Chocoladensauce sein! Vermanschen wir diese mit jener Fassung, schlagen wir aus dem Orchestersitz sechsunddreißig Mark und mieten wir für die üppigen Einnahmemöglichkeiten nebst ein paar wertvollen Männern die vollendet schlichte Mütterspielerin Rosa Valetti und ein so wunderbares Geschöpf wie Käthe Dorsch. Dem Hauptteil der Kunden aber, der Schauspielkunst nicht zu würdigen weiß, mag ein Mitglied die Merkmale seiner Weiblichkeit weisen. Die sind neuerdings in der moralischen Anstalt Trumpf. Damit ersetzt man Begabung, Technik, Anmut und Witz: Georg Reickes alberne ‚Sie‘, Fräulein Erika Gläßner, läuft im Komödienhaus halbnackt einher, und als lüstelnde ‚Unberührte Frau‘ der Gabryela Zapolska geht im Kleinen Theater die Direktorin ihrem Ensemble mit disziplinverheerend schlechtem schauspielerischen Beispiel zu einem Drittel bekleidet voran. Gekitzel ringsum. Das Theater als Animierlokal. Es lösen sich alle Bande frommer Scheu. Und da leugne noch Einer, daß die Bühne bestimmt ist, dem Zeitalter seine wahren Züge zu zeigen.

Der Vereinshumorist singt von Kaspar Hauser

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich bitte Sie, den Refrain mitsingen zu wollen! Die Hauskapelle spielt ihn einmal vor. Musik!

Nun zieh ich mir, ach! zum wievielten Male
den Frack an und den guten Schappohklapp —
und stell mich auf das Podium vorn im Saale
und sing mir, wies kontraktlich, einen ab.
  Mir ist heut abend nicht zum Lachen —
  doch strenge kommandiert S. I.
  Da kannste garnichts, garnichts machen —
  da stehste machtlos vis-à-vis!
(Chor): Da kann er garnichts, garnichts machen —
  da steht er machtlos vis-à-vis!

Herr Oberst Reinhard ist ein doller Knabe.
Er pfeift auf Justav, auf die Republik.
Er pfeift noch froh auf einem Massengrabe
und bringt dann Hindenburg die Standmusik.
  Will Noske denn noch nicht erwachen?
  Herr Gilsa, der erlaubts ihm nie!
  Dann kann er garnichts, garnichts machen
  da steht er machtlos vis-à-vis!
(Chor): Da kann er garnichts, garnichts machen
  da steht er machtlos vis-à-vis!

O Mädchen, wie oft hab ich schon geschworen:
Ich lebe keusch. Du schwächst des Sängers Herz.
Die Kleine küßt mich kitzelnd in die Ohren . . .
Verflucht — schon detoniert die große Terz.
  Erst will das Feuer sie entfachen.
  Dann löscht sies. Und dann schlummert sie.
  Da kannste garnichts, garnichts machen —
  da stehste machtlos vis-à-vis!
(Chor, nur die Herren): Da kann er gar nichts, gar nichts machen —
  da steht er machtlos vis-à-vis!

Mentalität ist, wenn der Nationale
an Potemkinsche Ludendörffer glaubt.
Dem schwer geschlagenen lieben Generale
drückt er den Lorbeerkranz aufs Scheitelhaupt.
  Tät auch das Reich zusammenkrachen —
  das feiert seine Monarchie!
  Da kannste garnichts, garnichts machen —
  da stehste machtlos vis-à-vis!
(Chor): Da kannste garnichts, garnichts machen . . .

Eine Gruppe Reichswehr ist in den Saal getreten. Der Führer: „Meine Herren! Ich bitte Sie, antimonarchistische Kundgebungen nach Möglichkeit zu unterlassen! Wir leben in einer Republik!“

(Chor): Da kannste garnichts, garnichts machen —
  da stehste machtlos vis-à-vis!

Die Vorzugsaktie von Validus

Da ich es für eine furchtbare Gefahr halte, den aufgeweckten und radikalen Teil der Arbeiter mit Phrasen zu füttern, so versäume ich keine Gelegenheit, mich in Arbeiterversammlungen über wirtschaftliche Dinge auszusprechen, und ich darf sagen, daß ich aus diesen Vorträgen und Besprechungen die besten Eindrücke mitgenommen habe. Stets fand ich dabei die größte Unterstützung der Arbeiterführer, ob sie nun Rechts- oder Linkssozialisten waren. Das Ergebnis der Vorträge hat mich so befriedigt, daß ich allen wirtschaftlich geschulten Volksfreunden nur raten kann, auch in ihrem Wirkungskreis dergleichen zu versuchen. Man macht bei derartigen Vorträgen immer wieder dieselben Erfahrungen. Dazu gehört bei einem Vortrag über Aktienwesen die Frage aus dem Zuhörerraum, warum man denn nichts über die Vorzugsaktien gesagt habe. Das sei doch wohl eine besonders infame Einrichtung der kapitalistischen Wirtschaft. Unter der Vorzugsaktie stellt sich selbst der gebildete Arbeiter eine Art Freiaktie vor, die etwa an die Gründer der Gesellschaft oder an die Aktionäre oder den Aufsichtsrat gewissermaßen umsonst gegeben worden ist, und mit deren Hilfe er die Gesellschaft nach Herzenslust ausbeutet.

Bisher konnte ich mit gutem Gewissen meinen Zuhörern zu ihrer Beruhigung sagen, daß die Vorzugsaktie im allgemeinen auf keinen Fall das ist, was sich der mißtrauische Arbeiter darunter vorstellt, sondern im Gegenteil sehr oft ein Zeichen dafür, daß die Gesellschaft irgendwie einmal krank gewesen, daß sie saniert, und daß bei dieser Gelegenheit jenen Aktionären, die in Form von Zuzahlungen Opfer gebracht haben, eine gewisse Vorzugsstellung eingeräumt worden ist, daß aber gleichzeitig die Vorzugsaktien in ihrer Dividende meistens recht beschränkt sind und deshalb bei gutgehenden Gesellschaften unvergleichlich niedriger im Kurse stehen als die gewöhnlichen Aktien. Der zweifelhafte Vorzug der Vorzugsaktie besteht also in diesen Fällen darin, daß man darauf weniger Dividende als die andern Aktien erhält. So war es bisher.

Fast scheint es aber, als wenn sich das ändern sollte. Zwar, die Dividende der Vorzugsaktien wird auch künftig recht bescheiden bleiben. Umso gewaltiger wird der Einfluß der Vorzugsaktionäre auf die Geschicke der Gesellschaft werden. Wie bekannt, ist zur Zeit ein Wettrennen aller Aktiengesellschaften nach Erhöhung der Kapitalien zu beobachten. Der Hauptgrund dafür liegt in der furchtbaren Entwertung des Geldes. Da alle Waren ein Mehrfaches des Friedenspreises kosten — bei Leder und Baumwolle beträgt die Teuerung drei- bis sechstausend Prozent! —, so reichen die alten Betriebskapitalien auch nicht annähernd mehr aus. Gleichzeitig aber werden Kapitalserhöhungen vorgenommen, weil man fürchtet, das Ausland werde bei dem derzeitigen trostlosen Valutastand die deutschen Aktienmajoritäten um ein Butterbrot kaufen.

Und deshalb gibt man Vorzugsaktien aus. Das markanteste Beispiel dafür ist die hier schon besprochene Kapitalstransaktion bei dem Anilin-Konzern. Die Mitglieder dieser Gruppe haben ihr Stammkapital verdoppelt und gleichzeitig Vorzugsaktien ausgegeben. Diese Vorzugsaktien sollen ausschließlich verhüten, daß Ausländer die Macht über die deutschen Gesellschaften erhalten, denn neues Kapital fließt grade in diesem Falle den Gesellschaften nicht zu. Die Vorzugsaktien beim Anilin-Konzern werden nämlich nur zu 25 % einbezahlt und außerdem nicht am Markt begeben, sondern die einzelnen Mitglieder des Konzerns über-

nehmen wechselweise die Vorzugsaktien, sodaß etwa diejenigen der Höchster Farbwerke von der Badischen Anilin- und Sodafabrik und umgekehrt die der Badischen Anilin- und Sodafabrik von Höchst übernommen werden. Gleichzeitiig werden diese Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht ausgestattet. Da nun die Höchster Farbwerke künftig 180 Millionen Stammaktien und daneben 72 Millionen Vorzugsaktien haben, auf diese Vorzugsaktien aber nur 18 Millionen entrichtet werden müssen, so wird gewissermaßen mit diesen wenigen 18 Millionen, die zudem garnicht eingezahlt, sondern nur verrechnet sind, der ganze riesenhafte Konzern beherrscht. Besitzer des Stimmrechts für diese Vorzugsaktien sind also die Direktoren und Aufsichtsräte der befreundeten Fabriken. Somit ist das Recht aller andern Aktionäre ziemlich illusorisch geworden.

Der Vorgang beim Anilin-Konzern hat, wie solche Vorgänge stets, unglaublich schnell Schule gemacht, und heute gehört es zum guten Ton, derartige Vorzugsaktien auszugeben. Eines der krassesten Beispiele bietet die Hamburg-Amerika-Linie, wo die neuen Vorzugsaktien gar ein zehnfaches Stimmrecht haben.

Am unglaublichsten ist dabei nun, daß die Besitzer der Stammaktien sich diese Dinge ohne weiteres gefallen lassen. Selbst wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß jene Furcht vor der Ueberhandnahme ausländischer Kapitalisten begründet ist, und daß andre Schutzmaßnahmen wie etwa Statutenbestimmungen unwirksam wären, so muß man doch fragen, warum die Stammaktionäre sich das gefallen lassen. Was sie zumindest hätten verlangen müssen, wäre doch eine gewisse Garantie dafür, daß diese Entrechtung nicht dauernd, sondern nur vorübergehend ist. Davon ist aber leider gar keine Rede. Ein für alle Mal wird der Stammaktionär durch derartige Vorkommnisse zu einer Puppe in den Händen der Verwaltung herabgewürdigt, die ihre mehr oder weniger große Dividende einzustecken und weiter nichts zu sagen hat.

Es ist Sache der streng privatkapitalistisch orientierten Kreise, sich über diese Dinge aufzuregen. Der Kenner unsres Aktienwesens wird das kaum tun, und wenn er gar noch ein bißchen radikal veranlagt ist, so wird er sich sogar freuen, und zwar deshalb, weil längst unser Aktienrecht grade in diesem Punkte auf einer haltlosen Fiktion beruht, auf der Fiktion nämlich, der Aktionär sei Unternehmer der Gesellschaft, an der er beteiligt ist.

Wie bekannt, sind auf Grund unsres Handelsgesetzbuches drei Faktoren an der Verwaltung unsrer Gesellschaften beteiligt: der Vorstand, der Aufsichtsrat und die Generalversammlung. Weitaus die größte Macht hat theoretisch die Generalversammlung der Aktionäre, denn sie wählt den Aufsichtsrat, der wieder den Vorstand bestellt und abberuft. Darüber hinaus hat aber die Generalversammlung auch in allen wichtigen Schicksalsfragen der Gesellschaft zu entscheiden, sei es Festsetzung der Dividende, Auflösung oder Vergrößerung der Gesellschaft, Entlastung der Verwaltung. Theoretisch! Denn wie ist es in der Praxis? Da hat der Aktionär garnichts zu sagen, er hat auf seine Rechte verzichtet, er besucht keine Generalversammlungen mehr, ja, er weiß in sehr vielen Fällen noch nicht einmal, daß er Aktionär ist, und wenn er es weiß, so kann er selten daran denken, die Generalversammlung zu besuchen. Oder würde es sich etwa für den Besitzer einer A. E. G.-Aktie in Königsberg rentieren, wegen der hundert Mark Dividende die Reise nach Berlin zu wagen, und gar heute?

Wenn man von dem Großaktionär absieht und den typischen Kleinaktionär, namentlich den an der Börse spielenden, in Betracht zieht, so kann man ohne allzu viel Uebertreibung sagen: Der Durchschnittsaktionär hat meistens keine Ahnung, ob die Gesellschaft, deren Aktien er grade besitzt, Diamanten schleift oder Seide spinnt oder Gummiwaren herstellt. Man kauft, weil man einen Kursgewinn zu machen hofft, oder weil irgendein Bekannter oder angeblich Eingeweihter einem den guten Rat gegeben hat. Mit andern Worten: die guten Väter unsres Aktienrechts gingen von der sehr schönen, aber leider irrigen Voraussetzung aus, daß das, was in der alten Privatgesellschaft der Inhaber, in der Aktiengesellschaft der Aktionär ist: der Unternehmer. Und diese Voraussetzung ist eben leider durchaus falsch. Wenn manchmal da oder dort in einer Aktiengesellschaft Krakeel gemacht wird, so geschieht das in den allerseltensten Fällen durch solide Aktionäre, sondern fast immer durch Rechtsanwälte, die irgendwelche Sonderinteressen vertreten oder sich einen Namen machen wollen. Erst wenn es der Gesellschaft sehr schlecht geht, wenn irgend etwas passiert ist, wenn die Dividende ausfällt oder gar eine Zuzahlung zu leisten ist: dann wacht da oder dort ein Aktionär auf und kommt mit einer etwas verspäteten Kritik.

Die Tatsache, daß die Ausgabe von Vorzugsaktien bei den meisten Gesellschaften von den Aktionären stillschweigend hingenommen worden ist, ist nur ein besonders krasser Ausdruck der vorhandenen Verhältnisse. Was folgt daraus? Unser Aktienrecht sollte schleunigst geändert werden. Bisher ist es ganz einseitig von alten privatkapitalistischen Gedanken diktiert und zudem von irrigen. Wir wollen doch endlich in ein Land des sozialen Rechts. Da muß aber zuerst an der Inkarnation des Großkapitalismus: der Aktiengesellschaft gerüttelt werden. Die regiert heute eine Clique von Großkapitalisten. Vorstand und Aufsichtsrat ergänzen sich gegenseitig und sicherlich nicht immer nach Gesichtspunkten, die im Interesse der Gesellschaft, geschweige denn im allgemeinen Interesse liegen. Es müssen also Mittel und Wege gefunden werden, um in den Aufsichtsrat Elemente zu bringen, die außerhalb des engen Kreises der Clique stehen. Es muß, solange wir überhaupt die Aktiengesellschaften noch brauchen, eine Zuwahl aus den Kreisen der Angestellten, besonders der geistigen Angestellten (Ingenieure, Chemiker und dergleichen) und, wo das zulässig ist, auch der Konsumenten geprüft werden. Das Mitbestimmungsrecht der Konsumenten wird vor allem bei monopolartigen Gebilden unbedingt erforderlich sein.

Rundschau

Sozialisierung der Presse

Als ich einen dicken Mann einmal fragte, was er denn von der Sozialisierung der Presse dächte, sah er mich einen Augenblick erstaunt und pfiffig an und sagte dann gelassen: „Wenn die Presse sozialisiert wird, bekommen Sie kein anständiges Gehalt mehr!" Auf diesem Niveau bewegen sich die meisten Diskussionen über diese ernste und wichtige Frage; und weil Sozialisierung bekanntlich etwas ist, das immer nur für andre Branchen paßt, aber niemals für die eigne, so berührt es uns doppelt angenehm, einmal vernünftig und sachlich über die Sozialisierung dieses glorreichen Instituts reden zu hören, und zwar von Erich Schairer in der kleinen Schrift: ‚Sozialisierung der Presse' (Deut-

sche Gemeinwirtschaft Heft 12, verlegt von Diederichs in Jena).

Der bestehende Zustand wird zunächst außerordentlich gut geschildert und außerordentlich scharf kritisiert. Mit Recht. Der Zustand ist eben der, daß aus Annonceengeschäft und Nachrichtenübermittlung jene üble Mischung herauskommt, die sich heute Presse nennt. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, muß das Annoncengeschäft doch irgendwie einen starken Einfluß auf die politische und kulturelle Haltung der Blätter haben. Begehrt nicht auf. Das geschieht nicht so plump und simpel — täte es das doch! —, daß der Inseratenchef in die Redaktionsräume tritt und proklamiert: „Von morgen an wird nichts mehr gegen den Alkohol geschrieben; von übermorgen an werden die Kinos gelobt." Der Einfluß ist stiller und gefährlicher. Die Zeitung von heute ist ein Geschäft und muß als solches auf einen guten Absatz bedacht sein. Dadurch ist eine wirklich kulturfördernde Tätigkeit ausgeschlossen.

Es ist ja nun die Frage, ob die Zeitung überhaupt dazu berufen ist. Der hitzigste Vorkämpfer im Streit, Kurt Hiller, sagt Ja. Ich weiß nicht recht. Ich weiß nicht, ob es nicht vielleicht doch förderlicher wäre, wir hätten reine Nachrichtenblätter, die sich so weit wie möglich von aller Einwirkung auf fremde Gebiete fern hielten. Aber sicher ist — und darin stimmen wir mit Hiller ganz überein —: der Zustand von heute ist eine Schmach. Eine Schmach deshalb, weil den allerwenigsten Leuten — auch denen vom Bau nicht — aufgegangen ist, was hier eigentlich getrieben wird. „Die Zeitung verkauft die Publikationskraft an die Inserenten", sagt Schairer. Die Folgen sind bekannt.

Nun hat das Insertionsgeschäft mit der Nachrichtenübermittlung organisch gar nichts zu tun, und es ist das auch nicht immer so gewesen wie heute. Die Leute haben vergessen, daß früher Nachrichtenblätter und Annoncenblätter lange Zeit etwas ganz Verschiedenes gewesen sind. Und das war sauberer. Denn die Zeitung von heute ist vollkommen vom Leser, der zugleich Inserent sein kann, abhängig. Wir alle sind gezwungen, wenn wir einen alten Mantel verkaufen wollen, die übelsten und reaktionärsten Käseblätter der kleinen Gemeinden zu unterstützen.

Richtig betont Schairer, daß die schlimmste Zensur der Zeitungen nicht im Polizeipräsidium, sondern im eignen Hause sitzt. Und da zensiert letzten Endes und genau betrachtet —: der Inserent. Die Presse hat an dem Schiebertum, das sie heute bekämpft, Millionen verdient — was besagt gegen die Annoncen der eine allgemein gehaltene Leitartikel?

Also: Reform. Die Vorschläge Schairers sind nicht neu, aber gut. Er verlangt Staatseingriff — er verlangt völlige Trennung von Annoncengeschäft und Nachrichtenübermittlung. Er will die sinnlose Konkurrenz der vielen Nachrichtenapparate vermeiden, er will der Presse endlich wieder — wieder? sie hat es nie gehabt — kulturelles Niveau geben. Ob seine Mittel die richtigen sind, steht dahin — aber hier sind positive Vorschläge.

Dieser Aufsatz ist eine Ketzerei, und ich weiß, daß viele meiner Berufsgenossen mich anklagen werden, ich verlästerte meinen eignen Stand. Falsch. Ich will ihn heben. Ich will aus dem dienenden Redakteur einen herrschenden Volkserzieher machen. Das ist er heute nicht und kann es heute nicht sein. In zweihundert Jahren ist dies alles, was ich hier geschrieben habe, vergessen und verweht. Oder verwirklicht.

Ignaz Wrobel

Latzko-Abend

Die Patrioten glauben, das Andenken an ihre Toten am besten zu ehren, indem sie verblichene alte Lügen zu einem gespensterhaften Leben erwecken und die Wahrheit möglichst weit zu verscheuchen versuchen. Am Totensonntag fanden in Berlin allerhand nationalistisch gefärbte Feiern statt. Dem Dichter Andreas Latzko aber wurde von den Behörden verboten, in den Kammerspielen aus seinen Werken vorzulesen. Der Ernst des Tages durfte nicht in den Farben grausamer Ironie, dunkler Skepsis, greller Verzweiflung schillern, sondern mußte mit patriotischem Idealismus verbrämt sein; Art und Zahl der erlaubten Nuancen wurde amtlich festgesetzt. Wer dies ruhig hören kann, sei verflucht!

Im dürftigen Hinterzimmer eines Cafés fand am nächsten Abend die Vorlesung statt. Latzko wurde mit einer Herzlichkeit begrüßt, die das Zeichen einer tiefen Dankbarkeit war. Viele erinnerten sich wohl an die Stunden, da sie zum ersten Male diese Novellen lasen, in denen so klar und unentstellt gesagt ist, was die Meisten dunkel fühlten und nicht auszusprechen wagten. Was war das für ein großer Augenblick, als mitten im Krieg dieser Mann Allen, die mehr noch als unter den Schrecknissen unter der erstickenden Einsamkeit ihres Gefühles litten, den geringen und doch so starken Trost gab: nicht ganz einsam zu sein.

Wirkten diese Geschichten durch den Gegenstand, durch ihre Aktualität? Dies zu prüfen, ist jetzt möglich, da die Zeit des Krieges langsam, langsam hinter uns versinkt. Gewiß treten künstlerische Fehler jetzt deutlicher hervor: daß Vieles Reflexion bleibt, was eigentlich gestaltet sein müßte, daß oft Formuliertes die Stelle von Geformtem einnimmt.

Aber was bedeutet das gegen den schlackenlosen Ton der Klage und der Empörung, der aus diesem Herzen kommt? Seine Wirkung ist unvermindert; sie wird geschaffen durch die Reinheit seines Wesens, das allem Gekünstelten und Gewaltsamen, jeder falschen Nuance abhold ist. Wieder erscheint das als seine Besonderheit: daß er zur tragischen Groteske kommt, ohne sich mit phantastischen Uebersteigerungen abzumühen; und daß er deutlicher noch als Andre das schlimmste Verhängnis dieses Krieges zeigt: wie aus Menschen willenlose Glieder einer Maschinerie wurden.

Die Vorlesung war eine würdige und starke Totenfeier, obgleich Latzko die Stimmung durch eine spaßhafte Novelle zerriß, die ein Scherzo zwischen düstern Ecksätzen sein sollte. Der Abend hatte Größe; denn über ihm leuchtete das Eine, was vor allem not tut: die Wahrheit.

Franz Warnow

Eine Enttäuschung

Aber eine angenehme. Der Panter kam in das Palast-Theater am Zoo geloffen, leckte sich blutrünstig die Lefzen und gedachte, diesen Film ‚Die Puppe' mitleidslos zu zerreißen und zu zerbeißen. (Eine nette Objektivität ist das!) Er sah sich um. Da saßen die Filmschieber aller Grade, fett in die Sessel gelehnt, und dufteten nach Prozenten. In einer Loge saßen die höhern Herrschaften — annähernd sechs Meter über dem Glatzenspiegel. Es ging los.

So leid es mir tut: es war wirklich ganz nett. Es ging — mit einigen traditionellen Ausnahmen — ohne die üblichen Geschmacklosigkeiten ab, man sah nicht klaftertief von oben und von unten an den Damen entlang, und es brauchte

keinem das Wasser in der Luftröhre (Setzer!) zusammenzulaufen. Eine hübsch stilisierte Spielerei: ein lustiger Mann, Theodor Hilarius, ist ein Puppenmacher, er fertigt eine Puppe nach dem Bilde seiner Tochter an, der Lehrjunge schlägt die Puppe entzwei — nicht ohne vorher durch seine Witzens bekundet zu haben, daß er vordem Lehrling in einem Konfektionsgeschäft am Hausvoigtei-Platz gewesen sei —, die Puppe, die gar keine ist, kommt zu Mönchen in ein Kloster (der Film ist in Süddeutschland unmöglich) — und so jagte ein Witz den andern. Aber die Späße waren nur alt und nicht häßlich, die Tatsache, daß Eine ein wirkliches Mädchen ist, wird nicht anatomisch bewiesen, sondern durch ihre Angst vor einer Maus, die Kalauer sind harmlos, und manche Stilisiertheiten sind gradezu witzig. Zwei Pferde, die hier und da etwas Schwanz verlieren und vorher von dem Postillon mit dem Hut in der Hand gefragt werden, ob sie nun wohl weiterfahren möchten, machten viel Vergnügen, besonders wenn sie sich ruhend — wie die Hündinnen — auf den Hintern setzten, die kleine Kutsche kroch durch eine spaßige Mondnacht, und dies ganze ulkige Gemisch von Spielzeugkasten und Film amüsierte die Leute und amüsierte sie sauber und nett.

Nachher soll da vorn auf der Bühne Herr Charell mit seiner Truppe getanzt haben: aber da diese Bühne allein so groß ist wie das Theater, in dem der Tänzer tanzen müßte, um zur Wirkung zu kommen, so kann ich darüber nicht viel sagen. Wir konnten zusammen nicht kommen — die Bühne war viel zu tief . . .

Das war kein Fressen. Schnurrend, hungrig und den Schweif ringelnd, zog der Panter seiner Wege, neue Atzung zu wittern und suchend, wen er verschlänge. Jetzt so einen fetten Fulda oder einen Zahn voll Konstantin oder eine Bügelhose mit Filmheld . . . Und Appetitfäden hingen, Schnüren gleich, aus seinem starrenden Bart.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Im Auswärtigen Amt, Berlin W 8, Wilhelm-Straße 75, erscheint ein Besucher und bittet, ihn zu dem Herrn zu führen, der — nach dem ganz neuen Regionalsystem — Griechenland bearbeitet. Der Diener führt ohne Zögern den Besucher zu einem Geheimrat. Als er ihn meldet, sagt der Geheimrat: „Ich habe doch mit Griechenland nichts zu tun."

Der Diener bleibt mit geziemender Höflichkeit dabei, daß Griechenland doch zum Ressort des Herrn Geheimrat gehöre. Der Geheimrat bleibt, nicht so ganz höflich, dabei, daß er Griechenland nicht bearbeite.

Da der Geheimrat der Vorgesetzte ist, muß der Diener schließlich einsehen, daß er sich irrt. Kopfschüttelnd steigt er mit dem Besucher die Treppe wieder hinunter und zergrübelt sich den Schädel über der Frage: „Wer bearbeitet denn nun eigentlich Griechenland?"

Da wird sein Name gerufen, und oben auf der Treppe erscheint atemlos der Geheimrat.

„Ich habe eben noch einmal nachgesehen. Griechenland gehört doch zu meinem Ressort. Führen Sie den Herrn zu mir!"

Das ist im Jubiläumsmonat der Republik Deutschland passiert.

Stammtisch

Der Major a. D.: Dieser Rump gehört meiner Meinung nach vor ein Kriegsgericht. Meine Herren, der Mann hat keine Ahnung von den militärischen Notwendigkeiten. Und die militärischen Notwendigkeiten sind nun mal das A und O jeder Politik!

Der Assessor: Gestatte mir gehorsamst, Herr Major!

Der Major a. D.: Danke, danke ganz ergebenst! Wer hat ihn geheißen, den ganzen Kram auszusagen? Der Mann mußte wissen, wie die Blätter nun wieder vom Leder ziehen werden. Schlappe Regierung! Wenn der bei mir im Rement Feldgeistlicher gewesen wäre . . . !

Der Oberst z. D.: Als ob noch nicht Skandal genug ist! Lille! Und Belgien! Und die Auslieferung! Lieber alle Trockendocks als unsern Kaiser, als Seine Majestät den Kaiser. Wie?

Der Leutnant der Sicherheitswehr: Aprico Lille: da hatten wir mal im Kasino eine französische Hure . . .

Der Oberst z. D.: Meine Herren, da können die Leute nun sagen, was sie wollen: die Erinnerung bleibt uns doch! Deubel noch mal, eine schöne Zeit! Wie? Eine große Zeit! Was?

Der Leutnant der Sicherheitswehr: Da hatten wir mal im Kasino . . .

Der Oberst z. D.: Wenn ich so denke: morgens fuhr ich mit meinen Herren im Kraftwagen nach vorn — die Kerls marschierten und sangen — das war eine Freude war das. Ich habe nie was von Kriegsmüdigkeit bemerkt. Mein Rement wenigstens war bis zuletzt auf der Höhe. Verpflegung: tadellos. Wir hatten jeden Tag zweimal Fleisch. Meldungen der Bajone: tadellos. Stimmung der Leute: ausjezeichnet. Verstehe das nicht. Heut vor zwei Jahren lagen wir in Montvilliers. Ich hatte die Schloßherrschaft ausquartieren lassen — ob Panjes oder Franzosen — das war mir gleich. Erst kamen Wir! Herrliche Räume. Sehr schönes Klavier. Mein Adjutant spielte famos. Und ein famoser Weinkeller . . . Aber immer korrekt, meine Herren, immer korrekt. Wir ließen für jede Pulle einen Requisitionsschein da. Für jede Pulle. (Trinkt.)

Der Assessor: Das ganze Verfahren ist lächerlich. Herr Major haben ganz recht. Wenn wir im Felde — ich war doch lange genug Gerichtsoffzier — um jeden Mann so'n Trara gemacht hätten: du lieber Gott! 'n paar Akten vollgeschmiert und dann fertig. Na — und ist auch gegangen. Na — und hat sich Keiner beschwert. Prost, Herr Leutnant!

Der Leutnant der Sicherheitswehr: Prost, Herr Assessor. Komme gleich nach. Uebers Kreuz, Herr Major!

Der Major a. D.: Danke. Keine Ahnung hat der Rump. Will den Jungen da rausreißen und reitet den ganzen Laden rein. Zweiunddreißig Mann — nee, einunddreißig. Sollte festgestellt werden, wer daneben geschossen hat. Gehörte vors Kriegsgericht, der Kerl.

Der Leutnant der Sicherheitswehr: Da hatten wir mal im Kasino . . .

Der Oberst z. D.: Wenn ich so denke: aus dem Vollen wirtschaften — das kann man doch bloß im Krieg. So ohne Rechenschaft — na ja, die Meldungen. Aber das machte mein Adjutant. Prächtiger Kerl. Ja, wir hätten noch jahrelang Krieg führen können. Jahrelang.

Der Major a. D.: Hätten wir auch. Haben die Leute aber nicht eingesehen. Und wo sind wir heute? Nur die Erinnerung, meine Herren, und die Hoffnung auf bessere, größere Zeiten. Ja. Nur die . . .

Der Leutnant der Sicherheitswehr: Da hatten wir mal im Kasino eine französische Hure . . .

Antworten

Ulrich Rauscher. Sie schreiben mir: „In Ihrer Nummer 50 veröffentlichen Sie eine Briefstelle über mich. Unter der Marke: Sachkenner. Das ist ein Irrtum. Der Herr wiederholt eine Sage, der die geschichtliche Unterlage fehlt. Ich war nie und bin nicht in irgendeinem sei es Lektoren-, sei es anderm Verhältnis zu dem Verlag für Sozialwissenschaft gestanden. Ich habe nie, unter irgendeinem Titel, Gehalt oder Honorar bezogen. Sie sollten doch, aus den sorglosern Zeiten unsrer Zusammenarbeit, wissen, daß ich kaufmännisch nicht so erfolgreich veranlagt bin. Ich wäre dankbar, wenn Sie dies Ihrem Publikum mitteilen würden, das ja einmal mein Publikum war." Was hiermit geschehen ist.

P. T. Die Deutsche Tageszeitung stellt fest: „Das Verhältnis der deutschen Sozialdemokratie zu den nationalen Parteien und Schichten würde in dem Augenblick in vieler Beziehung ein andres sein, wo eine deutsche, nicht jüdisch geführte und durchtränkte Sozialdemokratie vorhanden wäre." Das ist objektiv falsch. Unter den einhundertfünfundvierzig Sozialdemokraten der Preußischen Landesversammlung sind wie viel Juden? Du ahnst es nicht, und du glaubst es nicht, aber es hilft nun einmal nichts: es sind zwei — sage und schreibe: zwei. Blätter wie diese Deutsche Tageszeitung, wie die Kreuzzeitung, die Deutsche Zeitung, die Tägliche Rundschau, mitsamt ihrem Anhang von gesinnungsgenössischen Zeitschriften: Süddeutsche Monatshefte, Türmer, Eiserne Blätter — diese ganze Sorte Papier hat insofern ja das Verdienst der beruhigendsten Zuverlässigkeit, als von allen Angaben, die es macht, das grade Gegenteil wahr ist.

Fritz Spiegelberg. Sie haben im ‚Vorwärts' die ‚Grenzen des Gastrechts' abzustecken versucht, und gegen diesen Versuch hat sich in Nummer 48 der ‚Weltbühne' A. Singalowski gewendet. In einer Weise, durch die Sie sich benachteiligt fühlen. Aus der Erwiderung, die Sie mir schicken, übernehme ich, daß Sie nicht Antisemit sind, sondern eher Philosemit, und daß Sie durchaus nicht die Polizei gegen die jüdisch-polnischen Arbeiter haben mobil machen wollen. Dem verkleinerten Deutschland dürfe man nicht verdenken, daß es sich gegen Uebervölkerung zur Wehre setze. Gut. Aber inwieweit die Einwanderer aus dem Osten in Deutschland hinein „den Bürgerkrieg tragen": das wäre nicht zu behaupten — das wäre nachzuweisen. Für den Bürgerkrieg braucht es meines Erachtens gar keinen Zuzug. Betrachten Sie sich die militärischen Zeugen des Marloh-Prozesses, die bis zu dem Augenblick, wo ich schreibe, nicht verhaftet sind, und Sie können unmöglich bestreiten, daß wir im eignen Lande die Elemente haben, wider die der anständige Bürger Krieg führen muß, wofern er nicht Wert darauf legt, ohne die kleinste Verschuldung von ihnen abgeschlachtet zu werden.

Bücherkäufer. Du liest: „Vielfachen Anfragen und Wünschen entsprechend, lassen wir jetzt nochmals eine Neuauflage in beschränktem Umfange von dem durch die Prinzessin Eitel Friedrich herausgegebenen Bilderbuch vom Landsturmmann erscheinen. Das mit dreiundzwanzig farbigen Bildtafeln ausgestattete Buch zeigt in heitern Wiedergaben das Leben und Treiben des deutschen Landsturmmannes im Weltkriege und wird für Viele eine schöne Erinnerung und ein reizendes Weihnachtsgeschenk sein." Diesen Hurrakitsch sowohl wie die deutsche Seele muß man kennen, um sich nicht mehr zu wundern. Nach fünf Jahren ent-

setzlichsten Grauens sollte die Vorstellung eines Bilderbuchkrieges geschwunden sein? Aber ganz und gar nicht. In diesen Köpfen ist alles noch so herzig wie eh und je. Da tippt der loyale Oberstleutnant dem biedern Polen Kaczmarek herablassend mit der behandschuhten Rechten auf die Schulter und fragt: Weißt du, wer ich bin, mein Sohn?; da stürmen die braven Landsturmleute jauchzend die feindliche Höhe und können es garnicht erwarten, zu sterben; da entfaltet sich im Biwak ein lustiges Leben und Treiben — kurz: Kaisermanöver. Und wenn die Welt untergeht: diese Welt geht nicht unter.

Verlag Paul Steegemann in Hannover. Sie schreiben mir: „Meine Autoren Heinrich Vogeler und Ludwig Bäumer sind von Noske in Berlin beschlagnahmt. Was tut man dagegen?" Man arbeitet für die Einigung der beiden sozialdemokratischen Parteien, auf daß dieses Unheil beseitigt werde.

Satiriker. Sie verweisen mich auf die ‚Bilder zur Zeitgeschichte', die sonnabends der Deutschen Tageszeitung beiliegen, und erkundigen sich, warum denn die Linke nicht ebenso rücksichtslos wider ihre politischen Gegner vorgehe wie die Rechte. Nun sind diese Bilder und Späße der Deutschen Tageszeitung spottschlecht — nicht etwa, weil sie Herrn Ebert als Sonntagsreiter oder in der berühmten Badehose darstellen, sondern weil ihnen jeder satirische Funke fehlt. Aber frech sind sie, frech und rücksichtslos. Und Sie Unschuldsengel fragen, weshalb unsre Demokraten sich nicht zu ebensolcher Sprache gegen blutrünstige und unfähige Generale und andre Offiziere aufschwingen. Mein Liebling: weils Demokraten sind, das heißt: Männer, die glauben, mit Taktik, mit Halbheit, mit Vorsicht (ja nicht anstoßen!) irgendetwas erreichen zu können. Die Zeit ist vorbei. Viehisch roh werden, wie der Fall Reinhard beweist, hierzulande Verbrechen begangen, und allerschlimmstenfalls kanns dann Gott behüte vielleicht unter Umständen nach Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse doch einmal eins Tages, aber nicht morgen, geschehen, daß so Einer seine Stellung los wird. Mehr freilich nicht — bestraft wird er nie! Und nun halte man gegen diese unbedenklichen Burschen die zage, ewig auf Objektivität und Neutralität bedachte Sippschaft der Mittelbürger. Was müßte, was muß sich ereignen, damit die den heiligen Zorn aufbringen, der hier allein helfen kann?! Soweit sie nicht eine unauslöschliche, jeder, einfach jeder Katastrophe gewachsene Liebe zu den blanken und blutigen Uniformträgern hegen, verhindert sie ein völlig falsches Gerechtigkeitsgefühl, der Gewalt der Plempe und der Schnauze die Macht des Geistes entgegenzusetzen. Um Himmels willen nicht anstoßen! Unterdessen werden Leute erschossen, Frauen mißhandelt und jener dreimal verfluchte Ungeist, der unser Unglück verschuldet hat, in Reinkultur konserviert. Die Demokraten lächeln schmerzlich, flüstern was von „Vielleicht nicht ganz richtig" und warten in gottergebener Lammsgeduld ab, was Noskes Garde zu tun beschließt. Woher soll da eine schlagkräftige Satire kommen? Die gibt es ganz links in einer neuen Zeitschrift ‚Der blutige Ernst'. Da malt George Groß die verhaßten Typen des alten und, ach, so neuen Deutschland in flammender Diabolik an die Wand, an dieselbe Wand, an die diese Typen ihre Gegner nicht zu malen, sondern zu stellen pflegten. Und wieder stellen werden, sobald sie das Mittelbürgertum dank seiner Schlappheit und das Proletariat dank seiner Uneinigkeit überwunden haben werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Clemenceau, Noske & Däumig

von Heinrich Ströbel

Die Note der Entente fordert in ruhigem, aber entschiedenem Ton, daß die deutsche Regierung nunmehr ohne weitern Verzug das Protokoll unterzeichne, von dem der Austausch der Ratifikationen und die Inkraftsetzung des Friedensvertrags abhänge. Weigere sich die deutsche Regierung, so genüge die Kündigung des Waffenstillstandes, um den alliierten Armeen das Recht zu allen für notwendig erachteten Maßnahmen zu geben. Wie die jetzt gleichfalls veröffentlichten Instruktionen des Ministers des Auswärtigen an den Vorsitzenden der deutschen Friedensdelegation in Versailles beweisen, hatte die deutsche Regierung nicht nur die sofortige Heimschaffung der Kriegsgefangenen und die Milderung der Kompensationsforderungen für die Schiffsversenkung von Scapa Flow durchzusetzen versucht, sondern unter Berufung auf das Ausscheiden Amerikas auch eine Abschwächung der Vertragsbestimmungen selbst. Vor allem in der Auslieferung der eines Kriegsverbrechens beschuldigten Personen. Diese Versuche werden durch die Entente-Note zurückgewiesen. Die Aenderung der Vertragsbestimmungen über die Auslieferung der Schuldigen wird ohne Motivierung abgelehnt; die über die Heimsendung der Kriegsgefangenen mit der Begründung, daß ohnehin mit der Inkraftsetzung des Friedensvertrages die Gefangenen freizulassen seien. Von den Schwimmdocks, Krähnen, Schleppern und Baggern werde die Entente nur so viel beanspruchen, wie sich mit den Wirtschaftserfordernissen der deutschen Schiffahrt vertrage. Deutsche Rückforderungen würden im Geiste der Billigkeit geprüft werden.

Mit der unzweideutigen Erklärung, daß die Gefangenen bei Inkrafttreten des Friedensvertrags entlassen werden sollen, scheidet für den Protokollstreit diese Frage aus. Bleibt also nur noch die Auslieferung der Schuldigen und des Hafenmaterials. Im zweiten Punkt mißtraut die deutsche Regierung dem verheißenen Wohlwollen und Billigkeitsgefühl der Entente; im ersten ihrer eigenen Macht zur Ausführung dieser ja bereits durch Unterzeichnung des Friedensvertrags übernommenen Verpflichtung. Sie fürchtet von ihrer Nichterfüllung neuen Unwillen und neue Repressalien der Entente, ein Geschraubtwerden ohne Ende, unabsehbare Verlegenheiten und Konflikte. Diese Besorgnisse sind sicherlich nicht ohne jeden Grund. Dennoch ist es eine unfaßbar einfältige Politik, wenn sich auch jetzt wieder, wie vor der Unterzeichnung des Friedensvertrags, der ‚Vorwärts‘ in einen Wut- und Entrüstungsanfall hineindeliriert, alle Welt, auch Amerika und den Präsidenten Wilson, beschimpft und zum Schlusse empfiehlt, der Entente „ruhig und gefaßt“ mit einem „Unmöglich

und unannehmbar" gegenüberzutreten. Hat der ‚Vorwärts' denn seine Blamage vom Sommer so völlig vergessen?

Das Vorgehen der Entente ist hart und, in der Auslieferungsfrage, obendrein politisch unklug. Aber sind unsre Regierung und unsre Regierungsjournalisten berechtigt, den Clemenceau und Genossen Anklagen ins Gesicht zu schleudern? Oder war nicht vielmehr die ganze deutsche Regierungspolitik ein einziger Affront der Entente? Die Kernfrage des ganzen Friedensvertrags war die deutsche Abrüstung. Die Noske-Regierung aber schuf sich eine gewaltige neue Armee und brachte sie durch Sicherheits- und Einwohnerwehren auf einen Stand, der die deutsche Friedensstärke von 1914 weit übertraf. Die deutsche Regierung duldete, begünstigte das baltische Abenteuer und schritt erst auf den äußersten Druck der Entente gegen die „Meuterer" ein — denen sie jetzt wieder den Schutz Ostpreußens anvertrauen will! Die deutsche Regierung hinderte den Chef des deutschen Admiralstabes nicht, an den Kommandeur der internierten deutschen Flotte von Scapa Flow heimlich einen Brief zu schicken, der von der Entente als die Aufforderung zur Versenkung der nach dem Friedensvertrag an die Entente auszuliefernden Schiffe aufgefaßt werden muß. Jede dieser Handlungen war ein Anschlag gegen die Entente, eine Sabotage des Friedensvertrags. Und wenn die deutsche Regierung erklärt, daß sie keine Mitverantwortung trage für die Tat von Scapa Flow und das baltische Militaristen-Komplott — haftet dann an ihr nicht die Schuld unsagbarer Unfähigkeit und Schwäche? Bekennt sie damit nicht ihre erbarmungswürdige Ohnmacht, der reaktionär-militaristischen Umtriebe Herr zu werden? Drängt sie nicht dadurch grade die Entente zu Akten der Selbstsicherung? Der ‚Vorwärts' schrieb kürzlich ungefähr: „Wenn Ihr die Schuldigen haben wollt, holt sie euch selbst — die deutsche Regierung hat keine Macht über sie." Ja, wer hat der deutschen Offizierskaste seit dem neunten November wieder zur Allmacht verholfen? Und kann man sich über das Auslieferungsverlangen wundern, wo alle Welt sieht, welch tolle Farce der Untersuchungsausschuß geworden ist? Der Unterausschuß, der die eigentliche Kriegsschuldfrage behandeln soll, hat sich unlängst als „Sachverständige" die alldeutschen Kriegstreiber und Annexionisten Dietrich Schäfer, Professor Hoetzsch und sogar den Grafen Reventlow und Leute gleichen Schlages zugelegt. Dagegen lehnte der Ausschuß ab, Hellmut v. Gerlach und Richard Grelling als Sachverständige zu laden. Dabei ist Grelling nicht nur in Deutschland der weitaus gründlichste Kenner der Schuldfrage, sondern grade auch derjenige Mann, dessen rücksichtsloser Wahrheitsmut im Ausland das höchste Vertrauen genießt. Und die Mitarbeit dieses Mannes an der Aufhellung der Kriegsschuld wurde vom deutschen parlamentarischen Untersuchungsausschuß

abgelehnt! Des Mannes, dessen Kriegsschuld-Untersuchungen der Graf Montgelas noch im Jahre 1918 das Zeugnis ausgestellt hatte, daß sie trotz manchen Irrtümern, Breiten und Wiederholungen „für alle Zeiten ein unentbehrliches Nachschlagewerk und wertvolles Hilfsmittel" sein würden. (Die Ablehnung erfolgte sogar einstimmig, obwohl auch ein Unabhängiger diesem famosen Ausschuß angehört. O Schilda, mein Vaterland!) Und bei einem solchen Kurs der Regierung und des Parlaments glaubt man gegen die Entente noch moralisch auftrumpfen zu können?

Ein erträglicher Ausgleich mit der Entente war nur durch eine ehrliche, antimilitaristische, antinationalistische deutsche Politik zu erlangen. Nur sie kann jetzt noch das Aeußerste verhüten. Treibt man es dagegen so weiter mit hirnlosen Intrigen und Brüskierungen, so wird sich das Verhängnis erfüllen, vor dem wir hier wohl zehnmal gewarnt haben: die Entente wird Frankfurt und Essen besetzen, wird durch die Herrschaft über das Kohlen- und Industrie-Revier Deutschland in völlige Abhängigkeit bringen und darüber hinaus vielleicht noch versuchen, das Rheinland und die süddeutschen Staaten dauernd vom Reiche loszureißen.

*

Wie man auch die Entente über unsre Reichswehr, Sicherheitswehr und Einwohnerwehr beschwichtigen mag: der Prozeß Marloh schlägt alle Beschönigungsversuche nieder. Die militaristische Bestialität, die dieser Prozeß enthüllte, war nicht, wie beim münchner Geiselmord, ein zufälliger Exzeß, ein Racheakt machtberauschter kleinster Demagogen, sondern der Ausfluß des alten verruchten und verfluchten Systems. Die Lebensäußerung jenes wiederbelebten Systems, das in kaltschnäuzigem Größenwahn den Weltkrieg angezettelt, Europa mit systematischer Grausamkeit verwüstet, Deutschland in Zusammenbruch und Schande getrieben hat und nach all diesen Wahnsinnstaten und Verbrechen auch heute wieder das deutsche Volk ins Joch der Offizierskamarilla schirren und in neue verzweifelte Abenteuer hineintreiben möchte. Das Deutschland dieses Prozesses Marloh ist eben noch immer das Land der Kriegspsychose und der militaristischen Gewaltvergötterung. Unfaßbare Herzenshärtigkeit und stupide Rührseligkeit wohnen im deutschen „Gemüte" dicht beisammen. Wie hat man in den Tagen vor der Urteilsverkündung den Marloh bedauert, diesen Menschen, der kaltblütig dreißig Mann aus einem Haufen aussuchte, um sie unmittelbar darauf in der Hofecke massakrieren zu lassen. Der Unselige sei nur das blinde Werkzeug seiner Vorgesetzten gewesen, ein Opfer seines falschen Pflichtgefühls, ein Märtyrer des militärischen Kadavergehorsams! Das eben ist das Schändliche, das Empörende, das im Ausland schlechthin Unbegreifliche: der deutsche Militorismus vermag Menschen dermaßen zu entsittlichen, daß sie auf Befehl ihrer Vorgesetzten

jedes Verbrechen zu verüben bereit sind! Strich diese Auslegung der militärischen Gehorsamspflicht schon den Militärstaat Preußen-Deutschland aus der Reihe der Kulturvölker — wie konnten ihr in der demokratischen Republik Deutschland noch Anhänger und Verteidiger erstehen, ohne dies revolutionäre Deutschland der tiefsten Verachtung aller Kulturstaaten preiszugeben!

Und was womöglich noch schlimmer: in dem Prozeß und in der reaktionären Presse konnte man über die Personen Reinhard und Kessel hinweg mit Fingern auf die letzten und eigentlichen Verantwortlichen für solch mörderische Exzesse weisen — auf Noske und die Ministerkollegen, die gegen seine Blutbefehle nicht sofort protestierten. Und in der Tat: sie tragen die letzte Verantwortung. Der Noske vom Offiziercorps abgerungene Befehl, jeden Aufständischen zu erschießen, der mit der Waffe in der Hand kämpfend betroffen werde, deckte sich mit der Aufforderung: Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht! Aber Noske, der Unteroffizier, der eingeschworene Gewaltpolitiker, stand eben selbst unter der Psychose des deutschen Militarismus. Seine höchste Weisheit und sein größter Stolz war es, „fest zuzupacken". Und das Tragische und Tiefschmerzliche ist, das große Teile des deutschen Volkes trotz dem furchtbaren Haß, den die militaristische Barbarei im Ausland gegen Deutschland heraufbeschworen hat, die gleiche Barbarei der innern Kriegführung garnicht verwerflich finden. Und eine Nation, die für ihre eigne Erbarmungslosigkeit jederzeit Entschuldigungen jenseits aller Moral bereit hält, glaubt von ihren gereizten Gegnern Rücksicht und Mitleid fordern zu dürfen?

*

Eine Abkehr vom nationalistischen Wahnsinn und der militaristischen Provokationspolitik wäre gleichwohl durchzusetzen gewesen, wenn die Unabhängigen sich mit den Rechtssozialisten in einen demokratisch-sozialistischen Block zur Sicherung der Republik zusammengeschlossen hätten. Der Noskismus hätte dann vor einer Politik der innern und der internationalen Verständigung die Segel streichen müssen. Aber leider hat der Parteitag unsre schlimmsten Erwartungen noch übertroffen. Niemals hat man Verhandlungen von solcher Gedankenarmut, niemals den Triumph solch trostloser Mittelmäßigkeit erlebt. Niemals seit Bestehen der deutschen Sozialdemokratie so verhängnisvolle Beschlüsse. An Haases Stelle sitzt nun, neben dem hilflos beflissenen Parteischüler des Bolschewismus: Crispien, der magistrale Fanatiker Däumig, eine wunderliche Mischung von Revolutionsfanatiker und Organisationsphilister. Sie dirigieren fortan mit den Stöcker und Koenen die Partei. Selbst der alte Heißsporn Ledebour war wegen seiner demokratisch-parlamentarischen Vorbehalte und seiner Verwerfung des Terrors den waschechten Räte-Fanatikern nicht

radikal genug. Und entsprechend der Zusammensetzung des Vorstandes legte man denn auch die Partei auf das Räte-System, auf die Diktatur des Proletariats, die dritte Internationale und die Weltrevolution fest. Solange die Unabhängigen unter einer solchen Führerschaft und unter dem Zwange eines so wirklichkeitsfremden Programms stehen, sind sie als Faktor einer positiven, aufbauenden Politik in Deutschland ausgeschaltet. Ihr hemmungsloser Wortradikalismus wird ihnen, bei der hoffnungslosen Verfahrenheit der deutschen Zustände, der Unfähigkeit der Herrschenden und dem wachsenden sozialen Elend auch künftig noch Arbeiterschichten zutreiben: dem politischen Aufstieg und der sozialen Befreiung wird ihre kurzsichtige Demagogenpolitik nimmermehr dienen. Im Gegenteil: der Noskismus und die Reaktion können sich keine bessern Verbündeten wünschen. Desgleichen die Machtpolitiker und Imperialisten der Entente, deren Absichten auf die Zerreißung und dauernde Schwächung Deutschlands in den bolschewistischen Allüren der deutschen Unabhängigen und in dem unsinnigen Geschrei von der Weltrevolution ja die willkommenste Entschuldigung finden.

Bemitleidenswert war die Rolle, die der Chefredakteur der ‚Freiheit‘ spielte. Rudolf Hilferding hat, wie ja seine Parteitagsreden über die dritte Internationale und die Aussichten des Bolschewismus bewiesen, viel zu tiefe Einsichten in das Wirtschaftsleben und die oekonomischen Möglichkeiten, als daß er ohne Widerstreben seines ganzen geistigen Menschen diese Kursschwenkung der Partei hätte mitmachen können. Er fand ja auch manches tapfere und ehrliche Wort der Kritik gegen die rabiate Stimmungspolitik der verblendeten Mehrheit. Aber er drang nicht durch, denn sein Protest kam zu spät. Hilferding ist das Opfer seiner eignen Taktik geworden. Vor Jahresfrist, als die Kautsky, Bernstein, Nestriepke und ich ihn zum Kampf gegen den bolschewistischen Heilswahn drängten, wich er jedem rücksichtslosen Bekenntnis aus, weil er durch zeitweiliges Nachgeben die Zügel umso sicherer in der Hand zu behalten glaubte. Ein rätselhafter Irrtum: denn wie konnte er über die kommunistische Konfusion zu siegen hoffen, wenn er in der ‚Freiheit‘ dem Kommunismus unausgesetzte Konzessionen machte, jede entschiedene Kritik aber aus dem Blatte verbannte! Hat er doch nicht einmal eine Besprechung von Kautskys Buch über den ‚Terrorismus und Kommunismus‘ zu bringen gewagt.

Nicht nur die Demokratie, sondern auch der Sozialismus hat in Leipzig eine schwere Niederlage erlitten. Wenn nicht die Logik der Ereignisse — vor allem die Rückentwicklung des Kommunismus zur Demokratie in Rußland selbst — diese Fehler der Unabhängigen korrigiert, sind die Aussichten für Proletariat und Demokratie einfach trostlos.

Das türkische Problem von Asiaticus (Schluß)

II.

Wir Deutschen haben einmal türkische Politik getrieben. Diese Politik hat mit Recht Bankrott gemacht, denn sie erstrebte nichts als die wirtschaftliche und militärische Ausnutzung des Landes und Volkes, ohne daß gleichwertige Kulturwerte getauscht worden wären. Was von solchen Werten, von Volkstum, Vaterland, Bildung so nebenbei gesprochen wurde, war Dekoration und Beweihräucherung einer grundfaulen Sache, war nichts als gegenseitiger Betrug. Wir hatten es im ganzen auf 23 Schulen in der Türkei mit etwa 3000 Schülern gebracht gegen 530 französische mit 54 000 Schülern! Die fruchtbare Idee, türkische Jungen nach Deutschland in die Lehre zu schicken, kam während des Krieges viel zu spät. Weil wir Deutschen selbst nichts von den Lebensfragen eines Volkes verstanden, wußten wir nichts Besseres zu tun, als den hohlsten Militarismus der Jungtürken zu stärken. Es war freilich nichts bequemer und für die Regierenden in Deutschland vorteilhafter als das. Stimmen wie die von Martin Hartmann, der die Lage längst erkannt hatte, verhallten ungehört. Was half es, wenn er am siebenundzwanzigsten Mai 1913 im Berliner Tageblatt schrieb: „Nicht die Goltzsche Rüstungspolitik ist am Platze, sondern eine Politik des innern Aufbaus." Ueber Hartmann wurde gelächelt, die deutschen Wehrfanatiker gingen zu ihrer Tagesordnung über. Sie haben damit wenigstens an einem ganz klaren Beispiel die Sinnlosigkeit einer rein äußerlichen Machtpolitik ad oculos demonstriert. Im Kriege merkten sie es sogar selber, daß es mit ihrer Türkenpolitik nichts war. Dabei fürchteten sie sich vor ihren eignen Mitteln, und obschon selber Gewaltpolitiker, ließen sie ein unfähiges Türkenregiment draufloswirtschaften, statt wenigstens in ihrem Sinne durchgreifend einzuschreiten, so sehr sie auch an ihm verzweifelten. Da der unverantwortliche Einzeldeutsche den Mund nur weiter aufriß, blamierte man sich schließlich selbst, schon ehe die Blamage öffentlich wurde. Die deutsche Militärpolitik in der Türkei und die Teilnahme der Türkei am Weltkriege war eine schleichende Krise und das Schlimmste, was der Türkei passieren konnte. Das notwendige Resultat, das spätestens nach dem Balkankriege sich hätte ergeben sollen, wurde dadurch um Jahre hinausgeschoben. Wer die deutsche Türkenpolitik im Kriege einige Jahre miterlebte, mußte an der Fähigkeit der Deutschen zu kolonisieren irre werden und über ihre Behauptung, sie seien das Salz der Erde, den Kopf schütteln. Das Salz der Türkei waren wir sicherlich nicht.

Unsre Politik in türkischen Angelegenheiten war weder zum Besten der Türken, noch zu unserm eignen Nutzen, noch ententsprach sie einem höhern Kulturinteresse. Mit solchen Mitteln

ließ die Türkei sich nicht halten. Darum war das Urteil richtig, das bereits am ersten Mai 1914 in der englischen Zeitschrift 'Near East' zu lesen stand: „Die Türkei muß von der Bildfläche verschwinden, je eher je lieber. Unsre Aufgabe (our business!) ist es, ihr bei ihrem Tode beschleunigend beizustehen (to assist her out of the world) — einem möglichst schmerzlosen. Euthanasie möge es sein, besser als plötzlicher und gewaltsamer Tod unter den Schnäbeln und Krallen der verschiedenen Raubvögel, doppelköpfiger (!) und andrer, die ihr Krankenbett umschwärmen." Dieser schmerzlose Tod ist der Türkei nicht beschieden gewesen. Trotzdem muß aber für die Lösung des türkischen Problems heute erst recht verlangt werden, daß die Raubvogelpolitik ausgeschaltet wird. Das bedeutet Dasselbe, was wir im Anfang als die Lösung zum Besten der Türken sowohl wie zum Besten der Kulturwelt verlangten, ohne Verfolgung eigensüchtiger Interessen.

So viel ist festgestellt, daß der Gedankeninhalt der jungtürkischen Idee Keinen berechtigt, an eine Lösung der kleinasiatischen Frage in ihrem Sinne zu denken. Das osmanische Reich der Türken ist endgültig tot. Die türkische Lösung eines osmanischen Problems ist unmöglich geworden, die türkische Lösung des türkischen Problems ist allein übrig geblieben.

Die Aufgabe heißt: Schaffung der wahren Türkei, Zusammenfassung derjenigen Landesteile, in denen der Kern der türkischen Volksgruppe die große Mehrheit der Bevölkerung bildet, zu einer neuen Kleintürkei. Daß diese sich selbst verwaltet, ist vorläufig ausgeschlossen. Sie muß einen Verweser erhalten. Dieses Verwesermandat müssen die Vereinigten Staaten von Amerika ausüben. Nur so wird die Lösung zum Besten der Türken und zum Besten auch der Kulturwelt dienen. Der Verweser muß — das ist seine Hauptaufgabe — den Türken endlich ermöglichen, diejenigen Werte auszubilden, welche Kulturwerte sind und die Kraft zur eignen Gestaltung einer ausgeprägten türkischen Volksgemeinschaft entwickeln können. Glücklicherweise ist auch dieses verelendete Volk nicht ganz ohne Ansätze dazu. Der Beginn einer türkisch-völkischen Kulturbewegung, die fern jeder nationalistischen Gebarung steht, ist vorhanden und wird sich, mit Verständnis in richtige Bahnen gelenkt und von aufgeblasenem Chauvinismus befreit, schon kräftig regen. Mit Hilfe dieser Idee, die leider zu spät geboren wurde, um den Zusammenbruch einer größern Organisation aufzuhalten, wird es wenigstens noch im engern Rahmen einer kleintürkischen Politik möglich sein, die nationale Idee von der Basis des Raubes und der Gewalt zu heben und auf der Basis der Kultur fester zu begründen. So werden hoffentlich doch noch die Gedanken des neutürkischen Volksdichters Mehmed Emin Geltung gewinnen, der erkannt hat, daß „die Tore des Raubs heute geschlossen sind" und „Kopf- und Hand-

Arbeit" geleistet werden muß. Den Neutürken muß die Zukunft gehören. Für Männer wie die Mitglieder des Komitees für Einheit und Fortschritt, für Enver und Enveriden ist kein Platz mehr.

Die Verweserschaft muß Amerika übernehmen. Soll das allgemeine Kulturinteresse zu seinem Rechte kommen, so gibts keine andre Wahl. Eine amerikanische Verweserschaft verbürgt am ehesten die möglichst günstige Entfaltung der türkischen Kulturkräfte. Amerika ist diejenige Macht, die ihre Kolonisationstätigkeit in der Türkei von jeher am meisten auf die Erkenntnis aufgebaut hat, daß organische Entwicklung mit Kulturpolitik beginnt. Die Erfolge des amerikanischen Schulwesens in der Türkei müssen dafür sprechen, das Mandat Amerika zu übertragen. Quantitativ zwar an zweiter Stelle (hinter Frankreich), stand es mit seinen 273 Schulen und 18 000 Schülern doch qualitativ unbestritten an erster, was schon daraus hervorgeht, daß es der türkischen Regierung stets als Brutstätte des Anarchismus — wir würden heute sagen: Bolschewismus — gegolten hat. Was an durchgebildeter Intelligenz in Kleinasien existiert, kommt aus den amerikanischen Pflanzstätten des Syrian College zu Beirut und des Robert College bei Konstantinopel. Ohne die amerikanisch ausgebildeten Militärärzte (armenischer und griechischer Abkunft) wäre ein Sanitätsdienst im türkischen Heer überhaupt nicht denkbar gewesen. Von Amerika hat die Kulturwelt zu hoffen. Amerika ist auch die einzige unter den beteiligten Mächten, die bisher ihre Autorität noch durch keinen in eigennützigem Interesse unternommenen Akt von Brachialgewalt gemindert hat. Amerika muß ferner sich verpflichtet fühlen, durch Uebernahme dieses Auftrags der Welt zu zeigen, daß es ihm mit seiner Völkerbundsidee ernst ist, und darf sich nicht zurückziehen, wo es dafür zu handeln gilt. England und Italien, die beiden andern Großmächte, die das türkische Problem aktiv mitlösen wollen, müssen von vorn herein eigensüchtiger, rein materialistischer Interessen verdächtig sein. Das mag berechtigt sein oder nicht: es kommt darauf an, wirklich eine neue Aera mit neuen Methoden zu eröffnen und alle Mittel zu gebrauchen, um vom Wege offener oder verdeckter imperialistischer Kolonisation abzuweichen, um der Kulturidee, wie sie Wilsons Völkerbund trotz allem innewohnt, das Feld zu räumen. Es darf auch kein Kompromiß etwa in der Art geschlossen werden, daß eine gemischte Kommission gebildet wird, sondern Amerika muß das Mandat allein verwalten, weil das größtmögliche Unparteilichkeit verbürgt.

Das sind die Ideen, die der Bildung des türkischen Mandats in Kleinasien zu Grunde gelegt werden müssen, wenn zum Nutzen der Türken und der Kulturwelt etwas dabei herauskommen soll. Ihre Klarstellung ist nötig, wenn man die Ereignisse verstehen und beurteilen will, die sich im nahen Osten abspielen und abspielen werden. Die praktische Frage, wie das

neue Türkenland territorial begrenzt werden soll, kann hier nicht eingehender erörtert werden. Ihre Lösung hängt zusammen mit der Einteilung Kleinasiens überhaupt. Außer der neuen Kleintürkei muß geschaffen werden der griechische Anteil an Kleinasien. Die griechische Nation mit ihrer Rührigkeit des Geistes und Handels hat es verdient, daß man sie an die Organisation eines größern Griechenlands heranläßt. In Westkleinasien ist sie es, die vielleicht nicht allerorts das quantitative, aber doch das qualitative Uebergewicht hat. Sie ist überall der fortschreitende Teil der Bevölkerung. Smyrna, das Zentrum der Westküste, ist eine griechische Stadt. Mit Rücksicht auf die zweifellos vorhandene überlegene Expansionskraft des griechischen Volkes sollte man hier mit Zuteilung von Land auch nicht ängstlich und knauserig sein.

Schwieriger ist die armenische Frage. Die Armenier haben in den „Armenien" genannten Landesteilen weder quantitativ noch qualitativ das Uebergewicht. Trotzdem wird es möglich gemacht werden müssen, ein Territorium zu schaffen, das wenigstens langsam mit einem national-armenischen Volke aufgefüllt werden und Zufluchtsstätte verfolgter Armenier sein kann. Auch zu diesem Zweck wäre ein relativ günstiges Gebiet bereitzustellen und nicht davor zurückzuschrecken, türkisches Territorium zu verwenden. Im übrigen muß der nationale Ausgleich auf Grund dieser Gebietsteilung durch die Förderung des jus emigrandi angestrebt werden, das jedem gestattet, aus national fremdem Gebiet auf national verwandtes zu ziehen, eine Praxis, die in Kleinasien und auch auf dem Balkan schon stets geübt wurde und die nationalen Fragen am besten löst. Garantie für die gebührende Duldung besonders der Armenier in der neuen Türkei wird der Mandatar Amerika leisten.

Was Konstantinopel betrifft, so muß es von der neuen Türkei gelöst werden. Es hat in ihrem Gefüge keinen Sinn mehr. Es wäre auf ihrem Körper nur ein Wasserkopf und ein Rest alten Durcheinanders ohne Sinn und Verstand. Dieser Zentral- und Brennpunkt ist überhaupt in ein viel größeres Gefüge einzugliedern, als es selbst das osmanische Reich jemals dargestellt hat. Auch Griechenland darf es deshalb nicht bekommen! Vorläufig ist es gleichfalls in die Verwaltung des Völkerbundes zu nehmen. Nur wäre hier eine gemischte Kommission eher am Platze, vor allem schon deshalb, weil hier Angehörige aller Glieder des Völkerbundes in größerer Anzahl beisammenwohnen und es sich weniger um die Wahrung und Pflege nationaler als wirklich internationaler Interessen handelt. Ob dadurch die Bestimmung Konstantinopels erfüllt wird, oder ob seiner doch noch die Zukunft Dostojewskischer Ahnung von den Bolschewisten wartet — wie die ‚Morning Post' die sonst keine allzu tiefe Einsicht verrät, unbewußt anklingen ließ —: das wollen wir heute nicht entscheiden.

Brief an den Herausgeber

Sehr geehrter Herr Jacobsohn!

Aus den Zeitungen werden Sie entnommen haben, daß ein von mir beim Untersuchungsausschuß gestellter Antrag, mich als Sachverständigen zuzuziehen, ohne Angabe von Gründen abgelehnt und diese Ablehnung noch durch öffentliche Bekanntmachung besonders betont worden ist.

Mein Antrag war vom Bund Neues Vaterland aufs lebhafteste unterstützt und auch von Kautsky befürwortet worden. Obwohl ich mich von vorn herein keinen großen Illusionen über den Erfolg eines solchen Antrages hingegeben hatte, glaubte ich doch — in Uebereinstimmung mit hiesigen politischen Freunden —, den Versuch machen zu sollen, ein Gegengewicht gegen die nationalistischen und annexionistischen Professoren (Dietrich Schäfer, Hoetzsch; sogar Reventlow ist berufen) zu schaffen und an der Feststellung der Wahrheit über den Kriegsursprung mitzuwirken.

Die Ablehnung meines Gesuches dürfte nun aller Welt den Beweis erbringen, daß man nicht das Streben nach Wahrheit, sondern Angst vor der Wahrheit hat. Auch dieses Resultat meines Vorgehens ist wertvoll. Es beleuchtet die heutigen Zustände in Deutschland, beleuchtet vor allem die „Mentalität" der leitenden Kreise und dient so zur Klärung der Situation.

Da man sachliche Gründe für die Ablehnung kaum wird vorbringen können, so sehe ich die Möglichkeit voraus, daß man zu den bekannten verleumderischen Angriffen gegen meine Person, in denen die alldeutsche Presse während der ganzen Kriegsjahre geschwelgt hat, seine Zuflucht nehmen wird. Obwohl ich wiederholt in der Oeffentlichkeit die Bezichtigung, „im Dienst der Entente" gestanden zu haben, für schamlose Verleumdung erklärt habe, will ich doch, um neuen Angriffen dieser Art vorweg entgegenzutreten, Folgendes erklären:

1 Ich habe nie, weder direkt noch indirekt, in den geringsten Beziehungen zu irgendeiner Regierung oder Behörde der Entente gestanden.

2. Ich habe nie einen andern Gewinn aus meinen Büchern gezogen als die in üblicher Höhe mit meinem Verleger vereinbarte Tantieme für jedes verkaufte Exemplar.

3. Die Gesamtheit dieser Tantiemen ist minimal im Verhältnis zu den Einnahmen, die die Kriegsurheber, Kriegsführer und Kriegsverlängerer, die Ludendorff und Genossen, aus ihren Büchern gezogen haben.

4. Sie ist mehr als aufgezehrt worden durch die Vermögensverluste, die ich infolge meiner erzwungenen Abwesenheit von Deutschland während der Kriegsjahre erlitten habe.

5. Die vorstehend ausgeführten Tatsachen wäre ich bereit gewesen, bei einer Vernehmung als Sachverständiger vor dem Untersuchungsausschuß eidlich zu bekräftigen.

Ich ermächtige Sie ausdrücklich, diesen meinen Brief zu veröffentlichen, und glaube Ihres Schutzes sicher zu sein in einer Sache, die, weit über persönliche Interessen hinaus, für das Ansehen des neuen Deutschland in der Welt prinzipielle Bedeutung hat.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ergebener

Richard Grelling

Zürich, am dritten Dezember 1919

Prozeß Marloh von Ignaz Wrobel

Ceterum censeo, Noske esse eundum

Der Spitzel einer Organisation, deren Mitglieder Mord und Totschlag brauchen, um ihre gut bezahlten Stellungen zu behalten, meldet dem Nachrichtenoffizier eines der Freicorps, die Volks-Marine-Division beabsichtige, in der Französischen Straße einen regierungsfeindlichen Putsch zu unternehmen. Die Meldung wird nicht geprüft, sondern mit Freuden aufgenommen, weitergegeben und übertrieben. Ein junger Offizier mit fünfzig Mann wird entsandt; die Räume der Division werden besetzt. Dreihundert Leute gehen in die Menschenfalle. Der junge Offizier, aufgehetzt und getrieben von den sich jagenden Befehlen seiner Vorgesetzten, sucht sich, damit irgend etwas geschehe, und ohne daß die Festgenommenen Widerstand leisten, neunundzwanzig Mann heraus — von seinem preußischen Offiziersstandpunkt aus diejenigen, die klug aussehen — und läßt sie erschießen. Dann erscheint in der Presse ein falscher Bericht dieses Vorgangs; der Offizier ist gezwungen, falsche Berichte an seine Vorgesetzten zu machen, die die Wahrheit kennen; dann flieht er. Er wird später gefaßt, einem ordentlichen Gericht entzogen und vor ein Sondergericht gestellt; seine Kameraden sprechen ihn frei.

Die Beurteilung dieses Mordes kann nur erfolgen, wenn man die Welt, aus der er hervorgegangen ist, genau kennt. Diese Welt ist skrupellos, tief unwahrhaftig und von einem großen Teil des deutschen Volkes heut noch verehrt und geschätzt. Die Verhandlungen haben gezeigt, wie verlogen dieser Apparat arbeiten kann: in dem Augenblick, wo über eine Lüge das Wort „Bericht" gesetzt wird, verstummt der Zweifel; in dem Augenblick, wo das Wort „Dienst" fällt, hat alles in Ordnung zu sein. Der preußische Offizier lügt nicht. Er tat Schlimmeres.

Es scheint mir nun einmal an der Zeit, hier öffentlich auszusprechen, was ich seit langem auf dem Herzen habe. Ich weiß, daß das taktisch nicht richtig ist; ich weiß, daß man den Mitkämpfern den Mut nicht nehmen soll, ich weiß auch, daß ich trotzdem nicht aufhören werde, für Menschen gegen das alte deutsche Offiziercorps zu kämpfen. Aber ich muß es einmal sagen: Dieser Kampf scheint aussichtslos.

Das deutsche Volk, in einer beispiellosen Katastrophe zusammengebrochen, die es zur guten Hälfte selbst verschuldet hat, befindet sich heute in schwerem wirtschaftlichen Niedergang. Wir haben realiter den Staatsbankrott. Die Fähigkeit weiter Volkskreise zu irgendwelchen Emotionen ist völlig erschöpft. Die Leute können nicht mehr. Das Gefühl für Anstand, für Recht und Gerechtigkeit — es ist völlig geschwunden.

Wärs nicht so, dann brauchte nicht Punkt um Punkt nachgewiesen zu werden, daß dieser Vorgang, von der Spitzelmeldung

bis zum Freispruch des Marloh, ein einziger Sumpf ist. Die menschliche Minderwertigkeit, mit Unwahrheiten und Verschleierungen zu arbeiten, um ein Verbrechen zu verdunkeln, die unfaßbare Roheit, Deutsche, die andrer politischer Meinung sind, wie Tiere abzuschlachten — das wächst ausschließlich auf dem deutschen Kasernenhof. Die Leichen der Unglücklichen sollen furchtbar ausgesehen haben: es sind offenbar nicht alle auf jenem Hof erschossen, sondern sechs Geflüchtete sind im Keller massakriert worden; der Ueberlebende hörte ihre Todesschreie. Einem war die Wade von oben bis unten aufgeschlitzt; einem der Schädel eingeschlagen. Nach dem Mord spazierten die Offiziere auf dem Hof herum, betrachteten die am Boden liegenden Leichen, und einer sagte: „Seht mal, wie anständig die Hunde angezogen sind! Man sollte ihnen die Stiefel ausziehen!"

Der Pfarrer Rump hat in eine Korruption hineingeleuchtet, die man nicht erwähnen durfte, ohne von Tausenden maßlos beschimpft zu werden — bis tief in die demokratische Partei hinein. Dem Pfarrer Rump fiel es sichtlich schwer, gegen Leute, die er kollektiv verehrt hatte, derartig auszusagen. Er hat es trotzdem getan. Was sagte er?

Er sagte, daß alle diese Offiziere, einer wie der andre, bestrebt waren, bewußt, unter bewußtem Mißbrauch ihres moralischen Kredits, die vorgesetzten Dienststellen und die gesamte Oeffentlichkeit zu belügen. Er sagte, daß mit Bestechung, Begünstigung, Urkundenfälschung und dienstlichen Falschmeldungen gearbeitet worden ist, um ein System, das noch lange nicht genug Feinde hat, vor Anfeindungen zu bewahren. Nicht das, wie ich hier in meinen ‚Militaria' immer wieder und wieder betont habe, ist ja das Schlimme, daß in einer großen Organisation Uebergriffe vorkommen, sondern daß der Kernpunkt da sitzt: Wie stellen sich die Kameraden, wie stellt sich die Kollektivität dazu? Es muß gesagt werden, daß noch der letzte Verbrecher, wenn er nur Offizier ist, von seinen Kameraden in einem ganz falsch angebrachten Zusammengehörigkeitsgefühl gestützt und geschützt wird. Sie halten zusammen wie die Kletten. Dann müssen sie sich auch zusammen bewerten lassen.

Kleine menschliche Einzelheiten bleiben haften. „Es ist doch hochanständig," sagt Reinhard, „daß Kessel noch heute seine Hintermänner deckt." Aber auch Einbrecher haben ein gewisses korporatives Ehrgefühl, das jeder Kenner ihnen zubilligen wird, ohne es deshalb anders als losgelöst von seinen Trägern hoch zu bewerten. In allen Betrachtungen wird fast immer vergessen, daß der Urgrund dieser Dinge kriminell ist, und daß ein Befehl und eine Anordnung irgendeines Gehaltempfängers eine verbrecherische Handlung nicht sakrosankt machen. „Der Oberst", sagt ein junger Leutnant aus, „wußte auch garnicht, was er mit den vielen Gefangenen anfangen sollte." Und ließ sie, infolge

mangelnder Unterbringungsmöglichkeit also, erschießen? Ich war dabei, als diese viehisch rohe Aeußerung vorgebracht wurde — Reinhard saß auf der Zeugenbank, und kein Muskel zuckte in seinem Gesicht. Tapfer — und unbehelligt — stand er seinen Mann. Das Wort „Hintermänner" tauchte auf. Finanzleute waren da, Menschen, die helfen wollten. Verbluten kann Einer von uns — sie würden noch nach dem Zuckenden treten. Marloh hatte die Möglichkeit, Geld, Ausweise, Reisegelegenheit zu erhalten, und Alles, was er sonst brauchte.

Ueber das Verfahren soll hier nicht ernsthaft gesprochen werden. Man erspare es mir, mein Juristenherz auszuschütten. Vielleicht war das früher anders — wir hatten immer geglaubt, daß der Vorsitzende in einem strafrechtlichen Verfahren Alles zur Ergründung der Wahrheit tun müsse. Das ist hier nicht geschehen. Viele wichtige Dinge sind nicht untersucht worden: Wer hat die verlorenen und noch nicht genug gefälschten Berichte entwendet? Warum verweigern die Zeugen die Aussage? (Es wäre Sache des Vorsitzenden gewesen, diese Gründe sorgfältig herauszuarbeiten.) Wie kam Reinhard zu der Annahme, daß dort in der Französischen Straße wirklich eine regierungsfeindliche Aktion im Gange war? Wie sind die gefälschten Papiere zur Flucht zustande gekommen? Die Größe unsres Vertrauens zur bürgerlichen Rechtsprechung geht aus unserm Ruf nach ihr hervor: jeder bürgerliche Strafrichter hätte besser gearbeitet. Der geschickte Verteidiger des Angeklagten hatte leichtes Spiel.

Und hier möchte ich aufnehmen, was ich anfangs andeutete: Es scheint aussichtslos. Wir kämpfen hier gegen das innerste Mark des Volkes, und das geht nicht. Es hat keinen Sinn, die Berichte Punkt um Punkt durchzugehen, hier Widersprüche nachzuweisen und da Lügen, Roheiten und Minderwertigkeiten. Daß die Dienststellen der sogenannten Zeugen keinen Mann dieser Gesellschaft auch nur vom Dienst suspendiert haben, war nicht anders zu erwarten. Daß der Reichswehrminister sich der Lämmer annahm, ist selbstverständlich. Er steht und fällt mit diesem Pack. Er hat sie benutzt, sie wollen Lohn. Und er zahlt.

Noske, der Mann von der Straße, der Revolutionsminister, ist beim Gros der Bevölkerung fast beliebt. Soweit er aus den Decken, in die ihn sein Adjutant eingewickelt hat, hervorguckt: ein kopfloser Mann. Ich habe eigentlich noch niemals in der deutschen Politik — außer beim Kaiser — ein solch erschreckendes Maß von Einsichtslosigkeit in alle tiefern Zusammenhänge gesehen. Er weiß garnicht, worum es sich handelt. Er weiß nicht, daß der Militarismus eine geistige Gefahr ist; er weiß nicht, daß hier Mächte am Werk sind, alles schlechte Alte zu konservieren und einer gradezu barbarischen Schicht wieder auf die Beine zu helfen. Er weiß es nicht und hilft mit. Nach dem Bibelwort müßte ihm der Herr vergeben — daß er die deutsche

Welt täglich um Jahre zurückbringt, sollte ihn die Absolution kosten. Die deutsche Welt tut ihm Alles, was er verlangt.

Das kindliche alte Spiel der Aufrechnung beginnt. Die Kommunisten in Dresden haben ... die Kommunisten in München haben ... Aber gewiß haben sie. Und? Entschuldigt das? Hier handelt es sich doch nur darum, ob die traditionelle Erziehung des deutschen Offiziercorps solches unmenschliche Verbrechen begünstigt hat oder nicht. Sie hat es hervorgerufen.

Das kindliche alte Spiel der Kompetenz beginnt. Das ist nicht Sache des Kriegsgerichts, das ist nicht Sache der vorgesetzten Dienststelle, das ist nicht Sache des Reichswehrministers. Mir sagte einmal eine Russin, ihre zaristische Rechtsprechung sei die beste der Welt gewesen. „Und Sibirien?" wandte ich ein. „Aber", sagte sie, „das ist nicht Sache der Rechtsprechung — das macht die Verwaltung!" So feine Unterschiede gibts.

Ich resigniere. Ich kämpfe weiter, aber ich resigniere. Wir stehen hier fast ganz allein in Deutschland — fast ganz allein. Denn was sollen wir mit Parteien, was mit Publizisten anfangen, die in den wichtigsten Punkten eine reservatio machen und sagen: „Ja — aber ..." Und wir sagen: Nein. Fest steht: die Mörder der deutschen Radikalen sind bis jetzt straflos ausgegangen. Was die Voruntersuchung nicht schafft, besorgt das sogenannte Gericht; gibts hier ein Unglück, dann tut die Exekutive das Ihre; hilft Alles nicht, läuft der Mann weg oder wird krank. Ihm kann nix g'schehn.

Ist heute ein müder Tag? Ich will mich ja gern beschimpfen und anklagen lassen, ich will ja gern Alles auf mich nehmen — wenn ich nur nicht sehen müßte, wie grauenhaft allein wir stehen. Ist denn moralische Sauberkeit wirklich nicht mehr das absolut erste Erfordernis des öffentlichen Lebens? Wohin geraten wir? Wo treiben wir hin? Wohin soll es führen, wenn nun auch die Rechtsprechung anfängt, zu wanken: wenn politische Gesichtspunkte ganz offen Sondergerichte beeinflussen? Wie lange noch, und die ordentlichen Gerichte folgen. Und dann ists aus.

Pathos tuts nicht und Spott nicht und Tadel nicht und sachliche Kritik nicht. Sie wollen nicht hören. Sie hangen mit ihrem ganzen Herzen an den „Herren", an Menschen, die nicht einmal leidenschaftlichen Haß verdienen, sondern nur Verachtung. Ist heute ein müder Tag? Ich habe hier gerufen und gerufen — laßt mich heute still sagen: Die Kaste verlangt für sich eine besondere Beurteilung, sie stehen Alle für Einen — sie sollen die Beurteilung haben. Immer und immer wieder. Aber ist das Vertrauen der Deutschen zu diesen Burschen zu erschüttern? Noch heute würden sie auf diese Berichte und Meldungen schwören — und käme morgen eine neue Gelegenheit, sie handelten Alle grade so. Sie sehen nicht, sie hören nicht, und der himmlische Noske ernährt sie doch.

Der Prozeß ist morgen vergessen. Uebermorgen bekommen wir wieder etwas von dem tüchtigen Geist des deutschen Offiziercorps zu hören. Die Kindlein, sie hören es gerne. Und, kurzstirnig, stets im Begriff, durch eine Pistolenknallerei Ehrenflecke aus der Welt zu schaffen, hartherzig und ungeistig, ragt der Koloß des eisernen Hindenburg aus dem Trümmerhaufen.

Trotzalledem: wir wollen doch sehen, daß man ihn als Abbruch verkauft. Das Ziel ist fern. Aber es gibt eins.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

VII.

Hindenburg

Die breite, massige, hünenhafte Gestalt des Generalfeldmarschalls mit den verwitterten, von tiefen Furchen durchquerten Zügen, mit dem viereckigen Antlitz, das beinah mongolisch, beinah molochhaft wirkt durch die kleinen Augen und die mächtigen Backenknochen — diese Gestalt ragt empor aus dem Gewimmel der Zeitgenossen. Der Nimbus des siegreichen Feldherrn umgab ihn seit Tannenberg. Man glaubte an ihn; nicht nur in der Armee, auch im Volk. Wenn während des Krieges ein Minister der Oeffentlichkeit nicht wiederholt versicherte, er sei mit Hindenburg einer Ansicht, so hatte er schon den Boden unter den Füßen verloren.

Hindenburg war tatsächlich unabsetzbar, war, ohne dazu ernannt zu sein, Diktator, gegen den Kanzler und Kaiser ohnmächtig blieben. Fast automatisch verdrängte er Falkenhayn und dann Bethmann und stand damit an der Spitze der Regierung des deutschen Volkes, dessen Hoffnung in der fürchterlichen Nervenmühle sein Name war.

So riesenhaft ist der Nimbus einer gewonnenen Schlacht! Dem glücklichen Feldherrn fliegen alle Herzen zu. Die Sage bemächtigt sich seiner schon bei Lebzeiten. Der Wahn, diesem Mann sei das Glück hold, tötet in solchen Perioden kriegerischen Hochdrucks jede Kritik. Das Volk will seinen Götzen haben.

Hindenburgs Leben wurde allgemein bekannt. Die großen Zeiten des alten Preußen hatte er mitgemacht, hatte bei Königgrätz, Gravelotte, Saint Privat und vor Paris gekämpft. Er war noch ein Repräsentant jener guten alten Zeit, da Bismarck die Geschicke des Reiches lenkte und der Kaiser ein schlichter, bescheidener Edelmann im besten Sinne des Wortes war.

Auch heute, wo der Krieg verloren ist, hält die Wut des Volkes vor dem alten Generalfeldmarschall ein und richtet sich, ohne Logik, rein gefühlsmäßig, gegen seinen Gehilfen, gegen den Mann, dessen Name mit Hindenburgs Namen so untrennbar verbunden ist, daß schon in dieser Tatsache eine gewisse Kritik der

Größe Hindenburgs liegt. Denn darüber kann kein Zweifel sein: Nur Ein Kopf entwirft die entscheidenden Pläne — eine G. m. b. H. von Feldherren ist undenkbar. Alle Kriege von weltgeschichtlichem Umfang sind mit den Namen einzelner Männer verbunden. Von Napoleons Zeitalter her datiert die Einrichtung der Chefs der Stäbe, die der Geschichte erschwert, den eigentlich genialen Kopf zu finden. Im Volke hat lange der Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich, als der Sieger von Wörth gegolten, während er doch weder 66 noch 70 mehr war als der folgsame Unterschreiber von Blumenthals Entwürfen. Um zur Erkenntnis zu gelangen, müssen wir daher den Verbindungsstrich zwischen Hindenburg und Ludendorff einmal fortwischen und die beiden Männer getrennt in ihrer Entwicklung betrachten. Es besteht keineswegs Einigkeit unter Denen, die Bescheid wissen müßten über die Rolle der beiden Heerführer, wenn auch die Ansicht, daß Ludendorff der geistig stärkere, der schöpferische ist, im Generalstab vorherrscht. Freilich: ein Mann, der Beide kennt, wie der Generaloberst von Beseler, der Ludendorffs Lehrer an der Kriegsakademie und mit Hindenburg befreundet war, hat einmal Hindenburg als strategisches Genie, Ludendorff dagegen als geborenen Organisator bezeichnet. Der Generalstab also ist andrer Ansicht und ist überhaupt mit dem Worte „genial" sehr sparsam.

Vor dem Kriege gehörte Hindenburg, als Kommandierender General des 4. Armeecorps in Magdeburg, nicht zur ersten Klasse der Kommandierenden Generale. Männer wie Bock und Polach, Haeseler, Eichhorn, Bülow, Goltz galten als bedeutender. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo ich als Kompagniechef vom Corps Eichhorn in Frankfurt am Main nach Magdeburg versetzt wurde. In Hindenburgs Corps herrschte tiefer Friede im Vergleich zum 18. Armeecorps. Der alte gemütliche Kommandierende, der seit Jahren nur noch Schritt ritt, galt als ein urvornehmer, netter alter Herr, dessen Hauptaufgabe darin bestand, seinen Divisionskommandeur Bernhardi zu beruhigen und gewissermaßen Wasser in dessen Wein zu gießen. Es war bei allen Kritiken immer Dasselbe. Bernhardi, der geschworene Feind jeder Beschränktheit, der Hecht im Karpfenteich der bequemen Tradition, liebte es, scharf und treffend zu kritisieren, wobei er vor den geheiligten Reglements keineswegs Halt machte. Jeder Gedanke mußte bis zu Ende durchgedacht werden, Autoritäten erkannte er grundsätzlich nicht an, und nach so einer Kritik, die wie ein glitzerndes, funkelndes Feuerwerk niederging, saß der arme geplagte Kompagnie- und Bataillonsführer einsam und verlassen außerhalb des Pferchs seines gewohnten militärischen Gedankengangs, mit erschüttertem Glauben an die Unfehlbarkeit der Reglements, und blickte hilfeflehend nach dem Kommandierenden, der, ohne eine Miene zu verziehen, dabeigestanden hatte. Und dann kam Hindenburg. Ruhig und freundlich, wie immer,

dankte er erst dem Divisionskommandeur für seine „hochinteressanten Ausführungen", dann aber glättete und vermittelte er nach allen Seiten, legte die alten bewährten Grundsätze fest, und die Quintessenz war, daß alles in demselben Geleise fortgehen sollte wie bisher.

Man hatte bei Hindenburg stets den Eindruck eines bedächtigen, erfahrenen, braven und tüchtigen Fachmanns, der weder was Dummes sagte noch im Manöver Fehler machte: aber nie ging von ihm auch nur ein Schimmer Genialität aus.

In Karlsruhe war er Divisionskommandeur gewesen unter Bock und Polach, den ich schon öfters erwähnt habe, und der als einer unsrer klügsten und wichtigsten Generale galt. Der alte Bock hat Hindenburg die Qualifikation zum Kommandierenden General gegeben, aber nicht ganz leichten Herzens. „Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich ihm die Qualifikation gegeben habe", hat er einmal im Kreise seiner Generalstabsoffiziere geäußert. „Er ist ein zu großer Pedant." Nun darf man natürlich die Friedensbewertung eines Mannes nicht in den Krieg hinübernehmen, der seine eignen Gesetze hat, und der auf die Dauer unerbittlich zeigt, was echt und was Talmi ist. Im Allgemeinen sind jedoch die bekannten Führer des Heeres: die Inspekteure, die Kommandierenden Generale und die Oberquartiermeister im Großen Generalstab innerhalb der Armee ziemlich genau bekannt und erkannt gewesen, und der Krieg hat diese Friedensurteile meistens bestätigt. Als Hindenburg 1911 abging, trauerte ihm sein Armeecorps aufrichtig nach. Man hatte den noblen, gütigen alten Herrn wirklich gern gehabt. Seine ganze Art und Weise erinnerte an unsre besten Zeiten. Er war freundlich gegen Jedermann, es ging anständig her in seinem Corps, und die in der Armee grassierende Nervosität und ungesunde Ueberspannung der Kräfte fand unter ihm keinen Boden. Fest stand und treu der große breitschultrige General unter seinen Offizieren wie eine Verkörperung der Ruhe und wuchtigen Gelassenheit.

Er ist nie irgendwem gefährlich oder unheimlich erschienen. Er rüttelte nie an Grundsätzen, die als bewährt galten, er wies keine neuen Wege und sprach, im Unterschied zu seinem Kriegsherrn, nicht über Dinge, von denen er nichts verstand. Eine geschlossene Persönlichkeit, die die Grenzen ihres Könnens kannte, der vom Leutnant an ihr Weg klar vorgezeichnet war, die in ihrem Beruf völlig aufging, ohne schöpferische Gaben, selbst ohne Originalität, aber machtvoll und imponierend in ihrer von keinem Zweifel gehemmten Einseitigkeit. Solche Männer liebt das Volk, und auch der gemeine Mann zieht sie den rassigen, kühlen Aristokraten vom Schlage Falkenhayns vor. Der ehrsame Bürger sieht in der schweren Gestalt des behäbigen Feldmarschalls sein eignes Ideal verkörpert und gibt ihn nicht preis. Es ist beinahe rührend, wie das Bürgertum sich an diesen seinen

letzten Abgott klammert. Kritisiert und geschmäht wird immer nur Ludendorff. Man achtet, oft vielleicht unbewußt, die sympathische Persönlichkeit des alten Generals, sein Pflichtgefühl, seine Einfachheit und die Tragik seines Schicksals.

1914 lebte er, still und zurückgezogen, in Hannover, und als sein einziger Sohn mit dem Oberkommando der 4. Armee durch Hannover kam, stand der alte Herr am Bahnhof: „Mich alten Mann wird man wohl nicht mehr verwenden", sprach er zum Abschied. „Jedenfalls habe ich mich zur Verfügung gestellt."

Am Ende desselben Monats war sein Name in aller Munde: Hindenburg, der Sieger von Tannenberg, der Befreier Ostpreußens. Die Volkssage umkleidete ihn bald mit beinahe mythischem Zauber. Jeden Urlaub, hieß es, habe er schon als Hauptmann und Major in Ostpreußen verlebt, oft mit einer Kanone zwischen den Sümpfen herumfahrend! Tatsächlich hatte er dienstlich nie in Ostpreußen zu tun gehabt. Regimentskommandeur war er in Oldenburg, Chef in Koblenz, Divisionskommandeur in Karlsruhe.

Als Prittwitz mit seinem Chef Waldersee 1914 in Ostpreußen geschlagen zurückging, mußte schleunigst auf den entfernten Kriegsschauplatz ein Mann geschickt werden, der etwas konnte. Im Großen Hauptquartier fiel der Name Ludendorff. Daß der etwas konnte, wußte man. Aber er galt als unwilliger und schwieriger Untergebener, ein höchst unbequemer Mann, der gelegentlich auch auf den Adel schimpfte und 1914 grade in Straßburg kaltgestellt war. Wer sollte mit ihm zusammen arbeiten? Ein Prinz kam nicht in Frage; dazu war die Lage zu ungewiß, und den hätte Ludendorff in zwei Tagen an die Wand gedrückt. Da nannte der Generalquartiermeister von Stein, der spätere Kriegsminister, den Namen seines Freundes Hindenburg. Der war mit Bernhardi so gut fertig geworden und würde auch mit Ludendorff zusammen arbeiten können. Dieser grollte. „Ich habe wenig Vertrauen zu der Geschichte", sagte er seinem Nachfolger als Oberquartiermeister der 2. Armee. „Ich kenne Hindenburg garnicht, und er ist schon seit drei Jahren inaktiv."

In Hannover bestieg Hindenburg Ludendorffs Extrazug. Was folgte, ist aus Ludendorffs Buch bekannt.

Ludendorff hat den Namen Hindenburg unsterblich gemacht, und der Feldmarschall hat sich immer „treu und loyal" vor seinen Chef gestellt. Als Ludendorff 1918 stürzte, blieb Hindenburg gewohnheitsgemäß „treu und loyal" stehen, und dann kam der große historische Moment in seinem Leben, jener Novembertag, wo die Generale und Flügeladjutanten wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm im Garten von Spaa herumliefen, als es sich darum handelte, einen heroischen Entschluß zu fassen, zu fechten auf Tod und Leben für das niederbrechende Kaisertum. Karl der Erste von England stieg zu Pferde und stritt für seine Krone

bis zum Schaffott. Wilhelm der Zweite floh über die holländische Grenze, und sein Feldmarschall blieb gewohnheitsgemäß „treu und loyal" stehen und „stellte sich auf den Boden der Tatsachen". Es sei ferne von mir, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Er hat gehandelt, wie es seiner Natur entsprach, die frei ist von Genialität und Heroismus.

Die große Bewegung der Zeit: der Sozialismus war seinem Wesen fremd. Ihn in den Dienst seiner Sache einzuspannen, weiterzukämpfen, und sei es unter der roten Fahne des Proletariats gegen den Kapitalismus der Welt bis zum Siege: das lag ihm nicht und konnte ihm garnicht liegen. Friedrich der Große wäre in diesem Krieg Kommunist geworden und hätte sein Volk in Arbeiter und Soldaten eingeteilt. Hindenburg stand hilflos vor der neuen Zeit, deren Notschrei nach einem großen Führer er nicht begriff. Für die Zukunft ist nichts mehr von ihm zu erwarten.

Slevogts ‚Zauberflöte' von Siegmund Pisling

Wie Tamino an der Pforte, so schallt dem Musiker, der Slevogts Mozart-Radierungen mit kritischer Feder naht, das „Zurück!" beamteter Sprecher entgegen. „Wo willst du, kühner Fremdling, hin?" Und er: „Ich bin kein Fremdling. Hier ist das Haus der Musik, meiner Mutter Haus. Ich will zu meinem erleuchteten Bruder. Ich will die Musik seiner Nadel erzählen. Und die Bindung, aus impressionistischer Gemeinschaft zwischen dem Meister und dem ehrfürchtig Empfangenden geboren, festige sich im Zeichen der Töne."

Wäre Slevogt bloß virtuoser Könner, kein genialer Müsser, empfände er Mozart weniger stilhaft, er wäre der Gefahr, ihn in süßem Rokoko zu ertränken, nicht entgangen. Eine zupackende Faust, und jener Blick für mozartische Abgründigkeiten, der sich in d'Andrades Don Juan-Porträt ankündigt, bewahrten ihn davor, eine shakespearische Natur zu verniedlichen und den Herzenkünder auf eine populäre Formel zu bringen. Die Kurve eines um Melancholien wissenden Temperaments zieht sich durch die Heiterkeit dieser Blätter, und Mozarts Dämonie steigt groß herauf. Gustav Mahler, ein Zeichendeuter mozartischer Diatonik, hätte die schwebende Chromatik von Slevogts Einfällen entzückt abgelesen. Mozarts Hieroglyphe verflicht sich mit der des großen Radierers, und ein neuer „Mythos", im Sinne von Bertrams Nietzsche-Mythologie, setzt den Göttlichen auf einen neuen Thron.

Die meisten Stimmungsakkorde sind so angeschlagen, daß man den beglückenden Musiktag Mozart in voller Frische genießt. Die Ouvertüre führt sich mit priesterlichem Bläserpomp und Papageno-Papagena als heitern Allegro-Naturen ein. Ein Genuß, dem Meister über die Schulter zu sehen und zu beobachten,

wie er die schwierige organische Bindung zwischen den heliogravierten Teilstücken der handschriftlichen Partitur und den Illustrationen anstrebt und verwirklicht. Ach, diese Fünfliniensysteme! Wie sie sich der phantasierenden Nadel in starrer Phalanx in den Weg stellen!

Tamino und die verfolgende Schlange verschmelzen auf dem Blatte „Zu Hilfe, zu Hilfe, sonst bin ich verloren!" in wellendem Rhythmus, bleiben aber peripherische Erscheinungen am Partitur-Kern. Dann ein Jauchzer der Radiernadel: „Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig, heisa hopsasa!" Das Federvolk im Rückenkorbe, wandert der Schalk frumb und fröhlich einher. Vögel zwitschern Randbemerkungen. Reizend die Umschmeichelung der harten Fünferlinien durch Papageno („Dies Bildnis ist bezaubernd schön"). Das Schloß vor dem Munde, hockt er behaglich auf einem Systeme. Das Quintett „Silberglöckchen, Zauberflöten sind zu eurem Schutz vonnöten" geht der Radiernadel völlig in Musik auf. Putten rittlings auf Glockenspiel und Flöte, die parallel mit den diagonalen Oboen-Terzen der Handschrift liegen. Die Interpretation der Stelle „Drei Knäbchen, jung, schön, hold und weise, umschweben euch auf eurer Reise" dünkt den Musiker weniger glücklich, weil er den leeren Raum in der Mitte nicht als redende Pause, sondern als totes Intervall empfindet.

Ein prächtiges Crescendo des Strichs von Pamina über Papageno zu Monostatos macht aufhorchen. Uns ist, als kündigte sich in dem dumm-lüsternen Mohrengesicht über der Schlafenden die züngelnde Rhythmik der Monostatos-Arie an. Das Problem der graphischen Amalgamierung von Notenbild und Illustration bleibt in Klingers Brahms-Phantasien ungelöst, weil sich moderner Notendruck und Radierung hassen. Klinger vernachlässigt das Problem, indem er akademisch-naturalistisch jenseits der Noten phantasiert. Unendlich musikalischer als der literarische Klinger, war Slevogt auch durch Mozarts Handschrift gefördert. deren Radierereisches sich ihm enthüllt. Man sehe die geniale Verschmelzung von Partiturbild und figuralem Schmuck auf dem Blatte „Mann und Weib und Weib und Mann reichen an die Gottheit an", wo die gekräuselten, entgeometrisierten Taktstriche Mozarts als Rankenwerk in die Darstellung hinabrieseln, und die Noten nicht geschrieben, sondern von Radiererhand hingeworfen scheinen. Für die Partitur findet der Künstler die farbigste Verwendung. Bald dient sie als Architrav („Schnelle Füße, rascher Mut schützt vor Feindes List und Wut"), bald als Vorhang, bald als Plakat. („Es lebe Sarastro, der göttliche Weise! Er lohnet, er strafet in ähnlichem Kreise.") Auf dem wundervollen Blatt moduliert Slevogts impressionistischer Diskant nach der Baritonlage. Von der Mauerzinne schallen die Posaunen der Priester. Sarastro hält auf seinem Löwenge-

spann königlichen Einzug. Unmöglich, das Blatt zu sehen, ohne es zu hören. Die Einfälle im Duett „Bewahret euch vor Weibertücken" stehen unter der Diktatur einer sublimen realistischen Laune. Joseph und Potiphar, Herkules und Omphale, Samson und Dalila, Judith und Holofernes ordnen sich amüsant in den Raum. Ein würdiger Nachfahre Rembrandts hat Potiphar, eine W. W.-Dame gefährlichen Alters hingeschrieben, die den Mantel des ausreißenden Knaben verzweifelt zwischen die Zähne klemmt und das Regietalent aufbringt, den welken Steiß aufmunternd zum Betthimmel aufzurecken.

Verargt man es dem Merker, wenn er die Kreide aus lieber Gewohnheit auch bei Cassirer nicht in die Tasche steckt? Die Bewegungsmotive der drei versinkenden Damen sind unklar, die Stimmen, kompositionstechnisch gesprochen, nicht rein geführt. Doch der Meister hält Balsam bereit. Wie er Sarastro von dem voranleuchtenden Genius die enge Treppe zu den Versinkenden hinabgeleiten läßt, vergißt sich nicht. . . . „Alles fühlt der Liebe Freuden, schnäbelt, tändelt, herzt und küßt": die Partitur wächst blumengleich aus einer Bordüre heraus, deren Rokoko „chromatischen" Umfärbungen unterliegt. Pärchen schnäbeln, Kätzchen schäkern im Gitter in slevogtschem Französisch, und der Mohr behorcht possierlich-lüstern den Schlaf Paminens. Ausflüge in die Eisregion der dreigestrichenen Oktave (zweite Arie der Königin der Nacht) scheinen der stakkatierenden Nadel nicht sonderlich zu bekommen. Und da wir Ineinssetzungen von Partitur und Radierung genügend bewunderten, Ineinssetzungen, die bei dem Thema „Erst ein kleiner Papageno, dann eine kleine Papagena" genial wirken, so dürfen wir sagen, daß die Partiturfragmente auf weniger „durchmusizierten" Blättern Fremdkörper bleiben.

Auf der Platte „Halt ein, o Papageno, und sei klug" verzeichnet man einen köstlichen Einfall. Papageno will sich aufhängen. Schön. Das wäre nichts Neues. Steht beim alten Schikaneder. Neu ist die von Slevogt erdachte Todesart. Papageno steckt nämlich den Kopf in eine Schlinge, die aus dem Taktstrich gedreht ist. Kann sich ein Musikant stilvoller umbringen? Das Ohr hört fast in jedem Blatte neue Rhythmen und Tonarten. Nach dem heitern Dur-Reigen moduliert die Radiernadel nach Moll. („Nur stille, stille, stille, bald dringen wir in Tempel ein.") Der Strich strafft sich, die Palette — Palette trotz Schwarz und Weiß — verschiebt sich nach der Tiefe. Das bewunderndste Wort gilt dem Marsch, der musikbeseeltesten Platte unter siebenundvierzig. Der flötenblasende Prüfling voran, Pamina, die Hände auf seinen Schultern, ihm folgend durch die mit der letzten Freiheit und Leichtigkeit symbolisierten Elemente. Hier ist alles Klang und holde Bekräftigung Verlaines: De la musique avant toute chose.

Schwafel und Schwefel

Als Student war ich mit dem Apotheker von Dalldorf befreundet. Dank ihm sah ich einmal eine Theatervorstellung seiner Kunden. Es gab eine Bühne in der Anstalt, und die ausgesucht sanftesten Insassen standen da oben, kostümiert nach ihrem Belieben, und redeten abwechselnd hinter- und durcheinander einigermaßen zusammenhangloses Zeug, das ab und zu ein ganz vernünftiger Satz unterbrach. Es war gar keine Sensation und der Unterschied zu dem Alltagsgehaben der armen Gaukler nicht grade erheblich. Man ging nur ziemlich traurig nachhause. Und wäre höchstens durch die Weissagung aufzuheitern gewesen, daß nach zwanzig Jahren Genüsse ähnlicher Art in berliner Theatern für schweres Geld zu haben sein würden. Die ‚Tribüne' liegt allerdings dicht neben dem Sanatorium von Edel. Aber Ulrich Steindorff ist doch ein völlig normaler Theaterkritiker, der für die ‚Irren' sachgemäß die verschärfte Zwangsjacke anordnen würde, wenn sie nicht eben seine Brut wären. Wie kommt er zu ihr? Er liebt die Menschheit und haßt den Krieg. Nun schön: das hat er mit allen tapfern Herzen und allen klaren Hirnen gemein. Trotzdem: man fühlt sich immer wieder gerne bestätigt; und besonders heute, wo in Deutschland die Wahrheit die Stelle einnimmt, die König Lears bitterer Narr ihr anweist, wäre höchst schätzenswert eine Tribüne, von der herab sie unablässig, unzweideutig und mit äußerstem Nachdruck verkündet würde. Bezwingend hat Toller sie verkündet. Sein Nachfolger auf dem Spielplan und Nachahmer innerhalb des sogenannten Expressionismus, der an sich nicht gut und nicht schlecht ist, sondern dies oder das erst durch seine Träger wird, hat unter diesen keine Zukunft, weil er leider nicht die geringste Kraft hat: weder logische noch dialogische, weder lyrische noch theatralische. Er packt seine allgemeine Wahrheit in ein ungefüges Bündel ebenso gleichgültiger wie verworrener Vorgänge, und aus diesem piepst sie asthmatisch heraus.

Strindberg hat volle Lungen und unermüdliche Stimmbänder. Aber was er auf seine alten Tage damit zu Gehör bringt — aufrichtig: fördert das unser Seelenheil oder unsre Einsicht in den Zusammenhang der Weltgeschehnisse? Seine beiden Totentänzer sind allmählich zu Enkelkindern gediehen. Das hindert sie nicht, einander weiter zu zerfleischen, und bewegt sie nicht, dem Nachwuchs zärtlicher entgegenzukommen. Außerdem sind sie Schwerverbrecher im bürgerlichen Sinne. Strafe muß sein für solch Uebermaß von Unmenschlichkeit. Und so erhält das Gegenstück des bekannten gefallenen Engels: ein gestiegener Teufel, dem es höllisch zuwider ist, das Lied des Himmels zu singen, deß Manna er ißt, den angenehmen Auftrag, die greisen Sünder bei lebendigem Leibe zu schinden, bis sie genügend mürbe sind. Was er bei ihnen erreicht, erreicht er auch bei uns. Nur daß wir nichts begangen haben, um so gezüchtigt zu werden: um diese pedantische, raffinierte, sadistische Quälerei von extra schwarz angestrichenen Scheusälern einer Jahrmarktsschreckenskammer Phase um Phase mitzumachen. Daß dem wüsten Menschenverächter

Strindberg dies Schauspiel eine masochistische Wollust bereitet, das wäre seine Privatangelegenheit, wenn seine exorzistisch schwelgende Phantasie nicht für Freunde der Kunst um der Kunst willen ihre Früchte trüge. Giftige Früchte; aber Gift ist ein ganz besonderer Saft, solange es ungemischt bleibt. Schmachsund glüht auf, wie immer bei Strindberg. Und es ist Heiterbucht, das danebengekleckst wird, schon recht, daß aller Lack seiner Fahlheit nicht aufhilft. Schrecklich dieser kindisch-senile, unüberzeugte, leere und faule Weihnachtszauber. Hätte der Schwede je einen Herold gehabt wie der Bayreuther: es ist wahrscheinlich, daß ‚Advent' ihm die Eingeweide umgedreht hätte wie dem Nietzsche der ‚Parsifal'. Der Empörer, der zu Kreuze kriecht und mit dem Stern von Bethlehem szenischen Hokuspokus treibt: ein peinlicher Anblick. Noch nachträglich wird der nächtliche Hexensabbath auf dem Blocksberg verdächtig. Aber das braucht er nicht zu werden. Auf das mauvais genre Mensch — Weib wie Mann — diese verbissene, verfolgungswahnsinnige, alttestamentarisch rachsüchtige Wut, die gar keine Nahrungszufuhr von außen her nötig hat, die sich aus sich immer neu gebiert: die ist echt. Und grauenerregend steril. Ein Theater, das es als seine Mission empfände, dem niedergebrochenen Deutschland Stahl in die Adern einzuführen, sollte das lähmende Teil des großen Strindberg verschmähen.

Die ‚Tribüne' hat mit dem Regisseur Karlheinz Martin ihr Rückgrat, ihre Existenzberechtigung und Existenzmöglichkeit verloren. Steindorff wurde so aufgeführt, wie er gedichtet hatte. Ein Rinnsal von unpersönlichen Versen floß laut und doch tonlos über das Podium. Störend für die Veranstaltung, aber erfrischend für uns wars, daß Frau Johanna Hofer Tempo und Temperament des richtigen Theaters ins zähe Deklamatorium brachte. Das Haus Reinhardt hingegen hat mit dem Regisseur Ludwig Berger eine Gewähr dafür gewonnen, daß die kunstzerrüttende Neigung des Seniorchefs zu dem Großen Schauspielhaus, das ja doch als Kino endet, für Deutsches Theater und Kammerspiele keinerlei üble Folgen haben wird. ‚Advent' beschwor die makelloseste Friedensvergangenheit der berliner Bühne herauf. Es war Einheit der Stimmung erzielt, die der Dichter angestrebt hatte. Und ohne Aufwand erzielt. Durch keine andern Mittel als lautlos gleitenden Wechsel von Licht und Schatten, von Grauheit und Farbigkeit. Auch wenn die Musik zu schweigen hatte, erklang Musik von der unbevölkerten wie der bevölkerten Bühne her. Die meisten Regisseure haben weder Auge noch Ohr; eine Anzahl hat Auge oder Ohr; die wenigsten haben Auge und Ohr. Berger gehört zu den wenigsten. Vielleicht wäre auf der edelmütigen Seite die Rosafarbe um eine Nuance mehr zu entkitschen. Aber schon in der Mitte der Himmelsagent wider Willen hatte an Werner Krauß den vorbestimmten Verkörperer von Spottgeburten aus Dreck und Feuer. Und gar das Galgengelichter, das ja für einen geniedurchblitzten Werwolf wie Strindberg doch immer das willkommenste Fressen ist! Die Bertens bewies einen Mut zur Phantastik, als wäre sie nicht von der vorigen Generation, und Wegener überfüllte förmlich die Bühne mit seiner sündig strotzenden Feistheit. Man schlang den Schwefel wie Götterspeise.

Karbid von Alfred Polgar

Um acht Uhr erlischt in den wiener Gast- und Caféhäusern das elektrische Licht, und die Karbidlampe tritt in Funktion.

Die Karbidlampe wird als Hängelampe oder als Tischlampe verwendet. Rätselvolle chemische Vorgänge in ihrem Innern erzeugen ein Gas, leichter als Luft, das brennbar ist. Es brennt mit intensiv weißer, ruhiger Flamme. Etwa wie Magnesiumlicht, nur um einiges seriöser, weniger lebensfroh. Die Rauchentwicklung ist gering, die Rußentwicklung beträchtlich. Auch die Hände der unliterarischen Caféhaus-Abendgäste weisen bald einen so hohen Dreckigkeitsgrad auf, daß man ihre Besitzer von den zünftigen literarischen Talenten kaum mehr unterscheiden kann.

Karbid stinkt. Es entwickelt üble, zähe, an oesterreichische Eisenbahnen erinnernde Gerüche, die der Speiseröhre unbehaglich sind. Aber man gewöhnt sich an sie; wie an Maisbrot oder Cigarillos oder an eine Zeitung.

Der mit Karbid-Stehlampen beleuchtete Caféhaussaal macht einen sonderbar bedrückenden, unheimlichen Eindruck. Die Gesichter, von unten erhellt, haben was gespenstisch Maskenhaftes. Zwischen den Tischen sind Wälle von Dunkelheit getürmt, und Strähnen Tabakersatzrauches spinnen in Manneshöhe vom Erdboden ein dickes, schimmelpilzgraues Netz.

Das Ganze hat was Geheim-Spelunkenhaftes, Unterirdisches. Verschwörer, Falschmünzer, gefährliche Sektierer mögen da in rechte Stimmung kommen.

Um einen Tisch sitzen vier Wachslarven, schweigend, starren Blickes, Rauchfetzen im Haar. Sie sind erschrecklich blaß.

„Doppelblaß!“ sagt der Eine.

Die Dominosteine werden durcheinandergeschoben. Sie machen ein hartes beinernes Geklapper; wie Tanz der Gerippe.

Am Nebentisch sitzt eine Frau und stopft blaue Strümpfe mit roter Wolle. Von Zeit zu Zeit haucht sie in ihre erfrorenen Hände.

Nachtasyl!

‚Nachtasyl‘ hieß die berühmte Gorkische Elendsschilderung. Sie hat einmal die Westeuropäer das Gruseln gelehrt. Heute wirkt sie wie ein relativ behagliches, idyllisches Gesellschaftsbildchen aus einer guten alten Zeit.

Es ging jedenfalls viel üppiger, reicher, besser zu in Nataschas Kellerhöhle als in einem elegantesten wiener Stadtcaféhaus Winter 1919.

Im ‚Nachtasyl‘ stand breit und mächtig ein geheizter Ofen Die Vagabunden wärmten ihre Füße und Seelen an ihm. Auf seiner steinernen Riesenplatte räkelten sie sich wohlig. An seinen heißen Flanken genas ihr Rücken vor Schauern und Erstarrung. Und sein Atem hauchte Leben und Bewegung in steife Glieder.

Im wiener Stadtcaféhaussaal November 1919 brennt kein Ofen. Die Gäste beklagen ihr Dasein mit frostblauen Lippen. Aus durchlöcherten Stiefeln sickert Feuchtigkeit auf die eisigen Steinfliesen.

Im ‚Nachtasyl' gab es Schnaps, herzdurchglühenden Schnaps. Und Tee. Aus dem Samowar, echter, bitter-aromatisch duftender Tee. Es gab, wahrscheinlich, auch Zucker. Ebenso Wurst und Brot. Ich entsinne mich zumindest, daß Herr Waßmann — als Baron, der „keine Ahnung" hat, wieso er auf die schiefe Ebene gekommen — während seines schwermütigen Monologes Brotkrumen vom Tisch nahm und gedankenvoll zwischen den Fingern zerkrümelte.

Der Tee im wiener Stadtcaféhause Winter 1919 ist ein übler Absud von Laubblättern. Kein Zucker, kein Brot, keine Wurst. Alle im ‚Nachtasyl' rauchten Zigaretten aus echtem Tabak. Der Bettler selbst hatte dieses Trostes eine ausreichende Menge; und gab gutmütigen Herzens dem noch Aermeren.

Aber die „Selbstgestopften" der wiener Kellner 1919 hätte kein Nachtasylist geschenkt genommen. So vertiert war sein Gaumen und seine Nasenschleimhaut noch nicht.

Die Gäste des ‚Nachtasyls' hatten nur wenige Kopeken in den Taschen ihres zerrissenen Kamisols. Aber das war doch immerhin ein Wert. Er ließ sich umsetzen in: Tee, Brot, Schnaps und geheiztes Nachtquartier.

Der Gewinner des Dominospieles heimst zwanzig Kronen ein. Er ersteht hiefür beim Zahlmarkör Rinaldo Rinaldini drei deutschoesterreichische Sechzehnheller-Zigarren mit echter, haltbarer Packpapiereinlage.

Im ‚Nachtasyl' hing von der Decke ein armseliges Petroleumlämpchen. Es blakte, rußte, stank.

Im wiener Stadtcaféhaus 1919 brennt die Karbidlampe. Die gab es bei Gorki nicht. Sie blakt, rußt, stinkt. Aber nicht armselig, sondern großartig. An der Spitze des metallenen Rohres blüht es heraus, ein Stückchen gierige Weißglut, das Auge peinigend und faszinierend. Etwas Verwunschenes gleißt in der Flamme. Mit solchem Licht mögen im Fegefeuer die Seelen von Holz- und Kohlenspekulanten brennen.

Vor ein paar Tagen hat überraschenderweise die Sonne über Wien geschienen, eine ganz unwahrscheinliche, dubiose Sonne. Sie leuchtete nur ein paar Stunden. Tags darauf war der Apparat wieder verdorben. Kälte, Graulicht, Nässe stürzten ineinander, und man hörte förmlich die Bakterien in der Luft zwitschern.

Ein schrecklicher Verdacht: Wir haben keine richtige Sonne mehr, nur eine Karbidsonne! Die wirkliche ist von Valuta-Schiebern ins siegreiche Ausland verschachert worden oder bei der Sachdemobilisierung abhanden gekommen.

Nach einer Nacht von Kaspar Hauser

Wie sieht die Welt heut freundlich aus!
Du lachst vergnügt am Spiegel
und kratzst dir etwas Rouge heraus
aus dem Pomadentiegel.
Ich lieg noch auf dem Tigerfell.
Und alles ist so hell, so hell.

Die Morgenzeitung. Während du
mir sagst: „Du Dummer! Dummer!“,
les ich vom neusten deutschen Clou,
vom Krach der Baltikumer.
Herr Winnig schützt noch die Bagasche.
Ach! laßt mich allesamt zufrieden!

Das Sonnenlicht scheint abgeblaßt.
Du bastelst schwer geschäftig.
Was du da so zu schuften hast!
Jetzt planschst du, aber kräftig.
Das Zeitungspodium betritt
Herr Noske als ein Kesselschmied.

Gefangenenfrage und der Papst,
die Kleiderlausverbreitung —
was du mir liehst, was du mir gabst,
frißt gierig meine Zeitung.
Ein Nachhall zittert und verklingt . . .
Die Stimmung sinkt, die Stimmung sinkt.

Die Mark in Holland steht neun Cent.
Wie ist Germania billig!
Doch findet jeder Leutnantsgent
noch heut das Mädchen willig.
Und les ich nun voll Kümmernis
auch noch vom Zentrumskompromiß —:
dann fall ich leise vons Gerüst.
Wir haben ganz umsonst geküßt.

Stapelfaser von Validus

Man muß auch den schlimmsten Dingen eine gute Seite abzugewinnen suchen. Unsre Volkswirtschaft steht vor unendlich schwierigen Problemen. Wir sind ärmer als eine Kirchenmaus. Wir können nicht genügend exportieren und somit unmöglich die bitter notwendigen Einfuhrwaren bezahlen. Die Folgen für Jeden von uns? In einigen Monaten, wenn einmal unsre geflickten Hemden völlig abgebraucht, wenn unsre gewendeten Anzüge auch auf der gewendeten Seite abgewetzt sind — wer wird dann noch in der Lage sein, neue Taschentücher, neue Kragen oder Anzüge zu kaufen? Für die nächste Zeit wird es tatsächlich äußerst schlimm werden. Wenn aber nicht alle Zeichen trügen, so wird dieser furchtbaren Not die Wissenschaft abhelfen. Wie wir schon seit vielen Jahren anstelle des natürlichen Indigo in den Fabriken den künstlichen erzeugt haben, wie wir erst jetzt wieder dazu übergehen, Stickstoff aus der Luft zu gewinnen anstelle des vermutlich unerschwinglich teuer gewordenen Salpeter aus Chile, so hoffen wir auch, eine neue Faser

in genügender Menge für unsre Bekleidung im Lande herstellen zu können. Ich meine die Stapelfaser. Man verwechsle diese nicht mit den Faserstoffen, von denen im Kriege so viel die Rede war. Von den Papiergeweben, die im Kriege zu Wucherpreisen verkauft wurden, im Augenblick des Waffenstillstandes aber nicht mehr anzubringen waren, ist die Stapelfaser durchaus verschieden. Sie ist eine Art Vor- oder Zwischenprodukt der Kunstseide, die seit Jahren auf rein chemischem Wege erzeugt wird.

Dieser Prozeß ist nun recht verwickelt. Es gibt dabei sehr viel Abfall. Um Gespinste handelt es sich, die nicht sehr lang sind, nicht so lang, wie die Kunstseide selbst sein muß. Im Kriege erinnerte sich ein Beamter der Kriegsrohstoffabteilung in Berlin, daß er, der früher bei einer sächsischen Fabrik angestellt war, dort diesen Abfall der Kunstseide-Fabriken verhältnismäßig billig gekauft und in seiner Fabrik vorteilhaft verwertet hatte. Er schrieb also an die Hauptherstellerin von Kunstseide — die Vereinigten Glanzstoffabriken in Elberfeld —, ob sie in der Lage sei, derartigen Abfall zu liefern. Man wollte damit die immer knapper werdenden Vorräte an Wolle mischen und strecken. Jene auf einmal so wertvoll gewordenen Abfälle konnten in ziemlich erheblichem Maße geliefert werden. Nach und nach stellten sich die Kunstseidefabriken immer mehr auf dieses frühere Abfallprodukt ein, das man jetzt Stapelfaser nannte. So groß war die Nachfrage, daß man schon während des Krieges umfangreiche Anlagen baute: jene elberfelder Fabrik, zum Beispiel, in Sydows-Aue bei Stettin und später in Bayern, am Main. Aber auch andre Unternehmungen haben sich frühzeitig auf diesen neuartigen Stoff geworfen, so, unter andern, die Firma Pintsch in Berlin, die Firma J. P. Bemberg in Barmen-Oehme, Kommerzienrat Stöhr und vor allem, und das scheint uns das Erfreulichste an der Entwicklung, der große Pulvertrust. Erfreulich aus verschiedenen Gründen. Zunächst einmal: ists nicht ein Segen für die Menschheit, daß riesenhafte Anlagen wie die Pulverfabriken endlich dazu übergehen, statt destruktiver Arbeit produktive zu leisten? Wenn es wirklich so weit käme, wie man behauptet, daß Krupp statt Kanonen Textilmaschinen herstellt, so wäre das doch ein Fortschritt ohnegleichen. Weiter aber: daß jetzt der Pulvertrust sich auf die Stapelfaser wirft, beweist, wie äußerst kluge und kritische Großunternehmer dieses neue Gebiet bewerten. Der Pulvertrust kündigt eine Verdoppelung seines Kapitals an, und die Glanzstoffabriken in Elberfeld haben sogar eine noch stärkere Erhöhung ihrer Mittel beschlossen.

Das heißt nun nicht, daß wir unsrer Sorgen ein für alle Mal ledig wären. So steht die Sache für die nächsten Jahre noch nicht. Denn zuvörderst ist ja unser Bedarf ungeheuer groß. Baumwolle, von den andern Textilstoffen ganz zu schweigen, war unser wichtigstes Einfuhrmittel. Als Ersatz für Baumwolle ist die Stapelfaser freilich garnicht gedacht, sondern als Ersatz für Wolle. Da kann man immerhin einwerfen, daß die Verwendungsmöglichkeiten zwischen Wolle und Baumwolle nicht scharf geschieden sind, daß beide sich von jeher bis zu einem gewissen Grade Konkurrenz gemacht haben. Wie dem auch sei: ernster ist die Rohmaterialfrage zu nehmen. Hier sind noch außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Und schließlich und endlich hatte die Stapelfaser bisher einen großen Nachteil. Sie war empfindlich gegen Nässe. Feucht geworden, war sie nicht widerstandsfähig und konnte leicht zerrissen werden. Erst getrocknet, war sie wieder haltbar. Aber alle solche Schwierigkeiten, so hoffen wir zuversichtlich, werden mit Hilfe der vielen

Chemiker, die heute an dem Problem in den verschiedensten Anlagen arbeiten, überwunden werden. Gelingt das, so ist es ein Riesenglück für unsre Entwicklung. Man muß nur die goldene Mitte zwischen dem grenzenlosen Pessimismus und einem allzu großen Optimismus finden. Vielleicht ist die richtige Formel die: Die neuen großen wissenschaftlichen Fortschritte — auf dem Gebiet unsrer Ernährung die erhöhte Stickstoffdüngung, auf dem Gebiet der Kleidung die Stapelfaser, auf dem Gebiet der Krafterzeugung die bessere Kohlenausnutzung — diese Fortschritte werden uns über die nächsten Jahre halbwegs hinwegbringen, dann nämlich, wenn nicht schon vor der praktischen Anwendung all dieser Fortschritte die Massenverelendung, das Massensterben eingesetzt haben.

Rundschau

Werfel und Deutsch

Die großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die zugleich auch die seelenwissenschaftlichen sind (da zwischen Natur und Seele kein Unterschied ist), sie wurden nicht allein von Physikern gemacht. Die Dichter zumindest setzten sie fort. Zweihundert Jahre nach Newton, der das Wesen des Lichtes enträtselte, kommt Werfel aus Prag und wirft, ergänzend, die Theorie wieder um. Die Sonne leuchtet auf Erde und Mensch? Nein — lehrt Werfel —: der Mensch leuchtet auf Erde und Sonne. Dort sind zwar alle korrespondierenden Vorbedingungen, alle Zutaten der Materie vorhanden, das Licht entstehen zu lassen, aber der anfängliche Kraftspender bleibt der Mensch. Das Lächeln des Menschen ist die Urkraft, die wahre Entzünderin des Lichtes. An ihm bleibt die Sonne warm, es ist Hebel im Kreislauf des Wassers, das Lächeln begrünet die Erde.

Und wie mit dem Licht ist es mit dem Wind. Meint Ihr, er käme aus dem Raum? Nein, er dringt aus der menschlichen Brust. „Atem", lehrt Werfel, „ist Wesen vom höchsten Hauch. Nicht der Wind, der sich taucht in Weid, Wald und Strauch, nicht das Wehn, vor dem die Blätter sich drehn . . . Gottes Hauch wird im Atem der Menschen geboren." Und wie mit dem Wind ist es mit dem Gang der Gestirne. Die Weltkörper schreiten nur, weil der Mensch schreitet, weil er begabt ist mit Macht und Freiheit, den Ort zu wechseln. „Des Raumes tanzenden Ueberschwang, der sternenden Sphäre Hinauf und Entlang": der Mensch dreht es in seiner Herzmitte.

Die Welt fängt im Menschen an. Streicht den Menschen aus der Welt, löscht aus das caput rerum, und die Schöpfung stürzt ins Nichts zurück. Dies neue Credo hat Werfel gesungen; er, der schon vor dem Kriege der größte Pazifist war und darum nicht nachträglich billige Greuelbilderbücher zu schreiben braucht.

Die mittlere Fliese seines Altars ist das Gedicht: ‚Lächeln, Atmen, Schreiten'. Wer kann es sprechen? Er selbst. Ich hörte es oft. In Sälen vor Hunderten, im Zimmer vor Zweien. Gleich einem Vulkan, überwüstet vom Buschwerk sträubenden Haares, stand Werfel da, die Backen wie Posaunen nach Osten und Westen gerundet, mit den Fäusten jedes Wort nachknetend: dämonisch überbetont stellt er Zeile um Zeile ohne Hebung, ohne Senkung vor uns hin . . . Ich habe immer gefühlt, daß es noch anders gesagt sein wolle, daß dies Bekenntnis auf einen sanftern und tiefern Sprecher wartet. Ernst Deutsch ist dieser Erwartete. Der große Künstler Ernst Deutsch: der Herbeizauberer einer Güte ganz

ohne Weichheit, eines Klingens ganz ohne Musik, einer Heilslehre ganz ohne Zeigefinger.

Das Wunder einer Kunstzeitenwende hat sich in ihm erneut. Der Fall Kainz, der Fall Moissi, der Fall Deutsch: Ihr erinnert euch doch? Als Kainz kam, da fühlte man (ungerecht, aber man fühlte es): Bisher war alles, was wir erlebten, nur Toben, Keuchen, Schreien, Dröhnen, Wüstheit, Leere, Kolophonium. Jetzt kommt das Zarte. Aber, kaum im seligsten Besitz, bangte man schon um das Zarte. Man glaubte, es könne sich nicht fortpflanzen, es stürbe mit seinem Träger aus der Welt oder würde nur Nachahmern vererbt werden. Ein Irrtum. Es kam Moissi, den viel und alles von Kainz trennte — und man sah, daß es zwar nur Ein Brüllen gibt, daß aber das Zerbrechlich-Edle tausend herrlichste Spielarten hegt. Nun ist Deutsch gekommen; anders als Beide will er Beiden ebenbürtig werden. Aufs neue ist die Differenzierung des Differenziertesten eingetreten.

Lächeln, Atmen, Schreiten. Wie Deutsch das spricht, ist von gefühltem Aether so überfüllt sein Wort, daß er selber, mit aegyptischem Oberkörper zurückbleibend im irdischen Raum, gefühllos scheint. So unermeßlich klingt sein herbes und süßes Wort, daß er selbst, daß die Steinhülse seiner Kehle mit Gesang nichts mehr zu tun hat. So sittlich trifft es unser Herz, daß kein Stirnrunzeln und kein aufgestellter Finger uns noch störend erinnern, wer es abschnellte. Im gestalteten Wort allein, in den schwebenden Kugeln der Sätze sehen wir mit liebreicher Wärme und mit zärtlicher Deutlichkeit diesen schönen Menschen Ernst Deutsch: lächeln, atmen, schreiten. Trocknen wir uns den Blick, so sitzt er starr vor uns als morgengerötete Memnonsäule und hat ausgeklungen.

Ernst Deutsch ist der Werfel unter den Sprechkünstleren — und wäre diesem Dichter zugewachsen auch dann, wenn er nicht in gemeinsamer Kinderjahre grenzenlosem Lieben Späße der Unendlichkeit mit ihm getrieben hätte. In vierzig Jahren wird ‚Lächeln, Atmen, Schreiten' in den Schulen gelesen werden, als höchster Lehrstoff der Humanität. Dann aber werden wir zu den Kindern sagen: „Ihr könnt es nicht ganz begreifen . . . Das sprach damals Ernst Deutsch . . ."

Heinrich Eduard Jacob

Jiddisches Theater in München

Probe.

Behutsam öffne ich die Türe zum dunkeln Parkett. Auf der Bühne ist alles in lebhaftester Bewegung. Alle sagen, scheints, gleichzeitig den Text ihrer Rolle auf. Wilde Beschwörungen, bittere Vorwürfe, jammernde Klagen eines anscheinend gänzlich zugrundegerichteten und ungerecht Verfolgten; in der Mitte auf einem Sessel eine gänzlich erschöpfte, halbentseelte Frau; vorn an der Rampe ein junges Mädchen, milchweiß mit großen schweren Haremsaugen, die ihrer schmerzlichen Erbitterung Luft macht, über den berserkernden, feuerblitzenden Direktor hinweg, durch direkte Apostrophen an die höchste Instanz. (Mit gerungenen Händen): „Gott, Du siehst es —! Hier bin ich gestanden bei der Stelle, im Leben nicht dadrüben!" „Und jetzt werdet Ihr hier stehen, zum Donnerwetter!" „Das war mein größter Erfolg in Warschau, und jetzt soll es auf einmal gestrichen werden wegen die Gojims hier — Gott, Du siehst es —!!" schluchzt die ungerecht Verfolgte. Sie klirrt mit den Augen und den langen Jait-Gehängen in den Ohren. Orient. Die Frau im Sessel ist einem Herzkrampf nahe. „Ar-

beiten wir weiter oder nicht? Es wird mich noch mein Leben kosten."

Ach, mein Gott, es ist nur eine kurze Probeunterbrechung, eine kleine Verständigung zwischen Regisseur und Schauspieler.

Ich stehe seltsam erschüttert vor dem Tumult: mein Blut, mein Stamm, mein Volk — mein Volk? meine Brüder? meine Schwestern? frag ich mich scheu, fast bebend und horche hinein in mein schwarzes, schweres, tiefdurchleuchtetes Blut. Diese Hemmungslosen mit den wilden, unerhört expressiven Gebärden, diese Unbewußten, Kindlich-Schreienden und -Klagenden, diese leidenschaftlich Verspielten, Diese, deren Sprache ich ebenso schwer errate wie das Platt der Fischer oben im Norden — mein Volk, mein Blut? Ich, mit allen Wurzeln im Westen angeklammert, genährt, gespeist von den kostbarsten Säften der westlichen Erde, aufgewachsen in der Aura Goethes und Hölderlins — ich ihre Schwester? Da stehen sie oben, und ich sehe sie an — o Gott, verzeih es mir — wie eine Truppe Neger, mit ethnologischem Interesse, mit einem fremden Staunen, das mir doch wiederum einen leicht schmerzlichen Gefühlswirbel schafft.

Es ist dem Direktor gelungen, seine Herde zusammenzubrüllen. Sie schluchsen noch wie Kinder nach dem Weinen, aber sie sind schon wieder vollkommen einverstanden mit Allem — diese stürmischen Ausbrüche erlösen vollständig; sie lassen keinen Tropfen Gift im Blut.

Die gebrochene Frau im Sessel richtet sich auf. Rotes glattgestrichenes Haar ist hinten zu einem festen kleinen Knoten hinaufgedreht. Eine enthaltsame Frisur. Das Gesicht ist breit, eher slawisch als jüdisch, nicht schön, aber mehr als schön — von jener rosigen Weiße, die zu rotem Haar gehört.

Und nun geht ihre Stimme auf, ihre wahrhaftige Stimme, ihre Seele bricht auf — und mein ganzes Herz erkennt sie mit einem Schlag: Schwester, ja, Schwester!

Kindliche Scheu und Keuschheit Ruths, der Moabiterin, Demut und königliche Fügsamkeit Esthers, wilde Größe Deborahs, schäumendes Blut der Judith, Schalkheit und List der tanzenden Töchter Judas — o spitzbübische Augen, o wissende, o traurige Augen! Wie kann sie sanft sein und lieblich, eine Traube von Cypernblumen in den Weingärten zu Engeddi! Und dann sehen wir sie, eine alternde Hure, Latrine des letzten Abschaums New Yorks, mit einer genial gebundenen roten Schleife um den Hals — in einem jener gänzlich skrupellosen Stücke, die ich so leidenschaftlich liebe, weil sie nichts sind als Spiel und Spielerei.

Wir sahen sie gräßlich sterben — ah, wird sie nicht blau vor unsern Augen, ohne Schminke? Wir hörten sie zuversichtlich und fromm drauflosschmettern in jenen seltsamen biblischen Operetten, in denen am Schluß alles mausetot sein muß, und in denen sich die „Gojims" (und wären es römische Caesaren wie in ‚Bar Kochba') ausschließlich durch ständige leichte Betrunkenheit von den „Rechtgläubigen" unterscheiden. Oder sie tanzt, Anna Jakubowicz, als Cow-Boy die ausgelassensten Tänze und räkelt sich wie ein rechter Lümmel. Zuweilen fällt einem Yvette Guilbert ein, zuweilen die Unda, die Lossen, die herbste Höflich, die froh-tüchtigste Lehmann.

Ich liebe dich, Anna Jakubowicz, Schuldlose und Unwissende, nur belehrt und gelenkt von deinem reinen, starken alttestamentarischen Blut. Ich liebe dein schlichtes Haar und deinen schlichten Namen „Anna". In verschollenen Brunnenschächten meines vielgemischten Blutes braust es auf und drängt zu dir.

Anna Jakubowicz, ich liebe dich schwesterlich, ich Weströstliche.

Lucy v. Jacobi

Antworten

Bürgerrat. In euerm Vereinsblättchen, dem ‚Bund', pflegt Ihr den „Einwohnerwehrgedanken". Dieses fürchterliche Wort entspricht dem fürchterlichen Begriff. Da liest man, daß es gelungen ist, „nunmehr ungefähr 750 Herren um das Banner der Einwohnerwehr zu scharen". Wieder beginnt die sinnlose und gefährliche Pflege einer Kollektiv-Ehre. Wieder hören wir das Tamtam der großen Worte. Wieder geht es um nichts als um kleinste und schäbigste Interessen. Die Einwohnerwehren sind das Tummelfeld alter Offiziere, die lieber Briefmarken sammeln sollten. Aus ihnen wird sich eines Tages das alte schlechte Heer in alter schlechter Glorie entwickeln. Dazu kommt, daß Ihr lügt, wie gedruckt. „Die Deutschen wurden durch die Deutschen besiegt, und Hindenburgs Lorbeer bleibt grün, über die deutsche Katastrophe hinaus. Mit ungeschlagener Front ist das deutsche Heer in sich zusammengebrochen . . ." Ach, ich wüßte gern, ob das eine allgemeine Menschengewohnheit ist oder nur eine deutsche: nach einem verlorenen Krieg beweisen zu wollen, man habe ihn eigentlich gewonnen, und das Ganze sei einfach ein Mißverständnis. Der Herr der Heerscharen segne euern Einwohnerwehrgedanken! Aber bald.

Lese-Ratte. Weihnachtsbücher? ‚Worte in Versen' (I—IV) von Karl Kraus; ‚Prosaische Schriften' von Moritz Heimann; ‚Karl Kraus und sein Werk' von Leopold Liegler; ‚Randbemerkungen' von Georg Hermann; ‚Weltgericht' von Karl Kraus; ‚Kleine Zeit' von Alfred Polgar; ‚Nachts' von Karl Kraus; ‚Fromme Gesänge' von Theobald Tiger; ‚Die letzten Tage der Menschheit' von Karl Kraus.

Kinofachblatt. Du enthältst das folgende Inserat: „Warnung! Der Schriftsteller Adolf Paul, welcher bis vor kurzer Zeit als Dramaturg mit der für die Oeffentlichkeit bestimmten Bezeichnung eines künstlerischen Leiters bei der unterzeichneten Firma gegen ein festes Monatsgehalt angestellt war, aber wegen seines Verhaltens gegen seine Brotgeberin ohne Kündigung entlassen worden ist, hat es durch allerlei Manipulationen, wie durch den Antrag von einstweiligen Verfügungen, verstanden, sich vorübergehend in den Besitz unsres Films ‚Strindbergs Kameraden', in der Hauptrolle Strindbergs Gattin Harriet Bosse zu setzen, und bezeichnet sich unbefugt und fälschlich als den Hersteller dieses Films." Dagegen hat sich nun wieder Herr Adolf Paul in einer dicken Erklärung gewandt, und es will mich schier bedünken, daß ihm diese Behandlung ganz recht ist. Warum hat er sich mit euch eingelassen.

Intellektuelle Historiker. Man sollte euch niemals das Dokument der Schande und der Dreiundneunzig aus dem Herbst 1914 vergessen. Da zum Beispiel hieß es: „Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Glaubt uns!" Wir wollen von euerm Führer Karl Lamprecht hoffen, daß er im Grabe noch seine Mittäterschaft bereut. Aber allzu wenige von euch, die Ihr leben geblieben seid, haben heute den Mut, ihren Irrtum offen einzugestehen. Wie wissenschaftsfeindlich diese Sympathie für Allgemeinheiten und für die angeblich weiten Horizonte, diese tiefe Abneigung gegen konkrete Einzelheiten. Ihr lerntet und lehrtet Geschichte, Hohenstaufen und Friedrich den Zweiten und den Soldatenkönig: aber die Gegenwart sahet Ihr nicht und wolltet Ihr auch nicht sehen. Was in tausend schmutzigen und übelriechenden preußischen Kasernenstuben an körperlichem und geistigem Unrat zu finden war, ließ euch kalt. Euch genügte, daß das

Kasino gut geheizt war und in Küche und Keller keinerlei Mangel litt. Euch genügte, von der gesamten Geschichte zu wissen, daß die glorreiche Pose ihrer Helden vor die Linse des Photographen gehörte. Der Rest war Schweigen, nämlich der Rest, der das Wesen, der Kern, die Substanz, die Hauptsache ist. Ich war schon immer mißtrauisch gegen euch. Aber seit dem Herbst 1914 glaube ich euch kein Wort mehr.

Abonnent. Die Register für 1919 I und 1919 II erscheinen im Januar 1920.

Frau Agnes R. Ein deutscher Soldat in französischer Gefangenschaft hat Ihnen geschrieben: „Vielen Dank für Deinen lieben Brief. Es tröstet mich, daß es immer noch Wesen gibt, die an unserm Schicksal Anteil nehmen. Im Allgemeinen kümmert man sich ja recht wenig um uns. Wir stehen hier von Gott und Menschen verlassen und müssen uns selber helfen. Letzteres wird von Tag zu Tag schwieriger. Du würdest kaum glauben, wenn ich Dir erzählte, wie sich hier die Dinge von Tag zu Tag zuspitzen. Man versucht alles, um uns vom ‚Ausreißen' abzuschrecken. Man hat ja schon seit lange Prämien für unsre Wiederergreifung ausgesetzt. Jeder, der einen lebenden ‚Boche' einfängt, erhält fünfundzwanzig Francs, wer einen toten bringt, bekommt das Doppelte. Vor unserm Lager ist heute ein Maschinengewehr aufgestellt. Unser Lagerkommandant ist ein Adjutant, der über zwanzig Jahre in der Fremdenlegion gedient hat. Aber nicht genug, daß der Druck von oben kommt, nein, der einfache Soldat oder Zivilist bringt uns einen Haß entgegen, den wir in Kriegszeiten nie gekannt haben. Man kann sich vorstellen, was solche Saat für Früchte zeitigt. Ich sehe ein großes Unglück voraus. Keiner von uns hat die Absicht, jetzt in Friedenszeiten weiter den Druck zu ertragen. Entweder läßt man uns frei oder —? Doch genug davon. Du merkst vielleicht, wie die Sachen stehen. Die größten Pessimisten haben das nicht vorausgesehen." Und nun fragen Sie mich in ergreifenden Worten, ob denn da wirklich garnichts geschehen könne. Ganz abgesehen von der mangelnden Einsicht, die bei uns darüber herrscht, warum diese armen, diese unendlich beklagenswerten Menschen zurückgehalten werden, und für wessen Etappensünden sie büßen, für wieviel Roheiten, wieviel tierische Roheiten preußischer Offiziere und deutscher Beamten — ganz abgesehen davon: eine Regierung, die dauernd diese alten Offiziere benötigt, kann selbstverständlich die Wahrheit nicht sagen. So wird sich das Los der Gefangenen zunächst kaum ändern. Aber wie schlapp und schwach die Wilhelm-Straße auch ist: vergessen Sie nicht, daß wir ein völlig besiegtes Volk sind, eine Nation, die, durch den Größenwahn ihrer Gewalthaber schmählich verführt, am Boden liegt. Wer am Boden liegt, kann nicht schlagen. Machtmittel haben wir nicht. Die hübschen diplomatischen Kniffe helfen nicht. Ein Appell an das Weltgewissen erst recht nicht, solange keins da ist. Und so weiß ich für Ihren brennenden Schmerz keinen Trost. Die Leute leiden für eine sinnlose, eine aberwitzige Sache: für das Nationalgefühl alldeutscher Zeitungsschmierer, die heute, vom sichern Schreibtisch aus wie im Kriege, verantwortungsbar und munter fortsetzen, was die Etappenverbrecher so erfolgreich begonnen haben: die Wut der Welt auf ihre minder feigen Landesgenossen abzulenken, deren erbarmungswürdiges Schicksal ihnen für die Parteipropaganda unentbehrlich ist. Und da das Volk diesen seinen Todfeinden nicht das dunkle Handwerk legt, so wirds seine Brüder, Väter und Söhne schwerlich zu Weihnachten wiedersehen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Alt-Preußen und Neu-Deutschland

von Heinrich Ströbel

Die deutsche Antwortnote hat diesmal auf den Ton des gekränkten Rechtes verzichtet, der dieser Regierung so wenig ansteht, und der Herrn Clemenceau jedes Mal nur zu dem bequemen Triumph verhilft, ihre unvorsichtigen und ungeschickten Deklamationen mit Eleganz und Ironie abfertigen zu können. Ausnahmsweise ist die deutsche Note frei von jenem moralischen Pathos, das nach den kaiserlich deutschen Kriegstaten und den Winkelzügen der republikanischen Regierung im Ausland so fatal wirken muß, und auch die Rechthaberei in Sachen der Flottenversenkung und des Admirals v. Reuter hält sich wenigstens in den Grenzen des Erträglichen. Gescheiter wäre es freilich gewesen, wenn die Regierung seinerzeit die Heldentat militaristischen Wahnsinns, die sich in der Vernichtung toten Schiffsmaterials auswirkte, sofort in schärfster Form mißbilligt und entsprechende Genugtuung dafür angeboten hätte. Statt dessen sah sie den militaristischen Freudenausbrüchen, die damals die ganze bürgerliche Presse erfüllten, mit einer Gelassenheit zu, als ob diese törichte Provokation der Entente sie nicht das Geringste anginge. Und nachdem sie in all den verflossenen Monaten jede Mitverantwortung talmudistisch abgestritten, erklärt sie sich endlich bereit, den Schaden wieder gut zu machen. Daß sie die unerträglich schwere Wirtschaftsschädigung Deutschlands durch die von der Entente geforderte Art der Wiedergutmachung zu erweisen bemüht ist und einen Schadenersatz in andrer Form vorschlägt, würden wir sogar als eine löbliche Pflichterfüllung ansehn, wenn die Regierung nicht durch ihr früheres Verhalten die Dinge so auf die Spitze getrieben hätte, daß die Entente sich jetzt auch den berechtigten Forderungen zu verschließen vermag. Dennoch wollen wir hoffen, daß es wegen dieser Differenz nicht zum Konflikt kommt.

Aber wenn auch diesmal das Schlimmste verhütet wird, so muß doch dem deutschen Volke und seinen Regierern endlich mit äußerstem Nachdruck zum Bewußtsein gebracht werden, daß es allerhöchste Zeit ist, mit der Methode der intriganten Diplomatie von gestern zu brechen, die Deutschland vollends zugrunde richten würde. Die alte Ränke- und Prestige-Politik hatte einen gewissen Sinn, solange Deutschland eine Macht war und nötigenfalls auftrumpfen konnte. Heute ist Deutschland wirtschaftlich bankrott und durch Klassenkämpfe derart zerrissen, daß jeder Versuch, seine wieder groß gepäppelte Militärmacht nach außen zu verwenden, mit einer neuen Revolution beantwortet werden würde. Was soll da die Großmacht-Pose, die nationalistische Geste, die bei unsrer absoluten Ohnmacht nur von abstoßender

Lächerlichkeit ist! Der deutsche Imperialismus hat Alles auf eine Karte gesetzt und Alles verspielt. Militarismus und nationalistischer Größenwahn haben uns um Alles gebracht: um unsre europäische Machtstellung, um unser Ansehn, um unsern guten Namen. Soll sich Deutschland je wieder von seiner selbstverschuldeten Erniedrigung erholen, so muß es der alten Machtpolitik, der militaristischen Tradition vollständig entsagen und sich zu einer neuen Politik, einer neuen Gesinnung bekennen. Weder das Schwert noch die diplomatische Intrige können den Ring unsrer Gegner sprengen und Deutschlands neuen Aufstieg ermöglichen, sondern nur die vorbehaltlose Anerkennung seiner Niederlage, das Bekenntnis der Schuld, die ehrliche Wiedergutmachung, die innere soziale Neugestaltung und das selbstlose Eintreten für einen Weltfriedensbund, wie ihn Wilson erstrebt und wegen des kurzsichtigen Egoismus seiner Verbündeten, nicht zuletzt aber auch wegen der militaristisch-nationalistischen Provokationen der republikanischen deutschen Regierungen und der seelisch unveränderten deutschen Volksmehrheit nicht durchzusetzen vermocht hat. Solange Deutschland nicht diese geistige Renaissance erlebt und in Wiederanknüpfung an die ehrenvollen weltbürgerlichen Traditionen seiner größten Denker und Dichter dem militaristischen Dünkel und dem brutalen Materialismus seiner Lebensauffassung den Abschied gibt, wird es mit dem deutschen Volke weiter bergab gehn in noch unergründlichere Tiefen der staatlichen Verwesung, des sozialen Elends und der moralischen Verkommenheit.

*

Mit welchem Behagen registrierten unsre politischen Genies alle Anzeichen der Zersetzung, die sich im internationalen Bunde der Entente bemerkbar machten. Ergötzte man sich schon an den ersten Seitensprüngen Italiens, so genoß man erst recht die Mißhelligkeiten zwischen Wilson und der Staatsmehrheit wie ein erquickendes Labsal. Welche Genugtuung, daß dieser elende Völkerbund in die Binsen ging, daß dies Lieblingsprojekt des professoralen Ideologen, dem man schon in Paris so übel mitgespielt hatte, sich als irrealisierbare Schrulle erwies! Alle deutschen „Realpolitiker" von Reventlow bis zu Lensch und Cunow waren sich ja von vorn herein über die Absurdität eines solchen zwischenstaatlichen Gebildes einig gewesen. Wirtschaftlicher Interessenausgleich und internationale Verständigung sind nach der Auffassung dieser Repräsentanten deutscher „Mentalität" nichts als törichte Illusionen; nationalistischer Egoismus und stupide Herrschsucht die einzig realen Kräfte des Völkerlebens. Hätten unsre „Realpolitiker" wirklich recht mit dieser tristen Weltverekelungstheorie, die jeden anständigen Menschen zum Bolschewik machen müßte, so wäre das Verhalten der deutschen Regierung und der deutschen Nationalisten noch viel dümmer gewesen, als

es ohnehin war. Denn dann hätte man sich erst recht sagen müssen, daß an Stelle des Völkerbunds ein imperialistischer Staatenbund entstehn werde, dessen Gefolge umso fester, und dessen Forderungen an Deutschland umso unbarmherziger sein würden, je mehr sich die Unverbesserlichkeit des deutschen Volkscharakters offenbarte, je deutlicher wurde, daß Kommißgeist, militaristische Macht- und Heroenvergötzung noch immer das Seelenleben der Volksmehrheit überwucherten.

Und da sich die Nationalisten und Machtpolitiker, nicht nur des alldeutschen Lagers, sondern auch des Zentrums, der Demokraten und der Rechtssozialisten, nicht die mindeste Zurückhaltung auferlegten, sondern unaufhörlich verrieten, daß sie den Frieden von Versailles nur für eine Episode hielten und von Italiens Extratour, Amerikas Ausscheiden, vor allem aber auch von der Radikalisierung und Revolutionierung der Entente-Völker in nicht zu ferner Zeit eine Zerreißung des Friedensvertrages erhofften, so konnte die Antwort auf ein so unsinniges Treiben garnicht ausbleiben. Wenn sich jetzt Frankreich, England, Italien und Belgien zu einem straffen Vierverband zusammenschließen, der entschlossen ist, jede neue deutsche Torheit sofort mit einem Vergeltungsakt zu beantworten und jede Möglichkeit einer deutschen Revanche durch ein rücksichtsloses Prävenire zu durchkreuzen, so ist das nur die natürliche Reaktion auf die deutschen Provokationen. Und nichts wäre törichter, als wenn unsre Reaktionäre und Noskiden, die sich doch so fest auf die eigne Militärdiktatur verlassen, ihre Hoffnung allzu sicher auf den Sozialismus und Revolutionarismus der Entente-Länder bauten. Da die wirtschaftlichen Notwendigkeiten unbedingt ein Zusammenhalten Englands, Frankreichs und Italiens erheischen, wird auch der italienische und französische Sozialismus die neue Entente-Koalition nicht zu verhindern vermögen. Und sobald Deutschlands Haltung auch nur von weitem eine Gefahr für Frankreich und Belgien zu werden schiene, würde man vor keiner Vorbeugungsmaßregel zurückschrecken. Es bedürfte ja gar keines neuen Krieges gegen Deutschland, sondern nur der Vorschiebung der Besatzungstruppen um zwanzig oder dreißig Kilometer, um sich des deutschen Kohlenreviers zu bemächtigen. Die Abtrennung wichtigster Landesteile wäre dann unabwendbar.

Auch die Reichseinheit, auf die man jetzt von Preußen aus drängt, wäre dann kein Hindernis für die Zerreißung des Reiches. Die Umwandlung des partikularistischen Flickenstaates in den deutschen Einheitsstaat wäre an sich das vernünftigste Unternehmen. Nur dürfte sie nicht auf die Borussifizierung Deutschlands hinauslaufen, sondern umgekehrt auf die Aufsaugung Preußens durch das Reich. Diese Entpreußung Deutschlands ist aber nur zu ermöglichen durch die innere Umwandlung Preußens selbst: durch die radikale Ausrottung alles Militarismus, alles

machthungrigen Agrar- und Industrie-Feudalismus, alles mit wilhelminischen Traditionen belasteten Bürokratismus. Offenbaren sich nicht wenigstens erste hoffnungsvolle Ansätze einer solchen innern Wandlung Preußens, so könnte die von äußerstem Mißtrauen beherrschte Entente auch in der Aufhebung der Gliedstaaten und der einheitlichen Organisation des Reiches nur eine neue Bedrohung erblicken und das Drängen nach Reichseinheit grade zur Sprengung des Reiches benutzen.

*

Wie trübselig es freilich um die innere Erneuerung Deutschlands bestellt ist, beweist die beschämende Tatsache, daß man eben den Mann, der die Notwendigkeit des völligen Bruchs mit der politischen Vergangenheit Preußen-Deutschlands am tiefsten begriffen und am schonungslosesten ausgesprochen hatte, erst in diesen Tagen wieder, zehn Monate nach seiner Ermordung durch einen alldeutschen Narren, mit widriger Nachrede zu besudeln versuchte. Haben es doch mancherlei Zeugen im münchner Lindner-Prozeß über sich gewonnen, Kurt Eisner als einen an die Macht sich klammernden Ehrgeizling, als eine Art Kleber und Streber zu schildern. Namentlich auch die protokollarischen Aussagen seines Ministerkollegen und politischen Widersachers Auer ergeben ein solch grotesk verzeichnetes Bild. Andre Zeugen begnügten sich mit dem überlegen-nachsichtigen Urteil, daß Eisner zwar ein hochbegabter Mensch, aber doch nur ein „politisches Kind" gewesen sei.

Der ganze politische und geistige Jammer des Hindenburg-Deutschland spiegelt sich in dieser Einschätzung: Auer der Politiker und Eisner ein „politisches Kind". Was Eisner war, zeigen seine Schriften, die ja unlängst gesammelt erschienen sind, zeigt seine Rede auf dem Internationalen Kongreß von Bern, zeigt sein heroischer Kampf gegen die routinierte Hirnlosigkeit der Ebert-Scheidemann-Regierung, ein Kampf, dem die Kugel des chauvinistisch verhetzten Adelssprößlings ein Ziel setzte. Wer aber ist Auer? Der Neffe seines Onkels Ignaz Auer, die Sedez-Ausgabe eines Ebert oder Noske, ein kleiner Parteibürokrat, ein Mann ohne alle Ideen und jeden seelischen Schwung. Und warum war Eisner ein „politisches Kind"? Weil er einsah, daß die deutsche Revolution hoffnungslos im Sumpfe enden mußte, wenn sie statt der seelischen und sozialen Erneuerung des Volkes, statt eines völligen Systemwechsels nur einen gleichgültigen Personenwechsel in der Regierung brachte, wenn die alten verbrecherischen Kriegspolitiker am Ruder blieben und die Kriegspsychose nach wie vor Gewissen und Verstand der Volksmassen umnebelte.

Eisner war scharfer Gegner des Bolschewismus und Spartacismus, entschiedener Bekenner der Demokratie. Er, der geborene Berliner und politische Weltbürger, war auch alles eher als bayrischer Partikularist. Wenn er gleichwohl der verwasche-

nen, energie- und ideenlosen Ebert-Scheidemann-Regierung in einem sozialistischen Bayern ein Gegengewicht zu schaffen suchte, so geschah das wahrhaftig nicht aus Verliebtheit in politische Sonderbündelei. Und daß Eisner kein Ehrgeizling war, beweist schon die eine Tatsache, daß er sofort nach seinem münchner Siege Liebknecht zum Präsidenten der Republik vorschlug, daß er noch im Dezember in langer, heißer Unterredung Liebknecht zur Teilnahme an der Reichsregierung zu drängen suchte. Da Liebknecht ablehnte, da Ledebour durch seine Sprengung der Arbeiter- und Soldaten-Räte auch die Unabhängigen zur Niederlegung ihrer Regierungsposten zwang, und da dergestalt die ganze Regierungsgewalt im Reich und in Preußen in die Hände der roten Wilhelminer und Sozialimperialisten fiel, so blieb Eisner garnichts übrig als der verzweifelte Versuch, von Bayern aus die deutsche Politik und die deutsche Seelenverfassung zu regenerieren. Und obwohl Eisner überzeugter Demokrat war, erkannte er doch klar genug, daß die sofortige Einberufung des Landtags auch in Bayern nur die politischen Pygmäen von gestern wieder ans Ruder bringen und den gleichen politischen Jammer heraufbeschwören müsse wie im Reich. So versuchte ers eine Weile mit einer Art Räte-System, das Arbeiter, Bauern und Intellektuelle umfaßte. Daß es sich dabei nur um einen Notbehelf und ein Uebergangsstadium handelte, das nur die Durchsetzung der fundamentalsten sozialen Reformen und eine großzügige Friedenspolitik sichern sollte: das wußte er ganz genau. Und wenn sein zwar kühner, aber völlig logischer Versuch an den Gegenzügen der eifersüchtigen und verständnislosen Reichsregierung und an den Quertreibereien der kümmerlichen Geister scheiterte, die ihm in Bayern selbst das Leben sauer machten, so beweist das nichts gegen Eisner und die Reinheit seines Strebens. Aber in Deutschland genießen zwar Generale, die durch frivoles Hazardieren Schmach und namenloses Unglück über ihr Volk gebracht haben, Heroenverehrung; Männer dagegen, deren persönliche Hingabe und deren hinreißender Idealismus ihnen in anderen Ländern leidenschaftliche Bewunderung gesichert haben würde, werden bei uns als „politische Kinder" abgetan. Es kann einem bange werden um Deutschlands Zukunft.

Weihnachtspazifismus von Alfred H. Fried

Alljährlich erleben wir dasselbe Schauspiel. Es war schon vor dem Kriege so. Für uns, die wir Warner und Retter sein wollten, bildete es den alljährlich wiederkehrenden bündigen Beweis, daß wir vergeblich kämpften. Aber jetzt haben sie doch den Marasmus erlebt, den wir von ihnen fernhalten wollten, und in den sie naiv und tändelnd hineinsausten. Jetzt spüren sie doch die Probe auf das Beispiel, das wir ihnen immer vorhielten:

daß Kriegsbeendigung nicht Friede ist. Noch lange nicht Friede. Nur Atempause, Erholung, nur Zwischenakt. Und doch erleben wir wieder dasselbe Schauspiel. Die Läden packen die glitzernden Dingerchen aus, die die Fähigkeit haben, bei entsprechender Beleuchtung während einiger Stunden Märchenglanz vorzutäuschen und Stimmung zu erzeugen. Ein holder, auf Uebereinkunft mit den Betrogenen beruhender Betrug der Industrie. Und gleichzeitig bereiten die Zeitungen und ihre Helfer das gleiche Manöver vor. Pazifismus gehört zur Weihnachtsnummer wie der silberfarbige und goldig glänzende Baumschmuck zum Weihnachtstisch der Familien. Jetzt werden sie uns wieder vorsäuseln von der Nächstenliebe, vom Frieden auf Erden und dem Wohlgefallen für die Menschen, von einer hehren Zukunft der Eintracht über den ganzen Erdball, der Schönheit des Friedens und des Sichverstehens der Völker, von „Frieden, Frieden auf der Erde". Stimmung! Stimmung um jeden Preis und für zwei bis drei Tage. Dann, wenn der Baumschmuck, verrostet und stumpf geworden, mit der zerbröckelnden Tanne auf den Misthaufen geworfen wird, geht der Weihnachtspazifismus unsrer Zeitungen denselben Weg. Die Realpolitik und die Realpolitiker nehmen wieder ihren Platz ein. So wars bis 14; so wars in den Jahren der dem Moloch des Irrsinns geopferten Leichenhaufen und Trümmerstätten; so ist es noch heute, wo wir am Frieden verrecken.

Die Macht- und Gewaltpsychose, die der Kriegerstaat erzeugte, durch die allein er leben konnte, umnebelte den als Rekrutenmaterial vorgemerkten Bürger von dem Augenblick an, wo er seine Umwelt mit tastenden Händen und naiven Augen wahrzunehmen begann. Schon in der Kinderstube baute die Kaserne vor, und in der Schule hatte sie ihre wichtigen Vorposten aufgestellt. Daß das Totgeschlagenwerden eine Annehmlichkeit ist und das Totschlagen eine heilige Pflicht, die jedoch nicht in falscher Richtung erfüllt werden darf, mußte mit der Entwicklung der Zelle und des Knochenbaus in den Staatsbürger hineingeimpft, so innig mit seiner ganzen Physis verbunden werden, daß es dem zuverlässigen Geist nur in seltenen Ausnahmefällen (die dann apart zu behandeln sind) gelänge, aus dem festgebahnten Geleise zu geraten. Damit auch diese Fälle nicht zu häufig werden, hat sich der Feldwebel mit dem Priester verbunden. Wenn aus den vom Feldwebel gedrillten Gehirnzellen etwas wie Auflehnung produziert werden sollte, so hat der Priester die Aufgabe übernommen, die irrenden Ideen dem Staat wieder zuzuführen. Der Priester segnete auch die Ehe, die der Kriegerstaat als Ergänzungsstelle für die Heeresformationen unbedingt nötig hatte. Dafür gestattete der Kriegerstaat, daß man ein Mal im Jahr vom Frieden rede. Der Friede ist an sich die Verneinung des Kriegerstaates. Er konnte bei seinen Stützen und Nutz-

nießern als die denkbar schwerste Auflehnung gegen die Grundlagen dieser Staatskonstruktion gelten. Dennoch konnte er sich dieses Spielen mit der Gefahr leisten: Hirn und Körper seiner Subjekte waren so sicher, so von allem Anfang ihres Seins an für den Zweck des Kriegerstaats gedrillt, daß eine vorübergehende Fiedenserinnerung nur als ungefährliche, aber dekorative Illusion wirken konnte. Wie es Artisten gibt, die brennende Zündhölzer in den Mund nehmen, dies aber mit einer solchen Schnelligkeit tun, daß sie keinen Schaden erleiden, so konnte der Kriegerstaat an hohen Feiertagen den Pazifismus vertragen. Der Weihnachtspazifismus war daher zur ständigen und noch dazu staatserhaltenden Institution geworden. Und alles, was diesen Staat erhielt und von ihm erhalten wurde, versuchte sich da für Tage oder Stunden pazifistisch auszuleben.

Das Denken über den Frieden war gestattet; aber nur als holder Wahn, nur als Traum einer kommenden Märchenzeit. Wer an Verwirklichung dieses Traums in der Gegenwart zu glauben oder gar dran zu arbeiten wagte, wurde als Irrender verächtlich gemacht. Es lag eine abgefeimte Regie in diesem Friedenskult. Man durfte ihm dienen. Indem man es aber tat, beseitigte man die Gefahr, die für den Kriegsstaat darin lag. Der Kultus bereitete selbst das Gegengift, indem er das Selbstverständliche zum Unvernünftigen stempelte.

Gegen diese kunstvolle Barrikade hatte der Pazifismus anzurennen. Ist es ein Wunder, wenn er nicht siegen konnte? Er fand die Individuen vor mit den kriegerisch gedrillten Hirnzellen und den Kriegerstaat mit seinen dienstbeflissenen Dienern, die den Begriff des Friedens gefälscht hatten. Wo man zu bohren anfing, geriet man auf den Stein der Formel: Friede — schön; aber ein Traum. Der Berufssoldat setzte hinzu: Nicht einmal ein schöner. Du willst den Frieden: Du bist ein guter Mensch, ein edler sogar; aber du lebst nicht in dieser Welt. Das ist eine Umschreibung für Narr. Wenn du den Frieden willst, schallte es uns entgegen, so rüste den Krieg. Wir schrien und schrieben: Wir meinen ja garnicht euern Weihnachtsfrieden, euern vom Kriegsstaat erlaubten Feiertagskult des Friedens. Wir verneinen ja zunächst euch selbst, eure gedrillten Gehirnzellen, euern Feldwebel als Amme, Kinderfrau und Schulmeister, den Feldwebel als Versinnbildlichung des Lebenszwecks, wir verneinen euern ganzen Kriegsstaat, wenn wir vom Frieden reden. Die Verneinung dieser Staatsidee ist ja die Grundlage dessen, was wir Frieden nennen. Wir wollen den Arbeitsstaat, der sich zu der Erkenntnis aufgeschwungen, daß Reichtum nicht durch Raub, sondern auch durch Produktion geschaffen werden kann. Sie konnten aber aus ihrer Ideenwelt nicht hinaus und stellten sich unter Frieden immer die Ruhepause vor, die ihren Kriegen folgte, den Frieden, den sie mit bekränzten Fahnen, Festreden

und Heereseinzügen zu begehen gewohnt waren. Man hatte für zwei weltentfernte Begriffe nur ein einzig Wort: an dieser Wortarmut versagte unser Kampf, gingen zwanzig Millionen Menschen zugrunde.

Aber nun haben wir den Anschauungsunterricht gehabt. Dämmert es noch immer nicht? Nun weiß man doch, daß Kriegs-Ende noch nicht Friede ist, sondern Elend und Not des Kriegs in seiner latenten Form. Nun haben wir doch vor unsern Augen die im Bankrott vereinigten Staaten von Europa. Es muß der Wunsch entstehen, sie zur Ueberwindung des Bankrotts zu vereinigen, aus den Kriegsstaaten, die den Erdteil, die Welt bildeten, Arbeitsgemeinschaften zu formen, Arbeitsstaaten, die sich zur Arbeitsunion der Völker verbinden, sich darin ihren Bestand, ihre Sicherheit und ihren Wohlstand garantieren, der ins Ungeahnte wachsen muß, wenn erst die Kräftevergeudung der Kriegsstaaten aufhört. Nun sehen wir doch, wohin der Kriegsirrsinn uns gebracht hat. Mit der Präzision und vervielfachten Gewalt der Maschine gelang es, eine aufblühende Welt in den Urstand der Natur zurückzuwerfen. Die wilden Instinkte, die der Staat gebändigt hatte, hat der Krieg als Mittel erweckt, und die Zauberlehrlinge der Generalstäbe vermögen die Bestie nicht wieder einzufangen. In Wien ist Menschenfleisch gegessen worden. Ein Ereignis, das in der Chronologie der Weltereignisse fett gedruckt dastehen wird für alle Zeiten. Das „Prestige“, das die Kriegs-Idioten der Julitage 1914 zu wahren suchten, ist gerettet. Man ist zur Blutrache zurückgekehrt, hat die Sklaverei eingeführt und fürchtet und meidet den Fremden wieder als den Barbaren. Wir sind gründlich und mit ausgeklügeltem Verstand in die Urzeit unsrer Geschichte, in die Tierperiode, zurückgefallen.

Pazifismus ist jetzt das Mittel, das uns vor dem vollen Ruin retten kann. Er allein ermöglicht den Aufbau der Welt, die Bändigung der ausgebrochenen Tiertriebe im Menschen, die Neuorganisation der Staaten als Arbeitsgemeinschaft und die Vereinigung der Staaten zu einer Schutzunion auf Gegenseitigkeit. Pazifismus ist Realpolitik geworden, das Brot des Zeitalters. Darum fort mit dem heuchlerischen Geflenne, das uns die Friedensidee als leeres Traumideal vorgaukelt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, uns von ihrer Verwirklichung abzuschrecken. Pazifismus als Erbauung für hohe Feiertage war ein Schutz der Kriegerstaaten gegen die Friedensidee. Diese kann nur in dauernder Alltagsarbeit verwirklicht werden. Wir müssen daher den nur auf Stimmung und damit auf Täuschung beruhenden Weihnachtspazifismus ablehnen, hinter dem sich die Spötter und die Gegner verbergen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

VIII.

Ludendorff

Unter den Leitern unsres Geschicks im Weltkriege war nur ein wirklich bedeutender Mann, ein Mann, dessen Name für immer der Kriegsgeschichte angehören wird. Das ist Ludendorff.

Als der August 1914 zu Ende ging, war sein Name weltbekannt, allerdings in unlösbarer Verbindung mit dem Namen Hindenburg. „Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg an bis zu meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte." So schildert Ludendorff selbst die „Zusammenarbeit". Es ist das Verhältnis zwischen Chef und Oberbefehlshaber, wie es bei fast allen Armeen herrschte. Der Chef gab die Befehle, der Oberbefehlshaber setzte seinen Namen darunter. Mißglückte etwas, so „flog" der Chef; der Oberbefehlshaber aber blieb und unterschrieb die in ganz anderm Sinne abgefaßten Befehle des neuen Chefs ebenso, wie er die Befehle des alten unterschrieben hatte. Das ging so herunter bis zu den Divisionen. Der Chef des Armeecorps gab seine Befehle den Generalstabsoffizieren der Divisionen, und die gaben sie mit den nötigen Abänderungen weiter an die Adjutanten. Der eigentliche Divisionskommandeur war, besonders im Stellungskriege, oft garnicht orientiert über das, was er selbst befohlen hatte. War er tapfer, so lief er vorne in den Gräben herum; war er bequem, so blieb er unsichtbar.

Dies System hatte sich im Kriege so ausgebildet, daß man es wohl als das System Ludendorff bezeichnen kann. Es arbeitete prompt und schnell, übersprang die fürstlichen Armeeführer und die alten Generale und hatte eigentlich nur den einen, allerdings recht bedenklichen Nachteil, daß die jüngern Generalstabsoffiziere, schon allein ihrer Stellung wegen, vielfach gefärbte Berichte nach oben sandten. Die Meldung: „Die Division ist abgekämpft" war oben stets unwillkommen, und die malitiöse Rückfrage: „Vielleicht ist sie unter einem andern Generalstabsoffizier nicht abgekämpft?" war höchst peinlich.

Ludendorff als Strategen und Feldherrn zu werten, muß einer spätern Zeit vorbehalten bleiben, die ihm in der Reihe der großen Heerführer aller Zeiten seinen Platz anweisen wird. Daß man ihn zu den ganz Großen rechnen wird, darf bezweifelt werden. Ihm fehlte doch wohl eine Eigenschaft, die Friedrich der Große, Napoleon, Hannibal und Caesar hatten: die dämonische, von Durchschnittsregungen ungeminderte Seelenstärke.

Mit seinem eigenartig herrischen, mürrischen Charakter steht dieser Mann nicht hoch genug über den Dingen. Er sagt selbst, er habe das Lachen verlernt; sagt es, ohne zu ahnen, welches Armutszeugnis er sich damit ausstellt. Er neigt dazu, sich in eine Sache zu verbeißen, einen roten Kopf zu bekommen. Was ihm mangelt, ist die nüchterne, überlegene Ruhe, die einsame Größe, das gleichmäßig brennende Feuer des Fanatikers.

Man muß sich den Bildungsgang Ludendorffs vor Augen halten, um seine Persönlichkeit zu verstehen. 1882 kommt er vom Kadettencorps in das Infanterie-Regiment 57 zu Wesel, ein ausgesprochen einfaches, durchaus bürgerliches Regiment. Hier in Wesel, in der kleinen, unsagbar nüchternen, engen, häßlichen Festung, wo es von Soldaten wimmelt, verbringt er seine Jahre als junger Offizier, arbeitet er wahrscheinlich zähe und fleißig an seiner Ausbildung, und nach fünf Jahren Wesel — und das will was heißen — beginnt er, die Früchte seiner Arbeit zu ernten. Er hat nie Konnexionen gehabt und wohl oft zähneknirschend sehen müssen, wie Kameraden mit klangvollerm Namen leicht erreichten, was er sich Schritt vor Schritt mühsam erringen mußte. Ausschließlich seine Tüchtigkeit bringt ihn, nach der Kriegsakademie, in den Großen Generalstab, und auch hier erringt er sich seine Stellung. Anno 1908 finden wir ihn als Chef der Aufmarschabteilung, der interessantesten und wichtigsten Abteilung des Generalstabs, und diesen Posten hat er bis 1913 innegehabt. Er war im Generalstab bekannt als ein Mann, der den Durchschnitt weit überragte. Seine Schroffheit machte ihn freilich nicht grade beliebt. Man warf ihm oft eine gewisse Sturheit vor (ich finde keinen andern Ausdruck dafür als diesen in der Armee viel gebrauchten). 1913 bekam er dann ein Infanterie-Regiment in Düsseldorf. Wie er selbst erzählt, erfolgte sein Abgang aus dem Generalstab nicht ohne Konflikte. Er hatte die Neuaufstellung von drei Armeecorps gefordert, war aber nicht durchgedrungen gegen den Kriegsminister. Dann wurde er Brigadekommandeur in Straßburg — hübsch weit weg von Berlin, wo man den unbequemen Mann gerne mißte.

Bei Kriegsausbruch wurde er als Oberquartiermeister der zweiten Armee ziemlich kaltgestellt. Aber schon zu dem Handstreich auf Lüttich holte man ihn heran, und es ist sein Werk, daß das kühne, in der Kriegsgeschichte beispiellose Wagnis gelang. Wie er zu Hindenburg kam, habe ich voriges Mal geschildert.

Die preußische Armee hat oft derartige Charaktere hervorgebracht, bei denen die angeborene norddeutsche Schroffheit noch durch die Uniform gesteigert wird. Ich denke dabei an den alten York, an Fabeck, Lentze und Andre.

Was wäre aus einem Manne wie Ludendorff wohl in England geworden! In Indien, in Aegypten, in Afrika, überall hätte er sich abgeschliffen und hätte gelernt, nicht nur militärisch,

sondern auch politisch zu denken. Mit Kitchener hat er viele Züge gemein, wenngleich er als Heerführer weit über dem Engländer steht. Als Politiker aber war dieser ihm sicherlich überlegen. Hier lag seine Schwäche, die ihm zum tragischen Verhängnis geworden ist. Der hochbedeutende, persönlich imponierende, dabei schroffe und leicht heftig werdende General hatte bald die politischen Ratgeber des Kaisers so eingeschüchtert, daß eigentlich keiner gegen ihn aufzutreten wagte. Er hatte immer den großen Trumpf in der Hand, mit dem er jeden schlug: Hindenburg. Niemand, vom Kaiser selbst angefangen, weder Bethmann noch Michaelis, weder Kühlmann noch sonst irgendeiner konnte gegen Hindenburg regieren oder hatte den Mut dazu.

Es war weder Caesarenwahn noch sträflicher Ehrgeiz, womit Ludendorff sich in den Vordergrund schob — es war einfach derselbe Vorgang, der sich in jeder Generalversammlung abspielt: ein kluger, tatkräftiger Mann reißt unwillkürlich die Führung an sich, und die Andern tun, was er will.

Der Einzige, der Ludendorff manchmal zu opponieren wagte, war Helfferich. Aber was konnte ein einzelner Minister gegen den Mann ausrichten, hinter dem zweifellos in den ersten Kriegsjahren das Volk und die Armee stand!

Der Soldat ist politisch immer extrem. Man denke nur an Moltkes Pläne im oesterreichischen Kriege und seinen erbitterten Kampf gegen Bismarck, den dieser ganz knapp gewann. Ein Bismarck war diesmal nicht da, sondern nur mäßig begabte Männer, von denen keiner stark genug war, sich durchzusetzen. Keiner fand den Mut, öffentlich zu sagen: „Ich halte den alles überwiegenden Einfluß der O. H. L. für eine Gefahr, für eine politische Abnormität, die zur Katastrophe führen muß."

Selbstverständlich, und sicherlich bona fide, leugnet Ludendorff ab, die Politik beeinflußt zu haben. Aber der energische Regimentsadjutant, der an Stelle des schlappen Kommandeurs mit fester Hand das Regiment führt, wird auch nie zugeben, daß er der maßgebende Mann ist. Tatsächlich gab es eine, wenn auch nicht offizielle, Diktatur der O. H. L., deren Seele Ludendorff war, einfach deshalb, weil er keinen offnen, sondern nur versteckten Widerstand fand.

Hätte man Hindenburg in Wirklichkeit zum Diktator gemacht, so wäre wenigstens Klarheit geschaffen worden. So aber kam eine Marionette nach der andern und schielte immer nach der O. H. L., schon allein, weil die für populär galt.

Ludendorff neigt dazu, viel zu viel selbst machen zu wollen und sich zu überarbeiten. Das war schon im Frieden bekannt. Sein Arbeitsgebiet war so riesenhaft geworden, daß ihm wichtige Dinge entgingen. Er glaubte, Fühlung mit den Fronttruppen zu haben, übersah dabei aber, daß das ganze Berichtsystem von unten nach oben schon im Frieden auf Beschönigung,

schroff gesagt: auf Lüge beruhte. Die in der Armee übliche scherzhafte Redensart über die Tätigkeit des Kompagniechefs im Frieden: „Er lügt, schreibt falsche Meldungen und fragt: Wie gehts Ihrer Frau Gemahlin?" war doch nicht bloß scherzhaft richtig. Die Wahrheit drang so leicht nicht nach oben durch, und unbequeme Berichte blieben oftmals auf halbem Wege stecken. Ueber den Grad der Kriegsmüdigkeit in der Armee war sich die O. H. L. wohl nie klar.

Ferner durfte der O. H. L. nicht entgehen, welche Zustände in der Etappe und in der Heim-Armee herrschten, wenn diese auch dem Kriegsministerium unterstand. Das ganze schamlose Reklamationstreiben, das ekelhafte, unwürdige Drückebergertum, die allgemeine Korruption bis hoch in die Führerstellen der Heim-Armee hinein: das Alles durfte der O. H. L. nicht fremd bleiben. Sie mußte wissen, daß ehrliebende Offiziere mit noch ungeheilten Wunden wieder zur Front zurückverlangten, weil sie nicht einen Tag länger, als unbedingt nötig war, bei den Ersatztruppenteilen bleiben wollten. In der Truppe bezeichnete man die Heim-Armee als eine traurige Mischung von Arterienverkalkung, Feigheit und Feilheit.

Nicht das Volk hat die Armee von hinten erdolcht, sondern die für Heim-Armee und Etappe verantwortlichen Organe haben ihre Pflicht nicht getan: sie haben diese beiden Formationen so verkommen und verlottern lassen, daß sie wie Kartenhäuser zusammenbrachen vor einer Handvoll Matrosen.

Daß Ludendorff schließlich nicht der Mann war, die Gedanken des Sozialismus zu verstehen und für seine Zwecke zu verwenden, liegt auf der Hand. Ich fragte im Sommer 18 einen jungen Generalstabsoffizier der O. H. L., warum wir eigentlich eine so unendlich hilflose und unwirksame offizielle Agitation trieben. „Warum spielt man nicht den Sozialismus gegen die Demokratie aus?" fragte ich. „Warum sagt man nicht aller Welt bei uns und drüben, wo Flieger es durch Flugblätter zu verbreiten hätten: Wir Deutschen kämpfen für den Sozialismus der Welt, für die Arbeiterbefreiung aller Länder gegen den Kapitalismus, gegen die Demokratie."

„Das ist alles sehr schön und gut", erwiderte der Generalstäbler, „und wir haben den Gedanken auch schon gehabt. Aber wir sind doch ein monarchischer Staat, und bei den Leuten, die bei uns an der Spitze sind, ist so etwas ganz unmöglich."

Und so kam es denn, wie es kommen mußte. Die politische Beschränktheit der leitenden Stellen stand ratlos vor der roten Flut, der man beizeiten ein Bett hätte graben müssen: durch Beförderung von Mannschaften zu Offizieren; durch Maßregeln gegen die Korruption in der Heimat und in der Etappe; durch einschneidende soziale Maßnahmen, zum Beispiel gleiche Ernährung Aller sowohl im Felde wie in der Heimat. Wir haben den

Krieg verloren, weil der leitende Mann, eben Ludendorff, wohl ein genialer Fachmann, aber leider kein Staatsmann war.

Trotzdem sollte das deutsche Volk ihn — als Soldaten, nicht als Politiker und schon gar nicht als Parteipolitiker — ehren und Achtung vor der Kriegsleistung dieses Mannes haben, an den wir Alle einmal geglaubt haben, und unter dem die Armee vielleicht die ruhmreichste Epoche ihrer Geschichte erlebt hat.

Die Kriegsschuld der Rechtssozialisten

von L. Persius

Der Herausgeber der ‚Weltbühne' sandte mir eine kleine Broschüre: ‚Die Kriegsschuld der Rechtssozialisten' von Heinrich Ströbel (erschienen in der Verlagsgenossenschaft ‚Freiheit' zu Berlin) und bat mich, sie zu besprechen. Ich antwortete ihm, ob er nicht wisse, daß ich auf innerpolitischem Gebiet völlig unbeschlagen sei. „Aber ich will hier grade einmal politische Gedanken eines Unpolitischen", schrieb er mir zurück. Nun denn: sein Wille geschehe!

Ich habe nie einer Partei angehört, gehöre keiner an und werde voraussichtlich nie einer angehören. Ich halte mich an das Wort Goethes: „Vergessen Sie auch nicht, daß, wer sich einer Partei hingibt, seinem freien Geist, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen muß." In der Kaiserlichen Marine perhorreszierte ich selbstverständlich die Beschäftigung mit irgendwelchen politischen Fragen. Auch ich gab dem Reichstag, wie die lieben Kameraden, das Attribut „Schwatzbude" — womit nicht gesagt sein soll, daß ich die Nationalversammlung viel anders tituliere — und dachte recht verächtlich von den Volksvertretern. Nicht vergessen kann ich eine bezeichnende Szene. Reichstagsabgeordnete hatten sich zum Besuch eines Linienschiffes, das im Kieler Hafen lag, angesagt. Der Befehl von hoher Stelle lautete: „Liebenswürdigster Empfang, Beantwortung aller gestellten Fragen, natürlich unter Beobachtung . . .", na undsoweiter. Die vom Kommandanten erteilte Instruktion an die Offiziere war entsprechend gehalten; ungefähr so: Den Kerls wollen wir ein gehöriges Seemannsgarn spinnen. Eingewickelt müssen sie werden nach allen Dimensionen, und der Schampus wird beim Frühstück das Uebrige tun. Aber, um Gottes willen, vorsichtig; mit Reichstagsabgeordneten ist nicht zu spaßen. Die sollen uns ja schließlich das Geld für „die größere Flotte" bewilligen! Das Schauspiel verlief glanzvoll. Leicht wars freilich nicht, den Ernst zu bewahren. Die jungen Leutnants — „oft verbrecherlich, finden manches lächerlich" — kicherten schon, als die Gäste an Bord kamen, einige angetan mit Kniehosen, Wadenstrümpfen und Lodenmänteln. Und

wir Alle brachen in ein befreiend tobendes Gelächter aus, als nachher der letzte von ihnen das Fallreep verlassen hatte. Die meisten waren „high spirits“.

Als ich nach über einem Vierteljahrhundert Dienst in das bürgerliche Leben trat, studierte ich die Programme der verschiedenen Parteien. Keines sagte mir zu. Manchmal fühle ich rechtser als ein Stockkonservativer, manchmal linkser als ein Unabhängiger. Johannes Fischart schrieb an dieser Stelle in seiner Charakteristik Hans Delbrücks: „Ich glaube, irgendwo in meinem Herzen habe auch ich mir ein Stückchen Preußentum aufbewahrt, das ich, wenn Niemand dabei ist, wie aus einer verstaubten Kommode heimlich hervorhole und wehmütig betrachte.“ Genau so empfinde ich zuweilen. Auf der andern Seite gings mir wie vielen meiner Kameraden, ältern Seeoffizieren. Wir hatten für die Bestrebungen der Sozialdemokratie manche Sympathien. Ein Kapitel zum Beispiel, die Soldatenmißhandlungen, ging uns zu Herzen. Jeder von uns, der menschlich fühlte, begrüßte es, daß von links her gegen die unwürdige Behandlung der Leute gekämpft wurde. Wir schalten die Dummheit der bürgerlichen Parteien, besonders der Konservativen, daß sie hier nicht an der Spitze marschierten, nicht für das Wohl der Mannschaften eintraten. Das hätte doch in ihrem eigensten Interesse gelegen. Verschiedene andre Fälle, wo die Sozialdemokratische Partei im Reichstag auf Abstellung von Schäden gedrückt hatte, sich für die Abrüstung, für ein obligatorisches Schiedsgericht eingesetzt hatte, kamen hinzu und zusammen, um in mir allmählich den Gedanken reifen zu lassen, jeder „Mensch“, der auf unsres Volkes Wohl bedacht sei, müsse die Sozialdemokratie unterstützen. Das Resultat war, daß ich, wie nicht wenige meiner Kameraden a. D., bei den Wahlen einen Stimmzettel für den Sozialdemokraten abgab. Man hieß wohl Vieles nicht gut, was in der Sozialdemokratischen Partei vor sich ging; aber im Allgemeinen baute man auf ihren Idealismus, weil man meinte, daß er von ihren Mitgliedern wirklich vertreten würde. Dann kam der Krieg — und jeder Glaube wurde mir genommen! Vor einem Scherbenhaufen steht „der Mensch“. Er weiß nicht, wem er noch vertrauen, auf welche Partei er hoffen soll.

Hier nun setzt Heinrich Ströbel ein. In klarer, überzeugender Sprache erklärt er auch dem Unpolitischen die Beweggründe, die die Sozialdemokratie bei Kriegsausbruch leiteten. Er kennt keine Schonung. Unerbittlich zeigt er die Charakterlosigkeit der mehrheitssozialistischen Führer auf. Aber er hat und beweist Verständnis für die schwierige Lage. Und das wirkt auf den Pazifisten versöhnend. Der will lernen, des Mitmenschen Taten zu begreifen, um sie, unter Umständen, entschuldigen zu können. Freilich: es gibt eine Grenze, und im vorliegenden Fall ists undenkbar, daß auch der Versöhnlichste den Mantel des Ver-

gessens und des Verzeihens über das Gebaren einer Anzahl von Rechtssozialisten deckt. Man lese in Ströbels Schrift nach, was er über David, Heine, Südekum, Winnig und Andre sagt. Mir sind alle diese Männer persönlich unbekannt. Ich habe kaum den einen oder andern von ihnen überhaupt gesehen; genau so gehts mir mit Heinrich Ströbel. Nur aus ihren Schriften kann ich mir ein schwaches Bild von ihnen machen; und das stimmt allerdingt mit dem überein, das ich in der Broschüre finde.

Aber Ströbel erzählt uns nicht allein von der Schuld der Mehrheitssozialisten, von ihrer Kriegspsychose und ihrer Psychologie, von ihrem militärischen Autoritätsglauben. Er spricht nicht nur von der Mehrheit als dem „Büttel der Demokratie", von dem Demokratisierungsschwindel. Er beschränkt sich nicht auf Vorwürfe wegen der grausigen Schuld, die die Mehrheitssozialisten auf sich geladen haben beim Ausbruch, im Verlauf und nach Beendigung des Krieges. Nein, er weist auch den Weg, der hätte gegangen werden sollen. Jeder von alldeutschen Scheuklappen freie Sozialdemokrat wird ihm zustimmen, wenn er schreibt: „Und die Sozialdemokratie wäre bei ihrem Kampf für Frieden und Menschlichkeit nicht allein geblieben. Die besten Geister hätten sich ihr freudig zugewendet, hätten, wenn erst einmal eine Freistatt für sittliche Betätigung geschaffen und eine Bresche in die Kriegspsychose gelegt war, sich eifrig ihren Gliedern eingereiht. Hat die Welt doch erleben müssen, daß, während die sozialdemokratische Mehrheit widerstandslos in den Mahlstrom des hemmungslosen Chauvinismus und Militarismus hineingerissen wurde, bürgerliche Elemente trotz aller Vereinzelung und aller Haß-Orgien mutig des Amtes walteten, das von Sozialdemokraten im Stich gelassen worden war." Freilich gilt das Ströbels Ansicht nach nur für die Mehrheitssozialdemokraten. Ein Teil der Sozialdemokratischen Partei sonderte sich ab, ein Teil, von dem Ströbel sagt, daß sich in ihm und den gleichgerichteten bürgerlichen Männern die Ehre und die Zukunft der deutschen Nation verkörpere, und er untersucht die Ursachen des Zusammenbruchs der deutschen Sozialdemokratie, damit „die Vergangenheit Lehrmeisterin" werde. Ströbel spricht mir aus der Seele, wenn er behauptet, daß an all unserm Unglück der Militarismus und der Nationalismus die Schuld trügen. „Daß man Deutschland selbst den so wichtigen Eintritt in den Völkerbund vorläufig verweigerte, ist der militaristischen Rückfälligkeit und jenem blöden Nationalismus zu danken, in dem sich die rechtssozialistische Regierung auch seit dem neunten November noch gefiel. Es ist höchste Zeit, daß jetzt wenigstens die deutsche Arbeiterklasse mit dem Wahnsinn des Nationalismus aufräumt." Ich möchte hinzufügen: nicht nur die deutsche Arbeiterklasse, sondern jeder menschlich fühlende Deutsche sollte sein Alldeutschtum, seinen Militarismus und Nationalismus über Bord werfen.

Aber wenn die deutsche Arbeiterklasse mit dem Wahnsinn des Nationalismus aufgeräumt hat: dann sollte sie sich einigen!

Weite Kreise, viele Männer, die es sich als Hauptaufgabe gesetzt haben, dem Kriege den Krieg zu erklären, sehnen sich danach, ihre Kräfte einer politischen Partei zu leihen, von der sie erwarten dürfen, daß sie ihre ganze Energie aufrichtig in den Dienst der Friedensarbeit, in den Dienst für den Völkerbund stellt. Man wird mir erwidern: Das tut ja die Sozialdemokratische Partei! Aber kann ein Sozialdemokrat darüber im Zweifel sein, daß der unglückselige Streit in der Partei unzählige Deutsche abhält, sich ihr anzuschließen? Sobald die Mehrheitssozialisten dem Militarismus und Nationalismus entsagt haben, sobald die Unabhängigen einen scharfen Trennungsstrich gegen links gezogen haben, müßte die Streitaxt begraben werden können. Dann könnte die Sozialdemokratische Partei die Idealpartei sein für das gesamte Proletariat, soweit es politisch erwachsen ist, für das Proletariat, das heut unermeßlich stark ist, da eine gewaltige Menge Intellektueller dazu gehören.

Der alte Fontane von Kurt Tucholsky

Zum hundertsten Geburtstag

„Nach Neune ist alles aus."

Ich weiß nicht — ich kann seine Romane nicht mehr lesen!" sagt mir Der oder Jener, den ich nach ihm frage. Wir wollen uns nichts vormachen: sie sind ein wenig verblaßt und verstaubt — diese umständlich sorgsame Art, Dinge zu erzählen, die uns nicht halbwegs so wichtig erscheinen wie einstmals ihm, diese rührend einfach verschlungenen Probleme, die wir nicht etwa überwunden haben (das gibt es gar nicht), sondern die er nicht so tief, nicht so menschlich erschütternd empfunden hat, daß sie uns heute noch fest packen. Seine Tragik ist nicht die unsre . . . Die Romane: schön. Und dann kennen die Leute noch einige Gedichte (meist nicht die aus dem Nachlaß) — und sie wissen nicht, daß der alte Fontane einer der feinsten und entzückendsten Theaterkritiker gewesen ist, die es je gegeben hat.

Der Theaterkritiker hats schlecht mit der Nachwelt. Die holt ihn wohl einmal hervor, wenn sie etwas nachschlagen will — aber im großen Ganzen kümmert sie sich nicht viel um den Mann, der damals das theatralische Tuch mit der Elle gemessen hat. Und doch: Lest vom alten Fontane seine ‚Causerien über Theater' (bei F. Fontane & Co. in Berlin erschienen) — und Ihr werdet schmunzeln und lächeln und blättern und lesen und immer weiterlesen . . .

Es zeigt sich hier einmal wieder, um wie viel wichtiger eine fest fundierte Kultur ist als alles, alles Andre. Fontane brachte nicht nur seinen Kopf ins Theater mit (wie Viele geben den in

der Garderobe ab!) — er brachte eine Welt mit. Und stieß diese seine private Welt mit dem Mann da vorn an der Rampe zusammen: dann gab es einen guten Klang.

Ich bin kein Theaterhistoriker und sehe ganz davon ab, was denn eigentlich der alte Fontane in seinen vielen Zeitungsaufsätzen beschrieben hat. Kenner und Kundige werden aus diesen Aufsätzen das alte Theater-Berlin herauslesen, sie werden ihre Wissenschaft über die Literatur bereichern — davon laßt mich hier ganz schweigen.

Und laßt mich schwärmen.

Diese Feinfingrigkeit in Fontanes Arbeiten ist, wenn ich mich unter den Heutigen umsehe, am ehesten mit Alfred Polgars Grazie zu vergleichen. Auch hier die schmerzlich-freundliche Ironie, das tiefe Wissen, daß es ja schließlich alles nicht so wichtig ist — auch hier die entzückende Feinheit in den leisen Lichterchen, in den hingehauchten Pointen, in den kleinen Bosheiten und in den charmanten Liebeserklärungen an Kunst und Künstler. Auch dies verbindet Polgar mit Fontane, daß Beide in der Ablehnung fast noch besser sind als in der Anerkennung, und daß es aus ihrem Tadel, besonders aus dem ironischen Tadel unendlich viel zu lernen gibt. Und blieb Fontane nicht ewig jung? Seine Haltung in Sachen Naturalismus, der den ganz anders empfindenden und erzogenen Mann in die Herzgrube stoßen mußte, soll ihm unvergessen bleiben. Es ist eine gute Gabe Gottes, noch aus Wildenbruch das Letzte herauszuholen und vor Ibsen nicht zu versagen. Ganz und gar nicht zu versagen.

Aber was ist das alles gegen den Ton, den Hauch, den Takt, der diese Aufsätze zu einem der schönsten deutschen Sprachgüter macht! Da ist noch nicht der grauenhafte oesterreichische Feuilletonismus neuer Observanz, auch nicht die silbrig französische Schreibart der Herren, die, frisch aus Paris zurückgekehrt, von den Boulevard-Blättern etwas mitgebracht hatten, das sie ebenso gut daheim in Pinne hätten vorfinden können. Nein, dies ist Anmut, und alle Gesetze der Schwere sind aufgehoben.

Die Probe aufs Exempel — genau wie bei Polgar — ist die, daß wir die Schauspieler, von denen die Rede ist, garnicht kennen. S. J. in seinem Bücherkäfig weiß, wer Johanna Jachmann-Wagner und Clara Meyer und Hans Julius Rahn und die kleine Buska waren — ich kenne nicht einmal ihre Namen. Aber ich sehe sie vor mir! Ich sehe sie Alle, Alle: die Zimprigen und Die mit der großen Schleppe und die auf „edel" Frisierten und die Polterer und die Bartträger und die Dämonischen.

Die Zieglern sehe ich vor mir — er hat sie immer wieder in wenigen Sätzen eingefangen. Ich sehe den Heldenspieler Matkowsky, den Fontane nicht liebte und doch so tief verstand. Ich sehe die kleinen Götter und die Gastspiellöwen und die Heroinen — Herr Gott, wie groß ist dein Tierpark!

Er ist unerschöpflich in Vergleichen. Er holt, um einen Eindruck den Sinnen des Lesers nahezubringen, der ihn doch nicht mit wahrgenommen hatte, die unmöglichsten Dinge heran, die scheinbar ganz fern liegen — und wupp! ist der Eindruck da.

Von einem Rührstück Benedixens: „Das Ganze erinnerte mich an die bekannten Toaste wohlgenährter alter Herren (meist mit Pontac-Nase), die sich, wenn alles im heitersten Geplauder ist und einige Pärchen schon Knallbonbons gezogen und Conditorverse gelesen haben, plötzlich erheben, um völlig unmotiviert ‚Dem, an den wir Alle längst gedacht haben, ein stilles Glas zu weihen'. Alles legt auf fünf Minuten das Gesicht in traurige Falten — Die am meisten, die sich still erkundigen, von wem denn eigentlich die Rede sei —, bis die unbequeme Störung im Schaum des Champagners untergeht. Gott sei Dank! Nichts verwerflicher, als völlig nutzlos die heitern Minuten dieses Lebens auch nur um eine kürzen zu wollen!" Solcher Stellen gibt es hunderte in dem Buch. Das Putzige dabei ist nun, daß Alles, was Fontane zum Vergleich heranzieht, ihm unter der Hand — unter welch feiner Hand! — zum Kunstwerk, zum Bildchen, zum entzückenden Pastell wird. Ob ernst oder heiter: alles ist abgerundet, im Bild und Klang gleich durchgebildet und graziös. Vom Bildchen in die beste Reflexion: „Im zweiten Akt der ‚Wildente' sitzt die Ekdalsche Familie am Tisch, Mann, Frau, Tochter, und die Frau rechnet eben ihr Wirtschaftsbuch zusammen: ‚Brot 15, Speck 30, Käse 10 — ja — 's geht auf', und dabei brennt die kleine Lampe mit dem grünen Deckelschirm, und die Luft ist schwül, und das arme Kinderherz sehnt sich nach einem Lichtblick des Lebens, nach Lachen und Liebe . . . Es ist wahr, ein Stück wie die ‚Wildente' entläßt uns ohne Erhebung, aber muß es denn durchaus Erhebung sein?"

Wer so sprach, hatte das Recht, mit feinstem Humor Dinge in einer Kritik zu gestalten, die ein Andrer, erlaubte er sie sich, sicherlich verbiegen würde. „Was von Zwischenfällen sich einstellte, steigerte nur noch die gute Laune. So beispielsweise während des zweiten Aktes. In demselben Augenblick, da Herr Berndal die Worte gesprochen hatte: ‚Gegen den Unverstand eines alten Weibes hat auch der beste Mann keine Waffen', erscholl vom zweiten Range her ein vereinzeltes, aber intensives und die vollinnerlichste Zustimmung ausdrückendes Bravo. Jeder im Hause fühlte, daß nur ein Schwergetroffener eines solchen Herzenstones fähig sei, und drückte sein Beileid durch Beifall aus."

Diese Filigranarbeit ist doppelt erstaunlich bei Einem, der, wie man aus dem prachtvollen Vorwort Paul Schlenthers erfährt, diese Kritiken „nie für den Buchdruck bestimmt hat — die Zeit zum Schreiben und Drucken war so knapp, daß dem Verfasser selbst fast nie ein Bürstenabzug vorgelegt werden konnte" Und doch ist Alles so ziseliert, als hätten Jahre daran gefeilt.

Das haben sie auch. Aber Jahre vorher. Man muß aus der Stille kommen, um etwas Gedeihliches zu schaffen. Nur in der Stille wächst dergleichen.

Ich müßte das ganze Buch ausschreiben, um zu zeigen, wie unendlich fein die Zeiger dieses kritischen Apparats ausschlugen. Wie er sich niemals vom Bombast täuschen ließ. Wie immer der gesunde Menschenverstand, der bürgerliche Verstand genau dann revoltierte, wenn Einer seine Schwächen durch Radau verbergen wollte. Wie er aber sehr gern bereit war, sich durch einen Dichter, der ein Kerl war, auch über den Gendarmenmarkt hinaus entführen zu lassen.

Verspielt, wie ich bin, liebe ich an diesem Buch am meisten die zart ausgepinselten kleinen Bilderchen. So dieses: „Und nun endlich war der Sand durchs Glas gelaufen; der Vorhang fiel, und der bis dahin zurückgedämmte Enthusiasmus machte sich in schäumenden Kaskaden Luft. Wenn einst Perserpfeile den Himmel verfinsterten, so hier Kränze und Buketts. Immer mehr; letzte und allerletzte; und dann wieder von neuem. Die Scheidende sprach kurze herzliche Worte des Abschieds. Und als sie so dastand, halb versteckt in Kränzen und die Krone noch auf Haupt und Haar, glich sie einer blumengekleideten Flora, einer Königin des Sommers. Und so wird sie fortleben in unser aller Erinnerung: ein helles Bild, ein freundlicher Klang." Nichts herrlicher, als wenn sich über einen possierlich hitzigen Pudel die kalte Dusche eines berliner Witzes ergießt — irgendeine der Anekdoten, von denen Fontane voll war, wird beiläufig erzählt, und Held und Dramatiker können einpacken. Aber bei aller preußischen Verstandesschärfe doch immer wieder der glühende Wunsch, hingerissen zu werden und die stets wiederholte Aufforderung an die Dichter: „Entwaffnet mich! Bezaubert mich! Reißt mich hin!" Und welch Takt, welche Delikatesse: „Einer Vorstellung wie der vom Mittwoch gegenüber" — es handelte sich um den Abschied einer Schauspielerin — „gibt es keine Kritik. Auch die rigoroseste Mutter wird in dem Momente, da sie von ihrer aus dem Hause scheidenden Tochter Abschied nimmt, nicht ein tränenersticktes ‚Sitz grade!' sprechen; in solchem Augenblicke wird auch das leiseste Bedenken, die taktvollste Frage zur Taktlosigkeit. Vielleicht ist schon diese bloße Reflexion ein Verstoß."

Und welche prächtigen Dinge alle in der Abteilung ‚Aphoristisches' stehen, das müßt Ihr selbst nachlesen. (So die himmlische Geschichte von dem sympathischen jungen Schauspieler, der beim Kritiker Besuch macht, in einem etwas blaß gewordenen Plüschfauteuil sitzt, sich als reizender Mensch entpuppt und um gütiges Interesse bittet. „Und nun endlich bricht der Abend seines ersten Auftretens an, und der Zauber ist hin, und alle guten Vorsätze fallen zu Boden. Ein verkleideter Mensch tritt aus der Kulisse, schlenkert hin und her und behauptet, Der oder

Jener zu sein. Aber er ist nicht Der und nicht Jener, ja nicht einmal er selbst.") Es zeigt sich wieder, wie unendlich wertvoll das ist, wenn Einer gefestigt von draußen hereinkommt. Fontane hat immer Distanz zu den Dingen. Er kommt immer von draußen herein.

Und die alten Lustspielkritiken . . . Aber da hinten drängt schon der nächste Artikel seinen dicken Kopf hervor, und ich muß schließen. Zum Abschiedsgruß: Lest dieses seltene Buch und lernt wieder einmal, wo Kultur und Geschmack und Charme und Kraft und schwebende Leichtigkeit wachsen und gedeihen. In der Stille.

Die Pausen werden durch die Clowns . . .

Die Schulreiterin im blauseidenen Ballettröckchen hat sich vom Pferde geschwungen, knickst zierlich, führt die Hände an die Lippen, sieht aus wie ein Odol-Reklame und geht ab durch die Mitte. Ein tritt

Der Clown: Aoh — good morning! Hä Kepellmaister — bitte aine klaine Mjuuhsik! (Die Kapelle: Schnedderengdeng!) Ach — isch bin hier hereingekommen, mich hinkt der linke Fuß — isch bin auf den Boden der gegebenen Tatsachen gestiegen, und der war so voll, da bin isch runtergefallen — aoh yes —! Feine Leute haben da gestanden; sie haben alle gesagt: Wir können links rum schreiben — wir bleiben, bleiben, bleiben — es waren fürnehme Leute —! Ja, was ist das? Eine kleine Pferdeappel — o mein kleiner Pferdchen, laß den nicht Mister Erzberger sehen, sonst mußt du Zusatzsteuer zahlen! Ich werd das Pferdchen suchen gehen und steck ihm wieder . . . Guten Tag, Hä Stallmeister! Wie geht Ihre liebe Frau? Und Ihrem gnädigen Verhältnis —? Nicht hauen —! Isch schenk Sie auch dreißig Mark — isch kann mir das leisten, isch habe vorhin ein Dollar gefunden — da — davon will isch in Germany heiraten, und was übrig bleibt, kriegt Herr Sklarz. Yes — isch gebs ihm freiwillig — er kriegts ja doch eines Tages . . . Du dummer Junge — geh weg! Weißt du nicht, wen Sie vor sich haben? Ich bin ein Clown — eine richtige Clown — isch kann auf den Kopp und auf die Beine — nein, isch bin kein deutsche Ministe, isch seh bloß so aus. Guten Tag, Herr Wachtmeiste — wie komm — können Sie mir vielleicht — wie komm isch hier am besten nach die Bendler-Straße? Ja, was isch da will? Isch muß mein Freund Noske eine kleine Besuch machen! Ist mein gute Freund, Gustav! Sehn Sie mal, Herr Stallmeister, was brauchen Sie die lange Peitsche — Gustav sein Stallmeister hat gar keine Peitsche — hat klein Säbelchen, heißt Adjutantchen, und geht auch! Ja — geht gut! Aoh yes — Gustav muß bleiben! Gute von Freund von mir, der Gustav . . . Was ist das —? Sieh mal, wer da im Parkett sitzt! Die Sarah Bernhardt! Wie kommt denn die in den Zirkus? Die gehört doch bei die beiden Bindelbands —? Das sind Zustände, Zustände sind das —! Hä Kepellemeister, spielen Sie nicht so laut — isch kann garnicht hören, wie die Valuta fällt —. Hä Kepellmeister! Will nicht . . . Hä Stallmeister — wissen Sie den Unterschied zwischen die alten und den neuen Regime — nää? — ich auch nicht . . . Nicht hauen —!

Die nächste Nummer erscheint: ein knallrot behoster Athlet. Der Clown geht durchaus o-beinig ab.

Wilhelm Tell

Von Goethen wissen wir, wie das Drama entstanden ist. Schiller klebte sich Karten der Schweiz an die Wände des Zimmers, las Reisebeschreibungen, bis er mit Wegen und Stegen, und Chroniken, bis er mit der Geschichte des Schauplatzes eng vertraut war — und dann begann er den Guß, trank stachelnden schwarzen Kaffee und schlief jede zweite Nacht angezogen am Schreibtisch sitzend. Das Ergebnis ist einigermaßen bekannt. Dem Dichter, der nie in der Schweiz gewesen, dem rühmen die Schweizer nach, daß keiner lebendiger als er ihr Land, ihre Landschaft und deren Seele dargestellt habe. Wenn der Künstler mit innerm Auge gesehen hat, so tuts auch der Leser. Oder der Zuschauer. Leopold Jeßner nämlich hat, wie Schiller sich, so uns den Anblick der Schweiz geschenkt. Er hat sozusagen gleichfalls nur Karten der Schweiz an die Wände geklebt, statt Berge, Seen, Täler, Almen, Marktplätze, Rütli und Hohle Gasse plastisch zu formen. Das Ergebnis verdiente, weithin bekannt zu werden.

Wie Hauptmann Schillers Befreiungsdrama erneuert hat, ist im dritten ‚Jahr der Bühne' zu lesen. Jeßner kommt nach andrer Methode zu ebenso zwingender Wirkung. Eine mächtige grüne Freitreppe füllt die Bühne von links nach rechts und von unten nach oben aus. Auf beiden Seiten leiten kürzere und niedrigere Stufen zu vertikal gelegten Brücken empor, durch deren Torbogen man in Tells oder Stauffachers Haus, oder wohin man sonst will, gelangt. Der Phantasie sind keine Schranken gesetzt. Abgründe schließen rings uns ein, wenn sich im Hintergrund zwei dräuend schwarze Vorhänge spitzwinklig schneiden. Erreichen einander die Vorhänge nicht, so ist Platz für den Durchzug der Hochzeiter vor der Ermordung des Landvogts, der — und das ist kein Unglück — nicht vom Pferde sinken kann, sondern den streng gegliederten Abhang hinunter ins Jenseits kullert. Bei Attinghausen unterbrechen die Rückwand des Saales belebend zwei bunte Bogenfenster. Um Zwing-Uri vorzustellen, türmt Mauerwerk sich zyklopisch auf. Quer zieht sich ein Zaun, und der Eigenbrötler Tell ist mit seinem Anwesen von der Genossenschaft abgetrennt. Emil Pirchan hat offenbar das Zeug, der Ernst Stern des Regisseurs Jeßner zu werden.

Der gewinnt durch diese dekorative Vereinfachung auf einer Bühne, die keine Drehscheibe hat, die Möglichkeit, den Ablauf von fünfzehn Auftritten so zu beschleunigen, daß allein durch das Tempo für unsere Einbildungskraft die üblichen Illusionsmittel aufgewogen werden. Er gewinnt zweitens durch die Maße der großen, rechteckig in die Breite, Tiefe und Höhe ausgenutzten Bühne die Monumentalität der Umwelt für Schillers Gebirgsbauern, dieses Riesenspielzeug. Monumentalität muß nicht Farblosigkeit bedeuten. Schon das Licht — endlich wieder einmal nicht wanderndes, nicht scheinwerfendes, sondern stetiges Licht — schützt vor Eintönigkeit. Grau lastet der dumpfe Druck auf dem Volke, und golden bricht die Sonne, die immer um die Familie Tell gekringelt hat, in Aller Hütten und Herzen. Von spontaner Gewalt der Schrei der Erlösung an Geßlers Leiche. Vorher hatten sich um den Hut auf der Stange die Aelpler überaus eindrucksvoll gestaffelt, dann waren die stahlgeschienten Lanzenträger von oben herab wie Habichte auf sie und zwischen sie gestoßen, und auch der Fortgang dieser abgeklapperten oder wenigstens dafür geltenden Apfelschuß-Szene hatte in Bild und Wort zu ungeahnten Kontrasten, Einschnitten und Akzenten

geführt. Dafür waren bewährte Abgänge, ehemals dröhnende Aktschlüsse so gehalten, als sei Applaus eine Schande.

Der Darstellungsstil? Als die drei Knaben des lyrischen Vorspiels, feierlich aufgebaut, genau so feierlich von einem Gestade, das nicht vorhanden war, zu deklamieren begannen: da konnte einem schon angst und bange werden. Diese aufgesteifte Hieratik entsprach allenfalls der Freitreppe und — wäre nicht eine Viertelstunde zu ertragen gewesen. Nun, es dauerte keineswegs so lange, bis das Prinzip des Regisseurs sichtbar und hörbar wurde. Wer hat vor ihm hier überhaupt eins gehabt? Er bricht entschlossen mit der traditionellen Meiningerei und verlangt jedem Einzelnen den äußersten Grad von Beseeltheit ab, unbekümmert darum, ob die Art ihres Ausdrucks zu der Freitreppe stimmt oder nicht. Daß Viele selbst einen mäßigen Grad entweder vorläufig oder für immer schuldig bleiben, ist unvermeidlich. Solch ein Ensemble läßt sich beim eisernsten Willen nicht von heute auf morgen verjüngen. Umso bedauerlicher, weil gänzlich unnötig, daß Männer wie Patry, Sommerstorff, Tiedtke der Aufführung fehlen. Sie wären ihr kein geringerer Schmuck als die hysterisch-proletarische Armgart der Unda, die beinah männlich kluge und feste Stauffacherin der Sussin, der ebenbürtige Stauffacher Winterstein und der gradezu herrliche Attinghausen von Krauß-neck, der unendlich ergreift, wenn er sich bei der Frage: „Was tu ich hier?", kaum merkbar schaudernd, mit den knochigen Greisenfingern über der Brust das Gewand zusammenzieht. Einst war er Tell. Es ändert sich die Zeit.

Und neues Leben blüht aus den Ruinen. Blüht? Es wuchert, es schießt mit geiler tropischer Pracht über alle Grenzen, sobald Fritz Kortner den feigen Tyrannen zu einem gräßlich lachenden Kobold macht. Aus dem Krötenmaul dieser Märchenfigur zischt kein Satz, um den nicht schweflige Flammen flackerten. Es lohnt sich, zu sehen, wie ihm die Reitgerte unter der Hand, in der Faust zu Dolchmesser, Degen, Peitsche wird. Dieser packende, auf Anhieb packende Komödiant ist das jüdische Gegenstück zu Krauß — aus der heißen wie der aus der kalten Hölle. Es ist keine Kleinigkeit, uns mit einem Theaterbösewicht von Schiller Angst einzujagen. Kortner gelingts, indem er Schiller in Shakespeare verwandelt. Unsre menschliche Angst wird zur künstlerischen Entzücktheit. Man möchte den Todespfeil auffangen, nur um den brennenden Dämon im grellroten Mantel immer weiter vor Augen zu haben. Ein ähnliches schauspielerisches Ereignis war vor einem Vierteljahrhundert der angetrunkene Geßler von Bassermann. Der hat seitdem Gesetze des Stils nicht anerkennen gelernt. Gegen sie und den Spielleiter stellt er seine Natur. Da sie reich ist, behält er glanzvoll recht. Seinem Tell ist vom übermäßigen Sentenzenfutter das Blut nicht trübe geworden: hell wie sein Haar und sein Kleid ist sein Wesen. Aber aufgestört, in seinem Kindergemüt getroffen, schreckt er einfach vor nichts zurück. Bassermanns Meisterschaft vereinigt den arglosen und den furchtbaren Tell. Ein schöner, ein stärkender, ein belebender Abend. Man hofft plötzlich wieder. An Schauspielern herrschte ja freilich niemals ein Mangel. Sie zu zähmen aber hat Berlin allein auf einmal nicht weniger als drei Persönlichkeiten hinzubekommen: Berger, Jeßner und Karlheinz Martin. Solange keine Dramatiker großen Kalibers nachgewachsen sind, genügen über und über die alten. Wenn wir jetzt noch statt radaulustiger Schieber ein Publikum hätten: wir könnten trotz der traurigen Weltlage eine deutsche Theaterkunst haben.

Operation von Martin Beradt

Eine Stunde nach Mittag sollte ich in eine Klinik, worunter ich ein Marterhaus verstand, einkehren, und da ich keinen mindesten Anlaß sah, mich vorweg mit den Uebeln zu beschäftigen, hatte ich bis zuletzt so angestrengt gearbeitet, daß ich die Stunde des Rufes fast versäumte und hastig die Zutaten in einen Rucksack packte, den ich für diese Reise als Felleisen gut fand. Ich lief mehr, als ich ging, die Straße hinab, erwarb an einem fliegenden Stande im Laufe einige Zeitungen, band ihnen die Hoffnung an die Flügel, mich in den nächsten Tagen wie Tauben aus dem Kerker zu entführen, und wiederholte für mich: entführt werden, ja, das wollte ich. Ich hatte selten in den letzten Monaten eine Stunde zum Nachdenken gehabt, ich hatte sie mir in keinem Fall genommen, hatte vor allem in dieser Stadt, in der ich seit einem Vierteljahrhundert lebte, denn ich konnte schon mit Zeiträumen rechnen, die etwas Grauenhaftes hatten — ich hatte hier noch nie an einem andern Orte geschlafen als in meiner Wohnung, innerhalb der Wände dieser selben, nie versinkenden und wenigstens seit langer Zeit nur selten emporgehobenen Wohnung. So kam ich mir wie ein Fremder vor, der zum ersten Mal eine Stadt betritt, und in ihrem Gasthaus absteigt. Ich glaubte einen Anlaß zur Spannung zu haben, und ich spürte sie.

Zunächst hatte ich in einem Vorraum zu warten, und der Aufenthalt lohnte immerhin. Unter meinen Augen wurde eine Frau vorübergefahren, welche der ganzen Gestalt nach in Tücher geschlagen war, und der man nur das Haupt freigelassen hatte, das ungewöhnlich bleich und von Haaren schwarz umrahmt war. Mit geschickten Händen lenkten zwei Schwestern in großen weißen Schürzen und weißen Fallhauben behutsam den schmalen Wagen. Wie Wandelbilder erschienen alsbald auf dem Zimmergange nach einander Leidende verschiedener Art, vorwiegend in unvollkommenen Anzug, durchweg erschreckt durch meinen Anblick. Flüchtig trat der Arzt auf, wechselte eine Freundlichkeit mit mir, vertröstete mich auf die Ankunft des Chirurgen, der sich verspäte, und machte der einen der schon einmal vorgekommenen Schwestern Platz, die mich anging, obwohl der Patient noch fehle, ihr die Instrumente zum Einweichen zu geben. Ich versicherte, daß der Mangel weniger an dem Patienten als an dem Arzte läge, fand aber im übrigen den Irrtum, den sie hinter dem Vorhang und unter seinem Schutze andern Schwestern erzählte und belachte, nicht weiter erheiternd.

Immerhin verstrich die Zeit, und nach einigem Ablauf erschien mein Arzt, dieses Mal mit dem Vorschlag, die Operation zurückzustellen und bei einer Aetzung es bewenden zu lassen. Eine Aetzung hatte er zuerst beabsichtigt, vielleicht genügte sie schon. Meinem Verstande erschien es sonderbar, daß die Pünkt=

lichkeit oder die Unpünktlichkeit eines Arztes darüber befände, ob ich operiert oder geschont wurde, ich fügte mich aber mit geübter Geduld und stieg, wie es gewünscht wurde, in einem hellen Zimmer, in welches ich zu diesem Zwecke eingeladen wurde, auf den Operationstisch, lockerte die Sachen und lag bald wie ein mit beiden Klingen aufgeklapptes Messer da, wobei ich zwischen meine aufgehängten Beine blickte. Auf diesem Wege stießen meine Augen freilich bald auf ein verglastes Fenster, das sich jedem weitern Verlangen zur Flucht recht ablehnend in den Weg stellte. Immerhin war ich nicht schlechter Dinge, da ich um den eigentlichen Eingriff kommen sollte. Erst als eine Schwester meinen Arm ergriff, und ich plötzlich den Andrang eines Instrumentes und unmittelbar danach einen ungewöhnlich heißen Schmerz fühlte, einen Schmerz, welcher sich verschärfte, als Finger nachdrückend mich berührten, war meine Heiterkeit unmittelbar vertrieben, als sei sie durch eine Petarde in die Luft gegangen.

Noch während meines Schmerzes, während ich mir hätte bewußt werden sollen, daß die körperliche Unbill gleich vergangen sein werde, spürte ich plötzlich, grade jetzt werde der Chirurg erscheinen und das Geschehene als nicht geschehen betrachten. Wirklich war es nicht anders. Die Klingel wurde gerührt, der Chirurg erschien, und nach der ersten Begrüßung und der Schilderung der Hindernisse besichtigte er den Schaden. Genau gesprochen war es keine Besichtigung, wenigstens ließ er sie als keine Besichtigung gelten, erklärte die Notwendigkeit vielmehr, nicht nur die Operation noch vorzunehmen, sondern sogar sie auszudehnen, um die Dehnung eines Muskels nämlich, die ihm auch zu einer ordentlichen Besichtigung notwendig schien. Mein Arzt stockte. Ich wußte nicht: entschied er sich für ihn oder lehnte er den Eingriff ab, ich hörte hartnäckig den Chirurgen sprechen, meinen Arzt aber schweigen. Immerhin konnte der falsche Eindruck von meiner Lage kommen, die mich zwang, durch die hochgehängten Beine in das Licht zu starren und rechts und links in Schatten zu sehen. Ich fragte also, zumal der Chirurg immer stürmischer wurde und schon in einem Rausch zu sein schien — ich fragte, wie weit er den Eingriff bemessen wolle. Seine Antwort fiel zögernd aus. Je mehr er zögerte, desto lebhafter aber wurde ich. Bei einem frühern Anfall meines Leidens hatte er diesen Eingriff erwähnt und hervorgehoben, daß er ausnahmsweise mißrate. Diese Aeußerung stellte ich ihm vor, und als ich ihn darauf zwischen dem Bekenntnis zu mir und der Parteinahme für seinen Fachgenossen schwanken fühlte, machte ich reinen Tisch, erklärte, ich sei Anwalt, und versicherte, ich würde in dieser Eigenschaft nicht selten gezwungen, einen Fachgenossen zu Rate zu ziehen, die Neigung, einen Kollegen zu decken, sei mir also durchaus nicht fremd, er solle sich aber herz-

lich von mir gebeten wissen, den Kranken, welcher ich sei, über den Genossen, das war: über diesen Chirurgen, zu stellen, den ich dabei mit einem Schielblick suchte. Auf diesen Aufruf berührte der Arzt mir die Schulter mit einer ungemein väterlichen Hand, und der Chirurg bekam seinen vermittelnden Vorschlag an das Herz gelegt, nach dem Ausfall einer örtlichen Spiegelung den Umfang des Eingriffes zu bestimmen. Zu diesem Angebot gehörte freilich eine Annahme, sonst kam ein Uebereinkommen nicht zustande, und eine Antwort vernahm ich nicht. Da mir der Erfolg dieser Aufforderung mithin unsicher schien, unternahm ich eine letzte Anstrengung, um meinen Willen durchzusetzen, das heißt: nicht Andre über mich verfügen zu lassen. Ich sagte meinem Arzt, der mir noch immer zu Häupten stand, er möchte dem Chirurgen mitteilen: wo die Zustimmung des Patienten aufhöre, fange die Körperverletzung an.

Zunächst hatte es noch gute Weile mit der Feststellung dieses Vergehens, da noch Vorbereitungen für das Verfahren erforderlich waren. Ich hing zwischen Himmel und Erde und wälzte den Gedanken umher, wie wenig Gewähr der unerfahrene und leidende Mensch habe, daß sein Wille respektiert werde. Die Schwestern begannen, mich dieser Grübelei zu entreißen, gemach wurden Vorkehrungen an mir getroffen, die bisher nur gelockerten Kleidungsstücke entfernt, rechter Hand und linker Hand durch die rechts und links aufgestellten Schwestern, von denen die zweite eine kleine und zarte Person war, neben der die andre umso stärker und verläßlicher erschien, und inzwischen verlor ich auch die Schamhaftigkeit, die ich im Anfang noch besessen hatte, wenn ich auch weniger durch die Natürlichkeit der Schwestern um sie kam, als dank der Selbstverständlichkeit der Aerzte, welche sich ihrerseits weder verletzt noch verlegen fühlten. Da ich übrigens weiterhin auf Geduld angewiesen blieb, so stellten sich plötzlich Heiterkeit und Neigung zur Laune ein, als plötzlich sich alles änderte und die zweite Schwester, wohl um die Laune zu verjagen, aus einem kleinen Röhrchen einige Tropfen Morphium in den Schenkel spritzte und der Chirurg sich anschickte, die inwendigen Teile gegen sein Vorhaben unempfindlich zu machen. Er versprach nicht mehr als einige Stiche, aber es wurden aus ihnen einige Dutzend, und da die Nadel in die zartesten Häute stieß und er die einhakende Nadel noch außerdem nachdrückte, um die Flüssigkeit gänzlich auszuleeren, so kamen meine ersten Widerstände allmählich in das Wanken, und so sehr es in diesem Augenblick noch überflüssig war, daß die größere Schwester meinen Arm hielt und an ihre Brust zog, so sehr bedankte ich mich doch, daß ihr Wille zur Güte sich schon bereit machte.

Inzwischen traten, ohne daß noch der eigentliche Prozeß schon begonnen hätte, unliebsame und für den in Schmerz und Furcht Verharrenden peinliche Aufenthalte hervor. Es fehlte

an etlichen Gegenständen, die der in der Zwangslage Befindliche nicht im einzelnen erkannte, in jedem Fall wurde eine elektrische Handlampe in verschiedenen Formen herbeigeholt und verworfen, bis schließlich zu merken war, daß nun kein Aufenthalt mehr gewährt wurde. Tief in die Gedärme vordringend, sich dem Herzpunkt nähernd, an dem das Leben bei dem leisesten weitern Stoß erstickt, wurde ein Spiegel eingeführt, wahrscheinlich wenig schmerzhaft, nur daß der schon Erschütterte in Spannung des Geschehens mit gedehnten Fibern, bei dem leisesten Stich in das Rückenmark getroffen, zusammenzuckte. Ohne die mindeste Beschleunigung betrachteten alsdann der Chirurg und auf seine Einladung auch mein Arzt, die Höhlung, in welcher neben der ersten eine zweite Wunde im Hals des Schlundes nachgewiesen wurde, und nun gab auch mein Arzt seine Genehmigung zu der Erweiterung des Eingriffs. Die Dehnung des Muskels wurde sofort unternommen, war auch im Augenblick geschehen, das Instrument freilich blieb in der Höhlung stecken wie ein Keil, während der Kopf einer gewalzten Platinstange von Chirurg, Arzt und Schwester auf dem Tisch zum Glühen gebracht, in die Flamme gehalten und wieder aus der Flamme genommen wurde. Damit begann die eigentliche und hauptsächlichste Marterung. Dem Zwang von innen, der die leiseste Bewegung verbot, aber den Körper um sich selber rasen machte, einem plötzlichen Gefühl, von dem schmalen Tisch herabzurollen, weil er von keiner Schranke abgeschlossen war, trotz des deutlichen Bewußtseins, festzuliegen und außerhalb der Gefahr des Absturzes zu sein, dazu der Blendung durch das weiße Fenster, das auf einmal das Gesicht mit einer Lichtflut, die eher von innen kam, bedrängte — diesem Ansturm entzog sich der geplagte Leib nicht länger, schützend übergossen ihn seine Schweiße, Schenkel und Hände regten sich in leisem Zittern, die Seele, aufgerührt, verlangte nach Tröstungen, und entschlossen dachte sie, wenn dieser Anfall wiederkehrte, so zog sie vor, sich abzuwenden und für ihren Teil das Leben zu beenden. Es gab Menschen, die sich oft noch im hohen Alter von einer zur andern Operation geduldig, ja voller Hoffnung, führen ließen, aber was mich betraf, so verwarf ich ein Leben, das sich zwischen der Erwartung eines neuen Eingriffs und dem Eingriff selber teilte. Ein großer Gelehrter, der seinen Tod selbst in die Hand genommen hatte, als er ein schweres Leiden bei sich feststellte, winkte freundlich herüber und rief zur Nachfolge. Meine alte Abneigung gegen den Selbstmord, die sich immer mit einer erheblichen Anlage zur Schwermut vertragen hatte, verlor sich, ich fühlte, und wie mich dünkte, zum ersten Mal, die Leichtigkeit des Todes gegen das Gewicht des Lebens, während hinter geschlossenen Augen der Schmerz von dem aufgerissenen Leib sich ununterbrochen zu dem Gehirne hinanfriß. In diesem schon halb fassungslosen Augen-

blick fackelte die Stange mit dem weißglühenden Kopf in der erhobenen Hand des Arztes vorüber, betäubt legte ich mich tiefer in die vorgestellten Kissen, spaltete, weil ich sie nicht fand, mit dem Hinterkopf den Tisch, eine unaussprechliche Uebelkeit benahm mich, ein plötzliches heißes inneres Brennen vermehrte sie nicht, sondern lenkte sie nur ab, unfähig den Schmerz zu ertragen, drückte ich die Tischplatte zwischen die Finger, die Zähne krampften sich zu einer stumpfen Masse, noch um ein weniges, so verlor ich den Verstand — als, ohne daß ich den Keil sich entfernen fühlte, mir eröffnet wurde, daß der Eingriff erledigt sei. Der Chirurg bezeigte eine Freundlichkeit, trat an das Kopfende des Tisches und erkundigte sich, wie es mir ginge, ja, ob der ganze Vorgang überhaupt sehr schlimm gewesen sei. Ich entgegnete, es käme darauf an, von wem aus man ihn betrachte, aber noch im gleichen Augenblick trat der Südwind in mein Herz und vertrieb den Nordwest, der es verhangen hatte. Die gütige Hand meines Arztes kam wieder an meine Schulter, und da ich mich aufrichtete, oder es doch mit mir geschehen ließ, war ich sogleich zur Hälfte wieder gesammelt. Während ich zu ihm nach links gewandt ein Anliegen vortrug, schob der Arzt mein Gesicht nach rechts, wo mir eine Schwester ein kleines Glas mit Cognac vorhielt, und obwohl es wieder durch mich brannte, wandte ich gegen diesen Brand weniger ein als gegen den Brand zuvor. Zum Schluß wurden meine Beine aus den Stützen befreit, und der ganze Körper vom Tisch gehoben und auf einen niedrigen Tränenschemel gelassen, damit ich zu mir zurückfand. Aber ich hatte mich längst zurückgefunden, die Hände halfen sich gegen einen neuen Schwindel, indem sie sich am Gestänge des Wagens hielten, ich sah das von mir vergossene Blut und billigte es schon, aber als die Schwestern einen Wagen heranfuhren, half mein Sträuben, ihn zu besteigen, nicht das Mindeste, ich wurde hinaufgehoben und hinausgefahren, und mein Wille konnte sich erst behaupten, als ich von dem Wagen in das Bett gehoben werden wollte, aber schon imstande war, diesen Weg zurückzulegen.

Dort, in einem freundlich zugerichteten Bett, sah ich dem unausgesetzten Brande freundlicher zu, und als ich erst einige Stunden den Vorteil der Wärme genossen hatte, nahm ich eine andre Einordnung der Dinge vor. Mußte ich dieses Uebel noch einmal durchmachen, was war eine winzige Stunde gegen die mehreren angenehmen im Bett, zu denen wahrscheinlich sich noch viele weitere in der gleichen Bettstatt gesellen würden, von der häuslichen Bettstatt und von den unzähligen künftigen Stunden im Leben vorerst zu schweigen? Immer mehr durchwärmt, lächelte ich meiner Todessehnsucht, freute mich bärbeißig der Schmerzen, die ich gehabt, und deren, die ich noch hatte, und als ich gar die Güte der zweiten Schwester in ganz besonderm Maß

erfuhr, begann ich über das Mitleid nachzudenken und, wie im Innersten übrigens von je, ihm die höchsten Ehren anzuweisen.

Die Nacht darauf konnte ich nicht schlafen, aber ich brauchte den Morgen darauf auch nicht zu arbeiten, sondern durfte die Stunden sich nach neuen Gesetzen verschieben lassen. Als es zehn Uhr des Vormittags wurde, waren meine Tagesaufgaben bereits erledigt, ich konnte mich dem Nachdenken hingeben nach Gefallen, rief Freunde und Gedanken auf die innere Bühne, und daß ich einige Male entschlummerte, nahm ihrer Unterhaltung weniger den Wert, als daß es ihr eine Süße gab, die auch die Schmerzen nicht vertrieb. Noch am Abend, der mir den Schlaf schenkte, strömte sie durch mich und ließ mich leise an das Ufer eines neuen Lebens rudern.

Sylvester

von Kaspar Hauser

So viel Tage zerronnen,
so viel Monate fliehn;
stets etwas Neues begonnen,
dorrt es unter der Sonnen . . .
Hexenkessel Berlin!

Ich, der Kalendermacher,
blick nachdenklich zurück.
Mal ein Hieb auf den Schacher,
mal auf den Leutnant ein Lacher —
Aber wo blieb das Glück?

Schau, sie sind kaum zu belehren.
Denken nur merkantil.
Halten den Noske in Ehren,
können ihn nicht entbehren —:
Handgranatenstil.

Mädchen — euch halten die Schieber!
Denn sie sind obenauf.
Geist —? Es ist euch viel lieber
Lack und Erfolg und Biber —
Das ist der Welten Lauf.

Nur mit dem Armband bekleidet,
wandelt Melpomene.
Börsenfaun, er entscheidet,
woran die Loge sich weidet —:
kugeliges Decolleté.

Wie verbring ich Sylvester?
Gib mir dein blondes Haar.
Fasse die Arme mir fester,
gib dich, du liebliche Schwester —
voll aus deinen Händen
Nacht und Entzücken mir spenden
und ein besseres, anderes Jahr!

Rundschau

Gesichter

Neulich fuhr ich mit einem bekannten Zeichner durch Berlin. Er sagte zu mir: „Sehn Sie sich die Gesichter der Leute an! Sind die Köpfe besser geworden? Ist das der Gesichtsausdruck eines Volkes, über dem ein Schicksalssturm dahingebraust ist? Sehen Sie sich die Gesichter an!“

Ich sah sie mir an. In der Tat: genau so ausradierte helle Flächen wie vor dem Kriege. Nirgends ein Atom seelischen Lebens, nirgends eine Spur innerer Erlebnisse. Gewiß, man hat sich in Saloniki entlausen lassen, hat in Finnland Zigaretten empfangen, ist in Flandern vom Feldwebel angeschnauzt worden — aber nichts blieb haften. Warum nicht?

Weil Berlin immer mitging. Aber nicht die Heimat ging mit — haben denn diese entwurzelten Leute aus den Mietswohnungen überhaupt eine Heimat? —, sondern der alles verwischende und verwaschende Bureaukratismus ging mit, die öde militärische Gleichmacherei, die viel, viel schlimmer war als der schlimmste, uns stets angedrohte Zuchthausstaat der Sozialdemokraten. Er ging mit und ließ keine innern Erlebnisse aufkommen. Es wurden zwar welche gedruckt, aber die stammten fast alle aus der Literatur.

Sind die Augen geöffnet worden? Der ‚Simplicissimus‘ — als er noch gesund war und ein freches Hundevieh — druckte einst im tiefsten Frieden ein Lob des Krieges aus einer Kriegervereinszeitschrift ab, darin gesagt wurde, der Krieg sei schon deshalb so zu begrüßen, weil durch ihn die deutschen Soldaten fremde Gegenden kennen lernen müßten. Nun kann ich mir zwar eine angenehmere Art zu reisen denken, aber diesen Unsinn hat man dann später, als Reklamation und vaterländische Begeisterung die Seelen stärkten, im Ernst lesen können. Aber ach! was haben sie denn kennen gelernt?

Immer wieder dieselbe preußische Etappenstadt: „Zur Entlausungsanstalt“ — „Nur für Offiziere“ — „Durchreisende Mannschaften haben sich auf der Kommandantur zu melden“ — „Verboten“ — „Verboten“ — „Verboten“ —.

Und wenn die Deutschen den Nordpol erreicht hätten, sie hätten auf die Spitze der Erdachse eine Tafel befestigt: „Das Betreten des Pols ist nur nach eingeholter Genehmigung durch die Etappenkommandantur Nord II gestattet. Die Mannschaften haben bei einer Temperatur von dreißig Grad abwärts umgeschnallt zu erscheinen.“

Nein, den Gesichtern ist nichts anzumerken, und den Seelen —?

Ich fürchte, ich fürchte, auch denen nicht.

Ignaz Wrobel

Revolutionslyrik

Der Schaffende ist revolutionär. Religionsstifter, Künstler, Staatsmann: der Unterschied ist graduell, wie der Weg vom Geist zur Form, vom Himmel zur Erde, vom All zum Ich, vom Ich zum Du.

Das wird wieder klar, wenn man eine Sammlung deutscher Revolutionslieder wie die von Julius Bab (erschienen bei Eduard Strache) liest, in der Goethe und — als Christus-Ersatz — Luther neben dem Verfasser der Arbeiter-Marseillaise zu Worte kommen.

Aber die zeitlosen Revolutionäre müßten fünfzigmal stärker vertreten sein, und die zeitlichen, deren Aufgabe dahin formuliert wird, eine „Einheit“ teils nach außen, teils nach innen, teils nach beiden Richtungen hin abzugrenzen, dürften

nicht so nach Leitfaden und Literaturgeschichte schmecken.

Ich glaube, es ist keine günstige Zeit zur Herausgabe solcher Sammlungen; nicht nur, weil die Lyrik des Weltkrieges noch unvollständig vorliegt, sondern weil uns eben erst aufdämmern soll, was Revolution ist, und wie die zeitlichen Fragen mit ewigen zusammenhangen. Da wird sich zeigen, daß der von Bab betonte Gegensatz zwischen willensschwachem Bürgertum und kulturschwachem Proletariat nicht den Kern der Sache trifft, sondern daß wir vor einer Zeit tiefster Umwertung stehen, in der alles Tun und Dichten zur Phrase wird, das nicht auf den Urgrund unsres Erkennens zurückgeht. Der Gegensatz wird zwischen zwei Weltanschauungen bestehen, die sich nur grob und unvollkommen als die individualistisch-anarchistische und die sozialistisch-gebundene bezeichnen lassen.

Die deutsche Revolutionslyrik von Julius Bab wird durch ihre aesthetisch-literarischen Vorzüge und durch die Ahnung tieferer Zusammenhänge, die immerhin aus ihr hervorblickt, einen gewissen Wert behalten.

Eduard Saenger

Was wäre, wenn . . .

Eines Tages — das war ungefähr acht Jahre, nachdem die Schwerindustrie ihr Geld in den Berliner Lokalanzeiger gesteckt hatte — beschloß ein großes Konsortium edler Menschenfreunde, diese Zeitung für pazifistische Bestrebungen anzukaufen, und es entspannen sich lebhafte Verhandlungen mit dem Verlag, die denn auch zum Abschluß führten. Der neue Herr fragte an, zu welchem Termin die Redakteure ihren Posten verlassen wollten — aber da kam er schön an! „Wir haben schon so viele Schwenkungen mitgemacht“, wandten die Herren ein — „auf eine mehr oder weniger kommts auch nicht an! Wir bleiben.“

Und so geschahs, und nun spielten sich auf der neuen alten Redaktion folgende Szenen ab:

„Telegramm aus Amerongen — Seine Majestät, pardon, der Exkaiser ist leicht unpäßlich! Holzbock? Wo ist Holzbock?“

„Lärmen Sie doch nicht so! Der Exkaiser kann uns leid tun; sagen Sie lieber: Was ist mit der Großnichte von Bebel? Kriege ich nun das Bild oder kriege ichs nicht?“

„Wir bringen nicht nur ihr Bild, wir bringen auch einen Leitartikel von ihr. Die Frau kann zwar nicht schreiben, aber das haben unsre Leitartikler schließlich auch nie gekonnt. Vergessen Sie übrigens nicht: morgen ist der fünfte Jahrestag von Liebknechts Ermordung — einen flammenden Artikel und Erinnerung an den edeln Verblichenen . . . Holzbock! Wo ist Holzbock?“

„Der ist nicht da. Er interviewt Radekn — hier, den Anfang haben wir schon: ‚Ich stehe nicht an, vor coram publico zu erklären . . .‘

„Herr Meyer! Herr Meyer! Wollen Sie entlassen werden? Dann sagen Sies. Was soll uns der siebenundzwanzigste Januar? He? Was soll er uns? Diese lächerlichen Anachronismen lassen Sie besser weg, Sie — Sie — Monarchist! Nur die Völkerversöhnung auf republikanischer Grundlage . . . Sie, was wird aber doch, wenn die Nationalen die Oberhand bekommen? Es sieht fast so aus. Und dann? Und dann? Wo ist Holzbock? Dann sitzen wir am Ende in der Opposition!“

Der Chefredakteur tritt ins Zimmer und spricht mit Emphase: „Ein Lokalanzeiger steht niemals in der Opposition!“

Peter Panter

Antworten

W. E. S. Sie empfehlen meiner geneigten Beachtung den Reklamechef der Reichsregierung Herrn Doktor Otto Driesen aus Kautschuk. Es stimmt, daß der Herr noch vor einem Jahr überzeugter Monarchist war. Bei Dietrich Reimer ist 1918 eine massive, nach Umfang und Inhalt massive Broschüre von ihm erschienen: ‚Das deutsche Volk und seine Fürsten'. Zitate zu drucken, ist gar nicht möglich, denn man wüßte nicht, wo man beginnen und aufhören sollte. Es gibt einen einzigen Lohn, der dieser Leistung wirklich gerecht würde: daß man niemals mehr sagte: Ein Byzantiner, sondern kürzer und deutscher: Ein Driesen. Dieser — nehmt alles nur in allem — Mann preist mit vollen Lungen ein „beschworenes Treueverhältnis", selbstverständlich zu Wilhelm dem Zweiten. Aber das hat ihn nicht gehindert, ein neues Treueverhältnis zu Fritze Ebert zu beschwören. Und das hat die Republik nicht gehindert, ihn anzustellen, gut zu bezahlen und ausschweifend zu befördern, weil man ja hierorts der Meinung ist, daß Jemand seine Weltanschauung ruhig alle acht Monate wechseln kann, weil man ja hierorts der Meinung ist, daß Prinzipien zu garnichts verpflichten, es sei denn dazu, Ausnahmen zu der Regel zu finden. „Die Identität der Person beruht auf dem unveränderlichen Charakter; der ist derselbe im Kinde wie im Greise, die Zeit kann ihm nichts anhaben." O weiser, o gerechter Richter Schopenhauer! Sprich weiter: „Zur Lebensweisheit ist erforderlich, daß man keinen schlechten Zug eines Menschen vergesse, sondern überzeugt sei, daß er dasselbe, unter gleichen Umständen, wiedertun werde." In der Wilhelm-Straße handelt sichs aber nicht um Lebensweisheit, oder doch um Lebensweisheit, nämlich um Protektion und Posten, und so hat sich denn zwingend erwiesen, daß Herr Doktor Otto Driesen auf keine falsche Karte gesetzt hat. Bei diesem politischen Jeu gewinnt Jeder einmal. Er muß nur mitspielen.

Sonderbarer Schwärmer. Sie glauben, daß nur die Deutschen so heillos knechtselig, dumm und träge an Geist und Herzen sind, um die Westarps, Reventlows, Helfferiche, die Zerstörer ihres Landes und Totengräber ihres mehr oder minder kleinen persönlichen Glücks, immer weiter zu dulden, zu ehren, ja, anzubeten? Ach, unsre Bundesbrüder rühmen sich eben solcher Henkersknechte, und deren Opfer sind an Minderwertigkeit durchaus konkurrenzfähig. Aber eines haben sie vor uns voraus: den Publizisten, der der Zeiten Schande aus einer ehernen Posaune in die entgötterte Welt trompetet. Lesen Sie Nummer 519/520 der ‚Fackel' (zu beziehen von dem Verlag gleiches Namens, Wien III/2. Hintere Zollamtsstraße 3). „Diese Sorte, die durch vier Jahre nicht zur Kenntnis nehmen wollte, daß sie den Krieg angefangen hat, will nun auch nicht wahr haben, daß sie ihn verloren hat, ja sie möchte so tun, als ob sie ihn überhaupt nicht geführt hätte — aus welchem Geisteszustand sich mit zwingender Notwendigkeit ergeben muß, daß sie ihn auch nicht beendigen wird. Ein Erlebnis, das durch allen Jammer dieses Krieges ein Wohlgefühl über ein Jahrtausend breiten müßte: keine Habsburger, keine Hohenzollern zu haben, dies Glücksgeschenk, das o Königin das Leben doch schön macht, wird an die Erinnerung vergeudet, daß unter den Zeptern ein Kaiserfleisch oder ein Eisbein zwei Kronen, die also noch Eine Mark fünfzig waren, gekostet hat, und wiewohl jene nachweislich erst zu einer Zeit entfernt wurden, wo diese Lebensgüter schon zehnmal so teuer waren, ist der Schwachsinn, der aus der hoff-

nungslosesten Abteilung der Irrenhäuser ins Freie entkommen scheint melancholisch, weil er die Rechnung ohne den angestammten Wirt machen muß, und gibt an der weitern Teuerung dem Nachfolger die Schuld. Für die schlichte Erkenntnis, daß, wo nichts ist, nicht nur der Kaiser sein Recht an die Republik verloren, sondern auch den Zustand verschuldet hat, hat die geistige Aushöhlung der Kriegsjahre keinen Vorrat mehr erübrigt, und der Patient, dem das Bein amputiert werden muß, um sein Leben zu retten, ist auch psychisch derart lädiert, daß er den Arzt für das Leiden verantwortlich macht und jenen Todfeind zurückruft, der ihn zwar angeschossen hat, aber ehe ers tat, ihm doch nie zugemutet hätte, sich das Bein abnehmen zu lassen! Und weil die Feuerwehr noch dies und das preisgeben mußte, macht der Verunglückte sie nicht nur fürs Wasser, sondern auch fürs Feuer verantwortlich und wünscht sich zur Rettung den Brandstifter herbei. Nun muß ich ja sagen, daß, wenn die Wiederkehr des Uebels alle nur erdenkliche Erleichterung und Vergütung so sicher garantierte, wie seine Herrschaft allen Wucher und alle Verwüstung bewirkt hat, ich lieber in der Republik verhungern und erfrieren wollte. Und nach zwanzig Jahren Republik noch würde ich bei jedem Tritt in den Dreck dieser Straßen, auf jeder Höllenfahrt dieser Bahnen, auf jedem Kreuzgang zu diesen Aemtern das Andenken jener verdammten Habsburger berufen, immer einer hoffnungslosen Gegenwart zugutehaltend, daß . . .“ Aber sollte man der nachhabsburgischen Gegenwart nicht auch zugutehalten, daß sie solche Fackeln ins dunkle Land leuchten läßt? Vielleicht ist sie doch nicht völlig hoffnungslos. So wie Karl Kraus über seine Habsburger wage einmal Einer in der Republik Deutschland über die Hohenzollern zu sprechen, für die das Alles doch keine geringere Geltung hätte! Da mit dem Belagerungszustand die Schutzhaft aufgehoben ist: er käme aus dem Zuchthaus nicht mehr heraus.

Sadist. Sie lauern bei jedem Menschen auf den Moment, wo er sich ahnungslos seelisch entblößt. Oft erleben Sie das ja nicht, denn alle Welt pflegt Masken zu tragen. Aber manchmal verrutscht so eine. Und dann schreibt der Verlagsdirektor Herr Georg Bernhard in einem Leitartikel: „Wer weiß, was er will, der vermag alle Ereignisse für sich auszunutzen.“ Frieden, Massenmord, Revolution, Reaktion, Kommunismus und U-Boot-Krieg — was eben jeweils gefragt ist. Nur die Anständigkeit ist niemals gefragt.

Vergleichender Historiker. Sklarz und Marloh sind Brüder von ungefähr gleicher Lieblichkeit (obwohl es kein kleiner Unterschied ist, daß Marloh neunundzwanzig Menschen das Leben geraubt hat, wohingegen manche Menschen Herrn Sklarz wenn nicht ihr Leben, so doch ihr Wohlleben danken). Aber nun sehe man, wie die Presse der Rechten diese beiden Fälle behandelt. Aus der Zweieinhalbdutzendmordsache Marloh garnichts zu machen und aus einer bösen Korruption alles, das ist schon deswegen eine aufreizende Gaunerei, weil im deutschen Offiziercorps die Marlohs leider erheblich weniger als bis jetzt in der deutschen Republik die Sklarze eine Ausnahme bilden. Die demokratische bürgerliche Presse hat beiden Fällen ungefähr dasselbe Gewicht beigelegt. Nur rechts wollte man von Marloh so viel wissen, daß man nichts von ihm wissen wollte. Man hielt sich an die unvermeidliche „anatomische Begleiterscheinung“, „daß Blut fließt, wenn neunundzwanzig Menschen erschossen werden“. Bei der Betrachtung des psychopathischen Amerongers pflegt das Gesindel eine geringere Begabung für Analytik zu zeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam